Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neunundvierzigster Band.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neunundvierzigster Band.

Nachträge bis 1899:

Kaiser Friedrich III. — Hanstein.

Auf Veranlassung

Seiner Majestät des Königs von Bayern

herausgegeben

durch die historische Commission

bei der

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

1904.

Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen, geboren am 18. October 1831, † am 15. Juni 1888.

1831—1848.

Die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm, der am 18. October 1831 im Neuen Palais zu Potsdam das Licht der Welt erblickte, fiel in eine Zeit tiefer nationaler und politischer Dépression. Die nach den Befreiungskriegen so heiß ersehnte Einigung Deutschlands war ein Traum geblieben; die Bestrebungen der deutschen Patrioten wurden von den deutschen Regierungen mit argwöhnischen Augen betrachtet, die begeistertsten Verfechter der Einheitsidee als Demagogen verdächtigt; Kerker und Verbannung waren die Früchte ihrer Vaterlandsliebe. In Preußen war es namentlich die Verzögerung der lang erhofften und heißersehnten Verfassung, die weite Kreise des Volkes mit Mißstimmung und Erbitterung gegen die Regierung erfüllte. Es erschien daher wie ein glückverheißendes Vorzeichen für die Zukunft des deutschen Vaterlandes, daß der muthmaßliche spätere Thronerbe an einem der denkwürdigsten Tage der Befreiungskriege — dem Erinnerungstage der Völkerschlacht von Leipzig — geboren war. Geburtstag und Wohnstätte — wie bedeutungsvoll für den jungen Hohenzollernsproß! Wie glück- und zukunftverheißend aber auch das fürstliche Elternpaar! Prinz Wilhelm von Preußen, nachmaliger Kaiser Wilhelm I. und seine Gemahlin Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar waren bei allen Gegensätzen des Wesens und Charakters wie geschaffen, einander zu ergänzen; ihre Erziehungsgrundsätze klangen deswegen auch harmonisch zusammen. Der Vater, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, vereinigte in seinem klaren, durchsichtigen Charakter mit dem strengen Pflichtbewußtsein, dem gütigen, wohlwollenden Herzen, dem schlichten, einfachen Wesen einen lebhaften Sinn für die Größe des Vaterlandes. Ein Sohn Luisens, hatte er die unglückliche Zeit Preußens mit durchlebt und auf der Flucht nach der Schlacht bei Jena im Schlosse zu Schwedt das Vermächtniß der edlen Königin erhalten: „Werdet Männer und geizet nach dem Ruhm edler Feldherren und Helden.“ Durch den Vater redete der Geist einer großen Zeit zu dem Sohne. Die Mutter, Prinzessin Augusta, hatte in dem kunstsinnigen Weimar die Freude am Schönen, die Pflege der Kunst an ihrer lautersten Quelle kennen gelernt. Ihr war das Glück zu Theil geworden, aus dem Munde des größten deutschen Dichters Belehrung zu schöpfen; sie hatte noch die letzten Strahlen des Glanzes der größten deutschen Litteraturepoche gesehen;

die Augen Goethe's, Wilhelm von Humboldt's und vieler anderer Geistesheroen hatten wohlgefällig auf ihrer jugendlichen Gestalt geruht; die zarten Hände Charlotte von Schiller's hatten sich segnend auf ihre Locken gesenkt. Und von ihrer Mutter, Großfürstin Marie Pawlowna, der ersten Begründerin eines Frauen-Krankenvereins, hatte sie die erbarmende Menschenliebe gelernt. So war sie, wie selten eine Mutter, befähigt, die Keime alles Guten und Edlen in die junge Kindesseele zu pflanzen.

Die Erziehung in den ersten Jahren leiteten Madame Godet und Frau v. Clausewitz, die Wittwe des als Strategen und Mitarbeiters Scharnhorst's berühmten Generalmajors. Im siebenten Lebensjahr des Prinzen trat in die Reihe seiner Lehrer noch eine Persönlichkeit, die auf die Entwicklung seines Geistes und Gemüthes einen nachhaltigen Einfluß geübt hat: Frédéric Godet, der Sohn seiner ersten Erzieherin, ein reformirter Theologe, aus dem damals noch preußischen Neuchâtel, aber auf deutschen Universitäten gebildet. Wie Curtius in seiner Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich ihm nachrühmt, hat er es trefflich verstanden, des Prinzen Gemüth in die „für sein Leben gültige Bahn harmonischer Entwicklung zu lenken", und noch in später Zeit hat Friedrich Wilhelm von seinem Erzieher gesagt, daß keiner ihm so klar wie er schwierigere Erkenntnißfragen auseinanderzusetzen gewußt habe. Der Prinz betrachtete Godet von Anfang an mehr als einen Freund, denn als Lehrer. Die sichersten und eingehendsten Nachrichten über des Prinzen Jugend und geistige Entwicklung verdanken wir denn auch diesem Manne. Er schildert uns den Prinzen als einen schlanken Knaben mit dunkelblonden Haaren und einschmeichelnden Manieren. Alles an ihm war graziös und zeigte die Vornehmheit seines Wesens. Der gutmüthige und zugleich nachdenkliche Ausdruck seines Kinderantlitzes, die weiche, natürliche Modulation der Stimme, die knabenhafte Ungeduld und Schelmerei hatten etwas ungemein Anziehendes. Mit der Oberleitung der Erziehung war der Militärgouverneur Oberst v. Unruh, früher Adjutant des Prinzen von Preußen, betraut worden. Da Friedrich Wilhelm nur eine Schwester, Prinzessin Luise, spätere Großherzogin von Baden, besaß, so hatte er in einem Spielgenossen und Mitschüler, Rudolf von Zastrow, einen Kameraden erhalten, mit dem ihn Jahre lang, bis zu dessen frühem Tode eine innige Freundschaft verband. Die beiden Freunde waren unzertrennlich, aßen, tranken, spielten mit einander und zeigten ihre herzliche Kameradschaft auch darin, daß sie gleich gekleidet gingen. Die Anlage der beiden Knaben und ihr Antrieb zum Lernen waren verschiedener Art. Der Prinz mit einer starken Phantasie begabt, neigte anfänglich zu einer gewissen Zerstreutheit; es zeigte sich damals, wie Godet erzählt, bei ihm weniger Energie und Spannkraft als bei seinem Kameraden, was an einer gewissen physischen Schlaffheit liegen konnte, die aus seinem schnellen Wachsthum hervorging. Seine Mutter, die lebhaftes Interesse an seiner geistigen Entwicklung nahm, beunruhigte sich über diese Anlage und versäumte nichts, sie zu bekämpfen. Die Besorgnisse der Mutter sollten sich aber bald als unbegründet erweisen. Stand sein reich veranlagtes Geistes- und Gemüthsleben auch mehr ästhetischen Eindrücken offen, so zeigte der Knabe doch, wie dies namentlich seine späteren Lehrer, Professor Schellbach und Ernst Curtius, bezeugen, in der Folge auch einen sehr regen wissenschaftlichen Eifer. Mit der Berufung des letztgenannten jungen Gelehrten zum Civilerzieher des Prinzen, nach Godet's Weggange, beginnt ein neuer bedeutungsvoller Abschnitt in seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Der Unterricht wurde unter Curtius' Leitung mit verstärktem Eifer und tiefer Gründlichkeit betrieben, und daß an die geistigen und körperlichen Kräfte des Prinzen große Anforderungen gestellt wurden, zeigt ein aus den Jahren 1844/45 und

1846 noch erhaltener Lectionsplan, den der Prinz eigenhändig Frédéric Godet, mit dem er weiter im brieflichen Verkehr blieb, mitgetheilt hatte. Der Plan läßt in Bezug auf seine Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig und wäre heute geeignet, einen modernen Gegner der Jugendüberbürdung mit Entrüstung zu erfüllen. Neben der Pflege des rein Wissenschaftlichen wurde auch die ästhetische Bildung nicht vernachlässigt. Den Zeichenunterricht leitete schon seit längerer Zeit der Maler Asmus und der später als Erbauer der Berliner Siegessäule bekannt gewordene Professor Strack. Mit Lust und Eifer wurden auch unter Aghte und dem Musikdirector Taubert Musikstudien betrieben. Der Prinz erfreute sich mit Begeisterung an edlen Compositionen, wie beispielsweise an dem „Tod Jesu" von Graun, „Paulus" von Mendelssohn u. s. w. Ueber das erste dieser Werke schrieb er an Frédéric Godet im Juni 1845: „Wie schön ist diese Musik! Lange haben mich an jenem Abend die bewunderungswürdigen Stellen, z. B.: „Wie herrlich ist die neue Welt!" verhindert zu schlafen, so sehr hatten sie mich erregt!" Das Requiem von Mozart, das bei Gelegenheit des Todes seiner Großtante, der Prinzessin Wilhelm, aufgeführt wurde, hatte ihn so ergriffen, daß er selbst die Worte zu einer Art Requiem schrieb, nach dem Muster desjenigen, das er gehört hatte. In einer Zusammenfassung seines Gesammturtheils über die geistigen und moralischen Anlagen seines Zöglings sagt Frédéric Godet, „daß ein vorherrschender Zug in seinem Geistes- und Gemüthsleben der Geschmack am Schönen und Großen war. Damit hing jene bereits erwähnte Erregung zusammen, in die ihn eine schöne Musik, ein tiefempfundenes religiöses und weltliches Gedicht versetzte. Alles, was als erhaben und religiös in die Erscheinung trat, war seiner Sympathie sicher." Mit dieser Grundanlage verband er ein ruhiges, gesundes Urtheil und eine große Herrschaft über sich selbst. Diese letztgenannte Eigenschaft gab ihm nicht nur später im Gewühl der Schlacht so häufig jene überlegene Ruhe, die ihn zu einem wahren Helden machte, sondern drückte sich auch schon viel früher, beispielsweise bei jenem ernsten Eisenbahnunfall aus, dem der Prinz im J. 1851 beinahe zum Opfer gefallen wäre. Der ruhige Besitz seiner selbst wurde von einem schnell erfassenden und fein beobachtenden Geiste begleitet, eine Eigenschaft, die ohne Zweifel dazu beigetragen hat, ihn später zu einem so vorzüglichen Kenner socialer Verhältnisse zu machen. Diese Mischung von lebhafter Phantasie und ruhiger Vernunft charakterisirten seine Geistesrichtung. Was die moralischen Anlagen des Prinzen angeht, so waren seine Güte und die zarte Liebe seines Herzens die hervorstechendsten derselben. Seine Liebe zu den Eltern war tief. Ihnen irgend einen Schmerz zu bereiten, wäre für ihn eine Todesqual gewesen. Sein Erzieher belegt diese Charakteristik mit zahlreichen Beispielen.

Das lebhafte Rechtsgefühl des Prinzen, das ihm später als Thronfolger so große seelische Conflicte schuf, war schon in der Jugend stark ausgeprägt. Godet zeigt an verschiedenen Fällen, wie ein von ihm wahrgenommenes Unrecht das Gefühl des sonst so ruhigen Knaben lebhaft aufwallen ließ, namentlich, wenn es dem Unterdrückten und Wehrlosen galt. Mit diesem Mitgefühl für die Schwachen und Elenden verband er die rührendste Treue gegen diejenigen, die er liebte. Sein Freundschaftsverhältniß zu Rudolf v. Zastrow und vielen anderen seiner Jugendgenossen war ideal. Ohne Unterschied von Rang und Stand blieb er ihnen unwandelbar treu. Seine Dankbarkeit für treu geleistete Dienste war unbeschränkt und entbehrte jedes selbstsüchtigen Hintergedankens; seine Anhänglichkeit an seine Lehrer und Erzieher erlosch nicht mit dem Aufhören der erzieherischen Thätigkeit. Er läßt sie nicht aus den Augen und steht in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihnen; er besucht

sie auf seinen Reisen und nimmt an ihren intimsten Lebensschicksalen innigen Antheil. Noch von seinem Schmerzenslager aus San Remo schreibt er an Schellbach, den einstigen, so hoch geschätzten Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften, und während seines Kaisermartyriums empfängt er ihn und Curtius im Charlottenburger Schlosse. — Was diesen so liebenswürdigen Anlagen vollends ihren ganzen Werth gab, war seine Bescheidenheit. „Niemals", berichtet Godet, „habe ich aus dem Munde des Prinzen ein Wort kommen hören, das von dem Wunsch eingegeben war, sich geltend zu machen. Er hatte eine so aufrichtige Liebe zur Wahrheit, daß der geringste Schein von Schmeichelei ihn zurückstieß." „Berg war für mich ein Freund, wie ich ihn fordere, der die Wahrheit ohne Furcht sagte", erzählte er von seinem verstorbenen Jugendfreunde.

So gewährte der Prinz, noch kaum im Jünglingsalter stehend, das Bild eines vielseitig gebildeten Fürsten. Was ihn damals auszeichnete, war nach dem Ausspruch seines berühmten Lehrers Curtius „eine harmonische Gesammtbildung, eine echte Humanität. Sein geistiges Auge war nach allen Seiten offen. In klassischer Bildung war er soweit gefördert, daß er durch Tacitus in die deutsche Vorzeit eingeführt werden konnte, und das, was er aus den Alten für das Leben gewonnen hatte, war eine Gewöhnung an klare Gedankenführung und ein feiner Sinn für Abrundung des sprachlichen Ausdrucks". Und nach dem Urtheil eines anderen einwandfreien Zeugen jener Zeit, Ludwig Aegidi, stand seine schöngeistige Bildung mit seiner wissenschaftlichen im vollsten Einklange. Man rühmte an dem Prinzen denselben richtigen Tact und feinen Geschmack, der im Elternhause seiner Mutter zu Weimar heimisch war, „aber auch das scharfe, treffende, schneidende Urtheil seines größten Ahnherrn väterlicherseits". „In großen Gemäldesammlungen und Ausstellungen findet er schnell das Gediegene heraus, immer dem Zuge seines Herzens folgend und selten von diesem Zuge irregeleitet. Die Musik ist ihm eine traute Freundin, er ist nicht Virtuos, dazu mangelt die Zeit, und sein Vater hätte Flötenstudien vielleicht kaum lieber gesehen, als weiland Friedrich Wilhelm I. die musikalischen Studien seines Fritz. Aber der Prinz hat eine helle klare Stimme und ist im Gesang geübt. Sein Geschmack entscheidet auch auf diesem Gebiete für das Gesunde, nicht für das Gesuchte. Der künstlerischen Richtung eigentlicher Prüfstein ist in dem Urtheil über Architektonisches gegeben. Des Prinzen schlichter und einfacher, doch geweckter Sinn tritt am deutlichsten hervor, wenn er architektonische Schönheiten auffaßt, oder im Leben, oder an der Zeichnung tadelt oder lobt. Die eigentliche Geistesheimath des Prinzen war und ist in den Werken der deutschen Dichter. Sein Liebling war Schiller."

Bange und schwere Tage kamen über den jungen Fürstensohn, als die Stürme des Revolutionsjahres 1848 auch über Berlin hinwegbrausten. Nach dem furchtbaren Straßenkampfe am 18. März und der Flucht seines Vaters fühlte sich auch seine Familie in dem Berliner Palais nicht mehr sicher und siedelte nach dem Potsdamer Stadtschlosse über, wo die Mutter mit den beiden Kindern in tiefster Zurückgezogenheit die schwere Zeit bis zur Rückkehr ihres Gatten aus England verbrachte. Prinz Friedrich Wilhelm war bereits in dem Alter, um den tiefen Ernst der Gegenwart seinem ganzen Umfange nach richtig zu erfassen. Die neue Zeit lag in den schweren Wehen ihrer Geburt, und was morsch und altersschwach war, hielt dem Sturme nicht stand. Jeder Morgen brachte neue Ueberraschungen, jeder Abend neue Ungewißheit, und der lärmende Widerhall jener aufregenden Tage drang auch bis in die Mauern des stillen Potsdamer Stadtschlosses. Aber diese Stunden der Gefahr und Trübsal waren die beste Schule für den werdenden Herrscher; sie reiften den

Jüngling in kurzer Zeit zum Manne, stählten seinen Willen, festigten seinen Charakter und lehrten ihn die Endlichkeit und Nichtigkeit der menschlichen Dinge kennen. Am 5. Juni konnten die Prinzessin und ihre Kinder den aus England zurückgekehrten Vater in Magdeburg, bis wohin sie ihm entgegengefahren waren, wieder in die Arme schließen. Am 7. Juni langte er, mit ihnen vereint, in Potsdam an, ehrenvoll und brüderlich zugleich vom Könige, mit freudiger Rührung von den Vertretern des Heeres, mit zuversichtlicher Hoffnung auf eine bessere Wendung der öffentlichen Verhältnisse von der Menge der Getreuen begrüßt. Die am 29. September 1848 in der Schloßcapelle zu Charlottenburg vom Oberhofprediger Dr. Ehrenberg vollzogene Confirmation des Prinzen hatte schon unter den Zeichen der neuen Zeit gestanden. Die alten Formen des patriarchalischen Regimentes waren unter dem Ansturm einer Bewegung zusammengestürzt, die dem Könige wie dem Vaterlande gleich harte Prüfungen gebracht hatte, aber doch von segensreichen Folgen begleitet war. Im Königshause wie im Volke begann damit eine Zeit, in der man sich bemühen mußte, in die neuen Lebensformen hineinzuwachsen.

Das Jahr schloß für Preußens innere Lage weit ruhiger ab, als nach den Aufruhrstürmen des Frühjahrs und den leidenschaftlichen Parteikämpfen des Sommers und Herbstes zu erwarten war. Die politischen Ereignisse hatten sich so schnell entwickelt, wie dies nur immer in so stürmischen Zeiten zu geschehen pflegt. Immer allgemeiner wurde das Gefühl, die Tage der Reden, Erklärungen, Demonstrationen und Gewaltstreiche müßten einmal aufhören. Man sehnte sich wieder nach Thaten und auch nach einem kräftigen Regimente.

1848—1858.

Die weitere wissenschaftliche Ausbildung des Prinzen sollte erst ihren Abschluß erhalten durch den Besuch einer Universität. Das Verdienst, dies für einen Prinzen des Königshauses zuerst erwirkt zu haben, wird mit Recht der Prinzessin Augusta von Preußen zugeschrieben. Die Wahl fiel auf Bonn, wo der Prinz am 7. November 1849 eintraf. Die rheinische Friedrich Wilhelms-Universität übte eine große Anziehungskraft auf die akademische Jugend durch den Ruf berühmter Lehrer. Als der älteste an Jahren stand, schon 80jährig, doch noch in bewunderungswürdiger Rüstigkeit, Ernst Moritz Arndt da, als „gutes, altes, deutsches Gewissen“, wie er sich wenige Monde zuvor noch im Frankfurter Parlamente selber bezeichnet hatte. Daß Friedrich Wilhelm noch zu den Zuhörern des alten Freiheitssängers gehören durfte, blieb ihm stets eine erhebende Erinnerung.

Da waren ferner: der Historiker Dahlmann, der Rechtsgelehrte Clemens Th. Perthes, schon zu jener Zeit mit dem nachmaligen General-Feldmarschall Graf Roon in innigster Freundschaft verbunden; Ferdinand Walter, noch ein persönlicher Theilnehmer an den Freiheitskriegen; der Litterarhistoriker Joh. Wilh. Löbell, die Philologen Friedr. Wilh. Ritschl und Friedr. Gottl. Welcker. Unter den Theologen ragten hervor: August Dorner, Richard Rothe, Friedrich Bleek u. a. Der Prinz hat von Anfang an den Zweck seines Aufenthaltes in Bonn sehr ernst genommen; schon am Tage nach seinem Eintreffen hörte er sein erstes Colleg. Seine persönlichen Anschauungen über die Aufgaben und Ziele, die es hier zu lösen galt, hat er selbst dargelegt in einem Aufsatz aus dem Wintersemester des Jahres 1850, der sich später in seinen hinterlassenen Papieren vorfand.

Die Studienzeit war auf vier Semester berechnet und dauerte unter Ausschluß des Sommersemesters 1851, das für die weitere militärische Aus-

bildung bestimmt wurde, bis Ostern 1852. Die Studien umfaßten außer den verschiedenen Disciplinen der Jurisprudenz, Politik und Geschichte auch die neueren Sprachen, später noch Litteraturgeschichte. Im Hohenzollernmuseum zu Berlin sind ganze Stöße von Collegienheften aus seiner Universitätszeit in Bonn erhalten, von denen namentlich seine Ausarbeitungen über das von Perthes gelesene Colleg über deutsche Rechtsgeschichte beachtenswerth sind. Auch selbständige Arbeiten schlossen sich an die Vorlesungen. So behandelte er eingehend Fragen wie: „Warum und wie sollen Prinzen die Landesteile ihres Reiches besuchen?" „Die thatsächliche Lage der deutschen Rechtsverhältnisse in der Gegenwart" u. a. m.

An dem gesellschaftlichen Leben Bonns betheiligte sich der Prinz gern und mit der ganzen Frische und Natürlichkeit seines Wesens. Er liebte eine fröhliche, harmlose Geselligkeit, nahm gern Einladungen an und übte ebenso gern zu Hause die Pflichten des Gastgebers. In frischer Jugendluft nahm er auch an dem fröhlich ungebundenen Carnevalstreiben der lustigen Rheinstadt theil. Zu seinem persönlichen Umgange gehörte naturgemäß ein größerer Kreis fürstlicher Studiengenossen, die gerade in jener Zeit mit Vorliebe die Universität Bonn besuchten: der jetzt regierende Fürst Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen; der damalige Prinz, spätere Herzog Leopold Friedrich Franz Nikolaus von Anhalt; der damalige Prinz, spätere König Georg von Sachsen; Prinz Nikolaus Wilhelm von Nassau; Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen; der Fürst Georg Victor zu Waldeck-Pyrmont; der Erbprinz Friedrich zu Schleswig-Holstein-Augustenburg und andere Söhne regierender Fürstenhäuser. Die drei erstgenannten Studiengenossen gehörten zu seinem engsten und vertrautesten Verkehr, befand er sich doch mit ihnen in größter geistiger Uebereinstimmung inbezug auf künstlerische, politische und sociale Fragen.

Ueber das gesellschaftliche Leben in Bonn, sowie über die Personen, die seinen täglichen Umgang bildeten, gibt er seinen Jugendgenossen, vor allem seinem Herzensfreunde Rudolf von Zastrow, in längeren Briefen eingehend Aufschluß, frisch und natürlich, ungesucht und anspruchslos. Der ab und zu aufblitzende kecke und übermüthige Ton, die studentischen Kraftausdrücke, zeigen uns den echten Studenten.

Die freie Zeit benutzte der Prinz zu Ausflügen in die Umgegend, nach dem freundlich gelegenen Haisterbach, auf den Drachenfels, in die lieblichen Thäler des Siebengebirges, oder er besichtigte den Wunderbau der Apollinariskirche, wanderte durch die winkeligen und doch so traulichen Gassen Andernachs und anderer uralter Rheinstädte. Größere Ausflüge führten den Prinzen nach Cöln, Trier, Aachen, Düsseldorf; er stärkte sich an den Erinnerungen, die große, geschichtliche Ereignisse denkwürdiger Stätten in ihm wachriefen, sah, wie in den industriereichen Gegenden der Rheinprovinz ein arbeitsames, fleißiges Volk die neuesten Errungenschaften der Technik verwerthete und ließ sich bei all diesen Besuchen immer von dem Bestreben leiten, Land und Leute kennen zu lernen. Mit dem Volk trat er, wo es immer anging, in engste Berührung, und sein liebenswürdiges, freundliches Wesen, die bürgerliche Einfachheit und Anspruchslosigkeit, womit er überall auftrat, gewannen ihm schon damals die Herzen Aller.

Die Studienzeit des Prinzen erlitt im Frühjahr 1851 eine Unterbrechung durch die gemeinschaftlich mit den Eltern und der Schwester unternommene Reise nach England zum Besuch der Weltausstellung in London. Tiefgehend waren die Eindrücke, die die großartigen Eröffnungsfeierlichkeiten, wie überhaupt die stolze Weltstadt mit ihrem in dem gegenwärtigen Augenblicke bis ins Riesenhafte gesteigerten Verkehr auf das empfängliche Gemüth des Prinzen

hervorbrachten. Meist machte Georg v. Bunsen den Führer. In Oxford, der alten Universitätsstadt, gab ihm der nachmals so berühmt gewordene Professor Max Müller durch Einführung in die „Colleges“ einen Begriff vom englischen Studienwesen. Am Eröffnungstage der Ausstellung — 1. Mai 1851 — hatte er zum ersten Male die Prinzeß Royal Victoria, die spätere Gefährtin seines Lebens, erblickt. Briefe und Aeußerungen des Prinzen aus jener Zeit beweisen, daß die zart aufblühende Mädchenknospe schon damals einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und daß das Bild des begabten, frühreifen Kindes seitdem dauernd von seiner Seele Besitz genommen hatte.

Nach Absolvirung der Universität im Frühjahr 1852 begann für den Prinzen recht eigentlich die militärische Lernzeit. Aus dem freien Studentenleben ging es sofort in die strenge Form soldatischer Disciplin. Er führte zunächst die Leibcompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß und stand mit dieser am 19. Mai 1852 bei der zu Ehren des russischen Kaiserpaares abgehaltenen Parade auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin. Die Anwesenheit des Zaren Nikolaus und seiner Gemahlin Alexandra, ältesten Schwester König Friedrich Wilhelm's IV., wurde Anlaß zu einer Einladung für den Prinzen, seine kaiserlichen Verwandten auf ihrer Rückreise nach Rußland zu begleiten. Die Reise ward für seine ganze innere Entwickelung von hoher Bedeutung. Eine neue Welt that sich hier vor ihm auf. Er hatte nicht nur Gelegenheit, das Leben des russischen Kaiserhauses näher kennen zu lernen, sondern auch einen tieferen Blick in das Wesen des russischen Absolutismus zu werfen. Das damalige Rußland war eben ausschließlich der Zar. Dazu kam, daß Kaiser Nikolaus noch auf dem Gipfel eines ungemessenen Einflusses stand, der sich auf die gesammte europäische Politik erstreckte. Die ganze Art der Ausbildung des Prinzen machte es erklärlich, daß dies Beispiel einer unbegrenzten persönlichen Machtfülle auch damals schon seinen Idealen von der Regierungsthätigkeit eines modernen Fürsten durchaus nicht entsprach, obwohl die kraftvolle Persönlichkeit des Kaisers auch auf ihn ihren Eindruck nicht verfehlte.

Ueber seine Reise und den Aufenthalt am russischen Hofe hat Prinz Friedrich Wilhelm ein umfangreiches Tagebuch geführt, das ihn schon in jener Zeit als scharfsinnigen Beobachter fremder Sitten und Gebräuche zeigt. Von ganz besonderem Interesse sind dabei seine Bemerkungen über die militärischen Zustände des großen Zarenreiches, die er zu denjenigen seines eigenen Vaterlandes in Parallele stellt. Die über alle möglichen socialen, geschichtlichen, architektonischen und kunstgewerblichen Dinge sich verbreitenden Aufzeichnungen machen dem gereiften Verständnisse des jungen zwanzigjährigen Officiers auch hinsichtlich der Form alle Ehre.

Seine Rückkehr ins Vaterland führte ihn sofort in das Königsmanöver der preußischen Garde, während dessen ihm die Führung der 6. Compagnie des 1. Garderegimentes zu Fuß übertragen wurde. Wir sehen ihn mit strenger Gewissenhaftigkeit seinen militärischen Pflichten bis ins kleinste genügen. Vornehmlich wirkte er durch sein Beispiel. Nicht nur im Turnen, Schwimmen, sondern auch im Bajonettfechten, ja selbst im Griffemachen that er es allen zuvor. Aber trotz der Gründlichkeit, die er den Einzelheiten des Dienstes entgegenbrachte, fand sein aufstrebender Geist doch mehr Gefallen an praktischen Felddienstübungen. Mit dem Frontdienste bei der Truppe ging in den Wintermonaten von 1852 zu 1853 die theoretische Ausbildung Hand in Hand. Der Prinz wohnte regelmäßig den militärischen Conferenzen bei, die an jedem Dienstag unter der Leitung des damaligen Chefs des Generalstabs der Armee, des Generallieutenants v. Reyher, stattfanden. Alle Waffengattungen, alle Seiten des Militärwesens, Strategie, Taktik und Militärverwaltung lernte

der Prinz im Laufe dieses wie der folgenden beiden Jahre aus eigener Erfahrung in theoretischer wie praktischer Thätigkeit kennen. Am 11. September 1853 zum Major ernannt, wurde er behufs einer gründlichen Kenntnißnahme des Artilleriewesens zur Dienstleistung beim damaligen Gardeartillerieregiment abcommandirt (12. Juni 1854); er übernahm die Führung der 1. sechspfündigen Batterie.

Einen außerordentlich fördernden Einfluß auf seine militärwissenschaftliche Ausbildung übten die unter Leitung des Generals v. Reyher im August 1854 ausgeführten Uebungsreisen des Großen Generalstabs. Auch der damalige Oberst v. Moltke, zu dem der Prinz bald in nähere Beziehungen treten sollte, nahm daran theil. „Prinz Friedrich Wilhelm hat eine sehr hübsche Art, die versammelten Bewohner anzureden", sagte Moltke in einem während dieser Zeit an seine Gattin gerichteten Briefe über den Prinzen. Unter dem 22. September zur Führung der 1. Schwadron des jetzigen 1. Garde-Dragonerregimentes commandirt, lernte er unter der Leitung des Obersten v. Griesheim nunmehr auch den Dienst bei der Cavallerie bis ins kleinste kennen. Aus den noch erhaltenen Instructionen und Aufzeichnungen des sehr gewissenhaften Regimentscommandeurs kann man verstehen, wie es möglich war, daß der Kronprinz später in den höchsten Stellungen seine Untergebenen durch stets zutreffende Kenntniß des Dienstes jeder Waffe vielfach zu überraschen wußte. Aber über der praktischen Schulung durfte die kriegswissenschaftliche Seite der Ausbildung keineswegs vergessen werden. Die Vorlesungen, die der in der Geschichte der Kriegskunst berühmte Oberst v. Höpfner während der Wintermonate von 1854 zu 1855 in der Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin hielt, fanden in dem Prinzen den eifrigsten Hörer. Der König belohnte das eifrige Streben des Prinzen, indem er ihn am 31. August 1854 im Anschluß an eine Manöverkritik, die der Prinz mit großer Schärfe des Urtheils und trefflicher Begründung vortrug, vor versammeltem Officiercorps zum Obersten beförderte.

Daß Friedrich Wilhelm bei diesen fortgesetzten militärischen Uebungen noch immer Zeit fand, wissenschaftlicher, gewerblicher, künstlerischer und humaner Bestrebungen zn gedenken, zeugte von der Vielseitigkeit seines Geistes, dessen harmonische Ausbildung reiche Früchte getragen. Ehrend für den 23jährigen Fürstensohn war nach dieser Richtung eine That, die schon damals sein reges Interesse für alle Vorgänge auf wissenschaftlichem Gebiet lebhaft bekundete. Als man sich nach dem Tode des Mathematikers Gauß in Göttingen nach einem würdigen Nachfolger umsah, fiel die Wahl auf Professor Dirichlet, der damals eine Zierde der Berliner Universität bildete und nicht nur als hervorragender Mathematiker, sondern auch als Lehrer eine große Anziehungskraft auf die akademische Jugend besaß. Den drohenden Verlust von Berlin abzuwenden, trat Professor Schellbach mit dem ehemaligen fürstlichen Zögling in Unterhandlungen, und Prinz Friedrich Wilhelm richtete an Alexander v. Humboldt einen Brief mit der Bitte, König Friedrich Wilhelm IV. zu bewegen, seinen Einfluß zu Gunsten des Verbleibens Dirichlet's an der Berliner Universität zu verwenden. Er selbst trug dem Oheim den Thatbestand vor. Hatte auch des Prinzen Verwendung durch die Ungunst der Umstände — der König machte die „Ungeschicklichkeit und geringe Antheilnahme" des Cultusministeriums dafür verantwortlich — in diesem Falle keinen Erfolg gehabt, da Dirichlet's Entschluß nicht zu ändern war, so fanden doch seine Vermittlungsversuche in wissenschaftlichen Kreisen große Anerkennung.

Auch jene für die Entwicklung seines Kunstverständnisses so bedeutungsvolle Reise Ende des Jahres 1853 kann hier nicht umgangen werden. Zum

ersten Male reiste der Prinz in größerer Umgebung. Zu seiner Begleitung gehörten u. a. General Freiherr Roth v. Schreckenstein, der nicht lange darauf auch auf die staatsmännische Ausbildung des Prinzen einen nicht unbedeutenden Einfluß gewinnen sollte. Als kunstverständiger Führer war dem Prinzen der Hofbaurath Professor Strack, sein früherer Zeichenlehrer, beigegeben. In Rom trat damals der Prinz auch mit Papst Pius IX. zum ersten Male in persönliche Beziehung. Er hatte mehrfach Unterredungen mit ihm. Der Papst hat sein Wohlgefallen an der herzlichen Offenheit und dem klaren Gemüthe des jungen Hohenzollern vor seiner Umgebung nicht verhehlt. Unter den damals am Hofe des Papstes lebenden hervorragenden Männern war es vor allen die charakteristische Persönlichkeit des geschmeidigen Cardinal-Staatssecretärs Antonelli, die des Prinzen Interesse auf sich zog. Als Verkörperung der päpstlichen Staatsmacht, gewandter Diplomat und energisches Mitglied des Jesuitenordens fesselte diese eigenartige Erscheinung den Prinzen im hohen Maaße. Sie machte ihm die Hartnäckigkeit des päpstlichen Stuhles in den späteren Kämpfen immer erklärlich, so lange Antonelli lebte. Rom selbst, die ewige Stadt mit ihrer großartigen geschichtlichen Vergangenheit, mit ihren Kunstschätzen und Ruinen machte einen tiefen Eindruck auf die schönheitstrunkene Seele des Prinzen. Er verkehrte viel mit den hervorragenderen Mitgliedern der deutschen Colonie in Rom, namentlich mit den zahlreich hier weilenden Gelehrten und Künstlern. Hier traf er zum ersten Male mit Peter v. Cornelius zusammen. Auch den Berliner Bildhauern Emil Wolff, W. Matthiae und Troschel trat der Prinz näher, ebenso mehreren italienischen Meistern. Sein hohes Interesse an archäologischen Forschungen gab er durch regelmäßige Theilnahme an den Sitzungen des dortigen archäologischen Instituts kund. Im Hause der Freifrau v. Bülow, der Tochter Wilhelm's v. Humboldt, war er häufiger Gast und durch seine Leutseligkeit und sein feines Verständniß für alles geistige und künstlerische Streben stets der Mittelpunkt der Gesellschaft. Am 8. März 1854 trennte sich der Prinz schweren Herzens von den Wundern der ewigen Roma, um noch die Herrlichkeiten Unter-Italiens und Siciliens zu schauen, und dann über Rom, Florenz und Venedig in die Heimath zurückzukehren.

Bedeutsam und reich an neuen Eindrücken war auch die Reise, die der Prinz im folgenden Jahre, in Begleitung des um jene Zeit zu seinem Adjutanten ernannten Obersten v. Moltke, nach Ostpreußen unternahm. Die Fahrt führte über Marienburg, Elbing und Königsberg, jene alten Zeugen des Glanzes der ersten Culturperiode Preußens unter dem Deutschen Ritterorden, nach Lithauen über Tilsit, Gumbinnen, Trakehnen, Insterburg, und dann nach Westpreußen zurück, durch all jene Culturstätten hindurch, womit König Friedrich Wilhelm I. und sein großer Sohn sich dort unvergängliche Denkmäler ihrer landesväterlichen Fürsorge gesetzt haben. Voll von neuen Eindrücken und mit erweitertem Blicke, gestärkt durch den tiefen Rückblick, den er in die Vergangenheit seines Hauses und des preußischen Volkes hatte thun dürfen, kehrte der Prinz nach Berlin zurück. — Aber bereits Ende August rüstete er sich wieder zur Reise nach England, die zu seiner Brautfahrt werden sollte. Während gerade zu jener Zeit die Ereignisse des Krimkrieges lebhaft die europäischen Cabinette beschäftigten, tauchte plötzlich die Nachricht auf, Prinz Friedrich Wilhelm habe sich an den englischen Königshof begeben, um sich mit der Princess Royal zu verloben. Der Plan hatte ohne Zweifel gerade in diesem Augenblick einen hervorragend politischen Charakter; um so überraschender kam den politischen Kreisen diese Kunde. Dem Prinzen war das Bild der englischen Königstochter seit jenem Tage, als er sie zum ersten

Male als fröhliches Kind gesehen, nicht aus dem Herzen geschwunden. Er war am 14. September 1855 in Begleitung des Obersten Helmuth v. Moltke auf Schloß Balmoral in Schottland eingetroffen. Wenn dem Prinzen nun auch die freundlichen Beziehungen, die seit längerer Zeit zwischen beiden Fürstenhöfen herrschten, seine Werbung bedeutend erleichterten, so schienen sich der Erfüllung seiner Wünsche doch zunächst einige Hindernisse in den Weg zu stellen. Die Eltern nahmen (20. Sept.) die Werbung freundlich auf, baten den Prinzen jedoch, da die Prinzessin noch nicht ganz 15 Jahre alt sei und erst im nächsten Frühjahr confirmirt werden sollte, sich bis dahin zu gedulden und dann der jungen Prinzessin den Antrag selbst zu stellen. Aber die weise Vorsicht der Eltern, „die Sache vor der Kleinen geheim zu halten", sollte durch das mächtig aufflammende Gefühl der beiden jungen Fürstenkinder sehr bald vereitelt werden. Als das junge Paar an einem schönen Septembertage den Craig-na-Ban in der Nähe des Schlosses Balmoral hinaufritt, da erschloß sich unter dem zauberhaften Eindruck der großartigen Naturumgebung des schottischen Hochlandes wie der Lieblichkeit des Augenblicks das Herz des Prinzen. Er pflückte einen Zweig duftender weißer Heideblumen und knüpfte an die poetische Gabe, die das zu Thränen erschütterte Mädchen in der Hand hielt, seine Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft.

Die Kunde von der Verlobung zweier Sprossen der beiden mächtigsten protestantischen Fürstenhäuser verbreitete sich bald durch alle Lande. In der Heimath des Prinzen begrüßte man das Ereigniß mit unverhohlener Freude. Die Thatsache, daß der Prinz, dem man schon damals in den weitesten Kreisen des Volkes, auch über die Grenzen Preußens hinaus, große Sympathien entgegenbrachte, sich mit einer Tochter des freien Englands verbinden wollte, entsprach ganz dem Bilde, das man sich von dem Hohenzollernsprossen gemacht. Man fürchtete in Preußen den russischen Einfluß und erhoffte von dieser Verbindung der beiden mächtigsten Königshäuser auch eine günstige Beeinflussung der inneren Verhältnisse, eine Erstarkung des constitutionellen Lebens, das in Preußen noch immer ein recht schwaches Dasein fristete. Prinz Friedrich Wilhelm hatte sich durch diese Wahl mit den liebsten Wünschen des Volkes in Einklang gesetzt.

Auf den genußreichen Herbst, der für ihn zum Liebesfrühling geworden war, folgte ein Winter voll Arbeit und fruchtbringender Thätigkeit. Es galt den Prinzen einzuführen in die Geschäfte des Verwaltungs- und Staatsdienstes. Mit ungewöhnlichem Eifer und hohem sittlichen Ernst faßte der Prinz selber diese Seite seiner Vorbereitung auf den Fürstenberuf ins Auge. In Gesprächen und Briefen mit den hervorragendsten Männern seiner Umgebung sucht er sich über die Hauptgesichtspunkte klar zu werden, nach denen diese Thätigkeit am fruchtbringendsten für ihn werden könne. Bereits unterm 25. Juli 1855 hatte er dem von ihm hochverehrten General v. Schreckenstein seine Gedanken und Wünsche in einem längeren Schreiben vorgetragen, worin er sich mit den Vorschlägen des Generals hinsichtlich seiner Thätigkeit beim Kriegsministerium und den übrigen Verwaltungsbehörden einverstanden erklärt, während die militärischen Pläne ihm nicht weitgehend und gründlich genug erschienen. Er lehnt es in einem weiteren Briefe mit Entschiedenheit ab, bei seiner militärischen Ausbildung irgend eine Staffel zu überspringen, wie einige der militärischen Berather ihm empfohlen hatten. „Ich hätte in dieser Eigenschaft über Dinge zu urtheilen, die ich selber nicht durch gründliche Erfassung und Handhabung erlernt haben würde."

Von hohem Interesse zur Beurteilung des jungen Fürsten ist ein von ihm selbst niedergeschriebener, im Hohenzollern-Museum zu Berlin aufbewahrter

Beschäftigungsplan für den Winter 1855/56. Er zeugt von scharfer Selbstbeobachtung und bietet zugleich ein hervorragendes Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit, womit Friedrich Wilhelm die Vorbereitung auf seinen späteren hohen Beruf ins Auge faßte. Für historische Vorträge wünschte er den Geheimen Rath v. Raumer, für kriegsgeschichtliche Vorlesungen den Obersten v. Moltke bei sich zu sehen. „Außerdem könnte noch einmal wöchentlich der Legationsrath Abeken über Diplomatie mit mir sich unterreden und Professor Werder Litteraturvorlesungen mehr geselligen Charakters halten.“ Bezüglich der Kenntnißnahme der Ministerialgeschäfte hatte Prinz Friedrich Wilhelm, wie ebenfalls aus diesem Beschäftigungsplan hervorgeht, zu einem großen Theile der damaligen leitenden Persönlichkeiten in den Ministerien nicht das Zutrauen, daß sie ihm objective und vorurtheilsfreie Lehrer und Rathertheiler sein würden; auch seine Mutter theilte diese Bedenken; in einem Briefe der Prinzessin an ihren Gemahl wünscht sie, „daß jedem Einfluß, der vor allem in betreff der staatlichen Ausbildung durch die jetzigen Ministerien ausgeübt werden dürfte, vermöge einer vorsichtigen Initiative vorgebeugt werde“. In ihrer Rathertheilung erweist sich Prinzessin Augusta als eine kluge, weitblickende Frau, die auch bei der Auswahl der geeigneten Persönlichkeiten gern ihr Wort in die Wagschale wirft. Der Vater des Prinzen aber erließ am 29. October 1855 an die verschiedenen Ressortminister ein Rundschreiben, worin er diese bittet, dem Sohn zu seinem Vorhaben die Wege zu bahnen, ihm vor den Plenarsitzungen Kenntniß von den wichtigeren und umfangreicheren Gegenständen zu geben, „damit der Prinz sein eigenes Urtheil schärfe, um dann später zu hören, inwiefern dasselbe mit der getroffenen Entscheidung übereinstimmt oder nicht“. Mit Eifer vertiefte sich nun der Prinz in die Einzelheiten der Arbeit, und mit Leichtigkeit fand er sich in die ihm völlig unbekannte Materie hinein. In der Hinterlassenschaft Kaiser Friedrich's befinden sich drei während jenes arbeitsreichen Winters im Ministerium des Innern erstattete Referate, über die er am 21. Januar 1856 Vortrag gehalten hat. Zwei derselben beziehen sich auf Auswanderungsangelegenheiten, das dritte betrifft den damals im Regierungsbezirk Trier ausgebrochenen Nothstand und läßt in großen Zügen in dem Verfasser bereits den späteren warmherzigen Freund und Förderer socialer Wohlfahrtseinrichtungen erkennen.

Einen hohen Beweis seines Vertrauens gab der König dem Neffen, als er ihm am 3. Juli 1856 die Führung des 1. Garderegimentes zu Fuß übertrug. Nur wenige Wochen hatte der Prinz das Regiment geführt, als wichtige Aufgaben der Repräsentation seines Hauses und des Staates ihn wiederum aus der Front riefen. Es galt einer abermaligen Reise nach Petersburg und Moskau. Prinz Friedrich Wilhelm war dazu ausersehen, dem verwandten Herrscherhause bei der Kaiserkrönung Alexander's II. die Glückwünsche darzubringen. Auch über diese Reise hat der Prinz Aufzeichnungen gemacht. Zwingender noch als bei seiner ersten Reise mußte sich ihm ein Vergleich mit den heimathlichen Zuständen aufdrängen und den Grundsatz in ihm befestigen, daß nicht der äußere Glanz, die äußere Macht, sondern die innere Freiheit und Culturreife eines Volkes das Ziel eines fürsorglichen, treuen Regenten sein müssen und ihm allein als wahres Glück seiner Unterthanen gelten dürfen.

Die Vermählungsfeierlichkeiten seiner Schwester Luise mit dem Regenten von Baden (20. Sept. 1856) machten seinem Petersburger Aufenthalte frühzeitig ein Ende. 6 Wochen später rief ihn der Geburtstag seiner „Vicky“ (21. November) abermals nach London. Länger als 4 Wochen durfte das fürstliche Paar sich seiner jungen Liebe freuen. Dann aber hatte er einer wichtigen Mission zu genügen. Dem Wunsche des Königs gemäß sollte er auf

der Rückreise dem Kaiser Napoleon III. in Paris einen Besuch abstatten. Dabei war ihm die keineswegs leichte Aufgabe zugefallen, mit Rücksicht auf die damals beginnenden Verwickelungen zwischen Preußen und der Schweiz wegen des Cantons Neuenburg eine geneigte Stimmung in den Tuilerieen zu gewinnen. Wie Generalmajor v. Moltke, der sich auch damals wieder in seiner Begleitung befand, in seinen Reiseaufzeichnungen berichtet, wußte der Kronprinz „mit der einfachen und natürlichen Sicherheit und Leichtigkeit eines wirklich vornehmen Seigneurs nicht nur den Militärs, sondern auch dem Clergé, den autorités municipales und allem, was sich berufen fühlte, sich vorzustellen, etwas Angemessenes und Freundliches zu sagen“. In Paris sah der Prinz all' die französischen Berühmtheiten aus dem Krimkriege, die Marschälle Vaillant, Magnan, Pelissiers, Baraguay d'Hilliers, vor allem auch Canrobert, damals erst 40jährig und von der Krim her schon auf der Höhe seines Ruhmes. Es war für einen preußischen Prinzen und für preußische Officiere vielleicht keine leichte Aufgabe, diesen Trägern so frischer Kriegslorbeeren gegenüber sich geltend zu machen. Die eigene Würde und persönliche Liebenswürdigkeit des Prinzen mußten hier ausgleichend einwirken, obwohl naturgemäß ein herzliches Verhältniß zwischen beiden Theilen sich nicht herausbilden konnte.

Eine bemerkenswerthe Veränderung in den militärischen wie privaten Verhältnissen des Prinzen bedeutete seine Ernennung zum Commandeur des ehemaligen 11. Infanterieregimentes in Breslau (3. October 1856). Sie entsprach einem längst gehegten Wunsche Friedrich Wilhelm's, der, nachdem er sich bisher nur mit dem Dienste beim Gardecorps vertraut gemacht, nun auch den bei der Linie aus eigener Thätigkeit eingehend kennen zu lernen wünschte.

Der Tag, da der Prinz in seiner strahlenden Jugendschöne einzog, war für Breslau ein Ereigniß. Ein Augenzeuge seines ersten Empfanges, der damals in Breslau beim 11. Infanterieregiment dienende Dagobert v. Gerhardt (Gerhard v. Amyntor), schreibt darüber noch viele Jahre nachher: „Man muß diesen zaubergewaltigen Herzeneroberer mit eigenen Augen gesehen haben, um die Begeisterung zu begreifen, die sein bloßes Erscheinen überall erweckte . . . Im blendenden Glanze seiner 26jährigen Jugendkraft trat er uns entgegen und hieß uns alle als seine Regimentskameraden herzlich willkommen; und sofort standen wir alle unter der magischen Gewalt seines einzigartigen Wesens“. — In Breslau führte er zum ersten Male einen eigenen Haushalt und wurde, nicht beengt durch höhere Rücksichten, bald der Mittelpunkt der Gesellschaft. Hier lud er Gäste zu sich und ging zu Gaste, und — wie das so seinem ganzen Charakter entsprach — sein Verkehr erstreckte sich nicht nur auf die hohen Beamten- und Officierkreise, oder den alt angesessenen Adel der Provinz, der im Winter in Breslau sich zusammenzufinden pflegte, er dehnte sich mit Vorliebe auch auf die bürgerlichen Stände aus; die Gelehrten und Künstler, die Kaufmannswelt, wie die Glieder der Gemeindebehörden Breslaus sahen den liebenswürdigen Prinzen oft in ihrer Mitte. Hier in Breslau hatte der Prinz auch zum ersten Male eine Unterredung mit Theodor v. Bernhardi, der, damals schon in Beziehungen zu dem Prinzen von Preußen stehend, diesem später in seinen Kämpfen um die Armeeorganisation ein ebenso bedeutender, wie erfolgreicher Gehilfe werden sollte. Theodor von Bernhardi berichtet in seinen Denkwürdigkeiten über das mit dem Prinzen geführte Gespräch, das einen interessanten Einblick in die damalige Denk- und Anschauungsweise Friedrich Wilhelm's gewährt: „Der Prinz hat eine entschiedene Abneigung gegen Rußland . . . Er spricht mit großer Betrübniß von der geringen Achtung, in der Preußen jetzt allgemein steht. Er hat in

England vielfach Gelegenheit, das zu erfahren; man ist dort sehr gut unterrichtet über Preußens innere Zustände — und der Prinz erfährt dort vieles, was ihm hier verborgen bleibt. Mit großem Widerwillen äußert sich der Prinz dann auch über die loyalen Reden, die Ergebenheitsversicherungen der Junkerpartei, denen er nicht glauben kann." Friedrich Wilhelm zeigte, wie Bernhardi weiter berichtet, ein außerordentlich großes Interesse für Rußland und russische Zustände, namentlich war es die Leibeigenschaft, damals für Rußland die brennendste Frage, die ihn interessirte. Sicherlich war jene lehrreiche Stunde, da der Prinz am 8. August 1857 an eigener Tafel dem Staatsrath Theodor von Bernhardi gegenübersaß, für die Erweiterung seines staatsmännischen Blickes, die Klärung seines politischen Urtheils nicht ohne Bedeutung.

Auch in anderer Hinsicht versäumte er keine Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln. Um Land und Leute des gewerbreichen Schlesiens kennen zu lernen, machte er Ausflüge in das Riesengebirge, besuchte die Hauptorte des schlesischen Berg- und Kohlenbaues und bekundete seinen Eifer an den Staatsgeschäften dadurch, daß er häufig an den Sitzungen der Breslauer Regierung theilnahm. Daß durch alle diese zeitraubenden und zerstreuenden Thätigkeiten die Fürsorge für sein Regiment keine Einbuße erlitt, bedarf keiner Erwähnung. In wahrhaft väterlicher Weise sorgte er für dasselbe; seine rastlose Thätigkeit wie sein nimmerruhender Pflichteifer spornten Officiere und Mannschaften zu schöner Nacheiferung an, und als er am 19. September 1857 auf der Reichenbacher Chaussee von den Soldaten des 11. Regiments, die zwischen Panthenau und Lauterbach in langer Reihe aufgestellt waren, Abschied nahm, ging ein Gefühl des aufrichtigen Bedauerns durch Aller Herzen, vom Höchstcommandirenden bis zum gemeinen Soldaten herab.

Dem königlichen Oheim war die aufopfernde Thätigkeit seines Neffen nicht entgangen. „Zur Belohnung für den anerkennenswerthen Diensteifer und die erfreulichen Fortschritte in den militärischen Studien", wie es in der Allerhöchsten Ordre des Königs hieß, übertrug er ihm am 3. October 1857 das Commando der 1. Garde-Infanteriebrigade. Es war der letzte Gnaden- und Zueignungserweis des Königs für den Prinzen, den er wie seinen eigenen Sohn aufs zärtlichste liebte, und dessen Entwicklung er mit so großem Interesse verfolgt hatte. Wie sein Vater, so litt auch er schwer unter dem Schlage, den das Königshaus durch die bald darauf eintretende schwere und unheilbare Erkrankung Friedrich Wilhelm's IV. traf; war doch sein gesammtes Leben so eng mit der Person des Königs und der Königin verknüpft gewesen.

1858—1864.

Mit der am 25. Januar 1858 erfolgten Vermählung Friedrich Wilhelm's mit der Princess Royal Viktoria beginnt ein neuer Abschnitt in seinem Leben, nicht nur inbezug auf den völlig veränderten Kreis seiner Pflichten, sondern auch bezüglich seines inneren Lebens. Zu seinem Heim hatte der Prinz das Palais „Unter den Linden", dem Zeughaus gegenüber gewählt, das unter dem Namen „Feldmarschallhaus" im Volksmunde bekannt, und mit der Geschichte Preußens innig verwachsen war. Hier hatte König Friedrich Wilhelm III. die glücklichsten Tage seines Lebens mit seiner Luise verlebt. Noch einmal sollte mit gleicher Innigkeit und Herzlichkeit in diesen Räumen ein so schönes Familienglück erblühen, als der Enkel des Königs und seine junge Gemahlin hier ihre einfache Häuslichkeit begründeten. Wie Beide durch die ganze Art ihrer mehr auf die Entfaltung des Geistes- und Gemüthslebens als auf die äußere Form gerichteten Erziehung nicht sehr an rauschende Hoffestlichkeiten gewöhnt waren, so fühlten sie sich in dem stillen Frieden ihres

jungen Ehelebens unendlich glücklich. Die Aehnlichkeit der geistigen Anlagen des Fürstenpaares und die Gleichartigkeit ihrer Bestrebungen, die nun im Hinblick auf die dereinst zu übernehmenden Landespflichten zu wahrhaften Herzensinteressen verschmolzen, waren geeignet, das Glück der jungen Ehe noch in einem ganz besonderen Grade anziehend zu machen. Voll inniger Sympathie für einander, und Beide begeistert für Alles, was das Menschenherz erhebt, genossen sie zusammen mit Enthusiasmus die poetischen Meisterwerke aller Zeiten und Völker. Die gemeinsame Freude an Schiller und Dante, Goethe und Shakespeare bildete die natürliche Brücke zu weiterem Austausch, namentlich auch religiöser Gefühle und Vorstellungen, die in dem Gemüthsleben Beider durch Natur und Erziehung einen breiten Raum einnahmen. Auch politische Gedanken und Träume waren nicht lange abzuweisen, und es hat gleich anfangs auf diesen wichtigen Gebieten der Verschmelzungsproceß begonnen, der zwischen diesen Beiden allmählich eine Harmonie des Denkens und Fühlens inbezug auf die wichtigsten Seiten des Lebens hervorgebracht hat, wie sie selten selbst zwischen so eng Verbundenen sich bildet. In reicher Fülle wurde dies stille, reine Familienglück noch vermehrt durch die am 27. Januar 1859 erfolgte Geburt des ersten Sohnes (späteren Kaisers Wilhelm II.), dem bereits ein Jahr später (24. Juli 1860) eine Tochter, Prinzessin Charlotte, und zwei Jahre darauf (14. August 1862) ein zweiter Sohn, Prinz Heinrich folgten.

Die glückliche Neigung und Begabung des Prinzen, das Volk bei seiner Arbeit aufzusuchen, sein Scharfblick für die Mängel und Gebrechen des öffentlichen Lebens, seine mit der Gattin getheilte Freude an den Schöpfungen der großen Denker und Dichter aller Nationen, die Liebe zu Wissenschaft und Kunst — das alles schuf ihm und seiner gleichgesinnten Gemahlin bald auf den verschiedensten Gebieten ein weites, reiches Arbeitsfeld, das er im Laufe der folgenden Jahrzehnte segensreich anbauen, und dessen Ausgestaltung und Weiterentwicklung für immer mit seinem Namen verbunden bleiben sollte.

Aber sein Geist und seine Thätigkeit sollten bald auch nach einer andern Richtung hin abgelenkt, sein Denken, Fühlen und Handeln mehr als bisher zu einer bestimmten Stellungnahme gedrängt werden. Am 8. October 1858 hatte sein Vater unter dem Titel: „Prinz-Regent von Preußen“ dauernd di Regentschaft des preußischen Staates übernommen. Die langerhoffte „neu Aera“ war angebrochen. Das Ministerium Manteuffel ward entlassen, un an die Spitze des neugebildeten Ministeriums trat der Fürst Karl Anto von Hohenzollern. Ein frischer, fröhlicher Geist kam in alle Zweige des Ve waltungs- und Staatslebens, und das nationale Streben des deutschen Volks nach kraftvoller Einigung trat in unverhohlener Weise auf Turner- u Schützenfesten, auf großen Volksversammlungen zu Tage und fand ein mächtigen Wiederhall in dem deutschen Herzen Friedrich Wilhelm's, hatte do eine kraftvolle Politik Deutschlands unter Führung Preußens bei strengst Wahrung der constitutionellen Rechte des Volkes ihm schon in seinen Studie jahren als Ideal vorgeschwebt.

Von wesentlicher Einwirkung auf diese seine Grundanschauung war d hochsinnige Mutter, Prinzessin Augusta, gewesen. Von nicht minder tiefgehe dem Einfluß auf des Prinzen politische und staatsmännische Entwicklu im Sinne einer freien, vorurtheilslosen Prüfung und Erwägung der Ding sollte sein Schwiegervater, Prinz Albert, werden. Der schriftliche und münd liche Gedankenaustausch zwischen beiden Männern wurde für den preußische Thronfolger eine staatsmännische Schule von hoher Bedeutung. Der Prin wußte sich in seinen deutsch-nationalen Bestrebungen eins mit seiner junge

Gemahlin und deren Vater, welcher am 13. September 1859 in einem Briefe an seine Tochter nach Berlin schrieb: „Ich bin für Preußens Hegemonie, doch ist mir Deutschland das Höchste und Bedeutendste, Preußen als solches das zweite. Preußen wird das Höchste, wenn es an der Spitze Deutschlands steht“. Daß Preußen, „ohne an der Spitze von Deutschland in Diplomatie und Armee zu stehen, weder die eine noch die andere führen könne“, schien ihm — wie er an seinen Bruder, Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha schrieb — „ein alter, nicht mehr des Beweises bedürftiger Satz“.

Der im J. 1859 zwischen Oesterreich und Italien ausgebrochene Krieg, der auch in Preußen zu einer Mobilmachung geführt, hatte Friedrich Wilhelm vorübergehend mit einer hohen militärischen Stellung betraut, dem Commando der 1. Garde-Infanteriedivision. Bei der Mobilmachung hatten sich bekanntlich allerlei Uebelstände und Unzuträglichkeiten herausgestellt, die für den Fall eines plötzlich ausbrechenden Krieges verhängnißvoll werden konnten. Die Nothwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung des Heerwesens war dadurch immer unabweisbarer zu Tage getreten. In die unter dem Vorsitz des Feldmarschalls Wrangel gewählte Commission zur Berathung der während der letzten Kriegsbereitschaft gemachten Erfahrungen wurde unterm 28. October 1859 auch Prinz Friedrich Wilhelm als Mitglied berufen. In den Commissionssitzungen hatte er Gelegenheit, seine Uebereinstimmung mit den Reorganisationsplänen seines Vaters zu zeigen, die er nach dem Zeugniß des Generals v. Gerlach mit Eifer und Wärme verfocht. Als Belohnung für seine rege Mitarbeit an den Arbeiten der Militärcommission überraschte der Prinz-Regent seinen Sohn mit einer außerordentlichen Beförderung, indem er ihn am 4. Juni 1860, dem Erinnerungstage der Schlacht bei Hohenfriedberg, bei der Parade zu Königsberg auf dem Herzogsacker zum Chef des 1. Infanterieregimentes, des ältesten in der Armee, ernannte.

Der Tod König Friedrich Wilhelm's IV. erhob Friedrich Wilhelm zum Kronprinzen von Preußen und gab ihm als Thronfolger mehr denn je Gelegenheit, bei Ausübung seiner Repräsentationspflichten dem Volke zu zeigen, wie lebhaft er an den Ausstrahlungen des geistigen Lebens, an dem Aufblühen der Künste und Gewerbe, an der Hebung der geistigen und materiellen Interessen der Nation theilnahm. Seitdem er selber auf den Bänken der Bonner Hörsäle gesessen, war er der Wissenschaft ein treuer Hort geblieben, hatte er besonders den Universitäten seine unausgesetzte Fürsorge gewidmet. Dem jungen Hohenzollerfürsten ihren Dank dafür auszudrücken, verlieh ihm die älteste Universität Preußens, die Albertina zu Königsberg, am 19. October 1861 die höchste akademische Würde, das Amt eines Rector magnificus, das bisher der hochbegabte König Friedrich Wilhelm IV. innegehabt hatte. Kaum zwei Monate später, am 14. December 1861 raubte der Tod dem Kronprinzen in der Person seines Schwiegervaters den treuen Freund und Berather, dem er einen großen Theil dessen verdankte, was er gewollt und erreicht, und dessen politischer Scharfblick, mit weiser Mäßigung so glücklich gepaart, auf seine staatsmännische Erziehung einen so unverkennbaren Einfluß geübt hatte.

Die innere politische Lage Preußens hatte sich während der letzten Zeit bedenklich getrübt. Das Ministerium der neuen Aera hatte nicht verstanden, die großen Fragen der Zeit in einer volksthümlichen und zugleich der Machtstellung des preußischen Staates angemessenen Weise zu lösen. Seine Politik hatte in weiten Kreisen des Volkes nicht den Anklang gefunden, der nöthig gewesen wäre, um dem Könige eine zustimmende Mehrheit für die Reorganisation des Heeres zu gewinnen. Die Bildung der neuen Regimenter war beendet; das Volk wollte eine Gegengabe seitens der Regierung sehen; aber

hartnäckig hatte das Herrenhaus bisher seine Zustimmung zu den liberalen Gesetzentwürfen verweigert, die einen gesunden, weil gemäßigten Fortschritt athmend, mit der Politik der Regierung wohl zu vereinen gewesen wären.

Auch in der Behandlung der deutsch-nationalen Sache, welcher gerade der gebildete Theil des Volkes eine so warmherzige Sympathie entgegenbrachte, hatte das Ministerium seine Schuldigkeit nicht gethan und die schöne deutsche Begeisterung ungenutzt verpuffen lassen. Vergebens wartete man allerseits auf dringende und oft versprochene Reformen.

Der Kronprinz hatte in dieser trüben Zeit eine überaus schwierige Stellung. Wol wußte man, daß er ein treuer Hüter der Verfassung sein würde; in weiten Volkskreisen hatte man ihn auch als einen Mann mit modernem, politischen Empfinden kennen gelernt, der, soweit er seinen Einfluß geltend machen konnte, nun und nimmer seine Zustimmung zu einer rückschrittlichen Richtung der Politik geben würde; aber man wußte auch, daß er inbezug auf die Reorganisationspläne seines Vaters auf dessen Seite stand. Wie wird er diesen Conflict bestehen, in den sein volksfreundliches Herz einerseits und die Rücksicht, die er als Thronerbe anderseits auf seinen Vater zu nehmen hatte, ihn trieb? so fragte sich damals mancher patriotische Mann.

In dieser schweren Zeit stand dem Kronprinzen ein Mann zur Seite, der es mit feinem Tacte und mit richtigem Blicke für die großen nationalen Fragen der Zeit verstand, den Thronfolger durch die gefährlichen Klippen hindurchzuführen, welche ihm von allen Seiten drohten. Es war dies der Historiker Max Duncker. Er hatte sich dem national fühlenden Herzen des Kronprinzen bereits durch einen Brief aus dem Jahre 1859 empfohlen, worin er schon damals eine kräftige Betonung der preußischen Politik im Sinne Deutschlands wünschte, einer Politik der That, welche die Sympathieen der süddeutschen Staaten von Oesterreich abzuwenden und auf Preußen hinzulenken geeignet war. Die ebenso nationale wie freimüthige und mannhafte Anschauungsweise Duncker's hatte den lebhaften Prinzen bereits in jenen Tagen mächtig angezogen. So hatte sich schon seit den ersten Monaten des Jahres 1860 ein persönliches Verhältniß zwischen beiden Männern entwickelt, welches sich mit der Zeit immer herzlicher gestaltete und schließlich zu einem dauernden wurde. Der Kronprinz setzte es bei seinem Vater durch, daß sein bisheriger vortragender Rath, der ziemlich indifferente Regierungsrath Brunnemann, seinen Abschied erhielt und Max Duncker an seine Stelle trat (6. Juni 1861).

Die Stellung dieses trefflichen Mannes, der mit warmem Herzen den Gedanken verfolgte, Preußen auf die Bahn der Macht, Freiheit und Größe zu führen, war keine leichte. Die Aufgabe, den Thronerben auf dem Laufenden zu erhalten, ihn würdig und gewissenhaft für seinen künftigen Beruf vorzubereiten, schloß einen großen Kreis von Pflichten und Obliegenheiten in sich. Es galt, den Prinzen über den allgemeinen Gang der öffentlichen Dinge, über den deutschen und europäischen politischen Horizont mit seinen beständig wechselnden Constellationen vom Standpunkte der preußischen Politik aus zu orientiren. Duncker's Einfluß auf den Thronfolger, dessen Vertrauen er in hohem Maße zu rechtfertigen wußte, war von Anfang an ein so bedeutender, daß Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der damalige Ministerpräsident, bereits im März 1861, nachdem der Kronprinz an mehreren Ministerberathungen theilgenommen, zu Duncker gesagt hatte: „Der Kronprinz ist die einzige Stütze des Ministeriums; seit er Sie sieht, ist er ein ganz anderer“. Duncker vertrat dem Kronprinz gegenüber die Ansicht, daß die Fortdauer eines, wenn auch nur mäßig liberalen und dabei nationalgesinnten Regiments

für das Land am heilsamsten sei, um so der anstürmenden radicalen Opposition, zu welcher er auch die damalige Fortschrittspartei rechnete, den Boden zu entziehen und auf der anderen Seite einem drohenden bureaukratischen und feudalen System entgegenzuarbeiten. Dabei galt ihm die militärische Rüstung als die unerläßliche Vorbedingung eines Vorgehens sowol in der preußischen wie in der deutschen Politik.

Die wachsenden Schwierigkeiten der inneren Lage wurden von dem Kronprinzen um so tiefer empfunden, als er seine von des Vaters Ansichten immer mehr abweichende Anschauung sowol vor diesem selbst als auch vor dem Publicum geheim zu halten gezwungen war. So übte er im Wirbel des heftigen Parteistreites eine Selbstverleugnung, eine Entsagung, die ihm viele Seelenkämpfe kostete. Das noch immer unter der Flagge des Liberalismus segelnde Ministerium — Fürst Anton von Hohenzollern hatte den Vorsitz an Herrn v. Auerswald abgegeben — machte Fehler über Fehler, deren größter die schwankende Haltung in der auswärtigen Politik war. Auch die constitutionelle Partei stand nicht auf der Höhe der Situation. Gereizt durch das junkerliche Gebahren der feudalen Partei und in dem schlecht verhehlten Streben, sich bei den Massen möglichst populär zu machen, „zerrte sie in unfruchtbarer Halbheit an den vorgeschlagenen Maßregeln herum, ohne sie zu verwerfen“.

Dem unausbleiblich scheinenden Conflict gegenüber machte Duncker in einem eingehenden Bericht dem Kronprinzen eine Reihe von praktischen Vorschlägen für die innere und äußere Politik, welche nach seiner Meinung geeignet erschienen, die Mißstimmungen im Lande zu beheben. „Der Haupteinwand gegen das erhöhte Militärbudget würde verstummen, sobald man Thaten sieht, die den preußischen Ehrgeiz befriedigen, indem sie dem materiellen Wohl, der Rechtsordnung und Sicherheit Deutschlands dienen“.

Die am 6. December 1861 vollzogenen Wahlen brachten nun der „neuen Aera“ eine völlige Niederlage und der demokratischen Fortschrittspartei einen ungeahnten Sieg. Der Kronprinz konnte in Uebereinstimmung mit Duncker diese unerwartete Wendung nicht für eine günstige Lösung der politischen Wirren halten und war der Meinung, welcher Duncker auch in der Presse wiederholten Ausdruck verlieh, daß die constitutionelle, d. h. die damalige liberale Partei, dem Ministerium der neuen Aera die Weiterführung der Geschäfte nur dadurch ermöglichen könne, wenn sie sich durch Annahme der Militärreform entschlossen als gouvernementale Partei zeige. Daß Friedrich Wilhelm auch sonst noch alles that, um den heraufziehenden Sturm zu beschwichtigen, bezeugt ihm Duncker in einem Briefe kurz vor der Abreise des Prinzen nach England zur Beisetzung seines verstorbenen Schwiegervaters. — „Eure Königliche Hoheit“, so schrieb er ihm, „können die schwere Reise über das Meer mit dem Bewußtsein antreten, das Mögliche gethan zu haben, die Krisis zu beschwören.“

Die Tage des liberalen Ministeriums waren indeß gezählt. Auf das Mißtrauensvotum, welches ihm am 6. December durch die Wahlen ertheilt worden war, reichten seine Mitglieder ihre Entlassung ein. Dann folgte die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Die liberale wie die conservative Partei überreichten dem Könige noch einmal ihr Programm; es war nicht schwer zu errathen, wie die Antwort des Königs ausfiel. Die ihm von dem liberalen Ministerium vorgetragenen Forderungen: Gewährleistung freier Wahlen, Ersparungen im Militärbudget, Ermächtigung zur Durchbringung der Organisationsgesetze im Herrenhause schienen dem König gleichbedeutend mit republi-

kanischen Einrichtungen, „so daß ihm zuletzt nichts mehr übrig bliebe, als abzudanken". Die Namen der neu ernannten Minister: v. d. Heydt, Graf Lippe und v. Mühler, Graf Itzenplitz und v. Jagow zeigten einen scharf ausgeprägten Gegensatz zu den Ausgetretenen und ließen die Richtung der neuen Politik unschwer erkennen.

Die überaus schwierige Lage des Kronprinzen in diesem Stadium der politischen Kämpfe bestand in der Aufgabe, sich weder zu seinem königlichen Vater, den er innig und hoch verehrte, noch zu der Stimmung des Landes in einen ausgesprochenen Gegensatz zu stellen. Daß der preußische Thronfolger ein Mann war, der eines schnellen und muthvollen Entschlusses fähig war, das hat er bald darauf in zahlreichen Schlachten bewiesen; auf der anderen Seite war aber sein Gemüth, namentlich seinem Vater gegenüber, von einer Weich- und Zartheit, welche einem Conflict mit diesem möglichst aus dem Wege zu gehen geneigt war. Seine Sympathieen gehörten — ohne daß er im mindesten sich zu einer Partei bekannt hätte — dem freiheitlich gerichteten Theile der Bürgerschaft; aber sein Sohnesherz wurde entwaffnet durch die Drohung des Vaters, daß derselbe eher abdanken als nachgeben würde. Der Gedanke schien dem feinfühlenden Manne unwürdig, nach dieser Richtung hin durch sein Verhalten irgend welchen Druck auf den König geübt zu haben, der ihm im entferntesten als das selbstsüchtige Verlangen hätte ausgelegt werden können, durch Volksgunst auch nur um einen Augenblick früher auf den Thron zu gelangen, als es ihm der natürliche Lauf der Dinge gestattete. Ueberdies war es nicht mehr möglich, den Gang der Dinge aufzuhalten. Die Regierung, anfänglich zum Nachgeben bereit, indem Roon die zweijährige Dienstzeit zunächst für ein Jahr anzunehmen sich erklärte, verwarf schon am nächsten Tage auf des Königs Veranlassung alle Verständigungsmaßregeln, infolge dessen es zu der denkwürdigen Kammersitzung vom 18. September kam, in welcher die Streichung der zur Durchführung der Reform erforderlichen Millionen mit ungeheurer Majorität ausgesprochen wurde. Ein abermaliger Ministerwechsel zeigte die Höhe und Gefährlichkeit der Krisis. Fürst von Hohenlohe sowie der bisherige Handelsminister traten zurück, während die Leitung des Ministeriums von Otto v. Bismarck übernommen wurde, dem bisherigen Gesandten am Pariser Hofe.

Es war gewiß eine der denkwürdigsten Stunden im Leben Friedrich Wilhelm's, als er am 20. September 1862 den Mann empfing, der auf Preußens und Deutschlands Geschicke bald einen so nachhaltigen Einfluß üben sollte. Auf des Kronprinzen Frage, wie Bismarck die Lage ansähe, antwortete letzterer ausweichend. „Ich war mit der Situation in ihren Einzelheiten nicht so vertraut", erzählt Bismarck später, „daß ich dem Kronprinzen ein programmmäßiges Urtheil hätte abgeben können; außerdem hielt ich mich auch nicht für berechtigt, mich gegen ihn früher zu äußern, als gegen den König". Wie weit die Verstimmung zwischen Vater und Sohn schon damals platzgegriffen, erfahren wir aus derselben Quelle. Nach einer Mittheilung Roon's äußerte der König mit Bezug auf Bismarck's Audienz beim Kronprinzen: „Mit dem ist es auch nichts; er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen". Daß der König diese Worte im inneren Zusammenhang mit seinen ernsten Abdankungsplänen gesprochen, erfuhr Bismarck erst zwei Tage später, als er — am 22. September — von dem König in Babelsberg empfangen wurde, wo ihm derselbe rund und klar seinen Entschluß mittheilte, die Krone niederzulegen, da er keine Minister mehr fände, die bereit wären, seine Regierung zu führen, ohne sich der parlamentarischen Mehrheit zu unterwerfen. Bismarck's Zusage, als Minister für die Militärreorganisation einzutreten, auch

gegen die Majorität des Landtages und deren Beschlüsse, ließ den König sofort alle seine Abdankungspläne aufgeben.

Durch die Ernennung Bismarck's zum Staatsminister und interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums war die Lage des Kronprinzen noch schwieriger geworden. Inbezug auf sein nunmehriges Verhalten bestanden bei seinen Rathgebern und Freunden zwei entgegengesetzte Ansichten. Die Einen meinten, daß bei der neuesten Wendung der Dinge alles darauf ankäme, daß in dem Kronprinzen von Preußen eine unabgenutzte Kraft und ein vom Parteistreit unberührter Name erhalten werde; die Anderen, zu denen auch Duncker gehörte, hielten noch immer an der Ansicht fest, daß es dem Kronprinzen durch Vorstellungen bei seinem königlichen Vater und durch Einwirkung im Ministerrathe möglich sein müsse, die politische Entwicklung in einer den reactionären Strömungen entgegengesetzten Weise zu lenken.

Aber Friedrich Wilhelm war nicht der Meinung, daß bei der gegenwärtigen politischen Lage eine Einmischung seinerseits noch auf irgend einen Erfolg zu rechnen habe. Verstimmt bis zur Verbitterung, hielt er es für das Beste, dem Schauplatz dieser unerfreulichen Kämpfe so fern als möglich zu sein. Er beurlaubte sich auf längere Zeit, um in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin als Gast des Prinzen von Wales eine Reise nach Italien anzutreten. Dem Drängen Duncker's folgend, begab er sich vor Antritt der Reise zu seinem in Baden-Baden weilenden Vater, um diesem gelegentlich der Verabschiedung noch einmal die Regelung der ihm so nahe gehenden Verfassungsfrage in seinem Sinne ans Herz zu legen. Dann reiste er über Zürich, Bern, Lausanne und Genf nach Marseille, wo der von der Königin von England zur Verfügung gestellte Raddampfer „Osborne" bereit lag. Auf die an interessanten Erlebnissen so reiche Reise hier näher einzugehen, liegt nicht in der Aufgabe dieser Darstellung.

Als das kronprinzliche Paar kurz vor dem Weihnachtsfeste 1862 wieder in Berlin eintraf, hatten sich die Wogen der politischen Erregung noch keineswegs beruhigt. Die Uebernahme des Präsidiums im Staatsministerium durch Otto v. Bismarck hatte alle politischen Verhältnisse gewissermaßen auf des Messers Schneide gestellt. Mit kühner Sicherheit und der absoluten Rücksichtslosigkeit, die einen großen Theil der späteren Erfolge des genialen Staatsmannes ausgemacht haben, griff er zu, indem er rundweg erklärte, daß, wenn das Abgeordnetenhaus einem Budget seine Zustimmung gebe, das die Krone sowie das Herrenhaus verwerfe, der König ohne weiteres das Recht habe — schon um die Existenz des Staates nicht zu gefährden — die nicht bewilligten Ausgaben dennoch aus eigener Machtvollkommenheit zu verfügen. Das Herrenhaus ging, in freiwilliger Unterwerfung unter die Maßnahmen der Regierung, noch einen Schritt weiter, indem es nicht nur den Etat für 1862 in der Fassung des Abgeordnetenhauses verwarf, sondern in derjenigen der Regierungsvorlage ohne weiteres annahm. Das war der Conflict in ausgesprochener Form. Die Verfassungsverletzung schien den Gegnern der Regierung offenbar, und die Kunde davon drang mit Blitzesschnelle durch das Land, überall einen Sturm von Aufregung hervorrufend.

Auf beiden Seiten, hüben und drüben, vergrößerte man durch entstellte Berichte und übertriebene Alarmnachrichten die Spannung. Auch der Kronprinz blieb nicht unberührt von der Aufregung. Man bestürmte ihn förmlich mit Briefen, Denkschriften; man warb um seine Gunst, um seine Hülfe, sowol im Lager des Fortschritts, wie in dem der Feudalen; sein politisches Tact- und Zartgefühl, sein Mannesmuth und seine Ueberzeugungstreue wurden auf die härteste Probe gestellt; aber er bewahrte in dieser schweren Zeit der Krisen

seine Besonnenheit und Ueberlegenheit in bewunderungswürdiger Weise und beantwortete alle diese Anschreiben mit kühlen Empfangsbestätigungen, in geeigneten Fällen mit deutlichem Abwinken.

Des Kronprinzen vortragender Rath entwickelte in jenen aufgeregten Tagen eine fieberhafte Thätigkeit. Dringender und dringender spricht er seinem gütigen Herrn die Bitte aus, den König zu warnen, ihn von der Auflösung des Abgeordnetenhauses zurückzuhalten, welche aus naheliegenden Gründen sowol von der linken wie von der rechten Seite des Hauses lebhaft gewünscht würde. Fand auch die Mahnung in des Prinzen Seele ein lebhaftes Echo, erfüllte ihn auch die immer trüber werdende Gestaltung der Lage des Staates mit tiefer Trauer, so konnte er doch die optimistische Meinung Duncker's nicht theilen. In einem eingehenden Schreiben vom 27. Mai 1863 theilte er diesem die Gründe mit, die ihn zu einer weiteren Passivität bestimmten. „Auf bloße Vermuthung hin oder Gerüchten Glauben schenkend, den König vor Verfassungsverletzungen zu warnen, würde diesen mit Recht erbittern. Die Minister würden schon ein passendes Kleid finden, das rechtlich wenigstens unbestreitbar ist, so daß ein directer Verfassungsbruch nicht in die Augen springt. Habe ich die Katastrophe vom März 1862 nicht hindern können, bis zu der ich inclusiv thätig und rückhaltlos liberal war, so werde ich auch heuer, wo ich zurückhaltend und neutral passiv lebe, ebenfalls nichts erreichen und nichts verhindern, was in der Macht der selbsterlaubten und selbst heraufbeschworenen Dinge beruht".

Der Brief spiegelt auch in seinen übrigen Theilen die schweren Seelenkämpfe wieder, von denen das treue Herz des Kronprinzen in der letzten Zeit heimgesucht worden war. Seinem königlichen Vater ein ergebener und liebender Sohn, aber auch an dem Volke, das er einst regieren sollte, mit Liebe hängend, und den Wünschen und Forderungen der neuen Zeit Rechnung tragend, hatte er in seiner wahrheitsuchenden Seele einen schweren Conflict zu bestehen. Da er in seinem geraden Herzen verschmäht „eine Sprache zu führen, die doch eine kunstvolle sein müßte", so duldet er still und verurtheilt sich selbst zu der Rolle einer thatenlosen Zurückhaltung, die ihm nur zur Ehre gereichen konnte.

Dennoch aber waren die Verhältnisse stärker als er. Jener Brief Duncker's hatte ihn mächtig ergriffen und klang in seinem erregten Herzen nach. Am 31. Mai 1863 hatte er eine militärische Inspectionsreise nach Ostpreußen anzutreten. Er wollte nicht abreisen, ohne zuvor im Sinne Duncker's dennoch einen Versuch der Beschwichtigung der gefahrdrohenden Lage zu machen. Er that dies noch an demselben Tage in einem Briefe an seinen königlichen Vater, worin er diesen mit warmen Worten bat, im Hinblick auf die Stimmung im Lande irgendwelche Schritte zu vermeiden, die geeignet wären, die Gegensätze zu verschärfen. Dann begab er sich auf die Reise. In dem Zuge, den der Kronprinz benutzte, befand sich auch der damalige Oberbürgermeister von Danzig, Herr v. Winter. Der Prinz lud ihn unterwegs in sein Coupé, und es ist unschwer zu errathen, daß die Unterhaltung mit diesem politisch sehr temperamentvollen Manne nicht zur Beruhigung seiner Stimmung beigetragen hat. Freilich seine Befürchtungen waren auch nicht grundlos gewesen. Schon am Tage darauf veröffentlichte der „Staatsanzeiger" jene unter dem Namen der „Preßordonnanzen" bekannt gewordene Verordnung, die die Freiheit der Presse knebelte und einen Schrei der Entrüstung im ganzen Lande hervorrief. Der sonst so maßvolle Duncker charakterisirte diese Verordnung in einem vom 2. Juni datirten Schreiben, das er der ihrem Gemahl am Abend desselben Tages nach Graudenz nachfolgenden Kronprinzessin

mitgab, als „über das Napoleonische Preßgesetz noch weit hinausgehend“. Dennoch warnt der treue Berather seinen Herrn vor Uebereilungen und Unvorsichtigkeiten und empfiehlt ihm für den Fall einer Verwahrung gegen die erlassene Verordnung die Anwendung der mildesten, loyalsten Form. In diesem Sinne hatte der Kronprinz unterm 4. Juni an seinen königlichen Vater geschrieben und aus seinem eigenen Sohnesherzen hinzugefügt, „er wisse, was er thue, und der Schmerz sei ihm bekannt, den er Sr. Majestät bereite“.

Er empfand es in tiefster Seele als eine ihm angethane Demüthigung, daß man es unterlassen, ihn zu den betreffenden Berathungen des Staatsministeriums hinzuzuziehen. Seine heftige Gegnerschaft beim Erlaß dieser Verordnung fürchtend, hatte man es nicht für rathsam gehalten, ihn von dem geplanten Schritte zu verständigen. Die Gerüchte von beabsichtigten weiteren Verschärfungen der Unterdrückungsmaßregeln, von Erlassen gegen Beamte und Vereine, die fast unglaublich klingende Nachricht, Bismarck habe den Rath gegeben, falls eine Stellvertretung durch des Königs angegriffene Gesundheit nothwendig werden würde, diese mit Uebergehung des Kronprinzen dem Prinzen Karl zu übertragen, verschärfte die politische Aufregung noch mehr, und so konnte es nicht überraschen, daß nicht nur die Freunde einer freiheitlich gerichteten Politik, sondern selbst viel weiter rechts stehende, unbeeinflußte Männer und ehrliche Regierungsfreunde, die sich nicht den Blick hatten trüben lassen, den Kronprinzen für ein kräftiges Eintreten im Sinne der Verfassung zu gewinnen suchten. War es ein Wunder, daß des Kronprinzen fürstlicher Stolz sich aufbäumte gegen den selbstherrlichen Ministerpräsidenten, daß er noch unter dem frischen Eindruck jener gegen die Presse unternommenen Gewaltmaßregeln und in dem berechtigten Drange, dem Lande gegenüber auszusprechen, daß er den Maßnahmen der Regierung fernstehe, sich zu einem Schritte hinreißen ließ, der, weil er ihn in einen ausgesprochenen Gegensatz zu seinem königlichen Vater brachte, die Gemüther in große Aufregung versetzte? War ein solcher Schritt nicht menschlich verzeihlich, und entsprach er nicht seinem offenen ehrlichen Wesen, der Wahrhaftigkeit seines redlichen Herzens?

Am 5. Juni war Friedrich Wilhelm in sehr erregter Stimmung in Danzig eingetroffen. Gelegentlich seiner Begrüßung durch den Oberbürgermeister v. Winter legte dieser dem Kronprinzen mit eindringlichen Worten die Bitte ans Herz, für die verletzte Verfassung einzutreten. Kein Augenblick könne günstiger dazu sein, als der gegenwärtige. Lange überlegte der Kronprinz das Für und Wider des von ihm geforderten Schrittes; aber nach heftigen Gemüthsbewegungen kam er zu der Ueberzeugung, daß die Lage der Dinge eine Gefahr nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft des Vaterlandes und seines Herrscherhauses bedeute, und daß er um seiner Stellung als Thronfolger, sowie auch um der Zukunft seiner Kinder willen nicht schweigen dürfe, sondern die Pflicht habe, offen vor dem Lande seiner Mißbilligung Ausdruck zu geben. So sprach er denn am 5. Juni auf dem Danziger Rathhause jene verhängnißvollen Worte, die noch lange in dem aufgeregten Lande nachhallen sollten: „Auch ich beklage, daß ich zu einer Zeit hergekommen bin, in der zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfniß eingetreten ist, das zu erfahren, mich im hohen Grade überrascht hat. Ich habe von den Verordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Theil an den Rathschlägen gehabt, die dazu geführt haben. Aber wir alle und ich am meisten, der ich die edlen Intentionen und die hochherzigen Gesinnungen Sr. Majestät des Königs am besten kenne,

wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter dem Scepter Sr. Majestät der Größe sicher entgegengeht, die ihm die Vorsehung bestimmt hat".

Diese Erklärung begegnete in den der Regierung und dem Ministerium nahestehenden Kreisen heftigem Widerspruch, während sie in den weitesten Kreisen des Volkes freundliche Aufnahme fand. Der König selbst, der in den Vermittlungsschritten seines Sohnes, vor allem in der Danziger Rede eine Auflehnung gegen die Krone, insbesondere den obersten Kriegsherrn, erblickte, hatte dem Sohne in einem sehr ernst gehaltenen Schreiben vom 7. Juni auf dessen Brief vom 4. geantwortet, und mit dieser Antwort zugleich eine sehr scharf gehaltene Kritik der in Danzig gesprochenen Worte verbunden. Man hatte, bald nachdem der Telegraph die Kunde von der in Danzig eingelegten Verwahrung des Kronprinzen nach Berlin getragen, allen Ernstes Berathungen gepflogen, was gegen einen solchen Widerstand des Thronfolgers zu thun, und ob es nicht gerathen sei, vom Standpunkte militärischer Disciplin strenge Maßregeln gegen ihn zu ergreifen. Wirklich hatte der König einen Augenblick auf dem Punkte gestanden, den Sohn seiner militärischen Commandos zu entheben, und der Brief des Königs vom 7. Juni enthielt außer einer strengen Rüge auch Drohungen und Forderungen hinsichtlich des ferneren Verhaltens des Kronprinzen. Aber wenn auch leidenschaftliches Wollen ebensowenig in des Kronprinzen Natur lag wie hartnäckiges Beharren, wenn sein edles Herz auch ebenso ehrlich wie weich war, ebenso empfänglich für Recht und Ehre, wie nachgiebig gegen die Regungen sanfterer Gefühle, so dachte er doch keinen Augenblick daran, von der von ihm ausgesprochenen Verwahrung, die seiner innersten Ueberzeugung entsprach, ein Wort zurückzunehmen. Er beantwortete das Schreiben seines königlichen Vaters in würdiger Weise, bat darin demüthig um Verzeihung, daß er Seiner Majestät solchen Kummer bereitete, konnte aber im übrigen nicht umhin, dem Befehle Sr. Majestät die Entbindung von seinen sämmtlichen militärischen und staatsrechtlichen Stellungen anheimzustellen. Er habe angesichts von Maßregeln, die ihm so gefährlich erschienen seien, für sich und seiner Kinder Zukunft nicht besser zu handeln gewußt. Auch darüber, daß ihn der Ministerpräsident über den beabsichtigten Erlaß jener Preßordonnanzen in völliger Unkenntniß gelassen, gab er seiner Entrüstung noch einmal Ausdruck.

Der König konnte und wollte es nicht auf das äußerste ankommen lassen. Von dem förmlichen Bruch hielt ihn einestheils die Liebe zu dem einzigen Sohne, andrerseits die Scheu vor dem üblen Eindruck zurück, den eine solche Nachricht in dem ohnehin aufgeregten Lande hervorgebracht hätte. Er überging in seinem königlichen Antwortschreiben das Demissionsgesuch seines Sohnes sowie die Anklage gegen Bismarck mit klugem Stillschweigen, erklärte ihm aber nach einem strengen Verweise, „daß er als Kronprinz öffentlich Opposition getrieben", er wolle auf das von demselben gegebene Versprechen, fernere Aeußerungen zu unterlassen, eingehen und versicherte ihm endlich, daß er unter diesen Umständen „in väterlicher Liebe aber mit königlichem Ernste das Geschehene verzeihen wolle".

So war die Versöhnung zwischen Vater und Sohn wiederhergestellt; auch die verhaßten Preßordonnanzen, die einen solchen Entrüstungssturm im Lande hervorgerufen, sollten infolge des Widerspruchs des Landtages zurückgenommen werden. Aber dem Kronprinzen war es fürs erste verleidet worden, an der weiteren Entwicklung der öffentlichen Dinge theilzunehmen. Da er auch mit der erneuten Auflösung des Landtages vom 3. September nicht einverstanden war, bat er den königlichen Vater, wie er selbst in einem bemerkenswerthen

Schreiben vom 6. September 1863 an Herzog Ernst II. von Coburg berichtet, ihm zu gestatten, von den Ministerialsitzungen fernbleiben zu dürfen.

Hatten die Minister, die ihn bei Seite gedrückt, ihm die Mitarbeit an der inneren Politik gründlich verleidet, so verfolgte der Kronprinz die Entwicklung der auswärtigen Politik mit um so regerem Interesse. Der von Oesterreich in Scene gesetzte Fürstentag in Frankfurt a. M. sollte sogar eine politische Mission für ihn im Gefolge haben. Oesterreich hatte, ermuthigt durch die innere Zerfahrenheit in den Zuständen Preußens und im Bewußtsein des Rückhaltes, den es der russenfreundlichen Politik Preußens wegen an Frankreich hatte, im Sommer 1863 den kecken Versuch gemacht, die Lösung der deutschen Frage und die Führung der ihm selbst ganz unsympathischen deutschen Einheitsbewegung Preußen aus der Hand zu reißen. Auf dem für den 16. August 1863 nach Frankfurt zusammenberufenen Fürstencongreß sollte durch einen großen „Reformplan" für die deutsche Bundesverfassung Preußen endgültig überboten und damit der Versuch gemacht werden, es womöglich ganz aus dem Bunde auszuschließen, oder seinen Einfluß in demselben lahmzulegen. Kaiser Franz Josef hatte in Gastein den Versuch gemacht, den König von Preußen für seine Pläne zu gewinnen und ihn zu bestimmen, sich selbst an dem Fürstencongreß zu betheiligen. Bismarck theilte in diesem Falle die Ansicht Duncker's und rieth dem Könige, durch Fernbleiben von der Versammlung das sogenannte „Reformwerk" Oesterreichs gänzlich zu vereiteln. Der König wollte in dieser wichtigen Frage nichts Entscheidendes thun, ohne den künftigen Thronfolger zu Rathe zu ziehen. Er berief Anfang August 1863 den Kronprinzen nach Gastein, der dem Vater den vermittelnden Rath gab, sich nach Frankfurt zu begeben, um unter offener Darlegung der preußischen Ziele die deutschen Fürsten für eine Reform des Bundes im Sinne Preußens zu gewinnen. Er wollte vor allen Dingen einen Bruch mit den deutschen Fürsten vermeiden. Nach längerem Erwägen folgte der König schließlich dem Rathe seines Ministerpräsidenten und blieb dem Fürstencongreß gänzlich fern. Das mit so vielem Geräusch von Oesterreich in Angriff genommene „Reformwerk" verlief im Sande.

Der Kronprinz hatte aus seiner Meinung über den Fürstentag kein Hehl gemacht. Schon das bloße Zustandekommen hatte er als einen wichtigen Schritt zur weiteren Förderung der deutschen Einheitsbestrebungen betrachtet. So im Anfange mit großen Hoffnungen erfüllt und nur dem Bedauern Ausdruck gebend, daß die Anregung nicht von Preußen ausgegangen sei, hatte ihm der Gang der Verhandlungen, die die selbstsüchtigen Absichten Oesterreichs mehr und mehr entschleiert hatten, allmählich die Augen darüber geöffnet, daß durch ein Handinhandgehen mit dem mächtigen Rivalen die deutschnationale Idee sich niemals in ersprießlicher Weise verwirklichen lasse. Für die Beurtheilung seiner Auffassung ist ein an seinen Oheim, Herzog Ernst II. von Coburg, gerichtetes Schreiben vom 6. September 1863 von hoher Bedeutung. Es zeigt die interessante Thatsache, daß der Kronprinz mit dem deutschen Ministerpräsidenten hinsichtlich der deutschen Frage schon damals durchaus nicht so entgegengesetzter Ansicht war, wie es den Anschein hatte. Wie Bismarck, so erblickte auch Friedrich Wilhelm das zukünftige Heil Deutschlands in der Führung Preußens. Der Gedanke eines „mehrköpfigen Directoriums" ist ihm ungeheuerlich. „Man nenne es Alternat, Coordinirung oder wie man es wolle, nie wird Deutschland Segen von jenen beiden Rivalen ernten, so lange beide ihren Einfluß gleich geltend machen wollen." Die Ziele der beiden Männer waren dieselben; nur in der Wahl der Mittel gingen ihre Ansichten weit auseinander. Bismarck's gewaltige Kraftnatur, seine weit-

schauende, die Fäden der Diplomatie mit Leichtigkeit entwirrende, alle ihm entgegenstehende Hindernisse energisch bei Seite schiebende Politik drängte ihn von selbst von dem Wege einer friedlichen Lösung der deutsch-nationalen Frage ab. Daß der Kronprinz damals noch den ungleich sympathischeren Weg für möglich hielt, Preußen durch freiheitlich gerichtete, den Wünschen des Volkes Rechnung tragende Reformen die Neigung der übrigen deutschen Bundesstaaten zu erwerben und dadurch eine friedliche Entwicklung der Dinge herbeizuführen — wer wollte den edlen Mann, der das Gute redlich gewollt, darob tadeln?

Das Jahr 1863 mit seinen Kämpfen und Krisen näherte sich seinem Ende, mit ihm ein deutlich wahrnehmbarer Abschnitt im Leben des Kronprinzen. Sein Werdegang war vollendet. Die letzten Ereignisse hatten ihn gefestigt und geklärt, seine Menschenkenntniß erweitert und ihm gezeigt, daß ein Staatsmann, ein Fürst mit einem Herzen voll Liebe und Güte allein nicht auskomme, daß er mit tausend anderen Einflüssen zu rechnen habe. Sein unter ausgezeichneten Lehrern erworbenes, auf der Hochschule zu Bonn vertieftes Wissen, seine durch die Arbeiten in den Ministerien gewonnene Einsicht, durch weite Reisen erweiterte Welt- und Menschenerfahrung, war unter dem Einfluß der aufregenden Ereignisse der Conflictszeit und unter der sicheren Führung seines trefflichen Berathers, Max Duncker, noch durch etwas anderes ergänzt worden: durch die diplomatische Schulung. So stand er am Ende seines Werdeganges da als ein Mann, geliebt von dem Volke, das die Hoffnungen der Zukunft auf ihn setzte; in seinem Innern gefestigt und gestärkt und durch heiße Kämpfe vorbereitet auf die Dinge und Ereignisse der Zukunft, die in ihrem dunklen Schoße die Keime zu großen, gewaltigen Begebenheiten bargen.

1864—1871.

Der Krieg gegen Dänemark im J. 1864 brachte dem Kronprinzen durch sein freundschaftliches Verhältniß zu dem Herzog Friedrich von Augustenburg einen neuen seelischen Conflict. Als im November 1863 mit Friedrich VII. das dänische Königshaus erlosch und sein Nachfolger, Christian IX., aus der Glücksburger Linie, gedrängt durch die Wühlereien der eiderdänischen Nationalpartei, das vom dänischen Reichsrath angenommene „Grundgesetz" vollzog, das die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staatenverband zur Forderung erhob, ging ein Schrei der Entrüstung durch die deutschen Lande. Die Frage der Elbherzogthümer war aber durch den Umstand noch verwickelter geworden, daß gegen die Erbfolge des neuen Dänenkönigs, die auf dem Londoner Protokoll beruhte, der Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg Einspruch erhob (s. den Artikel). Am 21. November hatte er — ebenso wie König Christian IX. von Dänemark — dem deutschen Bunde seinen Regierungsantritt in den Herzogthümern angezeigt. Um die Besitzergreifung auch äußerlich als solche zu kennzeichnen, hatte sich dann Prinz Friedrich von Augustenburg nach Kiel begeben. Von der Volksstimmung in den schleswig-holsteinischen Landen wurde er aufs lebhafteste unterstützt, auch auf die Zustimmung der Mehrheit des deutschen Bundestages konnte er mit voller Sicherheit rechnen. Dazu kam der Einfluß der öffentlichen Meinung, auf die sich wesentlich auch die Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses stützte, und die auch in Süddeutschland mächtig war. Ebenso erschien die Politik Frankreichs offenbar dem Erbprinzen nicht ungünstig. Dazu sicherte ihm die Verwandtschaft seiner Gemahlin mit dem englischen Königshause die — wenn auch nur persönliche — Zuneigung der Königin Victoria.

Auch Kronprinz Friedrich Wilhelm hatte von Anfang an zu den wärmsten Freunden und Vertretern der Augustenburgischen Bestrebungen gehört. Es war nicht sowol das Eintreten für den Grundsatz der Legitimität, nach dem das angestammte, von den Vorfahren wohl erworbene Recht dem Enkel nicht verkümmert werden dürfte, als das ritterliche Pflichtgefühl, das ihn hierbei leitete, einem deutschen Fürsten zur Besteigung eines deutschen Thrones zu verhelfen und dadurch dem deutschen Namen und der deutschen Sache bleibenden Gewinn einzutragen. Die durch seine Gemahlin vorliegenden verwandtschaftlichen Beziehungen standen durchaus in entfernter Richtung. Von dieser Auffassung aus hatten seine Sympathien gleich vom Tage an, da König Friedrich VII. die Augen schloß, dem Prinzen Friedrich von Augustenburg zugehört, und es stand ihm fest, daß Preußens Pflichten dahin gingen, nunmehr nicht nur die endgültige Trennung der Herzogthümer von Dänemark, sondern auch die Einsetzung des Erbprinzen als ihres Herzogs zu erzielen.

Als Friedrich Wilhelm Mitte December 1863 mit seiner Gemahlin von einem Besuch aus England zurückkehrte, hatte er auf der Rückfahrt im Eisenbahncoupé eine längere eingehende Unterredung mit dem Erbprinzen von Augustenburg, bei welcher Gelegenheit der Kronprinz dem Freunde versprach, von ganzem Herzen das Seine zu thun, ihm und seinen Hoffnungen die Unterstützung seines königlichen Vaters und der preußischen Regierung zu gewinnen, ein Versprechen, das er mit der vollen Wärme seines großmüthigen Herzens zu erfüllen versucht hat, bis die Erkenntniß, daß die Verhältnisse in der Politik mächtiger seien als die Menschen, ihn zu der Ueberzeugung führte, auch ein preußischer Kronprinz müsse sich vielem fügen, was er gern zu anderer Entwicklung gebracht hätte. Als der Kronprinz zum Weihnachtsfeste 1863 in Berlin eintraf, fand er die Ereignisse bereits in vollem Gange; die entscheidenden Entschlüsse waren während seiner Abwesenheit gefaßt worden und wurden mit ungewöhnlicher Energie zur Ausführung gebracht. Keine Verständigung mit Dänemark war erfolgt; die zur Execution in Holstein bestimmten Bundestruppen standen an der Grenze.

Auf den Antrag des Kronprinzen, den Feldzug im Hauptquartier des Oberstcommandirenden der österreichisch-preußischen Armee, Feldmarschalls v. Wrangel, mitzumachen, hatte der König bejahend geantwortet. Friedrich Wilhelm hatte seinen Entschluß ganz aus freiem Antriebe gefaßt; viele hatten ihm abgerathen, am entschiedensten die Königin Augusta. Seine intimen Beziehungen zum Erbprinzen von Augustenburg machten es ihm schwer genug, in den Herzogthümern aufzutreten, denn er durfte den Freund, der immer mehr Preußens Gegner wurde, nicht sehen; ja er mußte, er mochte wollen oder nicht, die Augen des Volkes von jenem ab auf sich ziehen. Auch die Gothaer Politiker, deren Anschauungen der Prinz im allgemeinen theilte, sahen es ungern, daß er sich auf den Kriegsschauplatz begeben wollte. Die Erinnerungen an die Märztage von 1848, an die Olmützer Demüthigung, an den Rückzug in der Neuchâtelschen Streitsache und an den traurigen Ausgang der sogenannten „Neuen Aera“ hatten das Selbstvertrauen geschwächt und bei Vielen den Glauben an den Muth der Regierung erschüttert; von Bismarck's Kraft und Geist ahnten damals doch nur Wenige. Daß „es wieder zu nichts kommen werde“, war eine so verbreitete Ansicht, daß manche wohlmeinende Personen den Wunsch aussprachen, der Kronprinz möchte sich nicht an einem Unternehmen betheiligen, das doch nur mit einem Fiasco endigen würde. Die Kronprinzessin dagegen begriff sofort, daß ihr Gemahl bei dem bevorstehenden kriegerischen Unternehmen nicht fehlen dürfe. Der Zweifel an einem Zusammenstoß war so verbreitet und schien so begründet, daß der Adjutant des

Kronprinzen, Major v. Schweinitz, Herrn v. Bismarck bat, er möge ihn noch bis zum letzten Augenblicke vor der Abreise Seiner Königlichen Hoheit von der Lage der Dinge an der Eider in Kenntniß erhalten; denn es wäre unerfreulich, wenn der Thronfolger zu Felde zöge, um nach ein paar Tagen zurückzukehren, ohne die Feuertaufe erhalten zu haben. Infolge dieser Besprechung theilte Herr v. Bismarck dem Major v. Schweinitz in der Nacht vom 30. zum 31. Januar 1864 in einem Handschreiben mit, daß die Dänen keine Anstalt machten, Schleswig zu räumen; „er stecke zwar nicht in der dänischen Seele, aber er nehme bis jetzt an, daß ihr Körper sich schlagen werde". Der Entschluß des Kronprinzen war gefaßt. In der Frühe des folgenden Tages reiste er ab und traf bereits am Abend des 31. Januar im Hauptquartier zu Bordesholm ein.

Schon in den ersten Tagen des Feldzuges boten die eigenthümlichen Verhältnisse im Hauptquartier des Feldmarschalls v. Wrangel dem Kronprinzen Gelegenheit, militärisch-diplomatische Eigenschaften zu zeigen, die Fernerstehende ihm nicht zugetraut hatten. Namentlich in militärischen Kreisen glaubte man weder kühne, noch schnelle Entschlüsse von dem Prinzen erwarten zu dürfen, und von seinem Urtheil über strategische und taktische Dinge hatte man keine hohe Meinung; ja, es hatte sich unter einem Theil der Gardeofficiere die völlig irrige Meinung gebildet, daß er kein Interesse an dem Kriegsdienst hege, daß er kein Soldat sei. Wenn es heut unbegreiflich erscheint, daß eine so falsche Vorstellung Boden fassen konnte, so muß daran erinnert werden, daß in jener Zeit die Blicke der militärischen Jugend bewundernd auf Prinz Friedrich Karl ruhten. Ja, es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß dieser seinen kronprinzlichen Vetter im Anfang der 60er Jahre in den Schatten stellte, obwol Friedrich Wilhelm weder an militärischer Strammheit noch an Diensteifer irgend etwas vermissen ließ. Für die nächste Umgebung des hohen Herrn war es nun eine Freude zu beobachten, wie die höheren Officiere im Hauptquartier einer nach dem andern die Entdeckung machten, daß sie sich geirrt hatten. Mit jedem Tage wuchs das Ansehen des Kronprinzen bei Preußen und Oesterreichern, und das Vertrauen, das er einflößte, zeigte sich besonders darin, daß in den nicht seltenen Fällen kleiner Mißhelligkeiten seine Vermittlung gesucht wurde. Obwol er große Zurückhaltung beobachtete, und dem greisen Feldmarschall viel Ehrerbietung erwies, wurde der Prinz bald die maßgebende Persönlichkeit im Hauptquartier. Wenn er hierbei zunächst durch seinen Tact und seine milde Würde sich nützlich machte, ohne in den Vordergrund zu treten, so kamen doch auch Momente und Situationen, in die er, ohne den Feldmarschall zu verletzen, entscheidend eingriff. In der Folge sollten seine Ansichten einen derart wachsenden Einfluß gewinnen, daß kaum ein wichtiger Entschluß gefaßt wurde, ohne sich vorher seines Einverständnisses zu versichern. Nichts kann für die Beurtheilung der Schwierigkeiten, die der Kronprinz in seinem Verhältniß zu Wrangel oft zu überwinden hatte, so charakteristisch sein, als jene Zeit zu Mitte des Monats Februar 1864, da der Feldmarschall in der an sich durchaus richtigen Erkenntniß der militärischen Lage die Ausdehnung der Operationen auch auf Jütland gefordert, auf Einspruch Oesterreichs aber von Berlin aus den Befehl erhalten hatte, die Grenze jener dänischen Provinz vorläufig noch nicht zu überschreiten. Es bedurfte bekanntlich erst längerer persönlicher Unterredungen mit Kaiser Franz Josef in Wien, die Generallieutenant v. Manteuffel, der spätere Feldmarschall, sehr geschickt zum gewünschten Ziele zu führen wußte, um den österreichischen Diplomaten einen ganzen Haufen von Bedenken und Aengsten wegen der neutralen Mächte zu nehmen. Für die Bedeutung der

Vorsicht, mit der in dieser Sache vorgegangen werden mußte, hatte der Feldmarschall keine richtige Vorstellung. Er erinnerte sich jener lahmen Kriegsführung der Bundestruppen im August 1848 und war jetzt entschlossen, den erhaltenen Befehl nicht zu beachten, sondern den Wirrknoten der Diplomatie einfach mit dem Schwerte zu durchhauen. Dementsprechend telegraphirte er, ohne seiner Umgebung Einsicht darin zu gewähren, direct an den König nach Berlin — noch dazu ohne Benutzung von Chiffern und ganz in dem derben Stile, der ihm eigen war —, daß diese Diplomaten, die die schönsten Operationen störten, den Galgen verdient hätten, und dergleichen Liebenswürdigkeiten mehr. Anderen Tages — es war am 17. Februar — eilte er von Apenrade nach Hadersleben, um persönlich den Einmarsch zu leiten, dessen Vorbereitung er möglichst geheim zu halten versucht hatte. Als der Kronprinz dennoch durch General v. Falkenstein davon erfuhr, fing er den mit den Anweisungen Wrangel's betrauten Obersten Flies auf seinem Rückwege vom Wrangel'schen Hauptquartier in einer Seitengasse ab und ertheilte ihm den Befehl, die jütische Grenze nicht zu überschreiten. Wrangel war nun zwar zum Nachgeben gezwungen, hatte aber die Genugthuung, daß der Einmarsch dennoch, wenn auch unbefohlen, erfolgte. Eine Abtheilung Gardehusaren vom Vortrabe der Armee war mit einem Haufen der Dänen handgemein geworden, hatte bei der Verfolgung die Grenze, ohne sie zu kennen, überschritten, und die Stadt Kolding thatsächlich besetzt. Als nun infolge der erhaltenen Weisung Wrangel wieder den Gegenbefehl gab, Kolding zu räumen, hatte der Kronprinz die richtige Empfindung, daß ein Zurückziehen der Truppen einen schlechten Eindruck auf sie machen würde und militärisch nicht zu billigen sei. Auch in diesem Falle gelang es dem Kronprinzen noch im letzten Augenblick, den mit der Ueberbringung der Ordre betrauten Officier abzufangen und den Befehl zu inhibiren.

Es war erklärlich, daß der Ernst der Lage auf die Dauer so sachwidrige und unter Umständen höchst kritische Verhältnisse in der obersten Leitung der verbündeten Heere nicht ertragen konnte. Es erging daher schließlich die Allerhöchste Cabinetsordre an den Feldmarschall, daß die Mitbetheiligung des Kronprinzen an den Geschäften des Armeecommandos jetzt einen officiellen Charakter erhalten, und dem Kronprinzen von allen erhaltenen Befehlen und eingegangenen Meldungen ausführliche Meldung gemacht werden sollte. Dem Feldmarschall war aufgegeben, von seinen Plänen und Absichten nichts verborgen zu halten; kein Schreiben oder Telegramm militärischen Inhalts sollte ohne Vorwissen und vorherige Rücksprache mit dem Kronprinzen erlassen werden. Unter so veränderten Umständen verstand es sich von selbst, daß der Kronprinz in diesem Feldzuge dem eigentlichen Kampfgewühle ferner blieb, als es seinem Thatendurste lieb war.

Hinsichtlich der Operationen gegen die Düppeler Schanzen war der Kronprinz mit der langen Verzögerung des Sturmes nicht einverstanden. Seinem jugendlichen Thateneifer schien das lange Hinausschieben einer entscheidenden Action für das militärische und politische Ansehen Preußens nicht zuträglich. „Es gibt in der gegenwärtigen Kriegslage kein wichtigeres Kriegsobject als den Ruhm der preußischen Armee", so hatte Manteuffel an Roon geschrieben. Im Einverständniß mit diesen beiden Männern hatte der Kronprinz seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Karl, der sich für den Sturm auf Düppel zu schwach fühlte, gelegentlich einer Zusammenkunft die Aufbietung seines ganzen Einflusses versprochen, den Vetter mit 3 bis 4 Regimentern zu unterstützen. Sofort hatte er den Befehl erwirkt, daß die Gardedivision, die man bisher in Jütland verwandte, nach Düppel geschickt wurde; die Truppen

hatte er direct benachrichtigt, so daß sie, als Wrangel's Befehl anlangte, schon bereit standen und sofort den Marsch — es ist der berühmte Gewaltmarsch von 12 Meilen in 2 Tagen — antreten konnten. So half er der mangelnden Energie auf.

Daß Friedrich Wilhelm ein Freund schneller und kühner Entschlüsse war, bewies er schon in diesem Kriege noch bei einer anderen Gelegenheit. Der damalige Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, Oberst v. Blumenthal, hatte, des langen Zögerns und Versteckspielens der Dänen überdrüssig, seine Aufmerksamkeit auf einen Plan gelenkt, dessen rechtzeitige Ausführung vielleicht damals schon geeignet gewesen wäre, die volle Entscheidung des Krieges herbeizuführen. Es war der schon für Ende März geplante Uebergang nach der Insel Alsen; man hoffte durch diese unerwartete Waffenthat den Feind zu überraschen und dem unzweifelhaft viele Opfer erfordernden Sturme auf die Düppeler Schanzen aus dem Wege zu gehen. Der dadurch nicht ausgeschlossene artilleristische Angriff auf die Düppelstellung sollte dann mehr dazu dienen, den Gegner festzuhalten. Der Kronprinz war sofort Feuer und Flamme für diesen Plan und von dem Erfolg von vornherein überzeugt. Nicht ohne seine Einwirkung gewann auch der anfänglich zögernde Prinz Friedrich Karl immer mehr Vertrauen zu dem Uebergang und gab dieser zuversichtlichen Auffassung in einem an den König gerichteten Schreiben vom 24. März Ausdruck. Selbst eine geringere Unterstützung seitens der preußischen Flotte vorausgesetzt, könne, wenn nur das Wetter dem Unternehmen günstig wäre, an dem Gelingen nicht gezweifelt werden. Alles schien dem Plane günstig, hatte doch Blumenthal selbst, unter dem Vorwande von Pionierübungen, die Kähne häufig ins Wasser setzen und alles für den Ernstfall vorbereiten lassen. Aber die Ungunst der Elemente vereitelte das kühne Unternehmen für dieses Mal.

Schon in diesem Feldzuge, der dem Kronprinzen eine unmittelbare Führerrolle nicht zuwies, verstand er es, durch seine Persönlichkeit auf die Massen einzuwirken. Mit seiner Frische und schnellen Begeisterungsfähigkeit, mit der Gabe, durch ein schlagfertiges, oft humorvolles Wort den gesunkenen Muth nach großen Strapazen oder Mißerfolgen zu heben, riß er die Truppen in entscheidenden Momenten unwiderstehlich mit sich fort. Mit athemloser Spannung sehen wir ihn an dem ruhmvollen Tage der Erstürmung der Düppeler Schanzen auf dem Dünther Observatorium in der Mitte des Obercommandos den Verlauf des aufregenden Kampfes beobachten. Das Auge des herrlichen Königssohnes entflammte die vorbeiziehenden Truppen zu glühender Begeisterung. Als ihm dann nach der furchtbaren Blutarbeit eine Ordonnanz die Meldung bringt, daß sämmtliche Schanzen in den Händen der Preußen seien, da wirft er sich, alles um sich her vergessend, auf sein Roß, um über Broacker auf das Gefechtsfeld nach dem Spitzberge zum Prinzen Friedrich Karl vorzudringen. Seine Augen leuchteten voller Siegesfreude, als er auf dem Wege dahin an dem ihm wohlbekannten Maler Professor W. Camphausen vorübersprengte und ihm dabei in seiner frischen Weise zurief: „Alle Schanzen genommen; jetzt geht's nach Sonderburg!“ Auf dem Spitzberge angekommen, umarmt er neidlos den Sieger von Düppel. Dann dankte er in einer feurigen Ansprache den heldenmüthigen Truppen. „Ihr seid ja wahre Eisenfresser!“ ruft er den braven Fünfunddreißigern zu.

Mit dem Sturme auf Düppel schloß die eigentliche Theilnahme des Kronprinzen an diesem Feldzuge ab. Feldmarschall v. Wrangel wurde nach Berlin zurückberufen, die Führung der Verbündeten ging auf Prinz Friedrich Karl über; ein längerer Waffenstillstand begann. Mit dem Personenwechsel im Obercommando endigte naturgemäß auch des Kronprinzen Aufgabe bei

diesem. Er begleitete den Feldmarschall nach Berlin. Am 12. Mai trat er die Rückreise an, auf der er am 14. Mai in Hamburg noch eine sehr denkwürdige Unterredung mit dem Erbprinzen von Augustenburg hatte, wol mit dem besten Willen, ihm zum Ziele seiner Wünsche zu verhelfen, leider aber ohne den Erfolg, daß der Prinz das volle Gewicht der Ereignisse erfaßte, die sich soeben abgespielt hatten und die noch bevorstanden. Der 17. Mai 1864 sah den Prinzen wieder im Kreise der Seinigen, dies Mal im frisch grünenden Lorbeer des heimkehrenden Kriegers. Als Zeichen der Anerkennung für die von ihm so reich bewiesene Hingabe an der Lösung der Aufgabe, die ihm der schleswig-holsteinische Krieg gebracht hatte, ernannte der König den Kronprinzen unter dem 18. Mai zum commandirenden General des II. Armeecorps, des pommerschen, sodaß ein neues Band ihn an die Provinz fesselte, deren Statthalter er schon seit dem 27. Januar 1861 war.

Als am 22. August 1864 die beiden siegreichen Monarchen in Schönbrunn zusammentrafen, um gemeinschaftlich mit den maßgebenden Staatsmännern über die Grundlagen eines ferneren Zusammengehens zu verhandeln, schien über alle zur Sprache kommenden Punkte das beste Einvernehmen zu herrschen, nur nicht über den Siegespreis, die schleswig-holsteinschen Lande. Preußen hatte sich durchaus nicht abgeneigt erklärt, den Herzog von Augustenburg als regierendes Haupt der schleswig-holsteinschen Lande anzuerkennen, doch hatte es für seine Einwilligung die Erfüllung gewisser Bedingungen fordern zu müssen geglaubt, die in der Lage des preußischen Staatswesens tief begründet waren. Preußens Forderungen waren schon während des dänischen Krieges in einer Denkschrift des Kronprinzen vom 26. Februar 1864 in folgenden Punkten als sachlich begründet worden: Abschluß einer Militär- und Marineconvention mit Preußen, Beitritt zum Zollverein, Einräumung der Bundesfestung Rendsburg, Ueberlassung des Kieler Hafens als preußische Marinestation und die Erbauung eines Canals zwischen beiden Meeren, des späteren Nordostseecanals.

Der Kronprinz hatte die Hoffnung gehegt, daß der Erbprinz auf diese Forderungen bereitwilligst eingehen würde, und der Ministerpräsident Otto v. Bismarck hatte am 1. Juni 1864 Abends zwischen 9 und 12 Uhr in seiner Wohnung eine Unterredung mit dem Erbprinzen, bei welcher es sich hauptsächlich um die von dem Kronprinzen in der erwähnten Denkschrift bezeichneten Punkte drehte. Die Erwartung des Kronprinzen fand sich indessen nicht bestätigt. Der Herzog von Augustenburg glaubte, nach Bismarck's Auffassung der Unterredung, seine uneingeschränkte Zustimmung zu diesen Bedingungen ablehnen zu müssen, im Hintergrunde die Hoffnung hegend, daß der Deutsche Bund und nicht zuletzt Oesterreich seine Bestrebungen mit Nachdruck unterstützen würde. Da der Ministerpräsident weitere Verhandlungen als aussichtslos betrachtete, so wurden nach dem Friedensschlusse des deutsch-dänischen Krieges die von den Kronprinzen empfohlenen Forderungen formulirt und unterm 22. Februar 1865 dem Wiener Hofe mitgetheilt.

Die Zeit vom Wiener Frieden (30. October 1864) bis zum Frühjahr 1866 verfloß unter heißen diplomatischen Kämpfen. Nach der in Berlin am 28. Februar 1865 unter dem Vorsitz des Königs abgehaltenen Conferenz, zu der auch der Gouverneur von Schleswig und General v. Moltke hinzugezogen wurden, kam man zu der übereinstimmenden Ansicht, daß ein Zurückweichen in der Frage der Elbherzogthümer nicht ohne Kränkung der nationalen Ehre möglich sei, daß man daher auf dem bisher verfolgten Wege, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, fortschreiten müsse. Man glaubte in Wien mit

aller Entschiedenheit gegen das aufstrebende, von deutsch-nationalem Bewußtsein beseelte Preußen auftreten zu müssen, um es entweder zum Nachgeben oder zum Kriege zu zwingen. Dank der Thätigkeit des neu berufenen Ministers Mensdorff ließ Oesterreich nicht nur in den Herzogthümern jeder Agitation gegen Preußen freien Lauf, sondern forderte auch von dem nach seiner Pfeife tanzenden Bunde „bedingungslose Einsetzung des Herzogs von Augustenburg“. Da der König von Preußen diesen Bedingungen niemals zustimmen konnte, hielt Bismarck für den Fall, daß Oesterreich bei seinen Feindseligkeiten beharre, es für dringend geboten, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen.

So schien es schon im Laufe des Sommers 1865 zu einem feindseligen Zusammenstoß in Deutschland kommen zu sollen, als der Vertrag von Gastein „den Riß noch einmal verklebte“.

Für den Kronprinzen und seine Familie waren jene Wochen und Monate eine trübe, unerquickliche Zeit. Seinem rechtlich denkenden Herzen, das den verschlungenen Wegen der Diplomatie immer am liebsten fern geblieben war, widerstrebte die Annexion der schleswig-holsteinschen Lande. Er war in seiner Denkschrift vom 26. Februar 1864 mit seinen Forderungen an den Erbprinzen von Augustenburg so weit gegangen, wie es sein preußisches, sein deutsches Herz von ihm erheischte. Von der Erwägung ausgehend, daß sein Vater selber im November 1863 die Rechte des Erbprinzen von Augustenburg „als nicht unbegründet“ anerkannt hatte, vermochte er im Einklange mit weiten Kreisen des Volkes, unter denen sich zahlreiche Männer von bedeutendem Rufe und unzweifelhaft nationaler Gesinnung befanden, der Bismarck'schen Politik nur mit Besorgniß und Mißtrauen zu folgen. Der durch die Eigenmächtigkeit des Ministerpräsidenten früher so häufig von der Theilnahme an den Staatsgeschäften ausgeschlossene Thronfolger glaubte, in dem Vorschlage Bismarck's: „eine Reform der deutschen Bundesverfassung mit einem auf demokratischer Grundlage sich aufbauenden Parlamente“ zu schaffen, nichts anderes zu erblicken „als ein frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Dingen“. Man hatte damals zu der genialen Staatskunst Bismarck's noch kein Zutrauen, weil man noch keine in die Augen springende Probe gesehen, und der Kronprinz selbst hatte bei dem gespannten Verhältnisse, welches lange Zeit zwischen ihm und dem selbstbewußt auftretenden Premier geherrscht, menschlich gesprochen, keine Veranlassung, mit besonderer Begeisterung dessen Maßnahmen gutzuheißen. Er erblickte in ihnen, wie Tausende anderer Männer, damals noch Eigenmächtigkeit und Wagehalsigkeit, die die günstigen Beziehungen zu einem großen Staate vernichten und nur in einem Bruderkriege endigen könnten. Selbst die conservative Partei, welcher der Ministerpräsident bisher doch so nahe gestanden, wandte sich — an ihrer Spitze Ernst Ludwig v. Gerlach — erschreckt ab vor dem ihr wie Tollkühnheit erscheinenden rücksichtslosen Vorgehen Bismarck's gegen Oesterreich und den Deutschen Bund.

Hat der Erfolg der Bismarck'schen Politik, die mit eiserner Beharrlichkeit das von ihm Gewollte dem erstrebten Ziele zuführte, dem genialen Staatsmanne für die Zukunft auch recht gegeben, so ist es doch nothwendig, an dieser Stelle hervorzuheben, daß es nur große, allgemeine, menschlich edle und ideale Motive waren, die den damaligen Standpunkt des Kronprinzen bestimmten. Sie fußten nicht auf seiner Freundschaft für den Augustenburger, oder, wie übelwollende Beurtheiler gar behaupten, auf seiner Verwandtschaft mit dem englischen Hofe — eine solche Zumuthung muß, als des großdenkenden Mannes unwürdig, weit zurückgewiesen werden —, sondern sie hatten ihren Grund in einer unbeugsamen Anschauung des Privatrechts und der Privat-

moral, die sich mit der diplomatischen Moral nun einmal nicht in Einklang bringen läßt. Von hohem Interesse für seine damalige Gesinnung ist jener an Max Duncker gerichtete Brief vom 24. Juli 1865, worin er diesem seinen abweichenden Standpunkt darlegt. Er klingt in den Worten aus: „Halten Sie das aber ja fest, daß meine Argumente nicht aus der bloßen Freundschaft für Herzog Friedrich stammen, sondern vor allen Dingen aus meiner Liebe zum Vaterlande und aus der Ueberzeugung, daß Preußens Geschicke auf den gegenwärtig betretenen Bahnen nicht heilsam und förderlich geleitet werden".

Aber mit rücksichtsloser Energie, nicht nach links, nicht nach rechts, nicht nach oben oder unten blickend, hatte Bismarck die Consequenzen seines bisherigen Handelns gezogen. Mit dem Kronprinzen darüber einig, daß ein Hand in Handgehen Preußens mit Oesterreich auf die Dauer unhaltbar sei, daß an eine Erfüllung der nationalen Wünsche erst dann zu denken sei, wenn Oesterreich aus dem Deutschen Bunde ausgeschieden sein würde, konnte und wollte er doch die Gefühlspolitik des preußischen Thronfolgers nicht mitmachen, der in seiner großherzigen, aber mit den Thatsachen nicht vertrauten Denkungsweise noch immer durch moralische Eroberungen, durch eine freiheitlich gerichtete Politik die Herzen der deutschen Bruderstämme und ihrer Fürsten zu gewinnen hoffte; für den preußischen Kanzler gab es nur die eine Lösung der schleswig-holsteinschen und damit zugleich der deutschen Frage: den Weg durch Blut und Eisen. Und auf diesem Wege schritt er unaufhaltsam fort, auch den König, der anfangs nur zögernd folgte, starken Willens mit sich fortreißend.

Mit dem Augenblicke, da die Thatsache des Krieges feststand, gab es für den Kronprinzen kein Zaudern, kein Schwanken mehr. Die Stunde der Gefahr des Vaterlandes fand in dem Thronfolger einen ganzen Mann. Der vollendeten Gewißheit des Krieges gegenüber konnte es für ihn keinen andern Platz geben, als an der Spitze seines Heeres. Und dies Mal sollte es ihm vergönnt sein, eine seiner Thatkraft und seinen militärischen Fähigkeiten entsprechende Stelle inmitten der Heeresleitung zu finden. Als Führer der II. (schlesischen) Armee war ihm eine wichtige und zugleich ehrenvolle Aufgabe zugefallen. Nachdem er bereits am 17. Mai 1866 zum Oberstcommandirenden dieser Armee ernannt worden war, erfolgte unterm 2. Juni seine Ernennung zum Militär-Gouverneur von Schlesien während der Dauer des mobilen Verhältnisses.

Zum Generalstabschef der II. Armee hatte sich der Kronprinz einen der hervorragendsten Officiere der Armee, den General v. Blumenthal erwählt, jenen Mann, dem an der glücklichen Durchführung des Krieges von 1866 der vornehmste Antheil gebührt. Das Verhältniß des Kronprinzen zu seinem Generalstabschef war von Anfang an ein denkbar günstiges, ja ein herzliches zu nennen. Mit dem ihm angeborenen vornehmen Tacte ließ der Kronprinz dem erfahrenen und hochbegabten Officier in neidloser Anerkennung volle Würdigung widerfahren. Vorurtheilsfrei und fern von jedem eifersüchtigen Ehrgeiz, berathschlagte er mit ihm die Operationspläne, sich der höheren militärischen Einsicht stets gern und willig fügend, aber nach dem gemeinsam oder selbständig Beschlossenen dann auch bereit, die volle Verantwortung zu übernehmen. Bei Beurtheilung der Führereigenschaften Friedrich Wilhelm's sei schon vorweg das Bestreben jener leichtfertigen oder gar böswilligen Beurtheiler und ihrer gedankenlosen Nachbeter gebührend gekennzeichnet, die seine Feldherrnthätigkeit nicht von sachlichen Gesichtspunkten, sondern von dem voreingenommenen Standpunkte aus zu betrachten pflegen, daß General von

Blumenthal „alles gemacht“ und der Kronprinz gewissermaßen nur als „Staffage“ gedient habe, wie dies auch Gustav Freytag in geradezu frivoler Weise gethan. Kein Geringerer als der ehrwürdige Feldmarschall v. Blumenthal selber ist es gewesen, der den hohen militärischen Fähigkeiten des Kronprinzen eine glänzende Rechtfertigung zu theil werden ließ. Er zieht bei dieser Gelegenheit eine Parallele zwischen dem Prinzen Friedrich Karl und dem preußischen Kronprinzen, die nicht zu gunsten des ersteren ausfällt. Prinz Friedrich Karl, so äußerte sich Blumenthal über beide Männer, war ein Soldat im vollsten Sinne des Wortes, ein kriegswissenschaftlich hochgebildeter Officier, der auf dem Gebiete der Taktik wie der Theorie ebenso sehr zu Hause war, wie in der Führung der größten und kleinsten Truppenkörper; aber er war kein Feldherr großen Stils, weil er im gegebenen Momente, wenn es darauf ankam, die volle Verantwortung zu übernehmen, in langen Erwägungen des Für und Wider hin- und herschwankte und nur schwer zu einem endgültigen Entschlusse zu bringen war. Anders der Kronprinz, dessen große Erfolge als Feldherr gerade darin zu suchen seien, daß er im rechten Augenblicke frisch zugriff. Zwar sei dieser nicht so in die einzelnen Details der Truppenführung eingeweiht gewesen, weil man ihm nicht die Gelegenheit dazu gegeben habe. Dennoch besaß er im hohen Grade alle die Eigenschaften, die den glücklichen Feldherrn ausmachen. Er hatte ein scharfes und treffendes Urtheil, das, von „des Gedankens Blässe“ nicht angekränkelt, ihm nach allen Seiten hin ein frisches, kraftvolles Handeln gestattete. Hatte er einmal einen Entschluß gefaßt, so zauderte er keinen Augenblick, ihn auszuführen; er wankte und wich nicht, selbst wenn die Ausführung mit großen Opfern verbunden war. Die Festigkeit und Sicherheit des Auftretens, die Kaltblütigkeit und Ruhe, mit einem Worte die sittliche Größe, mit der der Kronprinz die hohe Verantwortung in gefahrvollen Lagen auf sich genommen, stempelten ihn zu einem Feldherrn von wirklicher Bedeutung, zu dem sein damaliger Generalstabschef, wie er später selbst berichtet, in kritischen Momenten der Schlacht oft staunend und seine Seelengröße bewundernd aufgeblickt habe, und von dem er gern und willig sagen müsse: „Hut ab vor einem solchen Führer!“

Eine Eigenthümlichkeit des Kronprinzen hat nach Blumenthal's Urtheil des öfteren Veranlassung gegeben, ihn falsch zu beurtheilen. Seine Herzensgüte gestattete ihm nicht, denen, die ihm in der besten Absicht ihre Ansichten vortrugen, scharf und bestimmt entgegenzutreten; er zog es dann vor, mit seiner eigenen Meinung zurückzuhalten. Dadurch erweckte er nicht selten den Glauben, als sei er unentschlossen und schwankend. Diejenigen jedoch, die da glaubten, seine Entschlüsse beeinflussen zu können, weil er ihnen nachgebend und leicht zu überzeugen schien, sahen sich zu ihrer eigenen Beschämung oft empfindlich getäuscht. Aeußerlich immer ruhig und gelassen, ließ er sich nicht leicht zu Uebereilungen verleiten, liebte es vielmehr, wenn es die Zeit gestattete, die Situation zu besprechen und sie nach allen Seiten hin zu beleuchten. Hatte er aber einen Entschluß gefaßt und die erforderlichen Befehle gegeben, dann blieb er unerschütterlich fest, und die Versuche Unberufener, ihn zu anderer Ansicht zu bringen, waren stets vergeblich. Er hatte richtig erkannt, daß ein Schwanken in dem einmal gefaßten Entschluß für einen Feldherrn fast noch gefährlicher sei, als Uebereilung. Durch diese Eigenart wurde der Dienstbetrieb in seinem Stabe unendlich erleichtert und geregelt. Die Gewißheit, daß einmal gegebene Befehle nur durch die allerzwingendsten Gründe geändert werden würden, und daß weder Einflüsse Unberufener noch Vorliebe für Details oder Personen an denselben etwas ändern konnten, gab den Unter-

führern ein unbedingtes Gefühl der Sicherheit, das die Verehrung und das Vertrauen zu dem geliebten Führer nur noch erhöhte.

Die würdevolle Ruhe des Kronprinzen, die ihn weder im Drange verhängnißvoller Entscheidungen, noch im Gewühl der Schlacht, im Feuer des Feindes verließ, war das Ergebniß seines strengen Pflichtgefühls und seines felsenfesten Gottvertrauens. „Wo er hintrat, wußte er sich in Gottes Hand", erzählt ein Mitglied seines Stabes, der damalige Major, spätere Kriegsminister Verdy du Vernois; „und so führten ihn Pflichtgefühl und menschliche Theilnahme auch in Brünn in die Choleralazarette, als die Epidemie dort in schreckenerregender Weise wüthete".

Besonnenheit, Mäßigung und Umsicht, sonst nur die Eigenschaften erfahrener und bejahrter Feldherren, hatte der Kronprinz schon in den letzten Tagen des Monat Mai Gelegenheit zu zeigen, als er noch vor dem eigentlichen Ausbruch des Krieges mit Genehmigung des Königs nach Schlesien ging, um durch sein Erscheinen zur Beruhigung der durch die Kriegsgefahr aufgeregten Einwohnerschaft beizutragen und gleichzeitig einige ihm nicht mehr genügend bekannten Theile des voraussichtlichen Kriegstheaters in Oberschlesien zu besichtigen. In Breslau am 28. und in Gleiwitz und Kosel am 29. Mai fanden vielfache Besprechungen mit Provinzialbehörden und Besichtigungen einzelner Landwehrtruppen statt, und General v. Blumenthal konnte schon bei dieser Gelegenheit beobachten, wie sehr die imponirende Persönlichkeit des Kronprinzen, die Zuversicht und Bestimmtheit, womit er die Verhältnisse besprach, allenthalben Vertrauen erweckte, Differenzen ausglich und die ängstlichen Gemüther beruhigte. Als ihm in Gleiwitz mehrere Landräthe vortrugen, daß sie von ihrer vorgesetzten Behörde die Weisung erhalten hätten, bei dem Vorrücken des Feindes in ihren Kreis diesen mit den Cassen und den wichtigsten Acten zu verlassen, machte er sie aus seinen Erfahrungen in Jütland heraus darauf aufmerksam, wie traurig die Folgen da wären, wo die Localbehörden fehlen und der Feind niemand fände, an den er sich mit seinen Requisitionen wenden könne. — „Eine Localbehörde, die der Einwohnerschaft das Beispiel zur Flucht gibt, verletzt ihre heiligste Pflicht!" Dieses treffliche Wort trug wesentlich dazu bei, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Operationen der II. Armee in ihren Einzelheiten zu verfolgen; es soll hier nur gezeigt werden, in welcher Weise die oberste Leitung der Armee den zahlreich zu überwindenden Schwierigkeiten gerecht zu werden verstand, und welche Rolle hierbei insbesondere der Kronprinz spielte. Ohne Zweifel gehörte die seiner Armee zufallende Aufgabe zu den schwierigsten des ganzen Feldzuges. Gemäß dem Befehle des Königs, daß die II. Armee gleich den beiden anderen Hauptheeren die Offensive in der Richtung auf Gitschin zu ergreifen habe, setzten sich die Truppen der schlesischen Armee sofort gegen die böhmischen Grenzwälle in Bewegung. Die in einzelnen Colonnen vordringenden Preußen hatten in den schmalen Engpässen, die bald steil in die Höhe, bald durch tief eingeschnittene Schluchten führten, mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Vorgehen in den engen, vielfach gewundenen Pässen erforderte einerseits anstrengende Märsche von langer Dauer und war andererseits mit großen Gefahren verknüpft. In den schmalen, felsigen Wegen bildete oft ein ganzes Armeecorps nur eine lange Reihe hinter einander herkletternder Soldaten, so daß es einem umsichtigen, energischen Feinde ein Leichtes gewesen wäre, mit einem verhältnißmäßig nur geringen Aufwand von Streitkräften über die Spitzen der einzeln hervorbrechenden Colonnen herzufallen und sie nacheinander zu vernichten.

Durch eine Scheinbewegung wußte der Kronprinz die Schwierigkeiten des Debouchirens wesentlich zu erleichtern. Nach dem ursprünglichen Operationsplane sollte der Durchbruch der kronprinzlichen Armee westlich von der Grafschaft Glatz vor sich gehen. Die Leitung der II. Armee beschloß jedoch einen scheinbaren Vorstoß gegen die östliche Grenze des Gebirgskessels, in der Absicht, die Oesterreicher zu täuschen und ihre Streitkräfte zu zersplittern. In der That gelang es durch diese List, in dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee den Glauben zu erwecken, der Kronprinz von Preußen beabsichtige, östlich von der Grafschaft Glatz durch Mähren auf die Festung Olmütz zu rücken. Während deswegen Benedek den größten Theil seiner Streitkräfte auf die vermeintlich am meisten gefährdete Ostseite der Grafschaft Glatz dirigirte, wurde den preußischen Truppen durch diese Täuschung die Aufgabe erleichtert, durch die westlichen Päße in Böhmen einzurücken. Immerhin gehörte der Tag von Nachod (27. Juni), wo zum ersten Male die Truppen der II. Armee sich mit dem österreichischen Gegner zu messen hatten, zu den verhängnißvollsten des ganzen Feldzuges. Gelang es dem Feinde, die Avantgarde in das Defilé von Nachod zurückzuwerfen, wodurch das Debouchiren des Corps unmöglich geworden wäre, so war der Hauptplan der preußischen Heeresleitung, das Zusammenschließen der I. und II. Armee in der Richtung auf Gitschin, vereitelt. Der Kronprinz zeigte sich schon in diesem Gefecht des in ihn gesetzten Vertrauens würdig. Er hatte wiederholt Gelegenheit, ruhige Ueberlegung und Kaltblütigkeit in sehr kritischen Augenblicken zu zeigen. Er traf mit seinem Gefolge gerade in dem verhängnißvollen Augenblicke auf dem Schlachtfelde ein, als ein Theil des 4. Dragonerregimentes vor der Uebermacht der Kaiser Ferdinand-Cürassiere zeitweise zurückwich. Der Kronprinz selbst wurde von einem Zuge des Regimentes gefaßt, der, über eine Bergkuppe im wilden Durcheinander jagend, eiligst aus dem Bereiche des Gefechtes zu kommen suchte, wobei lose Pferde und Cavalleristen verschiedener Gattungsarten wettliefen. Er verlor nicht einen Augenblick die kühle Ruhe des die Situation klar überschauenden Feldherrn. Sogar seinen Humor ließ er zur rechten Zeit spielen. Während lose Pferde ihn an die Räder der Geschütze und Munitionswagen herandrängten, donnerte er den flüchtenden Dragonern Arreststrafen zu, und, um den üblen Eindruck der augenblicklichen Panik klug zu verwischen, rief er mit alles bezwingendem Humor der Einfahrtscolonne des 46. Regimentes die Worte zu, es gäbe vorn ein hübsches Gefecht, worauf alles mit Jubel antwortete. Er hatte diese Art Panik, wie Blumenthal diesem Tagebuchberichte des Kronprinzen ergänzend hinzufügt, nicht als ein böses Omen, sondern von der humoristischen Seite aufgefaßt, und, indem er, selbst thätig eingreifend, mit lachendem Munde eine Batterie zur Vertheidigung des Defilés von Nachod placirte, schwankte er keinen Augenblick in dem Vertrauen zu den vorgehenden Truppen, bis der Feind endgültig geworfen war. Dem deutsch empfindenden Herzen des Kronprinzen war dieser erste Sieg, den er den seinen nennen konnte, mehr als eine bloße preußische Waffenthat, und mit Begeisterung schreibt er am Abend des heißen Kampftages in sein Tagebuch die Worte: „Für Deutschlands Geschick unter Preußens Leitung muß dieser Tag schon ein bedeutungsvolles Gewicht in die Wagschale legen“.

Das 1. Armeecorps der kronprinzlichen Armee hatte infolge der fehlerhaften Dispositionen des Generals v. Bonin bekanntlich bei Trautenau einen Fehlschlag. Seinen unzweckmäßigen Anordnungen zufolge war das Corps nicht mit einem gewaltigen Schlage, sondern vereinzelt, nach und nach gegen den Feind geführt worden; ein großer Theil der Truppen stand noch weit hinter Trautenau zurück, nachdem der Führer in mangelnder Einsicht der ge-

fährlichen Lage die Avantgarde bereits gegen den überlegenen Feind vorgeschoben hatte. Die Befehle Bonin's hatten von Anfang an eine gewisse Ueberhastung und Ungeduld gezeigt, sich vielfach widersprochen. Dazu war noch mehrfach die Wahl ganz ungeeigneter Beobachtungsstandpunkte seitens des Commandirenden gekommen, wodurch ihm die Uebersicht über den Verlauf des Treffens erschwert wurde. Der verhängnißvollste Fehler Bonin's aber war der gewesen, daß er, in großer Selbstüberschätzung seiner eigenen Stärke, die ihm von Seiten des Kronprinzen angebotene Unterstützung durch die erste Gardedivision zurückgewiesen hatte. Die Lage des Obercommandos war dadurch unter allen Umständen schwierig geworden. Dem Kronprinzen leuchtete sofort ein, daß mit aller Anstrengung die wichtige Stellung von Trautenau wieder zurückgewonnen werden müsse; die Garde erhielt deswegen Befehl, auf Trautenau abzumarschiren, um über Eipel in Gablenz' rechtsrückwärtige Flanke zu dringen; hierdurch mußte Bonin's 1. Armeecorps eine ungeheure Erleichterung seiner Aufgabe erhalten. Da Friedrich Wilhelm als Obercommandirender der Armee, wo soviel auf dem Spiele stand, seinen Standpunkt so wählen mußte, daß er inmitten der beiden für das 5. und für das Gardecorps zu erwartenden Gefechte die Leitung des Ganzen für alle etwa eintretenden Fälle in der Hand behielt, so ritt er mit dem ganzen Stabe am 28. Juni früh nach Kostelelz, einem Gebirgsdorfe, dreiviertel Meilen von Nachod entfernt. Hier befand er sich in der Mitte seiner Armee, im Stande einzugreifen, je nachdem Nachod oder Trautenau eine besondere Bedeutung erhielt. Die Stunden, die das Obercommando auf der Höhe von Kostelelz zubrachte, waren unzweifelhaft sehr kritische. Vergegenwärtigen wir uns die Lage. Die Verbindung des 1. Corps mit dem Gardecorps ist durch die Oesterreicher unterbrochen: Steinmetz meldet, daß der Feind, anscheinend sehr bedeutend verstärkt, vor der Front des 5. Armeecorps erscheine; der General läßt infolgedessen um Verstärkung bitten. Da die 2. Gardedivision beim Eintreffen des Kronprinzen auf den Höhen von Kostelelz bereits auf Eipel abmarschirt ist, kann dieser nur den Prinzen Albrecht (Sohn) mit der schweren Garde-Cavalleriebrigade zur Unterstützung des 5. Corps nach Skalitz entsenden. Schließlich befindet sich das Obercommando — bis gegen 10 Uhr, wo Prinz Hohenlohe mit der Reserveartillerie des Gardecorps und einer kleinen Bedeckung eintrifft — nur unter dem Schutze einer einzigen Gardecompagnie. „Ich bin persönlich in einer verzweifelten Lage", sagte der Prinz zu Hohenlohe; „der heutige Tag ist entscheidend für die Armee, und ich bin verurtheilt, hier nichts zu thun, als eine Pfeife nach der andern zu rauchen". Gegen 11 Uhr ertönt von Skalitz her Kanonendonner; jetzt weiß man Steinmetz im Gefecht; von dem Ausgang desselben hängt das ganze Gelingen der Operationen der II. Armee und somit auch die Vereinigung derselben mit den beiden anderen Hauptarmeen ab. Die Spannung wächst mit jeder Minute. In dieser Zeit banger Erwartung hatte die Umgebung des Kronprinzen abermals Gelegenheit, seine ungewöhnliche Kaltblütigkeit und eiserne Ruhe zu bewundern. „Er versammelte", wie Verdy erzählt, „die Officiere seines Stabes um sich; auf seinen Säbel gestützt, das klare Auge fest auf die Männer vor sich gerichtet, trug er selbst noch einmal die ganze Lage seiner Armee auf das Eingehendste vor und recapitulirte die Anordnungen, die getroffen waren, sowie die Erwägungen, die sie hervorgerufen hatten, indem er gleichzeitig auf die hohe Bedeutung des Tages hinwies. Hieran knüpfte er die Frage, ob noch irgend jemand einen Gedanken habe, der zum Gelingen des Ganzen beizutragen vermöchte. Als dies verneint wurde, schloß er mit den Worten: ‚Nun, dann haben wir unsere Pflicht gethan; nach allen Richtungen hin ist nach unserem

besten Wissen erwogen und angeordnet, was nach unserem Verständniß geschehen muß und kann; das Uebrige steht in Gottes Hand'." Und keine Spur von Aufregung oder pessimistischer Anschauung beherrschte den hohen Führer; mit Aufmerksamkeit verfolgte er den Gang der beiden Gefechte; mit der größten Ruhe hörte er alle eingehenden Meldungen an; kaltblütig, „als handle es sich um die Anordnungen zu einem Diner", traf er seine weiteren Befehle, bis die Siegesnachricht von Skalitz eintraf.

Als Bonin's Corps am nächsten Tage Trautenau passirte, zeigte der Kronprinz, dessen Leutseligkeit sonst Alle entzückte, daß er, wenn es sein mußte, auch zürnen und strafen könne. Er ließ das ganze Corps an sich vorbeimarschiren. Mit warmen Worten dankte er den braven Truppen für ihre Tapferkeit. Dann wandte er sich an General v. Bonin mit den Worten: „Mit diesen Truppen konnten Sie nicht vorwärts kommen? Das begreife ich nicht!" Als der General auf die sehr heftigen Vorhaltungen des Obersttcommandirenden sagte: „Königliche Hoheit, nach diesen Vorwürfen werde ich wohl Kriegsrecht über mich beantragen müssen", erwiderte der Kronprinz: „Danken Sie Gott, wenn ich nicht Kriegsrecht über Sie abhalten lasse". —

Als nach den entscheidenden Erfolgen bei Königinhof und Schweinschädel am 30. Juni bei Gradlitz die Vereinigung sämmtlicher Corps der kronprinzlichen Armee erfolgte, durfte Friedrich Wilhelm mit hoher Befriedigung auf den Erfolg seiner kurzen Feldherrnthätigkeit zurückblicken. Er hatte das Vertrauen seines Vaters, die Erwartungen der Nation auf das glänzendste gerechtfertigt. Durch die besonnene Vertheilung seiner Streitkräfte auf die verschiedenen Pässe und das energische Vordringen in diesen hatte er während weniger Tage glücklich den schwierigen Eingang in Böhmen erkämpft. In einer Reihe siegreicher Kämpfe, die mit Blitzesschnelle aufeinander folgten und den Gegner garnicht zu Athem kommen ließen, hatte er sich zum Herrn der wichtigen Elblinie zwischen Arnau und Josefstadt gemacht. Auch die Vereinigung des kronprinzlichen Heeres mit den beiden übrigen Hauptarmeen, der Herwarth'schen und derjenigen des Prinzen Friedrich Karl, war nun in Kürze zu erwarten. Das blutige Drama von Königgrätz zog herauf.

Es ist hier der Ort hervorzuheben, daß der Kronprinz und sein Generalstabschef inbezug auf die der Riesenschlacht voraufgehenden Operationen nicht in allen Punkten mit dem Großen Hauptquartier einverstanden waren. Nach dem ursprünglichen Plane Moltke's sollte die II. Armee mit Ausnahme des 1. Corps auch am 3. Juli noch am linken Elbufer verbleiben. Friedrich Wilhelm konnte diese Anordnung nicht für richtig halten; er war der Meinung, daß das Ueberschreiten der Elbe seitens der II. Armee behufs Vereinigung mit den übrigen Armeen unter keinen Umständen einen Aufschub erleiden dürfe und zeigte sich über den vom Hauptquartier aus erhaltenen Gegenbefehl sehr unglücklich. Er werde zu einer Maßregel genöthigt, die seiner Ansicht nach absolut falsch sei; um dem Befehl nachzukommen, werde er stehen bleiben, aber nur sehr schwache Recognoscirungen vorschicken. Seinem Generalstabschef ertheilte er Befehl, sofort mit Major v. Verdy nach Gitschin zu fahren, bei dem Könige gegen diese Theilung der Streitkräfte Einspruch zu erheben und sich über die Zwecke und Absichten des Hauptquartiers zu informiren. Die Sendung hatte allerdings keinen Erfolg. Nach einer äußerst schmeichelhaften Anerkennung der bisherigen Leistungen der kronprinzlichen Armee seitens des Königs wurden Blumenthal's Bemerkungen über die Nothwendigkeit der sofortigen Vereinigung beider Armeen zwar gnädigst angehört, einen Bescheid erhielt er jedoch nicht. Nach einer unmittelbar darauf folgenden Unterredung Blumenthal's mit Moltke,

wobei letzterer zugab, daß die Gefahr, getrennt geschlagen zu werden, vermieden werden müsse, das Ueberschreiten der Elbe mit der ganzen II. Armee aber vorläufig noch nicht eher gestatten zu können glaubte, als bis sich die Situation mehr geklärt habe, begab sich Blumenthal mit Verdy du Vernois ins Hauptquartier des Kronprinzen zurück. Nicht mehr weit von Königinhof entfernt, trafen sie auf den Leutnant v. Normann, der jenes bekannte Schreiben des Prinzen Friedrich Karl an seinen Vetter bei sich hatte, worin er diesen um Unterstützung mit dem Gardecorps bat.

Wenn eine Zeitlang mit einer gewissen Hartnäckigkeit sich die Behauptung hat aufrecht erhalten können, der Kronprinz habe in jener Nacht seinem Vetter aus Eifersucht seine Unterstützung versagt, so ist demgegenüber durch die actenmäßige Darstellung der Betheiligten erwiesen, daß diese Behauptung ins Reich der Erfindung gehört. Gerade die Vorgänge in jener Nacht haben bewiesen, wie fern der edlen und groß angelegten Natur des Kronprinzen solche kleinlichen Regungen waren. „Ich werde den Prinzen Friedrich Karl nicht mit Theilen, sondern mit meiner ganzen Armee unterstützen", so lautete die Antwort des Kronprinzen, wie Herr v. Normann später selbst berichtet. Der in dieser Antwort kundgegebene Entschluß des Kronprinzen ist nach einer anderen Seite hin interessant, indem er einen klaren Beweis dafür liefert, welch hohe Begabung und klares Verständniß er für die Anforderungen des großen Feldkrieges besaß. Aus freiem Antriebe und dem Bewußtsein der strategischen Nothwendigkeit seiner Unterstützung faßt er den Entschluß, der I. Armee nicht mit Theilen, sondern mit allen seinen Streitkräften zur Hülfe zu eilen. Die schwere Verantwortung, die er mit dieser Zusage auf sich nahm, tritt erst in das rechte Licht, wenn man erwägt, daß er den Befehl hatte, mit seiner Armee am linken Elbeufer zu verbleiben, ja, daß ihm für den 3. Juli von der obersten Heeresleitung aufgegeben war, Recognoscirungen an der Aupa und Metau zu unternehmen, zu welchem Zweck Graf Groeben aus dem Großen Hauptquartier bereits eingetroffen war. Daß er infolge der neuerlichen Weisung des Großen Hauptquartiers, die Blumenthal aus Gitschin mitbrachte, seinen Plan nicht zur Ausführung bringen konnte, war nicht seine Schuld. Unter dem Zwange dieser Verhältnisse noch im Sinne des vom Prinzen Friedrich Karl gestellten Antrages zu handeln, wäre ein vollständiges Durchkreuzen der von der obersten Heeresleitung für gut befundenen Operationen gewesen. So mußte der Kronprinz von der aus freier Entschließung und mit freudigem Herzen seinem Vetter angebotenen Unterstützung vorläufig Abstand nehmen.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn die erste Absicht des Kronprinzen, mit seiner ganzen Armee schon früher als es thatsächlich geschah, auf das rechte Elbufer zu rücken, zur Ausführung gekommen wäre, dies für den Verlauf der Schlacht, besonders aber für die I. Armee von günstigen Folgen begleitet gewesen wäre, insofern die II. Armee, bereits drüben, voraussichtlich ein bis zwei Stunden früher in den Kampf hätte eingreifen können. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die gegen Mittag in eine so bedrängte Lage kam, wäre zweifellos, namentlich auf ihrem so hart mitgenommenen linken Flügel, bedeutend früher dadurch entlastet worden. Allerdings wäre der Kampf für die II. Armee alsdann noch ein schwererer geworden; sie wäre auch um einen ihrer glänzendsten Triumphe gekommen: die überraschende, fast märchenhaft erscheinende spätere Wegnahme von Chlum unmittelbar im Rücken des Feindes.

In dem Vorrücken der II. Armee auf Chlum, diesen wichtigen strategischen Punkt, den Schlüssel der feindlichen Stellung, zeigte der Kronprinz

ganz die Eigenschaften eines Feldherrn, der seine Truppen zu begeistern versteht. Hoch zu Roß eilt er am Morgen des 3. Juli an der Garde vorbei, um die Spitze der Marschcolonne zu erreichen. Auf den beschwerlichen Gebirgswegen, die durch den Regen der letzten Tage zudem noch in einem entsetzlichen Zustande waren, kamen die Truppen nur langsam vorwärts. Aber unter einem Führer wie dem Kronprinzen gab es keine Schwierigkeiten. Ueberall, wo sich die kräftige Gestalt des Königssohnes zeigte, aufmunternd, anfeuernd, belebend, jubelte man ihm zu, sodaß Mißmuth und Ermattung bald verschwunden waren. Er glich hier dem alten Blücher, als er bei Belle-Alliance dem „Bruder Wellington" zu Hülfe eilte. Uebrigens war die Aehnlichkeit der Situation mit der Schlacht von Belle-Alliance bei den Mitgliedern des Stabes wiederholt zur Sprache gekommen. Auch darin zeigte sich der Kronprinz als ein sicherer und verläßlicher Führer, daß er die bei dem zerschnittenen Gelände immerdar wechselnde Gefechtslage stets schnell und klar erfaßte. Auf der Höhe von Choteborek angekommen, von wo aus man zum ersten Male einen Fernblick auf die im Thal der Bistritz kämpfenden Schlachtlinien gewann, war er der erste, der jene berühmte Baumgruppe auf der Höhe von Horenowes als ein treffliches Richtungsmerkmal für den linken Flügel der Garde und den rechten des 6. Armeecorps erkannte.

Es ist schwer und sicherlich noch verfrüht, das Verhältniß des Kronprinzen zu seinem Generalstabschef schon jetzt genauer zu bestimmen und dabei festzulegen, wie weit seine Anordnungen jedes Mal den eigenen Combinationen, beziehungsweise den Rathschlägen Blumenthal's entsprachen. Das aber vermag man schon jetzt zu erkennen, daß Friedrich Wilhelm ein Heerführer war, der — soviel auch die klärende und berathende Stimme seines Stabschefs dazu beigetragen haben mochte — stets mit vollem Bewußtsein der Consequenzen seiner Befehle das Ganze leitete, mit klarem Verständniß die wegen ihres fortwährenden Wechsels so schwierigen Terrainverhältnisse überschaute und über den Details der Schlacht niemals den Ueberblick über das Ganze verlor. Auch bezüglich dieser wichtigen Eigenschaften eines Feldherrn hat Blumenthal seinem fürstlichen Freunde selbstlos Gerechtigkeit widerfahren lassen. So zeigte Friedrich Wilhelm auf der Höhe von Choteborek, als die Spitzen der getrennt marschirenden Infanteriecolonnen seiner Armee vor den sehnsüchtigen Blicken auftauchten und die gewünschte Vorwärtsbewegung seiner Armee darthaten, daß er die Fäden der Leitung sicher in der Hand hielt. Klar und übersichtlich zeichnete er, wie Verdy erzählt, die Situation den Mitgliedern seines Stabes, am knappsten und drastischsten dem Prinzen Krafft von Hohenlohe mit den Worten: „Fritz Karl geht's nicht gut! Ich habe Meldung, er bedarf dringender Hülfe. Es gibt nur zwei Wege: entweder marschire ich zu ihm hin, der Weg ist aber zu weit, und ich komme zu spät, oder ich marschire gerade aus und greife Flanke und Rücken des Feindes an. Sehen Sie diesen großen Baum, der ist der rechte Flügel der Oesterreicher, den lassen Sie rechts. Ich will den Hund in den Schwanz kneifen".

Es ist hier nicht im einzelnen zu schildern, wie die Garden von Horenowes und Maslowed weiter auf Chlum vordrangen. Der Kronprinz befand sich hierbei wiederholt im dichtesten Granatfeuer, so besonders auf der letztgenannten Höhe, wo eine Granate auf den Hufschlag seines Pferdes in dem Augenblicke einschlug, als er die gefährliche Stellung auf die wiederholten Bitten Blumenthal's kaum verlassen. Seine Garde entschied das Schicksal des Tages, dessen Held, Friedrich Wilhelm, in dem Augenblicke als Retter erschien, als die Armee des Prinzen Friedrich Karl sich in der letzten höchsten Noth befand, als man da unten in den verbarrikadirten Gehölzen des Swip- und

Holawaldes mit dem letzten Rest der Kraft rang, die Reserven bereits in den Feind geworfen worden waren, und auch diese nicht mehr im Stande schienen, einen Durchbruch des Centrums zu verhindern. Mit Recht durfte der Kronprinz heute die Ehren und Lorbeeren des Tages für sich in Anspruch nehmen. „Es war ihm ein schönes Gefühl, durch sein rechtzeitiges Eintreffen mit der II. Armee auf der entscheidenden Stelle den Sieg so schnell entschieden zu haben", berichtet sein Generalstabschef, dem er im Granatfeuer von Chlum in gehobener Stimmung die Hand mit den Worten drückt: „Jetzt können wir schon an die Verfolgung denken!" Ohne Zweifel war er seinem Vetter, dem Prinzen Friedrich Karl gegenüber, der glücklichere Feldherr gewesen. Aus den Worten seines Tagebuches klingt es denn auch wie ein Gefühl der Genugthuung heraus, daß es ihm, den sein Vetter bisher in den Schatten gestellt hatte, vergönnt gewesen war, durch einen großen und glücklichen Wurf seinen Befähigungsnachweis als Feldherr zu erbringen. „Vor zwei Jahren umarmte ich ihn bei Düppel als Sieger, heute waren wir beide Sieger, und nach dem harten Stande seiner Truppen hatte ich die Entscheidung des heutigen Tages mit meiner Armee herbeigeführt." Auch der königliche Vater, den er erst spät Abends auf dem Schlachtfelde fand, sagte ihm in einem Momente von tiefergreifender Wirkung Worte der höchsten Anerkennung; er habe durch seine glücklichen Erfolge bewiesen, daß er Befähigung zum Feldherrn habe. Die eigenhändige Ueberreichung des höchsten militärischen Ordens pour le mérite in diesem denkwürdigen Augenblicke sollte darthun, daß der junge Feldherr das Vertrauen seines Vaters glänzend gerechtfertigt hatte. Indem der König auch dem Vorschlage seines Sohnes zustimmte, dem heutigen gewaltigen Ringen den Namen der „Schlacht von Königgrätz" zu geben, erkannte er an, daß der Kronprinz der eigentliche Sieger im Kampfe gewesen, dem es daher zustehe, den Namen zu bestimmen.

Gleichwol vermochten solche vorübergehenden Momente begeisterten Hochgefühls nicht, ihn mit der Thatsache des Krieges auszusöhnen. „Ein Schlachtfeld zu bereiten", schreibt er, „ist grauenvoll, und es lassen sich die entsetzlichen Verstümmelungen, die sich dem Blicke darbieten, gar nicht beschreiben. Der Krieg ist doch etwas Furchtbares, und derjenige, der mit einem Federstriche am grünen Tisch denselben herbeiführt, ahnt nicht, was er heraufbeschwört."

Ernst und schweigend ritt er am Abend mit seinem Stabe ins Quartier zurück. Nicht an sich selbst denkend, legte er sich erst zur Ruhe, nachdem er überzeugt war, daß nichts mehr anzuordnen blieb. „Ich fühlte, daß heute für Preußen einer der bedeutungsvollsten Tage eingetreten war, und ich bat Gott, den König und seine Räthe zu erleuchten, damit auch die richtigen Früchte für Preußens und Deutschlands Heil und Zukunft daraus erwüchsen." So schrieb er von jenem weltgeschichtlichen Tage in sein Tagebuch. Dann, während der Schlummer sich auf seine müden Augen senkt, umgaukeln ihn freundliche Träume, wie, um die blutigen Bilder des heutigen Tages zu verscheuchen: „Lebhaft habe ich die Nacht von meiner Frau und den Kindern geträumt."

Nach der Schlacht bei Königgrätz war Friedrich Wilhelm's schwerste Sorge, daß es zu einem Waffenstillstande kommen könnte, der die Früchte des herrlichen Sieges vielleicht in Frage stelle. Wirklich erschien bereits am 8. Juli der österreichische General Gablenz plötzlich in seinem Hauptquartiere. „Der will Waffenstillstand schließen", sagte der Kronprinz sofort zu Blumenthal, „das darf aber nicht sein; ich muß vorher zum Könige nach Pardubitz, um Vorstellungen dagegen zu machen; wir müssen den Gablenz aufzuhalten suchen, um vorher zum Könige zu gelangen." Nach einer ziemlich langen Audienz

beim Kronprinzen setzte sich Gablenz in den Wagen, um zum Könige zu fahren. Blumenthal hatte im Einverständniß mit dem Kronprinzen den Trainkutscher bei strenger Strafe verpflichtet, möglichst langsam und auf einem ihm vorgeschriebenen weiten Umwege zu fahren, während der Kronprinz mit seinem Generalstabschef auf einem kürzeren Wege nach Pardubitz fuhr, dort lange vor Gablenz eintraf und mit dem Könige eine eingehende Unterredung im Sinne einer Ablehnung des Waffenstillstandes hatte. Als Gablenz in Pardubitz eintraf, empfing ihn der König infolge dessen garnicht; er wurde vielmehr höflichst abgefertigt und ihm ein Schreiben Moltke's mitgegeben, des Inhalts: daß man bereit sei, auf directem Wege mit Oesterreich in Friedensverhandlungen einzutreten. Der Kronprinz war mit General v. Blumenthal sofort zurückgekehrt. Beide waren schon am Arbeitstisch, als Gablenz wieder eintraf. Er hatte keine Ahnung, daß der Kronprinz in Pardubitz gewesen war.

Nach dem Scheitern der Waffenstillstandsverhandlungen faßte Feldzeugmeister Benedek bekanntlich den Entschluß, den überwiegend größeren Theil der geschlagenen Armee nach dem befestigten Olmütz zu dirigiren und durch die so gewonnene Flankenstellung den Vormarsch der preußischen Heere zu bedrohen. König Wilhelm hatte seinerseits für die weiteren Operationen bestimmt, daß die I. und die Elbarmee zur völligen Gewinnung des Siegespreises geradenwegs auf Wien losmarschiren sollten; der Armee des Kronprinzen war die weniger dankbare Aufgabe zugefallen, die Bewegungen Benedek's im Schach zu halten, ein um so schwierigeres Beginnen, als den durch die schweren Kämpfe und die darauffolgenden Märsche geschwächten preußischen Corps, die etwa 80 000 Mann betrugen, 110 000 Oesterreicher bei Olmütz entgegenstanden. Dennoch war der Kronprinz mit diesem Plane, dem er schon vor der Schlacht bei Königgrätz das Wort geredet hatte, gern einverstanden, hoffend, daß man ihm bei dieser ganz selbständigen Aufgabe von Seiten des Großen Hauptquartieres auch die nöthige Selbständigkeit lassen werde, eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte. Durch mehrfaches Eingreifen in die von ihm und seinem Generalstabschef getroffenen Anordnungen wurde ihm gerade die nächste Zeit häufig verbittert. Während des ganzen Vormarsches auf Wien war kein rechtes Einverständiß zwischen der Oberleitung der II. Armee und dem Großen Hauptquartier zu erzielen, und es bedurfte mehrfach der Entsendung militärischer Vertrauter, wie des Hauptmanns Mischke und des Majors v. Verdy ins Große Hauptquartier, um verschiedene, die Dispositionen der II. Armee völlig verändernde Anweisungen, die überdies in ihren Details häufig unverständlich waren und hemmend auf die Operationen der II. Armee einwirkten, rückgängig zu machen. Der Kronprinz war in seinem stark ausgeprägten Unabhängigkeitsgefühl oft in hohem Maße darüber aufgebracht. Er sprach sich sehr bitter darüber gegen seinen Generalstabschef aus und deutete in einem besonderen Falle — am 15. Juli — sogar an, daß er Se. Majestät um Entbindung von seinem Commando bitten müßte, wenn es so fortginge. Die Spannung hatte einen solchen Grad erreicht, daß Friedrich Wilhelm auf General v. Blumenthal's Vorschlag sich entschloß, den Generalmajor v. Stosch ins Große Hauptquartier zu entsenden, um General v. Moltke zu ersuchen, es bei den Anordnungen der Oberleitung der II. Armee bewenden zu lassen; falls dieser darauf nicht einginge, möge v. Stosch Sr. Majestät persönlich über die Ansichten des Obercommandos inbetreff der weiteren Operationen der II. Armee Vortrag halten. Eben als General v. Stosch seine Fahrt ins Große Hauptquartier antreten wollte, traf die Meldung von dem glücklichen Gefechte bei Tobitschau (15. Juli) ein. Mit diesem erfreulichen Begleitschein

über die Erfolge der kronprinzlichen Armee versehen, fand Stosch nun im Großen Hauptquartier zu Brünn ein richtiges Verständniß der Absichten des Kronprinzen und volle Genehmigung der von ihm für die nächsten Tage getroffenen Anordnungen. —

Es ist hier der Ort, jenes Briefes Blumenthal's an seine Gattin zu erwähnen, der damals viel von sich reden machte und noch jetzt bei Nichtunterrichteten oder gedankenlos Nachbetenden häufig zu einer falschen und ungerechten Beurtheilung der Feldherrnthätigkeit des Kronprinzen herhalten muß. In begreiflicher Aufregung über die vom Großen Hauptquartier ausgehenden, fortwährenden Eingriffe in die Maßnahmen und Anordnungen der Oberleitung der II. Armee, schrieb Blumenthal am 10. Juli 1866 einen Brief an seine Gattin, worin er über Moltke's Bedeutung als Truppenführer eine ziemlich scharfe Kritik fällte und dabei auch einige Bemerkungen über den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl mit einfließen ließ. Dieser Brief wurde bei Grulich vom Feinde abgefangen und in einem Wiener Blatte veröffentlicht, um dann die Runde durch die Zeitungen zu machen. Obwohl in dem Briefe der Führereigenschaften des Kronprinzen mit keinem Worte gedacht war, wird noch immer, selbst in weniger gut unterrichteten militärischen Kreisen, sobald die Beurtheilung der soldatischen Fähigkeiten des Kaisers Friedrich in Frage kommt, in hartnäckiger Weise auf die Existenz jenes Briefes hingewiesen, in dem Blumenthal des Kronprinzen Feldherrnthätigkeit angeblich einer vernichtenden Kritik unterzogen habe, während er sie in Wahrheit darin garnicht erwähnt hat. Um diesem Vorwurf ein für allemal die Spitze abzubrechen, seien hier die in Frage kommenden Stellen des Briefes wiedergegeben: „Bis jetzt war der Feldzug für mich wieder ein sehr glücklicher, da man wirklich thut, was ich verlange, und es ist kein Unsinn, wenn ich sage, daß ich das bewegende Prinzip der militärischen Operationen bin, sowohl hier als bei General Moltke, der eben das ist, was ich von ihm gedacht habe: ein genialer Kopf, der keine Idee vom praktischen Leben hat und von Truppenbewegungen nichts versteht. Ich trachtete, Moltke soviel als möglich zu sehen; er liebt es nicht sehr, wenn ich ihm sage, daß seine Befehle unausführbar sind, aber er ändert immer alles genau nach dem, was ich gesagt habe.“ Ueber den Führer der II. Armee heißt es: „Der Kronprinz ist wohl und munter und sehr liebenswürdig gegen mich. Welcher Unterschied gegen Friedrich Karl! Sehr schade, daß er nie pünktlich ist und man stundenlang auf ihn warten muß.“ Diese letztere, ganz harmlose und wahrlich nicht kritisch gemeinte Bemerkung, die aber doch den Kronprinzen begreiflicherweise verstimmen mußte, bezog sich lediglich darauf, daß der Abmarsch des Hauptquartiers an einzelnen Tagen dadurch eine kurze Verzögerung erfahren hatte, daß dem Kronprinzen noch im letzten Augenblicke wichtige Briefe und Depeschen überbracht wurden, deren Erledigung Eile erheischte. Von vielen Seiten wurde nun dieser Vorfall sensationell zu einem großen Ereigniß aufgebauscht. Man sprach von der Ungnade des Kronprinzen, die ein weiteres Verbleiben des Generals v. Blumenthal in seiner damaligen Stellung fraglich erscheinen ließ. Wie sehr sich diejenigen getäuscht hatten, die den Kronprinzen einer so engherzigen und kleinlichen Denkweise für fähig hielten, zeigte sich bald darauf, als Blumenthal (30. Juli) in Schloß Eisgrub unter Theilnahme des Kronprinzen seinen Geburtstag feierte. Als das Mahl seinen Höhepunkt erreicht hatte, erhob sich der Kronprinz, feierte in hochherzigen Worten das Geburtagskind, indem er zum Schluß der Rede sein Glas auf das Wohl „seines verehrten Freundes“ leerte und den neben ihm sitzenden General umarmte.

Bei den bald darauf beginnenden Friedensverhandlungen auf Schloß

Nikolsburg war es Friedrich Wilhelm vorbehalten, eine wichtige Vermittlerrolle zu spielen. Besondere Schwierigkeiten boten die Verhandlungen betreffs des Königreichs Sachsen. Gerade dieser Staat hatte der Errichtung eines starken deutschen Staatenbundes unter Preußens Führung sich bisher am wenigsten geneigt gezeigt. Der wenn auch nur teilweisen Einverleibung eines so großen Staates, wie sie König Wilhelm I. forderte, standen aber wichtige nationale und praktische Bedenken entgegen, die sogar ein großer Theil der Umgebung des Königs — vor allen Dingen Graf Bismarck und der Kronprinz — theilten. Hierbei war es denn wieder der vermittelnden Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's vorbehalten, einen Ausgleich zu schaffen, der die Gemüther beruhigte. Der Reichskanzler hat selbst im Jahre 1868 erzählt, „der Kronprinz sei der einzige verständige Mensch im Hauptquartier zu Nikolsburg gewesen, der ihm beigestanden habe und zumal dem Begehren von Länderabtretungen Oesterreichs sich kräftig widersetzt habe". Jetzt, da Friedrich Wilhelm das Heil des Vaterlandes auf dem Spiele sah, ging er zu Bismarck und versicherte ihn seiner Unterstützung bei den schwierigen Vermittelungsverhandlungen. „Sie wissen", sagte er ihm, „daß ich gegen den Krieg gewesen bin; Sie haben ihn für nothwendig gehalten und tragen die Verantwortlichkeit dafür. Wenn Sie nun überzeugt sind, daß der Zweck erreicht ist und jetzt Friede geschlossen werden muß, so bin ich bereit, Ihnen beizustehen und Ihre Ansicht bei meinem Vater zu vertreten." Er erlangte des Königs Umstimmung jedoch erst nach einer heftigen Auseinandersetzung, an deren Schluß sich der Monarch an den Sohn mit den Worten wandte: „Sprich Du im Namen der Zukunft!" Die dem Könige so mühsam abgezwungene Zustimmung hatte ihren Ausdruck gefunden in einem mit Bleistift an den Rand der Bismarck'schen Eingabe geschriebenen Marginale, ungefähr des Inhalts: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt, und ich hier außer Stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da er sich der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden einzugehen." Indem durch den besonderen Friedensvertrag mit Sachsen (21. October) der König von Sachsen für sich und seine Nachfolger dem unter Führung Preußens neuzubildenden norddeutschen Staatenbunde beitrat, waren Sachsens politische Wege fortan eng an diejenigen Preußens geknüpft. Und da die Neubildung des sächsischen Heeres erst auf Grundlage der Heereseinrichtungen des Norddeutschen Bundes erfolgen sollte, so war Sachsen, um recht schnell wieder in den Besitz einer selbständigen Armee zu kommen, auf das möglichst schnelle Zustandekommen dieses Bundes angewiesen. Aus einem erbitterten Gegner des Norddeutschen Staatenbundes war auf diese Weise – wesentlich unter Beihilfe des Kronprinzen — ein mächtiger, natürlicher Bundesgenosse geworden.

Als König Wilhelm I. am 4. August 1866 mit seinen Paladinen in Berlin eintraf, war die markige Gestalt des Kronprinzen, des gefeierten Helden von Königgrätz, überall der Gegenstand begeisterter Huldigungen. Nachdem er in der Frühe des nächsten Tages in der Friedenskirche zu Potsdam an der Ruhestätte des während des Feldzuges verstorbenen Prinzen Sigismund eine weihevolle Stunde der Erinnerung gehalten, begab er sich nach Berlin, um der feierlichen Eröffnung des Landtages durch den König beizuwohnen. Eine wichtige Angelegenheit sollte hierbei geregelt werden. Es handelte sich darum, den Streit der Krone mit dem Abgeordnetenhause, der während der unseligen Conflictzeit Fürst und Volk entfremdet hatte, aus der Welt zu schaffen. Der

König sollte in seiner Thronrede die Landesvertretung um nachträgliche Ertheilung der Indemnität angehen. Auch in dieser Frage war der Kronprinz auf Bismarck's Seite. Schon auf der viele Stunden langen Heimfahrt von Prag nach Berlin, am 4. August, war die Frage der Indemnität im Eisenbahncoupé im engsten Kreise zwischen dem Könige, dem Kanzler und dem Kronprinzen verhandelt worden. Die Unterredung war um so schwieriger, als sie von Seiten Bismarck's und des Kronprinzen in sehr vorsichtigen Formen geführt werden mußte. Der Kronprinz, der seines königlichen Vaters Empfindlichkeit gegen seine Opposition kannte, hielt sich sehr reservirt, unterstützte aber den Kanzler dadurch, daß er, wie Bismarck selbst erzählt, „in dem leicht beweglichen Ausdruck seines Mienenspiels ihn wenigstens durch Kundgebung seines vollen Einverständnisses seinem Herrn Vater gegenüber stärkte“. Der König blieb anfänglich bei seiner Abneigung gegen Indemnität und genehmigte den bereits vorliegenden Entwurf zur Thronrede zunächst nur mit Ausnahme des darauf bezüglichen Satzes. Endlich gab er mit Widerstreben auch dazu seine Einwilligung, so daß die am 5. August beim Zusammentritt des Landtages verlesene Thronrede die Ankündigung enthielt, „daß die Landesvertretung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung um nachträgliche Bewilligung angegangen werden solle“.

Die Erfolge der preußischen Waffen hatte der Kronprinz miterrungen in heißen Schlachten; nun wollte er auch die Früchte der Siege nicht preisgegeben sehen. Die Annexion derjenigen Länder, die die Politik Preußens zusehends zu durchkreuzen bestrebt gewesen waren, zeigte sich ihm jetzt doch in anderem Lichte als zuvor, und als im August desselben Jahres die Vertreter der süddeutschen Staaten sich in Berlin zu Unterhandlungen mit der preußischen Regierung eingefunden hatten und zahlreiche mächtige und weniger mächtige Einflüsse zu Gunsten der abgesetzten Fürsten sich geltend machen wollten, erwies sich sowohl der König als auch der Kronprinz standhaft, so daß ein aufmerksamer Beobachter der Dinge, der stets in der Nähe des Königs weilende Geheime Legationsrath Abeken, über des Kronprinzen Verhalten in dieser Frage unterm 10. August 1866 in einem an seine Gemahlin gerichteten Briefe folgendes Urtheil fällen konnte: „Auch der Kronprinz ist in diesem Stück sehr gut; wie ihm überhaupt der Feldzug und die große Zeit sehr wohl gethan haben, und nicht der geringste von den Erfolgen dieser Tage ist der, daß er Bismarck näher gekommen und wenigstens in der äußeren und der deutschen Politik sehr einig mit ihm geworden ist.“

Zu denjenigen Persönlichkeiten, die durch den Siegeslauf der preußischen Armee am unmittelbarsten berührt worden waren, gehörte auch der Erbprinz Friedrich von Augustenburg. Das Verhältniß zwischen diesem und dem Kronprinzen hatte etwas Tragisches. Aber wenn der preußische Königssohn als siegreicher Feldherr auch selber dazu beigetragen, die Hoffnungen des Jugendfreundes auf den Herzogsstuhl zu vernichten, so blieb dennoch die Freundschaft zwischen beiden Männern unverändert bestehen, und als der Erbprinz in einem Briefe vom 14. September 1866 an den Kronprinzen der Hoffnung Ausdruck gab, „daß ihr Verhältniß, da es auf persönlichen Gefühlen und auf politischer Uebereinstimmung über die allgemeinen Ziele deutscher Entwicklung beruhe, in seiner Grundlage durch den neuesten Verlauf der Dinge nicht angetastet würde“, legte der Kronprinz in seiner offenen, ehrlichen Weise seinen gegenwärtigen Standpunkt zu der angeregten Frage in einem bemerkenswerthen Schreiben vom 8. October 1866 dar. Der Urtheilsspruch, den die geschichtlichen Ereignisse über die Ziele des Freundes gefällt haben, müsse für ihn nunmehr maßgebend sein. Durch diese Ereignisse sei das Geschick der Herzogthümer in seinen Augen

unabänderlich entschieden, obwohl das, was er vor dem Kriege für Recht hielt, nicht dadurch für ihn hinterher zum Unrecht geworden sei, daß es sich undurchführbar gezeigt habe. Die warme Freundschaft, deren ihn Friedrich Wilhelm in diesem Briefe versichert, hat er ihm treu gehalten bis an sein Ende, und es hat ihn später nichts so gefreut als die Thatsache, daß der Herzog es noch erleben durfte, die zärtlich geliebte Tochter — ein Act ausgleichender Gerechtigkeit in der Geschichte — zur künftigen Gattin des einstigen preußischen Thronerben bestimmt zu sehen.

Das politische Leben war in jenen Tagen, da durch Oesterreichs Niederlage die deutsche Frage von neuem in den Vordergrund getreten war, ein äußerst erregtes. Nach langen diplomatischen Kämpfen war am 24. Februar 1867 der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes im Weißen Saale zu Berlin zusammengetreten, bei dessen Eröffnung auch der Kronprinz zugegen war. Im Zusammenhang mit diesem Ereignisse war Friedrich Wilhelm unausgesetzt bemüht, sein Urtheil über die innere und äußere Gestaltung der Dinge, insbesondere über den Fortgang der deutschen Frage, die er scharf im Auge behielt, zu einem möglichst umfassenden zu machen. Gerade in jener Zeit verkehrte er deswegen vielfach mit hervorragenden Politikern, studirte eingehend die politischen Zeitungen, wobei die Parteischattirung ihm durchaus keinen Unterschied machte, und hörte gern das Urtheil hervorragender, mitten im parlamentarischen Leben stehender Männer, von denen er Gutachten und Denkschriften einforderte.

Dem Reichstag des neugegründeten Norddeutschen Bundes lag eine Fülle von Arbeitsmaterial vor. Die Form des Wahlrechts, die Länge der Legislaturperioden, die Diätenfrage der Abgeordneten, die Verantwortlichkeit der Minister, die Abgrenzung der rechtlichen Stellung für die Organe der Bundesgewalt — das alles waren Fragen von einschneidender Wichtigkeit, über deren Erörterung es in den parlamentarischen Verhandlungen oft zu aufregenden Kämpfen kam. Es lag in der Natur der Sache, daß der Kronprinz als künftiger Erbe des Reichs an der Gestaltung dieser Dinge hohes Interesse haben mußte. Dem von den Bundesregierungen eingebrachten Entwurf stand man in großen Kreisen des Volkes nicht zustimmend gegenüber. Der Kronprinz entwickelte in jenen aufregenden Tagen geistiger Kämpfe eine ungemein rührige Thätigkeit. Seine Einwirkung war auch hier eine vermittelnde. Stets von dem großen Gesichtspunkte der deutschen Frage ausgehend, war er bemüht, das bisher Errungene als Grundlage zum weiteren Ausbau festzuhalten. In langen Verhandlungen und Erörterungen mit den hervorragendsten Vertretern der Parteien setzte er deswegen alles, was in seinen Kräften stand, daran, ein Scheitern der Verfassungsvorlage zu verhindern. So hatte er am 27. März 1867 die Abgeordneten v. Bennigsen, Braun, v. Forckenbeck und Twesten in sein Palais zu einer Besprechung geladen, bei der er, wie Forckenbeck in einem Briefe an seine Gattin schrieb, mit seltener Offenheit und Liebenswürdigkeit das Gespräch führte und der Meinung Ausdruck gab, daß durchaus etwas Positives zu Stande kommen müßte. Auf die Einwürfe Forckenbeck's, daß der Sprung aus wohlgeordneten Verfassungsverhältnissen ins ungewisse Blaue ihm schwer würde, antwortete der Kronprinz: „Unbekannt sind die Verhältnisse, die Folgen allerdings. Ich ehre, fühle Ihr Bedenken. Aber wenn etwas aus Deutschland werden soll, wird Preußen nicht aufgehen müssen? Wird es nicht — im allgemeinen und mit aller Reservation — die erste große Provinz von Deutschland werden müssen?“ Die Ungewißheit über das Schicksal der Regierungsvorlage beunruhigte ihn dermaßen, daß er in der zehnten Abendstunde des 9. April Forckenbeck im Reichs-

tage aufsuchte, um zu erfragen, ob es noch am nächsten Tage zur Abstimmung darüber kommen würde.

Die Frage der Diäten für die Abgeordneten, die Vorlagen der Regierung über das Bundesheer ließen den parlamentarischen Kampf von neuem mit ganzer Heftigkeit entbrennen. Bismarck war ein Gegner von verfassungsmäßigen Diäten und wollte überdies von den Bestimmungen des Regierungsentwurfes sich nicht ein Jota durch die Volksvertretung abmarkten lassen. Wiederholt hatte Friedrich Wilhelm deswegen lange Conferenzen mit den Führern der damaligen liberalen Partei; so am 11. April 1867 mit den Abgeordneten v. Bennigsen, v. Forckenbeck, Twesten und v. Unruh. Am 14. April, nachdem die Verstimmung zwischen Reichstag und Regierung abermals einen Höhepunkt erreicht, so daß ein neuer Conflict drohte, beschied der Kronprinz schon in früher Morgenstunde Forckenbeck in sein Palais und beschwor ihn, bei aller Billigung seiner Verfassungsbedenken, die deutsche Sache nicht fallen zu lassen. „Sollen wir in einem inneren Conflict sein, während wir gegen die Franzosen kämpfen?" ruft er angesichts der wegen der Luxemburger Frage mit Frankreich drohenden Kriegsgefahr aus. Und seiner rührigen Thätigkeit, seinem bald ermunternden, bald abwehrenden Eingreifen gelingt es dennoch, alle Hindernisse der Verständigung soweit aus dem Wege zu räumen, daß Bismarck am 17. April 1867 die Annahme des vom Reichstag des Norddeutschen Bundes beschlossenen Entwurfs seitens der Bundesregierung proclamiren konnte. Am 1. Juli 1867 trat die heißumstrittene Verfassung in Kraft. Es sei hier noch einmal besonders betont, daß der Kronprinz an dem großen nationalen Werke hervorragenden Antheil hatte. Wenn ihm später wegen seines damaligen Verkehrs mit liberalen Abgeordneten der Vorwurf nicht erspart blieb, er habe einseitiger Parteipolitik gehuldigt, so hat gerade sein vermittelndes Eingreifen während jener aufregenden Tage bewiesen, daß er über den Parteien stand.

Obwohl diese rege politische Antheilnahme, sowie seine vielfachen militärischen Obliegenheiten und zahlreichen Repräsentationspflichten seine ganze Kraft und den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so versäumte der Kronprinz keine Gelegenheit, den Künsten und Wissenschaften, vor allem aber dem Gewerbe seine unausgesetzte Fürsorge angedeihen zu lassen. So durfte er auch auf der im Mai 1867 in Paris eröffneten Weltausstellung nicht fehlen, um so weniger, als er durch das Vertrauen der gewerbetreibenden Kreise zum Vorsitzenden der Ausstellungscommission gewählt worden war.

Eine fernere Reise ins Ausland, die nicht ohne politische Bedeutung war, führte Friedrich Wilhelm gelegentlich der am 22. April 1868 in Turin stattfindenden Vermählung des Kronprinzen Humbert an den italienischen Königshof. Der preußische Thronfolger war mit genauen politischen Verhaltungsmaßregeln versehen, unter denen ein unterm 13. April 1868 von Graf Bismarck an ihn gerichteter Brief als die bedeutungsvollste erscheint. Es galt, dem General La Marmora, der Seele der „französisch-piemontesischen" Partei, der in Reden und Broschüren die preußische Politik bekämpft und eine Anlehnung an Frankreich als das einzige Heil für Italien empfohlen hatte, eine kühle und reservirte Haltung zu zeigen, „um die Aussicht desselben in der öffentlichen Meinung nicht zu vermehren und die Sympathie Italiens dem preußischen Staate zu erhalten". Daß niemand geeigneter zu dieser Mission war als die sympathische Erscheinung des Kronprinzen, hatten gleich die ersten Tage seines Empfanges in Italien gezeigt. „Man erblickte", wie die „Riforma" unterm 23. April 1868 schrieb, „in dem festlichen Empfange des Thronfolgers nicht nur einen Act der Dankbarkeit gegen den Feldherrn des Krieges, der den Italienern Venetien gab, sondern auch einen Beweis, daß das Gewissen des

italienischen Volkes sich ewig weigern werde, seine Zustimmung einem neuen Allianzvorschlage zum Nachtheil der Herstellung der deutschen Einheit zu geben." Auch Graf Bismarck war von der tactvollen und klugen Ausführung der Mission des Kronprinzen vollauf befriedigt. Dies erhellt aus einem Gespräch des preußischen Ministerpräsidenten mit Professor Dr. J. C. Bluntschli (30. April 1868), worin er die Macht des Ministeriums La Marmora in Folge der Reise des preußischen Thronfolgers als beseitigt erklärte.

Am 13. Mai 1868 von seiner italienischen Reise zurückgekehrt, war es dem Kronprinzen eine hohe und freudige Genugthuung, als er unmittelbar darauf die Mitglieder des in Berlin tagenden Zollparlamentes in seinem eigenen Heim empfangen konnte. Das Tagen des Parlamentes in Berlin — zum ersten Male seit dem Jahre 1849 — war die erste praktische Anbahnung einer Verbrüderung zwischen Nord und Süd. Die Mainlinie war hier thatsächlich schon überbrückt. Während sich das Einigungswerk der deutschen Stämme in langen diplomatischen Fehden und blutigen Kriegen vorbereitete, war in einem fernen Erdtheil ein gewaltiges Werk des Friedens nach langer, mühseliger Arbeit der Vollendung zugeführt worden, — der Bau der Suezcanals. Dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm war die ehrenvolle Aufgabe zu Theil geworden, bei der für den 17. November 1869 festgesetzten feierlichen Einweihung des Canals den Norddeutschen Bund zu vertreten. Bot die officielle Theilnahme des preußischen Thronfolgers an diesem Völkerverbrüderungsfeste den Hauptanlaß für seine Orientreise, so kamen dabei doch noch zwei andere Momente politischer Art in Betracht. Oesterreich war im Interesse der preußischen Vorherrschaft aus dem deutschen Bunde „hinausgezwungen"; aber man war am preußischen Hofe weit davon entfernt, das deutsche Brudervolk als einen dauernden Feind zu betrachten. Dem Kronprinzen lag nun die schwierige Aufgabe ob, den nach den blutigen Ereignissen des Jahres 1866 abgerissenen Faden mit dem Wiener Hofe wieder festzuknüpfen und dem Kaiser Franz Joseph die Versöhnungshand darzubieten. Einen Act der internationalen Höflichkeit sollte alsdann der Prinz in Constantinopel erfüllen; es galt, den Besuch, den der Großsultan Abdul Asis dem König von Preußen 1867 in Coblenz gemacht, zu erwidern. Erst von Constantinopel aus sollte die Fahrt zur Canalfeier angetreten werden.

Friedrich Wilhelm verband mit solchen politischen Reisezwecken den eigenen Wunsch, außer dem Pharaonenland auch Griechenland und Palästina zu sehen. Er hat die Eindrücke und Erinnerungen seiner Orientreise in einer Reihe farbenprächtiger Schilderungen niedergelegt und zu einem Reisetagebuche vereinigt, das, nicht durch den Druck, sondern auf autographischem Wege vervielfältigt — ähnlich wie bei dem Kriegstagebuch von 1866 —, von dem fürstlichen Verfasser nur einer bestimmten Anzahl hervorragender oder ihm nahestehender Personen zum Geschenk gemacht wurde. Auch in diesem Tagebuch zeigt sich der Kronprinz als ein feinsinniger und scharfer Beobachter fremder Verhältnisse, Sitten und Gebräuche. Fast mehr noch als in dem Kriegstagebuche von 1866 gibt der fürstliche Verfasser in diesen Schilderungen sein ganzes, volles, warmes Menschenherz. Seine Darstellungen historischer, cultur- und kunstgeschichtlicher Stätten, seine Schilderung landschaftlicher Schönheiten und ethnographischer Eigenthümlichkeiten fremder Völker schwingen sich an verschiedenen Stellen zu einer poetischen Schönheit und Kraft empor, die ihn den besten Cultur- und Reiseschilderern ebenbürtig an die Seite stellen.

Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen der vorliegenden Arbeit dem Kronprinzen auf dieser wechselvollen, an Eindrücken und interessanten Erlebnissen so reichen Reise zu folgen. Ihren Höhepunkt erreichte diese an jenem

3. November, als der preußische Königssohn auf einem herrlichen Rosse, selbst angethan mit den malerischen Gewändern des Morgenlandes, von all dem sinnverwirrenden Pompe des Orients umgeben, ehrfurchtsvoll, fast unterwürfig von den Vertretern des osmanischen Reichs begrüßt, durch das alte Thor von Damaskus in Jerusalem einzog. Voll Andacht weilte er dann an all den heiligen Stätten, wo der Erlöser gewandelt und gelehrt, gelebt und gelitten: auf dem Oelberge, in Gethsemane und an den Ufern des Kidron. Tief ergriff ihn der Anblick eines Sonnenunterganges vom Ölberg aus. Am 7. November ergriff er dann im Namen seines Vaters feierlich Besitz von den alten, ehrwürdigen Gebäuden des ehemaligen Johanniterhospizes und der dazu gehörigen Kirche, die der Sultan in zuvorkommender Bereitwilligkeit dem Könige von Preußen überlassen hatte, und die nunmehr wieder christlichen Zwecken dienen sollten. Nachdem der Kronprinz am 17. November der feierlichen Eröffnung des Suezcanals beigewohnt, begab er sich von Suez aus nach Kairo, unternahm von hier aus eine längere Fahrt auf dem Nil, erkletterte nach mannichfachen Wanderungen und vielfach beschwerlichen Wegen durch die Wüste die größte Pyramide bei Gizeh und trat hierauf die Rückreise an über Alexandrien, Neapel und Paris. Der freundliche Empfang, der dem Prinzen durch den Kaiser der Franzosen und seine Gemahlin in Paris zu Theil wurde, und die trügerische Ruhe, die über der leichtlebigen Millionenstadt ausgebreitet schien, ließen nicht im entferntesten die Ereignisse ahnen, die einige Monate später das ganze tief in Frieden liegende Europa wie ein Blitz aus unbewölktem Himmel überraschen sollten.

In der bald darauf auftauchenden spanischen Candidaturfrage des Erbprinzen von Hohenzollern, die den äußeren Anlaß zum deutsch-französischen Kriege geben sollte, war der Kronprinz, getreu seinen Ansichten über die Verderblichkeit des Krieges, anfänglich der Anwalt des Friedens gewesen. Er machte gleich seinem greisen Vater alle die inneren Kämpfe und Nöthe durch, die die Verantwortung an so hoher Stelle mit sich bringt. Die unerhörten Anmaßungen Frankreichs aber, wie sie in den bekannten Vorgängen zu Ems seinem königlichen Vater gegenüber zum Ausdruck kamen, empfand er wie jeder Deutsche als eine ihm persönlich angethane Schmach. Er gestand sich bald, „daß ein Nachgeben um des Friedens willen unmöglich war“. In Begleitung Bismarck's, Moltke's und Roon's fährt er dem von Ems unter dem Jubel der Bevölkerung zurückkehrenden Vater bis Brandenburg entgegen. Das Erscheinen der vier Männer benimmt dem Könige auch die letzte Friedenshoffnung. Auf dem Potsdamer Bahnhof angekommen, erfahren sie, daß soeben die Haß und Rache sprühende Rede Ollivier's aus Paris eingetroffen ist, und nun entwickelte sich, wie der jüngere Roon berichtet, in dem Wartezimmer des provisorischen Potsdamer Bahnhofes unter dem historisch gewordenen Kronleuchter eine Scene von weltgeschichtlicher Bedeutung. „Der Kronprinz, halb seitwärts neben dem Könige, stand da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Zornes, mit zurückgeworfenem Haupt und drohend erhobener Rechten.“ In der ihm eigenen Weise, energisch für eine Sache einzutreten, sobald er sie als richtig erkannt, fordert er nun die sofortige Mobilmachung der gesamten Armee, „weil keine Zeit zu verlieren sei“. Seine Ansicht dringt durch, und mit den kurzen Worten: „Krieg und mobil!“ verkündet der Kronprinz den folgenschweren Entschluß des Königs den Officieren und dem in lautloser Spannung draußen harrenden Publicum, das die Nachricht mit brausendem Jubel aufnimmt. Und als er in den Tagen darauf die uneindämmbare Fluth der Begeisterung im deutschen Volke wahrnimmt, da läßt sein schnell entflammbares Gemüth ihn, der von seiner Jugend an den Traum

eines großen und freien Deutschlands liebevoll im Herzen getragen, schon jetzt die schönsten Hoffnungen fassen, und voll inniger Freude schreibt er am 18. Juli in sein Tagebuch: „Allgemeine Begeisterung, Deutschland erhebt sich wie ein Mann und wird seine Einheit herstellen“.

Führer in einem Kampfe mit so herrlicher Bestimmung zu sein, das bereitete ihm innige Herzensfreude. Eine ehrenvolle und bedeutsame Aufgabe hatte ihm sein königlicher Vater zugewiesen, als er ihm die Führung der III. Armee anvertraute. Als linker Flügel der deutschen Armee war dieser die wichtigste, zugleich aber auch schwierigste Bestimmung zugefallen, die unter dem Oberbefehl Mac Mahon's stehende französische Südarmee anzugreifen und dadurch zu verhindern, daß der Feind, durch die Pässe der Vogesen dringend, den Kriegsschauplatz nach Deutschland verlegte. Die Schwierigkeit in der Führung dieser Armee bestand vor allem in ihrer Zusammensetzung: Badener, Baiern, Württemberger, Westfalen, Kurhessen, Thüringer, Nassauer, Frankfurter, Waldecker, Schlesier, Posener u. s. w. — es waren mehr als ein Dutzend Dialekte, die in seinem Heer erklangen. Ein fernerer Umstand machte seine Stellung schwierig und war geeignet, seine Aufmerksamkeit von seiner verantwortungsvollen Aufgabe abzulenken, sie mindestens zu zersplittern: seinem Stabe waren alle die Fürstlichkeiten beigegeben, die nicht selbstthätig als Führer, sondern nur als Zuschauer an dem Feldzuge theilnahmen. Gleich zu Beginn desselben schreibt der Kronprinz in sein Tagebuch: „Mein Hauptquartier schwillt so an, daß ich es in Staffeln theilen muß, deren erste alle wirklich Beschäftigten umfaßt“. — Bevor sich der Kronprinz zum Obercommando begab, trat er auf Wunsch seines Vaters eine Rundreise an die süddeutschen Höfe an. Es galt, den süddeutschen Fürsten den Dank des Königs für ihr schnelles und entschlossenes Handeln zu übermitteln, sie und ihr Volk noch fester für den Einigungsgedanken zu gewinnen, etwaige Mißstimmungen zu beseitigen, die Lauen mit fortzureißen und die Flammen der Begeisterung immer heller und heller zu schüren. Wer hätte das besser verstanden als der Kronprinz! In Ingolstadt hielt er den Officieren eine flammende Rede. In München, wo ihm ein geradezu begeisterter Empfang zu Theil wurde, saß er Abends an König Ludwig's Seite im Theater, wo die Aufführung von „Wallenstein's Lager“ mit dem kriegerischen Treiben auf der Bühne die Begeisterung hohe Wogen schlagen ließ; dann eilte er nach Stuttgart. Wenn der Empfang des Königs, der die Meldung des Kronprinzen „in steifer, dienstlicher Haltung“ annimmt, ihn hier etwas kühl berührte, so war doch die Aufnahme seitens der Vertreter der verschiedenen Stände des Volkes um so herzlicher. „Die Begeisterung bei der Abreise machte mich fast verlegen“, schreibt er nieder; „man überreichte mir ein Bouquet in norddeutschen Farben; welche Verpflichtung legt uns diese Haltung des deutschen Volkes auf! Es wäre klug, kleine Eigenthümlichkeiten dieser Staaten zu respectiren.“

Zum Generalstabschef für die III. Armee hatte Friedrich Wilhelm, wie im J. 1866, seinen bewährten Freund, Generallieutenant v. Blumenthal, erwählt. Zum großen Bedauern der beiden Männer waren vom Großen Hauptquartier keine besonderen Directiven für die demnächstigen Operationen der III. Armee gegeben worden, und so blieb es zweifelhaft, ob sich der Oberbefehlshaber in gewisser Beziehung als selbständig betrachten dürfe, oder ob sein Heer als Theil oder linker Flügel der großen Armee specielle Befehle vom Großen Hauptquartier zu erwarten hatte. Ueber die anfängliche Verzögerung des Vormarsches der III. Armee, deren Truppentheile noch nicht heran waren, entspann sich gleich im Anfange zwischen den beiden Haupt-

quartieren infolge grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten ein Schriftwechsel, der geeignet war, das gute Einvernehmen zwischen beiden Stäben in ähnlicher Weise zu stören, wie dies im J. 1866 mehrmals der Fall gewesen war. Major Verdy du Vernois, schon im Kriege 1866 zum Stabe des Kronprinzen gehörig, erwarb sich daher ein entschiedenes Verdienst, als er, vom Großen Hauptquartier mit der Beförderung einer den Vormarsch betreffenden und zur Eile antreibenden Depesche an das Obercommando der III. Armee betraut, in energischer Weise auf die Unmöglichkeit hinwies, ein solches Telegramm abzusenden; es könne dies nur geeignet sein, ein Obercommando zu schaffen, das für die ganze Campagne eine schroffe Stellung gegen die Oberleitung einnehme; irgend welche gewichtigen Gründe werde man bei der Leitung der III. Armee schon haben, den Zeitpunkt des Aufbruchs vorläufig noch zu verzögern. Als Verdy sich dann in Uebereinstimmung mit Moltke zur Aufhellung der Differenzen ins Hauptquartier des Kronprinzen begab, konnte er auch nur constatiren, daß die Befehle zum Sammeln aller Theile der III. Armee bereits in der Frühe desselben Tages ausgefertigt waren, und daß überall nur das eine Gefühl vorherrschte, so schnell wie möglich an den Feind zu kommen. Die mit Blitzesschnelle aufeinander folgenden wuchtigen Schläge der kronprinzlichen Armee bei Weißenburg und Wörth machten dem Streit zwischen beiden Hauptarmeen ein Ende und bewiesen insbesondere, wie richtig damals der Kronprinz die Situation beurtheilte, und wie es ihm nur zu hohem Verdienst angerechnet werden konnte, daß er nicht, wie man ihm zugemuthet, sich zu einer voreiligen Operation auf Straßburg hatte verleiten lassen, die ihn und vielleicht auch den linken Flügel der II. Armee in eine höchst ungünstige und gefährliche Lage gebracht haben würde.

Die Thatsache, daß der Kronprinz die ersten Siegeskränze im Feldzuge errungen, hatten den Muth und das Zutrauen der süddeutschen Truppen zu ihrem Führer mächtig gehoben. Wieder war es die Macht seiner Persönlichkeit, die herzliche Antheilnahme an den Geschicken seiner Soldaten, das Außerachtlassen jeder Schonung und Gefahr für sich selbst, wodurch er die Herzen im Sturme gewann. Wie 1866 nach den schweren Kämpfen, erscheint der Königssohn bei Weißenburg als einer der ersten unter den Schwerverwundeten; mit feuchtem Auge erfaßt er die Rechte der sterbenden Krieger, ihnen durch sein Erscheinen den Tod erleichternd. Für die lebenden Verwundeten ist er in nimmer ruhender Fürsorge bemüht. Den wackeren Mannschaften des Königsregimentes läßt er das höchste Lob zu Theil werden; die von ihnen so ruhmvoll vertheidigte Fahne drückt er bewegt an die Lippen. Den gefallenen Feind ehrt er in edler menschlicher Theilnahme. Tief erschüttert weilt er einige Augenblicke an der Leiche des französischen Generals Abel Douay, und als nach der Schlacht die verwundeten Feinde in langer Reihe an ihm vorbeiziehen, entblößt er ehrfurchtsvoll sein Haupt vor den Opfern des Krieges.

Noch mehr als bei Weißenburg war das persönliche Einwirken des Kronprinzen auf seine Truppen bei Wörth zu Tage getreten. Bekanntlich hatten das V. und II. (bairische) Armeecorps bereits am Morgen des 6. August den Feind angegriffen, gegen den Willen des Oberbefehlshabers, der erst das Eintreffen aller Armeetheile abwarten wollte. Durch Kanonendonner aus der Gegend der Sauer aufmerksam gemacht, setzte sich der Kronprinz gegen 11 Uhr mit seinem ganzen Stabe zu Pferde, und fand die Schlacht bereits im vollsten Gange. Er erkannte sehr bald, daß die Stellung des Feindes bei Elsaßhausen und Fröschweiler eine sehr starke, kaum zu bewältigende war, und daß sie nur durch energischen Druck auf seine Flanken und Bedrohung seines Rück-

zuges genommen werden könnte. Er sprach es ruhig und gelassen aus, daß „der letzte Mann eingesetzt werden müsse“, um die Höhen zu gewinnen und sandte dann seine Befehle nach allen Richtungen mit einer Ruhe, ja mit einem gewissen heiteren Gleichmuth, der die Kampfesstimmung und die Siegesaussichten wesentlich erhöhte. Als gegen ½3 Uhr das Vorgehen der sämmtlichen Flügel so weit gediehen war, daß das Obercommando an einen concentrischen Angriff denken konnte, da entfaltete sich dieser mit voller Wucht; die ganze III. Armee nimmt daran theil; im Feuer von Wörth wird die deutsche Einheit zusammengeschmiedet, und in dem Augenblicke, da die gewaltigen Heeresmassen der Württemberger, Baiern und Badenser in wuchtiger Breite vorrücken, da schwingt sich der Kronprinz, der vom Pferde gestiegen war, in den Sattel und sprengt quer über das Feld vorwärts, durch Wörth, auf die Brücke, über den Sauerbach. Jeder Zoll ein Held! Sein Erscheinen reißt überall die Truppen mit sich fort. Selbst die Verwundeten raffen sich noch einmal auf und stürmen mit, ihrer Schmerzen vergessend. „Was ihn hauptsächlich auszeichnete, das war seine Kaltblütigkeit in den Augenblicken der Gefahr“, so lautet der Bericht des englischen Generals Sir Beauchamp Walker, der als Militärattaché die Feldzüge von 1866, 1870/71 mitgemacht und stets in der Umgebung des Kronprinzen war. „Mochte kommen, was da wollte, er und Blumenthal behielten klaren Kopf. In der Schlacht war seine Ruhe unerschütterlich; im Glücke blieb er stets menschlich. Was kann ich mehr von dem edelsten Manne sagen, den meine Augen je gesehen?“

Mit berechtigtem Selbstgefühl konnte der Kronprinz am Abend des unvergeßlichen Sieges von Wörth in sein Tagebuch schreiben: „Ich konnte das Ganze leiten! Blumenthal und Gottberg standen mir trefflich zur Seite“. Aber auch dem Feinde läßt er Gerechtigkeit widerfahren: „Mac Mahon's zäher Widerstand, allmählich kämpfend abzuziehen, war bewundernswürdig“. Und doch wieder, als die Begeisterung des Sieges vorüber und nur der trostlose Eindruck zurückgeblieben war, daß nahezu 20 000 Todte und Verwundete das Schlachtfeld bedeckten, sagte er zu Gustav Freytag: „Ich verabscheue dieses Gemetzel. Ich habe nie nach Kriegsehrungen gestrebt; ohne Neid hätte ich solchen Ruhm jedem Anderen überlassen, und es wird gerade mein Schicksal, aus einem Krieg in den anderen, von einem Schlachtfeld auf das andere geführt zu werden und in Menschenblut zu waten, bevor ich den Thron meiner Vorfahren besteige. Das ist hart“.

Wie die deutschen Heere nun fächerförmig gegen die Mosel vorrückten, wie sich die gesammte deutsche Wehrkraft nunmehr im Feindeslande entfaltete, dessen Thore durch die ersten Siege des Kronprinzen aufgestoßen waren; welche Operationen nunmehr der kronprinzlichen Armee zufielen, das ist hier nicht näher zu schildern. In Nancy erreicht ihn am 17. August die Nachricht von den siegreichen Schlachten von Vionville und Mars-la-Tour. Den 18. und die Nacht zum 19. verbringt das kronprinzliche Hauptquartier in großer Aufregung, bis endlich am 19. Morgens Major v. Hahnke mit der Siegesnachricht von Gravelotte eintrifft. Einzeln läßt sich der Kronprinz die Tapferen, die ihren Tod gefunden, herzählen; manch ehrendes Wort wurde dem Charakter, den militärischen Tugenden der Gebliebenen gewidmet. Bisweilen zuckt er zusammen bei der Ziffer der gefallenen Mannschaften. Sichtlich erschüttert entschloß er sich dann nach Pont à Mousson zu eilen, um den trotz des Sieges über die starken Verluste tiefbewegten König zu trösten. Tief ergreifend gestaltet sich das Wiedersehen zwischen Vater und Sohn. Der König übergibt dem Sohne, der die ersten Siege auf Frankreichs Boden errungen, das Eiserne Kreuz erster Classe; der Kronprinz will dasselbe nur

annehmen, wenn sein Generalstabschef dieselbe Auszeichnung empfange. Eine halbe Stunde später findet diese Ehrung statt, wobei der greise König betont, „wie glücklich er über die ersten Siege seines Sohnes sei, für dessen ganze Zukunft sie von der weittragendsten Bedeutung sein würden“.

Und nun bereitete sich mit schnellen Schritten das Drama von Sedan vor. Hinsichtlich der berühmten Rechtsschwenkung der deutschen Heere nach dem Bekanntwerden der Thatsache, daß Mac Mahon seinen Marsch nach Paris aufgegeben, um auf dem schmalen Streifen zwischen der belgischen Grenze und den auf diese marschirenden deutschen Truppen sich zum Entsatze Bazaine's durchzuschlagen, sei hier ausdrücklich betont, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm seinen Entschluß, dem Marschall mit der III. Armee zu folgen, anstatt auf Paris zu marschiren, selbständig und ganz unabhängig von den Beschlüssen des Großen Hauptquartiers gefaßt hatte. Bald nach Bekanntwerden des Mac Mahon'schen Planes hatte sein Entschluß unwiderruflich festgestanden, und schon vor dem Eintreffen der dahingehenden Weisung des Großen Hauptquartiers hatte er seine Dispositionen in diesem Sinne getroffen. Am 26. August hatte er noch in Bar-le-Duc eine eingehende Besprechung über diese schicksalsschwere Frage mit seinem königlichen Vater, der ähnlich wie 1866 in Nikolsburg — die Entscheidung in die Hände des Sohnes gelegt hatte. Die Folgen dieses Entschlusses waren von weittragender Bedeutung. Wäre die III. Armee auch nur einen Tagemarsch in der Richtung auf Paris weiter gegangen, so hätte sie nicht mehr rechtzeitig zur Schlacht von Sedan herangezogen werden können; die Maas-Armee hätte einem weit überlegenen Gegner allein gegenüber gestanden, und die neu gewonnenen Brüder, die Baiern, Württemberger, Badenser, hätten nicht theilnehmen können an den Ehren des nunmehr heraufziehenden Ruhmestages der ganzen deutschen Nation, an den Lorbeeren des Sieges von Sedan, der zur Kräftigung des deutschen Einheitsgedankens in so hervorragender Weise beigetragen.

Die der III. Armee zufallende Aufgabe für den großen Schlachttag war eine dankbare und entscheidende und wurde auch ganz in diesem Sinne ausgeführt. In der Nacht mußten Brücken über die Maas geschlagen und noch vor Tagesanbruch mit dem V. und XI. Corps und den Württembergern gegen Norden aufgebrochen werden. In lautloser Stille schieben sich die Colonnen in der dunklen Nacht vorwärts; der Brückenschlag vollzieht sich mit der Präcision wie im Manöver, und die sechste Morgenstunde ist noch nicht angebrochen, als die Spitzen des V. und XI. Armeecorps und der württembergischen Division das jenseitige Maasufer erreichen. Von einer gegen das Thal der Maas vorspringenden Höhe beobachtet Friedrich Wilhelm in der Mitte seines Stabes vom frühen Morgen an das Vorrücken seiner Armee, die, in einem weiten nach Osten geöffneten Bogen bis Fleigneux reichend, den westlichen Theil des gewaltigen Umfassungsringes bildete. Mit den Herren seines Stabes die fortwährende Bewegung seiner Corps verfolgend, erkennt er mit scharfem Blicke und schneller Uebersicht bald die Stellen des Umfassungsringes, durch die der Feind noch entweichen kann. Um den Ring auch nach der nordwestlichen Seite von Sedan zu schließen, erhalten das V. und XI. Corps den Befehl, den nach Norden bis fast auf St. Menges vorspringenden Maasbogen zu umgehen, dem Kanonendonner zu folgen und den Feind im Rücken anzugreifen. Als aber nach 10 Uhr der Kampf bei dem V. und XI. Armeecorps an Heftigkeit zunimmt, wendet sich der Kronprinz ungeduldig zu Blumenthal: „Ich halte es nicht länger aus; ich muß zu meinen braven Truppen, ich kann nicht länger hier in Sicherheit den Zuschauer spielen“. Aber die wichtigen Meldungen, mit denen Major v. Hahnke eben jetzt vom

V. Armeecorps eintrifft, halten den Kronprinzen zurück, und durch die Fernrohre erkennt man bald im Stabe, daß nicht nur die Maasarmee, sondern auch das V. und XI. Armeecorps im steten Vorschreiten sind, und daß der Ring sich immer enger um die französische Armee zusammenschließt. — Endlich hatte er sich ganz geschlossen, und als Friedrich Wilhelm am Abend, nachdem das Schreiben des Gestürzten von Sedan eingetroffen war, an der Seite seines Generalstabschefs „still und in sich gekehrt von den auf ihn einstürmenden Gedanken und Gefühlen“ in sein Hauptquartier zurückkehrte, da konnte dieser aus einzelnen kurzen Bemerkungen entnehmen, welche Genugthuung der Kronprinz darin fand, durch seinen in Bar-le-Duc gefaßten Entschluß zu einem so glänzenden Erfolge der deutschen Armeen beigetragen zu haben.

Neben den Aufgaben, die ihm die schwierige Leitung einer großen Armee stellte, beschäftigte den Kronprinzen unablässig die Sorge, „daß das Resultat des Krieges den gerechten Erwartungen des deutschen Volkes nicht entsprechen möchte“. Bereits am 3. September hatte er eine eingehende Unterredung mit dem Reichskanzler, von der Abeken berichtet, daß Bismarck nach derselben ihm zum ersten Male mit Anerkennung und Vertrauen vom Kronprinzen gesprochen habe: „Es stecke doch sehr viel in dem Herrn drin!“ Bei der Unterhaltung drehte es sich vorzugsweise um die Abtretung Elsaß-Lothringens. Der Kronprinz war schon damals mit dem Kanzler der Ansicht, Elsaß in deutsche Verwaltung für Bund oder Reich zu behalten, wenn er sich auch nicht verhehlt, „daß Frankreich dadurch für alle Zeit unser natürlicher Gegner, daher seine Schwächung unsere Aufgabe sei“. Eine wesentliche Unterstützung dieser Aufgabe erblickte er in dem militärischen Vortheile, daß der Besitz des Elsaß „den bisher so schmal bemessenen strategischen Aufmarsch erleichtere“. Für die moralische Wiedereroberung des einst dem deutschen Reiche geraubten und so lang entfremdeten Landes empfiehlt er schon jetzt einen aus Eingeborenen gebildeten Verwaltungsrath; „es kommt darauf an, sie vom großen französischen Staatskörper energisch loszulösen, sie aber fühlen zu lassen, daß sie Mitglieder eines großen Staates und nicht verurtheilt sind, die Kleinstaaterei mitzumachen“.

Bei der Belagerung von Paris war der III. Armee, mithin also dem Kronprinzen und seinem Generalstabschef, eine ehrenvolle und einflußreiche Aufgabe zugewiesen: die Einschließung der Südfront. Da er als Höchstcommandirender auf dieser Seite des Umfassungsringes selbständig handeln konnte, so gehörten die ersten 14 Tage in Versailles für ihn und seinen Stab zu den angenehmsten der ganzen Belagerungszeit. Mit dem Eintreffen des Großen Hauptquartiers wurde seine Stellung um ein Wesentliches verändert. Die nun mitunter eintretende und nicht zu vermeidende Unsicherheit in den Ressort- nnd Commandoverhältnissen wirkte oft recht unbehaglich und störend auf den Dienst ein und drohte, dem Kronprinzen die Freudigkeit und Frische zu nehmen, die sonst untrennbar von seiner Person waren. Auch das Verhältniß zwischen den drei ersten Rathgebern des Königs, Bismarck, Moltke und Roon, war nicht mehr ein so ungetrübtes, wie in jener denkwürdigen Stunde kurz vor Beginn des Krieges. Der Grund hierfür lag wohl in erster Linie in dem Umstande, daß der Leiter der auswärtigen Politik gar nicht oder doch nur in seltenen Fällen zu den gemeinsamen militärischen Berathungen hinzugezogen wurde, wie das ausnahmslos 1866 der Fall war, und diese Erscheinung entsprang wiederum der Thatsache, daß die politischen Verhältnisse von 1870 ungleich einfacher waren als die von 1866; die schnellen und entscheidenden Waffenerfolge der deutschen Heere hatten die militärischen Vorgänge weit in den Vordergrund gedrängt. Die Mißhelligkeiten und Verstimmungen

nahmen zu in dem Maße, als die Belagerung der französischen Hauptstadt sich in die Länge zog; sie standen, wie wir weiter unten sehen werden, zu der wichtigen Frage in engster Beziehung, wie man die französische Hauptstadt am schnellsten und sichersten zu Fall bringen könnte, eine Frage, über welche die Ansichten der maßgebenden Persönlichkeiten weit auseinandergingen. Der Kronprinz gehörte zu denjenigen Feldherren im Kriegslager vor Paris, die aus militärischen wie humanen Gründen einer Aushungerung das Wort redeten. Er befand sich hierbei in engster Uebereinstimmung mit Blumenthal, sowie mit Moltke selber. Auch Roon hatte anfänglich die Ansichten der beiden genannten Männer in Bezug auf das gegen die Hauptstadt einzuschlagende Verfahren völlig getheilt; aber bereits gegen Ende October begann er, offenbar unter Einwirkung Bismarck's, zur Beschleunigung des artilleristischen Angriffes zu mahnen, anfangs bei gelegentlichen Begegnungen, von Ende November an mit Nachdruck, unter Uebergriffen in Moltke's Wirkungskreis, bei den militärischen Vorträgen, die täglich beim Könige stattfanden. In gleichem Sinne suchte der Bundeskanzler zu wirken, sehr dringend gegen Ende November in einer schriftlichen Eingabe an den König, in der er hervorhob, wie nachtheilig die Verzögerung der Entscheidung vor Paris auf die Stimmung in der Heimath und im Auslande wirke. Da die eigentlichen Ursachen der Verzögerung bei der großen Anzahl von Personen, die den Krieg ohne Verantwortlichkeit und Sachkenntniß mitmachten, nicht allgemein bekannt waren, so konnte es nicht fehlen, daß man sich in Versailles zu den seltsamsten Behauptungen und Vermuthungen verstieg und zuletzt den falschen Schluß zog, daß die Schuld bei dem Obercommando der III. Armee läge. Man wußte, daß der Kronprinz und Blumenthal gegen einen förmlichen Angriff waren und schloß daraus, daß der Stab die Arbeiten als eigentlich überflüssig verzögere oder nicht mit der nothwendigen Energie betreibe. Den vereinigten Gegenströmungen, die der Leitung der III. Armee auf der Südfront von Paris die Arbeiten so ungemein erschwerten, ja zeitweilig verleideten, suchte General v. Blumenthal im Einverständniß mit dem Kronprinzen durch ein unterm 21. November an Moltke gerichtetes, ruhig und sachlich gehaltenes Schreiben entgegenzuwirken, das vom rein militärischen Standpunkte aus die Gründe auseinandersetzte, die das Obercommando der III. Armee von einer förmlichen Beschießung der französischen Hauptstadt abhielten. Obwohl Graf Moltke dieses Schreiben mit der Randbemerkung versehen hatte: „Mündlich Einverständniß erklärt“, hatte es doch nur theilweise den erwarteten Erfolg. Bei dem Könige führte der fortwährende Zwiespalt der Ansichten, die sich auch in den Vorträgen geltend zu machen suchten, zu einer Art Verstimmung, die durch Unwohlsein genährt, alles bei ihm in ungünstigem Lichte erscheinen ließ und zeitweise von Einfluß auf die energische Fortführung des Feldkrieges war.

Nicht allein, daß die Presse sich der Sache bemächtigte und förmlich blutdürstige Artikel in die Welt schickte, sondern auch im Berliner Reichstage wurden dahinzielende Interpellationen vorbereitet, um auf den Entschluß des Königs einzuwirken. Ja noch mehr. In der Ungeduld und Unruhe über die vermeintliche Verzögerung entstand das Gerücht, daß die Unthätigkeit vor Paris nicht auf sachlichen Gründen beruhe, sondern auf fremdländische Einflüsse zurückzuführen sei. Durch die Vermittlung hochstehender Frauen sollte die deutsche Heeresleitung für die sentimentale Auffassung gewonnen sein, daß das „Mekka der Civilisation“ nicht nach Kriegsgebrauch behandelt werden dürfe, sondern geschont werden müsse. Man sprach mehr oder weniger davon, daß die Königin und die Kronprinzessin von Preußen in diesem Sinne auf ihre hohen Gemahle einwirkten und wies darauf hin, daß auch die Gemahlinnen

des Generalstabschefs und des Oberquartiermeisters der III. Armee, v. Blumenthal und v. Gottberg, geborene Engländerinnen seien; ja selbst der Umstand, daß Moltke's zwei Jahre zuvor verstorbene Gemahlin von einem Engländer abstammte, mußte, obgleich sie wie ihre Stiefmutter, Moltke's Schwester, in Deutschland geboren und aufgewachsen war und niemals Beziehungen nach England gehabt hatte, zur Begründung von Verdächtigungen herhalten. Man scheute sich nicht, wie Blumenthal berichtet, ihn in Privatbriefen, namentlich in anonymen, förmlich zu bestürmen, „endlich seinen Widerstand aufzugeben, da man sonst glauben könnte, daß er in seinem Eigensinn von englischen Damen bestärkt worden wäre“. Aehnliche Briefe erhielt der Kronprinz, der sich aber im ruhigen Bewußtsein, das Rechte redlich zu wollen, dadurch nicht verleiten ließ, gegen seine bessere militärische Einsicht zu handeln. Wenn es auch begreiflich erscheint, daß die von solchen Vorwürfen Betroffenen eine Rechtfertigung verschmähten und sich über derartige Erzeugnisse einer erhitzten Phantasie erhaben fühlten, so blieb dennoch die Thatsache immer betrübend genug, daß man gegen Männer wie König Wilhelm, den Kronprinzen, Moltke und Blumenthal, die doch in drei Kriegen oft genug dem Tode ins Auge geschaut hatten, heimlich oder offen die Beschuldigung erhob, sie hätten vor Paris, nicht etwa in irrthümlicher Beurtheilung der Verhältnisse, sondern in unmännlicher Nachgiebigkeit gegen weibliche Sentimentalität und fremdländische Einflüsterungen so zu handeln unterlassen, wie es der Kriegszweck erheischte, also die Pflicht gegen das Vaterland gebot! Daß ein solcher Vorwurf nicht weit von dem des Landesverraths entfernt war, ist den Urhebern jener Gerüchte wohl nicht zum Bewußtsein gekommen.

Obwohl Blumenthal in einer Conferenz der maßgebenden höheren Militärs seine Ansicht noch einmal nachdrücklich im Sinne seines an Moltke gerichteten Schreibens vom 21. November entwickelte und General v. Moltke, aufgefordert, seine Meinung auszusprechen, sein volles Einverständniß mit den Blumenthal'schen Ausführungen erklärte, erreichten die Politiker dennoch ihren Zweck. Am 5. Januar 1871 Morgens begann die Beschießung und wurde fortgesetzt, so weit das nebelige Wetter es gestattete. Aber von irgend einem wichtigen Erfolge war nichts zu merken. Die Forts wurden zwar zeitweise zum Schweigen gebracht, aber die zahlreichen schweren Geschütze der Hauptenceinte feuerten fleißig auf die deutschen Batterien und brachten der Festungsartillerie erhebliche Verluste bei. Schon am 11. Januar wurden ein Dutzend Officiere und 150 Mann als todt und verwundet gemeldet, und als am 26. Januar in Folge der immer drohender auftretenden Hungersnoth die Capitulation der stolzen Festung erfolgte, zeigte es sich, daß sie noch armirt und widerstandsfähig war, obgleich die deutschen Geschosse sie an einigen Stellen arg zugerichtet hatten. Es unterlag daher wohl keinem Zweifel, daß die Capitulation von Paris weder durch den förmlichen Angriff noch durch das Bombardement beschleunigt worden, sondern einzig durch die enge Einschließung und die damit verbundene Aushungerung eingetreten war, eine Thatsache, die den Kronprinzen und seinen Generalstabschef mit Genugthuung erfüllen mußte.

Einen erfreulichen Gegensatz zu diesen oft recht unerquicklichen Zwiespältigkeiten bildete der unentwegte Fortgang der Kaiserfrage. Der gute Genius der Einheitsbestrebungen war in guten und bösen Tagen, im Kampfe mit Lauheit und Widerstreben, immerdar der Kronprinz von Preußen gewesen. Schon nach dem Siege bei Wörth hatte er in der Mitwirkung der Süddeutschen „den Kitt für die deutsche Einheit“ gesehen und ernstlich davor gewarnt, einen solchen Augenblick unbenutzt vorübergehen zu lassen. Die „bloße Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne“ genügte ihm nicht; er

wollte dem deutschen Volke „etwas Greifbares, etwas Ganzes bieten“, und er räth dringend, „das Eisen der Kabinette zu schmieden, so lange es warm ist“. Er befand sich bei dieser energischen Inangriffnahme der deutschen Kaiserfrage im völligen Einverständniß mit dem Empfinden des Volkes, das sich die nationale Einigung nicht anders denken konnte, als unter dem machtvollen Zeichen der Kaiserkrone. Dem Volke waren die Begriffe eines „deutschen Herzogs“ oder eines „Kriegsherrn des neuen Bundes“, wie es Gustav Freytag in völliger Unkenntniß der wahren Volksmeinung dem Kronprinzen in einer Unterredung zu Petersbach am 11. August 1870 empfohlen hatte, fremd und unsympathisch. Es mußte dem Volksgeiste eine packende Vorstellung von dem Oberhaupt eines neuen Reiches gegeben werden; nur der Titel eines Kaisers war im Stande, die Begeisterung für die Macht und Herrlichkeit des neuen Reiches zu entflammen. Daß für diese Würde nur die Persönlichkeit seines Vaters unter den Fürsten in Betracht kommen konnte, war für den Kronprinzen nicht einen Augenblick zweifelhaft. Selber im tiefsten Innern überzeugt von der Größe und Macht des Hohenzollern’schen Fürstengeschlechts und von der hohen weltgeschichtlichen Aufgabe, die diesem in Gegenwart und Zukunft zu lösen bestimmt war, konnte auch er sich wie Hunderttausende anderer Deutsche die nationale Einheit nicht anders denken, als unter dem machtvollen Scepter eines Kaisers aus dem Hause der Hohenzollern. Es ist menschlich zu verstehen; das dynastische und persönliche Interesse berührten sich hier eng mit dem nationalen. In allererster Linie aber war die Triebfeder seines Handelns ein auf dem Grunde seines stets mehr deutsch als preußisch fühlenden Herzens entsprungener Idealismus für deutsche Macht und Größe; er hatte den Jammer der deutschen Kleinstaaterei noch mit eigenen Augen gesehen und wollte ihm ein Ende bereiten. Weit muß die Behauptung zurückgewiesen werden, daß die Bestrebungen des Kronprinzen ausschließlich mit einer stark ausgeprägten Vorliebe für seine persönliche Würde, ja noch mehr: für äußeres Gepränge und fürstlichen Glanz zusammenhingen, wie dies Gustav Freytag in der höchst einseitigen Beurtheilung seines hohen Gönners gethan hat.

Schon im J. 1867 hatte Friedrich Wilhelm, wie H. v. Sybel berichtet, den Einwürfen seines Vaters gegenüber die auf geschichtlichem Bewußtsein und gesundem politischen Denken gegründete Ansicht ausgesprochen, daß dem Volke der Titel eines Bundespräsidenten keine anschauliche und packende Vorstellung von dem Kaisertum gebe; „die Erneuerung der Kaiserwürde aber werde ihm die erlangte Einheit anschaulich verkörpert zeigen und die Erinnerung an des Reiches alte Macht und Größe alle Herzen entflammen“. War der Gedanke auch damals verfrüht, so hat doch die Folgezeit seine Richtigkeit glänzend bestätigt. Wilhelm I. stand dem Kaiserthum, wie es sich sein mit feuriger Gluth die Sache ergreifender Sohn vorstellte, damals nicht sympathisch gegenüber. In den altpreußischen Traditionen erzogen, mit der ruhmvollen Geschichte derselben durch dreiviertel Jahrhunderte und durch eigene Thaten verknüpft, war er im Grunde ein Preuße und fand den Gedanken, daß das unter seiner Hand erstarkte Preußen in Deutschland aufgehen solle, höchst unbehaglich. Während er selbst an der Grenze des Lebens stand, war sein Sohn ein 40jähriger Mann in der Fülle männlicher Kraft und Frische. Die Gedanken und Gefühle seiner Altersgenossen lebten in ihm. Die aus dem Sturmjahre 1848 herüber geretteten Einheits- und Freiheitsideen, verbunden mit den von seiner Gemahlin aus England herübergebrachten und von seinem Schwiegervater gepflegten liberalen Ideen gewannen in ihm Fleisch und Blut. So ergriff er denn, nachdem es im J. 1866 vor Gründung des Norddeutschen Bundes nicht schon gelungen war, an Stelle des Bundespräsidiums ein König-

oder Kaiserthum zu setzen, nach den ersten gemeinsamen Siegeserfolgen die im Heere und Volke lohende Begeisterung als bequeme Handhabe für die Verwirklichung der so lange thatenlos in ihm schlummernden Ideen und schob alle Gegner energisch beiseite. Hatten ihn doch bairische und württembergische Officiere schon auf seiner Hinreise zum Kriegsschauplatz in begeisterten Kundgebungen gefeiert. Sein Erscheinen wirkte schon damals wie die fleischgewordene Verwirklichung der Kaiseridee. Lag es doch auch in der Natur der Sache, daß der Name eines deutschen Kaisers den Süddeutschen sympathischer war als der des Königs von Preußen, der in ihnen allerlei particularistische Empfindungen erwecken mußte. Mit seiner Begeisterung riß Friedrich Wilhelm alle Langsamen und Schwerfälligen mit sich fort. Für ihn gab es schon damals kein Hinderniß mehr; in seinem idealen Geiste stand die deutsche Einheit schon fertig da. So fand ihn schon in den ersten Augusttagen des Jahres 1870 Freytag in Speyer: „In seiner Auffassung der deutschen Verhältnisse war er wie ein geflügelter Engel, der hoch über der Erde schwebt. Der deutsche Nordbund erschien ihm als gänzlich überwunden und abgethan; das Ganze, die Einheit sei ja jetzt vorhanden“.

Wenn von kalterwägender Seite dieser Begeisterungsrausch als das Product eines mit den realen Verhältnissen nicht vertrauten Schwärmers hingestellt wurde, wie es auch Freytag that, so ist darauf zu erwidern, daß noch bei jeder großen Sache das Feuer idealer Begeisterung der äußere Antrieb war, die Lauen und Halben mit sich fortzureißen, und es war eine politisch-kluge That des Kronprinzen, die durchaus etwas „Reales“ hatte, dafür zu sorgen, daß die Flamme der Begeisterung nicht erlosch. Es war klar, daß auch die widerstrebenden Fürsten der Begeisterung ihres Volkes gegenüber in eine gewisse Zwangslage geriethen, der nachzugeben schließlich in ihrem eigenen Interesse lag. Diese Zwangslage auszunützen, war von dem Kronprinzen durchaus nicht so unpolitisch. Unermüdlich in diesem Sinne thätig, arbeitete er gleich nach der Schlacht bei Wörth eine Denkschrift über die Kaiserfrage für den Bundeskanzler aus, die er auch Gustav Freytag zu lesen gab.

Charakterisirt man den Einheitsgedanken von seinem ersten Entstehen bis zu seiner Verwirklichung, so kann man sagen: die ursprüngliche Idee wurde aus dem Volksempfinden, aus der Sehnsucht des Volkes heraus geboren; Friedrich Wilhelm hat sie mit Zähigkeit sein ganzes Leben hindurch gewissermaßen im Schwunge erhalten, auch zu einer Zeit, wo Bismarck noch specifischer Preuße war. Der Mann aber, der alle Eigenschaften dazu besaß, mit mächtiger Hand diesen Gedanken zur Verwirklichung zu bringen, war der Bundeskanzler. Er stand gewissermaßen in der Mitte zwischen dem abwehrenden, in der deutschen Frage anfangs nur widerwillig folgenden Könige und dem feurigen, die Hindernisse unterschätzenden Kronprinzen, der in seinem Eifer, überhaupt etwas zu Stande zu bringen, wohl manchmal über das Ziel hinausschoß. Beide Männer, der Kanzler und der Thronfolger, waren in der deutschen Frage im großen und ganzen einig; nur in den Einzelheiten gingen ihre Ansichten weit auseinander. Dem Kronprinzen schwebte noch in den letzten Monaten des Jahres 1870 das Ideal eines deutschen Reiches in einem Einheitsstaate auf constitutioneller Grundlage nach englisch-parlamentarischem Muster vor, wobei der Kaiser durch verantwortliche Reichsminister regieren, die Fürsten mit dem Hochadel ein erbliches Oberhaus bilden sollten, neben dem er sich die Volksvertretung, aus allgemeiner Wahl hervorgegangen, dachte. Und so sehr hatte die deutsche Idee damals des Kronprinzen ganzes Denken, Fühlen und Wollen eingenommen, daß er, um überhaupt etwas zu Stande zu bringen, die süddeutschen Staaten, falls sie nicht freiwillig kämen, „ohne

hindernde Vorbehalte und Sonderrechte", wenn es sein müßte, zum Eintritt zwingen wollte. Graf Bismarck wollte jedoch, der Persönlichkeit Kaiser Wilhelm's Rechnung tragend, und im Sinne Friedrich Wilhelm's IV., der seinerzeit die Krone aus gleichem Grunde abgelehnt hatte, die Entscheidung von dem freien Entschluß der Fürsten abhängig machen. Ohne Zweifel stand hierbei Bismarck auf dem Boden einer festen Politik; der Kronprinz rechnete mit der Stimmung des Volkes, der Kanzler mit den realen Kräften des Königreiches; er verschmähte dabei aber jeden unmittelbaren Zwang.

Das anfänglich ablehnende Verhalten der bairischen und württembergischen Regierungen, die eine Fülle von Bedingungeu und Privatreservationen an die Einheitsfrage knüpften, versetzte den lebhaft zum Abschluß drängenden Kronprinzen in helle Ungeduld. Er stimmte mit dem bedächtig prüfenden und wägenden Kanzler nicht überein, „der Zeit anheimzustellen, die deutsche Frage sich entwickeln zu sehen". Am 16. November hatte er mit Bismarck eine längere, ziemlich erregte Unterredung, die den damaligen Standpunkt beider zur deutschen Frage klar darlegt. Friedrich Wilhelm vertrat dabei mit Nachdruck die Ansicht, daß der Widerstand Baierns früher gebrochen worden wäre, wenn der König durch Bismarck einen entscheidenden Druck auf die leitenden Kreise in Baiern ausgeübt hätte, sei es auch nur dadurch, daß er die in den großen bairischen Städten herrschende ungeheure Begeisterung für die deutsche Sache der Regierung nachdrücklich vor Augen geführt hätte. Immerhin hatte die Unterredung den Erfolg, daß Bismarck den Widersachern des Einheitsgedankens seit jener Zeit mit größerer Schärfe entgegentrat. Der Kanzler gestand selbst dem Kronprinzen gegenüber einige Tage später zu, daß das Gespräch vom 16. ihn angetrieben habe, Ernst zu machen und nach Delbrück's Abreise die Verhandlung in die Hand zu nehmen; beide Königreiche wollten nun eintreten; er müßte aber auch noch seine Trümpfe ausspielen. Dagegen machte Roon, der in der deutschen Frage mehr den preußischen Standpunkt König Wilhelm's theilte, Schwierigkeiten. Glücklicher Weise hatte sich die Lage inzwischen schneller geklärt, als man gehofft hatte. Gerade durch das ablehnende Verhalten Baierns gereizt, ging Bismarck von jener Zeit ab mit größerer Wärme und Entschiedenheit auf die Kaiseridee ein, von der er behauptete, „daß er früher deren Volksthümlichkeit unterschätzt habe". „Wollte Baiern nicht mitthun, so müßte man daran denken, auch ohne die Regierung in München mit den anderen Staaten zu unterhandeln." Das stellte sich nun um so leichter, als die entschlossene Haltung der württembergischen Minister, wesentlich unterstützt von der gesammten Volksmeinung im Lande, auch die noch Zweifelnden und Abwartenden mit sich fortriß. Am 23. November kam der Vertrag mit Baiern, am 25. der mit Württemberg zu Stande. Niemand konnte wohl eine größere Befriedigung darüber empfinden als Kronprinz Friedrich Wilhelm. Vergessen waren alle Streitigkeiten, aller Hader in seinem Herzen. Voll innerer Befriedigung drückte er dem eisernen Kanzler die Hand, und in schöner Bescheidenheit, seine eigene unausgesetzte Thätigkeit nicht in Anschlag bringend, schreibt er noch an demselben Tage in sein Tagebuch: „Wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen". Sein Gemüth war in jenen erhebenden Tagen frei und hochgestimmt, und scherzend begrüßte er am 15. Januar den wegen der Festpredigt zum Könige befohlenen Hofprediger Rogge als „Consecrator Imperii", und als am 18. Januar 1871 im Spiegelsaale zu Versailles die deutschen Fürsten den ehrwürdigen König von Preußen zum Kaiser krönten, da war Friedrich Wilhelm der erste, der sich in freudiger Bewegung hinzudrängte und seinem greisen Vater, dem nunmehrigen deutschen Kaiser, huldigend die Hand küßte,

und einige Tage später, am 23. Januar, als er die Cabinetsordre über den nunmehr zu führenden Fürstentitel erhielt, schreibt er die schönen, klugen Worte in sein Tagebuch, „daß er sich nur noch als Deutscher fühle, keinen Unterschied mehr kenne zwischen Baier, Badenser und wie sich sonst die Bewohner der 33 Vaterländer nennen, sich auch keineswegs in die inneren Angelegenheiten derselben mischen oder sie ihrer Eigenthümlichkeiten berauben wolle".

1871—1878.

Es war der Höhepunkt im Leben Friedrich Wilhelm's gewesen, als er an jenem sonnenbeschienenen 16. Juni 1871, ruhmbedeckt und lorbeerumkränzt an der Spitze seiner aus dem Felde heimkehrenden Truppen in die neue Reichshauptstadt einzog, in seinem Herzen das Bewußtsein, daß sein Arm, sein Schwert, sein Rath entscheidend mitgewirkt hatten. Weitherzige, großangelegte Pläne schwellten damals sein Herz; aber auch bange Zweifel, daß den äußeren gewaltigen Erfolgen der innere Ausbau des Reiches nicht entsprechen würde, beschlichen ihn damals, bestärkten ihn aber um so fester in dem Entschlusse, seinem Volk später ein aufgeklärter Fürst zu sein, der den modernen socialen und politischen Errungenschaften der Zeit in ernster Weise Rechnung zu tragen gedenkt. „Der nächste Beruf im Frieden ist die Lösung der socialen Fragen, die ich gründlich erforschen werde", schreibt er schon unterm 23. Februar in sein Tagebuch.

Sehen wir zu, welchen Antheil der Kronprinz zunächst am Ausbau des Reiches hatte. Von großer Wichtigkeit für die Erstarkung des gemeinsamen Sinnes unter den deutschen Brüderstämmen war der Umstand, daß der Kronprinz in seiner Eigenschaft als Generalinspecteur der IV. Armeeinspection häufig Gelegenheit hatte, die alten herzlichen Beziehungen zu den süddeutschen Truppen zu pflegen. Es war politisch klug von ihm, daß er in all den zahlreichen Ansprachen, die er bei diesen Gelegenheiten zu halten hatte, die berechtigten Stammeseigenthümlichkeiten derjenigen Volksgemeinschaften schonte, zu denen er redete, daß er auf der anderen Seite gerade die Thaten, durch die sich diese in der Geschichte, insbesondere auf den Schlachtfeldern der letzten Kriege, ruhmreich hervorgethan, in das hellste Licht hob. Dies trug namentlich in den 1866 annectirten Ländern dazu bei, Zweifel und Befürchtungen zu zerstreuen, manchen noch bestehenden Groll zu verscheuchen und den Reichsgedanken stärker Wurzel fassen zu lassen. Auch auf einer langen Reihe von vaterländischen Festen und Gedenktagen, die mit den Ereignissen des letzten Krieges und mit dem Wachsen und Werden des geeinten deutschen Reiches in innigem Zusammenhange standen, war Friedrich Wilhelm der beredte Anwalt der deutschen Volksstimmung.

Zu diesen wirklich erhebenden nationalen Festtagen gesellte sich allerdings eine Unzahl anderer, wesentlich inhaltsloserer Gelegenheiten, bei denen der Kronprinz in Anbetracht des hohen Alters seines Vaters die Repräsentationspflichten zu üben hatte. Sie führten ihn, ohne Selbstbestimmung und eigene Wahl, in einem Monat, oft in einer Woche, von einem Ende der Monarchie zum andern. Diese endlosen Repräsentationen mit ihren unvermeidlichen Zugeständnissen an fremde Genußsucht, Schaulust und Eitelkeit, die inhaltleerste und unbefriedigendste aller Staatsthätigkeiten, die man ihm belassen hatte, sie konnten dem ernsten Manne, der sich so hohe Aufgaben für die Zukunft gestellt, keinen Ersatz schaffen für die Unthätigkeit, zu der man ihn in der Folge verurtheilte. Welch öde, trostlose Gleichförmigkeit in diesen endlosen Jubiläumsfestlichkeiten, Denkmalseinweihungen und fürstlichen Empfängen mit ihren

officiellen Reden und Gegenreden, Dankerklärungen und Toasten. Hat er auch manch treffliches Wort bei diesen Gelegenheiten gesprochen, hat seine gewinnende Persönlichkeit auch manchen Zwiespalt wie von selbst geheilt, mancher Verstimmung die Spitze abgebrochen, so war ihm doch diese Art der Thätigkeit in der Seele zuwider, und nichts zeugt von geringerer Kenntniß seines Wesens, als die auch von Freytag leichtfertig aufgestellte Behauptung, daß er an äußeren Ceremonien Gefallen gefunden. Wie eine schmerzvolle Ahnung dessen, daß er zwei Jahrzehnte lang diese ihn so wenig befriedigenden Functionen auszuüben verurtheilt sein sollte, klingt es, wenn ihm unterm 17. November 1870 der Seufzer entschlüpft: „Möchte ich bei den Armeeinspectionen mit Paraden, Diners u. s. w. verschont bleiben". Und wie gern und mit voller Seele hätte sich Friedrich Wilhelm in anderer Weise bethätigt! Wie gern hätte er selbstthätig theilgenommen an den auf allen Gebieten des neuen Reichs sich regenden Arbeiten und Geisteskämpfen, wenn ihm eine, seinen Wünschen und Neigungen, seinem fürstlichen Range entsprechende Lebensstellung eingeräumt worden wäre, die ihm einen großen Einfluß, ein weites Wirkungsfeld gestattete. War es nicht möglich, daß er — wie einst in Nikolsburg und später auf den Schlachtfeldern Frankreichs — dem königlichen und kaiserlichen Vater gegenüber auch jetzt noch in wichtigen Fragen ein Freund und Berather sein konnte? Aber um so tiefer schmerzte es ihn, daß ihn sein Vater immer seltener ins Vertrauen zog, daß er sich zu einer Abhängigkeit, zu einer Bedeutungslosigkeit verurtheilt sah, die ihn den geringsten Bürger um seine Selbständigkeit beneiden ließ. Dazu kam die Beschränktheit der finanziellen Mittel, die ihn in seinen Handlungen unfrei und unselbständig machte. Wie gern zeigte er neben einem offenen Herzen auch eine offene Hand, wenn es galt, fremdes Leid zu lindern, Talenten den Weg zu bahnen, Kunst und Gewerbe zu unterstützen! Wie oft klagte er bei solcher Gelegenheit: „Der Kaiser braucht nur zu befehlen, aber der Kronprinz kann nur wünschen". Besaß er doch außer seinem Palais in Berlin und seinen Schatullgütern Bornstedt, Eiche und Paretz nichts, was er sein eigen nennen konnte; war es ihm doch nach dem königlichen Hausgesetz unmöglich, ohne Genehmigung des Oberhofmarschallamtes über irgend ein Zimmer oder Möbel zu verfügen. Welches war der Grund, daß man ihn in der Folge in einem seiner so wenig würdigen Abhängigkeitsverhältnisse erhielt, das so lähmend auf seine Thatkraft wirkte und die Spannkraft seines Geistes schließlich erschlaffen mußte? Es lag zunächst in der altpreußischen Tradition, die dem regierenden Fürsten als Staats- und Familienoberhaupt eine ungewöhnliche Machtbefugniß gegenüber den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses einräumte. Dazu hatte die Vorsehung seinem königlichen Vater, den er über alles verehrte, eine über das gewöhnliche Maß hinaus lange und gesegnete Regierung gewährt, deren ungewöhnliche Erfolge erst in einem Lebensalter eintraten, da andere bereits müde dem Grabe zuwanken. Diese Erfolge hatten eine Volksthümlichkeit, einen Nimbus um die ehrwürdige Person Kaiser Wilhelm's I. verbreitet, daß niemand, selbst diejenigen nicht, die sich die Entwicklung der inneren Verhältnisse in Deutschland anders gedacht, sich die Verkörperung des Reichs anders vorzustellen vermochten, als in der Persönlichkeit des Heldenkaisers. Dazu kamen die in so hohem Grade verehrungswürdigen Eigenschaften des greisen Herrschers. Er war nach den beispiellosen Erfolgen der bescheidene, schlichte und anspruchslose Mann geblieben, der in seiner demüthig-frommen Weise alle Verdienste von sich abzuweisen und seine Errungenschaften einzig und allein dem wunderbaren Walten Gottes zuzuschreiben pflegte, als dessen Werkzeug er sich bei all den unvergleichlichen Ruhmesthaten betrachtete, und dem er allein verantwortlich zu sein

vermeinte. Daß die Vorsehung den Anschauungen und Grundsätzen seiner äußeren und inneren Politik mit so beispiellosem Erfolge zum Siege verholfen, bestärkte ihn in der Annahme, daß sie richtig gewesen. Er wollte deshalb von niemandem daran rühren lassen, auch nicht von dem eigenen Sohne, dessen Unabhängigkeitssinn, dessen Verlangen nach eigenen neuen Wegen ihm ebenso bekannt wie unsympathisch war. Er hielt den Staat für gefährdet, wenn diesen neuen Gedanken Raum verschafft würde. So lange es dem Lenker der Geschicke gefiel, ihm die Führung des Staatsschiffes zu belassen, wollte er am Ruder bleiben. Mit dem Errungenen, Bestehenden von dreiviertel Jahrhunderten aufs innigste verwachsen, auch nach den großen Kriegen noch Jahrzehnte lang von jenen ehrwürdigen Paladinen umgeben, die seine Helfer gewesen, war seinem Gefühl der Gedanke unerträglich, daß dies je anders werden könnte, daß sein Sohn, der die neue Zeit repräsentirte, je der Mittelpunkt werden könnte, um den sich alles drehte. Mit einer Eifersucht, die in seinem stark entwickelten monarchischen Gefühl und in seiner Abneigung gegen alle Neuerungen bedingt lag, suchte er im Einverständniß mit seinem Kanzler, dem er in allen Dingen rückhaltlos vertraute, und der einen großen Einfluß auf ihn besaß, seinen Nachfolger von allen Gebieten der Staatsverwaltung, ja selbst von dem militärischen, auf dem dieser so große Erfolge errungen, möglichst fernzuhalten. Den Kronprinzen schmerzte dies tief; die Fernhaltung von der Armee namentlich deshalb, weil seine Grundempfindung in erster Reihe die des preußischen Officiers war. Mitglied und später einmal Kriegsherr des preußisch-deutschen Officiercorps zu sein, war bei ihm, ganz wie bei seinem Vater, der ausgeprägteste aller Begriffe. Freilich wollte er sich, ungeachtet dieses Grundsatzes, in keiner Weise das Recht rauben lassen, mit jedem Stande und jedem ehrenwerthen Manne, auch wenn dieser anderen Grundsätzen und Gesinnungen huldigte, im freien und ungezwungenen Verkehr zu bleiben. Das war ein Theil seines Wesens, das er schon als Student in Bonn in seinem Verkehr zum Ausdruck gebracht, und das er sich auch in seinen Prinzenjahren nicht hatte nehmen lassen wollen, das ihn aber auch schon zu jener Zeit in einen bestimmten Gegensatz zu der damals durch Gerlach vertretenen alt-preußisch-reactionären Partei gebracht hatte. Während jene mehr particularistisch als national gesinnte Partei den König ausschließlich mit Persönlichkeiten ihrer engbegrenzten Gesinnung umgeben wollte, hatte sich der Prinz schon frühzeitig eine möglichst freie Entschließung in der Wahl seiner Umgebung gewahrt. Bereits Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre, ganz besonders aber während der scharfen parlamentarischen Kämpfe zur Zeit der Gründung des Norddeutschen Bundes sehen wir ihn mit charaktervollen, unabhängigen und nationalgesinnten Männern wie Georg v. Bunsen, Usedom, den beiden v. Vincke, später mit Twesten, v. Hoverbeck und v. Forckenbeck im regen persönlichen Umgang.

Diente dieser Verkehr, wie wir schon an anderer Stelle nachgewiesen haben, in erster Reihe dem Zwecke, den arg bekämpften Vorlagen der Regierung bei möglichster Berücksichtigung der Volksinteressen zum Siege zu verhelfen, so hatte sich nichtsdestoweniger bei einem großen Theil des Volkes, insbesondere bei den persönlichen Gegnern des Kronprinzen, die falsche Meinung gebildet, er befolge einseitige Parteipolitik. Ja, man zählte ihn zuletzt offen zur Fortschrittspartei. Nichts war so falsch wie dies. Allerdings, Friedrich Wilhelm war ein aufgeklärter Fürst. Mit offenen Augen und Sinnen begabt, konnte er sich den geistigen Strömungen des jungen Deutschland nicht entziehen. Er huldigte liberalen Anschauungen, ohne daß sich diese streng mit dem Programm der liberalen Partei zu decken brauchten. Kaiser Friedrich hat — wir wieder-

holen es — in keiner Phase seines Lebens in bestimmten, festen Beziehungen zu irgend einer Partei gestanden. Sein Hauptgrundsatz war — und das machte ihn bei Freund und Feind zu einer so sympathischen Persönlichkeit — die Toleranz gegen alle Parteien und die Freiheit seines Verkehrs ohne Rücksicht auf Confession oder Parteistellung. Aber gerade in diesem Punkte ist er so oft mißverstanden worden, und das hat in jener Zeit zur Verbreitung der ganz irrthümlichen Anschauung beigetragen, als habe er kein Verständniß für die wichtige Bedeutung und Entwicklung des Heeres, ja noch mehr: als würde er es dereinst, wenn er zum Herrscher berufen war, dem Parteiwesen unterordnen. Daß diese Anschauung grundfalsch war, das hat er des öfteren zu Personen seiner nächsten Umgebung ausgesprochen, am unzweideutigsten Delbrück gegenüber. „Von der deutsch-freisinnigen Partei als solcher", berichtet dieser, „trennte den Kaiser ein Grundsatz, den ich nicht einmal, sondern öfter, auch noch in den letzten Jahren, aus seinem Munde vernommen habe mit den Worten: „Die Armee darf niemals ein Parlamentsheer werden, sie ist königlich und soll es bleiben"; ein andermal in der Form: „Die Armee zu einem Parlamentsheer zu machen, das könnte ihnen wohl passen!".

So hatte der Kronprinz, von den edelsten Absichten für sein Volk erfüllt, jahrein, jahraus zu kämpfen gegen Mißdeutung und Verkennung, gegen heimliche, versteckte Angriffe niedriger Feinde, wie gegen den allmächtigen Einfluß des erfolgreichen Berathers seines Vaters, der — es muß gesagt werden — an der geflissentlichen Fernhaltung des Kronprinzen von allen Staatsgeschäften den größten Antheil hatte. So schwanden dem im thatkräftigsten Mannesalter stehenden Kronprinzen die schönsten, fruchtbarsten Jahre seines Lebens in verhältnißmäßiger Unthätigkeit dahin; so mußte er, den sein volles, warmes Herz und sein reicher Geist zur Gestaltung seiner Ideen trieben, eine Entsagung üben, die schon jetzt etwas Tragisches hatte. Unerträglicher noch wäre ihm dies ewige Hoffen, dies ewige Enttäuschtwerden gewesen, wenn er nicht in den Freuden eines überaus glücklichen Familienlebens immer wieder Muth und Anregung zu neuem Wirken geschöpft, wenn er nicht in seiner Gattin die treue Gefährtin gehabt hätte, die allein ihn verstand bis auf den Grund seiner Seele, der er sein ganzes Innere ausschütten konnte, die seine Ideen zu würdigen wußte. Und diese Ideen, auf große, unvergängliche Güter gerichtet, waren es, die die Lichtpunkte bildeten in dem entsagungsvollen Dasein des Kronprinzen. Planmäßig ausgeschlossen von irgend einer ausgiebigen Bethätigung seines reichen Wissens im Staatsleben, außer den inhaltsleeren und bedeutungslosen Repräsentationen, sehen wir ihn und seine Gemahlin in den nächsten Jahrzehnten auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, der Volkswohlfahrt und Volksbildung in einer Weise thätig, die seinen Namen auf immer mit deren Errungenschaften verband.

Kaiser Friedrich hatte eine hohe, abgeklärte Meinung von der Kunst und von ihrer Aufgabe für die Veredelung der Menschheit; sie war ihm in erster Linie ein heiliges Mittel zu dem heiligen Zwecke, den Schönheitssinn des Volkes zu wecken und dessen Neigungen auf würdige und edle Ziele zu richten. Deswegen galten ihm auch die Künstler als Priester der Schönheit, denen er, wie der Kunst selbst, von der Höhe des Fürstenthrones herab seine Huldigung entgegenbrachte. Durch seine lange und eingehende Beschäftigung mit der Kunst unter der geistigen Führung seiner hochbegabten Mutter und hervorragender Lehrer (Ernst Curtius, Strack) hatte er den Schein von dem Sein, das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheiden, das Bleibende in den künstlerischen Leistungen aller Zeiten und Völker schätzen gelernt.

Wie groß er von der zu stiller Sammlung und zur Veredelung aller geistigen Kräfte anregenden Kunst dachte, durch deren Werk das Schönste und Reinste aller Zeiten und Völker zu uns redet, das hat er am 50 jährigen Gedenktage der Gründung der Museen in unvergleichlicher Weise ausgesprochen, indem er darauf hinwies, „wie in den Tagen unseres größten nationalen Unglücks, als alles zu wanken schien, der Gedanke an die idealen Ziele des Menschen sich schöpferisch, stark und lebendig erwies". Die Kunst möglichst weiten Kreisen des Volkes zugänglich zu machen, war ein Gedanke, der ihn immerdar lebhaft beschäftigte. Er sah, daß nichts einem leeren und unfruchtbaren Wohlleben wirksamer entgegenarbeitet als der Genuß, den die verständnißvolle Beschäftigung mit wahrer Kunst und mit ihren Denkmälern bereitet. Aber er sah auch, welche Schwierigkeiten sich diesem Genuß entgegenstellen, wie die Kunst selbst ohne Anlehnung an systematisch angelegte und stetig vervollständigte Sammlungen sich nicht entfalten konnte, und wie unentbehrlich ein gewisses Maß von Vorbildung und bescheidenem guten Willen ist, um sich jenen Genuß zuzueignen. Darum war es vor allem die Nutzbarkeit der Sammlungen, deren Förderung ihm am Herzen lag; mochte es sich nun um Erleichterungen für den Besuch, oder um die Beschaffung und Verbreitung von Hilfsmitteln des Verständnisses handeln, oder um eine Art der Aufstellung, die die Wirkung eines Kunstwerkes zu erhöhen oder es so dem Verständniß zugänglicher zu machen versprach, so war ihm jeder dahinzielende Schritt eine Freude und seiner Unterstützung gewiß.

War Kaiser Friedrich durch Erziehung, Bildung und Reisen von früher Jugend an innig mit der Antike vertraut, hing er auch mit inniger Liebe an Italien und seiner Cultur, so galt doch seine Liebe vor allen Dingen der deutschen Kunst, ganz besonders der heimischen Kunstindustrie, mit deren Entwicklungsgeschichte er sich eingehend beschäftigt hatte. Zur Verbreitung der Ueberzeugung, wie wichtig gerade das Kunstgewerbe für den nationalen Wohlstand ist, indem es, das Rohproduct veredelnd, unter Beihilfe eines künstlerisch gebildeten Geschmacks und unter nur geringem Aufwand von Material und finanzieller Unterstützung wirthschaftlich die höchsten Werte erzeugt, hat Friedrich Wilhelm im Verein mit seiner gleichgesinnten Gemahlin hervorragend beigetragen. Wie er alle dahingehende Bestrebungen, die zunächst in der Gründung eines Kunstgewerbemuseums gipfelten, mit inniger Liebe unterstützte, wie er selbst dafür sorgte, daß das junge Institut durch Erwerbung der Rechte einer juristischen Person, durch Schenkungen und Zuwendungen erst lebensfähig wurde, wie er zur Förderung all dieser Zwecke im Verein mit seiner Gemahlin eine Ausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände im Königlichen Zeughause ins Leben rief, wie er durch Gewinnung des Ausstellungslocals, durch Auswahl und Unterbringung der Ausstellungsobjecte, vor allem aber durch die Beschaffung der Geldmittel das Unternehmen in uneigennützigster Weise unterstützte, wie er in den Berathungen selbst den Vorsitz führte, das Protectorat der Anstalt übernahm und im Verein mit seiner Gemahlin persönlich die Auswahl der durch den Kaiser bewilligten Kunstwerke aus sämmtlichen königlichen Schlössern leitete und auch bereitwilligst die eigenen Sammlungen zur Verfügung stellte, — das steht mit goldenen Lettern in der Geschichte des Berliner Kunstgewerbemuseums geschrieben, das man als die ureigenste Schöpfung des Kronprinzen bezeichnen kann.

Schon 1871 hatte Kaiser Wilhelm I. den Kronprinzen in gerechter Anerkennung seiner eifrigen Bestrebungen für die deutsche Kunst zum Protector der Königlichen Museen ernannt. Seine erste Sorge bei Uebernahme dieses Amtes galt den Bemühungen, die Museen aus ihrer damals untergeordneten

Stellung als rein höfische Sammlungen zu der Höhe wirklicher Staatsinstitute mit wissenschaftlichen Plänen und Zielen zu erheben. Unter der Fürsorge eines solchen Schutzherrn und unter der Mitwirkung ausgezeichneter Männer, die der Kronprinz mit kundigem Blicke aus der Menge herauszufinden wußte, nahmen denn auch bald die Sammlungen an Reichhaltigkeit und innerem Werthe in erfreulichster Weise zu. Trotz der ungeheuren Summen, die zur Erhaltung und ferneren Ausgestaltung des deutschen Reichsheeres aufgebracht wurden, wußte der Kronprinz den ihm anvertrauten Kunstinstituten immer neue Mittel zur Verfügung zu stellen. So konnten denn unter der Leitung ausgezeichneter Gelehrten, des Professors Curtius, des Professors und Bauraths Adler u. a. m. in den Ausgrabungen zu Olympia jene unbezahlbaren Schätze aus dem Nachlasse einer großen Zeit und eines kunstsinnigen Volkes zu Tage gefördert werden, um die uns alle übrigen Nationen zu beneiden gerechte Ursache haben. Von dem ersten Spatenstich im October 1875 bis zu dem erhebenden Augenblicke, da die Ausgrabungen in Olympia den Hermes des Praxiteles in ewiger Jugendschöne zu Tage förderten — welch eine lange Reihe künstlerischer Erfolge! Wieder hatte Deutschland auf einem anderen Gebiete einen großen Sieg gewonnen, den man in erster Reihe den unermüdlichen Bestrebungen des Kronprinzen verdankte. So war es denn auch eine der erhebendsten Stunden in seinem Leben, als Ernst Curtius ihm die erste Photographie des Götterbildes mit einem Gedicht überreichte, das der Dichter dem Praxiteles mit folgenden Worten in den Mund legte:

„So wirkt, was lang im Grab verborgen,
Neu glänzt des Lebens Sonne mir,
Und diesen Auferstehungsmorgen,
Dies neue Leben dank' ich Dir!"

So eigenartig und anregend wie seine Theilnahme an den Kunstbestrebungen der Gegenwart, war auch sein Verhältniß zu den Künstlern selbst. Da war nichts von „Herablassung" und „Leutseligkeit", da war alles Herz und persönliche Antheilnahme. Ja, zu einigen der besonders bevorzugten Künstler hat das kronprinzliche Paar in dem nahen Verhältniß einer persönlichen Freundschaft gestanden. Der Verkehr mit den Künstlern beschränkte sich nicht auf äußere formelle Einladungen zu Hof- und Costumefesten, wo man etwa ihres künstlerischen Beirathes bedurfte, er erstreckte sich sogar auf das Familienleben. Mit großer Vorliebe besuchte das kronprinzliche Paar die Werkstätten der Schaffenden, nahm an der Entwicklung und Entstehung ihrer Arbeiten regen Antheil, verfolgte mit Interesse die Vollendung des Bildes oder der Statue und erfreute sich an der geschmackvollen und künstlerischen Einrichtung ihrer Häuslichkeit. In einem besonders herzlichen Verhältniß standen die kronprinzlichen Herrschaften zu A. v. Werner, Menzel, R. Begas, dem Wiener Porträtmaler Heinrich v. Angeli, dem Landschaftsmaler Lutteroth in Hamburg, dann zu den Gelehrten Helmholtz, dem Chemiker Hofmann u. a.

Wenn Kaiser Friedrich auf diese Weise schon durch die Auszeichnung der Künstler seine hohe Verehrung für die Kunst zu erkennen gab, so versäumte er keine Gelegenheit, für letztere auch öffentlichen Ausdruck zu geben. Seine Theilnahme an der Jubiläumsfeier der öffentlichen Museen am 3. August 1880, an der großartigen Domfeier zu Köln, an der Eröffnung des märkischen Provinzialmuseums in den neuen Räumen des Kölnischen Rathhauses, seine Besuche in all den Hunderten von geweihten Stätten der Kunst sind sprechende Beweise dafür. Die Worte, die er bei solchen Gelegenheiten über die Kunst und ihre Ziele sprach, zeugten von seinem hohen idealen Sinn und von seinem geläuterten Kunstverständniß. Trefflicher hat nie ein Künstler die Ziele der

Kunst bezeichnet, wie Friedrich Wilhelm in seiner Rede zur Eröffnung der Jubiläumskunstausstellung am 24. Juni 1886, da er den Ausgangs- und Endpunkt der Kunst in deren Bestimmung erblickte: „Der Menschheit, hoch und niedrig, arm und reich, ein Quell jener Erhebung und Beseligung zu werden, die zur Gottheit emporreicht. Dann erst vermag sie den anderen Beruf zu erfüllen, der ihr gesetzt ist: trotz aller Mannichfaltigkeit ihrer Aeußerungen die Völker und Menschen zu einigen im Dienste des Idealen". In gerechter Würdigung aller dieser Bestrebungen, die für die Verfeinerung des Geschmacks, für die Ausbildung des Schönheitssinnes im Volke und für den Aufschwung in Kunst und Gewerbe von höchster Wichtigkeit waren, hatte schon im Juni 1874 die Akademie der Künste in Berlin den Kronprinzen zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. Und er hat in nimmer rastender Thätigkeit die seiner Protectorschaft unterstellten Kunstinstitute zu fördern und weiter zu entwickeln gewußt. Als zwei Jahre später, am 21. März 1876, die feierliche Einweihung der Nationalgalerie stattfand und an diesem Tage mit ganz besonderem Stolze der Thatsache gedacht wurde, daß Deutschland nun auch einer nationalen deutschen Kunst ein gemeinsames Heim bereiten konnte, da durfte er mit inniger Freude und gerechtem Stolze sein eigenes Werk darin erblicken. Und als Paolo Mantegazza im J. 1884 gelegentlich der Kongoconferenz in Berlin weilte und dem Kronprinzen seine Bewunderung über die reichen Schätze des Berliner Kunstgewerbes in den Worten aussprach, es schiene ihm, als wolle Deutschland Frankreich auch auf den Gebieten der Kunst besiegen, da sprach Friedrich Wilhelm das schöne Wort: „Das ist der einzige Krieg, den ich gegen Frankreich führen möchte."

Unter den Kunstbestrebungen Kaiser Friedrich's nimmt sein reges Interesse für den Kirchenbau eine hervorragende Stelle ein. Auf seinen zahlreichen Reisen unterließ er es nie, den ehrwürdigen Zeugen mittelalterlicher Kirchenbaukunst seinen Besuch zu machen; selbst den Kirchen kleiner Dorfgemeinden schenkte er große Aufmerksamkeit. Es war ein Lieblingsgedanke von ihm, daß jedes Dorf sein eigenes, stilvolles Kirchlein habe. Unter seiner Führung entstanden bald in den Dörfern der Umgegend von Potsdam hübsche, gefällige Gotteshäuser, die, meist nach seinen persönlichen Angaben und Entwürfen unter der Leitung seiner Baumeister errichtet, so mit Fug und Recht als seine ureigensten Schöpfungen gelten können.

Ein Kirchenbauproject großen Stils hat den Kaiser während seiner letzten Jahre in hervorragendem Maße beschäftigt und ihm wie ein hohes Ideal selbst während der kurzen Zeit seiner Regierung immer lebhaft vorgeschwebt: das war die Frage der Herstellung eines der Hauptstadt und des Hohenzollerngeschlechtes würdigen Domes. Schon bald nach dem Kriege ergriff er die bereits von Friedrich Wilhelm IV. lebhaft erörterte Idee von neuem mit dem ganzen Feuer seiner idealen Begeisterung. Unausgesetzt war er an ihrer Verwirklichung thätig. Bis zum Frühjahr 1887 wurde fortwährend an dem Entwurf für den neuen Dom gearbeitet, indem alle Skizzen gemeinsam mit der Gemahlin und seinem künstlerischen Beirath besprochen wurden. Selbst in den schweren Tagen, da die Schatten des Todes des schwerkranken Kaisers Lebenspfad schon verdunkelten, beschäftigte der alte Lieblingsplan seine Seele; von keinem seiner Pläne hat er so schweren Herzens Abstand genommen, wie von dem Dombauproject.

Auch auf den Gebieten des wissenschaftlichen Lebens gingen zahlreiche Anregungen von dem zweiten deutschen Kaiser aus. Sie entsprangen, wie seine Kunstbestrebungen, einem tiefen Zuge seines Wesens: dem Streben nach eigener Vervollkommnung und der seines Volkes. Von dem veredelnden Einfluß

der Wissenschaft und Kunst erwartete er ein besseres und glücklicheres Menschengeschlecht. In diesem Geiste hatte er, wie wir gesehen, schon als junger Prinz seinen ganzen Einfluß aufgeboten, wenn es galt, der Universität tüchtige Lehrer zu erhalten; in diesem Sinne unterstützte er durch Einwirkung auf das Cultusministerium die Bestrebungen seines früheren Lehrers Professor Schellbach, dem Unterricht in Physik und Mathematik künftig mehr Gewicht beizulegen; aus demselben Geiste heraus brachte er der großartigen Entdeckung der Spectralanalyse durch Kirchhoff und Bunsen im J. 1861 sein eifrigstes Interesse entgegen. Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter wie Schellbach und Spörer, sowie des Finanzministers Camphausen, wußte er alle entgegenstehenden Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so daß — allerdings erst im Jahre 1874 — auf dem Telegraphenberge bei Potsdam mit dem Bau der Sonnenwarte begonnen werden konnte. Ein nicht geringes Interesse brachte der Kronprinz auch den von Schellbach angeregten, von einer Reihe der hervorragendsten Gelehrten unterstützten Bestrebungen zur Errichtung eines physikalisch-technischen Reichsinstituts entgegen, die später zur Errichtung der gleichnamigen Anstalt in Charlottenburg führten.

Eine hervorragende Neigung und Begabung besaß Kaiser Friedrich für die Geschichtswissenschaft. Schon im J. 1861, da er eben als Rector der Universität Königsberg mit der Wissenschaft in directe Verbindung getreten war, wies er auf die Nothwendigkeit hin, der preußischen Geschichte eine ernstere Theilnahme zuzuwenden. Er beklagte sich darüber, daß für eine urkundliche Erforschung der preußischen Staatsgeschichte, namentlich für die Zeit des Großen Kurfürsten, noch nichts gethan sei, was dem heutigen Standpunkte historischer Forschung entspreche. Mit der ihm in diesen Dingen eigenen Energie wußte er die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, beschaffte er die nöthigen Mittel und hatte die Freude, daß die mit der Ausführung des Unternehmens betraute Commission — Droysen, Duncker, Mörner — ihm schon 1864 den 1. Band der Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten überreichen konnte, in deren Studium er sich dann eingehend vertiefte.

Friedrich Wilhelm's historisches Urtheil über seine Vorfahren war übrigens vorurtheilsfrei und unbefangen. Als Feind jeder Schönfärberei und Vertuschung war ihm nichts unsympathischer als eine falsche Idealisirung der Vergangenheit. Das strenge Ziel seiner eigenen geschichtlichen Forschungen war die reine historische Wahrheit, „wenn er auch wußte, daß es Zeiten und Gelegenheiten gibt, wo man alles ausspricht, und andere, wo man es nicht thut“. Von den Historikern begeisterte ihn am meisten Ranke, „der doch immer den treffendsten Ausdruck habe“. Unter seinen Vorfahren stellte er den Großen Kurfürsten sehr hoch. Von König Friedrich I. erzählte er, man habe ihm diesen in seiner Jugend als einen Mann dargestellt, „dessen Namen man anständigerweise kaum in den Munde nehmen könne“, und freute sich aufrichtig, daß die neuere Geschichtsforschung mancherlei Günstiges über ihn zu Tage gefördert habe. Dagegen konnte er sich niemals mit Friedrich Wilhelm III. befreunden, auf dessen unentschlossene und schwachherzige Politik er in Uebereinstimmung mit namhaften Historikern einen großen Theil des 1806 über Preußen so jähe hereingebrochenen Unglücks zurückführte. Als die archivalischen Forschungen Duncker's vorübergehend einen großen Umschwung der historischen Ansichten zu Gunsten Friedrich Wilhelm's III. hervorbrachten, machte der Kronprinz diese Wandlung keineswegs mit, sondern blieb bei seiner aus eigenem Studium gewonnenen Ansicht bestehen, die denn auch bald darauf

durch Max Lehmann's Scharnhorstforschungen, wobei eine Anzahl die Duncker-schen Forschungen wieder aufhebender Documente zu Tage gefördert wurden, eine Rechtfertigung fanden.

Den Universitäten und der damit zusammenhängenden freien Forschung hat Kaiser Friedrich während seiner langen Kronprinzenzeit mächtige Förderung und thätige Unterstützung angedeihen lassen, wie kaum ein anderer Fürst vor ihm. Er saß in der Mitte der akademischen Lehrer und Studenten der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, als Bruns zum Andenken an Savigny, als Scherer zu dem von Jakob Grimm redete. Er war stolz auf das Scepter der Albertina in Königsberg und schickte seinem alten Lehrer Ernst Curtius, als dieser zum Rector der Universität zu Berlin gewählt worden war, glückwünschend sein Bildniß mit der Unterschrift: „rector rectori salutem". Daß er sich aber nicht mit einer äußeren Theilnahme an dem Schicksal der deutschen Hochschulen begnügte, das bewies jenes glänzende Jubelfest der Heidelberger Universität am 3. August 1886, bei dem er im Namen seines Vaters zu den Vertretern deutscher Wissenschaft eine glänzende und begeisterte Rede hielt, die damals weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Aufsehen erregte und noch heute eine tiefgehende Wirkung auf den Leser übt. Damals rief er Lehrern und Schülern die edle Mahnung zu: „Eingedenk der Aufgaben, die uns gerade im Hochgefühl des Erfolges am eindringlichsten die Seele erfüllen sollen, in Wissenschaft und Leben festzuhalten an der Wahrhaftigkeit und Strenge geistiger Zucht und der Förderung des Brudersinns unter den Genossen, so daß aus dem Geiste des Freimuthes und der Friedfertigkeit die Kraft zu der heilsamen Arbeit erwachsen möge, die Lebensformen unseres Volksthums gedeihlich auszubilden".

So stellte sich Friedrich Wilhelm mannhaft in das Ringen seiner Zeit und seines Volkes. So wurde dieser Mann, dessen Gemüth so weich war wie das eines Kindes, zu einer Kampfesnatur, wenn es die geistigen Güter der Nation galt. So stand er da, die beiden Hände fest auf das Schwert gestützt, das stolze Haupt erhoben, in jener denkwürdigen Stunde, da man zum Gedenken des großen Streiters der Reformation, Dr. Martin Luther's, am 13. September 1883 die Lutherhalle in Wittenberg eröffnete, so sprach er an jenem unvergeßlichen Tage das stolze, mannhafte, schöne Wort, das noch lange die Gemüther aufregte — in zustimmendem wie abwehrendem Sinne — das Wort von der Gewissensfreiheit und Duldung, das in die Mahnung ausklang: „Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und nicht in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demüthigen Streben nach der Erkenntniß christlicher Wahrheit!"

Diese Worte sind bezeichnend für die Stellung Kaiser Friedrich's zur christlichen Religion im allgemeinen und zum Protestantismus im besonderen. Selber von kindlich reiner Frömmigkeit, konnte dies feinsinnige Gemüth gewaltig zürnen, wenn priesterlicher Hochmuth und zelotische Unduldsamkeit die reinen Lehren des Christenthums in Fesseln schlagen wollten. Nicht nur aus angeerbten Gefühlen, sondern weil die evangelische Lehre der Bethätigung der Gewissensfreiheit den weitesten Spielraum läßt, war er ein eifriger Protestant. Seine Beziehungen zum Protestantenverein, namentlich auch ein vielgenannter Brief an Professor Bluntschli, worin er diesem warme Anerkennung seiner auf Hebung des praktischen Christenthums gerichteten Bestrebungen ausspricht, erwarben ihm auch wol die Gegnerschaft manches priesterlichen Heißsporns; immer wußte er aber sich innerhalb der Grenzen zu halten, die ihm neben

der begeisterten Verehrung der eigenen Glaubensgenossen auch die Zuneigung der überwiegenden Mehrheit der Gegner erhielt.

Gerade deshalb, weil das innerste Wesen des Kaisers auf herzlicher und aufrichtiger Duldsamkeit beruhte, weil er jede ehrliche und freie Ueberzeugung achtete, war er ein Gegner der Herrschergelüste Roms, dem er nun und nimmer das Recht zugestehen wollte, auf die Gestaltung der staatlichen und culturellen Verhältnisse Deutschlands einen Einfluß zu gewinnen. Als die römische Kirche im J. 1864 bei den für Köln und Trier bevorstehenden Bischofswahlen den Versuch machte, früheren Abmachungen entgegen durch ein System von Vorschlaglisten in jene einflußreichen Stellen solche Männer zu bringen, von denen der preußische Staat kirchliche Uebergriffe zu befürchten hatte, wandte er sich mit großer Energie zur Bekämpfung des Listensystems an seinen königlichen Vater, sogar an Bismarck, stellte die von seiten des Jesuitismus drohenden Gefahren beweglich vor und klagte über die Schwächlichkeit des Herrn v. Mühler, sowie die geringe Geneigtheit Bismarck's, „die Sache principiell zu behandeln“. In seinem Auftrage mußte Max Duncker, damals noch sein vortragender Rath, mit dem Cultusminister verhandeln; Informationen über die in Vorschlag gebrachten Persönlichkeiten wurden zwischen Beiden ausgetauscht, die wenigstens den Erfolg hatten, die Candidatur des Herrn v. Ketteler zu beseitigen. In demselben Bestreben, das große staatliche Gemeinwesen vor den Uebergriffen einer einzelnen Religionsgemeinschaft zu schützen, richtete er im November 1865 eine eigenhändige Denkschrift an den König, worin er sich energisch für die Aufhebung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium aussprach, die den clericalen Wünschen bisher nur immer zu bereitwillig ihre Unterstützung geliehen hatte. Wenn auch erst im J. 1871 diesem Verlangen entsprochen wurde, so hatte doch der Kronprinz die Genugthuung, der Vorkämpfer dafür gewesen zu sein. Das namentlich nach dem deutsch-französischen Kriege stark auftretende agitatorische Treiben des Ultramontanismus erfüllte ihn mit dem stärksten Unwillen, den er einem Vertrauten gegenüber in den Worten zum Ausdruck brachte: „Ein Parlament, worin 100 Mitglieder sitzen, die nicht als Deutsche, sondern als Fremde zu betrachten sind, das ist das größte Unglück und das Unleidlichste von allen“. In diesem Sinne hatte auch Bismarck's spätere energische Bekämpfung der römischen Hierarchie während der Culturkampfperiode seine völlige Billigung, wovon eine längere, eingehende Unterredung mit diesem im Frühjahr 1875 offenes Zeugniß ablegte. Wie Roon unterm 12. März 1875 an Blanckenburg schrieb, war es damals des Kronprinzen feste Ueberzeugung, „daß Rom bald nachgeben würde, wenn der Staat nur fest bleibe“. Von denselben Grundsätzen ausgehend, richtete er während seiner Stellvertretung im J. 1878 die energischen Worte an Papst Leo XIII: „Die Verfassung und die Gesetze Preußens nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche abzuändern, wird kein preußischer Monarch entsprechen können“. Gern erbötig aber, die Wege der Verständigung zu gehen, fügte er hinzu: „Ich bin gern bereit, die Schwierigkeiten, die sich aus einem von den Vorfahren überkommenen Conflicte ergeben, in dem Geiste der Liebe zum Frieden und der Versöhnlichkeit zu behandeln, der das Ergebniß meiner christlichen Ueberzeugung ist“. Voll Friedensliebe und Versöhnlichkeit kommt er bei aller energischen Zurückweisung kirchlicher Machtgelüste dem päpstlichen Stuhle entgegen.

Und in diesem Sinne christlicher Duldsamkeit, bei völliger Gewissensfreiheit des Einzelnen, richtete er nach Uebernahme der Regierung an den Reichskanzler unterm 12. März 1888 die denkwürdigen Worte: „Ich will, daß der seit Jahrhunderten in meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz

religiöser Duldung allen meinen Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntniß sie angehören, zum Schutze gereiche."

In dem Lichte dieses Erlasses will Kaiser Friedrich's Stellung zur Judenfrage aufgefaßt werden. Es ist bekannt, daß er sich über die judenfeindliche Bewegung in Deutschland scharf verurtheilend ausgesprochen. Es dünkte ihm ein Zeichen niederer Gesinnung, die Juden um ihrer Abstammung und Eigenthümlichkeiten oder gar um ihres Glaubens willen zu verachten, und deswegen bedauerte er, daß auch Geistliche hierbei der Leidenschaft „einer oft mehr scheelsüchtigen als kirchlichen Menge dienten". Er verurtheilte unlauteres Geschäftsgebahren, Geldprotzenthum und Aufdringlichkeit, niedere Genußsucht und Ueberhebung, Nachäffung übertriebener Putzsucht, Mangel an Treue und Glauben an Juden so scharf wie an Christen, allerdings — ganz wieder im Sinne seiner Gerechtigkeitsliebe — an Juden nicht strenger als an Christen. Sehr zuwider war ihm allerdings jene seit Ludwig Börne und Heinrich Heine namentlich in Deutschland weitverbreitete Spottsucht, die, nur um geistreich zu sein, auch vor den heiligsten Dingen nicht Halt machte.

Mit Kaiser Friedrich's Stellung zur Wissenschaft und Kunst, zur Glaubens- und Gewissensfreiheit hängt auch sein inniges Verhältniß zur Freimaurerei zusammen. Von seinem Vater schon als junger Prinz in die Loge eingeführt, hat er sein Lebtag an dem Fortschreiten und Gedeihen der Freimaurerei, an ihrer freien Ausgestaltung einen hervorragenden Antheil dadurch gehabt, daß er auf die Nothwendigkeit der geschichtlichen Forschung hinwies, wodurch er die Lehre und die Gebräuche von allen denjenigen Zuthaten zu reinigen gedachte, die nach und nach sich eingeschlichen hatten, ohne der Institution einen besonderen Nutzen zu gewähren. „Ehrlichkeit ist nie eine Schmach", sagte er in einer sehr bedeutungsvollen Rede zur 100 jährigen Jubelfeier der Berliner Landesloge am 24. Juni 1870, „darum vorwärts in diesen Forschungen! — Geschichtliche Wahrheiten können nur durch geschichtliche Forschungen sichergestellt werden. Gebe ein Jeder die Eitelkeit auf, die da glaubt, allein die ganze echte Wahrheit zu besitzen und allein für die Wahrheit die richtige Form anzuwenden! Möge darin das neue Jahrhundert wirklich eine neue Zeit werden, daß hinfort jede brüderliche Achtung und Anerkennung auch dem Andersdenkenden, in anderen Formen Arbeitenden begegnen, daß jeder den Schild des Friedens vor seinem Herzen hertrage!" Wahrlich, goldene Worte! In Kürze ein ganzes, ein erhabenes Regierungsprogramm!

So sehen wir den edlen Fürsten noch bis in die letzten schweren Lebenstage hinein allem Großen, Schönen und Erhabenen in der rein geistigen und künstlerischen Sphäre von ganzem Herzen zugethan. So zeigten sich in diesem Geiste alle wesentlichen Elemente moderner Bildung im schönen Gleichgewicht. Vor den Schöpfungen der Antike steht er in aufrichtiger Bewunderung; die Herrlichkeiten Athens erfüllen ihn mit tiefempfundenem Entzücken; Jerusalem, die Stätte, von der das Christenthum ausging, ergreift ihn im Innersten der Seele. Und dennoch ging seine eigentliche Thätigkeit, wie wir noch bei seinem socialen Wirken sehen werden, nur auf die Zustände und Verhältnisse der wirklichen, der modernen Welt. Er weiß nichts von der krankhaften und Fürsten besonders gefährlichen Romantik, die vor lauter Alterthümern die lebendige Gegenwart vergessen oder verkennen. So sehr die alte Welt mit ihrer harmonischen Schönheit ihn entzückte, so lebhaft beschäftigte ihn — wie seine Tagebücher lehren — das Schicksal der Völker, die unter den Ruinen einer großen Vergangenheit leben, und immer ist ihm der gegenwärtige Mensch noch merkwürdiger als die Schöpfungen seiner Vorzeit. Das sei auch denen gesagt, die ihn, wie Gustav Freytag, einer traumhaften Romantik geziehen,

ohne selbst die sittliche Größe gehabt zu haben, diese edle und geistig schöne Natur ihrem ganzen Werthe nach erfassen zu können. Und so hat Kaiser Friedrich, obwohl ihm das Schicksal nur eine kurze Zeit der Regierung bestimmte, während seiner langen Kronprinzenzeit durch seine thätige Förderung aller geistigen, künstlerischen und wahrhaft menschlichen Bestrebungen eine Saat gesät, die schon herrliche Früchte gezeitigt hat, und einen bedeutsamen Schritt gethan auf dem Wege zur Vollendung der Menschheit, getreu dem von ihm selber ausgesprochenen hohen Ziele: „Die Völker und Menschen zu einigen im Dienste des Idealen“.

Auch auf dem Gebiete der Volksbildung, insbesondere der Jugenderziehung, hat Kaiser Friedrich's Wirken deutliche Spuren zurückgelassen. Seine Thätigkeit auf diesem Gebiete hängt mit seiner innigen Zuneigung zur Kinderwelt zusammen. Der deutschen Jugend hat sein Herz immer warm entgegengeschlagen; die Kinderwelt mit ihrer reinen Unschuld und harmlosen Fröhlichkeit hat ihn immer entzückt. Selten hat ein Fürst der Jugend so nahe gestanden wie er. Wer ihn gesehen hat im Verkehr mit den Kindern — sei es auf den Gartenfesten, die er auf seinen Gütern Eiche, Bornstedt und Paretz den Waisenkindern und Zöglingen der Potsdamer und Berliner Erziehungsanstalten gab, sei es in den Schulen dieser Güter, sei es in den lustigen Stunden, die er unter den Schwimmschülern der Potsdamer Badeanstalt zubrachte, sei es bei irgend einer anderen Gelegenheit —, der hat das Bild dieser Siegfriedsgestalt mit den blonden Haaren und den gewinnenden blauen Augen nicht aus dem Gedächtniß verloren; er erschien der Jugend als die verkörperte Heldengestalt im Märchen; wo er sich zeigte, flogen ihm die Kinderherzen entgegen. Dieser Verkehr mit der Jugend erhielt ihn selber jung. Alles, was er sprach und schrieb, was er that und handelte, war durchglüht von dem Zauber eines nie alternden Jugendidealismus: er war als Soldat, als Held, als Fürst und Mensch die Verkörperung des Ideals der deutschen Jugend. Gerade diese frische Jugendlichkeit an ihm selber war es, die alle mit sich fortriß. Deshalb folgten ihm auch die süddeutschen Truppen mit solcher Begeisterung in den Kampf. Und wie er heimkehrte aus dem Kriege, wie er daran dachte, nun das große, herrliche Reich, durch Blut und Eisen zusammengeschweißt, ausbauen zu helfen, damit es auch im Innern erstarke, da war es wieder die deutsche Jugend, auf die er sein Augenmerk richtete, wohl wissend, daß ihr die Zukunft gehöre. War es in der Schule, war es in der Werkstatt, war es auf dem militärischen Uebungsplatze oder in den stillen Stätten der Wissenschaft und der Lehrerbildung, — überall wußte er durch zündende Worte die Jugend anzufeuern, festzuhalten an dem Errungenen und durch Bildung von Körper und Geist die Kräfte zu stählen, um sie dereinst im Interesse des geistigen Fortschritts und der ewigen Menschlichkeit zum Segen des Vaterlandes brauchen zu können. In seinen Ansprachen an die akademische Jugend hat Friedrich Wilhelm oft und gern den Wünschen und Hoffnungen Ausdruck gegeben, die für die innere Erstarkung des deutschen Vaterlandes in seiner Brust lebten. Er wußte ihren Patriotismus aufs glühendste zu entflammen, sie aber auch vor Ueberhebung und kleinlichem Chauvinismus zu warnen. „Beide seien undeutsch und für ihre Bethätigung in dem Tone und Sinne, den wir bei anderen Nationen oft bitter getadelt, fehle uns sogar der Ausdruck, den wir erst einer fremden Sprache entlehnen.“ Aber Kaiser Friedrich begnügte sich nicht damit, als ein Freund der Jugend ihr herzliche Zuneigung und schöne Worte entgegenzubringen; als ein Mann der That hat er auf dem großen Acker der Volksbildung selber die edelsten

Keime ausgestreut. Zunächst zeigte er bei der Erziehung seiner eigenen Kinder, daß er auch in Bildungsfragen ein moderner Mann war, indem er seinen beiden ältesten Söhnen ihre wissenschaftliche Ausbildung bekanntlich in einer öffentlichen höheren Lehranstalt Kassels angedeihen ließ. Die Volksbildung dachte er sich als unerläßliche Vorbedingung des Volkswohlstandes und der sittlichen und geistigen Volkswohlfahrt. „Nur auf einer gesunden Volkserziehung kann eine gesunde Volkswohlfahrt gedeihen", das war sein leitender Grundsatz. Die Jugend durch körperliche und geistige Ausbildung fähig zu machen, an dem Wettkampfe der Künste und Gewerbe mit Erfolg theilnehmen zu können, das war das Ziel, dem er, unterstützt von seiner gleichgesinnten Gemahlin, mit rastlosem Eifer zustrebte. Und so innig waren die fürstlichen Ehegatten in ihrem Streben auf diesem wie auf den übrigen Geistesgebieten miteinander verbunden, daß es schwer ist, die alleinige Wirksamkeit des einen wie des anderen Theils getrennt von einander zu kennzeichnen. Sie ergänzten sich, wie in vielen geistigen Beziehungen, so auch hier in glücklicher Weise und konnten so einander erfolgreich in die Hände arbeiten. Das Victorialyceum, das den Namen der Kronprinzessin trägt, die Victoriaschule, das Heimathhaus für Töchter höherer Stände, der Letteverein, das Feierabendhaus für dienstunfähige Lehrerinnen, die Victoriafortbildungsschule für junge Mädchen und zahlreiche andere Institute, deren wir bei der Würdigung der volkswohlfahrtlichen Bestrebungen des Fürstenpaares eingehend gedenken werden, sind fortgesetzte Beweise für diese Thätigkeit. Kaiser Friedrich's Fürsorge für die Volksbildung und sein liebevolles Eingehen auf die innersten Fragen des Unterrichts treten aber erst in das rechte Licht, wenn man sie an dem Interesse mißt, das er als Kronprinz jahrelang einer im Süden Berlins gelegenen großen städtischen Fortbildungsschule entgegengebracht hat. War es doch das erste Mal, daß ein mächtiger Fürst, der Erbe eines der gewaltigsten Reiche Europas, es als eine besondere Ehre betrachtete, das Amt eines Prüfungscommissars an einer Unterrichtsanstalt anzunehmen. Kaiser Friedrich hat dadurch den Fürsten ein für allemal ein Beispiel gegeben, wie die Volksbildung am besten gedeiht, wenn sie es nicht verschmähen, in eigener Person in ihre Bildungswerkstätten hinabzusteigen. Er hat vor aller Welt und vor allen Fürsten Zeugniß abgelegt, welche hohe Wichtigkeit er gerade dem grundlegenden Unterrichte der Jugend beimaß, auf dem die ganze Volksbildung sich aufbaut.

Sein Interesse für diese Anstalt beschränkte sich nicht auf einen äußeren Einblick; er setzte sich in directe Verbindung mit allen Classen, in welchen nach der mannichfaltigsten Abstufung Schüler jeden Standes und Alters ihre Bildung zu vervollständigen suchten. Mit den älteren Schülern, den Handwerksmeistern und Gesellen knüpfte er eingehende Gespräche an, ging auf ihre gewerblichen Verhältnisse genau ein, fragte nach ihrer Werkstatt, nach der Production und dem Absatz ihrer Waaren und erkundigte sich vor allen Dingen sehr eingehend nach ihren Creditverhältnissen. Mit den jüngeren Schülern verkehrte er in dem Tone eines wohlmeinenden Lehrers und väterlichen Freundes. Bei den öffentlichen Examen gab es keinen strengeren Prüfungscommissar als ihn; er griff das Material beliebig aus den Pensenbüchern heraus. Aber er begnügte sich nicht damit. Um ein ganz genaues und der Wahrheit entsprechendes Bild von den Leistungen der Anstalt zu gewinnen, bat er sich zu wiederholten Malen die schriftlichen Arbeiten der Schüler behufs persönlicher Durchsicht aus und sagte dabei einmal, die Hefte seinem Adjutanten überreichend: „Da haben wir auch einmal ein tüchtiges Stück Lehrerarbeit vor uns". Die Correcturen besorgte er selbst, und zwar mit peinlichster Sauberkeit, und schickte dann die durchgesehenen Arbeiten an

den Leiter der Anstalt, den Rector Paulick, mit anerkennenden Bemerkungen zurück. So wußte Kaiser Friedrich auch treue Lehrerarbeit zu würdigen.

Aber Kaiser Friedrich's Fürsorge für die Volksbildung war nur ein Theil seines Wirkens für die Volkswohlfahrt im allgemeinen. „Nichts durchgeistigte sein Wesen in höherem Grade, und zwar seit seiner frühesten Jugend, als die Freude an der Wohlfahrt aller Volksschichten." So urtheilte über den zweiten deutschen Kaiser ein Mann, der Schulter an Schulter mit ihm gestanden hat auf der Wahlstatt der socialen Kämpfe und seine geistigen und humanitären Bestrebungen zu würdigen wußte: Georg v. Bunsen. Schon dem Knaben war, wie wir aus dem Bericht seines Erziehers Frédéric Godet wissen, ein lebhaftes Gefühl für die Schwachen und Elenden eigenthümlich. Des Volkes Wohlfahrt blieb auch später das erhabene Ziel, dem sein Herz in warmer Liebe entgegenschlug, zu dessen Erreichung er sich mit den Edelsten der Nation aus allen Ständen und Gebieten des öffentlichen Lebens zu schönem Zusammenwirken vereinigte. Was auch immer in den letzten Jahrzehnten auf pädagogischem oder volkswirthschaftlichem Gebiete Großes geschah, in Kaiser Friedrich und seiner geistesverwandten Gemahlin fand es die aufmerksamsten Beobachter, die thätigsten Förderer.

Für Kaiser Friedrich war die sociale Frage in der Hauptsache eine Erziehungs- und Herzensfrage, eine Frage der Beziehungen und Gesinnungen der Menschen untereinander. Um die oft so fühlbaren Härten des Erwerbslebens auszugleichen, suchte er die schroffen Classengegensätze abzumildern, ein persönliches Nähertreten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer anzubahnen und ein friedliches Zusammenwirken aller Volkstheile herbeizuführen. Die innere Befreiung und Emporhebung des Menschen mußte nach seiner Meinung nothwendiger Weise auch eine Befreiung aus äußerer Noth nach sich ziehen. So stand denn auch in seinem socialen Programm der Grundsatz obenan, daß die eigene Noth nicht durch Bekämpfung einer anderen Classe oder Rasse oder eines anderen Landes zu heben sei; einer solchen socialen Politik wollte er niemals seine Unterstützung leihen. Als die Grundlage allen socialen Wirkens galt ihm die Achtung vor dem reinen Menschenthum, in welchem Range und Gewande, in welcher Confession oder Nationalität dasselbe auch auftrat. Ueberall bekannte er diese Grundsätze und brachte sie zuerst in dem kleinen Kreise seiner Gutsangehörigen zu Bornstedt zur praktischen Verwerthung, während er sie weiteren Kreisen in seinen zahlreichen Ansprachen, namentlich an die Professoren und Studenten der Hochschulen, als die Grundlage seines socialen Wirkens kennzeichnete. Danach galten ihm Friedfertigkeit, strenge, gewissenhafte Arbeit, volle Erkenntniß unserer Mängel und Schwächen, Wahrhaftigkeit, Freimuth, Vermeidung aller Ueberhebung, Sparsamkeit, Häuslichkeit und Leidensfreudigkeit als die höchsten socialen Tugenden. Als ein erfahrungsreicher Kenner des menschlichen Herzens und der socialen Verhältnisse wußte er, daß es unmöglich war, alle Menschen nach Rang und Stand gleich zu machen; aber dahin zu streben, die Classenunterschiede nicht unnöthig zu verschärfen, sie abzuschwächen, wo es nur immer anging, die ärmeren Classen nicht durch hochmüthiges Gebahren oder das Anschauen unsinniger Verschwendung bei den Reichen zu reizen und zu verbittern: das erschien ihm als das erstrebenswertheste Ideal socialen Wirkens. Er achtete in jedem Individuum nur das rein Menschliche; alles andere war ihm Beiwerk. Steifes Hofceremoniell, Etiquette, conventionelle Formen waren für ihn ein Zwang, dem er sich nur fügte, wenn das allmächtige Gesetz der Hofsitte es so verlangte. War es aber irgend möglich, in die eherne Form conventioneller Gesetze Bresche zu legen, so that er es. Er ist es gewesen, der die Allmacht des Frackes gebrochen und

durch sein Beispiel den Gehrock auch in vornehmen Gesellschaften hoffähig gemacht hat. Das Gefühl für das Einfache und Schlichte ließ ihn häufig selbst vor fürstlichen Gästen seine eigene fürstliche Stellung vergessen. Es kam ihm dann gerade darauf an, ihnen zu zeigen, daß sich auch ein Fürst nichts vergiebt, wenn er seinen Gästen Dienstleistungen erweist, die sonst nur den Bediensteten zukommen. Kaiser Friedrich's ganzem Empfinden war — wie alle diejenigen Männer bezeugen, denen ein tieferer Blick in sein Inneres gestattet war — nichts mehr verhaßt als äußerer Schein und „zurechtgelegte Miene".

Zu Friedrich's socialen Tugenden gehörte vor allen Dingen sein starkes Pflichtgefühl. Was er für seine Pflicht hielt, das that er ohne Besinnen, ganz unabhängig davon, ob ihm dies Vergnügen machte oder Ueberwindung kostete. „Ein Schlachtfeld zu bereiten, ist grauenvoll", schreibt er in sein Tagebuch; doch hat er, wie kein anderer Feldherr, stundenlang die blutigen Gefilde abgeritten, tröstend, ermuthigend, lobend. Nach beendeter Schlacht legte er sich, wie General v. Sommerfeld dem Verfasser berichtete, die harte Nervenprobe auf, auf die Verbandplätze und in die Lazarethe zu gehen, wo das Messer und die Säge des Arztes arbeiteten, um den Amputationen beizuwohnen. Obwohl ihn diese sehr erregten, hielt er es als oberster Feldherr für seine Pflicht, auch dieser traurigen Thätigkeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, Trost und Muth zu spenden.

Kaiser Friedrich, den unverständige und übelwollende Beurtheiler gern als einen unpraktischen Ideologen hinstellen, war mit einem seltenen Scharfblick für alle Erscheinungen des öffentlichen Lebens begabt. Sein Verkehr mit dem Volke, namentlich mit den Gewerbetreibenden, machte ihn zu einem vorzüglichen Kenner der socialen und gewerblichen Verhältnisse. Er besuchte alle, auch die kleinsten Industrie- und Fachausstellungen, kannte die Handwerksmeister fast alle bei Namen, sogar vielfach ihre privaten und persönlichen Verhältnisse, knüpfte lange Gespräche mit ihnen an und war deswegen von dem Stande des betreffenden Gewerbes aufs genauste unterrichtet. Den großartigen Aufschwung des Buchdruckgewerbes, des Tischlerhandwerkes, das sich — nicht zum geringsten unter seiner thätigen Fürsorge — durch Ausstellungen, Fortbildungsschulen und anderweitige Belebungen des Interesses zum Kunsthandwerk ausgebildet hatte, verfolgte er mit der Antheilnahme eines Fachmannes. Niemand betrauerte denn auch seiner Zeit den Tod des geliebten Monarchen tiefer als die Handwerksmeister.

Tiefgehend war das Wirken Kaiser Friedrich's und seiner Gemahlin auf den Gebieten der socialen Wohlfahrtspflege. Mit erfahrenem Auge erkannten beide, daß der Schwerpunkt aller Volkserziehung in der Familie liege. Um den bedauernswerthen Kindern, deren Eltern der harte Kampf ums Dasein den ganzen Tag über vom Hause fern hält, einen Zufluchtsort während des Tages zu bieten, gaben sie den Anstoß zur Gründung von Kinderheimen und errichteten selber auf ihrem Gute Bornstedt eine Musteranstalt, das „Kaiser Friedrich-Heim". Damit für diese und ähnliche Anstalten stets die hinreichenden Kräfte in Bereitschaft wären, gründete der „Verein für Volkserziehung" im J. 1873 unter Mitwirkung des Kronprinzen und seiner Gemahlin das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin. Eine Summe von wohlthätigen und wahrhaft segensreich wirkenden volkspädagogischen Einrichtungen hing damit zusammen: das Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen, die Kochschule, das Mädchenhaus, der Volkskindergarten, die Knabenarbeitsschule, die Mädchenstrick- und Haushaltungsclasse und ein unentgeltlicher Mittagstisch für arme Kinder.

In gerechter Würdigung des uralten Grundsatzes, daß nur in einem gesunden Körper eine gesunde Seele wohnen könne, ließ der Kronprinz allen Bestrebungen, die auf eine bessere Gesundheitspflege gerichtet waren, seine wärmste Fürsorge angedeihen. Das bewies jene denkwürdige Stadtverordnetensitzung am 4. März 1872, in welcher der damalige Kronprinz zu dem Zwecke erschien, den auf der Tagesordnung stehenden Erörterungen über die Frage der Canalisation beizuwohnen, jener hochbedeutsamen Maßregel, die damals das ganze öffentliche Leben im hohen Grade beschäftigte, und deren Verwirklichung die Stadt Berlin zu einer der gesündesten Großstädte der Welt gemacht hat.

Auch die Feriencolonien fanden in ihm und seiner gleichgesinnten Gemahlin die wärmste Förderung. Von geradezu epochemachender Bedeutung aber für alle auf eine Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse gerichteten Bestrebungen war der in Gemeinschaft mit einer Anzahl hervorragender Männer im J. 1875 gegründete „Verein für häusliche Gesundheitspflege". Der Kronprinz eröffnete die Reihe der Spenden für den jungen Verein mit einem namhaften Beitrage, und als am 25. Januar 1883 zur Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares demselben die „Kronprinzenspende" dargebracht wurde, zu der alle Schichten des Volkes in gleich opferwilliger Weise beigetragen hatten, wurde dem „Verein für häusliche Gesundheitspflege" aus dieser Stiftung, die den Namen „Friedrich-Wilhelm-Victoria-Fonds" angenommen hatte, die bedeutende Summe von 170 000 Mk. überwiesen; die an demselben Tage dem kronprinzlichen Paare von der Stadt Berlin zur Gründung eines Krankenpflegerinnenvereins zur Verfügung gestellten 120 000 Mk. erhielten dieselbe Verwendung. Durch Veranstaltung von Bazaren, für welche die kronprinzlichen Herrschaften durch ihren täglichen Besuch das Interesse weiter Kreise anzufachen wußten, wurden die Mittel dieser Wohlfahrtsanstalten wesentlich erhöht. Seine wärmste Förderung hat Kaiser Friedrich auch den Bestrebungen angedeihen lassen, die die deutsche Gesundheitspflege der letzten Jahrzehnte, dem Beispiel Englands folgend, den „Heimstätten für Genesende" widmete. Und bei all diesen Bestrebungen kam ihm sein ungemein klarer und praktischer Sinn zu statten, der sich immer auf das zunächst erreichbare Ziel richtete und sich niemals in nebellose Fernen verlor. Bei den Berathungen über eine zu gründende Altersrenten- und Capitalversicherung für Arbeiter, vor allem aber über die Verwendung der „Kronprinzenspende" in der Sitzung vom 19. April 1883, in der er mit seiner Gattin erschienen war, machte er den Vorschlag, nicht erst den langwierigen Weg der Nachsuchung von Corporationsrechten für die Stiftung einzuschlagen, sondern mit der Vertheilung der Gelder an die verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten, die der Hülfe am meisten bedürfen, unverzüglich zu beginnen. Er brachte schon einen selbstausgearbeiteten Vertheilungsplan mit in die Versammlung, nach welchem außer dem „Verein für häusliche Gesundheitspflege" noch die Arbeiter- und Ackerbaucolonie nach dem System Wilmersdorf bei Bielefeld, das Victoriahospital zu Kreuznach, die Feriencolonien, der „Verein für die Beschäftigung entlassener Strafgefangener", der allgemeine deutsche „Verein gegen Trunksucht", der „Verein zur Gründung von Kinderheimstätten an der See" und zahlreiche andere wohlthätige Stiftungen namhafte Zuwendungen bezw. feste Jahresbeiträge erhielten. Die Namen der Vereine zeigen, daß sich die Thätigkeit des Kronprinzen auf die verschiedensten Richtungen socialer Wohlfahrtspflege erstreckte.

Wie Friedrich der Große denjenigen für einen Wohlthäter der Menschen erklärte, der das Volk ein Mittel lehren würde, aus jeder Aehre des Ackers

ein einziges Korn mehr erwachsen zu lassen, so nahm Kaiser Friedrich als Kronprinz mit ganz besonders großer Freude an solchen Veranstaltungen theil, die den Wohlstand des Volkes zu vermehren geeignet waren. Die im Vergleich zu seiner Bevölkerungszunahme verhältnißmäßig geringe Vermehrung des Viehstandes hatte für ihn etwas Bedrohliches. Den Fisch für die Minderreichen in ergiebigerer Weise als bisher dem Volke als Nahrungsmittel zugänglich zu machen, dieser Gedanke regte seine ganze Thatkraft an. Mit Freuden begrüßte er daher die im J. 1868 erfolgte Begründung eines deutschen Fischereivereins. Er fehlte bei keiner der begründenden Sitzungen, munterte jeden Theilnehmer auf, übernahm mit Freuden das Protectorat und eröffnete in eigener Person die große internationale Fischereiausstellung, eine der glänzendsten und fruchtbringendsten, die Berlin je gesehen hat. Auch der so wichtigen Bewegung zu Gunsten einer Hebung der Fluß- und Canalschifffahrt stand der Kronprinz fördernd zur Seite und wohnte mit Interesse einer Sitzung des zu diesem Zwecke gegründeten Centralvereins bei.

Zwei andere Schöpfungen Kaiser Friedrich's verdanken ihr Entstehen seiner werkthätigen Menschenliebe und steten Hülfsbereitschaft: der Hülfsverein für Ostpreußen im J. 1868 und ein für die von der Sturmfluth an den Ostseeküsten geschädigte Bevölkerung wenige Jahre später begründeter Verein. Seinem machtvollen persönlichen Eintreten bei mancher Verwicklung, durch die es galt, namentlich den ersten dieser Vereine hindurchzusteuern, ist der schließliche sehr große Erfolg wesentlich zu verdanken.

Und bei dieser mannichfachen Bethätigung der Menschenliebe, wie sie namentlich auch beim Errichten der beiden großen Heeresstiftungen für die Invaliden der Feldzüge 1866, 1870/1871, der nationalen Invalidenstiftung und der Kaiser Wilhelms-Stiftung zum Ausdruck kam, leitete den Kronprinzen, wie Georg v. Bunsen berichtet, neben seinem Mitgefühl für die Schwachen und Leidenden ein bestimmtes sociales Ziel: der allmähliche Aufbau eines freiwilligen Beamtenstandes in Preußen und Deutschland, der einen möglichst großen Theil der höchstgebildeten, aber nicht im Staatsamte befindlichen Blüthe der Nation in freien Vereinen zur strengsten, fast berufsmäßigen Arbeit auf denjenigen Gebieten des öffentlichen Wohles heranziehen sollte, die überhaupt nicht oder weniger heilsam durch amtliche Organe versorgt werden können. Der Gedanke war geboren aus seiner freien Verehrung für die Stein'sche Gesetzgebung, für die Selbsthülfe in allen den Fällen, wo die Hülfe des Staates nicht hinreicht, wie er auch in seinem an den Reichskanzler gerichteten Erlaß vom 12. März 1888 sagt, „daß es nicht möglich sei, allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu bereiten“.

So durfte es denn auch nicht Wunder nehmen, daß Kaiser Friedrich auf der Grundlage solcher Anschauungen ein warmer Förderer des Genossenschaftswesens war. Freie Vereine zur Arbeit auf den Gebieten des öffenlichen Wohles und eine freudige Privatthätigkeit zu dem gleichen Zwecke entsprachen durchaus seinen Wünschen; den Genossenschaftsvereinen stand er deshalb mit Wohlwollen gegenüber. Zwischen dem Schöpfer dieser Anstalten, Dr. Schulze-Delitzsch, und dem Kronprinzen hat deswegen jahrelang ein reger persönlicher und schriftlicher Verkehr bis zu des ersteren Tode stattgefunden.

Einen hervorragenden Antheil nahm Kaiser Friedrich auch an der Wohnungsfrage. Seit dem 17. October 1854, da er, 23 Jahre alt, zum stellvertretenden Protector der gemeinnützigen Baugesellschaften gewählt worden war, hat er sich die Förderung dieser und verwandter Bestrebungen mit warmem Eifer angelegen sein lassen, und in lebhafter Verbindung mit dem Vorstande und verschiedenen Mitarbeitern gestanden. Er hat die Vorstands-

sitzungen vielfach besucht, hat auch in den ersten Jahren in den Generalversammlungen der Gesellschaften (1855, 58, 59, 60, 66) den Vorsitz geführt, vielfach mit den Vorstandsmitgliedern conferirt, stets eingehend von dem Fortgang des Unternehmens Kenntniß genommen und in vielen schwierigen Lagen bereitwillig nachgeholfen. Großes Interesse brachte er der Berliner Baugenossenschaft entgegen. Noch bis in die letzte Zeit seiner schweren Erkrankung hat er die Bestrebungen zur Verbesserung der kleinen Wohnungen mit warmem Eifer unterstützt. Nicht ohne Wehmuth liest man, daß er auf einen ausführlichen Bericht des Vorsitzenden vom „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen", der ihm die hohe Bedeutung der persönlichen Uebernahme des Protectorates nahelegte, noch am 18. November 1887 mit seiner schönen, kräftigen Handschrift sein: „Einverstanden, Friedrich Wilhelm" verfügt — am Abend vor der entscheidungsschweren Consultation der Aerzte in San Remo.

Aus seinem vollen, warmen Herzen heraus unterstützte er auch die gleich gerichteten Bestrebungen seines Jugendfreundes, des Pastors v. Bodelschwingh in Bielefeld, die darauf ausgingen, durch Beschaffung billiger Arbeiterwohnungen „die Quellen des Elendes abzugraben, indem der Arbeiter durch die Hoffnung, sich ein eigenes Heim auf eigener Scholle zu erwerben, bei Zeiten zu Sparsamkeit und Fleiß gewöhnt und vor dem Versinken in Armuth und Elend bewahrt würde". Am allermeisten gehörte sein Mitgefühl aber den armen Nothleidenden und denjenigen Elenden, die durch traurige Lebensschicksale und widrige gewerbliche Verhältnisse an der Grenze ihres materiellen und gewerblichen Haltes angelangt sind, und des starken Armes, der sich ihnen rettend entgegenstreckt, am meisten bedürfen. Hierzu gehörte in erster Reihe die große Zahl der arbeitslosen und gewerbsmäßigen Wanderburschen und Landstreicher, die sich bis jetzt nur noch mit knapper Noth auf der geraden Straße der Ehrlichkeit gehalten haben. Die zur Rettung dieser Unglücklichen von zwei hochherzigen Männern, den Pastoren v. Bodelschwingh und Cronemeyer, gegründeten Anstalten sollten lange Zeit mit Vorurtheil, mangelndem Interesse und Mittellosigkeit kämpfen; erst durch Friedrich's thätiges und opferbereites Eintreten sind sie zu dem geworden, was sie jetzt sind. Kaum hatte er von der Arbeitercolonie in Wilmersdorf gehört, als er diese Idee mit Energie und der ganzen Wärme seines edlen Herzens erfaßte. Ohne daß er von der Colonie um eine Unterstützung angegangen worden wäre, schrieb er an den Pastor v. Bodelschwingh, lud ihn nach dem Neuen Palais ein und hatte dort mit dem genannten Geistlichen in dem stillen Parke eine lange, eingehende Unterredung, worin er diesem sofort die Uebernahme des Protectorats zusagte. Wie er immer schnell bereit war, seine Ideen in die That umzusetzen, so ließ er schon am 19. April 1883 zur Begründung von Arbeitercolonien nach dem Muster derjenigen von Wilmersdorf bei Bielefeld 170 000 Mk. aus dem Friedrich-Wilhelm-Victoria-Fonds überweisen. Fortgesetzt blieb er nun ein Freund der Anstalt, ließ sich oft eingehenden Bericht erstatten, fragte an, wieviel Colonien zur Abhülfe der dringendsten Noth etwa erforderlich wären und gab zu erwägen, ob es nicht wünschenswerth sei, daß bald eine jede Provinz mindestens eine größere Arbeitercolonie habe. Und bei all dieser Segensarbeit war ihm — wie dem barmherzigen Samariter im Evangelium — jede Mithülfe recht, weß' Standes, Glaubens und Parteistandpunktes der Helfer auch war. Als am 23. Februar 1886 die beiden vorgenannten Geistlichen in Sachen der Heimathscolonien im kronprinzlichen Palais empfangen wurden, da ergriff der Kronprinz, welcher wußte, daß Pastor v. Bodelschwingh der orthodoxen, Pastor Cronemeyer der liberalen Partei angehörte, bei dieser Gelegenheit beider Hände und sagte: „So ist's recht, Orthodoxe und Liberale,

Evangelische und Katholische, Ihr müßt zusammenhalten, wenn es Werke der Liebe gilt!"

Nur zu einem kleinen Theile konnten die Wohlfahrtsbestrebungen Kaiser Friedrich's in Vorstehendem gekennzeichnet werden. Wer aber noch daran zweifeln sollte, wie sein großes Herz den Armen und Elenden bis zum letzten Athemzuge geschlagen, der mag mit stiller Wehmuth hören, woran der edle Mann gedacht hat, als er in jenem glänzenden Zuge der Jubiläumsfeier der Königin Victoria, ein Jahr vor seinem Tode, als der Herrlichsten und Gefeiertsten einer dahinritt. In dem Taschenbuche, das er an jenem Tage bei sich getragen, fand man nach seinem Tode folgende Eintragung von seiner Hand: „Die fliegenden Lazarethe am Jubiläumstage, die Tränktröge für Pferde und Hunde und die Schutzhütten für Droschkenkutscher in den Londoner Straßen". Es ist eine schlichte Prosa, die in diesen wenigen Worten zu uns spricht; aber sie redet eine ergreifende Sprache.

1878—1888.

Das Jahr 1878 mit seinen beiden fluchwürdigen Attentaten auf Kaiser Wilhelm I. stellte den Kronprinzen ganz unerwartet und unvorbereitet vor eine schwierige Aufgabe. Eine Reihe wichtiger Staatsangelegenheiten harrte gerade in jenen Tagen der Erledigung, und da der Zustand des verwundeten Monarchen ihn verhinderte, sie selbst auszuführen, so übertrug er am 4. Juni 1878 dem Kronprinzen die Oberleitung der Staatsgeschäfte während der Dauer seiner Krankheit. Friedrich Wilhelm übernahm die Leitung der Regierungsgeschäfte in einem Augenblicke, da das deutsche Reich und der preußische Staat sich in dem Zustand gefährlicher Krisen befanden. Die ungewöhnlichen Fortschritte der Socialdemokratie — bei der Erneuerung der Wahlen hatte sich ein Elftel aller Wähler als deren Anhänger erklärt —, die noch immer hochgehenden Wogen des Culturkampfes regten das geistige und politische Leben bis ins innerste Mark auf. Dazu kamen die schwierigen Verwicklungen der äußeren Politik. Die Spannung zwischen Rußland und den christlichen Balkanvölkern auf der einen, der Türkei und Rußland auf der anderen Seite hatte einen ungewöhnlichen Grad erreicht. Es galt, in einer Weise Stellung zu nehmen, die ebenso der Machtstellung Deutschlands entsprach, als sie zur Lösung der orientalischen Wirren beitrug. Während der Kronprinz auf den Gebieten der auswärtigen Angelegenheiten sich voll Vertrauen auf die staatsmännische Klugheit und Festigkeit des Reichskanzlers verlassen konnte, mit dem er in diesen Dingen vollständig übereinstimmte, war seine Stellung zu den Fragen der inneren Politik eine ungleich schwierigere; wußte man doch, daß in sehr vielen ausschlaggebenden Dingen seine politischen Anschauungen mit denen seines Vaters keineswegs übereinstimmten. Gegenüber dem bedrohlichen Anwachsen der Socialdemokratie während der letzten Jahre hatte auch der Kronprinz nicht die Augen verschlossen; ebenso hatte ihm aber auch das Vordringen des Ultramontanismus — bei aller Duldsamkeit seines Wesens — schwere Bedenken eingeflößt. Er hatte durchaus keinen Grund eingesehen, warum in dem Kampfe gegen die katholische Orthodoxie nicht auch die kräftige Hülfe des gemäßigten Liberalismus als Bundesgenossenschaft verwendet werden könnte. Selbst dem alten Kaiser war dies eine Zeit lang unbedenklich erschienen. Aber gedrängt durch die protestantische Orthodoxie, die befürchtete, daß der gegen die Herrschergelüste Roms geführte Kampf schließlich auch ihre Machtsphäre einengen könnte, hatte Kaiser Wilhelm mehr und mehr einer Aenderung des Regierungscurses seine Zustimmung gegeben in der Besorgniß, der Liberalismus könne eine Auflösung aller moralischen

und politischen Zucht im Gefolge haben. Da auch der Reichskanzler Grund zu haben glaubte, mit der bisherigen Regierungspartei, den Nationalliberalen, zu brechen, so erfolgte schon zu Anfang des Jahres 1878 eine auffallende Schwenkung zu Gunsten einer rein conservativen Regierung, die sowohl die evangelische wie die katholische Orthodoxie ihr Haupt wieder kühner erheben ließ und schließlich zu Ausgleichsverhandlungen mit dem Papst Leo XIII. führte, welche ein Entlassungsgesuch des Cultusministers Falk zur Folge hatten.

In dieser Zeit politischer und socialer Wirrnisse wäre die Lage selbst dann schwierig gewesen, wenn der Souverän selber in Person die Regierung zu vertreten gehabt hätte; um so kritischer war sie in dem vorliegenden Falle, wo die feste Grundlage fehlte, die einer monarchischen Regierung in dem eigenen Willen und den Anschauungen des Machthabers Halt und Festigkeit verleiht.

So unvermuthet vor diese schwierige Aufgabe gestellt, konnte es nicht verwundern, daß der Kronprinz dringend eine größere Freiheit der Bewegung wünschte, als sie ihm eine bloße Stellvertretung, als etwas durchaus Provisorisches, gewähren konnte. Was Friedrich Wilhelm daher damals dringend wünschte, war eine Regentschaft, die ihm während der Dauer der Regierungsunfähigkeit seines kaiserlichen Vaters den uneingeschränktesten Besitz der höchsten Macht gewährte. Eine eigenthümliche Tragik im Leben Kaiser Friedrich's versagte ihm auch diesen Wunsch. Bei dem engen Verhältniß des Kaisers zum Fürsten Bismarck ist es begreiflich, daß aus einer solchen Regentschaft nichts wurde. Der Kronprinz mußte sich mit der bedeutungslosen Stellvertretung begnügen, die ihm ohne weiteren feierlichen Act in den schlichtesten Formen nur in Gegenwart dreier Personen: des Fürsten Bismarck, sowie der beiden Chefs des Militär- und Civilcabinets, der Herren v. Albedyll und v. Wilmowski, übertragen wurde. Die Grenze seiner Selbständigkeit wurde außerdem dadurch noch enger gezogen, daß er dem kranken Vater täglich einen Vortrag zu halten gezwungen war; und so schnell erlangte zur Freude seines Volkes der anfänglich so schwer verletzte Kaiser seine Lebenskraft wieder, daß er auch während der Stellvertretung seines Sohnes es nicht entbehren wollte, selbstthätig oder durch die Mitwirkung des Fürsten Bismarck wieder nachhaltig auf die Regierung einen Einfluß auszuüben.

Aber der Kronprinz gab auch hier wieder — ein neues Martyrium in seinem Leben — ein hohes Beispiel von Pflichterfüllung. Am 5. Juli 1878 richtete er an den Reichskanzler und das Staatsministerium einen Erlaß, worin er den festen Willen kundgab, die ihm von des Kaisers und Königs Majestät übertragene und übernommene Stellvertretung unter gewissenhafter Beobachtung der Verfassung und der Gesetze „nach den mir bekannten Grundsätzen Sr. Majestät, meines kaiserlichen und königlichen Herrn, zu führen".

Noch an demselben Abend hielt der Kronprinz in seinem Palais einen Ministerrath ab, in dem die durch die außergewöhnliche Lage erforderlichen Maßregeln berathen wurden. Schon nach dem ersten Attentat war dem Reichstage eine Vorlage wegen Abwendung der Gefahren, die aus der socialdemokratischen Agitation erwüchsen, das sogenannte Socialistengesetz, zugegangen. Die Mehrheit des damaligen Reichstages hatte nicht der Ansicht zugeneigt, daß der Ausbreitung der socialdemokratischen Lehren mit Ausnahmegesetzen erfolgreich beizukommen sei; die Vorlage war deswegen verworfen worden. Wenn auch der Kronprinz mit einem großen Theile des Volkes der Meinung war, daß eine wirksame Einschränkung der socialistischen Propaganda mit gesetzlich zulässigen Mitteln dringend geboten sei, so wollte er diese doch nicht erkaufen durch Aufopferung wichtiger bürgerlicher Freiheiten. Während er

auf Grund dieser Anschauung Verhandlungen mit dem bestehenden Reichstage forderte, ein Standpunkt, den auch andere Souveräne mit ihm theilten (z. B. König Karl von Rumänien u. A.), beantragte Fürst Bismarck, um sich eine gefügige Majorität zu verschaffen, am 6. Juli 1878 im Ministerrathe die Auflösung des bisherigen Reichstages und die Anberaumung neuer Wahlen auf den 30. Juli. Da das gesammte preußische Ministerium für den Vorschlag des Reichskanzlers eintrat, zog Friedrich Wilhelm seinen ferneren Widerspruch als nutzlos zurück, bis zum letzten Augenblicke aber bestrebt, noch weiteren Beschränkungen bürgerlicher Freiheiten mit seinem ganzen Einfluß entgegenzutreten. Am 11. Juli lag dem Kronprinzen die Pflicht ob, in Stellvertretung seines Vaters den Beschluß des Bundesrathes zu vollziehen und den Reichstag für aufgelöst zu erklären. Die lebhaften Erörterungen über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit dieser Maßregel, die damals in allen Schichten des Volkes und in der Presse stattfanden, wurden bald durch ein anderes hochwichtiges politisches Ereigniß in den Hintergrund gedrängt: den Beginn der Verhandlungen des Berliner Friedenscongresses. (13. Juni 1878.) War des Kronprinzen Thätigkeit hierbei auch nicht viel mehr als eine repräsentative, war es ihm infolge der Gebundenheit und Beschränktheit seiner Stellung kaum möglich gewesen, einen Einfluß auf den Gang der Verhandlungen zu üben, so deuten verschiedene mündliche und schriftliche Aeußerungen (u. a. auch ein bedeutsamer Brief an den ihm eng befreundeten König Karl von Rumänien) doch darauf hin, mit welch innerer Antheilnahme er der Entwicklung der Dinge gefolgt war. Der Augenblick, in dem der Kronprinz nach Schluß der Verhandlungen vor den Vertretern der europäischen Reiche im Namen seines kaiserlichen Vaters den Trinkspruch auf die Souveräne und deren Vertreter ausbrachte (13. Juli), bezeichnete ohne Zweifel den Höhepunkt seiner stellvertretenden Regierungsthätigkeit. Durfte er doch, durfte auch Deutschland mit Befriedigung auf die Schiedsrichterrolle zurückblicken, die unter der meisterhaften Leitung des Fürsten Bismarck die Aufgabe des Berliner Congresses gebildet hatte.

Der neugewählte Reichstag ertheilte der Regierung auf ihr Verlangen durch ein Gesetz außerordentliche Befugnisse, um die von den gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie bedrohten Grundlagen der Staats- und gesellschaftlichen Ordnung kräftiger als bisher vor Umsturz zu bewahren. Bei der damaligen Gruppirung des Reichstages kam alles auf die Anschauung der nationalliberalen Partei an. Diese wollte jedoch — bei aller Anerkennung der Nothwendigkeit einer gesetzmäßigen starken Abwehr gegen die immer kühner auftretende socialdemokratische Agitation — ihre Stimme nicht zur Einschränkung wichtiger bürgerlicher Rechte geben, wie sie im Socialistengesetz vorgesehen war, und so kam es zu neuen heftigen Auseinandersetzungen. Hervorragende Persönlichkeiten in Preußen, sowie die Führer der conservativen Partei forderten ganz offen eine nochmalige Auflösung des Reichstages. Da dies jedoch eine neue Conflictsperiode heraufzubeschwören drohte, der Kronprinz es aber auf eine solche nicht ankommen lassen, sondern auf alle Fälle eine Verständigung mit dem Reichstage erzielen wollte, dessen Mehrheit er für eine durchaus loyale hielt, so trat Friedrich Wilhelm hier zum ersten Male während seiner Stellvertretung aus der ihm auferlegten Reserve heraus und handelte nach seiner eigenen Ueberzeugung. Er verwendete seinen ganzen Einfluß zu einer Verständigung im Sinne der Nationalliberalen, deren Anträge dann auch bei dem neuen Socialistengesetz Berücksichtigung fanden.

In einen neuen Conflict mit seinen eigenen Anschauungen und Gesinnungen kam Friedrich Wilhelm, als es sich darum handelte, den Klempner-

gesellen Hödel wegen des versuchten Mordes an dem Landesherrn, dem Walten der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern. Friedrich Wilhelm war ein Gegner der Todesstrafe; aber auch sein Vater hatte bisher, weniger einem Princip als seinem gütigen Herzen folgend, alle todeswürdigen Verbrecher zu Freiheitsstrafen begnadigt. In diesem Falle verlangte jedoch die allgemeine Entrüstung über die feigen Mordversuche eine Sühne durch die Hinrichtung des Mörders. Ein großer Theil der öffentlichen Meinung, das gesammte Ministerium sprach sich in diesem Sinne aus, und so blieb dem Fürsten das tragische Schicksal nicht erspart, auch in diesem Punkte gegen seine eigene innere Zustimmung seinen Namen unter das Todesurtheil zu setzen. Wie man ihm die Feder zur Unterschrift fast in die Hand zwingen mußte, davon wissen diejenigen zu erzählen, die er seiner persönlichen Freundschaft würdigte. Es war in Homburg, wo der Kronprinz zum Sommeraufenthalt weilte.

Erfreulicher, weil mehr seinen eigenen Anschauungen und Gesinnungen entsprechend, waren die wichtigen Verhandlungen mit dem römischen Stuhle während seiner Stellvertretungsperiode. Bei aller Bewegungsfreiheit, die er den geistigen und religiösen Kämpfen gestatten wollte, war ihm die Schärfe und Erbitterung, womit der Culturkampf zeitweise aufgetreten war, dennoch bedenklich erschienen, und er ergriff daher mit Freuden die Hand zum kirchlichen Frieden, die ihm der seit dem 17. April auf dem Stuhle Petri sitzende Papst Leo XIII. bot, als er nach den Attentaten dem Kronprinzen seinen Glückwunsch zur Erhaltung seines Vaters darbrachte. Das vom 10. Juni 1878 datirte Antwortschreiben des preußischen Thronfolgers zeigt einerseits das aufrichtige Verlangen, als stellvertretender Beherrscher einer gemischten Bevölkerung mit allen kirchlichen Gemeinschaften, insbesondere mit dem römischen Stuhle, in Frieden zu leben, weist aber auf der anderen Seite, wenn auch in freundlichen Worten, jede Einmischung des römischen Stuhles auf die inneren Angelegenheiten Preußens in bestimmter Weise zurück. Die sich an diesen Brief knüpfenden Unterhandlungen führten zunächst zu einer am 24. Juni in Kissingen stattfindenden Unterredung des päpstlichen Nuntius Masella mit dem Fürsten Bismarck, der dem Vertreter der römischen Curie — ganz im Sinne des Kronprinzen — keine weiteren Zugeständnisse machte, als daß er eine mildere Anwendung der Maigesetze den katholischen Unterthanen gegenüber in Aussicht stellte, falls der Papst seinerseits seinen Einfluß dahin geltend machen würde, daß die Opposition des Centrums sowol in den Parlamenten, wie in der ultramontanen Presse erheblich von ihrer Schärfe abließ.

Der 19. October brachte endlich dem Deutschen Reich den Abschluß der langwierigen Verhandlungen über das Socialistengesetz. In allen den Kreisen, die weder nach links noch nach rechts einer extremen Richtung angehörten, rechnete man dem Kronprinzen das Zustandekommen des Gesetzes unter den von ihm befürworteten Einschränkungen zum ganz besonderen Verdienste an. War es ihm dennoch nicht in allen Fällen gelungen, so manche Härte, welche die staatserhaltenden Parteien mitbetraf, zu mildern, so wußte doch der bei weitem größte Theil des Volkes, daß dies wahrlich nicht seine Schuld war. Man dankte es in weiten Kreisen gerade ihm, daß er trotz der furchtbaren Verirrungen einzelner Wahnwitziger in seinem Vertrauen zu dem Volk, das er einst zu beherrschen berufen war, nicht wankend geworden war, und nur um so inniger schlang sich in diesen Tagen das Band zwischen dem Volke und seinem „Fritz".

Als Friedrich Wilhelm am 5. December 1878 die Regierung wieder in die Hände eines Vaters zurücklegte, herrschte im ganzen deutschen Reich wie

im Auslande nur das eine Gefühl, daß der Kronprinz der ihm gewordenen schwierigen Aufgabe im vollsten Umfange gerecht geworden sei. Darüber waren Freunde und Gegner des künftigen Thronfolgers einig, daß während dieser Zeit der Stellvertretung die Zügel der Regierung von einer sicheren und starken Hand und dennoch im Geiste der Versöhnung geführt worden waren.

Die Schwierigkeit seiner zeitweise unter so ungewöhnlichen Umständen erfolgenden Regierungsthätigkeit war übrigens allen vourtheilsfreien Personen keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Das anerkannte vor Allen sein kaiserlicher Vater selbst in jenem vom 5. December 1878 datirten Erlaß, worin er ihm „für die mit voller Hingebung und mit sorgsamer Beachtung meiner Grundsätze erfolgreich durchgeführte Stellvertretung“ seinen innigsten Dank und gleichzeitig seine Anerkennung dafür ausspricht, „daß es ihm vergönnt war, mit wachsender Befriedigung den Gang der Regierungsgeschäfte während dieser Zeit zu beobachten“.

Das verhängnißvolle Jahr 1878 und der Anfang des folgenden brachten dem kronprinzlichen Paar zwei schmerzliche Verluste: den Tod der Großherzogin Alice von Hessen, Schwester der Kronprinzessin (14. December 1878) und am 27. März 1879 das plötzliche Hinscheiden des eigenen Lieblings, des 11jähr. Prinzen Waldemar. Zwei Familienereignisse froher Natur: die Geburt des ersten Enkelkindes, Tochter der Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, sowie die Verlobung des ältesten Sohnes, nachmaligen Kaisers Wilhelm II., waren Balsam auf die Wunden der Elternherzen. Die bevorstehende Verbindung seines ältesten Sohnes bereitete dem Kronprinzen noch im besonderen Sinne eine hohe Freude. Die Braut war die Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg. Seinem starkausgeprägten Rechtlichkeitsgefühl erschien jetzt die Verbindung des Hohenzollernhauses mit der Augustenburgischen Familie als ein Act der ausgleichenden Gerechtigkeit. Daß diese Verbindung in der That auf der innigsten Herzensgemeinschaft des jungen Fürstenpaares beruhte, hat Friedrich Wilhelm in Briefen an ihm Nahestehende mehrfach gern hervorgehoben.

Die Feier der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares am 25. Januar 1883 gab ein schönes Zeugniß von der großen Liebe und Verehrung, deren sich das fürstliche Paar in allen Volksschichten erfreute. Unter den Geschenken, die dem Jubelpaare entgegengebracht wurden, ragte ganz besonders wegen der Eigenartigkeit des ihm zu Grunde liegenden Gedankens das große Geldgeschenk von 800 000 Mark hervor, über dessen humane Verwendung zu Wohlthätigkeitszwecken schon an anderer Stelle berichtet worden ist.

Einen politischen Hintergrund hatte die Reise, die den Kronprinzen Friedrich Wilhelm Ende des Jahres 1883 im Auftrage seines kaiserlichen Vaters an den spanischen und italienischen Hof führte. Die Beziehungen zu den Fürstenhöfen des südlichen Europas, die sich schon seit einer Reihe von Jahren ziemlich günstig gestaltet hatten, waren durch einen dem Kaiser Wilhelm I. seitens des Königs Alfons von Spanien in Homburg abgestatteten Besuch im September 1883 noch innigere geworden. Kaiser Wilhelm I. hatte in anbetracht seines vorgerückten Alters diese Ehre nicht persönlich erwidern können und deswegen dem Könige von Spanien schon in einem Briefe vom 7. November 1883 den Besuch seines Sohnes am spanischen Hofe in Aussicht gestellt. Dem Kunstfreunde Friedrich Wilhelm bot diese Reise eine unendlich reiche Ausbeute. In einem eingehenden Tagebuche hat er darüber in anziehender Weise berichtet. In der berühmten Gemäldegalerie des „Museo“ zu Madrid stand er fast betäubt von all den Herrlichkeiten. Ganz besonders ziehen den fürstlichen Kunstfreund auch die kunstgewerblichen Leistungen an.

Mit Bewunderung spricht er von der hohen Vervollkommnung der Majolika-Industrie. Dann wieder weilte er stundenlang in den alten Antiquarläden Sevillas, wo sein kunstgeübtes Auge manchen kostbaren Schatz entdeckte, den er der Vergessenheit entrückt.

Der Kronprinz wollte Spanien nicht verlassen, ohne auch das Märchenland Andalusien mit seinen paradiesischen Gärten, seinen an alten maurischen Erinnerungen so reichen Städten gesehen zu haben. Sevilla, Granada, Cordova und Barcelona! In seinen kunstgeschichtlichen und ethnographischen Betrachtungen legt er einen wahren Schatz feinsinniger und treffender Beobachtungen nieder.

Die Rückreise nach Deutschland sollte der Kronprinz dem Willen seines Vaters gemäß über Rom antreten. Es galt, die vorhandenen freundlichen Beziehungen zu dem italienischen Hofe zu kräftigen. Aber noch einem anderen politischen Zwecke, der mit den Anschauungen Friedrich Wilhelm's allerdings wenig übereinstimmte, diente die Reise. Die Mißhelligkeiten und Differenzen, die schon seit längerer Zeit zwischen gewissen staatlichen Organen und den Bekennern der katholischen Kirche den Gegenstand erbitterten Streites bildeten, sollten aus der Welt geschafft werden. Die Zugeständnisse, die nach dem neuesten Regierungscurse dem römischen Stuhle gemacht worden waren, um die clerikale Partei in Deutschland zu einem mächtigen Bunde gegen die socialdemokratischen Umtriebe zu gewinnen, hatten die römische Curie aus ihrer diplomatischen Reservirtheit nicht herauszulocken vermocht. Ueber die Köpfe der ultramontanen Partei hinweg versuchte nun der Reichskanzler eine Verständigung mit dem Papst Leo XIII. So wenig die dem Kronprinzen hier aufgenöthigte Rolle seinen Anschauungen entsprach, so war er doch auch hier wieder genöthigt, seine eigene Gesinnung der allmächtigen Staatsraison unterzuordnen. Seine Mission war um so schwieriger, als der Besuch beim Papste das italienische Nationalgefühl peinlich berühren mußte. Aber mit klugem Tacte wußte Friedrich Wilhelm das Unangenehme seines doppelten Auftrages zu beseitigen. Bevor er sich zur Audienz beim Papste begab, lenkte er seine Schritte zu dem Pantheon. An der Gruft Victor Emanuel's legte er einen mit den deutschen Farben geschmückten Riesenkranz nieder. Die Zusammenkunft mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche fand am 14. December statt. In der fast eine Stunde währenden Unterredung gab der Papst dem lebhaften Wunsche Ausdruck, während seines nur noch kurz bemessenen Lebens die Freude zu erleben, die Streitigkeiten zwischen der katholischen Kirche und ihren Widersachern beigelegt zu sehen. Der Kronprinz versprach, soviel in seiner Macht stehe, einem solchen Friedenswerke mit ganzer Seele seine Kraft zu weihen, vermied es aber mit großer Geschicklichkeit, auf die verwickelten Einzelheiten der kirchenpolitischen Fragen einzugehen.

Die Reise nach Spanien mit ihren interessanten Eindrücken und Erlebnissen war ein Lichtpunkt in dem damaligen Leben des Prinzen, der ihm vorübergehend einen neuen Impuls zu geben vermochte, aber eben nur vorübergehend. Seit dem Tage, da der Kronprinz nach Beendigung seiner Stellvertretung die Zügel der Regierung wieder in die Hände seines greisen Vaters zurückgelegt hatte, war das Loos seines Lebens wieder Resigniren gewesen. Es hatten sich im Staatsleben Preußens bald Erscheinungen gezeigt, die ihn nicht mit Freude erfüllten. Der Cultusminister Dr. Falk hatte seinen Abschied von neuem gefordert, dies Mal mit Erfolg. Sein Nachfolger war im Juli 1879 der strengconservative Herr v. Puttkamer geworden, ein ausgezeichneter Verwaltungsbeamter, aber ein Mann von so geringer Duldsamkeit, daß

die Handhabung seines Ressorts, das er später mit der Uebernahme des Staatsministeriums des Innern vertauschte, bald in weiten, selbst mehr nach rechts liegenden Kreisen Verstimmung hervorrief. Während seines Regimes entfernte sich der Regierungscurs mehr und mehr von den Mittelparteien, auf die sich die Politik Bismarck's seither mit so großem Erfolge gestützt hatte; die einzelnen conservativen Parteischattirungen schlossen sich zu engen Bündnissen zusammen. Um auch die große und mächtige ultramontane Partei für diese Coalition zu gewinnen, begann eine neue Aera der Zugeständnisse an die römische Hierarchie zu dem Zwecke, nunmehr mit vereinten Kräften der bürgerlichen Demokratie sowie der socialdemokratischen Agitation einen wirksamen Damm entgegenzusetzen. War auch der Kronprinz mit den Maßnahmen gegen die letztgenannte, einen immer gefährlicheren Umfang annehmende Propaganda, völlig einverstanden, so wollte er doch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Noch viel schmerzlicher berührte es ihn, daß zur Bekämpfung der Oppositionsparteien wichtige während der Culturkampfperiode errungene Vortheile gegenüber dem herrschsüchtigen Ultramontanismus preisgegeben und der römischen Kirche, nur zu dem Zwecke ihrer Gefolgschaft in dem Kampfe gegen den gefürchteten Umsturz, Zugeständnisse gemacht wurden, die mit der bisherigen Haltung der Regierung im offenen Widerspruch standen. Am allermeisten zuwider aber waren ihm, dem treuen Hüter der Verfassungsrechte, die unter der Aera Puttkamer immer offener auftretenden Beeinflussungen der öffentlichen Wahlen durch die Beamten. Friedrich Wilhelm sah in dem eher ermunternden als abwehrenden Verhalten der Regierung gegenüber den gekennzeichneten, übrigens auch vom Reichskanzler gebilligten Maßnahmen einen Mißgriff, der sich nach seiner Meinung schwer rächen und einen großen Theil des beunruhigten Volkes erst recht in das Fahrwasser der Opposition treiben würde. Ein neues schmerzliches Opfer mußte Friedrich Wilhelm seiner Gesinnung bringen, als er in seiner Eigenschaft als Präsident des Staatsrathes am 25. October 1884 diese längst zu Grabe getragene, vom Fürsten Bismarck am 30. April 1884 wieder zu neuem Leben erweckte Institution einer früheren Zeitepoche eröffnen mußte. Daß diese in die gegenwärtigen Zeitverhältnisse nicht mehr hineinpassende Institution bald zu ihren Vätern versammelt wurde, wie der Kronprinz es vorhergesagt, hat dieser kaum bedauert, obwohl sie ihn vorübergehend mit einem Schimmer politischer Bedeutung bekleidete, die leider den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprach.

Freilich die Zeit, wo er gegen ein vermeintliches Unrecht dem leitenden Staatsmanne einen persönlichen Widerstand entgegensetzte, wie er es in der Conflictzeit in Danzig und bei verschiedenen anderen Anlässen gethan, war für ihn vorüber. Er hatte sich bescheiden, er hatte schweigen und entsagen gelernt. Auf der anderen Seite würdigte er aber die Verdienste Bismarck's um sein eigenes Fürstengeschlecht, um Preußens und Deutschlands Machtstellung so hoch, daß sich sein Verhältniß zu dem Reichskanzler, wenn auch nicht zu einem herzlichen, so doch freundlichen und höflichen gestaltete. Ja, Friedrich Wilhelm ließ in seiner großherzigen und neidlosen Weise keine Gelegenheit vorübergehen, die unvergleichlichen Thaten des großen Kanzlers öffentlich anzuerkennen und zu rühmen, wie große Schuld auch der „eiserne Mann“ an dem Abhängigkeitsverhältnisse trug, das für den Thronfolger so drückend war. Aber dieser fortwährende innere Kampf, dieser ewige Wechsel von Hoffnung, Enttäuschung und Entsagung rieb seine Kräfte vorzeitig auf, und als das tragische Geschick jener furchtbaren Krankheit ihn ereilte, war er, wie seine vertrauten Freunde sich mit Besorgniß eingestehen mußten, schon lange nicht mehr der Mann der strotzenden Kraftfülle, der überschäumenden

Lebensfreude. Ihm, dem thatenheischenden, jedem Zwange so abholden Manne war das harte Loos zugefallen, seine Meinung ängstlich zurückzuhalten, war es versagt, seinen reichen politischen und staatsmännischen Erfahrungen in wirksamer Weise Geltung zu verschaffen. Diese Abhängigkeit bekümmerte ihn so sehr, daß er, dessen Wesen in früheren Jahren Heiterkeit und Lebenslust gewesen, sich häufig trüben Gedanken und schwarzseherischen Stimmungen hingab. In solchen Augenblicken gewann wol die pessimistische Auffassung, wenn auch nur vorübergehend, in ihm Raum, daß, wenn er dermaleinst den Thron seiner Väter zu besteigen berufen war, er als ein abgebrauchter Mann der Spannkraft des Geistes und der Frische des Willens entbehren würde. In solcher Stimmung hat er vertrauten Freunden gegenüber wohl auch einige Male dem Gedanken Ausdruck gegeben, im Falle eines Thronwechsels zu Gunsten seines Sohnes der Regierung zu entsagen. Allerdings waren dies nur vorübergehende Eingebungen. Dazu kam eine gesteigerte Empfindlichkeit; er empfand in seiner Gereiztheit manches als eine persönlich gegen ihn gerichtete Spitze, die es vielleicht nicht war; der alternde Fürst, dessen ganzes Wesen bisher Liebe und Güte gewesen, wurde dann ab und zu bitter und schroff in seinen Bemerkungen, namentlich denen gegenüber, gegen die er Grund zu Mißtrauen haben zu müssen glaubte, wiewohl sonst Mißtrauen dieser großen Seele bisher fremd gewesen war.

Als eine wirkliche Kränkung empfand er es, als man ihm in der Person des seit 20 Jahren in seinen Diensten stehenden Secretärs und Adjutanten, des Kammerherrn v. Normann, einen nach Bildung und Charakter gleich ausgezeichneten Vertrauten nahm, der ihm in der wichtigsten Zeit seines Lebens ein treuer und uneigennütziger Freund und Berather gewesen war. Seit dem Jahre 1884, da Herr v. Normann genötigt wurde, in den auswärtigen Dienst zu treten, fühlte sich der Kronprinz mehr und mehr vereinsamt. Mit Ausnahme seines Jugendgenossen, Generals v. Mischke, mit dem ihn seit seinen Knabenjahren eine herzliche, bis zum Tode dauernde Freundschaft verband, bestand seine häufig wechselnde Umgebung zumeist aus Militärs, zu denen er eine dauernde Sympathie nicht zu fassen vermochte. Zudem konnte er sich die Anschauungen der jüngeren Generation nicht zu eigen machen, welche nur den Erfolg und die äußere Macht bewunderte, die ihr durch die Kämpfe und Arbeiten der Aelteren mühelos in den Schoß gefallen waren, die aber für die idealen Bestrebungen, wie sie sonst das Erbtheil der Jugend waren, keinen Sinn hatte. Er schien sich alt und überflüssig, forderte wohl noch äußerlich über den Gang der Staatsgeschäfte durch Vorträge und Denkschriften unterrichtet zu werden, wurde aber von dem Kanzler nur in so weit damit versorgt, als dieser es für gut hielt, was für ihn wiederum ein neuer Grund zur Gereiztheit wurde. Das öde Einerlei seines Lebens widerte ihn an, und unter diesen fortgesetzten Einwirkungen begann eine zunehmende Ermattung sich seines Wesens zu bemächtigen, die seine näheren Freunde mit großer Betrübniß als einen langsamen Verfall seiner bisher so übersprudelnden Lebenskraft deuten mußten.

Selbst die treue Gattin, die Vertrauteste seiner Seele, war durch ihr Zureden nicht mehr im Stande, ihn dauernd seiner seelischen Verstimmung zu entreißen. Allein in der Bethätigung für Kunst und Wissenschaft, in seiner warmen Fürsorge für die Noth der Elenden in den von uns schon näher gekennzeichneten Wohlfahrtsbestrebungen, fand er noch Befriedigung. Nur zuweilen, wenn sein Eintreten für eine erhabene Sache seine alte Begeisterungsfähigkeit weckte, oder die Abwehr einer von ihm für schädlich gehaltenen Maßregel seine Entrüstung herausforderte, erhob er sich zu dem alten Schwunge,

wie bei der unvergeßlichen Lutherfeier des Jahres 1883 oder — als eine seiner letzten öffentlichen Aeußerungen — bei der 500jährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg; bei solchen außerordentlichen Veranlassungen schien er wieder der Alte; seine Augen leuchteten in edler Begeisterung; seine mächtige Persönlichkeit schien sich zu dehnen und zu recken und Thaten zu fordern, so daß die Fernstehenden, die große Menge des Volkes, sich voller Freude der Hoffnung hingab, ihrem „Fritz“ würde mindestens eine ebenso lange Regierung beschieden sein, wie dem greisen Vater. Ja, bei der mehrfach erwähnten Jubelfeier in Heidelberg fiel allen Theilnehmern der helle und starke Klang seiner Stimme auf. Niemand ahnte, daß dies nur ein letztes Aufbäumen der Lebenskraft war.

Im Januar 1887 wurde Kronprinz Friedrich von einer Heiserkeit befallen, die einen dauernden Charakter anzunehmen drohte. Da es auffiel, daß die sonst bei Halsbeschwerden angewendeten Mittel keinen Erfolg hatten, so untersuchte am 6. März 1887 Professor Dr. Gerhardt den Hals des Kronprinzen mittelst des Kehlkopfspiegels. Die Diagnose lautete auf polypöse Verdickung des linken Stimmbandrandes. Eine von seinem Leibarzt Dr. Wegener verordnete Cur in Ems hatte leider nicht den erwünschten Erfolg. Die mehrfachen Untersuchungen des Kranken durch die deutschen Aerzte: Gerhardt, v. Bergmann und Tobold, bestätigten leider die lang gehegten Befürchtungen, daß die Wucherung im Halse des Kronprinzen eine krebsartige sei, die nur durch Spaltung des Kehlkopfes entfernt werden könne. Der zur Mitbehandlung hinzugezogene englische Specialarzt Dr. Mackenzie wollte die Gefährlichkeit des Leidens anfänglich nicht zugeben; er berief sich dabei auf zwei Gutachten Virchow's, der in zwei von Mackenzie zu verschiedenen Zeiten herausgenommenen Kehlkopfstückchen keine krebsartigen Spuren zu entdecken vermocht hatte. Auf den Rat Mackenzie's begab sich der Kronprinz Anfang Juni nach der Insel Wight, deren Klima das Leiden vortheilhaft beeinflussen sollte. Die günstigen Berichte, die anfänglich über den Gesundheitszustand des Kronprinzen nach Deutschland drangen, beruhigten das deutsche Volk, und die bange Sorge desselben legte sich noch mehr, als man hörte, daß der Kronprinz sich an der Feier des 50jährigen Regierungsjubiläums seiner Schwiegermutter, der Königin von England, betheiligte, die am 21. Juli unter dem Jubel der Bevölkerung vor sich ging. In dem glänzenden Zuge, vor dem Wagen der Königin Victoria ritt unter all den Prinzen und fürstlichen Persönlichkeiten, alle um eines Hauptes Länge überragend, auch der deutsche Kronprinz, in geradezu begeisterter Weise von der Londoner Bevölkerung begrüßt. Was von trübsinnigen Gedanken hin und wieder während der letzten Jahre der Enttäuschungen vorübergehend durch seine Seele gezogen war, davon schien nichts zurückgeblieben in seinem weichempfindenden Gemüte. Er schien wieder frei und leicht, und jener Augenblick, da Hunderttausende ihm in herzlicher Begeisterung zujubelten, mochte wohl noch einmal ein vorübergehendes Bewußtsein irdischer Macht und Größe in seiner leicht entflammbaren Seele zurückgerufen haben.

Den Winter verbrachte der Kronprinz mit den Seinen in dem milden Klima des Südens, zuletzt in dem schönen, am Mittelmeer gelegenen San Remo, wo er, abgeschlossen von der großen geräuschvollen Welt, Genesung suchen sollte. Aber schon in den ersten Novembertagen lauteten die nach Deutschland gelangenden Nachrichten so trübe, daß das Schlimmste befürchtet werden mußte. Der schnell herbeigerufene Sir Morell Mackenzie vermochte dieser so ernstlich auftretenden Verschlimmerung gegenüber seine ursprüngliche optimistische Auffassung von dem Wesen der Krankheit nicht mehr aufrecht zu erhalten; er konnte in einer Unterredung mit dem fürstlichen Kranken diesem

die ungünstige Wendung seines Zustandes nicht verhehlen. Zur Gewinnung eines endgültigen Urtheils wurde der bedeutendste österreichische Kehlkopfarzt, Professor v. Schrötter, aus Wien nach San Remo berufen. Bei den gemeinschaftlich von diesem wie von den übrigen hinzugezogenen Aerzten vorgenommenen Untersuchungen stellte sich die betrübende Thatsache heraus, daß die Krankheit unzweifelhaft Kehlkopfkrebs sei, und daß nur noch Hoffnung sei, den hohen Kranken auf einige Zeit zu erhalten, wenn der ganze Kehlkopf herausgenommen würde. Professor Schrötter war dazu ausersehen, dem Kronprinzen die schmerzliche Mittheilung von dem hoffnungslosen Zustande der Krankheit zu machen. Der Kronprinz nahm die Nachricht mit wahrer Heldengröße entgegen. Er zuckte mit keiner Wimper, und keinem Zuge seines liebenswürdigen Gesichtes war es anzumerken, welche furchtbare Nachricht er soeben empfangen. „Ein solcher Held, ein so großer Charakter wie der deutsche Kronprinz ist selten!“ sagte Professor Schrötter begeistert von dieser Seelenstärke. Die Operation aber, Herausnahme des ganzen Kehlkopfes, lehnte Friedrich Wilhelm ab; nur einer in näherer oder fernerer Zeit nothwendigen Luftröhrenöffnung wollte er seine Zustimmung geben. Dieser von den Aerzten gefürchtete Augenblick sollte bald genug eintreten. Anfang Februar 1888 wurde die Athemnoth des fürstlichen Kranken plötzlich so unerträglich, daß der zu jener Zeit in San Remo befindliche Dr. Bramann nicht mehr auf die Ankunft des Professors v. Bergmann warten zu sollen glaubte, sondern — am 9. Februar — den Luftröhrenschnitt mit großem Geschick und bewundernswerther Sicherheit ausführte.

Immer mehr schwand die Hoffnung der deutschen Nation, ihren Liebling gesund wieder in der Heimath zu sehen. Und dem kaiserlichen Vater daheim zehrte an dem letzten Rest seiner Tage der Kummer um das Schicksal des geliebten Sohnes. In erschütternder Weise hatte er am 27. November folgende Worte an den Vorstand des Reichstages gerichtet: „Sie können sich denken, wie tief es mich in meinem Alter erschüttert, daß ein Mann, der körperlich und geistig die besten Bürgschaften für die Zukunft des Reiches zu bieten schien, von einem Leiden ergriffen ist, das ihn zwischen Leben und Tod schweben läßt, so daß seine völlige Wiederherstellung fast wie ein Wunder erscheinen muß“. Der Gedanke an den todwunden Sohn hat dem greisen Vater den letzten Seufzer aus dem bangen Herzen gepreßt, dem er einige Stunden vor seinem Tode in den rührenden Worten Ausdruck gab: „Ach, mein armer Fritz!“ Am 9. März 1888 hatte er sein müdes Haupt zur letzten Ruhe gelegt, fern von dem geliebten Sohn, den sein sterbendes Auge nicht mehr sehen sollte.

Unter den traurigsten Umständen, den Tod im Herzen tragend, trat Friedrich Wilhelm — nunmehr Kaiser Friedrich III. — die Heimfahrt an, um dem verwaisten Lande einen neuen Vater zu geben. Die Frage, wie sich die politischen Dinge der nächsten Zukunft entwickeln würden, hatte das Volk in höchster Spannung erhalten. Welche Richtung würde der neue Regierungscurs nehmen? Würde der neue Kaiser seine eigenen, von den Anschauungen seines heimgegangenen Vaters so vielfach abweichenden Wege gehen? Würde er den bewährten bisherigen Leiter des Staatsschiffes, den Fürsten Bismarck, auch zu seinem Kanzler wählen?

Ueber all diese Fragen sollten schon die ersten Erlasse Kaiser Friedrich's Aufschluß geben. Unter diesen Kundgebungen von höchstem Interesse ist der Erlaß an den Reichskanzler; bildet er doch gewissermaßen das politische Vermächtniß des zweiten deutschen Kaisers. Daß Friedrich den langjährigen vielbewährten Leiter des Staates, den er als den „treuen und muthvollen Berather seines Vaters“ rühmt, auch zu seinem Kanzler behielt, fand — mit

geringen Ausnahmen — freudige Zustimmung im deutschen Volke. In seinem Regierungsprogramm zeigte er ein wohldurchdachtes System, das allseitig mit um so größerer Freude aufgenommen wurde, als es sich in den Hauptzielen eins wußte mit der Politik Kaiser Wilhelm's I., ohne sich dabei überall mit den Wegen und Mitteln zu decken, die zur Erreichung dieses Ziels bisher von den verantwortlichen Rathgebern des Thrones befolgt worden waren. In den Verfassungs- und Rechtsordnungen des Reichs und Preußens wünschte der Erlaß eine größere Stetigkeit, „damit erstere sich in der Ehrfurcht und den Sitten der Nation befestigen könnten". Mit Recht betonte er, daß ein allzu häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen nachtheilige Erschütterungen im Staatswesen hervorzurufen geeignet wäre. Die verfassungsmäßigen Rechte der einzelnen Bundesregierungen wie die des Reichstages stellt er als gleichberechtigte Factoren hin, denen also auch die gleiche Achtung gebühre; im berechtigten Gefühle seiner monarchischen Kraft fordert er aber auch von beiden Elementen die gleiche Achtung vor den Rechten des Kaisers, was er um so eher beanspruchen zu können glaubt, als „die gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, die das oberste Gesetz bleibt". Diejenigen, die die Mär verbreitet und nachgebetet hatten, der Kronprinz würde, sobald er zur Regierung komme, eine Schwächung des Heeres zu Gunsten des Parlamentarismus herbeiführen, sahen sich in ihren kannegießerischen Voraussetzungen empfindlich getäuscht. Der Erlaß betonte die Nothwendigkeit einer ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landheeres sowohl wie der Marine, welch letzterer „durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen seien". Daß Kaiser Friedrich mit männlichem Freimuth dem Entschluß Ausdruck gibt, die Regierung „unter gewissenhafter Beobachtung der Bestimmung von Reichs- und Landesverfassung zu führen", überraschte diejenigen nicht, die das Leben des Kronprinzen kannten. Im Kampfe für die Verfassung hatte er stets in vorderster Reihe gestanden. Wahrhaft friedericianischen Geist athmeten die Worte des Erlasses, die sich auf die religiöse Duldung beziehen; war dieser Grundsatz auch ein Erbtheil seiner Ahnen, hatte man von Kaiser Friedrich auch nichts anderes erwartet, so war doch das öffentliche Aussprechen eines solchen Kaiserwortes eine Nothwendigkeit in einer Zeit, wo der Confessions- und Rassenkampf so hohe Wogen geschlagen hatte.

Wie Friedrich's Herz in warmer Fürsorge immerdar für die Armen und Elenden geschlagen, so billigt er deshalb die Ziele einer socialen Gesetzgebung, wie sie in der Botschaft Kaiser Wilhelm's I. vom 17. November 1881 verzeichnet waren. Aber er weiß sich frei von den utopistischen Auffassungen jener Schwärmer, die da meinen, „daß es möglich sei, durch Eingreifen des Staates allen Uebeln der Gesellschaft ein Ende zu machen". Allerdings ist Kaiser Friedrich dem Staatssocialismus und dessen wissenschaftlichen Vertretern nie ganz gerecht geworden; seine Stellung zu diesem war von einer gewissen Einseitigkeit nicht frei und hing mit seiner vorn gekennzeichneten Anschauungsweise von der Selbsthülfe des Einzelnen zusammen. War es damals doch auch noch sehr schwierig, bei den Aeußerungen dieser in Deutschland erst beginnenden Bewegung die Spreu von dem Weizen, die Schlacke von dem echten Golde zu unterscheiden.

Daß in dem Regierungsprogramm eines Kaisers, der der Jugend, der Schule und ihren Lehrern so nahe getreten, der als Prüfungscommissar selbst die Hefte der Schüler corrigirt und die schwere und treue Lehrerarbeit hunderte von Malen mit eigenen Augen gesehen, mit eigenem Munde anerkannt hatte, die Erziehungsfrage eine große Rolle spielen würde, war ebenfalls voraus-

zusehen. Neu in dieser Form und daher überraschend für gewisse Kreise war die Verurtheilung einer „hochgesteigerten Lebensführung“, sowie eines „unverhältnißmäßigen Aufwandes“ im öffentlichen Dienste. Das Saus- und Brausleben gewisser studentischer Corps, die gesteigerten Ansprüche weiter Kreise des Bürgerthums, die Hervorkehrung eines gewissen öffentlichen Scheines unter völliger Ueberschätzung der eigenen wirthschaftlichen Kräfte wollte er damit treffen. Auch dies entsprach dem Beispiel, das er in seiner langen Kronprinzenzeit gegeben. Er hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß ihm, der selbst ein schlichtes bürgerliches Leben führte, der unverhältnißmäßige Aufwand im Leben der Einzelnen wie in dem ganzer Corporationen verhaßt sei. Im Gegensatz zu solchen und ähnlichen Bestrebungen stellte er zur Förderung der Volkswohlfahrt und zur Vermeidung der übermäßigen Steuerbelastung des Volkes die altbewährte preußische Sparsamkeit in der Finanzverwaltung als unerläßlich hin und gibt zu erwägen, „ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Aenderung zulässig erscheine, in der durch die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglicht würde“.

Kaiser Friedrich bewies in seinem Regierungsprogramm von neuem, wie eingehend er sich mit den Staatsgeschäften schon vor Antritt der Regierung allezeit beschäftigt hatte, wie tief seine Kenntniß der vaterländischen Zustände war, und wie er sich von jeder Jagd nach unerreichbaren Zielen fernhielt. Alle seine Gedanken bewegen sich auf dem Boden praktischer Politik und unmittelbarer Gegenwart. Selbst auf dem Felde, dem Kaiser Friedrich seine besondere Neigung widmete, spricht er mit gehaltener Vorsicht: er will deutsche Kunst und Wissenschaft zu voller Entfaltung bringen, wenn es ihm gelingt, die Grundlagen des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kräftig zu erhalten.

Die Erlasse Kaiser Friedrich's fanden denn auch in der ganzen gebildeten Welt, besonders auch im Auslande, sehr sympathische Aufnahme; sie wurden selbst in Frankreich, auf dessen Urtheil man am meisten gespannt sein durfte, von allen Blättern mit warmer, von manchen mit begeisterter Anerkennung besprochen. Man fand darin „einen weiten Blick, einen hohen Geist und ein großes Herz“.

Von dem Augenblicke an, da Kaiser Friedrich aus dem fernen Süden in die nordische Heimath zurückgekehrt war, um sich zu kurzer Herrschaft zu schmücken, war der Rest seines Lebens nur ein einziger Kampf mit dem furchtbaren Leiden. Gewaltig waren die Pflichten, die seiner harrten, und der edle Fürst, im Bewußtsein des sicheren Todes, hat sich ihrer entledigt mit einer Selbstverleugnung, mit einer Ueberwindung, mit einer Treue, die beispiellos sind in der Geschichte. Stundenlang arbeitete er am Schreibtisch, nahm Vorträge von Militär- und Civilpersonen entgegen und empfing zahlreiche Deputationen von nah und fern. Selbst an seinem Tagebuch fand er noch Zeit zu schreiben.

Ein Amnestieerlaß für bestimmte Vergehungen des Civilstandes wie für die Angehörigen des Heeres und der Flotte zeigte den milden und versöhnenden Sinn des neuen Herrschers, während die Entsendung seiner Gemahlin in die durch die Ueberschwemmungen des Frühjahrs 1888 stark heimgesuchten Nothstandsgebiete bekundete, daß er, wie schwer er auch die treue Pflegerin in seinem Leiden entbehren mußte, die Pflichten gegen seine Unterthanen den eigenen überzuordnen wußte. Auch in der Heirathsangelegenheit des Prinzen Alexander von Battenberg bewies er, daß er das Staatsinteresse über das seiner nächsten Familienangehörigen zu stellen wußte. Seine zweite Tochter, Prinzessin Victoria, hatte ein lebhaftes Interesse für den schönen und tapferen

Prinzen gefaßt. Der Verwirklichung des Heirathsprojectes stellten sich von Anfang an sehr gewichtige politische Gründe entgegen. Fürst Bismarck fürchtete, daß bei der alsdann eintretenden nahen Verwandtschaft des Prinzen Alexander zum deutschen Kaiserhause Deutschlands Stellung zu Rußland, das den Prinzen aufs tiefste haßte, eine schwierige — ja im Hinblick auf die damals durch Boulanger's Hetzreden gesteigerte Kriegsneigung Frankreichs — geradezu gefahrdrohende werden könne. Kaiser Friedrich konnte den staatspolitischen Bedenken des Reichskanzlers nicht unrecht geben. Nicht aus dem „olympischen Hoheitsgefühl", wie der dem Kaiser gegenüber nie vorurtheilslose Kanzler behauptet — der Prinz von Battenberg sei dem ersteren als Gemahl seiner Tochter angeblich nicht ebenbürtig erschienen —, sondern aus seinem hohen Pflichtgefühl seinem Volke, seinem Lande gegenüber ließ er das Heirathsproject fallen.

Während die Hoffnungen für die Erhaltung des Kaisers bald stiegen, bald sanken, ertrug der Kranke sein schweres Leiden mit unendlicher Geduld. Mehrere Erstickungsanfälle, herbeigeführt durch plötzlich auftretende Athemnot, Schwierigkeiten bei der Einführung der Canülen, die oft gewechselt werden mußten, brachten das Leben des Fürsten wiederholt schon in jenen Tagen in ernste Gefahr. Dazu kam noch ein böses, zehrendes Fieber. Aber kein Wort der Klage kam über seine Lippen; für seine Umgebung, seine Familie, seine Aerzte, seine Diener hatte er nur Zeichen und Blicke des Dankes. Selbst sein Humor drang manchmal wieder siegreich durch, so in jenem Augenblick, da er der immerfort zärtlich um ihn beschäftigten Gemahlin scherzend die Worte: „Mädchen für alles!" auf den Zettel schrieb. Diese Geduld im Ertragen so schwerer Leiden war denn nur geeignet, die Liebe des Volkes zu seinem kranken Kaiser zu erhöhen und sein Krankenlager mit dem Strahlenkranze des edelsten Martyriums zu umgeben. Das Volk wetteiferte, ihm Zeichen der Liebe und Verehrung zu bringen, und täglich spielten sich vor dem Schlosse in Charlottenburg, wo die Menge des Augenblicks harrte, in dem der geliebte Monarch sich am Fenster zeigen würde, rührende Scenen ab. Tausende von Blumenspenden wurden im Schlosse abgegeben. Leute aus dem Volke hatten sie gespendet, Kinder, Provinzialen, die nach Charlottenburg gekommen waren, um den Kaiser noch einmal zu sehen.

Zu den wohlthuenden Empfindungen, die der kranke Kaiser angesichts solcher Beweise der Liebe seines Volkes empfing, kam Ende April noch eine andere Freude hinzu: der Besuch seiner Schwiegermutter, der Königin von England, und vier Wochen später die Vermählung seines zweiten Sohnes, des Prinzen Heinrich, mit Prinzessin Irene von Hessen-Darmstadt. Wehmüthig froher Art waren die Gefühle des leidenden Fürsten, als es ihm — am 29. Mai — das erste und letzte Mal während seiner kurzen Regierung vergönnt war, als oberster Kriegsherr eine Parade abzunehmen. Am genannten Tage führte ihm sein Sohn, Kronprinz Wilhelm, seine Brigade, die sogenannte „Kaiser-Brigade" vor, die eben von einer Felddienstübung heimkehrte. Welche Gedanken mögen den todwunden Kaiser beschlichen haben, als sich das glänzende kriegerische Schauspiel, an dem er so unzählige Male in seinem Leben theilgenommen, vor seinen Augen abspielte! Auf seinem von Leiden durchfurchten Antlitz zeigte sich eine heftige Erregung. „Ich fürchte, Majestät", sagte ihm Mackenzie gleich nach Beendigung der Truppenschau, „die Besichtigung war für Sie allzu ermüdend". — „Nein, nein", antwortete Friedrich, „habe ich doch zum ersten Male meine Soldaten gesehen".

Am 23. Mai — seit fünf Wochen wieder das erste Mal — erschien der Kaiser zur Freude seiner Berliner wieder in der Reichshauptstadt, von seinen

Getreuen mit stürmischem Jubel begrüßt. Acht Tage später siedelte er nach dem sonnigen und stillen Neuen Palais über, dem er den Namen Schloß Friedrichskron beigelegt hatte.

Trotz der auffallenden Abnahme seiner Kräfte widmete sich der todkranke Kaiser in seinem neuen Heim mehr als je den Regierungsgeschäften. Eine Frage von hoher Bedeutung hatte ihn in den letzten Tagen des Monats Mai beschäftigt. Das Gesetz über die Verlängerung der Legislaturperioden, das durch die vereinigte conservative und nationalliberale Partei angenommen worden war, harrte der Bestätigung des Landesherrn. Kaiser Friedrich, der unnöthigen Verfassungserschütterungen immer abgeneigt gewesen war, vollzog nur mit großem Zögern die Unterschrift des Gesetzes und knüpfte an die Bestätigung desselben die ernste Forderung an den Minister des Innern, v. Puttkamer, nun um so sorgfältiger und gewissenhafter auf eine freie, unbeeinflußte Wahl sein Augenmerk zu richten. Die Wogen der politischen Erörterungen gingen damals sehr hoch. Am 26. Mai hatte im Abgeordnetenhaus jene stürmische Sitzung stattgefunden, in der die freisinnige Partei eine große Anzahl von amtlichen Wahlbeeinflussungen zur Sprache brachte. Noch im letzten Augenblicke, kurz vor Schluß der Session, setzte sie es mittelst eines Appells an das Rechtsgefühl aller Parteien durch, daß die Wahlen der beiden Landräthe v. Puttkamer-Plauth und Döring für ungültig erklärt wurden, nachdem die Wahlprüfungscommission drei Jahre zur Prüfung dieser Angelegenheit gebraucht und die beiden Abgeordneten fast drei Jahre zu Unrecht im Hause gesessen hatten. Die heftigen Beschuldigungen, die an jenem Tage gegen das System des Ministers des Innern geschleudert wurden, veranlaßten Kaiser Friedrich, an amtlicher Stelle eingehende Erkundigungen über diese Angelegenheit einzuziehen. Das Ergebniß derselben war die thatsächliche Feststellung vielfach vorgekommener Ungehörigkeiten bei den Wahlen, und da Kaiser Friedrich in nicht mißzuverstehender Weise seinem Unwillen darüber Ausdruck gab, sah sich Minister v. Puttkamer wohl oder übel dazu genöthigt, um seine Entlassung zu bitten, die ihm denn auch sofort gewährt wurde. Das Ereigniß fand in weiten Kreisen des Volkes lebhafte Zustimmung.

In den ersten Tagen nach der Uebersiedelung lauteten die Nachrichten über das Befinden Kaiser Friedrich's ziemlich befriedigend. Bald aber trat ein merkwürdiger Kräfteverfall ein. Die immer schwieriger werdende Ernährung konnte schließlich nur noch auf künstliche Weise, vermittelst Einpumpen in die Speiseröhre, geschehen. Das Fieber nahm in erschreckender Weise zu, die Athemzüge mehrten sich in beängstigender Aufeinanderfolge, und die Aerzte mußten sich gestehen, daß der Kranke diesen furchtbaren Anfall nicht überleben würde. Die ganze Heldenhaftigkeit seiner Persönlichkeit zeigte der Kaiser noch, als er am 13. Juni, zwei Tage vor seinem Tode, den König Oskar von Schweden empfing. Stehend, schon den Tod im Herzen, begrüßte er lächelnd den befreundeten Monarchen.

Am Nachmittag desselben Tages war der Kaiser noch bei vollem Bewußtsein; er nahm mit sichtbarer Freude Blumenspenden entgegen und hatte Kraft genug, wenn das böse Fieber ihn nicht quälte, einige Zettel, die für Familienmitglieder bestimmt waren, mit kurzen Worten zu beschreiben: theure, unvergeßliche Andenken seiner Hand. Tiefergreifend gestaltete sich auch der Abschied Kaiser Friedrich's von seiner Leibdienerschaft, der er ein so gütiger Herr gewesen. Auch der Reichskanzler erschien im Laufe des Nachmittags noch einmal am Sterbelager. Es war ergreifend, als Kaiser Friedrich die Hand seiner Gemahlin ergriff und sie in die Rechte des Fürsten Bismarck legte. Während des ganzen Donnerstags und der darauffolgenden Nacht zum Freitag weilten

die nächsten Familienmitglieder fast ununterbrochen auf Schloß Friedrichskron. Um 11 Uhr 12 Minuten am 15. Juni 1888 hatte der große Dulder sein schweres Werk vollbracht, ein Werk so voller Entsagung, so voll bitterer Kämpfe, daß alle seine Ruhmesthaten auf den Schlachtfeldern dagegen erblassen. Ein Wehruf ging durch das ganze deutsche Vaterland und hallte wieder in allen Ländern Europas, ja selbst jenseits des Oceans. Ueberall beklagte man den herrlichen Mann, den gefeierten Kriegshelden, den Friedensfürsten und vor allen Dingen den Menschen Friedrich.

Am 18. Juni wurden die sterblichen Ueberreste Kaiser Friedrich's vom Neuen Palais unter Betheiligung von Tausenden und Abertausenden nach dem Mausoleum der stillen Friedenskirche zur letzten Ruhe geleitet. Nur eine kurze Frist war es, die ihm ein unerklärliches Geschick zur Regierung vergönnt — 99 Tage! Zu kurz für einen Monarchen, doppelt kurz für ihn, der sich Jahrzehnte lang gewissenhaft auf den Thron vorbereitet, der sich mit so hohen, weitreichenden Plänen für das Wohl seines Volkes getragen hatte. Eine dreimonatige Regierung kann allerdings keine ausreichenden Anhaltspunkte zu einer gerechten Würdigung darüber geben, was Kaiser Friedrich als Herrscher dem deutschen Volke geworden wäre, wie weit seine Willenskraft, seine Begabung ihn zu einem erfolgreichen Regenten befähigt hätten. Und dennoch, als er dahingegangen war, der „große Dulder“, wie ihn die Todesbotschaft des Staatsministeriums mit Recht nannte, da fühlten alle klar, was Unersetzliches mit ihm geschieden war: die wahre echte Menschlichkeit auf dem Throne.

Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, wollte Kaiser Friedrich zufrieden sein, wenn dereinst von seiner Regierung gesagt werden konnte, „sie sei seinem Volke wohlthätig, seinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen“. In diesen Schlußworten seines Erlasses an den Reichskanzler wird sein Wollen in der Geschichte fortleben, dieses reine und menschliche Wollen, dem ein unsäglich trauriges Geschick das Vollbringen versagte.

I. Biographien, Bearbeitungen und Memoirenwerke.

Hermann Hengst, Kronprinz Friedrich Wilhelm (reicht nur bis 1882; von da bis zum Tode Kaiser Friedr. nur sehr summarisch ergänzt). — Ludwig Ziemssen, Kaiser Friedrich III., 1888 (nicht benutzt). — Hermann Müller-Bohn, Unser Fritz, deutscher Kaiser und König von Preußen. 1. bis 6. Auflage (1888—1893). — Rennel Rodd, Frederic, Crownprince and Emperor. Deutsch von S. Hensel (1888). (Sehr allgemein gehalten, wenig eingehend.) — Ed. Simon, L'empereur Frédéric (1888). Paris. Deutsch von Eufemia Gräfin Ballestrem. (Nicht benutzt.) — Margarethe v. Poschinger, Kaiser Friedrich. Band I und II. (Lediglich Zusammenstellung des vorhandenen Materials.) — Martin Philippson, Friedr. III. als Kronpr. und Kaiser. 1. u. 2. Auflage. (1893 u. 1900.) — H. Müller-Bohn, Kaiser Friedrich der Gütige. 1. u. 2. Aufl. 1900 u. 1904. (Das sehr reichhaltige Material ist dem Verfasser in Briefen, mündl. und schriftlichen Mittheil. von ehemaligen Freunden Kais. Friedr. und ihm nahestehenden Personen [Generalfeldmarschall v. Blumenthal, General v. Sommerfeld, General v. Mischke, Anton v. Werner, Gräfin v. Blumenthal, Elisabeth zu Putlitz, Cultusminister a. D. Goßler u. a. m.] zugegangen und von General v. Mischke, dem Jugendfreunde des Kais., durchgesehen. Eingehende Würdigung der Feldherrnthätigkeit Kais. Friedr., seiner künstlerischen und Wohlfahrtsbestrebungen, Stellungnahme zu Gustav Freytag's Pamphlet: Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone.)

II. Handschriftl. Aufzeichnungen, Originalbriefe, Acten u. persönliche Mittheil., Biographien, Charakteristiken, nach Zeiträumen geordnet.

1831—1848: Geburt, Jugend, Erziehung, Unterricht: Schriftl. Mittheil. des Generals v. Werder. — Mündl. und schriftl. Mittheil. der Frau Elisabeth zu Putlitz, geb. Gräfin Königsmarck. — Briefe des Prinzen an seine früheren Lehrer Ernst Curtius u. Schellbach. — Mündl. u. schriftl. Mitth. von Jugendfreunden: Originalbriefe des Prinzen an Rob. v. Dobeneck, Friedrich v. Salpius, Rudolf v. Zastrow, Elisa v. Zastrow. — Hauptquellen für Erziehung und Unterricht: die handschriftl. Mittheil. des ehemaligen Erziehers, Professor Frédéric Godet in Neuchâtel. — Ferner: Prof. Dr. O. Schrader, Augusta, Herzogin in Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. — Gabriele v. Bülow, Ein Lebensbild aus den Familienpapieren Wilh. v. Humboldt's und seiner Kinder. — Leben des Generals Carl v. Clausewitz und der Frau Marie v. Clausewitz (Erzieherin des Prinzen) von Carl Schwartz. — Wissenschaftlicher Unterricht: Karl Schellbach, Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. — Ernst Curtius, Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich.

1848—1852: Studienzeit in Bonn: Originalbriefe an seine Jugendfreunde Rud. v. Zastrow, Rob. v. Dobeneck, sowie ferner: Die in Besitz der Frau Geheimen Kriegsräthin Justine Köllner, geb. Fischer befindl. Briefe des Prinzen an seinen militärischen Begleiter, den Obersten Fischer. — Für die Ausarbeitungen des Prinzen: Die im Hohenzollernmuseum zu Berlin befindlichen Hefte aus der Hinterlassenschaft Kais. Friedr. — Dann: Paul Lindenberg's Schrift: Kais. Friedr. als Student in Bonn.

1853—1858: Militärische und staatswissenschaftl. Ausbildung: Die im Hohenzollernmuseum zu Berlin befindlichen Acten. Eigenhändiger Beschäftigungsplan d. Prinz., ebendas. Tagebuch des Kronpr. über seine russische Reise, ebendas. — Moltke, Briefe aus Rußland. — Dann: Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten. — Gerhard v. Amyntor, Das Skizzenbuch meines Lebens. — Moltke, Wanderbuch. — Aus dem Leben Theod. v. Bernhardi, II. — Verlobung und Vermählung, junges Eheleben: Martin, Life of the Prince Consort, IV.

1858—1863: Martin, Life of the Prince Consort, IV. — Dr. Hinzpeter, Zum 25. Januar 1883. — Schellbach, Erinnerungen an den Kronpr. Friedr. Wilh. von Preußen. — Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit, II. — Prof. Dr. O. Schrader, Augusta, Herzogin in Sachsen, die erste deutsche Kaiserin. — Leopold v. Gerlach, Denkwürdigkeiten. — Für die Conflictszeit: R. Haym, Das Leben Max Duncker's. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I. — Herzog Ernst II. von Coburg, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. — Schriftl. Mittheil. des Generals v. Schweinitz, seiner Zeit Adjutant des Kronprinzen.

1864: Schriftl. Mittheil. des Generals v. Schweinitz. — Der deutsch-dänische Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. — Hans Delbrück, Persönl. Erinnerungen an Kais. Friedr. und sein Haus. — Heinr. v. Sybel, Begründung des deutschen Reiches unter Wilhelm I., III. — Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers v. Roon, II. — Dann: Denkschrift sowie mündl. Mittheil. des Generalfeldmarschalls v. Blumenthal.

1866: Gedanken und Erinnerungen von Otto Fürst v. Bismarck. — R. Haym, Das Leben Max Duncker's. — Kriegstagebuch des Kronprinzen von 1866. — J. von Verdy du Vernois, Im Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee. — Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen: Artik. in den Preußischen Jahr-

büchern. Band 64, S. 720. — Für den kriegsgeschichtl. Theil: Denkschrift des Generalfeldmarschalls v. Blumenthal, sowie schriftl. und mündl. Mittheil. des Generals v. Mischke und: v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866, II. — Persönl. Mittheil. des Generalfeldmarschalls v. Moltke. — Erinnerungen des Generals der Cavallerie Graf Wartensleben-Carow. — Wolf v. Tümpling, Hermann v. Boyen.

1866—1870: H. v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches, V. — Denkwürdigkeiten von Roon, II. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II. — Martin Philippson, Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser. — Hans Delbrück, Persönl. Erinnerungen u. s. w. — Briefe von Max v. Forckenbeck an seine Gemahlin, veröffentlicht von Professor Dr. Martin Philippson in der „Deutschen Rundschau". 1898. Octoberheft. — Denkwürdigkeiten aus meinem Leben von J. C. Bluntschli, III. — Acten des Hohenzollernmuseums. — „Tagebuch meiner Reise nach dem Morgenlande."

1870: Für den kriegsgeschichtlichen Theil: Denkschrift sowie persönliche Mittheil. des Generalfeldmarschalls v. Blumenthal. Schriftl. und mündl. Mittheil. der Generale v. Mischke und v. Sommerfeld. — Moltke, Militärische Werke, Bd. I. — W. v. Hahnke, Die Operationen der III. Armee, nach den Acten der Arme dargestellt. — Paul Hassel, Von der III. Armee. Kriegsgeschichtliche Skizzen aus dem Feldzug 1870/71. — Tagebuch des Kronprinzen 1870/71, veröffentlicht in der „Deutschen Rundschau". October 1888. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, II. — Roon, Denkwürdigkeiten, II. — Dr. Carl Pietschker, Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. — Verdy du Vernois, Im Großen Hauptquartier 1870/71. — Gustav Freytag, Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Zur Kritik dieses Pamphlets: Schriftl. und mündl. Mittheil. des Generals v. Mischke, sowie Aufzeichnungen Karl Bleibtreu's aus den Erinnerungen seines Vaters, des Malers Georg Bleibtreu. — General v. Blume, die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung. — Heinrich v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reichs unter Wilhelm I. — Rogge, Die evangelischen Feldgeistlichen im Feldzuge 1870/71. — Dr. Toeche-Mittler, Die Kaiserproclamation von Versailles.

Kaiser Friedrich's Wirken auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, des Schulwesens und der Volkswohlfahrt: Schriftl. Mittheil. von Anton v. Werner. — Gedächtnißrede des Geheimrathes R. Schöne bei der Trauerfeier der Königlichen Museen, 1. Juli 1888. — Schriftl. Mittheil. von Karl Bleibtreu, dem Sohne von Georg Bleibtreu. — Peter Wallé, Die Hohenzollern und der Dom zu Berlin, Deutsche Revue, Jahrgang XVII. — Hans Delbrück, Persönl. Erinnerungen u. s. w. — Karl Schellbach, Erinnerungen an den Kronprinzen Friedr. Wilh. Originalbriefe des letzteren an Schellbach. — Ernst Curtius, Gedächtnißrede auf Kaiser Friedrich. — Roon, Denkwürdigkeiten, II. — Friedr. Crönert, Kaiser Friedr. und Marc Aurel. Eine Vergleichung. (Sehr anziehend.) — Nippold, Katholisch oder jesuitisch. — F. H. Geidel, Kaiser Friedrich als Freimaurer. — Mündl. Mittheil. des Rectors Paulick, Leiters der X. Fortbildungsschule zu Berlin. — Bertha v. d. Lage, Kaiserin Friedr. und ihr Wirken für Vaterland und Volk. — Victor Böhmert, Kaiser Friedr. als Freund des Volkes, mit Beiträgen von Georg v. Bunsen, Prof. v. Gneist, Abgeordn. v. Schenck, Landgerichtsrath Krokisius u. a. — Persönl. Mittheil. der Generale v. Mischke, v. Sommerfeld u. des Generalfeldmarschalls v. Blumenthal; ferner: Mittheil. des Buchdruckereibesitzers Grunert und zahlreicher anderer Gewerbetreibender, auch des Kammerdieners Wetterling. — Schriftl. Mittheil. des Pastors v. Bodelschwingh. — Martin

Philippson, Friedr. III. als Kronprinz und Kaiser. — Roon, Denkwürdigkeiten. — Aus dem Leben König Karls von Rumänien; Aufzeichnungen eines Augenzeugen. — Hans Delbrück, Persönl. Erinnerungen u. s. w.

1878—1888: Des Kronprinzen „Tagebuch meiner Reise nach Spanien 1883“. — Martin Philippson, Friedr. als Kronprinz und Kaiser. — Dr. Hinzpeter, Zum 25. Januar 1883. — Die Krankheit Kaiser Friedrichs III., dargestellt nach amtlichen Quellen u. s. w. — Weiter: M. Mackenzie, The Fatal Illness of Frederic the Noble. London. — Hans Blum, Persönl. Erinnerungen an den Fürsten Bismarck. — Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen. — Prof. Heinr. v. Treitschke in dem Nachrufe, den er in den Preußischen Jahrbüchern Wilhelm I. und Friedrich III. widmete. — Persönliche Mittheil. des Generals v. Mischke, sowie des Generalfeldmarschalls v. Blumenthal.

Hermann Müller-Bohn.

Friedrich, Graf von Zollern, Bischof von Augsburg. Friedrich Graf von Zollern stammte aus dem schwäbischen Zweige des Hauses Hohenzollern. Er war ein Sohn jenes mit Kaiser Friedrich III. in engerem Verhältniß stehenden Grafen Jos v. Zollern, der die von den Reichsstädten zerstörte Stammburg seines Geschlechtes wieder aufbaute, ein Bruder des bekannten Eitelfritz v. Zollern, der König Maximilian im Krieg und Frieden, im Reichs- und Hofdienste als einer seiner vertrautesten Räthe zur Seite stand, ein Bruder auch jener Grafen v. Zollern, die in den niederländischen Kämpfen Maximilian's ihr Leben verloren. Seine Mutter war eine geborene Gräfin v. Werdenberg, eine Schwester des Augsburger Bischofs Johann v. Werdenberg und des Hugo v. Werdenberg, der als Geheimer Rath Kaiser Friedrich's eine führende Rolle in der Reichspolitik spielte.

F. wurde im J. 1450 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt sehr frühzeitig Canonicate zu Straßburg und Konstanz. Im J. 1468 ging er an die Universität Freiburg, zwei Jahre später treffen wir ihn in Erfurt, wo er als Student zum Rector gewählt wurde, und im J. 1477 in gleicher Würde wieder in Freiburg. Hier in Freiburg trat er in Verkehr mit dem fünf Jahre älteren berühmten Geiler v. Kaisersberg, der damals an der dortigen Hochschule als Lehrer der Theologie wirkte. Dieses Verhältniß befestigte sich, als beide, F. als Domdecan, Geiler als Prediger am Münster später in Straßburg nebeneinander thätig waren, und der letztere benützte den über den jüngeren Freund gewonnenen Einfluß, um diesen auch in der Zukunft, soweit es ging, in seinem Sinne zu leiten. Außer mit Geiler pflog F. in Straßburg noch mit einer Anzahl anderer hervorragender Männer, von denen der Humanist Peter Schott und der Münsterpfarrer Johannes Rot hervorzuheben sind, freundschaftlichen Umgang, der ihn in seinen wissenschaftlichen Neigungen und der ihm von Geiler eingepflanzten kirchlichen Gesinnung förderte.

F. wurde, nachdem er Priester geworden, von Kaiser Friedrich auf die reiche Pfarrei Rusbach im Passauischen und von dem Bischof von Forli auf die Pfarrei Offenburg in Baden präsentirt und erfreute sich bereits beträchtlicher Einkünfte, als sich ihm durch den Tod seines Oheims, des Bischofs von Augsburg (Fbr. 1486), neue, glänzende Aussichten eröffneten. Die Habsburger wandten nämlich in ihrem Bestreben, sich der Familie Friedrich's und den Werdenbergern dankbar zu erzeigen, ihren ganzen Einfluß auf, um ihm das erledigte Bisthum zu verschaffen. Sie standen damit in Gegnerschaft zu der starken Wittelsbach'schen Partei, die für ein Glied ihres Hauses, den Augsburger Dompropst Johann, das Bisthum zu gewinnen trachtete. Schließlich ging F. siegreich aus dem Wahlkampfe hervor, indem er am 21. März 1486

einstimmig gewählt und postulirt wurde. Nur zögernd, nachdem er sich vorher des Beistandes des Kaisers und Maximilian's, dessen Wahl und Krönung er persönlich anwohnte, versichert, nahm er die ihm dargebotene Würde, die ihn mit den Wittelsbachern in Conflict zu bringen drohte, an. Die päpstliche Bestätigung erfolgte ohne Anstand am 14. Juni, am 12. September die Ordination durch den Bischof von Konstanz, im Februar des nächsten Jahres die Belehnung mit den Regalien.

Von Geiler mit Nachdruck auf die mit seiner hohen Würde verbundenen Verpflichtungen hingewiesen, war er darauf bedacht, für seine Person mehr als die meisten gleichzeitigen Bischöfe den geistlichen Charakter seines Amtes zu wahren. Er verrichtete bei festlichen Gelegenheiten die gottesdienstlichen Handlungen selbst, trug im Gegensatz zu seinen Standesgenossen, deren Aufzug, wie er selbst sagt, oft dem von Musikanten glich, eine einfache, würdige Tracht und führte, was sogar die böse Zunge des Verfassers der Zimmern'schen Chronik sagen muß, „glaublich" ein „keusches und reines Leben" bis an sein Ende. Dabei war er aber durchaus kein Asket, wie Geiler es wohl gewünscht hätte. Er verschmähte es bei ihm passend erscheinenden Gelegenheiten nicht, mit dem ganzen, seiner landesherrlichen Stellung entsprechenden Pomp aufzutreten, sich die Vergnügungen des Carnevals wenigstens anzusehen, sich von seinen geistlichen Geschäften durch Jagden und Badereisen zu erholen und einen gastfreien, „tapfern" Hof zu halten.

Seinen Obliegenheiten als Bischof bemühte er sich mit Gewissenhaftigkeit nachzukommen. Er berief noch im J. 1486 eine Synode nach Dillingen, um seinem Diöcesanclerus die bestehenden Statuten neu einzuschärfen, setzte das Ceremoniell der Messe, das in Unordnung gerathen war, durch ein neues Missale fest, ließ ein gereinigtes und verbessertes Brevier verfassen und zur Erzielung einer Gleichmäßigkeit bei der „Administration der Sacramente" ein den Vorschriften entsprechendes Ritual anfertigen. Das Klosterwesen suchte er durch Visitationen zu heben und den religiösen Geist des Volkes auf jede Weise zu wecken. Zu letzterem Zwecke bewog er seinen Lehrer und Freund Geiler nach Augsburg zu kommen, wo dieser vom St. Michaelstage 1488 bis Anfang des Jahres 1489 fast täglich unter großem Zulauf des Volkes im Dome predigte. Auch errichtete F. gegen das Ende seines Lebens eine Prädicatur im Dome, nachdem er dort schon vorher das Amt eine Poenitenzers gestiftet hatte. Von anderen Stiftungen dieses Bischofs sind die des Collegiatstiftes zu Dillingen und die des „Tenebrae" im Dome zu nennen, bei welchen, wie üblich, gottesdienstliche Verrichtungen mit einem Wohlthätigkeitsact vereinigt waren.

Die Zeit Bischof Friedrich's war reich an großen, weithin ihren Glanz verbreitenden kirchlichen Festen, von denen einige durch die Gegenwart König Maximilian's verherrlicht wurden. So wurden im J. 1491 die Ueberreste des hl. Simpert unter ungeheurem Pompe in eine neue Grabstätte übergeführt, während des Reichstages im J. 1500 die Kirche von St. Ulrich geweiht, zur Abwendung einer Theuerung und anderen durch „Kreuzregen" angekündigten Unheiles im J. 1503 eine große Procession abgehalten, an welcher sich sechzig Tausend Menschen betheiligt haben sollen. Für die angestrittene Echtheit der bekannten „wunderbaren Hostie" zum hl. Kreuz in Augsburg trat er mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit ein, so daß ein eigener Festtag zu Ehren der Hostie in den Kalender der Domkirche aufgenommen wurde. Man kann sagen, daß sich in Augsburg gerade unter Bischof F. der äußere Glanz des katholischen Kirchenthums unmittelbar am Vorabende der Reformation noch einmal mit aller Pracht entfaltete.

Unter den Reichsfürsten nahm F., wenn er auch nicht als Politiker im großen Stile auftrat, wie etwa sein Zeitgenosse, der Erzbischof Berthold von Mainz, eine geachtete Stellung ein. Bei den Reichstagen war er, soweit es ihm möglich, persönlich anwesend, und die dort gefaßten Beschlüsse führte er an seinem Theile mit Eifer aus. Als Mitglied des schwäbischen Bundes, dem er fast von dessen Entstehung an angehörte, hatte er Gelegenheit, dem Kaiser und König manchen werthvollen Dienst zu leisten, ebenso als Commissär; als solcher war er z. B. thätig bei den Friedensverhandlungen von Senlis, bei dem Empfange Maria Blanca's, der Braut Maximilian's, bei den Friedensbesprechungen auf dem Lechfelde im J. 1492, bei den Unterhandlungen zwischen Tirol und Chur vor Ausbruch des Schweizerkrieges und bei dem wegen der Landshuter Erbfolge eingesetzten Schiedsgerichte im J. 1504.

Als weltlicher Landesherr hatte er manches von der Mißgunst der ihm feindlich gesinnten Wittelsbacher zu leiden, namentlich von Herzog Georg. Dieser brachte die von dem Herzog Sigmund von Tirol an das Bisthum Augsburg verpfändete Markgrafschaft durch Entrichtung der Pfandsumme im J. 1487 an sich und entriß dem Bischof gleich nach dessen Regierungsantritt die dem Bisthum zugehörige Schirmvogtei über das Kloster Ottobeuren; doch gelang es F., sich bald wieder in den Besitz des ihm Entzogenen zu setzen. Die Schirmvogtei über Ottobeuren erlangte er schon im J. 1488 wieder, die Markgrafschaft Burgau zehn Jahre später, als der unterdessen in den Besitzstand Sigmund's eingetretene König Maximilian das von den Burgauern selbst ausgelöste und ihm zugestellte Land wieder an F. verpfänden mußte. Die Lage seiner Unterthanen bemühte er sich durch Verbesserungen auf dem Gebiete der Rechtspflege und einige Milderungen der Leibeigenschaftsverhältnisse zu heben. Im übrigen war er ihnen ein zwar gerechter, aber in Geldsachen genauer, namentlich mit der Kriegssteuer „etwas zu unmilder" Herr. Er gewann dadurch die Mittel, um verpfändete Güter des Bisthums an dasselbe zurückzubringen, einige neue zu erwerben, mehrere Bauten, vor allem in Dillingen und Füssen, aufzuführen und dem Domcapitel wie dem Bisthum beträchtliche Summen zu hinterlassen.

Mit der Stadt Augsburg hatte er wie die meisten seiner Vorgänger verschiedene Zwistigkeiten, die zeitweilig eine ernstliche Spannung zwischen dieser und ihm nebst seinem Domcapitel hervorriefen. Ein Streit wegen der von beiden Seiten beanspruchten Reichsvogtei über Schwabmünchen und andere Orte hätte im J. 1492 beinahe zu einem blutigen Zusammenstoß geführt. Außerdem schwebte zwischen ihm und der Stadt ein erbitterter Proceß infolge eines bereits unter seinem Vorgänger zu Stande gekommenen Statutes, welches nicht nur die Augsburger Bürger, sondern auch die Bürgerssöhne vom Domcapitel ausschloß.

Angenehm und freundlich war das Verhältniß des Bischofs zu seiner Familie. Seinem Vater, der öfter in seinem Gefolge erscheint und auch bei ihm zu Augsburg in der bischöflichen Pfalz starb, brachte er bis ans Ende kindliche Liebe und Verehrung entgegen. Den Kindern seiner Geschwister war er ein wohlwollender und sorgsamer Oheim; den später so berühmt gewordenen Truchseß Georg v. Waldburg, einen Sohn seiner Schwester Helene, erzog er an seinem Hofe, und der Heimath bewies er durch mehrere Stiftungen und öftere Besuche seine Anhänglichkeit.

F. starb am 8. März 1505 an einer ihn plötzlich überfallenden Krankheit, 54 Jahre alt, im bischöflichen Schlosse zu Dillingen. Er hatte sich selbst ein Sterbelied verfaßt und sich die Grabstätte in der Gertrudencapelle des Domes zu Augsburg, in der er bestattet ist, selbst errichten lassen. Abgesehen

von dem Bildniß des Bischofs auf der Grabplatte, findet sich ein solches in der Ambraser Sammlung (Nr. 789), ein bemalter Holzschnitt, der uns F. im bischöflichen Pontificalgewande zeigt.

Ueber die Wahl des Bischofs und sein Verhältniß zur Stadt Augsburg enthalten Einiges Bd. III u. IV der Augsburger Chroniken (Bd. XXII u. XXIII der Chroniken der deutschen Städte); Gasser, Annales civitatis ac reipublicae Augsburgensis in Mencken's Script. rer. Germ. etc. Bd. I (deutsche Bearbeitung von Hartmann in der Chronica der Weitberuemten Keyserlichen 2c. Statt Augspurg 2c., Frkft. a. M. 1595). — Ueber die drei ersten Regierungsjahre des Bischofs sind wir besonders genau unterrichtet durch eine Art Tagebuch seines Hofcaplans, das zuerst veröffentlicht wurde von Steichele in den Beiträgen zur Gesch. des Bisthums Augsburg, Anhang zu Merkle's Archiv für Pastoralconferenzen (Augsburg 1848); neuerdings wurde es edirt von Dreher in den Mittheilungen des Ver. für Geschichte und Alterthumskunde in Hohenzollern, Jahrg. XVIII, XIX, XX, XXI (1884—88), mit Anmerkungen versehen und zu einem Lebensbilde erweitert, für welches alle einschlägigen Quellen benutzt wurden. Friedrich's Verhältniß zu Geiler v. Kaisersberg beleuchten Dacheux, Die ältesten Schriften Geiler's (Freiburg 1882); Derselbe, Un réformateur catholique à la fin du XV. siècle. Jean Geiler de Kaysersberg, Étude sur sa vie et son temps (Strasbourg 1876). — Seine Wirksamkeit als Bischof behandeln am ausführlichsten von Aelteren: Wilhelm Wittwer in seinem Catalogus abbatum Monasterii SS. Udalrici et Afrae, herausgegeben von Steichele im Archiv für die Gesch. des Bisthums Augsburg (1860); von Neueren: Braun, Gesch. der Bischöfe von Augsburg, III. Bd. (Augsburg 1814) S. 89 ff. — Noch andere, mehr untergeordnete Quellen und Schriften, die sich auf F. beziehen, sind bei Dreher genannt.

Fr. Roth.

Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, war geboren am 28. Februar 1823 zu Ludwigslust als ältester Sohn des damaligen Erbgroßherzogs Paul Friedrich und dessen Gemahlin Alexandrine, der zweiten Tochter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen; † zu Schwerin am 15. April 1883 nach 41jähriger Regierung, tief betrauert von seinem Volke, das in ihm einen Herrscher von seltener Pflichttreue, von großer Herzensgüte, von ungewöhnlicher persönlicher Liebenswürdigkeit und aufrichtiger Frömmigkeit verehrte und stolz war auf die rühmliche Rolle, die sein Landesherr in den großen Krisen der neuesten deutschen Geschichte gespielt hatte. Aufgewachsen war F. F. in dem politischen Stillleben Norddeutschlands in den zwanziger und dreißiger Jahren; in seine Regierungszeit aber fielen die Jahre 1848, 1866 und 1870 und erfüllten mit großem Inhalte das Leben dieses Mannes, der, als er die Augen schloß, eben erst die Grenze des Alters überschritten hatte.

Seine ersten Jugendjahre verlebte F. F. in Ludwigslust unter den Augen seiner Eltern und am Hofe seines Urgroßvaters, des regierenden Großherzogs Friedrich Franz I. Der hatte seinem in der Blüthe der Jahre 1819 gestorbenen ältesten Sohne Friedrich Ludwig eine Theilnahme an den Regierungsgeschäften in sehr weitem Umfange eingeräumt, die er seinem Enkel Paul Friedrich ebenso hartnäckig versagte wie die Gründung einer eigenen Hofhaltung, wodurch das Verhältniß des Erbgroßherzogs zu seinem Großvater zeitweise getrübt wurde. Der Regierungsantritt Paul Friedrich's am 1. Februar 1837 hatte dann begreiflicher Weise durchgreifende Veränderungen zur Folge, deren wichtigste die Verlegung der Residenz nach Schwerin, dem Sitze

der Regierungsbehörden, war. Für den nunmehr Erbgroßherzog gewordenen F. F. war die Uebersiedlung nach Schwerin übrigens von um so geringerer Bedeutung, da er bereits im Herbst 1837 Mecklenburg verließ, um seine weitere Ausbildung in Dresden durch die Lehrer des Blochmann'schen Instituts zu erhalten. Im Juli 1840 fand diese Vorbereitungszeit in einem wohlbestandenen schriftlichen und mündlichen Examen vor der Prüfungscommission des Instituts ihren Abschluß. Am 15. October war F. F. in Berlin Zeuge der feierlichen Huldigung der Landtage vor dem neuen Könige Friedrich Wilhelm IV. und schrieb in sein Tagebuch begeisterte Worte über „das felsenfeste Vertrauen, auf dem der preußische Thron gegründet steht“; dann machte er sich auf den Weg nach Bonn. In den Rheinlanden vernahm er noch den Nachhall der Kriegsbegeisterung, die in Nicolaus Becker's „Rheinlied“ ihren dichterischen Ausdruck gefunden hatte. Am 5. November wurde der Prinz unter E. M. Arndt's Rectorat immatriculirt; an Vorlesungen hörte er Privatissima bei Walter, Perthes, Loebell, Urlichs, Brandis, dazu in jedem Semester ein Publicum, im ersten eines bei Arndt über die Germania des Tacitus, fand aber, daß „Arndt's weitschweifige Vortragsweise nicht auf der Höhe des anziehenden Stoffes stand“. Die Universitätsferien füllten längere Reisen aus, nach den Niederlanden, nach Italien. Ein Freund harmlos geselligen Verkehrs, gastfrei und wegen seiner Anspruchslosigkeit und jugendlichen Heiterkeit geschätzt, unterhielt F. F. lebhafte Beziehungen nicht nur zu seinen Altersgenossen, besonders zu seinen Landsleuten unter den Commilitonen, sondern auch zu der Bonner Gesellschaft, zu den Officieren der Garnison, zu Professorenkreisen und zu der englischen Colonie der Stadt; an Standesgenossen fehlte es ihm an der „Fürstenuniversität“ nicht, mit den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (jetzt König von Dänemark), Friedrich von Hessen und Leopold von Lippe-Detmold verband ihn enge Freundschaft.

Die Studienzeit fand ein unvermuthetes jähes Ende. Am 1. März 1842 beschied eine Stafette den Prinzen an das Lager des erkrankten Großherzogs. F. F. fand seinen Vater noch am Leben, aber wenige Tage darauf, am 7. März, verschied Paul Friedrich, und die schwere Bürde einer Regierung senkte sich auf die ungeübten Schultern seines neunzehnjährigen Sohnes, dessen Lehrjahre noch nicht beendet waren. Den Mangel an Reife und gründlicher Vorbildung empfand der junge Fürst schmerzlich. „Es ist ein ernstes Ding, Land und Leute regieren zu sollen in einem Alter, wo einem sonst noch keine Compagnie anvertraut wird“, schrieb er und dachte in dieser Zeit wohl zuweilen daran, die Krone niederzulegen.

Die Regierungssorgen begannen bald genug; die Katastrophe von 1848 bereitete sich auch in Mecklenburg vor. Der Conflict zwischen den bürgerlichen und adeligen Mitgliedern der Ritterschaft, der zu Paul Friedrich's Zeiten ausgebrochen war, setzte sich unter der Regierung seines Sohnes fort und gewann an Schärfe. Die bürgerlichen Gutsbesitzer, die früher in der Minderzahl gewesen waren und an den Landtagsgeschäften wenig theilgenommen hatten, waren im Laufe der Zeit den adeligen Rittern an Zahl gleich geworden, sie hatten an Standesbewußtsein gewonnen, bezogen die Landtage und beanspruchten die ihnen bisher vorenthaltenen Rechte des ritterschaftlichen Adels, insonderheit die Wählbarkeit zu den Landrathsstellen und in den „Engeren Ausschuß“ (ein ständisches Collegium, das die ständischen Angelegenheiten in dem Zeitraum zwischen den Landtagen verwaltet) und den Mitgenuß der drei Landesklöster. Der Streit, bei dem die bürgerliche Partei sich vielfach mit der Landschaft (den Vertretern der Städte) verband und in den auch die Männer

der Wissenschaft eingriffen: v. Kamptz und Laspeyres als Verfechter des Standpunktes des Adels, Zachariae und Beseler als Wortführer der bürgerlichen Opposition — dieser Streit verbreitete sich von den Landtagen über das ganze Land. F. F., der in den ersten Jahren seiner Regierung vorzugsweise von den Ministern seines Vaters, v. Lützow und v. Levetzow, berathen wurde — „Lützow stellt das bewegliche Element dar, Levetzow das stabile“, so charakterisirte der Großherzog die beiden Männer —, der aber von Anfang an und mit Erfolg bemüht war, sich selber ein Urtheil zu bilden, verkannte die Mängel der alten ständischen Verfassung nicht. Auf seine persönliche Initiative hin machte 1843 die Regierung den freilich erfolglosen Versuch, die ständischen Differenzen im Wege eines gütlichen Ausgleichs beizulegen. Indessen kam auf dem Landtage dieses Jahres der von F. F. angeregte Verzicht des Adels auf die alleinige Wählbarkeit in den „Engeren Ausschuß“ zu Stande; da aber gleichzeitig dem Adel seine anderen Vorrechte bestätigt wurden, setzte die bürgerliche Partei den Kampf fort. Es gelang ihr, wenigstens im Schweriner Landestheil die Majorität in der Ritterschaft zu gewinnen. Auf den stürmisch verlaufenden Landtagen von 1846 und 1847 wurden die Landräthe, die Inhaber der höchsten ständischen Würde, welche die Directorialgeschäfte der Landtage führen und herkömmlicher Weise in die Landtagsausschüsse (Committen) gewählt waren, in denen sie dann den Vorsitz führten, aus den Committen fast gänzlich verdrängt, und auf dem 1847er Landtage stellte der Gutsbesitzer Pogge-Roggow (s. d.) den freilich nur vom Vertreter der Stadt Schwerin unterstützten Antrag auf Einführung einer constitutionellen Verfassung. F. F. litt schwer unter diesen Zuständen. Mehrmals wandte er sich mit der Bitte um Rath an seinen von ihm sehr verehrten Oheim Friedrich Wilhelm IV., der aber meinte noch 1847, an dem strammen Festhalten der alten Grundsätze werde die Opposition schließlich erlahmen. Der König machte allerdings auch positive Vorschläge, aber dafür war es, selbst wenn sie ausführbar gewesen wären, bereits zu spät. Schon kam es in einigen kleinen Städten zu Unruhen, die militärisches Einschreiten erforderten; das Sturmjahr 1848 nahte.

Neben den politischen Sorgen war es auch eine volkswirthschaftliche Angelegenheit von höchster Bedeutung, die die Aufmerksamkeit des jungen Fürsten in Anspruch nahm: die Eisenbahnfrage. Im November 1841 war in Berlin zwischen den betheiligten Staaten eine Convention zum Bau der für Mecklenburg höchst wichtigen Bahn Berlin-Hamburg geschlossen, für den Abschluß der Contracte aber nur die Frist von einem Jahre vorgesehen worden. Die Zeichnungen flossen indessen so spärlich, daß Preußen die Uebernahme einer Zinsgarantie ablehnte; in Berlin bevorzugte man überdies die Linie über Magdeburg. Ein Umschwung dieser Stimmung war trotz der Bemühungen des Ministers v. Lützow nicht zu erzielen, die Frist für die Bahn auf dem rechten Elbufer nahte ihrem Ende. Da entschloß sich F. F., dem Könige von Preußen brieflich die Angelegenheit ans Herz zu legen und erreichte wenigstens die Verlängerung der Frist um sechs Monate. Lützow entfaltete nun eine emsige Thätigkeit, verhandelte mit den Ständen, mit Dänemark und mit Hamburg erfolgreich, fand aber in Berlin keinerlei Entgegenkommen. Wieder bedurfte es des persönlichen Eintretens des Großherzogs, der sich zum Könige nach Potsdam begab. Es erfolgte dann in der That ein Umschlag in den Berliner Regierungskreisen. Am 7. Juni 1843 konnte den zu einem Convocationstag nach Schwerin berufenen Ständen das Project in seinen allgemeinen Umrissen vorgelegt werden, im Frühjahr 1844 begann der Bau auf mecklenburgischem Gebiet und am 15. December 1846 wurde die ganze Linie dem Verkehr übergeben. Daß an diese Bahn sich Zweiglinien ins Innere des

Landes, namentlich nach den mecklenburgischen Hafenstädten anschließen sollten, hatte F. F. schon auf dem Convocationstage verheißen; mit dem Bau der Linie Hagenow-Schwerin ging der Großherzog selbständig vor, sie wurde 1847 eröffnet; daß 1848 Schwerin-Wismar und 1850 auch Schwerin-Rostock folgen konnten, war wieder sein persönliches Verdienst, da er die dem Unternehmen sich entgegenstellenden, heute kaum noch verständlichen Schwierigkeiten beseitigen half.

Während die Verhandlungen wegen der Berlin-Hamburger Bahn noch schwebten, stattete F. F. dem verwandten russischen Hofe einen Besuch ab; im folgenden Jahre 1844 ging er nach Italien und Constantinopel. Er hat dieser Fahrt noch mehrere große Reisen folgen lassen, betrachtete aber jede Reise wesentlich als Bildungsmittel und bereitete sich dementsprechend sprachlich und litterarisch darauf vor, verschaffte sich an Ort und Stelle die sachkundigsten Führer, war nie müßig und ermüdete nie, so daß seine Begleiter es nicht leicht hatten. Sorgsam wählte er seine Reisegefährten; 1844 wie bei einigen späteren Reisen (1865 nach Spanien, 1872 in den Orient) hatte er sich dazu seinen Landsmann Ad. Fr. v. Schack ausersehen. In alledem fand das starke Fortbildungsbedürfniß des Großherzogs, der seinen Studiengang nicht hatte zum Abschluß bringen können, seinen Ausdruck. Wie er denn auch bis in seine späteren Jahre es liebte, sich Vorlesungen theils durch Schweriner Gelehrte, theils durch Rostocker Professoren, ja selbst durch Auswärtige halten zu lassen. Daß er auch in der Ferne an allen, selbst den unbedeutendsten Vorkommnissen der Landesverwaltung ein nie ermüdendes Interesse nahm, ist durch zahlreiche Schriftstücke von seiner Hand bezeugt.

Zu Beginn des Jahres 1848 schrieb F. F. an einen Jugendfreund: „Mir geht es gut, so gut wie es einem Fürsten gehen kann, der seine Pflicht zu thun bestrebt ist: viel Arbeit, manche bittere Erfahrung, manche freudige Stunde, ewige Sorge und Unruhe, Sorge für die Gegenwart und Sorge für die Zukunft, denn wir gehen im Vaterlande einer ernsten Zeit entgegen.“ Diese ernste Zeit kam schneller als er und Andere gedacht hatten. Die Nachricht von der Pariser Februarrevolution traf den Großherzog zunächst persönlich, denn Louis Philipp's Schwiegertochter, die Herzogin von Orleans, war eine mecklenburgische Prinzessin, die Stiefschwester seines Vaters; dann aber gab sie das Signal zu der revolutionären Bewegung, in die auch Mecklenburg hineingerissen wurde. Hier war, wie wir sahen, die Reformbewegung ausschließlich von der bürgerlichen Partei der Gutsbesitzer ausgegangen, der Kampf hatte sich wesentlich innerhalb der Ritterschaft abgespielt. Jetzt traten die Städte an die Spitze und in ihnen waren es wieder die radicalen Elemente, denen die Führerschaft zufiel. F. F. war zu Anfang März in Berlin gewesen, mit dem Könige und den Ministern die Lage zu besprechen. „Wir Kleinen blicken erwartungsvoll auf Dich“, hatte er schon am 2. März dem Könige geschrieben, „auf Preußens Adler steht unser Vertrauen“; man hatte ihn zu beruhigen gewußt und ihm eine abwartende Haltung empfohlen. Gleich nach seiner Rückkehr überreichte ihm eine Deputation des Schweriner Magistrats eine auf Revision der Verfassung und Berufung eines außerordentlichen Landtags antragende Petition und Tags darauf erschien eine Abordnung der Rostocker Bürgerschaft mit einer unter dem Einfluß von Moritz Wiggers (s. d.) formulirten Bittschrift, welche Reform der Landesverfassung auf Basis einer Volksvertretung, Mitwirkung zur Begründung eines deutschen Parlaments, Preßfreiheit und Aufhebung der Censur, unbegrenztes Versammlungsrecht, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren mit Schwurgerichten, allgemeine Volksbewaffnung

mit Beschränkung der stehenden Heere forderte. Aehnliche Adressen folgten von allen Seiten, eine Petitionsfluth ergoß sich nach Schwerin, es wurden zum Theil die weitestgehenden Forderungen, nicht selten in drohendem Tone, erhoben. F. F. beantwortete die Rostocker Eingabe ablehnend und ließ am 14. März in einem Regierungserlaß erklären, daß er nicht gewillt sei, „Petitionen, die etwa in Landesverfassungs- oder ähnlichen Angelegenheiten an ihn gerichtet werden möchten, weiter persönlich entgegen zu nehmen, daher denn dergleichen Vorträge nicht durch Deputationen, sondern in dem gewöhnlichen Wege an ihre Bestimmung zu befördern seien". Der kühle Ton dieser Abfertigung wirkte weithin erbitternd; die Regierung suchte zunächst durch Bewilligung der Preßfreiheit die Gemüther zu beschwichtigen und beraumte dann, als eine Versammlung der ritterschaftlichen Oppositionspartei in Güstrow und darauf sogar der Engere Ausschuß die sofortige Einberufung eines Convocationstages verlangten, einen außerordentlichen Landtag auf den 26. April an. Inzwischen aber hatte sich unter dem Eindruck der Nachrichten aus Berlin in den Anschauungen des Großherzogs eine entscheidende Wendung vollzogen. Die Durchführung einer Reform auf ständischer Grundlage erschien ihm völlig aussichtslos, ein ferneres Temporisiren war unmöglich, so entschied er sich für das Repräsentativsystem und erließ am 23. März unter dem Jubel der liberalen Partei eine Proclamation „An meine Mecklenburger", in der es u. a. hieß: „Es liegt die Nothwendigkeit vor, daß Mecklenburg in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete, und weil ich diese Nothwendigkeit erkenne, so ist es mein ernstlicher Vorsatz, daß der Schritt unverzüglich geschehe, damit die Ungewißheit, welche zur Zeit über den künftigen Verhältnissen des Landes schwebt, sobald als irgend möglich gehoben werde." Wie schwer dieser Schritt dem Großherzog geworden war, hat er später selbst bekannt: „Ich hatte bisher gesucht, das monarchische und ständische Princip zu retten. Im Gegensatz zu letzterem erschien mir das constitutionelle ungeeignet, weil in der Theorie falsch und in der Praxis nicht hinlänglich bewährt. Durch Gewalt gedrängt, war ich entschlossen, den Andrängenden mich oder die Constitution zur Wahl zu stellen. Da kam die Proclamation des Königs vom 18., der Kampf in der Nacht auf den 19.! Das alte System war gefallen, das constitutionelle hatte gesiegt. Jetzt galt es nur, die Einheit Deutschlands zu retten, auf die Ideen des Königs einzugehen. Die Zukunft wird lehren, ob dieser Weg der richtige war. Ich konnte keinen anderen einschlagen nach Lage der Umstände und nach bestem Willen und Wissen. So mußte ich denn ein Opfer bringen, aber es ist ein schweres!"

Am 26. April wurde der Vereinigte Landtag der beiden Großherzogthümer im Schweriner Dom eröffnet. Die Zeit zwischen diesem Tage und der Proclamation des Großherzogs war von der sehr rührigen freisinnigen Partei zur Veranstaltung von Versammlungen und Gründung von Reformvereinen, die ihre Directive von einem Rostocker Centralcomité erhielten, lauter bisher im Lande ungewohnten Dingen, ausgenutzt worden, während die altständische Partei und die conservativen Kreise der Bewegung einstweilen muth- und rathlos, ohne festen Mittelpunkt, ohne Organ, ja eigentlich ohne Programm gegenüberstanden und erst im Sommer 1849 sich zu consolidiren begannen. Die Schweriner Landtagsproposition, der sich die Strelitzer in allen wesentlichen Punkten anschloß, schlug vor „die Auflösung der bisherigen Landesvertretung, die Anbahnung einer neuen Ständeeinrichtung auf Grundlage von Wahlen im ganzen Lande, den unveränderten Fortbestand übriger staatsrechtlicher Verhältnisse des Landes bis dahin, daß durch die Vereinbarung der Landesherren mit den neu zu erwählenden Ständen andere Einrichtungen ge-

troffen sein werden". Von vornherein erklärte F. F., daß er auf sein bisher unbeschränktes Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht im Domanium verzichte, allerdings aber auch erwarte, daß die Seestädte Rostock und Wismar ihre Sonderrechte aufgeben würden. Die zahlreich erschienene Ritter- und Landschaft willigte in die Auflösung der alten Stände mit der Bedingung, daß der neuen Volksvertretung als Minimum diejenigen Rechte eingeräumt würden, die ihr bisher zugestanden hätten, und daß die Auflösung erst in dem Augenblicke eintrete, wo infolge einer im Wege der neuen Verfassung erfolgten Vereinbarung die Landesherren die Ritter- und Landschaft als politisch berechtigte Corporationen für aufgelöst erklärten. Die Verhandlungen über das Wahlgesetz, die durch das tumultuarische Gebahren der nach Schwerin citirten Deputirten der Reformvereine auf den Galerieen des Ständesaales vielfach gestört wurden, endeten mit der Annahme indirecter Wahlen ohne Census. Als der Landtag am 17. Mai geschlossen wurde, schrieb F. F.: „Die alte ehrwürdige Verfassung ist zu Grabe getragen, die Berliner Märztage haben diese Wendung heraufbeschworen."

Am Tage nach dem Landtagsschlusse trat in Frankfurt die Nationalversammlung zusammen. Die Vorgänge in der Paulskirche haben auf die Verhältnisse Mecklenburgs so wenig eine besondere Rückwirkung ausgeübt, wie die mecklenburgischen Abgeordneten eine hervorragende Rolle spielten. Ihren bundesstaatlichen Verpflichtungen kam die Regierung gewissenhaft nach. F. F. wünschte das Einheitswerk auf jede Weise zu fördern, war zu jedem Opfer zum Besten der Gesammtheit bereit. Daß er, als die Oberhauptsfrage nahe rückte, in unzweideutiger Weise auf Preußen hinweisen ließ, bedarf kaum der Hervorhebung.

Näher als durch die Frankfurter Versammlung wurde Mecklenburg durch die schleswig-holsteinsche Bewegung berührt. Schon am 30. März hatte F. F. einen Brief des an der Spitze der holsteinschen Bewegung stehenden Prinzen Friedrich v. Noer erhalten, worin um schleunige Unterstützung durch Absendung des mecklenburgischen Dragonerregiments gebeten wurde. Dieses Ansinnen mußte F. F. natürlich ablehnen, doch erklärte er sich bereit, eine größere Truppenzahl ins Feld zu senden, sobald der Bund die Kriegserklärung beschlossen habe. Nachdem am 12. April die Execution gegen Dänemark durch ein preußisches und ein combinirtes Armeecorps verfügt war, rückten auch die mecklenburgischen Truppen aus, nahmen an den Gefechten bei Düppel und Nübel theil, hatten dann Vorpostenstellung an der jütischen Grenze und traten nach dem Waffenstillstand von Malmoe zu Anfang September den Rückmarsch an. Zwei Mal hatte F. F. seine im Felde stehenden Truppen inspicirt und am 5. August ein Militärverdienstkreuz „für Auszeichnung im Kriege" gestiftet.

Das folgende Jahr 1849 sah die mecklenburgische Brigade wiederum im Felde, und zwar dieses Mal auf Reichsrequisition gegen die badischen Insurgenten; sie betheiligte sich am 12. und 13. Juni an den Gefechten von Waldmichelbach, Siedelbrunn und Käferthal, am 15. und 16. an den Treffen von Hirschhorn, Ladenburg und Groß-Sachsen, am 29. an dem Scharmützel von Gernsbach und kehrte im October in die Heimath zurück. Auch dieses Mal hatte F. F. seinen Soldaten im Felde einen Besuch abgestattet; befriedigt schrieb er an seine Mutter: „Ich bin sehr stolz auf meine braven Truppen." —

Am 13. Juli 1848 war das Wahlgesetz veröffentlicht worden. Mit seinem Alterscensus von 30 Jahren für die Abgeordneten und der Beschränkung der Wahlfähigkeit durch das Niederlassungsrecht erregte es das entschiedene Mißfallen der Reformvereine. Auf einem am 21. Juli nach Güstrow einberufenen Reformtag sprach sich das gehobene Machtbewußtsein der Partei in

dem Bekenntniß: „Wir wollen, daß der Volkswille als das höchste Gesetz des Staates gilt“ und in dem Antrag auf Entlassung der Minister in schärfster Weise aus. Von diesem Tage aber datirte eine zunehmende Zersetzung im liberalen Lager, die gemäßigten Männer unter den Liberalen verweigerten die fernere Gefolgschaft und sammelten sich in den nunmehr ins Leben tretenden „constitutionellen Vereinen“, während die Conservativen unthätig bei Seite standen. Der Antrag der Reformpartei auf Entlassung der Minister blieb natürlich ohne praktische Wirkung. F. F. nahm zwar aus den Händen ihrer Abgesandten das schriftliche Mißtrauensvotum entgegen, erklärte aber sehr bestimmt, daß er nicht gesonnen sei, ihnen eine Befugniß einzuräumen, die zur Zeit weder Einzelnen noch Privatvereinen zustehe und auch später nach Einführung verantwortlicher Ministerien nur von den Repräsentanten aller Staatsangehörigen geübt werden dürfe; er werde auch unerinnert darauf Bedacht nehmen, sich mit angemessenem Rathe zu umgeben und müsse es entschieden zurückweisen, wenn man ohne allen Beruf es unternehme, ihm für die Bildung von Behörden Rathschläge zu ertheilen. Ebenso wurde eine Massendeputation, die eine Abänderung des Wahlgesetzes erwirken sollte, abschlägig beschieden.

Am 31. October fand die Eröffnung des neuen Landtages im Schweriner Dome statt. Der Minister v. Levetzow, ein grundsätzlicher Gegner der Verfassungsreform, hatte wenige Tage zuvor seinen Abschied genommen. In der Kammer hatten die Männer der Reformpartei von vornherein die Majorität. Gleichwohl wollte F. F. alles aufbieten, mit diesem Landtage das neue Staatsgrundgesetz zu Stande zu bringen; er war selbst gewillt, einem Beschlusse des Abgeordnetenhauses, der die politische Gewalt der Landstände und ständischen Corporationen für erloschen erklärte, nachzugeben, obgleich nach den Beschlüssen des Frühjahrslandtages die Auflösung der alten Stände erst eintreten sollte, wenn die neue Verfassung zwischen den beiden Regierungen von Schwerin und Strelitz und dem Abgeordnetenhause vereinbart worden wäre. Dem aber widerstrebte der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz mit Entschiedenheit, auch Friedrich Wilhelm IV. rieth wiederholt von diesem Schritte ab. F. F. aber gedachte den einmal betretenen Weg weiter zu verfolgen und gab nur in so weit nach, als er erklärte, die Auflösung der alten Stände einstweilen verschieben zu wollen. In der Abgeordnetenversammlung aber machte sich inzwischen die veränderte Zeitströmung geltend, die demokratische Linke wurde mehr und mehr zurückgedrängt, das schließlich vereinbarte Staatsgrundgesetz stand dem Regierungsentwurfe sehr nahe. Am 22. August wurde die Kammer aufgelöst, am 23. unterzeichnete F. F. das neue Staatsgrundgesetz. Großherzog Georg aber trennte sich nun von Schwerin; er war nicht durch eine unbedingte Zusicherung gebunden, hatte nur widerwillig sich den Schritten Friedrich Franz' angeschlossen, das alte ständische Princip war ihm werth und jede Gelegenheit zur Umkehr erwünscht, er lehnte daher nunmehr jede Betheiligung an dem Verfassungswerke ab, ohne dessen Zustandekommen für Schwerin hindern zu wollen, und fand sich dabei im Einklang mit der starken conservativen Stimmung seines Landes. Diese seine Haltung gab allen Gegnern der Verfassung auch im Schwerinschen einen gewissen Rückhalt, die Conservativen schlossen sich endlich zusammen und nun regte sich auch die bis dahin unthätige Ritterschaft, deren Ziel die Wiederherstellung der noch nicht formell aufgehobenen ständischen Verfassung war. Für F. F. häuften sich damit die Schwierigkeiten. Seine Räthe drängten ihn, ohne Rücksicht auf Strelitz vorzugehen, und er fügte sich: am 10. October erfolgte die Publication des Staatsgrundgesetzes und die Aufhebung der bisherigen Landesverfassung — freilich berichtet das Tagebuch des Großherzogs aus dieser Zeit von „bangen Zweifeln, seelischen

Kämpfen, innerer Unruhe und furchtbaren Krisen“. Er konnte sich nicht darüber täuschen, daß dieser bedeutungsvolle Schritt Gegenmaßregeln hervorrufen werde, die denn auch alsbald erfolgten. Zunächst erklärte Strelitz, die schwebende Frage zur richterlichen Entscheidung des provisorischen Bundesschiedsgerichts in Erfurt (beide Mecklenburg waren der Union beigetreten) bringen zu wollen; sodann legten die fürstlichen Agnaten Protest ein; ferner protestirte die Krone Preußen: der König ließ nach Schwerin melden, er habe durch den Eventualsuccessionsvertrag von 1442 ein besonderes Interesse an der Sache und könne der neuen Verfassung keine rechtsverbindliche Kraft beilegen; gegen Ende des Jahres trat auch Oesterreich mit einem Protest hervor. Endlich reichte die Ritterschaft durch drei Bevollmächtigte eine Rechtsverwahrung ein und bekundete ihre Absicht, den Rechtsweg gegen den Großherzog zu beschreiten; da dieser es ablehnte, sie zu empfangen, wandten sich die Abgewiesenen nach Wien mit dem Erfolge, daß die Bundescommission in Frankfurt ihre Klage entgegennahm und am 28. März 1850 ihre Entscheidung dahin abgab: der Großherzog werde die Berufung eines Schiedsgerichts, wie es die Patentverordnung vom 28. November 1817 zur Austragung von Zwistigkeiten zwischen Landesherrn und Ständen vorgesehen hatte, nicht verweigern können. F. F. beschloß den Vorschlag eines Schiedsgerichts anzunehmen, entgegen der Meinung seiner Räthe, die darauf hin ihre Entlassung nahmen; an Lützow's Stelle trat der preußische Unterstaatssecretär Graf v. Bülow, seine Collegen wurden für das Finanzdepartement Herr v. Brock, ein Angehöriger der Mecklenburger Ritterschaft, für die Justiz und die Unterrichtsangelegenheiten der Rostocker Oberappellationsgerichtsrath Wilhelm v. Schröter (s. d.), ein bedeutender Jurist von streng conservativ-kirchlicher Richtung; das Departement des Innern blieb einstweilen unbesetzt. Das neue Cabinet war ein entschieden conservatives, aber zunächst sicher kein altständisches, wenn es auch späterhin mehr und mehr bei der ständischen Partei eine Anlehnung suchte und fand. Für F. F. aber war der Cabinetswechsel ein entscheidender Schritt zur völligen Selbständigkeit, einen ähnlich dominirenden Einfluß, wie ihn Lützow besessen hatte, hat keiner seiner Räthe je wieder ausgeübt. Um übrigens keinen Zweifel aufkommen zu lassen, daß die neue Cabinetsbildung keine Reaction bedeute, erließ F. F. eine Proclamation des Inhaltes, daß er durch Gewährung der Compromißinstanz nur dem Rechte seinen Lauf gelassen habe, daß er aber inzwischen den bestehenden Rechtszustand nicht einseitig verändern und, wie auch der Rechtsspruch ausfallen möge, an dem durch die Proclamation vom 23. März 1848 betretenen Wege festhalten werde.

Das Schiedsgericht war in Freienwalde zusammengetreten. Es erklärte unterm 11. September 1850 das Staatsgrundgesetz vom 10. October 1849 und das Gesetz wegen Aufhebung der ständischen Verfassung für nichtig und den Großherzog für verbunden, einen Landtag nach Anleitung des Erbvergleichs für den Herbst 1850 auszuschreiben. Dieser Urtheilsspruch wurde am 14. September durch landesherrliche Verkündigung bekannt gemacht, eine Verordnung vom gleichen Tage setzte die für nichtig erklärten Gesetze außer Wirksamkeit. Die Kammer war inzwischen erst vertagt, dann aufgelöst worden; einen Versuch, sie noch einmal zu versammeln, verhinderte das Ministerium, die zahlreichen Proteste gegen die Verfügung vom 14. September blieben unbeantwortet. Der Engere Ausschuß wurde wieder eingesetzt, auch die sonstigen ständischen Behörden traten wieder in Function, die Landräthe wurden reactivirt und die Landschaft, die ohne ihr Zuthun und fast gegen ihren Willen wieder in den Besitz ihrer alten Corporationsrechte gelangt war, fügte sich den veränderten Umständen. So war das constitutionelle Zwischenstadium

beendet, die alte Verfassung in ihrem vollen Umfange wieder hergestellt. Nur drei Institutionen des Jahres 1849 haben die Reaction überlebt: die neue Kirchenverfassung, die Trennung des Hausguts vom Domanium und die veränderte Organisation des Ministeriums (drei Ministerialvorstände und ein präsidirender Minister). Den Plan, die alte Verfassung zu reformiren, gab F. F. deshalb doch nicht auf. Es fanden darüber mit Strelitz Verhandlungen statt, mit den Landräthen des Schweriner Landestheils wurde im November 1850 zu Schwerin berathen, die Unvermeidlichkeit einer Verfassungsrevision schien allgemein anerkannt zu sein, aber auf dem Frühjahrslandtag 1851 trat die Abneigung der Stände gegen die Reform bereits deutlich zu Tage, die commissarisch-deputatischen Verhandlungen im October desselben Jahres verliefen völlig resultatlos und der bald darauf zusammentretende Landtag brachte die Reform gänzlich zum Scheitern. F. F. war schmerzlich enttäuscht. Aufgeben wollte er seine Pläne nicht, aber es vergingen doch 20 Jahre, bevor er mit seinen Ständen wieder über die Verfassungsfrage verhandelte.

Ebenso wenig wie der Gang der Verfassungsfrage befriedigten den Großherzog die Verhandlungen über die deutsche Bundesreform. Wie erwähnt, war er unter den Ersten dem Dreikönigsbündniß beigetreten, nur im engen Anschluß an Preußen sah er die Möglichkeit, aus dem Wirrsal der deutschen Fragen ungefährdet herauszukommen und stellte sich in dem diplomatischen Kriege Oesterreichs gegen Preußen entschieden auf die Seite Preußens, mit dem er 1849 eine Militärconvention abschloß; seinen Vertreter auf den Dresdener Conferenzen wies er an, die Vorschläge Preußens thunlichst zu unterstützen. Der Verlauf und die schließliche Ergebnißlosigkeit erfüllte ihn mit Betrübniß; er hatte bald nach dem Beginn derselben die Ueberzeugung gewonnen, „daß außer dem Wiedererstehen des Bundestages nichts Wesentliches zu Stande kommen würde“, er vertagte seine Hoffnungen auf die ihm dringend geboten erscheinende engere Einigung Deutschlands und ließ, als Preußen in seiner Note vom 27. März 1851 den Unionsregierungen die Wiederherstellung des Bundestages empfahl und dessen Beschickung zusagte, wieder als einer der Ersten seine Zustimmung aussprechen.

Noch vor Beendigung der mecklenburgischen Krisis, die einen Wendepunkt im Leben des Großherzogs bezeichnet, mitten in den Wirren der deutschen Verfassungskämpfe, hatte sich F. F. am 25. Juli 1849 verlobt mit seiner Jugendliebe, der Prinzessin Auguste von Reuß-Schleiz-Köstritz. Fast um dieselbe Zeit verlobte sich seine einzige Schwester, die Herzogin Luise (geb. 1824), mit dem Prinzen Hugo von Windisch-Graetz. Noch in demselben Jahre erfolgte die Trauung der beiden fürstlichen Brautpaare in Ludwigslust: am 20. October wurde die Herzogin Luise, am 3. November der Großherzog getraut. Das demonstrative Fernbleiben des alten eingesessenen Adels von den Festlichkeiten, welche die Vermählung des Landesherrn begleiteten, warf einen Schatten auf die Stimmung. Der Bund mit der frommen, gottseligen Fürstin, die mit ihrem Gemahl auf gleichem Glaubensgrunde stand, mit ihm in den Werken der Barmherzigkeit wetteiferte und in der er „das Ideal einer Lebensgefährtin“ sah, wurde für F. F. eine Quelle des reichsten Familienglücks. Die Großherzogin schenkte ihrem Gemahl sechs Kinder, von denen vier zu ihren Jahren gekommen sind: den Erbgroßherzog Friedrich Franz (geb. 19. März 1851, gest. als regierender Großherzog 10. April 1897), den Herzog Paul Friedrich (geb. 19. September 1852), die Herzogin Marie (geb. 14. Mai 1854) und den Herzog Johann Albrecht (geb. 8. December 1857, 1897—1901 Regent des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin). Der Tod der Großherzogin am 3. März 1862 erweckte dem Zurückbleibenden das Gefühl einer „furchtbaren

Oede"; „er hat aber wie ein Held sich durchgerungen, und vielleicht ist die Vollendung dieses seltenen Menschen erst durch diesen Kampf und Sieg völlig erreicht worden". —

Die politischen Ereignisse des Jahres 1848 hatten auch auf die kirchlichen Verhältnisse, die dem Großherzoge Herzenssache waren, eingewirkt. Seit der Reformation lag in Mecklenburg das Kirchenregiment in den Händen der Landesherren, die im Domanium, wo sie auch das Patronatsrecht hatten, in der Kirchengesetzgebung unbeschränkt waren, in den übrigen Landestheilen aber zuvor das „rathsame Bedenken" der Stände einzuholen hatten; den Ständen hatten die Reversalen von 1621 das evangelisch-lutherische Bekenntniß garantirt, wie sie dasselbe bei ihren Mitgliedern voraussetzten; der Erbvergleich von 1785 hatte wie die staatlichen so auch die Kirchensachen einer Mitwirkung der Stände unterstellt und selbst Abänderungen an deren Zustimmung gebunden. Dieser synodale Charakter der Landtagsversammlung war indessen erschüttert, seit sich unter den Mitgliedern der Ritterschaft auch Andersgläubige befanden, und mit dem constitutionellen System war eine synodale Function der Stände nicht vereinbar. Im Herbst 1848 setzte daher F. F. eine Kirchencommission ein, der er mit Ausnahme der Kirchenhoheitsrechte alle diejenigen kirchlichen Befugnisse übertrug, die bisher der Regierung zustanden; sie trat am 1. Januar 1849 in Wirksamkeit und wurde ein Jahr später in eine ständige Behörde, den Oberkirchenrath, umgewandelt, gegen dessen Einsetzung zwar die reactivirten Stände protestirten, indessen erklärte F. F. wiederholt, daß er die Zuständigkeit eines ständischen Einspruches hierbei nicht anerkenne, daß er sich vielmehr in der Bestimmung der Behörden, durch die er als Landesherr oder Oberbischof seine Regierungsrechte ausübe, keine Beschränkung auferlegen lasse. Die Seele des Oberkirchenraths war, mindestens in allen nicht rechtlichen Fragen, des Großherzogs früherer Instructor Kliefoth, der sich in kirchlichen Dingen mit seinem Landesherrn völlig eins wußte, und dessen mächtiger Persönlichkeit die Kirche Mecklenburgs ihre innere Erneuerung zu danken hat. Ernstere Störungen des kirchlichen Friedens drohten um diese Zeit zu werden die Angelegenheit des Convertiten Herrn v. d. Kettenburg, dessen Hausgeistlicher katholische Propaganda trieb, und die Amtsentsetzung des Rostocker Professors der Theologie Baumgarten; in beiden Fällen, von denen der erste sogar den Bundestag beschäftigte und der zweite viele Federn in Bewegung setzte, wurde scharf zugegriffen. Die Aeußerungen der Entrüstung weiter Kreise in beiden Fällen machten den Großherzog nicht irre, der niemals wankte, wenn bei Schritten, die er für heilsam hielt, „die Leute nachher die Mäuler aufsperrten", aber er milderte die Härte der Urtheile auf dem Gnadenwege. Dieselbe Milde ließ er auch in dem unseligen Rostocker Hochverrathsproceß (siehe den Art. Moritz Wiggers) walten.

Neben diesen Fragen waren es auch volkswirthschaftliche, die die Thätigkeit der Regierung in Anspruch nahmen. Hier stand in erster Linie die Auswanderung, die dem dünnbevölkerten Lande eine Summe von schwer entbehrlichen Arbeitskräften entzog und allmählich zu einer offen anerkannten Calamität wurde. Indessen gelangte man über theoretische Erörterungen nicht hinaus, auch trat das Interesse an der Frage gegenüber den Erschütterungen der nächsten Zeit zurück und die Auswanderung selbst verlor allmählich ihren beunruhigenden Charakter. Zweitens handelte es sich um eine neue Steuergesetzgebung, die mit dem 1. October 1863 in Kraft trat; sodann um den Abschluß eines Handelsvertrages mit Frankreich — denn Mecklenburg war, weniger aus politischen als aus praktischen Gründen, dem Zollverein ferngeblieben —, der 1865 zu Stande kam, aber infolge der politischen Um-

gestaltung Deutschlands nur von kurzem Bestande war; weiter um den Bau der mecklenburgischen Ostbahn von Güstrow nach Neubrandenburg, die F. F. aus eigenen Mitteln zu bauen beschloß und für die der Landtag 1861 einen Zuschuß von 1 Mill. Thlr. bewilligte; endlich um die Revision der Elbzollakte: am 1. Juli 1863 wurde dieser neue Zollvertrag wirksam.

Zu persönlichem Eintreten fand sich F. F. veranlaßt, als 1859 in Mecklenburg die Cholera verheerend auftrat. Furcht war eine ihm unbekannte Empfindung; der Gefahr nicht achtend, bereiste er die am schwersten heimgesuchten Städte und Ortschaften, traf selbst die nothwendigen Anordnungen, besuchte die Hospitäler und richtete durch sein unerwartetes Erscheinen den Muth der Bewohner wieder auf.

Nicht an letzter Stelle stand unter den Dingen, denen F. F. sein Interesse zuwandte, das Heerwesen. Früh zur Regierung berufen, hatte er keine Gelegenheit gehabt, gleich anderen jugendlichen Thronerben in einem großen Heere den Dienst zu erlernen, er mußte seine entschiedenen militärischen Anlagen auf dem Wege ernster theoretischer Studien weiter entwickeln. Seinem Bestreben, sich in der Truppenführung auszubilden, kamen seine Oheime, die Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm, bereitwillig entgegen, indem sie ihn nicht nur zur Theilnahme an allen wichtigen Uebungen einluden, sondern ihm auch durch Uebertragung von Commandos während der Manöver Gelegenheit gaben, seine strategischen Fähigkeiten zu erproben und zu erweitern. Seinen eigenen Truppen die größtmögliche Ausbildung zu geben, war sein ernstes Bestreben; daß diese nur im engsten Anschluß an das preußische Vorbild erfolgen dürfe, stand ihm außer Frage, so sehr er auch auf anderen Gebieten der Verwaltung gewillt war, der Eigenart seines Landes Rechnung zu tragen und selbst ausgesprochen particularistischen Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade Raum verstattete. Daß er 1849 eine Militärconvention mit Preußen abschloß, wurde schon erwähnt; mit der Reorganisation der mecklenburgischen Brigade betraute er um dieselbe Zeit, zum Mißvergnügen vieler im Lande, einen preußischen Officier, den Obersten v. Witzleben, der sich dieser Aufgabe völlig gewachsen zeigte; das 1855 veröffentlichte Militärgesetzbuch, das 1856 erlassene Rekrutirungsgesetz u. a. m. waren ganz nach preußischem Muster ausgearbeitet. Daß der Großherzog den Manövern seiner eigenen Truppen regelmäßig beiwohnte, die Generalidee angab, häufig die Kritiken abhielt, ist selbstverständlich, aber er suchte auch die Gelegenheiten zur Besichtigung anderer Contingente. Ein Mal als General mit ins Feld zu ziehen, war sein glühender Wunsch, der sich aber doch erst später erfüllen sollte. Denn als 1859 der Bundestag die Kriegsbereitschaft der deutschen Contingente beschlossen hatte und F. F. zum Commandeur der 2. Division des X. Armeecorps bestimmt war, trat mit dem Frieden von Villafranca eine Wendung ein, die das Ausrücken der Truppen unnöthig machte, und als 1864 König Wilhelm seinem Neffen die Führung eines preußischen Armeecorps im Kriege gegen Dänemark anbot, sah sich F. F. doch veranlaßt, das Commando abzulehnen, da die Schutzlosigkeit der langen mecklenburgischen Küste Rücksichten erheischte und überdies F. F. Bedenken hegte, gegen seinen alten Bonner Jugendfreund, der seit kurzem die dänische Krone trug, ohne genügenden Grund das Schwert zu führen, aber er erbat und erhielt die Erlaubniß, sich dem preußischen Hauptquartier anschließen zu dürfen.

Bei den engen Beziehungen des Großherzogs zum König Wilhelm, bei seinem Glauben an Preußens Beruf in Deutschland, verstand es sich von selbst, daß seine Regierung an dem von Oesterreich und seinen Helfern zu Beginn der sechziger Jahre inscenirten diplomatischen Feldzuge gegen Preußen theil-

zunehmen sich weigerte, z. B. es ablehnte, sich den identischen Noten anzuschließen, welche das Wiener Cabinet und andere Regierungen zu Anfang Februar 1862 nach Berlin richteten, als Graf Bernstorff den Beust'schen Reformplan abgelehnt hatte, bei welcher Gelegenheit die preußische Regierung nach Schwerin die Erklärung gelangen ließ: es habe ihr zur Genugthuung gereicht, „daß Mecklenburg sich an einer Demonstration nicht betheiligt habe, welche ein Akt theils des Mißtrauens, theils der Ueberhebung sei". Wenn Herr v. Oertzen, der inzwischen an des Grafen Bülow Stelle Minister geworden war, es aussprach, daß damals „eine Mehrheit gegen Preußen ein größeres Unglück sein würde, als die antiföderale Berliner Politik de facto wäre", so wußte er, daß er im Sinne seines Herrn redete. Dem entsprach auch die Haltung des Großherzogs auf dem Frankfurter Fürstentage 1863. Er hatte die Einladung des Kaisers von Oesterreich im Princip angenommen, zugleich aber vorgeschlagen, den Congreß um einige Wochen zu verschieben, damit noch eine Verständigung mit Preußen, welches sich ablehnend verhielt, stattfinden könne. Indessen waren die Sachen schon zu weit gediehen. So ging F. F. mit geringen Erwartungen nach Frankfurt. Zunächst war er es, der schon in der ersten Sitzung am 17. August hervorhob, daß in dem Fernbleiben Preußens ein entscheidendes Hinderniß für jede Bundesreform liege, und eine Deputation an König Wilhelm beantragte — ein Antrag, der auch genehmigt wurde und zu der bekanntlich erfolglosen Sendung des Königs Johann von Sachsen nach Baden-Baden führte. Nach dem Beginn der Berathungen trat F. F. alsbald mit Modificationsanträgen zu dem österreichischen Entwurfe hervor, die erkennen ließen, daß er eine möglichst kräftige, den mittelstaatlichen Einflüssen entzogene Centralgewalt und die politische Gleichberechtigung Preußens im Vorsitz wünsche; er versagte schließlich, da das Resultat der Verhandlungen darüber ihn nicht befriedigte, dem Gesammtergebniß derselben seine Zustimmung. In einem besonderen Handschreiben hat nach dem Schlusse des Fürstentages König Wilhelm dem Großherzog seinen persönlichen Dank ausgesprochen für die Art und Weise, wie derselbe in Frankfurt die deutschen Gesammtinteressen vertreten und die Stellung Preußens zu dem Reformproject gewürdigt habe.

Während der Frankfurter Tage hatte F. F. den benachbarten Fürstenhöfen Besuche abgestattet. Er hatte in Darmstadt die Prinzessin Anna von Hessen kennen gelernt, die in ihrer tiefgegründeten Frömmigkeit, ihrem etwas schüchternen Wesen eine gewisse Aehnlichkeit hatte mit der Großherzogin Auguste; die Prinzessin hatte einen tiefen Eindruck auf den Großherzog gemacht, gegen Ende des Jahres ließ er um ihre Hand werben, am 10. December fand die förmliche Verlobung statt und im Mai 1864 führte F. F. seine junge Gemahlin in das Schweriner Schloß ein, in welches mit ihr ein neues, fröhliches und gesegnetes Leben einzog. Das Glück des neuen Ehebundes schien vollkommen zu sein, als am 7. April 1865 eine Prinzessin geboren wurde, aber wenige Tage darauf, am 16. April, schied die Großherzogin Anna aus dem Leben. Der Schlag traf F. F. unvorbereitet, er war fassungsloser, als da er seine erste Gemahlin nach deren langem Siechthum verlor. Damals, im J. 1862, hatte er, theils dem Rathe der Seinigen, theils eigenem Verlangen folgend, seinen Schmerz durch die Anregungen einer größeren Reise, nach England und Frankreich, zu lindern gesucht, auch dieses Mal griff er zu demselben Mittel und ging nach einigem Aufenthalte in den Pyrenäen, wo damals seine beiden ältesten Söhne weilten — denn der Erbgroßherzog sollte auf Rath der Aerzte für einige Zeit den Einflüssen des nordischen Winters entzogen werden —, nach Spanien und Portugal. Der Zweck wurde erreicht, erfrischt kehrte F. F.

zurück, und er bedurfte dessen, denn der politische Horizont umwölkte sich mehr und mehr, in Mecklenburg standen wichtige Fragen auf der Tagesordnung (Reform des Niederlassungsrechtes und der Erwerbung kleinen Grundbesitzes) und hohe Staatsämter sollten neu besetzt werden: der Minister v. Schröter war während der Abwesenheit des Großherzogs gestorben und der Staatsminister v. Oertzen hatte um Enthebung von der Leitung des Ministeriums des Innern gebeten. Zu Schröter's Nachfolger ernannte der Großherzog den Rostocker Oberappellationsgerichtsrath Buchka (s. d.), einen hervorragenden Juristen von streng conservativer Gesinnung, das Departement des Innern übernahm der Tübinger Professor Wetzell, der eine Reihe von Jahren an der Universität Rostock gewirkt hatte und daher kein Fremdling in Mecklenburg war; beide Männer haben in ihren Stellungen auch dem Nachfolger des Großherzogs, der sie berief, gedient.

Ueber die Stellung des Großherzogs in der Krisis des Jahres 1866 konnte von vornherein kein Zweifel sein, obwohl er wußte, daß er sich damit in einen starken Gegensatz brachte zu sehr weiten und einflußreichen Kreisen seines Volkes. Nur daß er bei aller Hinneigung zu Preußen der Pflichten und Rücksichten eingedenk blieb, die ihm die bestehende Bundesverfassung auferlegte. In diesem Sinne war auch die Antwort gehalten, die Herr v. Oertzen auf das preußische Rundschreiben vom 24. März ertheilte. So lange es anging, wurde der formelle Bundesstandpunkt festgehalten. Aber bei der verhängnißvollen Abstimmung über den österreichischen Mobilisirungsantrag am 14. Juni, die den Bund factisch sprengte, legte der mecklenburgische Gesandte v. Wickede seiner Weisung gemäß gegen die Verbindlichkeit des Majoritätsbeschlusses Verwahrung ein. König Wilhelm hatte inzwischen den Grafen Finkenstein in besonderer Mission und mit einem eigenen Handschreiben nach Schwerin gesandt und auf demselben Wege die Antwort des Großherzogs erhalten; als dann die preußische Note vom 16. mit dem Anerbieten eines Bündnisses und der Zusicherung der Integrität des Gebiets im Falle der Annahme in Schwerin eintraf, konnte der Minister erwidern, daß zwischen dem Könige und dem Großherzoge bereits eine Verabredung getroffen sei, die keine Ungewißheit über Mecklenburgs militärische Haltung zulasse und die Garantie des Besitzstandes schon gewähre. Der Bundestagsgesandte war schon seit dem 15. Juni angewiesen worden, sich bei allen mit dem Beschluß vom 14. in Beziehung stehenden Anträgen — und ein solcher war am 16. gestellt, als Sachsen Bundeshülfe gegen das Einrücken preußischer Truppen beantragte — der Abstimmung zu enthalten, er wurde am 23. nach Schwerin berufen und kehrte nur noch zu der Sitzung des 3. Juli nach Frankfurt zurück um zu erklären: seine Regierung könne an den Verhandlungen nicht mehr theilnehmen, da „durch die Beschlüsse vom 14. und 16. Juni sowie durch die seitdem eingetretenen Ereignisse die Bundesverfassung thatsächlich suspendirt, die Existenz des Bundes in Frage gestellt und dessen Mitgliedern die Ausübung ihrer Rechte und Pflichten unmöglich geworden sei“. Am 21. Juni erließ F. F. den Befehl zur Mobilmachung seiner Truppen, und die nach dem Muster der preußischen Heeresverwaltung in den letzten Friedensjahren getroffenen Einrichtungen bewährten sich vorzüglich, in der vorgeschriebenen Zeit von drei Wochen war die Division marschbereit. Der widerstrebenden strelitzischen Regierung führte F. F. bei seiner persönlichen, unter der Maske eines verwandtschaftlichen Besuches erfolgenden Anwesenheit in Neustrelitz, den Ernst der Lage nachdrücklich zu Gemüthe.

Durch König Wilhelm war F. F. aufgefordert worden, sich im königlichen Hauptquartier in Böhmen einzufinden, theils um der für die ersten

Tage des Juli erwarteten großen Schlacht beiwohnen zu können, theils um Bestimmungen über ein ihm zu übertragendes Commando persönlich entgegenzunehmen. Er traf noch zur rechten Zeit ein um im Gefolge des Königs Augenzeuge der Schlacht von Königgrätz zu sein und blieb noch während der nächsten Tage auf dem böhmischen Kriegsschauplatz. Dann übernahm er die Führerschaft über ein bei Leipzig zusammengezogenes zweites Reservearmeecorps, das aus preußischen Truppen und den Contingenten von Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig und Sachsen-Altenburg bestand und einem vermutheten Vorstoß österreichischer und süddeutscher Truppen gegen das Centrum der preußischen Aufstellung begegnen sollte. Zwei Mal hatte F. F. seine Truppen ins Feld ziehen sehen, ohne sie selbst führen zu können, denn damals, 1848 im schleswig-holsteinischen Kriege und 1849 beim badischen Feldzuge, hielten ihn die inneren Wirren im Lande zurück; jetzt erschien es ihm undenkbar, daß er seine so sorgfältig für den Kriegsfall ausgebildeten Soldaten wieder unter fremder Führung fechten lassen sollte. Die Aufgabe seines Corps war, baldmöglichst in Baiern einzudringen, um mit der Mainarmee in Verbindung treten zu können. Am 18. Juli traf F. F. in Leipzig ein und befahl am 20. den Vormarsch, am 1. August schlug er sein Hauptquartier in Nürnberg auf; ein ernstes Gefecht hatte nur bei Seybottenreuth am 29. Juli stattgefunden. Ein weiteres Vordringen verhinderte der unterdeß zwischen Preußen und Baiern abgeschlossene Waffenstillstand, dem zu Ende August der Friede zwischen beiden Staaten folgte. In einer „Proclamation an die Bewohner von Franken" vom 30. August kündigte F. F. den Abmarsch seiner Truppen an. Welchen Eindruck seine Persönlichkeit in dem besetzten Gebiet gemacht hatte, bezeugen die „Blätter aus dem Tagebuch des I. Bürgermeisters der Stadt Nürnberg Maximilian v. Waechter" (Augsburg 1870), in denen es heißt: „Die Leutseligkeit und Humanität des Großherzogs hatte . . . schon von allem Anfang an alle Herzen gewonnen. Sein längeres Verweilen diente nur dazu, seine Popularität bei der Bevölkerung zu steigern . . . Die Achtung, ja man darf sagen Verehrung, welche er sich während dieser traurigen Zeitperiode erworben hat, ist nicht wenig auch dadurch gemehrt worden, daß er jede begründete Klage oder Beschwerde, welche zu jeder Zeit und von jedem Einwohner der Stadt unmittelbar bei ihm selbst erhoben werden konnte, auch sofort selbst in der gerechtesten Weise abzustellen wußte. Bei der strengen Disciplin, die im Armeecorps gehandhabt wurde, kamen aber überhaupt nur selten Ausschreitungen vor." An dem festlichen Einzuge in Berlin am 20. September nahmen auch mecklenburgische Truppen theil und wurden von F. F. am Könige vorbeigeführt.

Inzwischen hatte die preußische Regierung ihre Verbündeten auffordern lassen, den Voraussetzungen und Zusicherungen der identischen Note vom 16. Juni eine vertragsmäßige Form zu geben und zu diesem Ende die Entsendung von Bevollmächtigten erbeten. Herr v. Oertzen begab sich deshalb nach Berlin und schloß am 21. August den Vertrag ab, den F. F. am 10. September ratificirte. Nicht leichten Herzens, denn die Grundlagen des Vertrages bildeten die von Preußen am 14. Juni der Bundesversammlung vorgelegten „Grundzüge" und in diesen war eine aus directen Wahlen und allgemeinem Stimmrecht hervorgehende Volksvertretung vorgesehen, und dieses System hatte F. F. bisher entschieden bekämpft, doch gestattete der Zwang der Lage keinen Widerspruch, Graf Bismarck hatte jede Discussion über das Princip abgelehnt. Aber er hatte wenigstens der Einfügung eines Artikels zugestimmt, dem zufolge den beiden Großherzogthümern eine definitive Erklärung noch vorbehalten blieb hinsichtlich zweier Artikel der Grundzüge, in denen dem neuen Parlament

Gegenstände zugewiesen wurden, deren gesetzliche Regelung nicht ohne Zustimmung der mecklenburgischen Stände erfolgen konnte. Sich mit diesen über die neuen Bundesverträge und deren Rückwirkung auf Mecklenburg auseinanderzusetzen, hatte die Regierung einen außerordentlichen Landtag ausgeschrieben, der am 22. September mit einer Thronrede des Großherzogs eröffnet wurde. Die Verhandlungen, in deren Verlauf die altständischen Anschauungen mehrfach in crasser Weise zum Ausdruck kamen, wurden am 3. October geschlossen; der Schweriner Landtagsabschied verhieß, daß der Großherzog auf thunlichste Berücksichtigung der ständischen Wünsche hinwirken werde, allein ihnen Geltung zu verschaffen, erwies sich als unmöglich. Man sah sich mit dem Eintritt in den Norddeutschen Bund Gewalten gegenüber, die nicht gewillt waren sich durch den Widerstand ständischer Corporationen und mindermächtiger Regierungen in ihrem Gange aufhalten zu lassen. Die Bundesgesetzgebung der nächsten Jahre war von einschneidender Wirkung auf Mecklenburg. Das Gesetzgebungsrecht des Landesherrn und der Stände wurde wesentlich beschränkt, ganze Gebiete der Verwaltung gingen auf den Bund über, der zugleich bedeutende finanzielle Leistungen des Landes bedingte; der Anschluß an den Zollverein, der 1868 erfolgte, nachdem durch Vermittlung des Bundeskanzlers Mecklenburg die Fesseln des französischen Handelsvertrags abgestreift hatte, erforderte eine durchgreifende Aenderung des gesammten Abgabenwesens; die Division wurde umgestaltet und auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht vermehrt, ein preußischer General befehligte nunmehr die mecklenburgischen Truppen (17. Division). Alles das brachte auch dem Großherzoge manche Einbuße an seinen Rechten, aber er nahm sie willig auf sich, denn er faßte seine Stellung als deutscher Fürst in großem Sinne auf, auch im Entsagen bewies er, wie warm sein Herz für Deutschland schlug.

Für sein 25jähriges Regierungsjubiläum am 7. März 1867 hatte F. F. keine officielle Feier gewünscht, er verbrachte den Tag so zurückgezogen wie es die Umstände nur gestatteten. Es war überhaupt still geworden im Schweriner Schlosse seit dem Tode der Großherzogin Anna und seit die Prinzen außerhalb Mecklenburgs weilten, und das bedrückte die Seele des Großherzogs, der so empfänglich war für das Glück des Familienlebens. Da lernte er, als er auf Einladung des Kaisers Napoleon sich zur Weltausstellung nach Paris begab, unterwegs, bei einem Besuche seines alten Freundes, des Fürsten Leopold zur Lippe, in Detmold die junge Prinzessin Marie von Schwarzburg kennen; von ihrem Wesen mächtig angezogen und beseelt von dem Wunsche, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben, hielt er, der „seit drei Jahren nur Schmerz und Verlassensein empfunden“, um ihre Hand an und am 4. Juli 1868 fand in Rudolstadt die Vermählung statt. Vier Kinder sind dieser dritten Ehe des Großherzogs entsprossen: es wurden geboren am 10. August 1869 die Herzogin Elisabeth (vermählt 1896 mit dem Erbgroßherzog, jetzt Großherzog Friedrich August von Oldenburg), am 5. April 1871 der Herzog Friedrich Wilhelm (der am 22. Sept. 1897 als Marineofficier mit dem von ihm befehligten Torpedoboot in den Fluthen der Nordsee unterging), am 10. October 1873 der Herzog Adolf Friedrich und am 19. April 1876 der Herzog Heinrich, seit 7. Februar 1901 vermählt mit Wilhelmina, Königin der Niederlande.

Im März 1870 trat F. F. mit seiner Gemahlin eine Reise nach Italien an, bald nach seiner Rückkehr erfolgte die französische Kriegserklärung. Dem Großherzog wurde der Oberbefehl über die zum Schutz der deutschen Küsten gegen einen Landungsversuch der Franzosen und etwaige Feindseligkeiten der Dänen zusammengezogene Truppenmacht übertragen, dann, als die französische Flotte nichts unternahm und Dänemark ruhig blieb, erhielt er den Befehl,

mit der 17. Division und der 2. Landwehrdivision zur Verstärkung der Metz cernirenden Armee abzurücken. Am 1. September langte das neugebildete XIII. Armeecorps vor Metz an, verließ aber schon am 11. diese Stellung, da dem Großherzog der Auftrag geworden war, um die von Sedan nach Paris marschirende Hauptarmee im Rücken zu sichern, Chalons und Reims zu besetzen und die die rückwärtigen Verbindungen bedrohenden Festungen Toul und Soissons zu nehmen. Am 23. fiel Toul, am 16. October capitulirte Soissons, bei der Uebergabe beider Plätze war F. F., der sein Hauptquartier in Reims hatte, zugegen und zog an der Spitze seiner Truppen dort ein. Inzwischen hatte die oberste Heeresleitung dem XIII. Armeecorps eine andere Verwendung zugewiesen: es sollte in Verbindung mit der württembergischen Division zur Cernirung von Paris mitwirken. „Endlich komme ich in die erste Reihe“, schrieb F. F., „ich bin glückselig!“ Am 24. nahm er sein Hauptquartier in Ferrières, am 27. in Le Piple, wo er bis zum 8. November verblieb. In dieser Zeit verweilte er mehrfach in Versailles; dort wohnte er bei seinem Sohne, dem Erbgroßherzoge, der dem Hauptquartier des Königs Wilhelm zugetheilt war, während Herzog Paul Friedrich sich in seinem eigenen Stabe befand. Der letzte Besuch in Versailles bezweckte hauptsächlich Instructionen entgegenzunehmen über eine neue Aufgabe, die der König seinem Neffen zugewiesen hatte und die ihn in die Reihe der obersten Heerführer rückte: eine besondere Armeeabtheilung, gebildet aus der 22. und 17. Division, dem I. bairischen Armeecorps und zwei preußischen Cavalleriedivisionen, sollte unter seinem Oberbefehl, doch vorläufig an die Befehle des Obercommandos der dritten Armee gewiesen, den starken feindlichen Streitkräften entgegentreten, die sich bei Orleans gebildet hatten und zu einem Vorstoß zum Entsatze von Paris bestimmt schienen. In der zweiten Novemberhälfte wurde eine gewaltsame Recognoscirung gegen Le Mans ausgeführt, dann wandte sich die Armeeabtheilung gegen die Loire, wo sie im December harte Kämpfe zu bestehen hatte: am 2. wurde bei Loigny-Poupry der stärkere Feind geworfen, am 5. rückte F. F. in das eroberte Orleans ein. Die schlimmste Zeit waren für die Armeeabtheilung und die demnächst zu ihrer Unterstützung herangezogenen Truppen die Tage vom 8.—10. December, in denen nach heißem Ringen im Gelände um Beaugency herum der übermächtige General Chanzy zum Rückzug gezwungen wurde. „Alle, welche sich in jenen Tagen in der Nähe des Großherzogs befanden“, berichtet ein Augenzeuge, „mußten die Ruhe und Festigkeit bewundern, die er selbst in den schwierigsten Augenblicken an den Tag legte. Es gab mehr als eine Stunde, wo die Entscheidung schwankte, wo von allen Seiten ungünstige Meldungen eintrafen. Seine Befehle waren immer klar und bestimmt und der Einfluß seiner Persönlichkeit auf die Führer wie auf die Truppen unverkennbar.“ Nach diesen theuer erkauften Erfolgen wurde der Armeeabtheilung eine Stellung bei Chartres zur Deckung der Cernirung von Paris gegen Westen angewiesen; dann galt es in den ersten Tagen des Januar den mit neuem Angriff drohenden Truppen der Armee Chanzy's zu begegnen. Der Verband der bisherigen Armeeabtheilung des Großherzogs wurde gelöst, die 17. und die 22. Division traten wieder als XIII. Armeecorps unter seine Befehle, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl, der die Operationen gegen Le Mans leitete. In dreitägiger Schlacht, 10. bis 12. Januar warf der Prinz nur den rechten Flügel des Feindes, während das XIII. Armeecorps dem linken Flügel eine entscheidende Niederlage bereitete. In der Verfolgung des abziehenden Feindes besetzte F. F. Alençon, dann erhielt er mit dem Auftrag, Rouen zu besetzen, abermals ein selbständiges Commando. Am 25. Januar zog er in Rouen ein und schob seine Truppen

bis Dieppe, Fécamp und Honfleur vor. Nach der Capitulation von Paris und dem Beginn des Waffenstillstandes wurde das XIII. Armeecorps aufgelöst; F. F. nahm Abschied von seinen Truppen in einem warm gehaltenen Tagesbefehl, in dem er constatiren konnte, daß das Corps seit dem Ueberschreiten der französischen Grenze mehr als 150 Meilen zurückgelegt, zwei Festungen genommen, an der Belagerung von Metz und von Paris sich betheiligt, eine Reihe von starken Märschen unter allen Unbilden eines harten Winters und in fast täglicher Fühlung mit dem Feinde geleistet, den Feind oft geschlagen habe, niemals ihm gewichen sei und ihm mehr als 20 000 Gefangene, 68 Geschütze und ein reiches Kriegsmaterial in offener Feldschlacht abgenommen habe.

Die Zeit des Waffenstillstandes benutzte F. F. zu einem Besuche in Schwerin, dann kehrte er noch einmal nach Versailles zurück, am 1. März ritt er an der Seite des deutschen Kronprinzen in das bezwungene Paris hinein. Am 14. Juni zog er an der Spitze seiner mecklenburgischen Krieger in Schwerin ein, am 16. nahm er in Berlin theil an dem Siegeseinzuge. Durch die Verleihung des Großkreuzes des Eisernen Kreuzes und die Ernennung zum Inspecteur der II. Armeeinspection bezeugte ihm der Kaiser auch äußerlich seine Anerkennung, bei der Einweihung des Siegesdenkmals in Berlin zwei Jahre später ernannte er den Großherzog zum Generaloberst von der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls. Die Feldmarschallswürde hatte ihm schon zuvor auch der Kaiser von Rußland verliehen.

Die starken Strapazen, die Entbehrungen und die Aufregungen des Feldzuges hatte F. F. leicht ertragen, nie sich Ruhe gegönnt oder Schonung auferlegt. Nach der Heimkehr aber zeigten sich allerlei Krankheitserscheinungen, insonderheit rheumatische Beschwerden, die auch den Curen in Karlsbad und in dem vom Großherzog besonders bevorzugten Gräfenberg nicht weichen wollten, so daß die Aerzte zu einem Winteraufenthalt im Süden riethen. So unternahm denn F. F. im December 1871 mit seiner Gemahlin und großem Gefolge eine Reise nach Aegypten und dem Heiligen Lande, von der er im Mai 1872 heimkehrte, um sich neugekräftigt den Pflichten seines Amtes zu widmen. Geruht hatte seine Regierungsthätigkeit auch während des Feldzuges nicht, F. F. hatte sich eine eigene Kanzlei eingerichtet zum Zweck eines fortgesetzten Verkehrs mit den mecklenburgischen Staatsbehörden und des Vortrages in Landesangelegenheiten. Unter diesen nahmen in den letzten Lebensjahren des Großherzogs die Versuche einer Verfassungsreform eine wichtige Stelle ein. F. F. hatte, wie wir sahen, im Frühjahr 1848 seinem Lande eine Verfassungsänderung verheißen und sein Wort eingelöst, das Staatsgrundgesetz war veröffentlicht worden, aber der Freienwalder Schiedsspruch hatte gegen ihn und gegen die neue Staatsordnung entschieden. Seitdem hatten wiederholt liberale Mitglieder der Ritterschaft die Wiederherstellung der constitutionellen Verfassung vergeblich beantragt, jetzt versuchte die liberale Partei mit Hülfe des Reichstages die ständische Verfassung als mit der Reichsverfassung unvereinbar zu beseitigen, ohne jedoch den Bundesrath dafür gewinnen zu können. Eine constitutionelle Verfassung wollte, wie wir wissen, F. F. nicht, aber eine zeitgemäße Umbildung der bestehenden. Da eine Initiative der Stände in diesem Sinne nicht zu erwarten stand, nahm er selbst die Sache in die Hand. Schon 1861 hatte er die Mitglieder des Staatsministeriums zu gutachtlichen Aeußerungen über dic Mängel der ständischen Verfassung und die zweckmäßigsten Mittel zu deren Abhülfe aufgefordert, die Ausführung der Vorschläge wurde indessen durch die brennende Steuer- und Zollfrage, dann durch die Krisis des Jahres 1866 in den Hintergrund gedrängt. Doch verlor F. F. die An-

gelegenheit nicht aus den Augen. Daß manche Bestimmungen des Erbvergleichs für die gegenwärtige Sachlage nicht mehr paßten, daß die Ueberzahl der ritterschaftlichen Virilstimmen durch eine beschränkte Anzahl gewählter Deputirter zu ersetzen und eine Vertretung des Domaniums geboten sei, stand ihm außer Frage; um in letzterer Beziehung die nöthigen Elemente zu schaffen, betrieb er mit Eifer die Vererbpachtung der Bauerhöfe im Domanium und den Erlaß einer Gemeindeordnung. Diese und einige andere Punkte bildeten den Inhalt eines Exposés, welches F. F. 1867 dem Staatsministerium zur Berathung und demnächstigen Aufnahme in die Landtagspropositionen vorlegte. Die Berathungen führten zu keinem greifbaren Ergebniß. Sie wurden auf Befehl des Großherzogs 1871, nachdem inzwischen an die Stelle des Ministers v. Oertzen der Graf Bassewitz getreten war, wieder aufgenommen, schließlich unter Zuziehung von Deputirten der Stände, die für den October 1872 einberufen waren; aber trotz der großen Zugeständnisse, die der Großherzog machte, ging die Conferenz resultatlos auseinander und auf dem bald darauf zusammentretenden Landtage lehnte die Landschaft die Vorlage ab. F. F. ließ sich durch diesen Mißerfolg nicht abschrecken; er gab dem Reformplan eine veränderte Grundlage, legte ihn dem Ministerium in einem eigenhändig aufgesetzten Entwurfe zur Durchberathung vor und berief dann auf den 1. Febr. 1874 einen außerordentlichen Landtag nach Schwerin. Der neue Entwurf hatte die patrimonialen Grundsätze des Erbvergleichs abgestreift, aber doch einen ständischen Charakter bewahrt. Der große Grundbesitz, die Städte und die Landgemeinden sollten gesonderte Wahlkörper bilden und durch gewählte Abgeordnete auf dem Landtage vertreten sein, dazu sollten treten einige Mitglieder des großen Grundbesitzes, gewählt aus denjenigen, die in der Ascendenz einen hundertjährigen Besitz nachweisen konnten, je ein Mitglied der Magistrate der fünf größten Städte des Landes und einige vom Schweriner Landesherrn nach freier Wahl zu ernennende Mitglieder. Die aus 102 Mitgliedern bestehende Versammlung, mit sechsjähriger Legislaturperiode, sollte nach absoluter Majorität beschließen, Standesbeschlüsse sollten nicht statthaft sein. Alle Landesgesetze sollten der Zustimmung, alle Steuern und Landesausgaben der Bewilligung des Landtags unterliegen, doch sollte diese Bewilligung nicht versagt werden können für die Deckung aller auf verfassungsmäßigen, reichs- und landesgesetzlichen Verpflichtungen oder hausgesetzlichen Vereinbarungen beruhenden Ausgaben. Das Hausgut sollte ausgeschieden sein, die Etats der Finanzverwaltung sollten im Voranschlag vorgelegt werden. Der Engere Ausschuß sollte, wenngleich in anderer Zusammensetzung, bestehen bleiben und der Bestand der Ritter- und Landschaft als Privatcorporationen zur Verwaltung ihrer gesonderten oder gemeinschaftlichen Angelegenheiten anerkannt werden. Die Annahme dieser seiner eigensten Initiative entstammenden Grundzüge legte F. F. in der Thronrede, mit der er den Landtag im Schlosse eröffnete und die weit über Mecklenburgs Grenzen hinaus den besten Eindruck machte, den Berufenen dringend ans Herz, das Endergebniß war indessen, daß die Ritterschaft die Vorlage ablehnte, die Landschaft zwar im Princip zustimmte, aber nach der Stellungnahme der Ritterschaft weitere Verhandlungen für gegenstandslos erklärte. Der Landtag wurde am 7. März geschlossen; der Landtagsabschied sprach das Bedauern des Großherzogs über das negative Resultat aus, verhehlte nicht sein Mißfallen an den ritterschaftlichen und seine Befriedigung über die ständischen Erklärungen, stellte im übrigen die Wiederaufnahme der Verhandlungen auf Grund derselben Vorlage für den nächsten ordentlichen Landtag in Aussicht. Dieser Landtag von 1875 aber

verhielt sich trotz aller Vermittelungsversuche der Commissare und der eindringlichsten Mahnungen des Großherzogs durchaus ablehnend, der Landtagsabschied konnte nur die völlige Ergebnißlosigkeit der Berathungen und den Mangel einer „Würdigung der ernsten Lage des Landes“ seitens der Stände constatiren. Mit der ihn auszeichnenden Geduld und ohne jede Verbitterung verfolgte F. F. trotzdem seinen Plan weiter. In Berathungen des Staatsministeriums unter Vorsitz des Großherzogs im Mai 1879 wurde die Vorlage von 1874 noch einmal gründlich durchgenommen und die Frage weiterer Concessionen erörtert, im März 1880 fanden in Schwerin Verhandlungen mit Deputirten der Stände statt, aber die Aussichtslosigkeit derselben trat schon nach wenigen Tagen so deutlich hervor, daß F. F. sie schloß. Wiederum sah er sich in seinem redlichen Bestreben gelähmt, die Frucht langer mühevoller Arbeit verloren. In einem Schreiben an den Engeren Ausschuß vom 30. Oct. 1880 gab F. F. dem Bedauern über das abermalige Mißlingen einer Verständigung Ausdruck, erklärte aber ausdrücklich, daß er es nach wie vor seine ernste Sorge sein lassen werde, diese wichtige Aufgabe zum Wohl des Landes hinauszuführen. In der kurzen Zeit aber, die ihm noch zu leben vergönnt war, hat er die Verfassungsfrage ruhen lassen.

Die Lebensperiode des Großherzogs vom deutsch-französischen Kriege bis zu seinem Tode bildete den ruhigsten Theil seiner Regentenlaufbahn, wenn bei seinem lebhaften Temperament und regen Thätigkeitsdrange überhaupt von Ruhe die Rede sein konnte. Wie der äußere Friede ungestört war, blieb es auch der innere, soweit nicht die Versuche der Verfassungsreform zeitweilig die Geister erregten. Daß die Beziehungen Mecklenburgs zur Reichsgewalt die besten waren, dafür bürgte die unbedingte Reichstreue des Landesherrn und das enge Freundschaftsband, das ihn mit dem Kaiser persönlich verknüpfte. Von dem Culturkampf wie von der socialistischen Agitation der 70er Jahre blieb Mecklenburg so gut wie unberührt, die socialdemokratische Bewegung fing erst in den 80er Jahren an größere Ausdehnung zu gewinnen, nahm indessen auch dann keinen gefährlichen Charakter an. Auch von der Börsenkrisis des Jahres 1873 wurde Mecklenburg nicht empfindlich getroffen. F. F. war in diesen Jahren viel von Schwerin abwesend, die Geschäfte seiner Militärinspection, Badereisen, Besuche an verwandten oder befreundeten Höfen, auch seine Reiselust an sich führten ihn bald hierhin, bald dorthin. Als Gast des Kaisers nahm er theil an der Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Berlin (1872) sowie an den Monarchenbegegnungen in Alexandrowo und Danzig. Familienfeiern veranlaßten ihn zu zwei Reisen nach Petersburg und einer nach Italien: am 28. August 1874 vermählte sich die Herzogin Marie mit dem Großfürsten Wladimir Alexandrowitsch, am 24. Januar 1879 der Erbgroßherzog mit der Großfürstin Anastasia Michailowna, und am 26. Mai 1882 wurde in Palermo der Sohn des Erbgroßherzogs getauft. Aber diesen freudigen Ereignissen stand im Leben des Großherzogs eine lange Reihe von Trauerfällen gegenüber: zwei Gemahlinnen und zwei in zartestem Alter verstorbene Söhne hatte F. F. zu Grabe geleitet; seine beiden Geschwister, die Herzogin Luise († 1859) und Herzog Wilhelm († 1879), gingen vor ihm dahin, von der älteren Generation des mecklenburgischen Fürstenhauses starben in seiner Regierungszeit der Herzog Gustav († 1851), die Herzogin Helene von Orleans († 1858) und die hochbetagte Erbgroßherzogin Auguste († 1871), die Wittwe seines Großvaters Friedrich Ludwig, und ein schwerer Schlag traf ihn gegen Ende seines Lebens in dem Verlust der eben zur Jungfrau herangeblühten Herzogin Anna († am 8. Febr. 1882), des einzigen Kindes, das seine zweite Gemahlin ihm hinterlassen hatte. Unter dem Eindruck dieses Trauerfalles wurde von einer öffent-

lichen Feier des auf den 7. März fallenden 40jährigen Regierungsjubiläums Abstand genommen. Daß F. F. selbst seiner Tochter so bald ins Grab folgen würde, ahnte Niemand. Im April 1883 gedachte er den Erbgroßherzog, der als Genesender nach schwerer Krankheit in Mentone weilte, zu besuchen. In der Nacht vor der geplanten Abreise brach in einem enggebauten Theile Schwerins Feuer aus; seiner Gewohnheit gemäß und eine kurz zuvor bei der Besichtigung des Parchimer Dragonerregiments erworbene Erkältung nicht achtend erschien F. F. auf der Brandstätte, aber nach der Rückkehr ins Schloß erkrankte er an einer Lungenentzündung und am 15. April starb er — vielleicht für ihn selbst zur rechten Zeit, denn aus den Aufzeichnungen seines Leibarztes ergibt sich, daß F. F., der den Eindruck eines besonders kräftigen Mannes machte, doch von Leiden heimgesucht war, die ihn wahrscheinlich schwerem Siechthum entgegengeführt und zu völliger Unthätigkeit verurtheilt haben würden. Am 21. April wurde seine sterbliche Hülle im Schweriner Dome beigesetzt; ein Denkmal, welches sein Volk ihm errichtet hat, ein von Brunow modellirtes Reiterstandbild im Schloßgarten zu Schwerin, ward am 24. August 1893 enthüllt.

„Ein Kind von Gemüth, ein Jüngling an Frische der persönlichen Erscheinung, ein ganzer Mann an Initiative und Thatkraft, ein reiner, edler Mensch, ein tapferer Krieger und hervorragender Feldherr, ein pflichttreuer, gerechter, opfermuthiger Fürst, ein aufrichtiger Christ“ — so schildert den Großherzog ein Mann, der Jahrzehnte hindurch ihm nahe stand, und so lebt er fort im Gedächtniß Aller die ihn kannten. Und wer von seinen Mecklenburgern hätte ihn nicht gekannt? In seiner langen Regierungszeit bildete sich zwischen ihm und seinen Unterthanen ein persönliches Verhältniß, er war der Vertrauensmann eines Jeden im Volke. Sein Land kannte er wie Wenige, denn er liebte es, sich überall zu zeigen, überall „dabei zu sein“; wohin er kam in Dorf und Stadt unterrichtete er sich genau über alle Verhältnisse, selbst die einzelner Personen, und entzückte durch seine Liebenswürdigkeit Alle, auch die kleinen Leute, mit denen er in ihrer Sprache zu verkehren verstand, und für deren Anliegen und Bedürfnisse er ein warmes Herz und ein offenes Ohr hatte. Ein glückliches Personengedächtniß befähigte ihn, Jeden, mit dem er einmal zu thun gehabt, noch nach Jahren wiederzuerkennen. Der Trieb, sich zu belehren, erlosch niemals in ihm; wie er, der die Fortschritte der Wissenschaft mit regem Interesse verfolgte, sich von Sachkennern erklären ließ, was er nicht im einzelnen verfolgen konnte, so ließ er sich, als ihm ein Husarenregiment verliehen wurde, durch einen Officier mit allen Details des Cavalleriedienstes bekannt machen, und bei Einführung der neuen Maaße und Gewichte übte er unter Anleitung eines Lehrers der Bürgerschule das Rechnen mit den neuen Einheiten so lange, bis es ihm völlig geläufig war. Bei seinem eigenen Lernbedürfniß war er unermüdlich in der Sorge für die Unterrichtsanstalten seines Landes. Neue Gymnasien entstanden unter seiner Regierung und Realgymnasien, eine Blindenanstalt und eine Anstalt für schwachsinnige Kinder, das Lehrerseminar wurde vergrößert, die Navigationsschule zu einer Musteranstalt in ihrer Art. Ganz besonders pflegte F. F. die Interessen der Universität Rostock durch Vermehrung der Lehrstühle, Errichtung neuer akademischer Institute und umfassende Bauten; in Anerkennung dieser Thatsache bestimmte sein Nachfolger, daß im Leben der Universität die Erinnerung an ihren, vermöge der Bedeutsamkeit seines Wirkens einem zweiten Stifter gleichzustellenden Kanzler dadurch zum dauernden Ausdruck gebracht werde, daß die bisher am 28. Februar als dem Geburtstage des Großherzogs

gehaltene alljährliche Universitätsfeier für alle Zukunft an diesem Tage stattfinden solle. Die Bauten für Unterrichtsanstalten, so bedeutend sie waren, bildeten doch nur einen kleinen Theil der Bauthätigkeit des Großherzogs. Für sich und seine Familie sowie zu vornehmer Repräsentation, auf die er hielt, baute er das prächtige Schweriner Schloß; die Kunstsammlungen des großherzoglichen Hauses vereinigte er in dem neuen Museum; für sein Theater, dem er tüchtige Intendanten (Friedrich v. Flotow, Gustav zu Putlitz, Alfred v. Wolzogen) gab, für das er große Zuschüsse gewährte und welches sich zu einem namhaften Kunstinstitut erhob, ließ er, als das Haus niederbrannte, den Plan zu einem stattlichen Neubau entwerfen, dessen Ausführung er allerdings nicht mehr erlebte. Hand in Hand mit der inneren Reform der Landeskirche und einer reicheren Ausgestaltung des liturgischen Gottesdienstes ging ihm die Sorge für den Neubau oder die würdige Herstellung von Kirchen: 83 hat er neu gebaut, gegen 200 gründlich durchgebaut oder renovirt. Eine Umgestaltung erfuhr das Justizwesen des Landes, bevor 1879 die Reichsjustizgesetze eingeführt wurden. Der Landwirthschaft und dem Gewerbe war F. F. ein einsichtiger Förderer. Zahlreiche und wichtige Verkehrswege wurden unter ihm, bei dessen Regierungsantritt nur drei Chausseen vorhanden waren, angelegt. Gemeinnützige und wissenschaftliche Vereine entstanden oder wurden ins Leben gerufen, ihre Arbeiten fanden ausgiebige Unterstützung. Kurz, es gab kein Gebiet, auf dem F. F. nicht anregend, fördernd, schaffend gewirkt hätte. Er hinterließ ein anderes Mecklenburg, als er es vorfand, und die fast beispiellose Trauer bei seinem Hinscheiden bewies, daß das Land dankbar war für das, was es unter ihm und durch ihn geworden.

Das Hauptwerk über F. F. ist: L. v. Hirschfeld, Friedrich Franz II. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin und seine Vorgänger (2 Bde., Leipz. 1891). — Volksthümlicher gehalten ist: B. Volz, Großherzog Friedrich Franz II. v. M.-Schwerin. Ein deutsches Fürstenleben (Wismar 1893). — Manches Neue bieten C. Mettenheimer's Mittheilungen im 3. Quartalbericht des 58. Jahrganges der Jahrbücher d. Vereins f. mecklenb. Geschichte u. Alterthumskunde (Schwerin 1893). — Die kleineren Biographien von Rische (Wismar 1883), Schlotterbeck (Schwerin 1883) u. Garlepp (Breslau 1892) haben keinen selbständigen Werth. — Ueber die Feldzüge des Großherzogs s.: Der Feldzug der Mecklenburger nach Bayern im Sommer 1866 (Ludwigslust 1867) und: Der Antheil der unter dem Commando des Großherzogs v. M.-Schw. vereinigt gewesenen Truppen am Kriege 1870/71 (Berlin 1875).

K. Schröder.

Friedrich, Erzherzog von Oesterreich und königlicher Prinz von Ungarn, k. k. Viceadmiral und Marinecommandant, geboren am 14. Mai 1821 zu Wien als dritter Sohn des Feldherrn Erzherzogs Carl und seiner Gemahlin Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg, erhielt gleich seinen Brüdern eine ausgezeichnete Erziehung und entschied sich bereits im Alter von 14 Jahren für den Seemannsberuf. Am 28. Juli 1837 trat er in die k. k. Marine ein und machte in diesem und dem folgenden Jahre Seereisen nach Neapel, Sicilien und Malta, dann im Westbecken des Mittelmeeres. Im Jahre 1839 zum Linienschiffscapitän befördert und zum Commandanten der Fregatte „Carolina“ und der in Lissa stationirten Schiffsdivision ernannt, trat der Erzherzog am 26. Juni in Begleitung des Obersten Wilhelm v. Lebzeltern und des Corvettencapitäns Marinovich eine größere Reise nach Griechenland an, deren Eindrücke er in einem von scharfer Beobachtung und objectivem Urtheil zeugenden Tagebuch niedergelegt hat. Zurückgekehrt übernahm Erzherzog F. das Commando der Fregatte „Guerriera“, welche anläßlich der zwischen dem Sultan Abdul

Medschid und dem Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, ausgebrochenen Zwistigkeiten zur Verstärkung der k. k. Escadre in der Levante bestimmt war. Am 22. August segelte der Erzherzog nach Smyrna, wo die k. k. Escadre unter dem Befehle des Contreadmirals Baron Bandiera vor Anker lag, in deren Verband die „Guerriera" am 13. September trat. Den mehrmonatlichen Aufenthalt bei der Levanteflotte während der diplomatischen Verhandlungen benützte der Erzherzog zur Besichtigung der englischen und französischen Geschwader, zu einem Besuche von Constantinopel und zur Bereisung des griechischen Archipels. Infolge des am 15. Juli 1840 zwischen Oesterreich, Preußen, Rußland und England zum Schutze und zur Aufrechterhaltung der Integrität des türkischen Reiches abgeschlossenen Vertrages segelte die k. k. Escadre nach Alexandrien, wo sie sich am 24. August mit der britischen Flotte unter Admiral Stopford vereinigte, welcher den Oberbefehl über die gesammten alliirten Streitkräfte übernahm. Am 9. September erschien die englisch-österreichisch-türkische Flotte vor Beirut und eröffnete, nachdem der Commandant des Platzes, Soliman Bey, die Aufforderung zur Uebergabe abgelehnt hatte, am Abend des 11. das Bombardement. Soliman räumte die Stadt und nahm außer Schießbereich derselben Stellung; das Feuer der Alliirten, welches die Festungswerke größtentheils zerstörte, blieb unerwidert. Am 14. verließen die Admirale die Rhede von Beirut, ankerten in der Bucht von Djounnié und landeten am nächsten Tag Mannschaften der kaiserlichen Schiffe. Angesichts der überlegenen feindlichen Streitkräfte und mit Rücksicht auf den herannahenden Winter, erschien das Verbleiben der Schiffe an der offenen Küste gefährlich, auch konnte die schwache alliirte Armee nicht ohne den Schutz der Flotte und ohne festen Stützpunkt an der Küste belassen werden; Admiral Stopford beschloß daher, sich Saidas zu bemächtigen und betraute den Commodor Napier mit dieser Aufgabe. Mit acht Schiffen, darunter die „Guerriera" unter Erzherzog F., begann Napier am 26. September die Beschießung des Platzes. Noch während des Feuers der Schiffe mit der Leitung des Angriffs auf das Südcastell beauftragt, landete Erzherzog F. zuerst ein Detachement, das rasch die Höhen der Ufer erstieg, bald darauf ein zweites, das ungeachtet des aus einigen Häusern unterhaltenen feindlichen Gewehrfeuers landete. Nachdem dieses Detachement, vereint mit einer Abtheilung Engländer am Eingang der Stadt als Reserve Stellung genommen hatte, drang Erzherzog F. selbst an der Spitze des ersten Detachements und einiger Engländer gegen das Bergcastell vor, welches er, allen voran, erstieg. Bald darauf traf eine Abtheilung Engländer, die von der Nordseite in die Stadt eingedrungen war, dort ein, während die türkischen Truppen von der Seite des Wassercastells einrückten. Um 6 Uhr Nachmittags waren die Alliirten im vollen Besitze der dominirenden Punkte und hiermit auch der Stadt. Für diese Waffenthat wurde dem Prinzen das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens verliehen, von Kaiser Nicolaus erhielt er den St. Georgs-Orden, von der Königin von England das Großkreuz des Bath-Ordens, vom Könige von Preußen den Orden pour le mérite. Durch die Einnahme von Saida gelangte in kurzer Zeit auch der ganze nördliche Theil des Libanon längs der Küste in den Besitz der Alliirten; der wichtigste Punkt, die Festung St. Jean d'Acre, mußte allerdings noch genommen werden. Am 2. November ankerte die alliirte Flotte, 21 Schiffe, darunter die österreichischen Fregatten „Medea" und „Guerriera", dann die Corvette „Leipzig" in Sicht des Platzes und am 3. begann die Beschießung, die ohne Unterbrechung bis um halb sechs Uhr Nachmittags dauerte. Die großartige Kampfscene erreichte den Höhepunkt, als um halb fünf Uhr ein Pulverdepot der Festung in die Luft flog und ungeheure Verheerungen

verursachte. Auf die Nachricht, daß ein Theil der Besatzung entwichen sei, beschloß Erzherzog F., noch in der Nacht einen Ueberfall der Citadelle zu unternehmen. Kurz nach Mitternacht schiffte er 93 Mann, 2 Officiere und 2 Seecadetten aus und drang tollkühn an deren Spitze durch eine als Schießscharte benützte Oeffnung seitwärts vom Thore in die Stadt und erreichte unaufgehalten die Citadelle, deren Posten sich ergaben. Erzherzog F. ließ die Citadelle rasch zur Vertheidigung herrichten und wartete den Tagesanbruch ab. Auf der Flotte ahnte Niemand, was sich im Dunkel der Nacht vollzogen hatte. Als das erste Licht des Tages die Trümmerhaufen von Acre beschien, ließ Erzherzog F. auf dem höchsten Punkte der Citadelle die Flaggen Oesterreichs, Englands und der Türkei entfalten, welche, kaum erblickt, von allen Admiralen mit 21 Kanonenschüssen begrüßt wurden. Fregatte „Medea“ und Corvette „Leipzig“ ankerten während des Salutes bei Acre und Contreadmiral Bandiera ließ sofort das Castell durch 100 Mann Marineinfanterie besetzen. Bald nach der Einnahme von Acre wurden auch Antakieh, Jaffa, Kaifa, Jerusalem und Balbek erobert und am 27. November unterzeichnete der Vicekönig den Vertrag, in welchem er sich verpflichtete, Syrien zu räumen und die türkische Flotte herauszugeben. Im Laufe des Monates Januar 1841 waren die Verhältnisse zwischen der Pforte und Aegypten wieder geordnet. Nach schweren Stürmen an der syrischen Küste, während welchen der Blitz zweimal in das erzherzogliche Schiff einschlug, einen Matrosen tödtete, einen anderen lähmte, verließ die „Guerriera“ am 20. Januar die Levante und segelte nach Triest. Die Unannehmlichkeit der vierzehntägigen Contumaz milderte des Erzherzogs Bruder Albrecht, damals Brigadier in Graz, welcher ihm an Bord freiwillig Gesellschaft leistete. Nach kurzem Besuch in Wien übernahm Erzherzog F. das Commando über den ersten Seebezirk Venedig, das er, gleichzeitig Brigadiersdienste leistend, bis in das Jahr 1842 führte. Die folgenden Monate waren Reisen nach England und Schottland gewidmet, wo der Prinz die hervorragendsten maritimen Etablissements besichtigte; am 6. Februar 1843 traf er wieder in Wien ein und wohnte am 5. April der erhebenden Feier bei, als Kaiser Ferdinand die Brust des Erzherzogs Carl zu dessen 50jährigem Jubiläum das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens im Beisein des gesammten Hofes mit den Insignien dieses Ordens in Brillanten schmückte. In demselben Jahre zum Contreadmiral und im August 1844 zum Viceadmiral und Marineobercommandanten an Stelle des in den Ruhestand getretenen Marquis Paulucci ernannt, war der Erzherzog hauptsächlich bestrebt, der Marine den traditionell herausgebildeten, venetianisch-provinziellen Charakter zu benehmen, den Geist des Personals zu heben und die ökonomischen Verhältnisse zu regeln. Noch während einiger kürzeren Reisen nach Deutschland und den Niederlanden begann der Erzherzog zu kränkeln; unmittelbar nach dem Tode seines Vaters, 30. April 1847, dessen Begräbniß er beiwohnte, nahm das Leberleiden eine bedrohliche Wendung und in der Nacht zum 6. October 1847 starb er in den Armen seines getreuen Mentors Lebzeltern.

Bergmann, Erzherzog Friedrich von Oesterreich, Wien 1857. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 6. Band. — Schels, Eroberung St. Jean d'Acre's, Wien 1840. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden, Wien 1857. — Gedenkblätter der k. k. Kriegs-Marine, 1. und 2. Band. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch.

Oskar Criste.

Friedrich Karl, Prinz von Preußen: Friedrich Karl Nikolaus, Prinz von Preußen, königlich preußischer Generalfeldmarschall, am 20. März 1828 im Schlosse zu Berlin geboren, war der einzige Sohn des Prinzen Karl von

Preußen, dritten Sohnes König Friedrich Wilhelm's III., und der Prinzessin Marie, einer Tochter des Großherzogs Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, Schwester der Kaiserin Augusta, war also von väterlicher wie von mütterlicher Seite ein Neffe Kaiser Wilhelm's I. und Vetter Kaiser Friedrich's III. Er wurde streng erzogen und seine Kinderzeit war nicht glücklich. „Seine Jugendjahre wurden durch die schwierigen Verhältnisse am Hofe seiner Eltern in wenig erfreulicher Weise beeinflußt, der warme Sonnenschein wahrer Elternliebe, sowie des Kindes zu Vater und Mutter hatte wenig Platz gefunden" — schreibt Einer, der dem Prinzen in späteren Jahren nahe gestanden hat (Heros v. Borcke, Mit Prinz Friedrich Karl, S. 7, Berlin 1893); manches Rauhe und Schroffe in seinem Wesen, was ihm später zum Vorwurfe gemacht wurde, sowie eine gewisse Befangenheit und Verlegenheit im Auftreten, erklären sich durch die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs. Seine Erziehung war sehr streng und durchaus militärisch; in dem für seine Studien maßgebenden Lehrplane nahmen die Kriegswissenschaften und, was zur Vorbereitung auf die Beschäftigung mit ihnen diente, den vornehmsten Platz ein; ein tüchtiger Officier zu werden, war von seiner Knabenzeit an des Prinzen eifriges Bestreben. Eine Heimath fand er zuerst im Officiercorps des 1. Garderegiments zu Fuß, in welchem er, nach Hohenzollernbrauch, an seinem zehnten Geburtstage zum Secondlieutenant, am 23. September 1844 zum Premierlieutenant ernannt, alsdann einige Zeit Dienst that. An diesem Regimente hing er damals mit allen Fasern seiner Seele. Ostern 1846 bezog er die Universität Bonn, der erste unter den preußischen Prinzen, welche später sämmtlich dort studirt haben. Major v. Roon, der nachmalige Kriegsminister, der ihn schon früher unterrichtet hatte, war sein militärischer Begleiter (Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Graf v. Roon, Berlin 1892). Er lenkte des Prinzen Studien, bei denen dieser „treffliche Auffassungskraft, aber nicht gerade heroischen Eifer" zeigte, in die richtige Bahn; sie blieben nicht auf die von ihm bevorzugten kriegswissenschaftlichen Ziele beschränkt, sondern sorgten auch für die allgemeine Bildung des Geistes und des Herzens. Die Herbstferien 1846 und 1847 wurden durch Reisen in die Schweiz, nach Oesterreich, Italien und Frankreich ausgefüllt. In diese Zeit fällt der Erwerb des ersten der dem Prinzen später in so großer Zahl und in so seltener Weise zu Theil gewordenen Ehrenzeichen, der Medaille, die er sich am 12. Juli 1847 durch seine thätige Mitwirkung bei der Rettung eines dem Ertrinken nahen Knaben aus dem Rheine verdiente.

Im Frühjahr 1848 schied er von Bonn; der Aufenthalt war durch die Märzstürme des Jahres um einige Wochen verkürzt. Der niederdrückenden Abgeschiedenheit, in welcher die königliche Familie damals in Potsdam lebte, machte für ihn bald darauf, nachdem er am 30. März zum Hauptmann und Compagniechef im 1. Garderegimente zu Fuß ernannt worden war, die Ueberweisung zum Stabe des mit dem Oberbefehle der zum Kampfe gegen Dänemarck in die Elbherzogthümer entsandten Bundestruppen betrauten, von ihm hochverehrten Generals v. Wrangel ein Ende. Für die Art und Weise, in welcher er in der Schlacht bei Schleswig am 23. April 1848 die ihm ertheilten Aufträge ausgeführt hatte, verlieh auf Wrangel's Vorschlag König Friedrich Wilhelm IV. dem Prinzen den Orden pour le mérite, die damals allein vorhandene Auszeichnung für kriegerisches Verdienst. Nach der Rückkehr aus dem Felde trat er zur Cavallerie über. Am 2. December 1848 wurde er als Rittmeister dem Regimente der Gardes du Corps aggregirt und am 8. Juni 1849 als Major und Escadronsführer zum Gardehusarenregimente versetzt, aber schon in demselben Monate erschien er zum zweiten Male im Felde. Er war zu dem

unter dem Oberbefehle des Prinzen von Preußen, nachmals Kaiser Wilhelm I., aus Anlaß des Aufstandes in Baden und der Pfalz entsandten Armeecorps commandirt und am 19. Juni in Germersheim angelangt. Dem Stabe des Commandeurs der Avantgarde, Generallieutenant v. Hanneken, zugetheilt, der am Frühmorgen des 20. Philippsburg überrumpelt hatte und von hier zur Verfolgung des im Rückzuge begriffenen Gegners aufgebrochen war, erhielt er den Auftrag, der ersten Schwadron, die er anträfe, den Befehl zum Nachsetzen zu überbringen. Es war die 1. des 9. Husarenregiments, unter dem Rittmeister v. Wachowski, nur 90 Pferde zählend (v. Bredow und Böhmer, Geschichte des 2. Rheinischen Husarenregiments Nr. 9, 2. Auflage. Berlin 1899). Mit dem etatsmäßigen Stabsofficier des Regiments, Major Rückert, setzte der Prinz sich an die Spitze. Sobald sie vor dem Dorfe Wiesenthal der Gegner ansichtig wurden, ließ letzterer Galopp blasen. Aber die Abziehenden waren keine verächtliche Truppe. Den Kern bildeten Mannschaften eines badischen Bataillons, mit ihnen standen Angehörige der Polnischen Legion im Gliede, unerschrockene Soldaten, von einem tüchtigen Officier, wahrscheinlich dem Major v. Biedenfeld, befehligt, und stehenden Fußes, mit wohlgezieltem Gewehrfeuer, wurden die anstürmenden Reiter empfangen. Die Infanteristen wurden theils niedergeritten, theils zersprengt, aber vor dem stark besetzten Dorfe Wiesenthal mußten die Husaren umkehren und den durchrittenen Weg unter dem feindlichen Feuer nochmals zurücklegen. Major Rückert und des Prinzen Adjutant, Premierlieutenant v. dem Bussche-Münch, bezahlten den anfänglichen Erfolg mit ihrem Leben; der Prinz wurde durch zwei Schüsse, den einen in die linke Schulter, den anderen in die rechte Hand, verwundet, von denen der erstere die Bewegungsfähigkeit des Armes für immer in so hohem Grade beeinträchtigte, daß der Prinz die Hand nicht höher als bis zur Schulter zu erheben vermochte. Dem ferneren Verlaufe des Feldzuges mußte er zu Fuß oder im Wagen folgen. Auf seine Denkungsart machte der Vorfall einen tiefen Eindruck. Der frische Wagemuth der Jugend war dahin; an seine Stelle traten Bedächtigkeit und kaltblütigere Ueberlegung.

Zunächst verblieb der Prinz nun im Cavalleriedienste. Anfangs beim Gardehusarenregimente in Potsdam, seit dem 15. April 1852 als Oberst und Commandeur des Gardedragonerregiments in Berlin. Zwei Jahre später wurde er zum Commandeur der 1. Gardecavalleriebrigade und zum Generalmajor befördert. In dieser Zeit nahm er mehrfach an den Uebungsreisen des Großen Generalstabes unter Leitung des Generals v. Reyher theil; Moltke, welcher ihn dabei kennen lernte, rühmt seinen Eifer und seine Arbeiten; „ich glaube, er ist der Mann“, schreibt er, „der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heere wiederherstellen wird“. Am 29. Novbr. 1854 vermählte der Prinz sich mit der Tochter des verstorbenen Herzogs Friedrich von Anhalt, Prinzessin Marie Anna. Der Ehe sind vier Kinder entsprossen: drei Töchter, von denen die älteste mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande und nach seinem Tode mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg, die zweite mit dem Erbgroßherzoge August von Oldenburg, die dritte mit dem Herzoge Arthur von Connaught sich verheirathete, und ein Sohn, das jüngste Kind, Prinz Friedrich Leopold. Am 19. Februar 1857 trat er durch die Beförderung zum Commandeur der 1. Gardeinfanteriedivision zu dieser Waffe über. Aber nur kurze Zeit blieb er in der Stellung. Alsbald hatte er sich mit allen höheren Officieren überworfen. Er hatte andere Ansichten über Ausbildung und Gebrauch der Truppen als sie. König Friedrich Wilhelm IV., der, ihre Ansichten theilend, ihn gelegentlich scharf und leidenschaftlich anließ, versetzte ihn schon am 19. September des nämlichen Jahres zur 2. Gardeinfanteriedivision. Hier

fand er sich ebensowenig befriedigt. Er bat um seine Enthebung von der Stellung. Am 29. Mai 1858 wurde seinem Wunsche gewillfahrt. Er nahm Urlaub und begab sich auf Reisen, die ihn namentlich das französische Heer kennen lehrten. Die Garde stand bei ihm fortan in wenig freundlichem Andenken. Dann kamen das Jahr 1859 und die Mobilmachung zum Kriege gegen Frankreich. Bei dieser Gelegenheit wies der Prinzregent seinem Neffen eine Stellung an, welche diesem mehr zusagte. Er ernannte ihn zum Commandeur der 3. Division in Stettin und gab ihm damit einen ausgedehnteren Wirkungskreis, in welchem der Prinz Gelegenheit fand eine seiner hervorragendsten militärischen Eigenschaften, das Geschick die ihm unterstellten Truppen zu erziehen und für den Krieg auszubilden, in reichem Maße zu entfalten. Sein Auge war dabei vornehmlich auf Frankreich und die französische Armee gerichtet, in welcher er den zunächst zu bekämpfenden Gegner sah. Er hatte vor kurzem ihre Friedensausbildung beobachtet und jetzt gesehen, wie sie diese im Kriege verwertheten. Am 19. Januar und am 19. Februar 1860 hielt er den Officieren des Standortes Stettin Vorträge über die Kampfesweise der Franzosen. Eine Abschrift davon wurde, anscheinend ohne sein Vorwissen, zu Frankfurt a. M. unter dem Titel: „Eine militärische Denkschrift von P. F. K." gedruckt (in Commission bei F. B. Auffarth, 1860) und unter der absichtlich entstellten Aufschrift: „L'Art de combattre les Français" (statt des Français) in das Französische übersetzt. Sie brachte die Grundsätze zum Ausdrucke, welche der Prinz bei der Ausbildung der ihm unterstellten Truppen in Anwendung gebracht sehen wollte, und machte berechtigtes Aufsehen. Die Vorträge verfolgten den Zweck, der eigenen Armee gegenüber, den damals allgemein verbreiteten, durch die Ereignisse des Krieges von 1859 in Italien noch verstärkten Glauben an die Unüberwindlichkeit des französischen Heeres zu bekämpfen.

Der nachmalige General v. Döring (A. D. B. XLVIII, 32), in Stettin des Prinzen Generalstabsofficier, kennzeichnete ihn zu jener Zeit folgendermaßen: „Seine hervorstechenden Eigenschaften sind Thatendrang, Muth, Ehrgeiz, Pflichttreue, schnelle Auffassungsgabe, vorzügliches Gedächtniß besonders für Persönlichkeiten, ausgezeichnetes Sehvermögen, militärisches coup d'oeil, Rednergabe, Talent zum Schreiben, gewinnende Liebenswürdigkeit wenn er will, selbst große Gemüthlichkeit, die Gabe schnell das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden, eine sehr ansprechende äußere Erscheinung" (Wilhelm v. Döring, von Th. Krieg, Berlin 1899, S. 85). Ueber die Zeit des Stettiner Aufenthaltes berichtet auch G. E. v. Natzmer in den Juli/Augustheften der Neuen militärischen Blätter, Berlin 1894. Die Möglichkeit, jene an ihm gerühmte Eigenschaft, als Lehrer und Erzieher seiner Untergebenen zu wirken, in noch weiteren Kreisen zu bethätigen, ward ihm durch seine am 1. Juli 1860 erfolgte Ernennung zum commandirenden General des III. Armeecorps geboten, als welcher er nach Berlin zurückkehrte. Kräftigung des militärischen Geistes war sein Hauptbestreben: moralisch, intellectuell und taktisch den Soldaten wie dessen Vorgesetzte auf eine möglichst hohe Stufe zu fördern, war das Ziel, auf welches der gesammte, von ihm geleitete Dienstbetrieb gerichtet wurde. Der Samen, welchen er damit in der Mark, in die ganze Armee ausstreute, die Früchte, welche solche Arbeit zunächst bei seinem Armeecorps, dann im Heere überhaupt, zeitigte, sollten bald glänzend zu Tage treten.

Zunächst geschah es im J. 1864. Der Streit mit Dänemark um die Elbherzogthümer mußte endlich zum Austrage gebracht werden. Die beiden deutschen Großmächte hatten sich geeinigt und zum Schutze der Rechte Schleswig-Holsteins ein Heer aufgestellt, dessen Oberbefehl dem preußischen General-

feldmarschall Freiherrn v. Wrangel, des Prinzen Vorgesetzten im J. 1848, anvertraut wurde. Einen Theil davon bildete ein aus der 6. Division des III. (Brandenburgischen) und der 13. des VII. (Westfälischen) Armeecorps zusammengesetztes Armeecorps, das I. der verbündeten Armee. Es bestand aus 25 Infanteriebataillonen, 25 Escadrons, 17 Batterien, 2 Pionierbataillonen, und zählte 32 438 Mann, 11 935 Pferde, 96 Geschütze, unter ersteren 28 579 Streitbare. Als Chef des Generalstabes stand dem Prinzen der Oberst v. Blumenthal, der nachmalige Generalfeldmarschall Graf v. Blumenthal, zur Seite. Am 1. Februar 1864 in aller Frühe wurde bei Cluvensiek die Grenze Schleswigs überschritten und damit das dänische Gebiet betreten. Am 2. ward der Vormarsch fortgesetzt. Da Prinz Friedrich Karl die ihm für diesen Tag gestellte Aufgabe durch die vom Feinde ohne weiteres gestattete Besetzung eines bestimmten Geländeabschnittes schon um 9 Uhr erfüllt hatte, beschloß er, die für die nächste Zeit ihm zugedachte Arbeit durch einen Angriff auf den durch Schanzen befestigten Uebergang über die Schlei bei Missunde einzuleiten. Dichter Nebel verhinderte jegliche Umsicht, die Wege waren spiegelglatt. Die Infanterie holte sich blutige Köpfe, ein heftiger Artilleriekampf lieferte kein Ergebniß, das Gefecht wurde daher Nachmittags abgebrochen. Es war ein Mißerfolg, welcher nur den Nutzen gebracht hatte, daß er für das Vorhandensein von Befestigungswerken und den Willen der Besatzung, sie zu halten, Zeugniß ablegte. Um so peinlicheres Aufsehen rief ein am 8. aus Glücksburg erlassener Corpsbefehl hervor, in welchem es im Napoleonischen Bulletinstile hieß, daß, wenn in Zukunft ein Mitkämpfer sagte: „Ich bin ein Kanonier von Missunde“, er die Antwort erhalten würde: „Siehe da, ein Tapferer“ (Th. Fontane, Der Schleswig-Holsteinsche Krieg im Jahre 1864, Berlin 1866). Dem Prinzen wiederholte der Tag die bei Wiesenthal empfangene Lehre; sie wird in gleicher Richtung wie damals gewirkt haben. Der Gedanke an einen Uebergang bei Missunde wurde nun aufgegeben. Die feindliche Stellung sollte umgangen werden. Es war dazu die Gegend weiter östlich, bei Arnis und bei Cappeln, in Aussicht genommen und alles vorbereitet, um in der Nacht vom 5. zum 6. den Meeresarm zu überschreiten, als man am Spätabend des 5. in des Prinzen Hauptquartiere zu Carlsburg erfuhr, daß die Dänen abgezogen seien. Da Brücken fehlten, konnte erst am nächsten Morgen die Verfolgung angetreten werden und am 7. wurde Flensburg erreicht. Die Verbündeten faßten nun einen doppelten Kriegszweck ins Auge. Der eine Theil des Heeres schickte sich an Jütland zu besetzen, dem anderen lag ob die Düppeler Schanzen zu nehmen. Die letztere Aufgabe wurde dem Prinzen gestellt, welcher sein Hauptquartier in Gravenstein nahm. Die stattfindenden Erkundungen, welche zu mehreren Gefechten geführt hatten, stellten fest, daß die Aufgabe nur im Wege der Belagerung gelöst werden konnte. Bis zum Eintreffen der dazu erforderlichen schweren Geschütze wurde im Sundewitt eine verschanzte Stellung bezogen. Nachdem am 11. März zwei Festungsartilleriecompagnien mit vierundzwanzig Geschützen angekommen waren und das Belagerungscorps Verstärkungen an Infanterie durch die der preußischen Gardedivision und Theile der aus dem Vaterlande herangezogenen 5. Division erhalten hatte, begann in der Nacht vom 29. zum 30. März der Bau der ersten Parallele. In der Nacht zum 11. April wurde, nachdem der Prinz ungern auf die Verwirklichung der Absicht verzichtet hatte, seine Aufgabe durch den Uebergang nach Alsen an einer nördlicher gelegenen Stelle zu erfüllen, zum Bau der zweiten, in der Nacht zum 15. zur Herstellung der dritten Parallele geschritten und am 18. Morgens 10 Uhr wurde unter Führung des Generals v. Manstein durch 46 Infanterie- und 5 Pioniercompagnien nebst 120 Artilleristen in sechs Colonnen der

Sturm ausgeführt. Das sorgfältig vorbereitete Unternehmen hatte einen glänzenden Erfolg. Nach fünf Minuten war das erste unter den angegriffenen Werken, die Schanze Nr. 6, in preußischer Hand, um 2 Uhr hatten die Dänen auch den Brückenkopf geräumt. Dann machte ein am 10. Mai abgeschlossener Waffenstillstand den Feindseligkeiten vorläufig ein Ende. Während seiner Dauer, am 18. Mai, wurde an Stelle des nach Berlin zurückberufenen Wrangel der Prinz mit dem Oberbefehle der verbündeten Armee betraut. Als Generalstabschef fand er den Generallieutenant Freiherrn v. Moltke vor. Mit dem 25. Juni war der Waffenstillstand abgelaufen und schon in der Morgenfrühe des 29. wurde ein ebenso sorgsam wie der Sturm auf Düppel vorbereitetes und ebenso glücklich verlaufendes Unternehmen ausgeführt. Es war der Uebergang nach Alsen und die Besitznahme der Insel. Der Prinz hatte den Kampf zunächst von einer Höhe bei Düppel beobachtet, sich dann in einem Kahne nach Sonderburg übersetzen lassen und auf Alsen dem Schlußacte des Gefechtes beigewohnt. Sein nächster Kriegsplan, nach Fünen überzugehen und auch diese Insel zu nehmen, kam nicht zur Ausführung. Der Verlust von Alsen hatte die Kopenhagener Regierung zur Besinnung gebracht. Am 18. Juli ward ein zweiter Waffenstillstand vereinbart, am 30. October wurde der Friedensvertrag unterzeichnet und am 20. November kehrte Prinz Friedrich Karl nach Berlin heim. Zunächst trat er wieder an die Spitze des III. Armeecorps und zurück in das stille, abgeschlossene Leben, welches er außerdienstlich schon vorher geführt hatte.

Aber nicht für lange Zeit. Der glücklich beendete Krieg gab den Anlaß zu einem ernsten Zerwürfnisse zwischen den verbündet gewesenen Mächten, bei welchem es sich aber im Grunde darum handelte, den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland zum Austrage zu bringen. Es geschah im Kriege von 1866. Dem Prinzen war darin eine hervorragende Rolle zugetheilt, das Commando einer der drei Armeen, welche in Böhmen der Streitmacht des Kaiserreiches entgegen traten. Es war die I. Eine Cabinetsordre vom 12. Mai stellte ihn an ihre Spitze. An seinem Generalstabschef, dem General v. Voigts-Rhetz, hatte er einen trefflichen Berather.

Von Görlitz aufbrechend, überschritt die Armee am 23. Juni die Grenze. Des Prinzen bedächtiger Natur entsprechend, rückte sie langsam vor. Am 26. bestand sie bei Sichrow ihr erfolgreiches erstes größeres Gefecht; der Prinz wohnte ihm bei. Am 28. folgte der Sieg von Münchengrätz, die I. Armee erhielt Fühlung mit der Elbarmee, welche nunmehr auch an die Befehle des Prinzen gewiesen war; am 29. nahm dieser nach heißem, bis in die Nachtstunden des 30. dauerndem Kampfe Gitschin und am 2. Juli, sobald die auf seinen Befehl ausgeführten Erkundungen festgestellt hatten, daß die Hauptmacht der Oesterreicher hinter der Bistritz, mit der Elbe im Rücken, stand, faßte er den Entschluß, sie am folgenden Tage dort anzugreifen. Er sandte der Elbarmee die entsprechenden Weisungen, ersuchte die II. Armee um ihre Mitwirkung und erbat von König Wilhelm die Genehmigung seines Vorhabens. Sie wurde gegeben und die Folge davon war die Schlacht bei Königgrätz. Die I. Armee hatte zunächst einen schweren Stand, und vielfach ist dem Prinzen der Vorwurf gemacht, daß er mit ungenügenden Kräften — er hatte 127 000 Mann unter seinen Befehlen, nämlich das II. Armeecorps mit 28 500, das III. mit 24 500, das IV. mit 26 500, das Cavalleriecorps mit 8500, die Elbarmee mit 39 000 Mann — angegriffen habe, um den Kampf vor der Ankunft des Kronprinzen zur Entscheidung zu bringen und diesem, dem er, wie allgemein erzählt und geglaubt wurde, im tiefen Innern seines Herzens von jeher wenig hold gewesen und den er stets um seine Stellung unmittelbar

am Throne beneidet hatte, einen möglichst geringen Theil der erhofften Lorbeeren zukommen zu lassen. Und schließlich brachte dieser doch die Entscheidung. Prinz Friedrich Karl trat, nachdem um 8 Uhr Morgens König Wilhelm auf dem Schlachtfelde eingetroffen war, in die Stellung eines Unterführers. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges war er am Kampfe persönlich nicht betheiligt und zu selbständiger Thätigkeit nicht berufen.

Nach Friedensschlusse übernahm er von neuem das Commando seines brandenburgischen Armeecorps. Aber bald führte ihn der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich wieder in größere Verhältnisse. Er wurde zum Oberbefehlshaber der II. Armee, aus dem Garde-, III., IV., IX., X. und XII. (Sächsischen) Armeecorps, der 5. und 6. Cavalleriedivision bestehend, ernannt, welche, als sie am 30. Juli 1870 bei Alzey versammelt war, 156 Bataillone, 148 Escadrons, 91 Batterien, 156 000 Mann Infanterie, 22 200 Pferde und 546 Geschütze zählte; das IV. Armeecorps (25 000 Mann Infanterie, 1200 Pferde, 84 Geschütze) gab sie bald darauf an die III. Armee ab, Chef ihres Generalstabes war der General v. Stiehle. Der Prinz nahm sich sofort der theoretischen Vorbereitung der ihm unterstellten Truppen auf den Krieg dadurch an, daß er ihnen vortreffliche Anleitung für ihr Verhalten im bevorstehenden Feldzuge gab. Namentlich der Cavallerie wies er eine der Bedeutung der Waffe entsprechende Rolle zu und verwandte sie in dieser als das Ohr und Auge der Armee. In der Schlacht bei Spicheren am 6. August hatten Theile der Truppen bald Gelegenheit, die empfangenen Lehren zu verwerthen. Der Prinz selbst nahm erst am 16., dem Tage von Vionville-Mars la Tour, am Kampfe theil. Er wähnte die Franzosen in vollem Rückzug von Metz nach Westen. Am 16. Nachmittags 2 Uhr wurde er in seinem Hauptquartiere Pont-à-Mousson durch eine vom Schlachtfelde einlaufende Meldung aus seinem Irrthume gerissen. In 55 Minuten legte er den 3¼ Meilen langen Weg bis zur Wahlstatt zurück. Dort angelangt, traf er sofort Anordnungen, welche darauf hinausliefen, dem Vordringen der Franzosen durch Offensivstöße entgegen zu treten. Den letzten davon setzte er, als schon die Nacht hereingebrochen war, durch einen Reiterangriff der 6. Cavalleriedivision ins Werk. Der Erfolg des Tages, freilich theuer erkauft, war ein vollständiger. Bazaine's Durchbruchversuch war fehlgeschlagen, der Weg nach Westen war ihm verlegt. Am 18. wurde er durch die Schlacht von Gravelotte-St. Privat ganz nach Metz hineingeworfen, auf die Moselfeste und ihre nächsten Umgebungen beschränkt. Auch an diesem Siege hatten Prinz Friedrich Karl und seine II. Armee den wesentlichsten Antheil. Sie gaben den Ausschlag. Am folgenden Tage wurden von letzterer das Garde- und das XII. Armeecorps nebst den Cavalleriedivisionen der Maasarmee des Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellt, der mit ihr gen Sedan zog; der Prinz blieb mit dem Reste der II. sowie der ihm gleichzeitig unterstellten I. Armee und der Landwehrdivision Kummer vor Metz zurück. Bis zum 27. October dauerten die Einschließung und das Ringen um die Festung, dann übergab sie Marschall Bazaine und mit ihr die letzte Feldarmee des Kaiserreiches. Des Prinzen königlicher Kriegsherr sprach diesem die Anerkennung der geleisteten Dienste durch die Ernennung zum Generalfeldmarschall aus. General der Cavallerie war er seit dem Krönungstage Wilhelm's I., dem 18. October 1861.

Von der Mosel berief ihn die veränderte Kriegslage im Innern Frankreichs an die Loire. Ein Theil der Einschließungsarmee von Metz erhielt anderweite Bestimmungen; mit dem III., IX., X. Armeecorps und der 1. Cavalleriedivision brach der Prinz sofort dahin auf und Mitte November langte er auf dem neuen Kriegsschauplatze an, wo auch die aus den dort be-

findlichen Streitkräften zusammengestellte Armeeabtheilung des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin unter seine Befehle trat. Die Kämpfe bei Beaune-la-Rolande am 28. November, bei Loigny-Pouprỵ am 2., bei Artènay und Orléans am 3. und 4. December sind die Hauptmarksteine auf dem Siegeszuge, der ihn am 5. in die letztgenannte Stadt führte. Nachdem in den ersteren Kämpfen die Offensivkraft des Feindes sich gebrochen hatte, schritten in den letzteren unter des Prinzen persönlicher Leitung die Deutschen zum Angriffe. In Orléans gab es eine kurze Rast, bis zu Anfang des Jahres 1871 die unermüdete Thätigkeit der Regierung der nationalen Vertheidigung die eigene Heeresleitung zu weiterem Vorgehen nach dem Westen bewog. Es führte zu einer langen Reihe von Kämpfen, die zum Theil unter unmittelbarer Leitung des Prinz-Feldmarschalls ausgefochten wurden. Die Kriegsgeschichte verzeichnet sie unter dem Gesammtnamen der siebentägigen (6. bis 12. Januar) Schlacht von Le Mans. Mit diesem Erfolge kamen des tüchtigen Generals Chanzy Thätigkeit und des Prinzen Antheil an den kriegerischen Ereignissen in der Hauptsache zum Abschlusse und am 17. März traf der letztere wieder in der Heimath ein.

Es war ihm nicht vergönnt, zum dritten Male nach siegreich beendetem Feldzuge an die Spitze des III. Armeecorps zu treten. Er mußte sich daran genügen lassen, daß er zum Inspecteur der III. Armeeinspection ernannt wurde. Daneben war er Inspecteur der Cavallerie, eine Stellung, die ihm schon nach dem Kriege von 1866 angewiesen war, die ihm aber, abgesehen von der Leitung größerer Reiterübungen, ebensowenig wie die als Armeeinspecteur, Gelegenheit zu praktischer Thätigkeit verschaffte. Dringend wünschte er sich einen weiteren Wirkungskreis und gern wäre er an die Spitze der Marine getreten. So kam es, daß er immer mehr die Abgeschiedenheit suchte, zu der ihn ohnehin ein angeborener und anerzogener Hang zur Einsamkeit zog. So weit es möglich war, hielt er sich abseits vom Hofleben und von der großen Welt, aber auch seiner Familie blieb er fern; am liebsten hielt er sich in seinem Jagdhause Dreilinden, unfern von Potsdam, auf und in dem Blockhause, welches er sich bei Saßnitz auf der Insel Rügen erbaut hatte. Von hier aus unternahm er Seefahrten, in Dreilinden lebte er der Jagd, seiner Land- und Forstwirthschaft; in Berlin hielt er sich nur während einiger Wintermonate auf, die größere Geselligkeit nach Kräften meidend; einen kurzen Theil des Sommers verlebte er in seinem Schlosse Klein-Glienicke, ein anderer Theil des Jahres gehörte den soldatischen Pflichten. Daneben war er unausgesetzt bemüht, sich militärisch weiterzubilden. Seinen Verkehr suchte er ausschließlich in einem engen Kreise befreundeter Männer, aus allen Berufsarten ausgewählt. Es waren Officiere des Heeres wie der Flotte, Gelehrte und Künstler, die er gern und häufig in kleiner Tafelrunde um sich versammelte und mit denen er ungezwungen, aber immer als Prinz, verkehrte. Im J. 1872 unternahm er eine Reise nach dem Mittelländischen Meere, 1882/3 eine größere nach dem Morgenlande. Ueber die letztere haben zwei seiner Begleiter in einem Prachtwerke Bericht erstattet (Prinz Friedrich Karl im Morgenlande, dargestellt von seinen Reisebegleitern Professor Dr. Brugsch-Pascha und Major v. Garnier, Frankfurt a. O. 1883).

Im Frühjahr 1883, bald nachdem er durch den am 21. Januar 1883 erfolgten Tod seines Vaters aus den bescheidenen Verhältnissen, in denen er bisher gelebt hatte, in eine sehr günstige Vermögenslage gekommen war, traf ihn ein leichter Schlaganfall. Eine Cur in Marienbad, die im Frühjahr 1884 wiederholt wurde, sollte der Wiederkehr vorbeugen. Aber die Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Schon in der Nacht vom 13. zum 14. Juni wiederholte sich

zu Klein-Glienicke der Anfall und am 15. machte ein Herzschlag dem Leben des Prinzen ein Ende. Die Beisetzung erfolgte in der nahegelegenen Waldkirche von Nikolskoe.

Eine würdige Lebensbeschreibung des Prinzen ist noch nicht veröffentlicht. Die erschienenen Bücher sind theils Gelegenheitsschriften, theils bestimmt, dem Lesebedürfnisse weiter Kreise zu genügen. Von den über einzelne Abschnitte unterrichtenden Quellen sind einige schon nachgewiesen. Außerdem sind zu nennen für die Kriege von 1864, 1866, 1870/71 die Generalstabswerke; für 1866 Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland (Stuttgart 1896/97), und v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1866 in Deutschland (II, Berlin 1899); für 1870/71 C. v. der Goltz, Die Operationen der II. Armee (Berlin 1873), und F. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire (Berlin 1891); für sein Privatleben (Heros v. Borcke s. oben) B. Rogge, Prinz Friedrich Karl von Preußen (Berlin 1885), Th. Fontane, Fünf Schlösser (Berlin 1889). Eine vortreffliche Würdigung der ganzen Persönlichkeit des Prinzen und seiner Entwicklung hat F. Hoenig in jenem Werke (VI, 23) gegeben.

B. v. Poten.

Friedrich, Herzog von (zu) Schleswig-Holstein, ward als Sohn des Herzogs Christian August und seiner Gemahlin Luise, einer geborenen Gräfin von Daneskiold-Samsoe, am 6. Juli 1829 auf dem Schlosse Augustenburg auf der Insel Alsen geboren. Von kundigen Lehrern unterrichtet und schon in seiner Jugend von dem politischen Kampfe, den sein Vater um das Erbrecht seines Hauses führte, berührt, trat er auch früh den Vorkämpfern des schleswig-holsteinischen Staatsrechtes, wie Falck, Reventlow, Samwer u. a. persönlich näher. Nach Erlaß des offenen Briefes (1846) begleitete er mit seinem jüngeren Bruder Christian seinen hülfesuchenden Vater an die Höfe von Hannover, Berlin und Wien, und auf ihrer Rückreise fand seine erste Begegnung mit dem damaligen Prinzen und der Prinzessin von Preußen auf Schloß Babelsberg statt (1847). Schon ein Jahr später, beim ersten Beginn der schleswig-holsteinischen Erhebung, als der Herzog nach Berlin geeilt war, um die Hülfe Friedrich Wilhelm's IV. anzurufen, verließ der Erbprinz mit seinem Bruder auf die Weisung des Vaters, der ihre Gefangennahme fürchtete, das Schloß Augustenburg (26. März 1848) und begab sich nach Rendsburg; er sollte die Stätte seiner Geburt niemals wiedersehen. In dem ersten schleswig-holsteinischen Kriege nahm er im Stabe seines Oheims, des Prinzen von Noer, an der Schlacht bei Schleswig theil; dann in dem Hauptquartier Bonin's beschäftigt, hatte er im folgenden Jahre (April 1849) den ehrenvollen Auftrag, die Flagge und den Wimpel des dänischen Linienschiffes Christian VIII. dem Reichsverweser nach Frankfurt zu überbringen. In der Schlacht bei Fridericia leicht verwundet, kämpfte er mit bei Idstedt und bei Missunde, um dann nach Auslieferung der Herzogthümer an Dänemark durch die beiden deutschen Großmächte mit seinen Eltern in die Verbannung zu gehen. Im Frühling 1851 bezog er mit seinem Bruder die Universität Bonn, wo er bald zu dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen in enge Beziehungen trat, die für sein späteres Leben von großer Bedeutung werden sollten. Die folgenden Jahre verlebten beide Prinzen auf Reisen; sie besuchten nacheinander die Schweiz und Belgien, Frankreich und Italien und knüpften schon damals nähere Verbindungen mit den Höfen in Coburg und Karlsruhe an. Im Februar 1854 trat er bei dem 1. Garderegiment zu Fuß in Potsdam ein; doch schon nach zwei Jahren, nach seiner Vermählung mit der Prinzessin Adelheid von Hohenlohe-Langenburg (Sept. 1856), nahm er seinen Abschied aus dem activen Dienste, behielt aber die Stellung à la suite seines Regiments

bei. Anfangs in Primkenau, das sein Vater erworben hatte, wohnend, siedelte er 1857 nach Schloß Dolzig über, wo er der Landwirthschaft und seiner Familie lebte, bis ihn der immer heftiger entbrennende Streit der holsteinischen und schleswigschen Stände und des deutschen Bundes mit Dänemark auf den politischen Kampfplatz rief.

Als sein Vater durch die Acte vom 30. December 1852 infolge des Drucks der Großmächte unter einer nicht entsprechenden Entschädigung für seine in Beschlag genommenen Güter auf Alsen und im Sundewit sich verpflichtet hatte, für sich und seine Familie der für Dänemark geplanten Thronfolge nicht entgegenzutreten, war dieser für seine Person aus dem Erbfolgestreite ausgeschieden. Fortan hielt es der Erbprinz F. für seine Aufgabe, die Rechte seines Hauses und seines Heimathlandes gegen Dänemark zu vertreten, da er in Uebereinstimmung mit der Anschauung seiner Landsleute und der amtlichen Erklärung des dänischen Staatsministers Oersted in der Acte seines Vaters keinen Verzicht auf staatsrechtliche Erbansprüche seines Hauses anerkennen konnte. Als daher die dänische Regierung von den holsteinischen Ständen die Anerkennung des neuen Thronfolgegesetzes forderte, richtete er am 15. Januar 1859 einen Protest nach Kopenhagen, um sein Erbrecht zu wahren, und trat im Laufe der folgenden Jahre in nähere Verbindung mit den Führern der nationalen schleswig-holsteinischen Bewegung. Aber erst der Tod des Königs Friedrich VII. (15. Nov. 1863) brachte für ihn und Schleswig-Holstein die entscheidende Wendung. Sein Vater unterzeichnete eine Verzichtsurkunde zu seinen Gunsten, und am 16. November 1863 erschien, Schloß Dolzig datirt, seine Proclamation an die Schleswig-Holsteiner, worin er die Erbfolge für sich in Anspruch nahm und zugleich — für die Folgezeit von besonderer Bedeutung — das schleswig-holsteinische Staatsgrundgesetz vom 15. September 1848 anerkannte. Diese Proclamation aber war es vor allem, die der Ungewißheit und Unentschlossenheit in Holstein, das von dänischen Truppen besetzt war, völlig ein Ende machte und allem Volke bei der ungeheuren Aufregung ein festes Ziel vor Augen stellte.

Schon bei seinem Besuche in Berlin bei dem Könige Wilhelm und dem Ministerpräsidenten v. Bismarck (18. Nov. 1863) traten im Keime alle Schwierigkeiten hervor, die der baldigen Durchführung seiner Bestrebungen sich entgegenstellten. Trotz alles Wohlwollens des Königs für ihn und die Sache seines Heimathlandes, war der erste Schritt zu seiner Anerkennung, der Rücktritt Preußens und noch weniger der Oesterreichs von dem Londoner Protokoll nicht zu erwarten. Es blieb dem Herzog nichts übrig, als dem Rathe des Königs zu folgen und sich an die Bundesversammlung zu Frankfurt zu wenden, die ebenso wenig wie die holsteinischen und schleswigschen Stände den Londoner Vertrag anerkannt hatte, und damit zugleich auch auf die Bildung von „Stämmen einiger Infanteriebataillone aus Landeskindern“ auf dem Gebiete befreundeter Bundesfürsten, wie er dem Könige schrieb, Verzicht zu leisten. Die Bundesexecution in Holstein gegen Dänemark, die statt seiner Anerkennung als Herzog durch den Druck der beiden Großmächte erfolgte, die Huldigungen, die ihm Bürger- und Bauernstand einmüthig und die große Mehrheit der Ritterschaft darbrachten, stellten den Herzog vor einen entscheidenden Entschluß. Das ganze Land verlangte sein Kommen, und er mußte trotz der Warnung des Königs Wilhelm dem Rufe folgen. Am 30. December 1863 traf er auf Umwegen in Glückstadt ein und fuhr mit einem Extrazug nach Kiel ab, wo er zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags, von unbeschreiblichem Jubel begrüßt, anlangte.

Des Herzogs Erscheinen im Lande erwies sich von größeren Folgen, als

Freund und Feind erwartet hatten; es brachte dem Volke zum vollen Bewußtsein, daß eine Wiederkehr unter dänische Herrschaft fortan selbst beim größten Uebelwollen der Großmächte nicht mehr möglich sei; das Land begann sich fortan mit der Person des Herzogs als der Verkörperung des schleswig-holsteinischen Gedankens völlig zu identificiren; das Landesrecht, für das die damalige politisch allein maßgebende Bevölkerung einen dreijährigen blutigen Krieg ausgefochten hatte, stand und fiel in ihren Augen mit ihm. In diesem Sinne sind alle jene begeisterten Huldigungen und Proclamationen zu verstehen, die dem „Herzog Friedrich VIII." dargebracht wurden. Er war bisher dem Lande so gut wie unbekannt gewesen; wer sich jetzt ihm nahte, fand in ihm einen besonnenen, ernsten und doch freundlichen Mann, einen Charakter, wie er dem Wesen des schleswig-holsteinischen Volkes entsprach. Kein Mann von hoher staatsmännischer Begabung, aber ein Mann von Ehre und Gewissen, wußte er binnen kurzem die Herzen seiner Landsleute zu gewinnen; selbst die, die sich damals und später von ihm zurückzogen, haben niemals sein lauteres Wesen anzutasten gewagt.

Der Herzog und seine Räthe Francke, Sammer, Duplat, die erst wieder mit ihm aus der Verbannung ins Land zurückkehrten, waren sich der Schwierigkeit der Lage voll bewußt. Er sollte jetzt mitten unter den streitenden Mächten seine Stellung suchen und mit dem Einsetzen seiner Person den Volkswillen zur Anerkennung bringen. Es fragte sich, ob er, ohne jegliche militärische Macht zur Seite, allein gestützt auf die begeisterte Zustimmung des deutschen Volkes, diese Aufgabe zu erfüllen vermochte. Sorgfältig vermied er, etwas vorzunehmen, was den Schein einer Regierungshandlung hervorrufen konnte, um den beiden Bundescommissären keine Schwierigkeiten zu bereiten und zugleich auch den beiden Großmächten, die alsbald den Antrag beim Bunde gestellt hatten, ihn aufzufordern, Holstein sofort zu verlassen, jeden Vorwand zum weiteren Einschreiten zu nehmen. Aus dem Briefwechsel mit dem Könige Wilhelm ersieht man, wie sehr er bemüht war, sich dessen Vertrauen zu bewahren; gewisse gegensätzliche Anschauungen machten sich jedoch alsbald geltend. Freilich treten dabei, so weit sich nach den vorliegenden Quellen ein Urteil fällen läßt, auffallende Widersprüche hervor. Während der König nach dem eingehenden Berichte mündlich dem Verhalten des Herzogs und der Bevölkerung hatte Gerechtigkeit widerfahren lassen, warf die schriftliche und für eine historische Betrachtung allein maßgebende Antwort (18. Januar 1864) ihm Mangel an Vorsicht vor, die nöthig sei, um unreine Elemente fern zu halten; des Herzogs Sache wäre in einer anderen Lage, wenn er sich mit conservativen Rathgebern umgeben, des Königs wohlgemeinte Rathschläge befolgt und vermieden hätte, vorzeitig den Charakter eines anerkannten Souveräns in Anspruch zu nehmen und in dieser Eigenschaft selbst den Beistand ausländischer Souveräne (Napoleon's III.) anzurufen. Die Umgebung des Herzogs und wol auch der Herzog selbst sah in diesem überraschenden Schreiben wol nicht mit Unrecht die Hand des Ministerpräsidenten Bismarck; von vornherein ward das Mißtrauen wach, der Minister suche dem Herzoge das Vertrauen des Königs zu entziehen, und seine doch so gemäßigten Rathgeber zu verdächtigen; sein ganzes Bestreben gehe dahin, die ganze Frage der Erbfolge offen zu lassen, und er arbeite im Geheimen auf eine Einverleibung der Herzogthümer hin. Wir wissen heute genau, wie Bismarck dachte; die verschiedenen Schachzüge, die er that, um sein Ziel zu erreichen, sind uns freilich auch heute noch nicht immer ganz verständlich. Damals trugen die verschiedenen Wendungen seines Verhaltens gegen ihn nicht am wenigsten zu der Verbitterung bei, die nach und nach das Herz des Herzogs erfüllte. Er war von vornherein bereit

gewesen, in militärischer, maritimer und commercieller Hinsicht Preußen alle wünschenswerten Vortheile einzuräumen; er dachte in dieser Frage wie alle einsichtigen Schleswig-Holsteiner, deren Führer einst im Frankfurter Parlament der eigentlichen Kaiserpartei angehört hatten; aber mit Rücksicht auf die Mittelstaaten, die, wenigstens zum großen Theil, bereit ihn anzuerkennen, zugleich durch das einseitige Vorgehen der beiden Großmächte in der schleswigschen Frage tief erbittert waren, glaubte er zunächst selbst mit geheimen Anerbietungen zurückhalten zu müssen. Erst die Erklärung der Kieler Professoren (10. Februar 1864) an Bismarck, die Bevölkerung wünsche den engsten Anschluß an Preußen, brachte die Frage in Fluß. Der Herzog suchte und fand die Vermittlung des Kronprinzen; als die Londoner Conferenz gesichert schien, war auch der König bereit zu Verhandlungen „zwischen Fürst und Fürst“ und erklärte fünf Punkte als unerläßliche Vorbedingungen einer Verständigung. Nach vertraulichen Mittheilungen des Kronprinzen richtete dann der Herzog ein officielles Schreiben an den König, in dem er die fünf Forderungen, eine Flottenstation für die preußische Marine, die Besetzung der Bundesfestung Rendsburg, den großen Canal, eine Militärconvention im Sinne der Coburgschen und den Beitritt der Herzogthümer in den Zollverein, zu erfüllen versprach und außerdem den Abschluß einer Marineconvention in Vorschlag brachte (29. April 1864). Das Ausbleiben jeder Antwort, die Stellung, die ein Theil der Conservativen in einer Adresse an den König in der schleswig-holsteinischen Frage einnahm, und Andeutungen über eine größere Hinneigung des Königs nach den kriegerischen Erfolgen zu Gunsten einer Annexion, bewogen den Herzog, während der Londoner Conferenz verschiedenen Höfen die Mittheilung zu machen, da selbst bei einer Einverleibung in einen deutschen Staat die Befreiung der Herzogthümer erreicht sei, werde er in einem solchen Falle zwar Protest erheben, aber keine äußersten Schritte thun. Aber gerade diese Wendung, die drohend auftauchte, trieb die bisher mehr oder weniger feindliche Politik Oesterreichs aus Eifersucht gegen Preußens Machterweiterung ins entgegengesetzte Lager und führte zu der bekannten, dem Herzoge günstigen Erklärung auf der Londoner Conferenz (28. Mai 1864). Daran schloß sich eine der merkwürdigsten und noch heute nicht völlig klaren Episoden in den Verhandlungen des Herzogs mit Preußen. Aus verschiedenen Gründen lag es Bismarck daran, ihn nach Berlin zu bringen; er wollte, wie der Kronprinz bemerkt, mit ihm unterhandeln, um zu erfahren, ob er sich auf die „conservative Basis“ stellen werde. Auch der König hatte eingewilligt, ihn als „Erbprinzen“ zu empfangen. Der Herzog ging einer schwierigen Aufgabe entgegen; er sollte sich nicht allein mit dem Könige verständigen, sondern auch mit einem Staatsmann unterhandeln, dem er in keiner Weise gewachsen war. Er erhielt Warnungen, nicht zu sehr auf Oesterreich zu bauen, dessen Sendboten sich bemühten, ihn von einseitigen Verpflichtungen gegen Preußen abzuhalten. Was verhandelt ward, mußte das größte Geheimniß bleiben, der König selbst hatte dies verlangt. Am 1. Juni traf der Herzog in Berlin ein; von seiner Mutter hörte er, wie der König sie besucht habe, um ihr zuerst mitzutheilen, daß ihr Sohn nun sicher zur Regierung gelangen werde; die Verhandlungen mit Bismarck sollten nur zur Erledigung von Förmlichkeiten dienen. Der König empfing ihn freundlich, sprach mit ihm über die Lage auf der Conferenz, über Theilungspläne Schleswigs; bezüglich der Concessionen wollte er unter den augenblicklichen Verhältnissen alles Aufsehen vermieden wissen. Der König sprach mit ihm als einem vollberechtigten Fürsten; der Herzog hatte die Empfindung, in völliger Uebereinstimmung von

ihm geschieden zu sein. Abends um 9 Uhr fand dann die dreistündige Unterredung mit Bismarck statt, die in der Folge der mächtige Staatsmann als Waffe in einem Kampfe benutzte, dessen Ausfall dem Herzoge gegenüber nicht zweifelhaft sein konnte. Ueber die Unterredung liegen zwei Berichte vor, die aber in ganz wesentlichen Punkten miteinander in Widerspruch stehen, ein erst nach seinem Tode bekannt gewordenes Dictat des Herzogs am folgenden Tage zu persönlichen Zwecken und ein Bericht Bismarck's an den König, der ein Jahr später am 2. Juli 1865 im preußischen Staatsanzeiger veröffentlicht ward. Mit Lenz (s. Art. Bismarck, A. D. B. XLVI, S. 678) halte ich die Aufzeichnung des Herzogs aus naheliegenden Gründen für die zuverlässigste Quelle. Die Unterredung trug in keiner Weise einen gereizten oder heftigen Charakter; Bismarck zeigte sich anfangs entgegenkommend und drückte dem Herzoge wiederholt seine persönliche Anerkennung betreffs seiner politischen Grundsätze aus; aber er behandelte ihn nicht als einen erbberechtigten Fürsten, sondern als einen Prätendenten, den man auch durch den Großherzog von Oldenburg ersetzen könne. Er wollte auch keinen Staatsvertrag mit ihm schließen, nur ein schriftliches Uebereinkommen mit dem Kronprinzen solle der Herzog treffen; ohne auf die Forderungen des Königs, die der Herzog bewilligt hatte, einzugehen, erhob er neue Ansprüche, deren Tragweite der Herzog bei ihrer Unbestimmtheit nicht zu übersehen vermochte; auch legte er auf die Geheimhaltung aller Zugeständnisse, die dem Herzog vor allem wegen der Mittelstaaten und Oesterreichs am Herzen lag, kein Gewicht. Der Herzog äußerte sich zurückhaltend, versicherte, er werde halten, was er dem Könige versprochen habe, könne sich aber über die zum Theil erforderliche Zustimmung der Landesvertretung nicht hinwegsetzen; er bat, Vertrauen in seine Gesinnungen zu setzen und erklärte sich schließlich bereit, nach Ueberlegung der Sache weiter zu verhandeln. Bei objectiver Betrachtung der vorliegenden Berichte kann man in der That schwerlich zu einem anderen Ergebniß kommen, als daß Bismarck von vornherein nicht gewillt war, eine Verständigung zu erzielen; es scheint dabei, daß seine Absicht nicht sowohl darauf hinauslief, den Herzog mit Oesterreich zu entzweien, als darauf, sein Verhältniß zu dem Könige zu trüben. Jedenfalls ist sein Bericht so abgefaßt, daß er den Herzog bei dem Könige in ein übles Licht stellen mußte. Es wird demnach wol richtig sein, was Manteuffel einmal im Jahre 1866 äußerte, „auch wenn der Erbprinz mit Engelzungen geredet hätte, er würde Bismarck doch nicht gewonnen haben“.

Hatte der Herzog auch keine besonders günstigen Eindrücke von den Aeußerungen Bismarck's empfangen, so war er doch wie aus den Wolken gefallen, als jetzt sich in der preußisch-officiösen Presse ein Sturm gegen ihn erhob, der ihn in den Augen des Volkes bloß stellte. Doch trug er Bedenken, seine Aufzeichnung zu veröffentlichen, um den Streit nicht noch mehr zu verbittern. Nur eine Aeußerung, die ihm zugeschrieben ward, „es wäre für ihn und seine Sache besser gewesen, wenn Preußen sich in die holsteinische Sache gar nicht eingelassen hätte“, ließ er bestreiten und hat sie sein Lebelang bestritten. Nach vertraulichem Schriftwechsel mit dem Kronprinzen entschloß er sich dann noch zu einem officiellen Schritt, um des Königs Anschauungen umzustimmen, der infolge des Bismarck'schen Berichtes annehmen konnte, der Herzog halte nicht mehr an dem Privatübereinkommen fest. Am 20. Juni schrieb er ihm, er sei bereit, alles, was Bismarck als Gegenstand der Verhandlungen bezeichnet habe, zuzugestehen; er werde die Regierung niederlegen, falls die Landesvertretung seine Versprechungen auch nur in einem Punkte nicht genehmigen würde; dann bat er den König, dem Lande die Theilnahme

am Kriege zu ermöglichen und preußische Officiere zur Organisation einer schleswig-holsteinischen Armee zu commandiren. Aber die Unterhandlungen kamen seitdem nicht wieder in Fluß; selbst das Anerbieten, Alsen und Sylt als preußische Häfen abzutreten, und eine Denkschrift, worin er dem Könige die Vortheile einer baldigen endlichen Lösung der schleswig-holsteinischen Erbfolge vorlegte, hatten keinen weiteren Erfolg. Nach Abschluß des Wiener Friedens (30. October 1864), der Befreiung der Herzogthümer von dänischer Herrschaft, die ein allmähliches Erlahmen der Begeisterung im deutschen Volke für seine Sache im Gefolge hatte, hatte der Herzog, allein auf die Anhänglichkeit des schleswig-holsteinischen Volkes gestützt, bei der völligen Ohnmacht des deutschen Bundes die schwierige Aufgabe, in dem beginnenden Streite der beiden Großmächte eine bestimmte Stellung einzunehmen. Am 22. Februar 1865 theilte Bismarck nach Wien die bekannten „Februarbedingungen" mit, deren Erfüllung Preußen von dem zukünftigen Fürsten verlangen müsse; für den Fall, daß die Erfüllung derselben gesichert sei, verhieß er weitere Verhandlungen über die Person des einzusetzenden Fürsten; vorher aber müsse der König das Gutachten der Kronsyndici hören. Mochte Oesterreich, wie zu erwarten war, ablehnen oder nicht, er hielt sich damit alle Wege offen. Schwerlich wird er vorausgesetzt haben, daß der Herzog sich bereit finden werde, auf diese weitgehenden Bedingungen einzugehen, die gänzlich aus dem Rahmen der damaligen Bundesverfassung hinausfielen. Trotzdem erklärte sich der Herzog im wesentlichen damit einverstanden; im Grunde blieb nur ein formeller Unterschied über die Stellung des schleswig-holsteinischen Heeres innerhalb der preußischen Armee bestehen. Da Bismarck nun jede Verhandlung mit dem Vertreter des Herzogs ablehnte, tauchte der Gedanke auf, durch eine Reise des Herzogs nach Berlin auf den König einzuwirken; doch rieth der Kronprinz davon ab; dann dachte man durch die Entlassung von Francke und Sammer eine Wirkung zu erzielen: da trat plötzlich eine ganz unerwartete, auch heute noch nicht völlig erklärbare, mit seinen früheren Handlungen in gewissem Widerspruch stehende Wendung in der Bismarck'schen Politik ein. Am 17. April ließ er Oesterreich die Berufung der schleswig-holsteinischen Landesvertretung vorschlagen, um sie über die Zukunft des Landes zu befragen; in weiterem Verfolg der Verhandlungen mit Oesterreich verlangte er, daß der Herzog mit seinen Räthen das Land bis zum Ende der Tagung verlasse. Die letztere Forderung war ohne Zweifel der springende Punkt, um den sich alles drehte und der zu einer größeren Verschärfung des Conflictes führen mußte. Schon mit der zu erwartenden, dem Herzoge ungünstigen Entscheidung der Kronsyndici bekannt, richtete der König (1. Juni 1865) ganz im Sinne der Bismarck'schen Forderung ein vorwurfsvolles Schreiben an den Herzog; er sei ohne seinen Rath nach Holstein gegangen, habe sich mit einer förmlichen Regierung umgeben und mit den Feinden Preußens gemeinschaftliche Sache gemacht; er möge erwägen, wie sich seine gegenwärtige Stellung mit seinen Pflichten als preußischer Unterthan vereinigen lasse. Ohne Willen der allein berechtigten beiden Souveräne eine andere Regierung aufzurichten, sei eine strafbare Handlung, die im Völker- und Staatsrecht ihre besondere Bezeichnung habe (Hochverrath). Nach weiteren Verwarnungen droht dies Schreiben mit ernstem Einschreiten ohne Ansehn der Person und ohne Rücksicht auf den Widerspruch anderer Regierungen und fordert schließlich den Herzog auf, während der Berufung der Stände das Land zu verlassen. Der Herzog sah sich dadurch in einen immer stärkeren Conflict mit dem Könige gedrängt. Nur dann, wenn er sich entschloß, während der genannten Zeit das Land zu räumen, war ein Ausgleich noch denkbar, wenn auch wenig wahrscheinlich.

Objectiv und vom preußischen Standpunkte aus beurtheilt, läßt sich die Forderung des Königs begreifen; aber dem Herzog erschien es nach Lage der Verhältnisse als eine sittliche Unmöglichkeit, das Land freiwillig zu verlassen; daß er seinen Abschied aus der preußischen Armee nehmen mußte, war, auch nach Anschauung des Kronprinzen, damit zu einer Nothwendigkeit geworden, wie sehr sich auch dadurch der König gekränkt fühlen konnte. Als letztes Rettungsmittel schlug der Kronprinz die pure Annahme der Februarbedingungen vor. Der Herzog trug Bedenken; die preußische Regierung werde sich auch in dem Falle ihm gegenüber nicht binden und die noch übrigen Differenzen die Ausführung des Abkommens in Frage stellen. In diesem Sinne ist seine Antwort (vom 16. Juli) an den König gehalten; er berief sich zugleich dabei auf die Pflichten, die ihm sein Recht auflege, verwahrte sich gegen den Vorwurf, in Opposition gegen Preußen getreten zu sein und eine Nebenregierung gebildet zu haben; auch würden die einzuberufenden Stände keinen Anlaß zu Conflicten geben. Wenn der König seine Stellung für unvereinbar halte mit de Pflichten eines preußischen Officiers à la suite, bat er in einem besonderen Gesuche um seinen Abschied aus der preußischen Armee, der ihm in der Folge auch am 21. August ertheilt ward. Die darauf durch Bismarck erfolgende Veröffentlichung seines Berichtes an den König über die mit dem Herzog am 1. Juni 1864 gepflogene Unterredung, ließ dieser unbeantwortet, um nicht mit dem preußischen Staatsmann in einen gefährlichen persönlichen Streit zu gerathen; für den Fall seiner Gefangennahme infolge einer seitens des Königs nach Wien gerichteten Aufforderung zu seiner Entfernung bestellte er die Herzogin mit seiner Vertretung. Merkwürdig ist es, wie Bismarck unter diesen Umständen nach Ablehnung der preußischen Forderungen in Wien und angesichts der Gasteiner Verhandlungen ihn durch von der Pfordten auffordern ließ, sich nach Berlin zu begeben, um durch Vermittlung des Kronprinzen das Vertrauen des Königs wieder zu gewinnen. In Kiel sah man darin eine Falle. Nach längeren vertraulichen Berathungen mit Baiern und Oesterreich, gab der Herzog eine ausweichende Antwort; sobald eine Verständigung der beiden Mächte über die zukünftige Stellung des Landes zu Preußen erreicht sei, werde er bereit sein, durch seinen Besuch in Berlin die Verständigung auch in der Personenfrage zu erleichtern.

Der Vertrag zu Gastein (14. August) führte in den Herzogthümern einen förmlichen Kriegszustand herbei; der Verschärfung des Verhältnisses zwischen Preußen und Oesterreich entsprach das Verhalten des preußischen Gouverneurs v. Manteuffel in Schleswig gegen den Herzog. Ein Besuch desselben bei dem Herzog Karl von Glücksburg in Karlsburg und die dabei stattfindenden Huldigungen führten zu einem scharfen Briefwechsel; der Erlaß der sogenannten Zuchthausverordnung (31. März 1866), sowie der Versuch, den Herzog bei Gelegenheit der Beisetzung des Prinzen v. Noer in Krusendorf gefangen zu nehmen, bezeichneten den Höhepunkt des Conflictes. Schritt für Schritt war der Herzog so mehr und mehr auf die Seite Oesterreichs und der Mittelstaaten gedrängt, als Bismarck die deutsche Frage stellte und mit dem Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland auch die schleswig-holsteinische Frage im preußischen Sinne zu lösen unternahm. Als die preußischen Truppen in Holstein einrückten, verließ der Herzog am 7. Juni 1866 Kiel und Holstein: er sollte den Boden seiner engeren Heimath nimmer wieder betreten. Am 16. war er in Liebenstein und legte am folgenden Tage in einer Proclamation an die Schleswig-Holsteiner die Gründe dar, die sein Verhalten bestimmt hätten; er sei bereit gewesen zu jedem mit den Gesammtinteressen Deutschlands irgend verträglichen Opfer, um das Recht des Landes mit den Wünschen

Preußens in Einklang zu bringen; sein ernstliches Bemühen sei daran gescheitert, daß die preußische Regierung keine Verständigung gewollt. Man hat dem Herzog, auch in den Herzogthümern, mehrfach einen Vorwurf daraus gemacht, daß er gewissermaßen im Widerspruch mit seinem bisherigen Verhalten freiwillig das Land flüchtend verlassen habe; selbst der König Wilhelm hatte, nach seinen Aeußerungen zu rechnen, erwartet, daß er nach dem Abzug der Oesterreicher sich unter preußischen Schutz begeben und sich ihm zur Verfügung stellen werde. Für die Entschließung des Herzogs waren wol besonders die persönlichen Drohungen Manteuffel's maßgebend; er wollte seine Freiheit behalten; in der Erwartung, daß der Kampf längere Zeit hin und her wogen und für eine spätere Verständigung noch Raum gewähren werde, gedachte er den Gang der Ereignisse abzuwarten. Nachdem die Entscheidung gefallen und am 23. August 1866 der Prager Friede geschlossen war, legte er dem Könige (Schreiben vom 31. August) noch einmal die politischen Gründe dar, die seines Erachtens gegen eine Einverleibung der Herzogthümer und für ein bundesstaatliches Verhältniß sprächen. Eine Antwort darauf erfolgte nicht: am 24. December 1866 vollzog der König das Einverleibungsgesetz. Unter dem 2. Januar 1867 entband dann der Herzog seine Landsleute von den Verpflichtungen, die sie ihm gegenüber übernommen hatten, und am 28. Februar legte er in einem Schreiben an den König Protest gegen die Einverleibung ein. Die scharfe Erwiderung des Königs datirt vom 25. März; des Herzogs ausführliche Antwort, um die Anklagen seines Verhaltens zu entkräften, erfolgte am 30. April. Seine Gesinnung liegt in folgenden Worten ausgedrückt: „Aber ich vermag den Standpunkt zu fassen, welcher die Zukunft Deutschlands lediglich auf Preußens militärischer Macht glaubt gründen zu müssen, und wenn es gelingt, auf diesem Wege unser deutsches Vaterland zu einem dauernden Zustande der Einheit, der Freiheit und der Macht zu führen, dann wird jedes Einzelinteresse sich freudig dem Wohle des Ganzen zum Opfer bringen".

Nach dem Kriege vertauschte der Herzog seinen Aufenthalt Baden mit Gotha, nachdem seine Gemahlin und seine Kinder bereits am 24. Mai Kiel verlassen hatten. Der Tod seines Vaters am 11. März 1869, der ihn in den Besitz von Primkenau brachte, führte wieder die erste Annäherung an den König herbei. Derselbe richtete ein eigenhändiges Beileidsschreiben nach Primkenau, wofür der Herzog am 25. März seinen Dank aussprach. Als er am Kriege 1870 als bairischer Generalmajor à la suite theilnehmen wollte, machte er dem Könige davon Mittheilung, die dieser dankend und mit lebhafter Befriedigung entgegennahm. In Ligny, am 24. August, fand dann die erste persönliche freundschaftliche Begegnung beider statt, die eine spätere Verständigung anbahnte. Die bekannte Aeußerung des Herzogs zu Gustav Freytag in Donchery nach dem Abschlagen des französischen Reiterangriffs: „Eine solche Stunde ändert die Gedanken des Menschen und legt neue Pflichten auf" deutet eine Wandlung in seinen Anschauungen an. Wol hat er noch länger die Hoffnung festgehalten, noch ein Mal in eine engere Beziehung zu seinem Vaterlande zu treten, aber nachdem die Gewalt der geschichtlichen Thatsachen über seine Ansprüche hinweggeschritten war, sich gänzlich von der Rolle eines Prätendenten fern gehalten. Als dann die Herzogthümer ihren finanziellen Ausgleich mit Preußen geschlossen hatten, ohne ihn zu befragen, ließ er auch den Anspruch fallen, bei einer Verständigung mit Preußen eine Beziehung des herzoglichen Hauses zu Schleswig-Holstein herzustellen. Als daher der König, angesichts der bevorstehenden Verlobung des Prinzen Wilhelm mit Auguste Victoria, der ältesten Tochter des Herzogs, im December 1879, den Wunsch

äußerte, der Herzog möge seine und seines Hauses Stellung zu der preußischen Krone klären und befestigen, um jede spätere Trübung zu vermeiden, gab er am 3. Januar 1880 dem Kronprinzen eine Erklärung ab, die endgültig mit der Vergangenheit abrechnete, aber dem Kaiser erst nach dem Tode des Herzogs vorgelegt ward. Der Herzog erlebte die Früchte einer besseren Zeit nicht mehr. Bereits schwer krank während der letzten Verhandlungen, suchte er in Wiesbaden vergebliche Hülfe. Dort verschied er nach zweitägigem Aufenthalt am 14. Januar an einer Herzlähmung. Die treueste Freundschaft, die ihm bei allen Wechselfällen das Kronprinzenpaar bewahrte, hat den schwergeprüften Fürsten bis an sein Grab begleitet; aus seiner eigenen Heimath erwiesen ihm Deputationen bei seiner Bestattung in Primkenau die letzte Ehre, und das Land selbst hat später sein Andenken durch die Errichtung seines Denkmals in Kiel verewigt.

H. v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reichs III. — Henrici, Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Stuttgart und Leipzig 1897. — Bernhardi's Tagebücher V. — Staatsarchiv VI. — Herzog Ernst von Coburg-Gotha, Denkwürdigkeiten III. — Schleswig-Holsteins Befreiung; herausgegeben aus dem Nachlaß des Professors Karl Jansen und ergänzt von Karl Sammer. Wiesbaden 1897. — Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, ein Lebensbild von Karl Sammer. Wiesbaden 1900.

August Sach.

Friedrich Michael, Pfalzgraf von Zweibrücken, Generalissimus der Reichsarmee, ist geboren zu Rappoltsweiler am 27. Februar 1724 als der zweite Sohn des seit 1717 im Herzogthum Zweibrücken regierenden Christian's III. Wie sein älterer Bruder Christian wurde er im Bekenntniß der Eltern, dem lutherischen, auferzogen. In den Jahren 1737 bis 1740 studirten die beiden Prinzen an der Universität Leyden. Schon als zehnjähriger Knabe hatte F. von Ludwig XV. das Patent eines Inhabers und Obersten des in Straßburg liegenden Regiments Royal Alsace erhalten. 1741 trat er wirklich in französischen Heeresdienst ein und nahm unter Belleisle am Feldzug in Oesterreich und Böhmen theil. Im Treffen bei Eger und während der Belagerung von Prag bewährte er sich als tapferer Officier. 1743 focht er als französischer Brigadegeneral in Baiern, 1744 im Elsaß, 1745 wurde er als maréchal de camp des Prinzen von Conti zur Rheinarmee versetzt. Am 6. Februar 1746 vermählte er sich mit der am kurpfälzischen Hofe erzogenen Prinzessin Maria Franziska Dorothea, Tochter des sulzbachischen Erbprinzen Joseph Karl. Ludwig XV. sandte als Hochzeitsgeschenk das Patent eines Generallieutenants, doch am 27. Februar 1746 ernannte Kurfürst Karl Theodor den Schwager „auf gut Vertrauen und Glauben, so er zu Sr. Liebden gestelle“, zum Generaldfeldmarschall und commandirenden Generalissimus über sämmtliche pfälzische Truppen zu Roß und zu Fuß — etwa 12000 Mann — wie auch über die Leibgarde zu Pferd und die Schweizer Leibgarde. Gleichzeitig trat Christian IV. von Zweibrücken seinem Bruder die Grafschaft Rappoltstein ab. Das Gebiet umfaßte fünf Städte und einige dreißig Dörfer mit ungefähr 32000 Einwohnern, war jedoch nur zum kleineren Theil Allodialgut, während der größere Theil von der Krone Frankreich und den Hochstiften Basel und Straßburg zu Lehen ging. Großes Aufsehen im Reich erregte es, daß F. am 8. December 1746 in Düsseldorf öffentlich zum katholischen Bekenntniß übertrat. Der Beichtvater Karl Theodor's, der Jesuitenpater Franz v. Seedorf, veröffentlichte aus diesem Anlaß eine Schrift über die „fürnehmsten Bewegursachen, kraft deren der durchlauchtigste Fürst und Herr Friedrich, Pfalzgraf bey Rhein &c. sich ent-

schlossen, mit der hl. catholischen, apostolischen Römischen Kirche sich wieder zu vereinigen". (Das Original ist in französischer Sprache abgefaßt und 1747 in Lüttich erschienen.) Danach wäre die Bekehrung nur auf eine gründlichere Aufklärung über die Glaubenslehren zurückzuführen, wie sie dem Prinzen durch P. Seedorf hauptsächlich mit Zugrundelegung der Schriften Bossuet's zu theil wurde. (Der Kanzler Pfaff zu Tübingen schrieb eine Widerlegung der Seedorf'schen Briefe; auch andere Theologen mischten sich in den dogmatischen Streit.) Nach einer anderen Version wäre dem Prinzen bei seiner Vermählung das Versprechen, zum Katholicismus überzutreten, abgefordert worden, und die Rücksicht auf die ansehnliche Rente der Braut hätte ihn zur Nachgiebigkeit bewogen (Arnold Schäfer). Von wichtigerem Einfluß war jedenfalls die Erwägung, daß die Conversion ein wichtiges Hinderniß eines Anfalles der pfälzischen und bairischen Kurlande an die erbberechtigte Linie Zweibrücken-Birkenfeld wegräumte; aus diesem Grunde trat ja später auch Christian IV. zur katholischen Kirche über. In Zusammenhang mit dem Religionswechsel steht die Reise nach Rom, die Pfalzgraf F. unter dem Namen eines Grafen v. Sponheim im November 1750 antrat. Der Aufenhalt in Italien fand einen Chronisten in der Person des im Gefolge mitreisenden Lieutenants Karl Jörg; das im Münchener Hausarchiv verwahrte Tagebuch Jörg's ist 1892 von Trost und Leist herausgegeben worden. Es erhellt daraus, mit welch besonderen hohen Ehren der fürstliche Convertit in Rom aufgenommen wurde; Papst Benedict XIV. selbst firmte den Prinzen und bewog ihn, zu seinem Taufnamen auch noch den Namen des bairischen Schutzheiligen Michael anzunehmen. Nach der Rückkehr wurde dem Pfalzgrafen 1753 von Kurfürst Karl Theodor die Statthalterschaft im Herzogthum Jülich, vom überrheinischen Kreis 1754 die Stelle eines Generalfeldmarschalls übertragen. Wichtigere Aufgaben brachte ihm der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. Da er schon im österreichischen Erbfolgekrieg als tapferer Officier und in den Friedensjahren als Regenerator der kurpfälzischen Armee sich hervorgethan hatte, wurde ihm vom Wiener Hofe nahe gelegt, in kaiserliche Dienste zu treten. Er focht im böhmischen Feldzug unter Karl von Lothringen; in der Schlacht bei Prag wurde er verwundet; zum Dank für die bei Kolin geleisteten Dienste wurde er am 13. November 1757 zum General der Cavallerie, und bald darauf, am 18. Januar 1758, „in Ansehung Dero Uns und unserem durchlauchtigsten Ertzhauß zutragenden ganz ausnehmenden aufrechten Gesinnung und Ergebenheit, wie auch zu Beförderung Unseres Dienstes und Interesse bezeigenden sonderbaren Eifers und Sorgfalt, dann mehr anderer bekleidender vortrefflicher Eigenschaften" zum kaiserlichen Feldmarschall ernannt. Wenige Wochen darauf berief ihn das Vertrauen Maria Theresia's auf einen noch wichtigeren Posten. Aus Anlaß der kläglichen Niederlage bei Roßbach legte Prinz Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen die Stelle des Oberbefehlshabers der Reichsarmee nieder. Nun erwartete Herzog Karl Eugen von Württemberg mit Sicherheit, daß ihm das Commando übertragen werde, doch Maria Theresia gab dem Pfalzgrafen den Vorzug, weil von ihm eher zu erwarten war, daß er in den Schranken eines kaiserlichen Officiers bleiben werde (16. Februar 1758). Die Ernennung, die Maria Theresia durch ihren Gemahl, Kaiser Franz, ohne Befragung des Reichstages vornehmen ließ, erregte bei den Reichsfürsten und der Reichsarmee Anstoß. Als ein kaiserliches Commissionsdecret vom 20. Februar 1758 die Erwartung aussprach, „die Wahl eines so tapferen und von so hohem und patriotisch gesinntem Hause abstammenden Fürsten" werde von den Ständen gern vernommen werden, und zugleich den Wunsch zu erkennen gab, daß auch die Stände dem kaiserlichen

Beschluß zustimmen möchten, widerstrebten fast alle evangelischen und nicht wenige katholische Reichsstände. Noch ärgerlicher offenbarte sich die Mißstimmung im Heere. Diejenigen älteren Generäle, die schon bisher im Reichsdienst gestanden hatten, verließen, ob der unerträglichen Zurücksetzung grollend, einfach das Hauptquartier. „Bey der Reichsarmee sieht es recht toll aus", meldete der hessische Reichstagsgesandte am 15. April 1758 dem Landgrafen, „dermalen ist auch der Feldzeugmeister Graf von Fürstenberg von der Reichsarmee weg, so daß also bei der ganzen Reichsarmee weder ein katholischer, noch ein evangelischer Reichsgeneral befindlich: es ist dieses in der That ein recht skandaloses Spektakul". War ja doch die Reichsarmee von jeher vom Willen und von der Willkür einiger hundert Fürsten abhängig! War doch von ehrlichem und eifrigem Zusammenwirken der einzelnen Contingente niemals die Rede! Und da zur Zeit die Reichstruppen überdies noch infolge ihrer Niederlage entmuthigt waren und Ausrüstung und Verpflegung geradezu Alles zu wünschen ließen, war das Commando über ein solches Zerrbild einer Armee sicherlich nicht als dankbare Aufgabe anzusehen. Ob dem Führer die Gaben des Feldherrn eigen waren, läßt sich bei der eigenthümlichen Beschaffenheit seines Heeres nicht beurtheilen, und in den Briefen Maria Theresia's und des Fürsten Kaunitz werden die Fähigkeiten und der Ruhm des Herzogs so überschwänglich gefeiert, daß daraus auf die wirkliche Beurtheilung kein Schluß zu ziehen ist. Um den demoralisirten „Reichern" einen festen Halt zu geben, wurden den Kur- und Kreistruppen, die angeblich 22898 Mann stark sein sollten, vor Eröffnung des Feldzuges von 1758 österreichische Kerntruppen in ungefähr gleicher Stärke an die Seite gestellt. Aus dieser Verbindung erwuchs aber die weitere Schwierigkeit, daß die Generäle der k. k. Truppen sich nur widerwillig dem Oberbefehl eines Reichsfeldmarschalls fügten. Aus den Meldungen des Pfalzgrafen an Maria Theresia läßt sich ersehen, daß er schon bald nach seinem Eintreffen im Hauptquartier zu Saatz in hellen Zwist mit dem kaiserlichen General Serbelloni gerieth, und im nächsten Jahre bezeigte sich General Haddik, auf dessen Beistand der Pfalzgraf das „allergrößte" Vertrauen gesetzt hatte, so widerspänstig, daß sich das kaiserliche Cabinet entschließen mußte, ihn von aller Dienstleistung zu suspendiren (28. Sept. 1759). Immerhin war die Reichsarmee unter dem Oberbefehl des Pfalzgrafen — nach dem Urtheil des sachkundigen Brodrück — im Feldzug von 1758 nicht mehr wie das Jahr zuvor eine Last und eine Gefahr für die übrigen Armeen der verbündeten Mächte. Daun selbst erkannte wenigstens anfänglich an, daß seine Bewegungen durch die Hülfe des Pfalzgrafen kräftig unterstützt worden seien, wenn auch die Hoffnung des Fürsten Kaunitz, für die Campagne in Sachsen sei „unter göttlichem Beystand viel Vergnügliches anzuhoffen", nicht in Erfüllung ging. Der Plan, Dresden zu befreien, mißlang ebenso wie die Belagerung Leipzigs. Nach der Niederlage Haddik's am 15. November 1758 an der Elsterbrücke mußte sich das Reichsheer nach Franken zurückziehen, und F. verlegte sein Hauptquartier für den Winter nach Nürnberg. Das kaiserliche Cabinet sprach dem Pfalzgrafen (3. November) sein Befremden aus, daß er so früh den Feldzug abbrechen wolle, während der Feind offenbar noch gar nicht daran denke, Ruhe zu halten, und vermuthlich die günstige Gelegenheit zu einem Angriff auf die kaiserliche Armee benützen werde; eine so lässige Kriegführung müsse das alte Vorurtheil gegen die Reichsarmee bei Freund und Feind wieder wachrufen. Pfalzgraf F. scheint aber seine Maßnahmen befriedigend vertheidigt zu haben, denn bald darauf spendet ihm Kaunitz wieder die gewohnten Lobsprüche. Während die Waffen ruhten, leistete F. schätzbare Dienste als Anwalt der kaiserlichen Sache am Münchener Hofe. Hier be-

kämpften sich eine österreichische und eine preußische Partei mit wechselndem Glück. Schon im März 1758 schrieb der hannöversche Reichstagsgesandte v. Gemmingen, man dürfe am Münchener Hofe gut preußisch und gut bairisch als gleichbedeutend ansehen. Im Juni 1758 theilte die Reichskanzlei dem Pfalzgrafen mit, daß sich der Kurfürst von Baiern mit der Absicht trage, sein Contingent abzuberufen, weil er es zur Deckung der eigenen Lande verwenden wolle und weil er sich durch verschiedene kaiserliche Anordnungen beleidigt fühle; der Reichsfeldmarschall möge aber das Contingent nicht ohne besondere kaiserliche Genehmigung abziehen lassen. Als es im darauffolgenden Winter den Anschein gewann, daß der Kurfürst sich förmlich auf die preußische Seite schlagen wolle, begab sich Pfalzgraf F. nach München, und es gelang ihm, „mit vielen süßen Versprechen und auch gebrauchten Listen“ den Wankelmüthigen zum Ausharren bei Oesterreich und zur Erfüllung seiner reichsständischen Pflichten zu bewegen. Dagegen trug sich F. selbst, durch den Mangel an Subordination in seinem Hauptquartier geärgert, ernstlich mit dem Gedanken, das Commando niederzulegen, und es kostete in Wien Mühe, ihm diesen Entschluß auszureden.

Die Reichsarmee war bei Beginn des Feldzuges von 1759 bis auf 10 000 Mann eingeschrumpft und litt am Nothwendigsten Mangel. Um so peinlicher mußte es den Oberbefehlshaber berühren, daß der Wiener Hofkriegsrath gerade in dem Augenblick, da es galt, die Armee des Prinzen Heinrich von neuem Einfall in das Reichsgebiet abzuhalten, alle bisher mit den Reichstruppen vereinigten kaiserlichen Regimenter abrief, um sie zum Feldzug in Böhmen zu verwenden. „Ich setze mich an Ew. Liebden Stelle“, schrieb Maria Theresia an F. (25. Mai 1759), „und kann also leicht ermessen, wie empfindlich Denenselben die bisherige widrige Umstände zu Gemüth dringen müssen. Ich halte mich aber zugleich zu Dero Liebe für das gemeine Beste und insbesondere zu Dero Sorgfalt für Meinen Dienst zum Voraus gänzlich versichert, daß dieselbe den Nutzen meiner Entschließung in seinem ganzen Umfang einsehen und solchen nach Möglichkeit zu befördern beflißen sein werden.“ Durch die kaiserliche Anordnung gerieth die Reichsarmee in schwere Bedrängniß. Als Prinz Heinrich in Franken einfiel, mußte sich F. bis Nürnberg zurückziehen. Erst im August konnte er, nachdem sich Marschall Contades bereit erklärt hatte, ihm den Rücken zu decken, wieder nach Sachsen vordringen. Nun gelang ihm auch ein wichtiger Erfolg durch die Befreiung Dresdens. Am 5. September 1759 übergab General Schmettau die Stadt unter der Bedingung freien Abzuges der preußischen Besatzung. Den Siegern fielen reiche Magazine in die Hände; noch wichtiger war die Befreiung der kurfürstlichen Familie; auch war durch die Uebergabe Dresdens der österreichischen Hauptarmee die Möglichkeit geboten, den geplanten Rückzug aufzugeben und den Feldzug in Sachsen fortzusetzen. Damals feierte der patriotische Münchener Barde Mathias Etenhueber den Befreier Sachsens als „teutschen Hörmann“. Auch am „Finkenfang“, an der Gefangennehmung des Corps Fink bei Maxen am 21. November war eine Abtheilung der Reichsarmee unter Pfalzgraf F. betheiligt, während eine andere bei Torgau geschlagen wurde. F. trug sich abermals mit Rücktrittsgedanken, hauptsächlich weil er sich verletzt fühlte, daß ihm die kaiserliche Regierung gewissermassen zur Ueberwachung den österreichischen General Serbelloni an die Seite gestellt hatte. Um ihn zu beschwichtigen, verlieh ihm Maria Theresia am 6. Januar 1760 die Kette des goldenen Vließes und am 19. Januar 1760 die höchste militärische Auszeichnung, das Großkreuz des Maria-Theresia-Ordens. Auch im Regensburger Reichstag, der sich bisher gegen die Anerkennung der vom Wiener Hofe eigenmächtig verliehenen Würde hartnäckig

gesträubt hatte, wurde F. durch einen Majoritätsbeschluß vom 17. März 1760 zum „katholischen Reichsgeneralfeldmarschall“ ernannt. Im Feldzug von 1760 fiel seiner Armee die Aufgabe zu, das von König Friedrich bei seinem Abzug nach Schlesien in Sachsen zurückgelassene Corps Hülsen im Schach zu halten.

König Friedrich gibt in seinen Denkwürdigkeiten der Langsamkeit des Herzogs von Zweibrücken beim Vorrücken nach Sachsen die Schuld am Mißlingen der Operationen Daun's. Da die „combinirte Kaiserlich Königliche Reichsexecutionsarmee“ 31 000 Mann stark war, während Hülsen nur über 12 000 Mann verfügte, schien ein Angriff möglich und geboten zu sein, doch das vorausgeschickte Corps Stolberg wurde bei Strehla am 18. August zurückgeworfen. Freilich konnte Hülsen seinen Sieg nicht ausnützen, ja, er mußte sich gegen Torgau zurückziehen; Pfalzgraf F. rückte nach, und am 26. September gelang es ihm im Verein mit Haddik und Macquire, die Preußen zurückzudrängen. Nach König Friedrich's Meinung war durch diese Niederlage sogar Berlin bedroht. Den Siegern fehlte aber der Muth zur Initiative; auch weigerten sich wieder gerade im entscheidenden Augenblick einige Reichsfürsten, den Befehlen des Obergenerals Folge zu leisten. Nach dem entscheidenden Siege der Preußen bei Torgau am 3. November kam es zu ernstem Zerwürfniß zwischen Daun und Zweibrücken, die sich wechselseitig mangelhafte Unterstützung ihrer Operationen vorwarfen. F. legte nach einer stürmischen Scene im Kriegsrath sein Commando nieder und ging nach Wien, um seine Handlungsweise zu rechtfertigen. Er erhielt jedoch nicht mehr seine alte Stellung zurück, sondern es wurde ihm das Generalcommando im Königreich Ungarn übertragen. 1763 vertauschte er diesen Posten mit dem gleichen im Königreich Böhmen. 1765 nahm er, es ist nicht bekannt, aus welchem Grunde, seinen Abschied und wollte nun nach dem Schloß Oggersheim bei Mannheim, das ihm Kurfürst Karl Theodor geschenkt hatte, übersiedeln. Während es nach seinen Angaben umgebaut wurde, nahm er Wohnung in Schwetzingen, starb aber hier — noch nicht 44 Jahre alt — überraschend schnell an Herzwassersucht am 15. August 1767. Die Leiche wurde im Karmelitenkloster zu Heidelberg bestattet, 1805 in die Fürstengruft in der St. Michaels-Hofkirche übertragen.

Herzog F. war, was sich nur wenigen Standesgenossen seiner Zeit nachrühmen läßt, ein guter Haushalter. Durch die Einkünfte aus der Grafschaft Rappoltstein und die ansehnlichen Bezüge als pfälzischer und österreichischer General war er in Stand gesetzt, nicht bloß die Kosten einer prächtigen Hofhaltung zu bestreiten, sondern auch seiner Familie ein namhaftes Vermögen zu hinterlassen. Pfalzgraf F. ist, da sein dritter Sohn Max Joseph als Erbe Karl Theodor's am 16. Februar 1799 die Regierung Pfalz-Baierns übernahm, der directe Ahnherr des regierenden bairischen Königshauses.

Der guten Zweibrückener Tradition, Kunst und Wissenschaft hoch zu halten, blieb auch Pfalzgraf F. trotz seiner vorwiegend militärischen Laufbahn treu. Er beauftragte 1750 den bairischen Gelehrten Lori, in der Vaticanischen Bibliothek die Cataloge der von Kurfürst Maximilian I. von Baiern erbeuteten und dem Papst geschenkten Heidelberger Bibliothek einzusehen und die auf Baiern und die Pfalz bezüglichen deutschen Handschriften auszuziehen; auch seinen auf Rechnung des Glaubenswechsels kommenden persönlichen Einfluß in Rom machte er geltend, um die dankenswerthe Arbeit in Fluß zu bringen.

Höfische Zeitgenossen nannten ihn den „schönsten Cavalier seiner Zeit“. Die uns erhaltenen Bilder von Desmarées und Fratel zeigen ihn als einen Mann von stattlicher Erscheinung und fürstlicher Würde.

Trost u. Leist, Pfalzgr. Fr. M. v. Zweibr. u. das Tagebuch seiner Reise nach Italien (1892). — Jos. Weiß, Bei den Ahnen, in „Das Bayerland“, Jhgg. 1899, S. 282. — Stuhr, Forschungen u. Erläuterungen über Hauptpunkte der Geschichte des siebenjährigen Krieges (1842), II, 276 ff. — Wuttke-Huschberg, Die drei Kriegsjahre 1756, 1757 u. 1758 in Deutschland (1856), S. 498 ff. — Brodrück, Quellenstücke und Studien über den Feldzug der Reichsarmee von 1757 (1858), Einleitung, 9. — Arn. Schäfer, Gesch. des siebenjährigen Kriegs (1867), II, 1, 18. — Bitterauf, Die kurbayerische Politik im siebenjährigen Kriege (1901), S. 139, 150, 167 ff. — K. u. k. Haus-, Hof- u. Staatsarchiv. Kriegsacten 411. Berichte des Reichsfeldmarschalls Fr. M. Pfalzgr. v. Zweibr. an die Kaiserin, 1758—1760. Kaiserl. Rescripte an den Reichsfeldmarschall Pfalzgr. Fr. M. v. Zweibr. 1758—1759. — Tagebuch von der Krankheit und dem Tode des durchl. Prinzen Fr. v. Pf.-Zw., von sm. Leibarzt Carl v. Joerg, 1767 (Handschr. d. Münchn. H. u. St.-Bibl., C. germ. 4867).

Heigel.

Friedrich von Dresden, Lehrer an der Kreuzschule in Dresden, † um 1420. Das einzige uns über ihn erhaltene Zeugniß liegt in den Acten des Inquisitionsprocesses vor, der 1425 gegen Johannes von Drändorf als Anhänger waldensisch-taboritischer Lehren zu Heidelberg geführt wurde. Drändorf's Angaben zufolge wirkte Magister F. von Dresden als Genosse, vermuthlich als Locatus, des als Leiter der Dresdener Kreuzschule bekannten Petrus von Dresden. Von diesem wissen wir, daß er vor 1409 sich an der Universität Prag aufhielt und an dem Auszug der deutschen Universitätsmitglieder nach Leipzig theilnahm. Vielleicht stand mit ihm schon damals F. von Dresden in Verbindung. Ein Fridericus de Dresden ward am 11. Sept. 1400 an der Prager Universität Baccalaureus und erhielt am 2. Oct. dimissionem bursarum. Ueber die religiöse Stellung des Petrus von Dresden und seiner Genossen ist es schwer ein sicheres Urtheil zu fällen. Wir können nur mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sie ursprünglich dem Waldenserthum zugethan waren und so um so leichter in Prag für die Lehren Wiclif's gewonnen wurden. Speciell den F. von Dresden nennt Johann von Drändorf einen frommen und demüthigen Mann, seine Lehren bezeichnet er als wahr und heilig; ein Husit sei er aber nicht gewesen. Der Verbreitung von Ketzereien bezichtigt, wurden die Dresdener Magister um 1412 von dem Meißner Bischofe ausgewiesen und wandten sich nun abermals nach Prag, wo sie in der Neustadt am Graben, bei der Schwarzen Rose, eine Schule eröffneten und hervorragenden Antheil an der husitischen Bewegung nahmen. Unter den ihnen zugeschriebenen Lehrsätzen begegnet die Leugnung des Fegfeuers und der Fürbitte der Heiligen; als Folge ihrer Agitationen wird der böhmische Kirchen- und Bildersturm und das Aufkommen der radicalen Bestrebungen des Taboritenthums betrachtet. Genaueres über die von F. von Dresden damals gespielte Rolle ist uns nicht bekannt. Friedrich's Tod ist der Verbrennung seines Schülers Drändorf (1425) vorausgegangen.

O. Meltzer, Die Kreuzschule zu Dresden bis zur Einführung der Reformation (Dresden 1886), S. 33 ff. — H. Haupt, Waldenserthum im südöstlichen Deutschland (Freiburg 1890), S. 68 f.

Herman Haupt.

Friedrich: Friedrich F., Romanschriftsteller und Novellist, wurde am 2. Mai 1828 in Groß-Vahlburg, einem Dorfe im Herzogthum Braunschweig, geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, unterrichtete den Sohn bis zum zehnten Jahre selber und brachte ihn dann, da er ihn gleichfalls zu einem Geistlichen

herangebildet zu sehen wünschte, auf das Gymnasium in Wolfenbüttel, nach dessen Absolvirung F. 1847 zunächst die Universität Göttingen bezog, an der er Philosophie und Theologie studirte. Aber schon in Halle, wohin er von Göttingen ging, zogen ihn die philosophischen, litterarhistorischen und geschichtlichen Vorlesungen eines Ritter, Erdmann, Schaller und Prutz mehr an als die Theologie, für die er einen inneren Beruf nicht verspürte. In Jena gab er dann auch das Studium der letzteren ganz auf und widmete sich ausschließlich den erstgenannten Disciplinen. Nachdem er sich hier die Doctorwürde erworben, ging er 1853 nach Leipzig, wo er eine Stellung an der „Illustrirten Zeitung“ annahm und damit in die journalistische Laufbahn einlenkte. Seit 1856 war er als selbständiger Schriftsteller thätig, und die reichen Erfolge, mit denen seine eigenen litterarischen Arbeiten gekrönt wurden, veranlaßten ihn, die redactionelle Thätigkeit bald abzuschließen. Die ihm dadurch gewährte freie Verfügung über seine Zeit gab ihm Gelegenheit, für die Ziele seiner Berufsgenossen rücksichtlich ihrer Existenz einzutreten, und in dienstfertiger und opferwilliger Weise jeden gemeinnützigen Zweck zu unterstützen. So wirkte er im Vorstande der Schillerstiftung und mehrere Jahre als Vorstand des Leipziger Schriftstellervereins, in welcher Eigenschaft er 1865 den ersten deutschen Schriftstellertag nach Leipzig berief und hierbei die umsichtigste Thätigkeit entfaltete. Im J. 1867 siedelte F. nach Berlin über, wo er zwei Mal Vorsitzender des Vereins „Berliner Presse“ war und auch von der Regierung in den zur Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs über das Urheberrecht an Schriftstücken eingesetzten Ausschuß berufen ward. Von 1872 bis 1876 lebte er in Eisenach, wo er am Fuße der Wartburg eine Villa erworben hatte, und kehrte dann nach Leipzig zurück. Hier regte er 1878 die Gründung des „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes“ an, dem er Zeit und Kraft in vollstem Maße widmete und dem er als Vorsitzender bis 1885 angehörte. In diesem Jahre verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, und in dem benachbarten Plauen ist er am 13. April 1890 gestorben.

F. gehörte zu den gelesensten Erzählern seiner Zeit; denn er schrieb anregend und spannend; überdies behandelte er meist Fragen der Gegenwart und gebot über eine weitschauende Lebenserfahrung. Allerdings gehören seine Romane nicht zu den Werken ersten Ranges, indeß was er in ihnen bietet, hat einen guten Kern und dringt auf Klärung socialer Verhältnisse und Beseitigung gesellschaftlicher Schäden. So werden fast alle derartigen Arbeiten zu Tendenzromanen. Wie er in „Die Orthodoxen“ (II, 1857), einem Roman, der in mehreren deutschen Staaten verboten ward, in „Des Zweiflers Umkehr“ (II, 1858), „Die Frau des Ministers“ (II, 1871), „Fromm und frei“ (III, 1872) der heuchlerischen Frömmelei zu Leibe geht, schildert er in andern, wie „Der Tod des Verräthers“ (1865), „Die Vorkämpfer der Freiheit“ (III, 1867), „Hie arm — hie reich!“ (II, 1878), „Die Schloßfrau“ (III, 1883), „Am Horizont“ (II, 1883), „Des Hauses Ehre“ (II, 1884), „Mit den Waffen“ (III, 1885), „Das Pflegekind des Junggesellen“ (II, 1886), „In der Hochfluth“ (II, 1887), „Charaktere“ (II, 1888), „Vorurtheile“ (II, 1888), „Nach Glück“ (III, 1889), „Entartet“ (II, 1889) die Verhältnisse der verschiedenen Gesellschaftskreise und ihren Einfluß auf die Entwicklung des Charakters. Am bedeutendsten ist wol sein Roman „Die Frau des Arbeiters“ (III, 1887), der die Natur des socialdemokratischen Staates und seiner Vertreter, sowie die Folgen der Agitation derselben vor Augen führt und geeignet ist, den Leser von den Netzen dieser Volksbeglücker fern zu halten. Die eigentliche Domäne Friedrich's ist aber die Erzählung und besonders die Criminalnovelle. Hierin hat er die höchste Volksthümlichkeit erreicht; denn er sucht

seine Stoffe bei dem Volke und führt sie dem Leser einfach und klar, ohne Wortprunk und gesuchte Effecte vor und bietet überall eine sittliche Idee als Grundlage. Zu erwähnen sind seine Sammlungen von Erzählungen „Aus dem Volksleben“ (II, 1889), „Deutsches Leben“ (II, 1861), „Pereat Napoléon“ (1869), „Tolle Streiche“ (1870), „Wider das Gesetz“ (1872), „Heiße Herzen“ (II, 1874), sowie die Einzelerzählungen „Der Hausirer“ (1859), „Die Armesünderglücke“ (1864), „Die Sonne bringt es an den Tag“ (1866), „Nemesis“ (1867), „Schlaue Leute“ (1867), „Der Polizeityrann“ (1868), „Der Dorfteufel“ (1868), „Der Moorjunker“ (1868), „Der Deichbauer“ (1869), „Ausgesöhnt“ (1870), „Die verschwundene Depesche“ (1870), „Nur ein Diener“ (1871) und „Von Sünde zu Sünde“ (1873). Daß F. auch über einen trefflichen Humor verfügte, zeigen seine „Jubelerinnerungen“ (1858) und die „Studentenfahrten“ (1859), beide zum 300jährigen Jubelfest der Universität Jena geschrieben, ferner die humoristischen Skizzen „Kriegsbilder“ (1860), „Leipziger Meßbilder“ (1860), „Das Buch von der Liebe“ (1865), „Lust und Leid hinter den Coulissen“ (1867), „Ehemänner und Ehefrauen“ (1866); die letzteren wurden sogar in verschiedene Sprachen übersetzt. Elf Jahre nach dem Tode des Schriftstellers (1901) erschienen in Leipzig sechs neue Romane von „Friedrich Friedrich“ und zwar „Schwer geprüft“, „Unvergessene Sünden“, „Treu in Liebe“, „Der Dämon des Spiels“, „Der Geheimnißvolle“ und „Ueber Klippen“. Meine Nachforschungen ergaben, daß sie sämmtlich von unserm Autor herrühren und Buchausgaben von Arbeiten sind, die früher hier und dort in Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Emmy Friederike Charlotte F., die Gattin des Vorigen und unter dem Namen Emmy von Rhoden als Jugendschriftstellerin bekannt, wurde 1832 in Magdeburg als die Tochter des Bankiers Kühne geboren, erhielt hier eine sehr sorgfältige Erziehung und verheirathete sich 1854 mit Friedrich F. in Leipzig. In einem selten glücklichen Familienkreise widmete sie sich ganz den Pflichten der Gattin und der Mutter zweier Kinder. Von Jugend auf von einem großen Interesse für die Poesie und Litteratur erfüllt, nahm sie in der innigsten Weise an dem geistigen Schaffen ihres Mannes theil und war oft der strengste Kritiker seiner Arbeiten. Nur ihrer Neigung folgend, schrieb sie mehrere kleine Erzählungen, die gern Aufnahme fanden im „Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd“ und in der in Berlin herausgegebenen „Viktoria“. Obwol dieselben Beifall fanden und die Autorin daher zu weiteren Arbeiten aufgemuntert wurde, schätzte sie doch ihre Pflichten als Gattin und Mutter höher, und erst, als sie 1876 wieder nach Leipzig zurückgekehrt war und hier in Freundeskreisen mannichfache Anregung fand, auch die Sorge für die bereits herangewachsenen Kinder sie nicht mehr so sehr in Anspruch nahm, schrieb sie zunächst zwei Erzählungen für die Jugend, „Das Musikantenkind“ (1884, 3. Aufl. 1894) und die Weihnachtsgeschichte „Lenchen Braun“ (1884, 3. Aufl. 1897), welche beide beim Publicum und bei der Kritik die glänzendste Aufnahme fanden. Aufgemuntert durch diesen Erfolg, den sie in ihrer Bescheidenheit gar nicht erwartet hatte, schrieb Emmy F. ihre Erzählung „Der Trotzkopf. Eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen“ (1885), welche bereits 1897 in 25. Auflage erschien. Leider sollte sich die Verfasserin nicht mehr an diesem außerordentlichen Erfolge erfreuen. Ihre Gesundheit war schon seit Jahren stark angegriffen, und trotz aller Pflege und aller Bäder gelang es nicht, dieselbe wieder zu befestigen. Die Leipziger Luft bekam ihr nicht; sie siedelte deshalb mit ihrer Familie am 1. April 1885 nach Dresden über; aber schon am 7. April d. J. wurde sie den Ihrigen durch den Tod entrissen. — Ihre Tochter Else, geboren am 10. Januar 1863 und seit 1885 mit dem jetzt

am Reichsgericht in Leipzig fungirenden Rechtsanwalt Dr. Wildhagen verheirathet, schrieb auf vielseitiges Drängen der Freunde des „Trotzkopf" zwei Fortsetzungen, „Aus Trotzkopfs Brautzeit" (1892, 12. Aufl. 1896) und „Aus Trotzkopfs Ehe" (1894, 5. Aufl. 1896), die sich gleicher Beliebtheit erfreuen.

Persönliche Mittheilungen. — Dresdener Anzeiger v. 15. April 1890. — Illustrirtes Unterhaltungsblatt, Jahrg. 1874, Nr. 1.

Franz Brümmer.

Fries: Bernhard F., Landschaftsmaler, geboren am 16. Mai 1820 zu Heidelberg, erhielt wie sein als Vorläufer Rottmann's vielgenannter, aber frühzeitig verstorbener Bruder Ernst F. (1801—1833) als der Sohn eines sehr wohlhabenden Hauses eine treffliche Erziehung und die erste artistische Bildung durch den von Overbeck und Cornelius beeinflußten Joh. Karl Heinrich Koopmann in Karlsruhe. Als tüchtiger Figurenzeichner kam der fünfzehnjährige F. nach München, wo er sich, durch Rottmann angeregt, vorzugsweise der Landschaft zuwendete. Zwei Jahre später wanderte F., der sich wahrscheinlich auch schon in Berlin und Paris umgethan hatte, in brausender Jugendlust ohne Vorwissen der Eltern nach Rom, wo Andreas Achenbach, Adolf Carl aus Altona (1813—45), Eduard Wilhelm Pose (1812—78) und andere Düsseldorfer auf ihn wirkten, die er auch später in dieser Kunststadt besuchte, nachdem er zwischendurch in Genf Alexandre Calame's (1810—64) Unterricht genossen und Eindrücke der Engländer J. M. William Turner und John W. Wallis erfahren hatte. Das Alles durchkostete der hochbegabte, mit einer fascinirenden Erscheinung begabte junge Mann und verarbeitete alle Gegensätze mit seinem fröhlichen und leichtblütigen Pfälzer-Naturell und seiner schönheitsdurstigen Phantasie, alle möglichen Stilformen der classicistischen, romantischen und naturalistischen Schule sich aneignend und proteusartig immer neu belebend und gestaltend. Bei diesen bacchischen Taumelzügen durch die frühere kunstgeschichtliche Vergangenheit wurden ihm Pinsel und Palette zum Thyrsusstab; im jubelnden Feuereifer copirte und imitirte der trotz Anspannung aller Lebensgeister doch unermüdliche F. nicht nur Landschaften, sondern auch Historienbilder verschiedenster Gattung, von Rafael und Sodoma bis zu Rubens und Watteau, immer mit gleichem Geschick neue Richtungen einschlagend und mit frischen Mitteln experimentirend. Seiner genialen Natur widerstrebte das porträtmäßige Abschreiben der Natur; wie Karl Rottmann und Ernst Willers erfaßte er die geistige Physiognomie einer Gegend, die er in ihrer harmonischen Schönheit von Farbe und Linie erlauschte und in verklärter, glückseliger Stimmung in seine Bilder bannte, ein wahrer Dichter und Künstler, der für alles den rechten, einzig passenden Ausdruck in wohllautender, klangreicher Formgebung fand. Dieser glücklichen Gabe des poetischen Schauens und adäquaten Gestaltens kam alles fördernd entgegen, auch die neidenswerthe, überzeugende Wortmächtigkeit der Sprache. So erregten schon seine frühesten Arbeiten große Erwartungen; er galt allgemein als der Begabteste der ganzen Familie, von der auch ein dritter Bruder Franz Anton († am 12. April 1900) Maler geworden. Daß ein solcher Feuergeist sich verwandten Genossen wie B. Genelli, Rahl, Fohr, Berdellé, wozu auch der nachmalige Bibliothekar Dr. G. M. Thomas zählte, zuwendete und im nachfolgenden Sturmjahre 1848 seine Redegewalt übte und auch mit der Feder nicht allein über Kunstsachen verfocht, war naheliegend und die Folge davon eine unfreiwillige Uebersiedelung nach Heidelberg, wo er sich verheirathete und das glückliche Malen wieder cultivirte. Er gedachte seine italischen Erinnerungen in einer ganzen Galerie von vierzig oder sechzig Bildern niederzulegen, welche

gleich Rottmann's Arkadenfresken in ihrer wechselseitigen Ergänzung ein untrennbares Unicum werden sollten. Leider kam es anders, da der Verlust seines gesammten Vermögens, durch den Bankerott eines Verwandten, den Künstler zwang, sich von einem Theil seiner Sammlung zu trennen. Mit dem eigentlichen Kern dieser landschaftlichen italischen Charakterbilder veranstaltete F. 1864 zu Gunsten des Hülfsvereins für Schleswig-Holstein eine eigene Ausstellung. Der ganze Cyklus bildete in seiner Weise auch ein „Liber veritatis“ und gewissermaßen ein Tagebuch jahrelangen Schaffens. Ein Blatt „Ravello“ erschien mit facsimilirter Nachbildung in Lützow's „Zeitschrift“ 1866, wozu Fr. Pecht die Genesis der gesammten Collection eingehend erläuterte.

Glücklicher Weise behielt er seinen heiteren Humor und die glänzende Fähigkeit, die Schicksalsschläge ruhig zu ertragen, dabei unentwegt weiter zu schaffen, obwol es nicht an neuen gescheiterten Hoffnungen fehlte. Auch hier hielt ihn der gewohnte Wechsel der Richtung und des Aufenthaltes, welcher wieder nach München zurückverlegt wurde, frisch im unentbehrlichen Verkehr mit treuen Freunden. Die letzten, vielfach durch Krankheit getrübten Tage warfen einen tauben Schein über seine frühere Farbe, doch gelang ihm noch eine Reihe von kleineren Bildern, womit F. dem neuen Umschwung gerecht zu werden trachtete. F. erlag wenige Tage nach dem vollendeten 59. Lebensjahre einem Herzleiden, am 21. Mai 1879. Eine „Tibergegend bei Rom“ (1863) erwarb die Neue Pinakothek, zwei Bilder mit den Mamellen zwischen Civitella und Subiaco (1866) und das „Thal des Oreto“ und die „Admiralsbrücke bei Palermo“ nahm Graf Schack in seine Galerie. Andere gelangten in die Staatssammlungen nach Stuttgart, Karlsruhe u. s. w. Außer den italischen Eindrücken malte F. viele Scenen aus dem Neckarthal, aus dem Stadtwald, dem Schloß und der Umgegend von Heidelberg, eine Fernsicht auf den Montblanc, vom Bodensee mit dem Säntis, die Burg Runkelstein bei Bozen; auch entstanden, noch 1877, einige Porträts, die jedoch nur eine Ausnahme seines Repertoires bildeten. Den Rest seiner Arbeiten versteigerte Karl Maurer in einer Auction am 16. October 1888.

Vgl. Fr. v. Reber, Gesch. d. neueren Kunst. 1876, S. 499. — Nekr. von Fr. Pecht in Beil. 199 d. Allg. Zeitung v. 18. Juli 1879 und dessen Gesch. d. Münch. Kunst. 1888, S. 161 f. — Kunstvereinsbericht f. 1879. S. 70. — Singer 1895. I, 481. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 332.

Hyac. Holland.

Friesen: Richard Freiherr von F. aus dem Hause Cotta, wurde am 9. August 1808 geboren. In seinem Heimathsorte Thürmsdorf am Fuße des Königsteins, wo sich sein Vater Heinrich Adolph 1806 kurz nach seiner Vermählung mit Henriette Charlotte Louise Gräfin v. Seydewitz aus dem Hause Pülswerda angekauft hatte, verlebte er seine erste Jugend. Anfänglich von dem Dorfschullehrer, später von dem Königsteiner Garnisonprediger K. Flemming vorgebildet, kam er Ostern 1821 auf die Fürstenschule zu Meißen. Bei seinem Abgange Ostern 1825 zeigte er Lust zum philologischen Studium, ließ sich aber von seinem Vater bestimmen, Bergmann zu werden. Nachdem er Michaelis 1825 bis October 1829 die Freiberger Akademie besucht hatte, eignete er sich die für jeden Bergmann der damaligen Zeit nothwendigen Rechtskenntnisse in Göttingen und Leipzig an (October 1829 bis September 1832). Schon in seiner frühen Studentenzeit begann er sich für Politik lebhaft zu interessieren. Durch die Pariser Juli-Revolution und noch mehr durch die blutige polnische Erhebung wurde er zum Nachdenken über politische Dinge angeregt und schließlich von solchem Drange nach eigener staatsmännischer

Bethätigung erfüllt, daß er zum großen Leidwesen seines Vaters nach glänzend bestandenem juristischen Examen dem bergmännischen Berufe entsagte und sich dem Staatsdienste in der allgemeinen Verwaltung widmete. Nach kurzem Accesse bei dem Justizamte, der Amtshauptmannschaft und der Landesdirection wurde er bei der Neuorganisation der Verwaltungs- und Justizbehörden (1. Mai 1835) zunächst ohne Gehalt bei der Kreisdirection Dresden und, nachdem eine archivalische Arbeit über die Altenburger Grenzstreitigkeiten Anerkennung gefunden hatte, mit einem Jahresgehalte von 300 Thalern bei der Kreisdirection Leipzig angestellt, wo er am 5. Juni 1841 zum Regierungsrathe aufrückte. Hier hatte er Gelegenheit, unter Leitung v. Falkenstein's, des nachmaligen Ministers, die verschiedensten Zweige der Verwaltung gründlich kennen zu lernen. Namentlich vertiefte er sich als von der Regierung ernanntes Mitglied der sächsisch-bairischen Eisenbahngesellschaft in das Eisenbahnwesen und nahm die diesbezüglichen Einrichtungen anderer Länder auf einer längeren Reise durch Deutschland, Holland und Belgien in Augenschein. Nach elfjährigem Aufenthalte in Leipzig, dem er reiche Anregungen zu danken hatte, siedelte er November 1846 nach Dresden über und trat als Referent in das Ministerium des Innern ein. Dank seiner während des Dresdener Barrikadenkampfes bewiesenen Unerschrockenheit, Ruhe, Umsicht und Energie stieg er bereits am 6. (bezw. 7.) Mai 1849 zum Minister des Innern auf; auch die Leitung des Finanzministeriums wurde ihm vorübergehend übertragen. Der Uebergang aus der Revolutionszeit zu geordneten Verhältnissen im Staate machte ihm viel Arbeit. Allerorten ließ er das Verhalten der städtischen Collegien und Gemeindevertretungen sorgfältig prüfen und auf Grund dieser Untersuchungen die Personalverhältnisse neu regeln. Allenthalben mußte das Ansehen der Regierung wieder gefestigt und fast alle inneren Verhältnisse des Staates neu geordnet werden. Da die Stände hierfür wenig Verständniß zeigten, setzte F. 1851 die Auflösung des „Unverstandslandtages“ und nach Aufhebung der provisorischen Gesetze vom 15. November 1848 die Einberufung der alten, auf der Verfassung von 1831 beruhenden Stände durch, ein Schritt, der zwar bei den einzelnen Parteien, der Leipziger Universität und der Presse als Staatsstreich verschrieen, aber doch schließlich segensreich empfunden wurde. Im übrigen ließ sich F. die Hebung der sächsischen Industrie, über deren Verhältnisse er sich auf häufigen Reisen durch das ganze Land unterrichtete, möglichst angelegen sein. Die große deutsche Industrieausstellung 1850 in Leipzig machte ihm viel Mühe. Um die Stellung des sächsischen Gewerbes auf der ersten Weltausstellung beurtheilen zu können, scheute er Mai 1851 eine Reise nach London nicht. Indem er dabei gleichzeitig den staatlichen Einrichtungen Englands seine Aufmerksamkeit schenkte, brachte er reiche Erfahrungen mit nach Hause, die namentlich dem Gefängniß- und Strafanstaltswesen Sachsens zu Gute kamen. Nach seiner Rückkehr machte er sich an die schwierige Aufgabe, eine Trennung der Justiz und Verwaltung in den Unterinstanzen nach dem Vorbilde der bereits bestehenden Sonderung in den Ober- und Mittelbehörden durchzuführen. Mitten in dieser aufreibenden Arbeit sah er sich infolge des sogenannten Zollkrieges 1852 zum Austritt aus dem Ministerium genöthigt. Als Oesterreich bei den durch Preußens rücksichtsloses Benehmen verstimmten Kleinstaaten auf Sprengung des Zollvereins hinarbeitete und Beust mit nachträglicher Billigung des Königs auf der Münchner Conferenz ziemlich eigenmächtig in diesem Sinne gewirkt hatte, reichte F. am 24. September seine Entlassung ein, da er in Uebereinstimmung mit dem Finanzminister Behr die Zukunft des deutschen Binnenhandels allein in Erneuerung des alten Zollvereins sah. Ungern wurde sie ihm vom Könige am 3. October 1852 unter

Verleihung des Großkreuzes vom Civilverdienstorden gewährt. Tief verstimmt begab er sich nach der Schweiz, deren Großartigkeit belebend auf seinen gesunkenen Lebensmuth wirkte, und bereiste Italien, wohin es ihn schon immer gezogen hatte. Aus Rom wurde er in die Stelle eines Kreisdirectors nach Zwickau berufen. Ueber Marseille, Lyon und Straßburg in die Heimath zurückgekehrt, trat er im Mai 1853 seine neue Thätigkeit an, die von reichem Erfolge begleitet war. Er bahnte die Abschaffung der veralteten Zunftverfassung und Einführung der Gewerbefreiheit an. Nothständen der Bevölkerung, die durch ungünstige Verhältnisse der Absatzgebiete für die Industrieerzeugnisse, namentlich Amerikas, hervorgerufen und besonders drückend 1854/55 und 1857 empfunden wurden, suchte er durch zweckmäßige Staatsunterstützungen, Anlegung neuer Eisenbahnen und Einführung eines unbedingt freien Getreidehandels zu begegnen. Den Betrieb des Kohlenbergbaues unterzog er einer Neuordnung und verhalf den gewerblichen Lehranstalten, namentlich den Klöppelschulen, zu neuer Blüthe. Aus dieser segensreichen Wirksamkeit, die ihm die Liebe seines ganzen Kreises und Ehrungen aller Art, namentlich die Ernennung zum Ehrenbürger zahlreicher Städte einbrachte, schied er Ende 1858, um mit dem 1. Januar 1859 an die Spitze des Finanzministeriums zu treten, das bisher Behr, von nun an Justizminister, verwaltet hatte. Der Zeitpunkt der Uebernahme war denkbar ungünstig, da die durch den Krieg in Italien bedingte Mobilmachung der sächsischen Armee außerordentliche Anforderungen an die Staatskasse stellte. Erst nach Ueberwindung dieser Schwierigkeiten, die ähnlich 1863 bei Entsendung sächsischer Truppen nach Holstein wiederkehrten, konnte F. an Verbesserung der Finanzen gehen. Durch sparsame Verwaltung, namentlich aber durch bessere Ausnützung der staatlichen Einnahmequellen, gelang ihm die Erzielung erheblicher Ueberschüsse, die er zur Erhöhung der Staatsdienergehälter verwendete. Den Bergbau förderte er in vieler Beziehung. Er erließ ein neues Berggesetz, ordnete den Betrieb der fiscalischen Hütten und des Steinkohlenwerkes zu Zauckerode und setzte großartige Anlagen, wie z. B. den Bau des Rothschönbergschen Stollens, fort. Die Meißner Porzellanmanufactur erweiterte er unter Verlegung von der Albrechtsburg nach dem Triebischthale. Die Elbschiffahrt belebte er neu durch Regulierung des Fahrwassers und Aufhebung der Elbzölle. Eisenbahnen baute er in großer Zahl und kaufte viele der bestehenden Privatbahnen für den Staat an. Das gesammte Eisenbahnwesen aber reorganisirte er durch Errichtung der Generaldirection. Endlich schuf er 1861 die Landescultur- und Altersrentenbank, von denen sich namentlich erstere bestens bewährte. In der Zollvereinskrisis von 1862 zögerte er nicht, ohne Rücksicht auf möglicherweise mit Oesterreich entstehende Schwierigkeiten den Abschluß des von Napoleon III. angeregten Handelsvertrages zwischen Frankreich und dem deutschen Zollverein seiner Regierung anzuempfehlen, da er sich von demselben Vortheile für ganz Deutschland versprach.

Bei Ausbruch des Krieges 1866 wußte er durch geeignete Maßnahmen die großen Baarbestände der Staatscasse vor Beschlagnahme durch Preußen zu sichern. Als Mitglied der Landescommission, die nach seinem Plane für die Zeit der Abwesenheit des Königs gebildet wurde, hütete er sich trotz persönlicher Anfeindungen mannichfacher Art vor jedem unbedachten Schritte, den das Land schwer hätte büßen müssen. Dafür wurde er so wenig, wie Falkenstein und Schneider, von seinem Könige fallen gelassen, als bei Beginn der Nikolsburger Friedensverhandlungen das Gesammtministerium, um Beust zum Rücktritte zu bewegen, seine Entlassung nachsuchte. Vielmehr erhielt er, da auch die Geldfrage eine große Rolle in der Auseinandersetzung mit Preußen spielte, den wenig angenehmen, aber ehrenvollen Auftrag, zusammen mit Graf

Hohenthal über den Frieden zu verhandeln. Versehen mit einer Instruction, die er am 12. bis 15. August in Wien selbst hatte entwerfen und ausarbeiten müssen, traf er am 19. August in Berlin ein. Die erste Unterredung mit Bismarck am 20. August war so entmuthigend, daß beide Bevollmächtigte am liebsten sofort wieder abgereist wären. Auch in der Folgezeit blieben ihnen mannichfache Enttäuschungen und selbst Demüthigungen nicht erspart. Aber mit Selbstverleugnung und Geduld glückte es ihnen endlich, die Verstimmung Preußens gegen Sachsen, die sich während der Verhandlungen noch durch verschiedene Anläße steigerte, zu beseitigen, und die vielleicht absichtliche Langsamkeit im Geschäftsbetriebe der preußischen Behörden, der in Abwesenheit des erkrankten Bismarck jeder Einheit und Klarheit zu entbehren schien, zu überwinden. Nach reichlich acht Wochen gelangten sie mit dem Geheimen Rathe v. Savigny, der zum Commissar für die Verhandlungen mit Sachsen bestimmt war, zur Verabredung eines Friedensvertrages, der am 23. October von König Johann zu Teplitz unterzeichnet wurde. Am 25. October tauschten Savigny und Hohenthal in Berlin die Ratificationsurkunden aus. Für schnelle Bezahlung der im Frieden geforderten 10 Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung sorgte F. Bereits am 1. November, also sechs Tage nach Abschluß des Friedens, lieferte er 5 Millionen und am 7. December den Rest ab. Hier, wie überhaupt während des ganzen Krieges, legte er eine staunenswerthe Geschicklichkeit in der Behandlung von Geldgeschäften an den Tag.

Für seine aufopfernde Thätigkeit in Berlin erntete er die volle Anerkennung seines Königs. Er erhielt den höchsten sächsischen Orden, die Rautenkrone, und wurde außerdem am 26. October 1866 zum Minister des Auswärtigen ernannt, so daß er nunmehr zwei Ministerien vorstand. Als solcher nahm er an der vom 15. December 1866 bis zum 9. Februar 1867 tagenden Conferenz der verbündeten Regierungen theil, die über Gestaltung des Norddeutschen Reichstages beriethen. Später wohnte er als stimmführendes Mitglied den Sitzungen des Bundesrathes bei, führte sogar mehrmals für Bismarck den Vorsitz in demselben. Endlich vertrat er auch Sachsen als Commissar im Reichstage und gab hier, wie im Bundesrathe, wiederholt Proben seiner glänzenden Beredtsamkeit. Von vornherein trat er, wo er konnte, mit Entschiedenheit für eine Politik ein, „die offenkundig in einem aufrichtigen und rückhaltlosen Anschließen an das Reich und seine Verfassung“ bestand, ohne dabei auf „Erhaltung einer mit der Reichsidee und mit dem allgemeinen Interesse des Ganzen vereinbaren Selbständigkeit der Einzelstaaten“ zu verzichten. Dieser Standpunkt und die Art, wie er ihn vertrat, fanden allgemeinen Beifall. „Sehr gefallen hat mir“, schreibt z. B. der Gothaer Staatsminister v. Seebach am 24. Januar 1867, „der neu eingetretene Friesen, ein sehr gescheidter Mann, von sehr rascher Faßlichkeit und durch und durch sicher, wie sein König jetzt ehrlich sein soll“. Auch Bismarck wollte ihm von Anfang an wohl. Er vertraute ihm in jeder Beziehung und ließ ihn mehr als einmal merken, daß, wie er es in einem Briefe vom 22. Juli 1869 ausdrückte, „der Versuch, Mißtrauen zwischen ihnen beiden zu säen, gar keinen Boden finden würde, auf dem er haften könnte“. (Bismarck-J.B. VI, 206.) F. verkehrte auch viel beim Reichskanzler und hatte 1868 sogar die Ehre, ihn am 3. und 12. December in Dresden als seinen Gast begrüßen zu können.

1870/71 hatte F. mehrmals Gelegenheit, eine Rolle zu spielen. In der denkwürdigen Bundesrathssitzung vom 16. Juli 1870, in der Bismarck die Unvermeidlichkeit des Krieges mit Frankreich erklärte, sprach er im Namen seiner und aller Bundesregierungen „das Einverständniß mit allen bisherigen Schritten des Bundespräsidiums und mit der von Preußen kundgegebenen

Auffassung der Sachlage“ aus. „Frankreich“, schloß er mit Nachdruck, „will den Krieg. Möge derselbe denn möglichst schnell und kräftig geführt werden!“ Als dann im Herbste 1870 die süddeutschen Staaten zum Eintritt in den norddeutschen Bund veranlaßt werden sollten, wurde er zusammen mit dem Staatsminister Delbrück mit Führung der Verhandlungen betraut. Begleitet von dem Geheimen Legationsrathe v. Watzdorf, dem nachmaligen Finanzminister, begab er sich am 24. October 1870 nach Versailles und trug in dieser schwierigen, für Gründung des deutschen Reiches so wichtigen Angelegenheit das Seine zum Zustandekommen der Verträge bei, die am 15. November mit Baden und Hessen in Versailles, am 23. November mit Baiern und am 25. mit Württemberg in Berlin abgeschlossen wurden. Die durch sein offenes und ehrliches Eintreten für die neuen Verhältnisse dem deutschen Reiche geleisteten Dienste wußte Kaiser Wilhelm wohl zu würdigen. Bei der Goldenen Hochzeit König Johann's 1872 überreichte er dem verdienten Staatsmanne in Dresden persönlich den Schwarzen Adlerorden.

Nach Beendigung des Krieges widmete sich F., am 1. October an Stelle v. Falkenstein's mit dem Vorsitze im Gesammtministerium betraut, wieder mit bestem Erfolge der inneren Politik seines Vaterlandes. Indem er die Steuergesetzgebung einer Umwandlung unterzog, schuf er den Uebergang zur Einkommensteuer. Für die Staatsschulden führte er die Rentenform ein. Die Privatbahnen übernahm er sammt und sonders auf den Staat. Außerdem wirkte er segensreich für die königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, deren Direction ihm am 1. Juli 1869 übertragen worden war. Für dieses neu geschaffene Amt brachte er nicht nur ausgesprochene Neigung, sondern auch tiefgehendes Verständniß mit. Schon in der frühsten Kindheit von seinem Vater in die Kunstwissenschaft eingeführt, hatte er seine Kenntnisse auf Reisen nach Italien, Belgien, Holland (1857) u. s. w., sowie durch Anlegung einer Sammlung auserlesener Bilder und kunstgewerblicher Gegenstände vertieft. Wie gründlich sein Wissen war, bezeugt seine Schrift über „Das Schaffen in der bildenden Kunst“ (Dresden, W. Baensch), worin er sein ästhetisches Bekenntniß in einer schlichten, jedem Laien verständlichen Sprache ablegte. Die königlichen Sammlungen haben ihm viel zu danken. Zunächst schuf er für sie eine neue Verwaltungsbehörde in der Generaldirection und berief an ihre Spitze geeignete Kräfte (1870 v. Zahn aus Weimar, 1873 Roßmann aus Düsseldorf). Von dem Antheile Sachsens an der französischen Kriegskostenentschädigung wandte er durch Gesetz vom 25. Juni 1874 450000 Mk. den Sammlungen zur Verstärkung ihres Reservefonds und 300000 Mk. zu allmählicher Verwendung für Zwecke der modernen Kunst zu. Ebenso setzte er bei den Ständen regelmäßige Zuschüsse zur Vermehrung der Sammlungen durch. Für das zoologische und ethnographische Museum kaufte er die Sammlung Hofrath Dr. Meyer's an, den er zum Director beider Institute ernannte. Ebenso bereicherte er die Porzellan- und Gefäßsammlung, die er zusammen mit der historischen in dem umgebauten Johanneum (alten Galeriegebäude) unterbrachte, um die werthvolle Wittgenstein'sche Vasensammlung. Auch sei an dieser Stelle der Anregung, die er zur Wiederherstellung und Ausschmückung der Albrechtsburg in Meißen gab, und des neuen Hoftheaters gedacht, das unter seiner Leitung für das 1869 abgebrannte errichtet wurde.

Schwierigkeiten in der äußeren Politik veranlaßten F. 1876 jüngeren Kräften Platz zu machen. Nachdem er noch mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften das Bismarck'sche Project einer Vereinigung der Staatsbahnen aller deutschen Bundesstaaten zur Reichseisenbahn bekämpft hatte, reichte er seine Entlassung aus Staatsdiensten ein und erhielt sie in einem huldvollen

Schreiben König Albert's vom 31. October 1876. Seitdem wurde sein Name nur noch ein Mal in der Oeffentlichkeit genannt, als er 1878 vom conservativen und Reichsvereine zu Dresden als Reichstagscandidat für Dresden-Altstadt aufgestellt wurde. Still verbrachte er den Rest seines thatenreichen Lebens. Alljährlich reiste er ein paar Monate nach Italien, wo er schließlich jede irgendwie interessante Stadt kannte, die übrige Zeit verbrachte er zurückgezogen in Dresden, mit Niederschrift seiner Lebenserinnerungen beschäftigt. Sehr breit angelegt und bisweilen auch nicht ganz zuverlässig bilden die drei Bände, von denen der letzte (1866 ff.) bisher ungedruckt blieb, eine wichtige, oft sogar unentbehrliche Quelle zur neuesten Geschichte Sachsens. Infolge der oft sehr herben Beurtheilung zeitgenössischer Persönlichkeiten riefen diese Denkwürdigkeiten eine Reihe scharfer Kritiken und Entgegnungen, namentlich Flathe's und Beust's (s. u.), hervor.

Geistig und körperlich frisch, nur von einem rasch zunehmenden Ohrleiden heimgesucht, das ihn auch an der Annahme einer vom Könige angebotenen Stelle als Mitglied der ersten Kammer hinderte, verschied er nach zweitägigem Krankenlager in der Morgenstunde des 25. Februar 1884. In ihm verlor die Welt einen Mann, der getragen von patriotischer Gesinnung und ausgestattet mit nie erlahmender Pflichttreue Sachsen und seinem Königshause in bewegten Zeiten hervorragende Dienste geleistet und sich auch in der deutschen Politik einen geachteten Namen zu verschaffen gewußt hat.

Vgl. R. Frhr. v. Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben. 2 Bände. Dresden 1880. Dazu F. Graf Beust, Erinnerungen zu Erinnerungen (Leipzig 1881), und Th. Flathe, Die Memoiren des Herrn v. Friesen, im 46. Bande von Sybel's histor. Zeitschr. (1881). — [v. Thümmel, v. Watzdorf, v. Friesen], Nachruf im Dresdner Journal vom 6. März 1884. — E. Frhr. v. Friesen, Gesch. der reichsfreiherrl. Familie von Friesen I (Dresden 1899), S. 267—273. — M. Dittrich, R. Frhr. v. Friesen, in der Illustr. Ztg. vom 15. März 1884. — O. Banck, Staatsminister Frhr. v. Friesen in seiner Stellung zur Kunst, im Dresdner Journal vom 18. März 1884. — P. Hassel, Aus d. Leben d. Königs Albert v. Sachsen. 2 Theile. Berlin u. Leipzig 1898—1900. — H. v. Poschinger, Fürst Bismarck u. der Bundesrath. Stuttgart u. Leipzig 1897—1898. H. Beschorner.

Frind: Anton Ludwig F., Bischof von Leitmeritz, Kirchenhistoriker, geboren am 9. October 1823 zu Hainspach in Böhmen, † am 27. October 1881. Er wurde 1847 zum Priester geweiht, 1851 Katechet und Lehrer der Geschichte am Obergymnasium zu Leitmeritz, 1859 Director des Staatsobergymnasiums zu Eger, 1869 Domcapitular in Prag, 1877 zum Bischof von Leitmeritz ernannt, am 15. Mai 1879 präconisirt, am 8. Juni 1879 consecrirt. Seiner kurz dauernden bischöflichen Wirksamkeit verdankt Leitmeritz den Bau des bisher noch fehlenden Domthurmes (vgl. „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild“, II. Bd., München 1900, S. 426). — Frind's schriftstellerische Thätigkeit bewegte sich größtentheils auf dem Gebiete der böhmischen Kirchengeschichte. Sein unvollendetes Hauptwerk ist: „Die Kirchengeschichte Böhmens im Allgemeinen und in ihrer besonderen Beziehung auf die jetzige Leitmeritzer Diöcese“ (Bd. I—IV, Prag 1864—1878). Weiter gehören hierher die Schriften: „Der geschichtliche hl. Johann von Nepomuk“ (Eger 1861; 2. Aufl. Prag 1871; 3. Aufl. Prag 1877); „Historische Analekten über Eger und Egerland“ (Gymnasial-Programm, Eger 1864); „Kurze Geschichte der Bischöfe von Leitmeritz“ (Komotau 1867); „Die Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag. Zur neunhundertjährigen Jubelfeier der Errichtung des Prager Bisthums verfaßt“ (Prag 1873); „Gedenkblatt des

900jährigen Jubiläums der Errichtung des Prager Bisthums, gefeiert im J. 1873" (Prag 1874); „Der heilige Johannes von Nepomuk. Denkschrift zur Feier des dritten 50jährigen Jubiläums der Heiligsprechung" (Prag 1879). Außerdem verfaßte F. als Lehrbuch für das Obergymnasium: „Die katholische Apologetik für gebildete Christen" (Prag 1863; 2. Aufl. 1870; 3. Aufl. 1877), und gab heraus: „Scriptum super Apocalypsin cum imaginibus (Wenceslai Doctoris). Codex Bibliothecae Capituli semper fidelis metropolitani Pragensis in solemnem memoriam anni jubilaei ab erecto episcopatu Pragensi nongentesimi editus" (Prag 1873).

Litterarischer Handweiser 1882, S. 30. — Handlexikon der kathol. Theologie, herausgegeben von Schäfler, Bd. II (1883), S. 76 f.

Lauchert.

Frisch: Christian F., Astronom, geboren am 5. November 1807 zu Stuttgart, † ebenda am 29. März 1882. Wie so viele seiner jungen Landsleute — Strauß und Vischer waren gleichzeitig mit ihm „Stiftler" —, trat der junge F. nach Absolvirung der Gymnasialstudien als Theologe in das Stift zu Tübingen ein, freilich von Anfang an mit der Absicht, sich später dem Lehrfache zu widmen. Um diesen Zweck zu erreichen, besuchte er nach bestandener Prüfung für das geistliche Amt die Universität Erlangen, um sich unter J. W. A. Pfaff und Kastner in den exakten Wissenschaften weiterzubilden. Im J. 1833 wurde er Lehrer der Mathematik an der Stuttgarter Realanstalt, deren Rector er von 1862 an bis zu seinem Tode gewesen ist. Verheirathet war er niemals, lebte vielmehr, so lange es möglich war, bei seinen Eltern. Für die öffentlichen Fragen bekundete er von jeher einen empfänglichen Sinn, wie er denn auch frühe schon zu den Beförderern des Turnwesens gehörte. Der Wahlkreis Freudenstadt sandte ihn 1848 in die Frankfurter Nationalversammlung, 1850 auch in den württembergischen Landtag, und als das Reich wiedererstanden war, erinnerten sich seiner die alten Wähler im Schwarzwald. Im deutschen Reichstage saß er von 1871 bis 1877 als Mitglied der nationalliberalen Partei. Hervorzutreten liebte er allerdings nicht, und nur selten ergriff er das Wort. Seine Hauptrede galt 1873 den vom Reiche unterstützten Bestrebungen zur Begründung wissenschaftlicher Stationen, denen die Beobachtung des Venusdurchganges obliegen sollte. Er erklärte, daß für „das Vaterland eines Coppernicus und Kepler" eine Ehrenpflicht vorliege, mit öffentlichen Mitteln einzugreifen, und hatte die Freude, seinen Wunsch durch übereinstimmende Beschlüsse der gesetzgebenden Factoren verwirklicht zu sehen.

Der Name Kepler, den F. bei dieser Veranlassung aussprach, bildete auch den Lebensinhalt des rastlos thätigen, auch als Lehrer und Erzieher hoch angesehenen Mannes. Er ging schon in jungen Jahren mit dem Plane um, durch eine kritische Herausgabe aller von dem großen Schwaben hinterlassenen Schriften diesem ein Ehrendenkmal zu setzen, und als Sechziger sah er sich am Ziele, indem er der gelehrten Welt in acht stattlichen Bänden (Frankfurt a. M.-Erlangen 1858—1871) die „Opera omnia Kepleri" vorlegen konnte. Beihülfe ist ihm bei der Riesenarbeit, welche diese Veröffentlichung erheischte, nur spärlich zu theil geworden, und hätte er sich nicht selbst im Besitze ausreichender Mittel befunden, die er mit größter Bereitwilligkeit seiner Aufgabe zum Opfer brachte, so würde er schwerlich den Abschluß erlebt haben. Bedurfte es doch kostspieliger buchhändlerischer Erwerbungen und zahlreicher Reisen, um das da und dort verstreute, überaus umfangreiche Material zusammenzubringen. In der That gelang ihm dies vortrefflich, und nur Weniges ist in den letzten dreißig Jahren zu seiner Ausgabe als neu aufgefunden hinzugekommen. Der Schlußband enthält auch die mühsam ge-

wonnenen Actenstücke über den Hexenproceß von Kepler's Mutter und, aus der Feder des Herausgebers selbst, einen dankenswerthen Abriß der Geschichte der Astronomie, lateinisch geschrieben, wie alles, was von F. herrührt. Man ginge nämlich sehr irre mit der Annahme, er habe sich auf die bloße Editionsthätigkeit beschränkt. Wer Kepler's Arbeiten studieren will, stößt ohne einen fachkundigen Führer auf gar viele Hindernisse, und über diese hilft der mit Hingabe und Einsicht geschriebene Commentar stets hinweg. Wer ihn zur Hand nimmt, bemerkt mit Staunen, wie tief sich dessen Autor in die Litteratur des XVI. und XVII. Jahrhunderts und auch in die Gedankenkreise des Alterthums hineingearbeitet hatte. Daß F. sich auch lebhaft für die Errichtung eines Denkmales für Kepler interessirte, versteht sich von selbst. Dasselbe wurde am 24. Juni 1870 auf dem Marktplatze der ehemaligen Reichsstadt Weil errichtet, natürlich unter activer Mitwirkung des Mannes, der unter den Lebenden den genialen Sohn Weils „der Stadt“ am besten kannte und verstand.

Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft, 17. Jahrgang, S. 1 ff. — Poggendorff, biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 3. Band, Sp. 478. Günther.

Frisch: Karl Friedrich F., Lic. theol. und Dr. phil., Geograph und Uebersetzer, ist am 3. Februar 1808 zu Demmin in Vorpommern geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte dann in Greifswald Theologie. Nachdem er kurze Zeit eine Hauslehrerstelle bekleidet hatte, begab er sich 1833 nach Stockholm. Hier wurde er zunächst Lehrer, dann Subrector und endlich 1851 Conrector am deutschen National-Lyceum. Sein Leben verlief ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle. Während der Schulferien unternahm er ausgedehnte Reisen durch die drei scandinavischen Königreiche. 1866 trat er in den Ruhestand und widmete sich nun ganz seinen wissenschaftlichen Neigungen. Am 27. Mai 1874 starb er in Stockholm. Als Schriftsteller bemühte er sich mit Erfolg, die vorhandenen litterarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Schweden zu pflegen und zu erweitern. Er suchte einestheils eine allgemeinere und gründlichere Kenntniß der scandinavischen Verhältnisse, anderntheils aber auch durch Uebersetzungen, Auszüge oder Besprechungen die Ergebnisse der wissenschaftlichen und belletristischen Litteratur Schwedens in Deutschland zu verbreiten. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Geographie. Seine wichtigste geographische Arbeit ist eine Beschreibung von Dänemark, Schweden und Norwegen in der 7. Auflage des Handbuchs der Geographie und Statistik von Stein und Hörschelmann (Band 3, Leipzig 1862). In weiteren Kreisen machte er sich bekannt durch seine Mitarbeit an Grieben's Reisebibliothek. Für dieses Unternehmen verfaßte er Reisehandbücher über Schweden (5. Aufl. Berlin 1875), Norwegen (1869), Stockholm (3. Aufl. 1860) und Kopenhagen (1869). Eine große Zahl von geographischen Aufsätzen lieferte er für verschiedene deutsche Zeitschriften, insbesondere für Petermann's Mittheilungen (Neue Ermittlungen über Areal und Bevölkerung der scandinavischen Länder 1861, S. 73, 432; 1862, S. 481; 1865, S. 394; 1866, S. 247, 265; 1868, S. 249, 378; Ueber die Namen des Renthiers und der Lappen 1863, S. 345; Canalanlagen und Eisenbahnbauten in Lappland 1866, S. 333; Die scandinavische Halbinsel 1866, S. 415; Schwedens Eisenbahnen 1867, S. 173; Das neue Canalsystem in Dalsland 1868, S. 343, sowie zahlreiche kurze Berichte über die Polarfahrten scandinavischer Forscher), Andree's Globus (Schilderungen aus Spitzbergen 1867, XI, 25; Die Lappmarken Schwedens 1867, XII, 107; Die Lappen Schwedens und ihre Lebensweise 1868, XIII, 207 f, 245), Delitsch's Aus allen Welttheilen (Die Verbindungsbahn durch Stockholm 1872, S. 8; Die schwedische Nordpolarexpedition

1872, S. 306; Die neueste Besichtigung der Grenze zwischen Schweden und Norwegen 1873, S. 121) und Ueber Land und Meer. Außerdem war er geographischer Mitarbeiter am Gothaischen Hofkalender, sowie an Meyer's und Brockhaus' Conversationslexikon. Als Uebersetzer hat er sich große Verdienste um die Kenntniß der schwedischen Litteratur in Deutschland erworben. Hervorgehoben zu werden verdienen seine Uebersetzungen verschiedener Romane der Schriftstellerin Flygare-Carlén, sowie der Werke von Strinnholm über Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Scandinavier (Hamburg 1839—41, 2 Bde.) und von Swederus über Schwedens Politik und Kriege 1808—14 (Leipzig 1866, 2 Bde.).

Petermann's Mittheilungen 1875, 47. — Hofberg, Svenskt Biografiskt Handlexikon 1, 324. Viktor Hantzsch.

Frischbier: Hermann F., Volkskunde-Forscher, wurde am 10. Januar 1823 zu Königsberg O.-Pr. geboren. Daß er der gediegenste Freund, Kenner und Bearbeiter des ostpreußischen Volksthums werden konnte, dazu wirkten die äußeren Lebensumstände entscheidend mit. Der Vater ein schlichter Maurer, die im Elternhause allein gebrauchte Sprache Plattdeutsch, der Wohnort während der ganzen Jugend und später das Mannesalter hindurch Königsberg: kein Wunder, daß dieser echte Sohn des ostpreußischen Volkes für dessen Art, Sprache, Sitte Herz, Auge und Ohr offen hielt. Allerdings hub er erst in vorgerückten Jahren an, als Sammler und gar schriftstellerisch dies Gebiet zu pflegen. Nachdem er 1842 die Prüfung am Königsberger Lehrerseminar bestanden hatte, fand er Anstellung an den Stadtschulen zu Guttstadt und Heilsberg im Ermlande, bis er am 1. October 1853 in die Geburtsstadt heimkehrte, der er fürder bis zum Tode treu blieb, erst als Lehrer an verschiedenen Anstalten, seit 1872 als Rector der Altstädtischen Töchterschule. Zu Ostern 1889 trat er, mit dem Kronenorden decorirt, mit vollem Gehalt in ehrenvolle Pension und starb am 8. December 1891.

Erst die nach der amtlichen Rückkehr nach Königsberg erfolgende Bekanntschaft Frischbier's mit dem Tribunalrath Dr. R. Resch und andern lebhaft für heimathliches Volksthum eingenommenen Männern hat in ihm die schlummernde Anlage zu emsigster Theilnahme und reger Arbeit ausgelöst. „Preußische Sprichwörter und volksthümliche Redensarten“ traten als erste seiner Sammelleistungen 1864 hervor, erlitten jedoch nach einigen Wochen polizeiliche Beschlagnahme, und die Staatsanwaltschaft, den Herausgeber, wie er sich selbst entrüstet ausdrückte, als Verbrecher behandelnd, erhob Anklage gegen ihn wegen Erregung öffentlichen Aergernisses durch Verletzung der Schamhaftigkeit. Auf Grund der Gutachten Königsberger Universitätsprofessoren, des Aesthetikers K. Rosenkranz und der Germanisten J. Zacher und O. Schade (die beide gerade damals im Amte getauscht hatten und darum beide herangezogen wurden), sprach das Landgericht F. frei, weil ein rein wissenschaftliches Werk kein öffentliches Aergerniß geben könne. So erschien denn schon Ende 1865 eine 2., vermehrte Auflage in einem anerkannten Verlage (Enslin) zu Berlin, der auch „Preußische Volksreime und Volksspiele“ (1867) übernahm. Darauf ernannte 1868 die Kgl. Deutsche Gesellschaft zu Königsberg F. zum ordentlichen Mitgliede. Die ferneren Ergebnisse seines unermüdlichen Sammelns, Ordnens und Forschens der gemach entschwindenden alten Volksüberlieferungen in Wort und Brauch enthalten: „Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen“ (1870), „Preußische Sprichwörter. Zweite Sammlung. Mit einem Glossar“ (1876), „Preußische Volkslieder in plattdeutscher Mundart“ (1877), schließlich sein ausgedehntestes und vielleicht bedeutsamstes Werk „Preußisches Wörterbuch“ (1882/83), zwei

Bände von 422 bezw. 555 Seiten (wo, wie immer bei F., unter „preußisch“ das Platt der Provinz Ostpreußen zu verstehen ist), daneben die culturgeschichtliche Schrift über „Die Zünfte der Königsberger Junker und Bürger im Kneiphof“ (1880). Weiterhin hat F. aber seine volkskundlichen Funde und Aufzeichnungen in mehreren Zeitschriften niedergelegt, nämlich in: „Altpreußische Monatsschrift“, „Zeitschrift für deutsche Philologie“, „Die deutschen Mundarten“, „Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung“, „Wissenschaftliche Monatsblätter“ und endlich namentlich den beiden specifischen Volkskunde-Zeitschriften „Am Urdsbrunnen“ (hrsg. von H. Carstens) und „Am Urquell“ (hrsg. von Fr. Krauß).

Obwol ihn ein schweres Leiden, das ihn ja auch zum Rücktritte aus dem Lehrdienste zwang, arg störte, hat der rastlose Folklorist bis zuletzt in der „Altpreußischen Monatsschrift“ wie im „Urquell“ die Früchte seines erfolgreichen Suchens und Vergleichens vorgelegt. Wie er im letzteren Journal soeben eine Umfrage „Der Eid im Volksleben“ eröffnet, „Räthsel-Geschichten“ als Sonderrubrik der von ihm gesammelten Räthsel veröffentlicht hatte und seine Artikelserie „Ostpreußischer Alltagglaube und Brauch“ im Gange war, als er starb, andererseits sein kundiger Schüler der Apotheker Joh. Sembrzycki ebenda gerade „Ostpreußische Haus- und Zaubermittel“ und besonders „Ostpreußische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen“ in directer Ergänzung der dabei eingangs von ihm hochgelobten einschlägigen Bücher Frischbier's abdrucken ließ, so erschienen 1892 eine zweite Reihe „Preußische Volksreime und Volksspiele“, 1893 „Hundert ostpreußische Volkslieder in hochdeutscher Sprache“, aus Frischbier's Pult im Druck von Sembrzycki überwacht. Diesen seinen treuen Jünger und Ergänzer hatte der Verblichene auch mit Ausarbeitung des Nachtrags zu seinem großen „Preußischen Wörterbuch“ beauftragt, indem er das schon aufgestapelte Material ihm einhändigte. Fleißig, genau und liebevoll hat F. in allen genannten Publicationen die Hauptmasse der sog. „traditions“ ostpreußischen Volksthums zusammengetragen und so nicht nur der Wissenschaft zugänglich gemacht, sondern auch vor dem Untergange gerettet. „Durch sie ist der Schatz des altpreußischen Volkes an Sprichwörtern, Reimen und Provinzialismen im großen und ganzen erschöpft“ urtheilt Sembrzycki, hinzufügend: „wenn ich trotzdem eine Nachlese halten konnte, ... so liegt das daran, daß F., wie es ja nicht anders sein konnte, nicht in allen Gegenden der Provinz helfende Sammler fand, die eine ebensolche Aufmerksamkeit und ein gleiches Verständniß für die Sache besaßen als er selbst“. Gemäß Aussage desselben eingeweihten Gewährsmanns (der allerdings wohl masurischer Abkunft ist) hielt F. auch das polnische Volksthum (S. meint da wohl gutentheils masurisches) „lieb und werth“ und sammelte und veröffentlichte [?] „all' die Zeiten der grimmigsten Polenfresserei [!] hindurch polnische Volkslieder, Reime, Sprichwörter u. s. w. treulich und unbeirrt, obwol er selber der polnischen Sprache nur wenig kundig war.“ Sobald erst im Verlaufe der neuerlich begonnenen Ausnutzung der bisherigen volkskundlichen Stoffsammlungen auch Frischbier's Arbeiten verwerthet sein werden, kann deren außerordentliches Verdienst für deutsche Sprach- und Volkskunde sowie im weiteren für indogermanische Völkerpsychologie und Culturgeschichte ins rechte Licht treten.

Hauptquelle: Sembrzycki's Nekrolog i. „Am Urquell“ III, 79 f. (vgl. desselben Bemerkungen ebd. II, 16 f. und III, 14, sowie in Bd. I—III Frischbier'sche Beiträge); vgl. ferner J. N. Weisfert, Biograph.-lit. Lexikon f. Königsberg u. Ostpreußen S. 67 (u. 215), Kürschners Dtsch. Literaturkldr. (z. B. XII, 235), Jahresberichte d. Königsb. Städt. Töchterschule 1890 u. 1892.

Ludwig Fränkel.

Frischmann: Johann F., Publicist und Diplomat, geboren in Kulmbach um 1612, † am 25. September 1680 in Straßburg, betrieb seit 1630 auf der Straßburger Hochschule unter Leitung Matthias Bernegger's philologische und historische Studien. Durch Vermittlung seines Lehrers fand er eine Anstellung in Mömpelgard unter dem Vicekanzler Christoph Forstner und erreichte schnell den Rang eines Staatsraths. Unangenehme Vorkommnisse scheinen seine Stellung bald unhaltbar gemacht zu haben: Mitte der fünfziger Jahre finden wir ihn als Privatmann in Eßlingen. Eine 1656 Karl Gustav von Schweden gewidmete Flugschrift „Animorum in Europa et vicina Asia motus de Suecici belli motu in Polonia", welche die habsburgische Politik aufs schärfste bekämpfte, machte ihn mit einem Schlage in der diplomatischen Welt wie in den gelehrten Kreisen bekannt. Wie die meisten späteren Broschüren Frischmann's im Lapidarstil geschrieben, fand sie bei dem größten Theil der protestantischen Politiker in ihrer Tendenz vollen Beifall, während die schroffe Form Anstoß erregte. Noch größer war das Aufsehen, das eine Reihe von Flugschriften zur Kaiserwahl Leopold's I. 1657—58 hervorrief, die ganz den Geist der Mainzer Politik athmen. Besonders zogen sie die Aufmerksamkeit der französischen Wahlgesandtschaft auf sich, die den Verfasser in ihr Interesse zu ziehen wußte. Auf ihre Empfehlung hin ernannte Mazarin F. Ende 1658 zum französischen Residenten in Straßburg, wo er mit manchen Unterbrechungen, wie sie die politischen Verhältnisse, besonders die schwankende Haltung Straßburgs im holländischen Kriege, mit sich brachten, bis zu seinem Tode blieb. Doch vermochte er sich hier weder beim Volke noch beim Rath Gunst zu erwerben. Das erstere haßte ihn als Vertreter des französischen Königs; die regierenden Kreise behandelten ihn wegen dieser seiner Eigenschaft zuvorkommend, wurden aber durch seinen Hochmuth und das taktlose Benehmen seiner Familie abgestoßen, wie schon früher sein unliebenswürdiger Charakter ihm überhaupt Widersacher hervorgerufen hatte. Auch die Verbindung, die F. anfangs noch mit den südwestdeutschen Politikern unterhielt, löste sich nach der großen Schwenkung, die seit 1667 diese Kreise sowie die deutsche Publicistik von Frankreich abführte.

Selten verwandte Ludwig XIV. seinen Residenten zu diplomatischen Sendungen; eine Gesandtschaft zum Großen Kurfürsten, der 1659 zum Vergleich mit Schweden und zum Bruch mit Oesterreich gebracht werden sollte, mißlang vollkommen. Daneben schuf F. eine Menge von Flugschriften, der Sitte der Zeit gemäß sämmtlich anonym, von denen über 40 nachzuweisen sind. Im allgemeinen bewegt er sich mit ihnen seit 1660 ganz in den Bahnen der zeitgenössischen französischen Publicistik. Schmeicheleien gegenüber den Machthabern und Betrachtungen über die deutsch-französischen Beziehungen bilden den Inhalt. Nur der irenische Zug in den Schriften der letzten Art erinnert noch an die Gedankengänge, wie sie früher im Kreise Boyneburg's vorherrschten. Zur alten Höhe der Frankfurter Zeit erhebt sich eigentlich bloß eine Broschüre Frischmann's, die die Candidatur Condé's für den polnischen Thron 1669 fördern soll. Die späteren Schriften, wie endlich Frischmann's Tod finden keine Beachtung mehr in der deutschen Litteratur.

Einige Flugschriften aufgezählt in Jöcher-Adelung's Gelehrtenlexikon; die biographischen Nachrichten darin bedürfen ebenso wie die der neueren Litteratur sehr der Verbesserung. Die obigen Angaben nach ungedrucktem Material zu einer besonderen, noch zu veröffentlichenden Arbeit über F.

Wentzcke.

Fritag: Andreas F., ein in Italien thätig gewesener Buchdrucker der Incunabelzeit, dessen Leben und Werk übrigens noch sehr wenig klargelegt ist.

Sein frühester bekannter Druck, nur mit A. F. bezeichnet, ist datirt von 1487 und zwar aus Gaeta, wo vor ihm noch keine Presse gewesen war. Der nächste datirte, vom Jahr 1492, mit keinem Druckort, ist aber wohl nicht mehr Gaeta, sondern Rom zuzuweisen, wo wenigstens alle andern, die seinen Namen tragen, hergestellt sind; diese stammen aus den Jahren 1493, 94, 96. Schon die Lücken, die zwischen den genannten Jahren liegen, zeigen die Mangelhaftigkeit unserer Kenntniß von der Thätigkeit dieses Mannes und so darf dieselbe sicher nicht nach der geringen Zahl der uns von ihm bekannten Drucke, 5 (zu denen noch zwei ohne seinen Namen kommen) noch nach der keineswegs hervorragenden Bedeutung der betreffenden Schriften bemessen werden. Ueber ihn selbst erfährt man aus den Drucken nur, daß er von Straßburg war; ob er nur von dort ausgegangen oder auch dort zu Hause war, muß dahingestellt bleiben. Sein Druckerzeichen besteht aus einem aufrechtstehenden Rechteck, das auf schwarzem Grund die Buchstaben A F zeigt und zwischen ihnen zwei V, gegen einander gekehrt und überragt von einer in ein Kreuz und oben in einen Stern sich erweiternden Stange.

Vgl. Hain's Repertorium bibliographicum (m. Burger's Register). — Kristeller, Die ital. Buchdrucker- u. Verlegerzeichen, 1893, S. 54 fg.

K. Steiff.

Fritsche: Paul F., Lyriker, der sich als Dichter öfters der Pseudonyme „Gustav Adolf“ und „Paul v. d. Redo“ bediente, wurde am 15. December 1863 als Sohn eines Tischlermeisters zu Frankfurt a. d. Oder geboren. Nach dem Besuche einer höheren Lehranstalt daselbst widmete er sich seit 1881 auf der Berliner Akademie der Künste der Bildhauerei. Der anfängliche Eifer dafür erlahmte jedoch bald und eine längst keimende Begeisterung für die Poesie trat an dessen Stelle. So kam es, daß F. nach der in kleinerem Kreise freundlichen Aufnahme einiger dichterischer Versuche sich angelegentlich mit Litteratur und Geschichte beschäftigte, um recht bald selbst als Dichter auf den Plan treten zu können. Dieser Entschluß verscherzte ihm die pecuniäre Unterstützung seitens des Vaters, und F. mußte sich daraufhin mit der ganzen Misère herumschlagen, die des debutirenden jungen Litteraten, so lange er namenlos und ohne Protection ist, warten. Seit dem Jahre 1883 führte der jugendliche Zwangspublicist die Redaction der akademischen „Kyffhäuser-Zeitung“, seit 1885 diejenige der verunglückten „Berliner Gartenlaube“. Da machte er 1886 in verzweifelnder Enttäuschung einen Selbstmordversuch, der zwar mißlang, aber dem langsam Aufkommenden auf die Dauer nachhing. Er wagte es schon im Herbste desselben Jahres die anforderungsvollere Leitung der „Frankfurter Oder-Zeitung“ in der Geburtsstadt zu übernehmen; jedoch meldeten sich bald alle Anzeichen einer schweren Lungenkrankheit. In Görbersdorf im Riesengebirge suchte F. ein Jahr lang vergebens die gewünschte Genesung. So kehrte er heim und starb da, noch nicht 25jährig, am 25. September 1888.

Paul Fritsche's kurzabgerissenes Dasein, die aufreibenden Existenzfragen infolge des kecken Berufswechsels, sein früher, elegischer Tod, — all diese Bitternisse des Lebens erwartet man in den Versen dieses echten Gefühlsdichters anklingen zu hören, der mit dem Herzblut die Fülle voller Töne ausströmen ließ, wie sie uns in seinen lyrischen Offenbarungen entgegentreten. Denn diese allein spiegeln uns das feine Gemüth und die Herzensdrangsal des Frühverblichenen wieder. So finden wir den sinnigen und begabten Poeten in den beiden Sammlungen „Mein Herzenstestament. Liedercyklus“ (1887) und „Bilderbuch eines Schwermüthigen. Anhang: Fliegende Blätter“ (1888). Obwohl diese Titel auf einen weichlichen, weinerlichen Pessimismus zu weisen

scheinen, tritt ein solcher zunächst völlig in den Hintergrund, wennschon dem formschönen „Prolog“ der jüngern Sammlung zufolge der Dichter als „treuer Sohn der Mark“ der Schwermuth der brandenburgischen Heimath sich anpaßt. Immerhin bemühte sich F. sichtlich, bei Auswahl der für die Oeffentlichkeit bestimmten Erzeugnisse das lichte, sonnige Colorit zu bevorzugen. Der Liedercyklus „Mein Herzenstestament“, 1886 mit der Jahresziffer erschienen, enthält eine Menge tief empfundener ungezierter Gedichte, die durch stoffliche Mannichfaltigkeit sowie Geschick in der Form erfreuen. Dem kundigen Kritiker E. Ziel imponirt darin der „echte lyrische Lakonismus“. Während sie ergreifend ernste Töne anschlagen, wo durch die Untreue des Mädchens das vielseitig besungene Liebesglück in Unglück umschlägt, spricht der Anhang „Jungfrauenliebe“ aus einer Mädchenseele heraus, ungekünstelt von weiblicher Liebe, Lust und Weh, bisweilen an Chamisso's berühmte Serie „Frauen-Lieb' und -Leben“ erinnernd. „Lyrische Studienblätter“ waren als nächste Sammlung angekündigt — es folgte aber nach etwa zwei Jahren wie ein Niederschlag jener körperlich wie geistig unseligen Periode das „Bilderbuch eines Schwermüthigen. Anhang: Fliegende Blätter“. Wie F. selbst für 1886 einen übrigens nie gedruckten Band „Episch-lyrische Gesänge“ angab, so liegt die Stärke des „Bilderbuchs“ im Episch-lyrischen, was „Die Brücke von Essegg“ und „Der Fremdenlegionär“, letzteres eine Perle, trefflich belegen. Bei den Balladen und Romanzen verräth der ehemalige Jünger der bildenden Kunst eine bedeutende Kraft coloristischer Schilderung in Freiligrath'scher Art; diese Gemälde sind bald nach weiterem, bald nach engerem Rahmen angelegt, immer aber mit Stimmung erfüllt. Hier greift der junge Poet auch in den eigenen Busen, um, wie in „Mansardentragödie“ oder „Anch' io son' pittore“, das Elend seines mühsamen Aufstiegs abzuspiegeln, über das sich Karl Bleibtreu nicht, als sei es affectirt, hätte lustig zu machen brauchen. Sehr glücklich übernimmt F., hierbei vielleicht, wie im landschaftlichen Stimmungsbilde („Sommertag“, „Winternacht“), Burns nachahmend, wiederholt volksmäßige Klänge und Motive, wie in „Der Unglücks-Kuckuk“ oder in den tiefgefühlten beiden Gedichten „Zur Weihnachtszeit“; einzelne Male, wie in „Heiderosen“ und „Lied einer Spinnerin“, verliert er sich in zu breite Zerdehnung abgebrauchter Volksthümlichkeit. Dazu kommen wohlgelungene sangbare Lieder, wenn sich auch die Trink- und Reiterlieder großentheils bekannten Mustern anlehnen. Der düstere Abschnitt „Totengräbers Leiden“ hält zwischen Lied und Spruch originell die Mitte, während eine Rubrik spruchartig zugespitzter Sentenzen mit meist schlagender Pointe selbständig auftritt, um politisch liberal-demokratische, bisweilen etwas radical angehauchte — man sehe namentlich das sachlich unreife, wenn auch edel gemeinte Gedicht „Der Kaiser fuhr durch die Straßen Berlins“ — Ansichten ohne Doctrinarismus vorzutragen. Neben solchen Tendenzepigrammen steht ein „Lied der Enterbten“, wo Fritsche's öftere gesuchte Reimbindung zu bewußtem Effect erfolgreich dient.

Hatten körperliche Leiden und Todesahnen wie Todessehnsucht Fritsche's Poesie auch mannigfach befruchtet, so gelangte er doch nicht mehr zum Aufraffen, wie ers für ein Gedichtbuch „Es werde Licht“, schon für 1886 angekündigt, gewiß geplant gehabt. Diesen Titel, die genannten „Episch-lyrischen Gesänge“, sowie eine im Buchhandel nicht registrirte 2. Auflage von „Mein Herzenstestament“ führt die letzte, auch von F. selbst revidirte Verzeichnung des Dichters in Kürschner's „Dtsch. Litteratur-Kalender“ X (1888) Sp. 109 c an. Daselbst steht an der Spitze, und zwar schon für 1885, „D. modern. Lyriker-Revolution“, eine Abhandlung, die ihrer Zeit Aufsehen erregte und demnach mit Recht bei Fr. Kirchner, „Gründeutschland. Ein Streifzug durch

die jüngste deutsche Dichtung" (1893), S. 239 Anm., für die sog. jüngstdeutsche Litteraturgeneration (F. rechnet dieser übrigens bloß sehr bedingt zu) unter „verschiedenen Schriften aus ihrem eigenen Lager" erwähnt ist (mit Erscheinungsjahr 1889); Anton Schmid, D. dtsch. Litteratur in der Klemme (1890; vorher 1889 im „Litt. Merkur") S. 10 (S. 28 rechnet er F.'s oben charakterisirte zwei Werke den nennenswerthesten jungrealistischen zu) u. Hnr. Hart in seiner Feuilleton-Reihe in d. Ztg. „Der Tag" über „Die deutsche Litteraturbewegung 1880—1900" Ende Sommer 1903, zählen F.s „M. L.-R." zu den wichtigsten Kampfschriften neben Bleibtreu's „Revolution der Litt.". — Lebensskizze Fritsche's bei Brümmer, Lex. d. dtsch. Dicht. d. 19. Jhrhs.[5], I, 397; von kritischen Stimmen beachtlich die — oben mehrfach herangezogenen — Referate Ernst Ziel's i. Blätt. f. lit. Unterhltg. 1887 Nr. 43, S. 679 f. und 1889 Nr. 11, S. 162 f., sowie K(arl) B(leibtreu) i. „D. Gesellschaft", 4 2 (1888), S. 847 f. Ludwig Fränkel.

Fritz: Johann Adam F., Professor der Rechte in Freiburg i. B., wurde am 24. Januar 1799 zu Lindenfels im Odenwald geboren, promovirte 1821 in Gießen zum Doctor der Rechte, wurde 1825 außerordentlicher und 1827 ordentlicher Professor des römischen und deutschen Privatrechts in Freiburg i. B. Diese schnelle akademische Laufbahn erklärt sich durch einnehmende persönliche Eigenschaften und große Lehrbefähigung, die ihm bei gediegener wissenschaftlicher Thätigkeit bald in weiten Kreisen Anerkennung verschafft hatte. 1839 zum Hofrath befördert, konnte er während mehrerer Decennien in mancherlei akademischen Nebenämtern der Universität große Dienste leisten. Sonst verlief sein Leben ruhig und ungestört. Nachdem er 1871 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum in großer Rüstigkeit gefeiert, zog er sich 1873 von seinem Lehramt zurück und verstarb am 1. Juni 1878. Neben „Versuch einer histor.-dogmat. Entwickelung der Lehre von dem Testamente, welches Ältern unter ihren Kindern errichten", Gießen 1822, sind zu nennen seine „Erläuterungen, Zusätze und Berichtigungen zu v. Wening-Ingenheim's Lehrbuch d. gem. Civilrechts", 3 Hefte, Freib. 1833—39 — die von ihm besorgte 5. Ausgabe dieses Werkes, München 1836—38 —, die von ihm bearbeiteten beiden letzten (13. und 14.) Ausgaben des Lehrbuchs des römischen Rechts von Mackeldey (1851 und 1862), sowie viele Abhandlungen in Löhr's Magazin, Archiv f. die civil. Praxis, Zeitschrift für Civilrecht und Proceß.

W. Behaghel in d. Badischen Biographien, hrsg. von Dr. F. v. Weech, I. Heidelb. 1875, S. 265/6. — Freiburger Rectoratsreden vom 12. Mai 1875 (Freiburg i. B.), S. 9, 10. A. Teichmann.

Fritz: Samuel F., Missionar und Reisender, wurde 1656 zu Trautenau in Böhmen geboren. Ueber seine Jugend haben sich keine Nachrichten erhalten. Am 27. October 1673 trat er als Novize in die Gesellschaft Jesu ein. Nachdem er den üblichen Studiengang der Angehörigen dieses Ordens vollendet hatte, beschloß er mit Zustimmung seiner Oberen, sich der Missionsthätigkeit unter den südamerikanischen Indianern zu widmen. Am 24. September 1684 fuhr er gemeinsam mit seinem Landsmann und Ordensgenossen Heinrich Richter von Cadiz ab und langte nach gefahrvoller und beschwerlicher Seereise im folgenden Jahre in Cartagena an. Von hier aus wanderte er zu Fuße nach Quito, wo er am 27. August 1685 eintraf. Nachdem er sich im Jesuitencolleg dieser Stadt einige Zeit erholt und die Sitten und Anschauungen der Eingebornen hinlänglich kennen gelernt hatte, erhielt er den Auftrag, sich unter den wilden Indianerstämmen im östlichen Grenzgebiete Perus niederzulassen und Bekehrungsversuche bei ihnen anzustellen. Zunächst begab er sich gemeinsam mit Heinrich Richter, sowie mit dem Oesterreicher Johannes Gastel

und dem Spanier Joseph Cases nach Laguna, wo sich bereits eine Jesuitenmission befand. Da er sich aber nach einem entlegeneren und gefahrvolleren Arbeitsfeld sehnte, wurde er zu dem durch seine Wildheit berüchtigten Stamme der Omaguas am oberen Amazonenstrome gesandt, bei denen bisher noch kein Missionar gepredigt hatte. Nachdem er sich die Sprache dieser Indianer einigermaßen angeeignet hatte, gelang es ihm, sich mit Hülfe seiner ungewöhnlichen Geschicklichkeit in mechanischen Künsten den in solchen Dingen sehr unerfahrenen Naturmenschen nützlich zu machen und allmählich eine kleine Gemeinde Neubekehrter um sich zu sammeln. Diese überließ er nach einiger Zeit einem inzwischen eingetroffenen Ordensgenossen. Da seine Gesundheit sehr gelitten hatte, begab er sich nach Laguna zurück, um sich hier wiederherzustellen. Als er jedoch bald darauf hörte, daß sein Nachfolger die zügellosen Eingebornen nicht geschickt genug behandelt hatte und deshalb von ihnen mit dem Tode bedroht worden war, kehrte er zu den Omaguas zurück und beruhigte die aufgeregten Gemüther. Kaum hatte er sich jedoch hinwegbegeben, so wiederholte sich der Aufruhr. Er kehrte deshalb abermals um, sandte seinen so wenig erfolgreich wirkenden Ordensgenossen zurück und beschloß, trotz seines leidenden Zustandes bei den Omaguas zu bleiben. Er gewann immer mehr ihr Vertrauen, erlernte auch die Sprachen der umwohnenden Indianerstämme und versuchte sie zu bekehren, doch wurde er mehrmals mit dem Tode bedroht und mußte deshalb seine weitgehenden Missionspläne einschränken. Als er 1688 während einer Ueberschwemmung des Amazonenstroms mehrere Monate hindurch in einer Hütte zwischen den Aesten eines rings vom Wasser umgebenen Baumes zu leben genöthigt war, überfiel ihn ein heftiges und andauerndes Fieber. Da dieses sein Leben ernstlich bedrohte, beschloß er, seinen ungesunden Wohnort zu verlassen und eine ihm mehr zusagende Gegend aufzusuchen. Er fuhr deshalb auf einem Ruderboote unter tausend Gefahren den Amazonenstrom abwärts bis zur Mündung nach Para, wo er am 11. September 1689 eintraf. Hier fand er einen Arzt, der ihn heilte. Da er jedoch nicht verschwieg, daß er spanischer Unterthan sei, gerieth er bei den portugiesischen Behörden der Stadt in den Verdacht der Spionage. Er wurde deshalb verhaftet und ins Gefängniß gesetzt. Da er sich völlig unschuldig fühlte, sandte er eine Beschwerde nach Lissabon. Sie wurde für beachtlich erklärt, doch mußte er fast zwei Jahre ausharren, bis ihm im Juli 1691 ein königlicher Befehl die Freiheit wieder gab. Er kehrte nun, den Amazonenstrom aufwärts fahrend, nach Quito zurück, wo man ihn längst für tot gehalten hatte. Dann begab er sich wieder zu seinen Indianern. Da sich unter den umwohnenden Stämmen das Gerücht verbreitete, er sei auf übernatürliche Weise von den Toten auferstanden, so hatte er jetzt bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Er trat mit 29 verschiedenen Stämmen in Verbindung und suchte ihre Mundarten zu erlernen. Die umfassenden Sprachkenntnisse, die er sich allmählich aneignete, legte er in mehreren Grammatiken und Wörterverzeichnissen nieder. In seinen Mußestunden widmete er sich außerdem der bildenden Kunst. Er baute Capellen und Wohnhäuser, schnitzte Heiligenfiguren und übte sich in der Malerei, so daß viele Missionsstationen am Amazonenstrom Altarbilder von seiner Hand erhielten. Nachdem er lange Jahre in der Wildniß gewirkt hatte, wurde er von seinen Oberen zum Superior aller Missionen am Marañon ernannt. Als solcher genoß er nicht nur bei den Indianern, sondern auch bei den weißen Ansiedlern großes Ansehen. Wiederholt wurde er bei Grenzstreitigkeiten zwischen den spanischen und portugiesischen Behörden als Vermittler angerufen. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er bei dem Stamme der Xeberes, die in Peru zwischen dem Huallago und dem Ucayale wohnten.

In dieser Gegend starb er am 20. März 1728, nachdem er 42 Jahre lang dem Werke der Heidenbekehrung gedient hatte. Seine Ordensgenossen legten ihm den Ehrennamen eines Apostels der Omaguas bei.

Leider hat F. es versäumt, eine zusammenfassende Beschreibung seiner Reisen und Erlebnisse zu veröffentlichen. Doch hat er verschiedene andere Werke hinterlassen, die allerdings beinahe völlig der Vergessenheit anheimgefallen sind. Einige seiner indianischen Grammatiken und Wörterbücher sollen in verschiedenen südamerikanischen Bibliotheken, namentlich in Quito, noch im Manuscript vorhanden sein. Von seinen Briefen, die er in die Heimath schickte, haben sich nur zwei aus dem Jahre 1685 erhalten, welche in deutscher Sprache seine Reise von Cartagena nach Quito schildern. Sie sind im 1. Bande des von seinem Ordensbruder Joseph Stöcklein herausgegebenen „Neuen Welt-Bott“ (Augsburg u. Grätz 1726) abgedruckt. Ein ausführlicher Bericht über seine Fahrt auf dem Amazonenstrom, den er zunächst in spanischer Sprache verfaßte und dann in deutscher Uebersetzung an die Mitglieder der Böhmischen Ordensprovinz sandte, scheint verloren gegangen zu sein, doch finden sich kurze Auszüge in den beiden Ausgaben der Lettres édifiantes et curieuses, écrites des Missions étrangères, par quelques Missionnaires de la Compagnie de Jésus (Paris 1717, Band 12, S. 212—31 und Paris 1781, Band 8, S. 284—96, betitelt Description abrégée du fleuve Maragnon et des Missions établies aux environs de ce fleuve), ferner in der italienischen und spanischen Uebersetzung dieses Sammelwerkes und im 5. Bande von Stöcklein's Welt-Bott (S. 58 ff.). Das wichtigste Werk, das F. hinterlassen hat und das noch heute als ehrwürdiges Denkmal deutscher Forschung geschätzt wird, ist seine in den Jahren 1689—91 entworfene große Karte des Amazonenstroms. Das handschriftliche Original (1300 × 550 mm) trägt den Titel: Mapa geographica del Rio Marañon o Amazonas, hecha por el P. Samuel Fritz de la Compañia de Jesus, Missionero en este mesma Rio de Amazonas el Año de 1691. Die Karte reicht von der pacifischen bis zur atlantischen Küste Südamerikas und geht nördlich bis zum 5., südlich bis zum 13. Breitengrad. Wenn sie auch infolge mangelhafter astronomischer Ortsbestimmungen mancherlei Fehler enthält, so übertrifft sie doch bei weitem die ältere Karte Guillaume Sanson's, die 1680 erschien und nach den Angaben des Jesuiten Christoph Acuña gezeichnet war. Charles Marie de la Condamine, der berühmte Reisende, der auch eine für ihre Zeit vortreffliche Karte des Amazonenstroms herausgegeben hat, fand die Zeichnung seines Vorgängers Fritz in Quito auf und brachte sie 1752 nach Paris. Hier wird sie noch heute unter den handschriftlichen Kartenschätzen der Nationalbibliothek aufbewahrt. Gabriel Marcel hat sie neuerdings in vorzüglichem Heliogravüredruck vervielfältigt und in seinem Werke Reproductions de Cartes et de Globes, relatifs à la découverte de l'Amérique (Paris 1893, Atlas Tafel 18—19, Texte explicatif S. 61—67) veröffentlicht. F. selbst ließ die Karte in verkleinertem Maßstabe (420 × 320 mm) 1707 in Quito durch einen Ordensgenossen in Kupfer stechen. Der Stich ist betitelt: El gran Rio Marañon o Amazonas con la Mission de la Compañia de Jesus, geograficamente delineado por el P. Samuel Fritz, Missionero continuo en este Rio. Exemplare dieser Ausgabe sind sehr selten. Die Pariser Nationalbibliothek besitzt zwei, das hydrographische Bureau in Madrid eins (reproducirt von Marcos Jimenez de la Espada in seinen Noticias autenticas del famoso Rio Marañon, Madrid 1892), dagegen das Britische Museum bisher keins. Bekannter als der Originalstich sind einige spätere Nachstiche. Der eine ist unter der Aufschrift The great river Marañon or of the Amazons with the missions of the

Society of Jesus, geographically described by Samuel Fritz Capitän Edward Cooke's Voyage to the South Sea (London 1712), ein anderer als Cours du fleuve Maragnon, autrement dit des Amazones, par le P. Samuel Fritz, Missionnaire de la Compagnie de Jésus den obenerwähnten beiden Ausgaben der Lettres édifiantes beigegeben, ein weiterer im 16. Bande der spanischen Uebersetzung dieses Werkes, der Cartas edificantes y curiosas, escritas de las missiones estrangeras, por algunos missioneros de la Compañia de Jesus (Madrid 1757), ein vierter endlich unter dem Titel: Der Strom Maragnon auctore R. P. Samuele Fritz e Soc. Jesu Prov. Bohem. 1707 delineatus im 5. Bande von Stöcklein's Welt-Bott enthalten.

Backer, Bibliothèque etc., Liège 1853 ff., V, 216. — Platzweg, Lebensbilder deutscher Jesuiten, Paderborn 1882, S. 137—148. — Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, Brüssel 1890 ff., III, 1003—4. — Th. Wolf, Geografia y Geologia del Ecuador, Leipzig 1892, S. 565.

Viktor Hantzsch.

Fritzsche: Franz Volkmar F., classischer Philolog, geboren am 26. Januar 1806 zu Steinbach bei Borna, † am 17. März 1887 zu Rostock. Als der zweite Sohn des aus Nauendorf bei Zeitz stammenden Steinbacher Pfarrers, nachherigen Professors der Theologie in Halle, Christian Friedrich Fritzsche, geboren, besuchte er das Gymnasium zu Luckau bis Ostern 1822 und studirte darauf in Leipzig unter dem berühmten Metriker und Grammatiker Gottfried Hermann, mit dessen Tochter Wilhelmine er sich später verehelichte. Schon Johanni 1824 ward er Collaborator an der Leipziger Thomasschule. Nachdem er am 17. Februar 1825 die philosophische Doctorwürde erworben hatte, habilitirte er sich auch an der Leipziger Universität und hielt nun Vorlesungen über Horatius' Satiren, Demosthenes' Rede für die Krone und Aristophanes' Wolken; außerdem leitete er ein Privatseminar. Am 16. October 1828 wurde er dann an Stelle des verstorbenen Professors Immanuel Gottlieb Huschke nach Rostock berufen. Er bekam hier sogleich ein Ordinariat und wurde anfangs, wie sein Vorgänger, als Professor der Beredsamkeit und schönen Wissenschaften (eloquentiae et poëseos professor), später als Professor der classischen Litteratur und Beredsamkeit bezeichnet. Außer den Vorlesungen, die er über einzelne griechische und römische Dichter und Prosaiker, Grammatik, Metrik, Mythologie, Litteraturgeschichte, Alterthümer u. s. w. hielt, gehörte es zu seinen Obliegenheiten in seiner Eigenschaft als Professor der Beredsamkeit, bei feierlichen Anlässen ein Programm in lateinischer Sprache abzufassen sowie die halbjährlich erscheinenden Lectionsverzeichnisse durch eine philologische commentatio einzuleiten. Wir besitzen infolgedessen aus seiner Feder eine Menge von Beiträgen zur Erklärung der alten Classiker. Der größere Theil dieser Abhandlungen betrifft Lukianos und Aristophanes. Es waren Vorarbeiten für kritische Ausgaben der beiden Satiriker, mit welchen den Herausgeber eine gewisse Geistesverwandtschaft verband. Nachdem er im J. 1835 „Quaestiones Aristophaneae" veröffentlicht hatte, begann er 1836 eine Textausgabe der Komödien des Aristophanes: „Aristophanis comoediae, ex optimis exemplaribus emend. ed. F. Vol. I.: Thesmophoriazusae", die er aber nicht fortsetzte. Dagegen ließ er 1838 dasselbe Stück mit Erläuterungen (Aristophanis Thesmophoriazusae, emendavit et interpretatus est F.) und 1845 in gleicher Weise „Die Frösche" erscheinen. Auf Lukianos bezog sich schon eine Arbeit aus dem Jahre 1826, sowie seine Rostocker Antrittsschrift, welche „de Atticismo et orthographia Luciani" handelt. Dann folgten weitere Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe desselben, bis diese selbst zu erscheinen begann: „Lucianus Samosatensis, recensuit F.", 3 Bde. in 6 Abtheilungen,

1860. 62. 65. 70. 74. 82. Sie ist das Hauptwerk Fritzsche's, das ebensosehr von seiner Geistesschärfe wie von seinem Fleiße zeugt und sich besonders durch einen reichen handschriftlichen Apparat auszeichnet. — Viele Abhandlungen Fritzsche's betreffen die Metrik; in zweien ergeht er sich über den Begriff des Komischen (1840. 41); in einer lateinischen Festrede vergleicht er die altgriechische Komödie mit der modernen (1836) u. s. w.

Wie um die classische Philologie im allgemeinen, so hat sich F. auch um ihre Pflege auf der mecklenburgischen Landesuniversität verdient gemacht. Er gründete in Rostock ein philologisches Seminar, welches am 22. August 1829 die landesherrliche Bestätigung erhielt und am 29. November 1838 eine Neugestaltung als „classisch-philologisches Seminar" (zur Unterscheidung vom neuphilologischen) erfuhr. Von den ordentlichen Mitgliedern desselben in der ersten Zeit seien Theodor Ladewig, Karl Schiller und Julius Wiggers genannt. F. leitete das Seminar bis Michaelis 1875 allein; von da an war der jedesmalige zweite Professor der classischen Litteratur Mitdirector; erst im J. 1882 legte F. die Leitung ganz in dessen Hände. Bis 1883 saß er auch in der Prüfungsbehörde für Candidaten des höheren Schulamtes. Das Rectorat der Universität bekleidete er vom 1. Juli 1836 bis ebendahin 1837. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin erkannte seine Verdienste u. a. durch Verleihung des Ritterkreuzes des Hausordens der Wendischen Krone an. Nachdem es F. noch vergönnt gewesen war, sowohl sein 50jähriges Doctor- als auch Professorenjubiläum zu feiern, verschied er infolge eines Schlaganfalls als Senior der mecklenburgischen Landesuniversität.

Heinrich Klenz.

Fritzsche: Otto Fridolin F., † 1896, namhafter protestantischer Theolog. F. stammt aus einer sächsischen Theologenfamilie: sein Vater Christian Friedrich F. († am 19. October 1850) war von 1809—27 Superintendent in Dobrilugk und dann noch von 1827—48 Professor der Theologie in Halle, und sein ältester Bruder Karl Friedrich August F., der bedeutende neutestamentliche Exeget, starb am 6. December 1846 als Professor der Theologie in Gießen. Otto Fridolin F. wurde am 23. September 1812 als jüngster Sohn zu Dobrilugk geboren, besuchte das Gymnasium und die Universität zu Halle und habilitirte sich dort 1836. Schon 1837, im Alter von 25 Jahren, folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie nach Zürich, wo er zunächst als neutestamentlicher Exeget, später als Kirchenhistoriker wirkte. Gleichzeitig bekleidete er von 1844 bis zu seinem Tode die Stellung eines Oberbibliothekars der Kantonsbibliothek. Schon im Januar 1842 war ihm Charakter und Titel eines ordentlichen Professors der Universität ertheilt worden; doch wurde er erst am 2. Juni 1860, nachdem in der ganzen Zwischenzeit die äußeren Verhältnisse seiner Stellung recht unbefriedigend gewesen waren, zum ordentlichen Professor befördert. Seine Stellung als akademischer Lehrer hat er bis Ostern 1893 bekleidet, wo ihn die Athembeschwerden, an denen er schon länger litt, nöthigten, um Enthebung von der Verpflichtung Vorlesungen zu halten einzukommen. Ein heftiger Anfall dieses asthmatischen Leidens setzte nach kurzem Krankenlager am 9. März 1896 seinem Leben ein Ziel.

Seine Werke gehören vorwiegend dem Gebiete der Bibelexegese und der Kirchengeschichte an und bestehen theils aus Textausgaben, theils aus Auslegungswerken oder kirchengeschichtlichen Lebens- und Zeitbildern. Unter den Textausgaben ragt nach Umfang und Bedeutung seine Ausgabe der Apokryphen des Alten Testamentes hervor, die 1871 erschien und die beste Handausgabe ist, die es bis jetzt gibt. Der am Schlusse dieser Ausgabe veröffentlichte Text

einiger der sogen. Pseudepigraphen erschien auch separat (gleichfalls 1871). Hierzu kommen die Ausgaben der griechischen und lateinischen Uebersetzungen einzelner Bücher des Alten und Neuen Testaments: des doppelten Textes der griechischen Uebersetzung des Buches Esther sammt den griechischen Zusätzen (1848/49), der griechischen Uebersetzung des Buches Rut (1864) und des Buches der Richter (1866/67); ferner die „Probe einer kritischen Ausgabe der alten lateinischen Uebersetzung des Neuen Testaments" (1867). Von Textausgaben, die dem Gebiete der Kirchengeschichte angehören, sind namhaft zu machen: Der Brief des Clemens an Jakobus in der lateinischen Uebersetzung des Rufinus (1873); die Werke des Lactantius (1842/44); Theodor's von Mopsuestia exegetische Schriften zum Neuen Testament sammt den Fragmenten seiner Schrift De incarnatione filii Dei (1836); Anselm's v. Canterbury Schrift Cur deus homo (3. Aufl. 1893), und die Confessio Helvetica posterior (1839). Auf kirchengeschichtlichem Gebiete hat F. außer einer Anzahl von Gelegenheitsschriften (über den Züricher Theologen Johann Jakob Zimmermann, über Calvin und die helvetische Confession) folgende Schriften veröffentlicht: eine historisch-theologische Abhandlung über das Leben und die Schriften Theodor's von Mopsuestia (1836; seine Erstlingsarbeit) und eine Monographie über „Glareanus, sein Leben und seine Schriften" (1890). Weit wichtiger als diese Arbeiten sind seine exegetischen Werke; hierzu gehört das Hauptwerk seines Lebens, das kurzgefaßte exegetische Handbuch zu den Apokryphen des Alten Testaments (zusammen mit W. Grimm in Jena), 1851/60: das 3. Buch Esra, die Zusätze zu Esther und Daniel, das Gebet des Manasse, das Buch Baruch und der Brief des Jeremia im 1. Bande, die Bücher Tobi und Judith im 2. und das Buch des Jesus Sirach im 5. Bande. Mit seiner Erklärung der Apokryphen hat sich F. ein litterarisches Denkmal gesetzt, das seinen Namen auch in Zukunft ehren wird. Was zu seiner Zeit auf Grund eingehender Berücksichtigung des Sprachgebrauchs der Septuaginta und der späteren Gräcität für die Auslegung der Apokryphen und für die richtige Auswahl unter den Varianten ihrer verschiedenen Texte und Textrecensionen geleistet werden konnte, ist von ihm in allen wesentlichen Punkten wirklich geleistet worden. Er war zur Abfassung dieser Auslegungswerke ebensosehr durch seinen unermüdlichen Fleiß und durch jene peinliche Gewissenhaftigkeit, der auch das Kleine nicht unwichtig scheint, befähigt wie durch seine humanistische Jugendbildung, die ihm philologischen Sinn und Takt anerzogen hatte, durch sein scharfsinniges Urtheil und eine kühle Objectivität, mit der er insbesondere phantastischen Hypothesen und geistreichen, aber nicht sachlich begründeten Combinationen mit Ueberlegenheit und Schärfe zu Leibe ging.

Theologische Zeitschrift aus der Schweiz, 1896, S. 108—122 (Nekrolog) und Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche³, Bd. VI (1899), S. 291/93 (Artikel „O. Frid. Fritzsche", beide von V. R.).

V. Ryssel.

Fritzsche: Wilhelm Heinrich F., Kartograph, wurde am 10. October 1859 in Berlin geboren. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster, vollendete aber den Cursus nicht, da er mehr Lust und Geschick für allerlei technische Fertigkeiten als für die classischen Studien verspürte. Durch sein Zeichentalent erregte er die Aufmerksamkeit des berühmten Kartographen Heinrich Kiepert, der ihn im Entwerfen von Landkarten unterwies und gelegentlich als Hülfsarbeiter beschäftigte. Nachdem er sich eine hinlängliche Gewandtheit im Kartenzeichnen angeeignet hatte, begab er sich 1878 nach

Petersburg, wo er 1½ Jahr lang in der bekannten kartographischen Anstalt von Iljin thätig war und sich zu größerer Selbständigkeit entwickelte. Hierauf kehrte er nach Deutschland zurück, fand aber keine ihm zusagende Stellung. Deshalb folgte er 1880 einem Rufe des italienischen Geographen Guido Cora nach Turin. Dieser verwendete ihn bei der Herstellung verschiedener Karten und als Mitarbeiter an seiner Zeitschrift Cosmos. 1883 siedelte F. nach Rom über und begründete hier gemeinsam mit dem Lithographen L. Rolla das schnell aufblühende Istituto Cartografico Italiano. Er gab nun theils allein, theils in Gemeinschaft mit namhaften italienischen Geographen eine große Zahl von Karten heraus, die sich durch correcte und geschmackvolle Ausführung auszeichneten und deshalb weite Verbreitung fanden. Von den Karten, die er selbständig ausführte, sind als die wichtigsten zu erwähnen die Carta dei dintorni di Torino 1 : 100 000 (1884), die Carta fisica e politica del Regno d' Italia 1 : 2 800 000 (1885), die Carta originale del Possedimento italiano di Assab, del Sultanato di Ausso e regioni limitrofe dall' Abissinia e Scioa a Berbera e Aden 1 : 1 500 000 (1885), die Carta della Provincia di Roma 1 : 400 000 (1886), die Carta topografica del Gran Sasso d' Italia 1 : 80 000 (1887), die Possedimenti italiani in Africa 1 : 800 000 (1887), das Sistema Alpino 1 : 2 800 000 (1889), die Carta generale della Sicilia 1 : 500 000 (1891), die Carta topografica della Provincia di Roma e regioni limitrofe 1 : 250 000 (1892), die Carta itineraria dell' Isola di Sardegna 1 : 500 000 (1892) und die besonders werthvolle Carta politica speciale del Regno d'Italia 1 : 500 000 in 20 Blättern (1893). Ferner gab er gemeinsam mit L. Hugues zwei Schulatlanten nach deutschem Muster, einen Nuovo Atlante geografico ad uso delle scuole primarie e secondarie (1886) und einen Nuovo Atlante geografico con 34 carte e relativo testo ad uso dei licei, collegi militari e degli istituti tecnici (1889) heraus. Auch hat er sich an der Ausführung verschiedener von anderen Autoren entworfener Karten betheiligt. Hierher gehören beispielsweise La ferrovia Santa Venere-Potenza 1 : 250 000 von Fabris und Ferruci (1884), die Carta della nuova ferrovia Teramo-Aquila per Roma 1 : 300 000 von Ed. Garneri (1884), die Carta di Massaua e dintorni 1 : 250 000 und die Carta dell' Abissinia settentrionale 1 : 500 000 von A. Cecchi (1887), die Carta costiera e faunistica delle pescherie del Sahara occidentale 1 : 4 000 (1890) und die von der Regierung veröffentlichte Carta delle strade ferrate italiane 1 : 500 000 (1891). Als Kartograph bemühte sich F. mit Erfolg, die hoch entwickelte deutsche Technik in Italien einzuführen. Auch verfaßte er gemeinsam mit seinem Mitarbeiter A. Basevi ein Buch über die Methode der doppelten Beleuchtung, welche den reliefartigen Eindruck der Karten erhöhen sollte: „La rappresentazione orografica a luce doppia nella cartografia moderna“ (1892). Sonst trat er als Schriftsteller nicht mit größeren Werken hervor, doch schrieb er für verschiedene deutsche Zeitschriften Aufsätze über italienische Verhältnisse, namentlich über die Zustände in der Kolonie Erythräa, z. B. für Petermann's Mittheilungen: „Anton Stecker's Reisen in den Gallaländern“ (1891, S. 233, mit Karte), „Die Trennungslinie zwischen Alpen und Apennin“ (1893, S. 93), „Die Lösung des Djubaproblems“ (1894, S. 97, mit Karte). Im Frühjahr 1895 kehrte er nach Deutschland zurück und gründete in Berlin eine kartographische Anstalt, doch konnte er sich an deren Aufblühen nur kurze Zeit erfreuen, da er bereits am 29. November desselben Jahres in seiner Vaterstadt starb.

Viktor Hantzsch.

Fröbel: Julius F., Dr. philos., Mitglied des Frankfurter Parlamentes von 1848 und 49, Gelehrter, Politiker, Reisender, Consul des deutschen Reiches, vielseitiger Publicist, geboren am 16. Juli 1805 in Griesheim bei Stadt Ilm (Schwarzburg-Rudolstadt), † am 6. November 1893 in Zürich. Fröbel's Vater war in Griesheim Adjunct und später Nachfolger seines Schwiegervaters, des greisen Pfarrers North. Der Vater wie die geistig bedeutende, rastlos thätige, politisch angeregte Mutter folgten der rationalistischen Zeitströmung, während der Großvater North das herrnhutisch-pietistische Element vertrat. Pfarrer Fröbel starb 1814 am Lazarettfieber, das die durchziehenden Truppen verbreiteten; der wenig bemittelten Witwe blieb die Aufgabe, drei unmündige Söhne, unseren Julius, Karl und Gustav, sowie eine Tochter zu erziehen. Julius wurde zunächst auf das Gymnasium zu Rudolstadt und in das Haus des dortigen Theaterfriseurs gebracht. Lockere Gesellschaft, zerstreuender Theaterbesuch und achtlos gewährte Geldhülfen freundlicher Familien brachten den frühreifen Knaben hier bald so sehr in Wirrnisse, daß er selbst bat, ihn von der Schule fortzunehmen. Dies traf (1816) zusammen mit der Gründung der „Allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt“ Friedrich Fröbel's, dem die Schwägerin in begeisterter Zuversicht zu seinen reformatorischen Ideen mit einem wesentlichen Theile ihres bescheidenen Vermögens, womit sie den Ankauf des Bauerngutes im nahen Keilhau ermöglichte, auch die Erziehung ihrer Söhne anvertraute. Julius F. urtheilt in seiner Autobiographie (Ein Lebenslauf 2c.) unbefangen und streng über das pädagogische Unternehmen seines barocken Oheimes. Des Neffen freiwilliger Austritt im J. 1825 durchschnitt für lange Jahre das persönliche Band mit dem harten Sonderlinge. Doch ist nicht zu verkennen, daß jenem — besonders nach der gefährlichen Verweichlichung in der kleinen Thüringer Residenz — das forciert einfache Keilhauer Leben inmitten der ländlichen Natur für körperliche und geistige Gesundheit wohlgethan hatte. Auch an wissenschaftlicher Anregung war trotz mancher Seltsamkeit des „Ganges“ kein Mangel. Neben dem jungen Schwaben Chr. Fr. Schönbein, dem späteren Baseler Chemiker, und dem Schweizer Historiker Karl Herzog hatte unter den Lehrern letzthin besonders der Mathematiker, Hauptmann a. D. C. H. Michaelis, tieferen Einfluß auf den begabten Schüler gewonnen und diesen erfolgreich in die Elemente der topographischen Kunst eingeführt. Michaelis war inzwischen vom Cotta'schen Verlag für die Fortsetzung der vor Jahren von Bohnenberger und Ammann begonnenen topographischen Karte des alten schwäbischen Kreises gewonnen. Als Gehülfe bei diesem Werke fand der Schüler in Stuttgart Arbeit und Unterhalt. Die Sommer 1825 und 26 riefen in den Schwarzwald und in die Rheinebene zur Aufnahme; die Wintermonate waren der Verarbeitung des gewonnenen Materiales gewidmet. Nebenher ergänzten mathematische und sprachliche Studien wie der Verkehr in fein gebildeter Gesellschaft die einseitige Erziehung des jungen Topographen. Michaelis willigte ein, daß sein junger Freund Herbst 1826 die soeben von Landshut nach München verlegte Universität bezog und dort den Stich der in der Zeichnung vollendeten Kartenblätter ausführte. Unter den Münchener Professoren schloß F. sich besonders dem Botaniker K. Fr. Ph. v. Martius an. Durch diesen kam er im Frühling 1828 als Hülfsarbeiter an das Verlagsgeschäft des Landesindustriecomptoirs zu Weimar, dem er, theils in Weimar selbst, theils in Jena lebend, bis 1832 angehörte. Durch das geschäftliche Programm des Comptoirs veranlaßt, trat er damals zuerst als Schriftsteller und zwar mit einigen geographischen Arbeiten hervor. Diese („Geographisch-statistische Beschreibung von Ober- und Nieder-Peru, Argentinien,

Uruguay und Paraguay", Weimar 1831 und „Ueber die wissenschaftliche Form der Geographie" in Berghaus' Annalen) im Bunde mit trefflichen Empfehlungen öffneten dem jungen Gelehrten in Berlin, wohin er sich, eben in Jena zum Doctor promovirt, 1832 begab, den Zutritt zu den Brüdern v. Humboldt, besonders Alexander, der ihm stets gewogen blieb, Karl Ritter, v. Roon, Encke, Chamisso u. A. Auch die gesellige Lage des jungen Doctors gestaltete sich, besonders durch näheres Verhältniß zum Mendelssohn'schen Hause, erfreulich. Indeß hatte in Berlin sich noch kein festes Berufsverhältniß, nach dem er im Interesse von Mutter und Geschwistern ausschaute, gefunden, als ihn ein Ruf nach Zürich traf, den er nicht ablehnen zu dürfen glaubte. Er ging im Frühling 1833 dorthin als Oberlehrer der Geographie an der Kantonalschule und Privatdocent der Mineralogie an der neuen Universität mit Anwartschaft auf die ihm 1836 wirklich zufallende Professur dieses Faches.

Fröbel's Lebensgang in der Schweiz schien sich, wenngleich nicht sofort pecuniär behaglich, so doch ruhig und ersprießlich zu gestalten. Beide Brüder, Karl als Oberlehrer des Englischen, Gustav als Universitätsgärtner, mit ihnen Mutter und Schwester, zogen ihm nach; die Schwester allerdings nur, um bald nach dem Umzuge geistiger Krankheit zu verfallen, die sich als unheilbar erwies. Die Lehrthätigkeit durfte F. erfreuen; angenehme fachmännische Verbindungen, wie mit Oswald Heer in Zürich, Joh. v. Charpentier in Bex, Decandolle Vater und Sohn in Genf, collegialische wie mit Hermann Sauppe und Ferdinand Redtenbacher in Zürich stellten sich ein. Auch als Schriftsteller errang F. einige weitere Erfolge; so mit einem Lehrbuche der Kristallologie und der Beschreibung einer „Reise in die weniger bekannten Thäler der Penninischen Alpen" (Berlin 1840). Den eigenen Herd gründete er 1838 durch die Ehe mit einer liebenswürdigen Zürcherin aus angesehenem, Kunst und Litteratur liebendem Hause, Tochter des für reich geltenden Seidenfabrikanten Zeller zu Balgrist bei Zürich. Aber ruhiges Gedeihen und Behagen stand nicht in Fröbel's Sternen geschrieben, noch lag es in seinem Temperamente. Der Umschlag der öffentlichen Dinge in Zürich durch den Septemberputsch von 1839 gegen die Berufung von David Fr. Strauß drängte auch F., obwol bis dahin nicht eigentlich zu den Radicalen gehörig, in die Opposition, die er nun lebhaft betrieb. In dieser Lage und Stimmung war er doppelt empfänglich für die sich mehrenden Vorboten des Volkserwachens aus Deutschland. Georg Herwegh, dessen Berliner Schwager Gustav Siegmund, Arnold Ruge traten in seinen Kreis. Bald war der Plan gefaßt, eine Verlagshandlung zu gründen, „zur Uebernahme und Verbreitung censurflüchtiger Schriften behufs Förderung des in Deutschland erwachten politischen Geistes und zugleich zum litterarischen Kampfe gegen die über die Schweiz hereingebrochene Reaction". Ende 1840 ward ein kleiner Verlag, das „Litterarische Comptoir" zu Winterthur erworben und nach Zürich verpflanzt. Dem Geschäfte zuliebe legte F. 1842 sein Lehramt nieder. 1843 traten Gustav Siegmund, Arnold Ruge und A. A. L. Follen als Mitinhaber bei. Aber im ganzen folgte nach vielversprechendem Anfange mit Herwegh's Gedichten ein schwerer Schlag dem anderen; und die bitteren Erfahrungen bezogen sich nicht nur auf die unerbittliche Strenge der deutschen, besonders preußischen Censur und Polizei, auf die man gefaßt sein mußte, sondern ebenso sehr auf das trübe Gemisch von Lauheit und Schwärmerei, Eigennutz und Eitelkeit im eigenen Lager. Die dramatische Geschichte jener unruhigen Jahre in Fröbel's „Lebenslaufe" ist eine Fundgrube für allerhand interessante Personalia und sonstige Einzelzüge der stillen Gährung vor 1848. Hier kann dabei nicht verweilt werden. Im J. 1846 sahen F. und Ruge ein, daß ihr Unternehmen in Zürich unhaltbar geworden war. Sie verlegten

ihren Wohnsitz nach Sachsen. F. trat mit starken Verlusten vom Geschäfte zurück, das Ruge in Leipzig auflöste, während jener, von Leipzig polizeilich fern gehalten, in Dresden gegen Zusage der Enthaltung von activer Politik geduldet ward. So folgten anderthalb Jahre verhältnißmäßiger Ruhe in Dresden. Hatte F. in den letzten Züricher Jahren sich immer mehr dem radicalen Extreme und den Ideen des französischen Socialismus zugeneigt, den er 1843 in Paris an der Quelle studirte (vgl. das Aufsehen erregende pseudonyme Buch Fröbel's: „Neue Politik von Junius", 1846), so beschäftigten den Rastlosen nunmehr rein litterarische Pläne wie der einer bändereichen „Hausbibliothek aller Natur- und Geschichtswissenschaften" und sogar poetische Arbeiten wie das mehrfach aufgeführte Drama „Die Republikaner". Dem entsprach der Verkehrskreis in Leipzig und Dresden: Julian Schmidt, Constantin Rößler, Kuno Fischer, Friedrich Pecht, Eduard Devrient, Ferdinand Hiller; unter Litteraten, Gelehrten und Künstlern freilich auch politische Heißsporne wie Theodor Althaus und wie Gottfried Semper, Richard Wagner u. A., deren spätere Theilnahme am Dresdener Aufstande man damals nicht ahnen konnte.

Der idyllischen Episode bereitete 1848 der Ausbruch der Februar- und Märzrevolution ein jähes Ende. F. folgte schon im März dem Rufe des Verlegers Hoff zu Mannheim als Leiter der dortigen neuen „Deutschen Volkszeitung". Er leitete sie und wirkte in der ganzen Bewegung, seiner politischen Ueberzeugung und schweizerischen Gewöhnung gemäß, als Republikaner, wenngleich er sich mehr an die Theorie hielt und auf die Zukunft rechnete, dagegen für die abenteuerlichen Träume und gewaltsamen Ausbrüche der Wilden unter seinen Parteigenossen stets strenger Kritiker blieb. Bald entführte der Zusammentritt des Parlamentes F. nach Frankfurt, zunächst jedoch nur als Berichterstatter für seine Zeitung und andere Blätter. Am 14. Juni constituirte sich dort unter Fröbel's Vorsitz und mäßigendem Einflusse die demokratische Partei. In deren Centralausschuß gewählt, hatte er zu Parteizwecken alsdann längeren Aufenthalt in Berlin und Wien zu nehmen. In der Kaiserstadt an der Donau blieb er sechs Wochen im August und September, während deren er in Wort und Schrift mehrfach Anlaß fand und nahm, der allgemeinen Zerfahrenheit gegenüber Vorsicht und Besonnenheit in eigentlich politischen Fragen wie im Gegensatze der Nationalitäten und der Stände zu empfehlen. Unter anderem hatte er den ihm schwer verargten Satz zu verfechten, daß auch in monarchischer Form eine wahre Respublica denkbar sei und man daher nicht unbedacht auf den Zusammensturz des kaiserlichen Oesterreichs hinarbeiten dürfe. Besonders geschah dies in der Flugschrift „Wien, Deutschland und Europa", die bald Fröbel's Geschick wesentlich beeinflussen sollte. Inzwischen war er in Reuß j. L. als Nachfolger des verstorbenen Dr. Wirth zum Abgeordneten für das Parlament gewählt und eilte über Schleiz, wo er sich den Wählern vorstellte, nach Frankfurt. Dort nahm er seinen Sitz an demselben 6. October ein, an dem in Wien der Aufstand losbrach. Schon am 13. desselben Monates verließ er folgedessen Frankfurt wieder, um mit Robert Blum in Wien eine Beifallsadresse der Linken des Parlamentes zu überreichen. Der tragische Verlauf dieser Reise ist bekannt. Am 17. eingetroffen, wollten beide Männer am 20. wieder abreisen, wurden aber durch die Fortschritte des Wien umschließenden kaiserlichen Heeres unter Fürst Windischgrätz dort zurückgehalten und traten am 26. in die mobile Garde der aufständischen Stadt als Hauptleute ein, um sich freilich rasch von der völligen Haltlosigkeit der Sache zu überzeugen und schon am 29. wieder auszutreten, ohne daß sie an Feindseligkeiten theilgenommen hatten. Am 4. November wurden beide verhaftet, Blum, zum Strange verurtheilt, fiel am

9. durch Pulver und Blei. Erst nachher wurde gegen F. verfahren, auch er zum Tode durch den Strang verurtheilt, aber vom Fürsten wegen mildernder Umstände völlig begnadigt und an der sächsischen Grenze freigegeben. Daß diese Milde nur durch das anerkannt maßvollere persönliche Auftreten Fröbel's und besonders durch seine oben bezeichnete Flugschrift veranlaßt war, steht fest. In der Frankfurter Versammlung trat F. im ganzen wenig hervor. Von der äußersten Linken sonderte er sich mehr und mehr ab, nicht ohne mit Einzelnen schroff zusammenzustoßen. Doch blieb er demokratisch und großdeutsch, stimmte demgemäß gegen die Reichsverfassung mit der erbkaiserlich-preußischen Spitze vom 28. März 1849, unterschrieb aber dies Document, nachdem er unterlegen war. Dem Rumpfe des Frankfurter Parlamentes blieb er treu bis zur gewaltsamen Auflösung in Stuttgart am 18. Juni 1849. Mit den letzten Trümmern der Versammlung und anderen Parteigenossen bot er dann der provisorischen Regierung im aufständischen Baden seine Dienste an, kam aber kaum noch zu harmloser Verwendung, da eben der Aufstand vor den preußischen Waffen kläglich zusammenbrach. F. flüchtete in die Schweiz, sagte nach achttägigem Aufenthalte der dorthin voraufgegangenen Gattin, die er dort in ihrer Heimath zum letzten Male sehen sollte, Lebewohl und reiste mit Ludwig Bamberger und Theodor Kaufmann weiter nach Paris. Der Versuch, über Altona nach Hamburg vorzudringen und dort ein Asyl zu finden, mißlang, und so entschloß F. sich, nach mehrwöchigem Aufenthalte in Helgoland, wo er mit Liszt, Adolf Stahr, Fanny Lewald u. A. verkehrte, über London nach Amerika auszuwandern. Er verließ die Insel am 22. September.

Die Reise auf einem Segelschiffe, das F. in Liverpool bestieg, dauerte vom 29. September bis 9. November, an dem er in New-York landete. Fast acht Jahre verlebte er in der neuen Welt, Jahre reich an wechselvollen Abenteuern und läuternden Erfahrungen. F. hat davon ausführlich berichtet in seinen „Erfahrungen, Reisen und Studien aus Amerika" (Leipzig, 2 Bde. 1857 und 58) und kürzer, aber immer noch lebhaft und spannend genug im „Lebenslaufe" (Bd. I). Hier muß ein trockener Abriß genügen. F. begann in New-York als Seifensieder, sah aber das mit zwei Genossen begonnene Geschäft bald scheitern. Am 31. December 1849 traf ihn die Nachricht vom Tode seiner Gattin. Bald nachher kam unter dem Schutze einer bekannten Familie sein zehnjähriger Sohn ihm nach. Er ist 1886 als Professor der Chemie in Cambridge (Massachusetts) noch vor dem Vater gestorben. Nach allerlei journalistischer Thätigkeit (New-York Tribune) und tastenden Reisen ließ dieser sich von dem bekannten Amerikanisten und Colonialpolitiker Ephraim George Squier zu einer Studienreise nach Nicaragua anwerben, wo man damals vom baldigen Bau des großen Canales gewaltigen Aufschwung erhoffte. Die Reise in dem herrlichen Lande — vom 24. September 1850 bis 21. September 1851 — mit dem Sohne brachte dem wohlvorbereiteten und -ausgerüsteten Forscher viel Interessantes, aber kein praktisch nutzbares Ergebniß. Abermals journalistisches Leben in New-York („New-Yorker Allgemeine Zeitung") bis Juni 1852; dann Leitung einer Handelskarawane in Begleitung eines der Kaufherren von Cincinnati nach Chihuahua (Nord-Mexiko), damals noch ein ebenso beschwerliches wie gefährliches Unternehmen, vom 16. Juni bis 23. November 1852 mit daran geschlossenem Aufenthalt in Chihuahua bis Mai 1853. Nach beschwerlicher Rückreise wenige Monate in New-York und am 10. October abermaliger Aufbruch zu einer Karawanenreise nach Mexiko, diesmal wie schon auf der vorangegangenen Rückreise theilweise zur See. Wegen Zollschwierigkeiten kam man nur bis an die mexikanische Grenze nach El Paso (23. März 1854), wo der Handelsherr seine Waaren aufstapelte, um die

leeren Frachtwagen nebst Zubehör nach vierteljährigem Marsche (4. Juli bis 3. October) in Californien zu verwerthen. F. blieb dort in der Hauptstadt fast ein Jahr als Redacteur des neu gegründeten deutschen San Francisco Journales. Vom 20. September bis 13. October 1855 Rückreise über Nicaragua nach New-York, wo er in den folgenden Monaten sein bereits genanntes großes Reisewerk abzufassen begann.

In jener Zeit schritt F. in New-York zu einer zweiten Ehe mit Karoline, geborener Gräfin Armansperg, Tochter des ehemaligen bairischen Gouverneurs von Griechenland. Diese (geb. 1821) war 1849 einem im Pfälzer Aufstande compromittirten jungen Juristen, Florian Mördes, als Gattin nach Texas gefolgt und dort als Witwe mit einem kleinen Sohne zurückgeblieben. Sie hat dem zweiten Gatten zwei und dreißig Jahre als treue Gehülfin zur Seite gestanden; und nach ihrem Tode (26. Mai 1888 in Algier) blieb ihr Sohn, Dr. jur. William Fröbel-Armansperg, wie er sich später nannte, des vereinsamten und ertaubten Pflegevaters Trost und Stütze. Nochmals ließ der Neuvermählte sich in ein Squier'sches, diesmal auf Honduras abzielendes Colonialproject verwickeln. Vom 29. November 1856 bis 13. Mai 1857 machten die Gatten mit dem Söhnchen eine genußreiche, aber praktisch ergebnißlose Reise von New-York nach Honduras und zurück, um dann am 27. Juni 1857 Amerika endgültig Lebewohl zu sagen und nach Europa zurückzukehren.

Sich selber treu und doch als ein Anderer betrat F. am 19. Juli 1857 in Havre de Grace den Boden Europas. Die alte begeisterte Liebe für Deutschlands Einigung und freie Verfassung beseelte ihn, und auch aus den socialpolitischen Idealen seiner Jugend hatte er einen Kern festgehalten, von dem er nicht lassen mochte. Aber der Revolutionär in ihm hatte sich gehäutet. Nichts war ihm in der Fremde widerwärtiger gewesen, als das eitle Prunken mit dem Glorienscheine des verbannten, also doch gescheiterten Freiheitskämpfers, nichts verurtheilte er schärfer als den Hang zum Ränkespinnen und die Bereitschaft, das Volk daheim noch einmal auf Bahnen zu locken, die, wie man schmerzlich genug erfahren, nicht zum Ziele, sondern zu blut- und kraftvergeudenden Kämpfen führten. Er dürstete, mitzuarbeiten an dem großen Werke, dem er sich einst gewidmet, aber nicht mehr negativ, sondern positiv; und in der deutschen Frage sah er die wichtigste Frage der Menschheit überhaupt. Ganz anders hatte er die realen Mächte des öffentlichen Lebens einschätzen gelernt: es galt, nicht sie niederzuwerfen — eitler Wahn! — sondern sie zu gewinnen. In dem Vertrauen, daß dies gelingen könne, war er dann aber wieder ganz der alte sanguinische Theoretiker und Projectenmacher, der es fertig brachte als unbelehrbarer Großdeutscher alles von dem Oesterreich zu erwarten, das ihn einst zum Strange verurtheilt hatte. Freilich darf man nicht vergessen, daß Preußen gerade damals im dunkelsten Schatten lag, und daß Bismarck's geniale Kraft sich noch nicht offenbart hatte. Wenn dem einst mit Robert Blum in Wien verurtheilten Volksmanne jetzt aus der neuen Welt der Verdacht aristokratischer Neigungen folgte, so lag das wohl nicht nur an seiner ungewöhnlich stattlichen Gestalt und vornehmen Haltung, in der das Horazische „Odi profanum volgus“ sich aussprach; das Gefühl, daß er es auf andere Kreise absah als früher, war nicht ganz unrichtig.

Die Heimgekehrten wandten sich zunächst nach kurzem Aufenthalte in Paris der Schweiz zu, von wo die alte Gräfin Armansperg zunächst nur Tochter und Enkel nach Baiern mitzunehmen wagte. F. selbst ging über Stuttgart, wo die Gattin wieder zu ihm stieß, nach Frankfurt a. M. Man verlebte dort einen Winter, aber nur, um zu erfahren, daß die Polizei in Deutschland und nicht minder die gebildete Gesellschaft mit Ausnahme der

jüdischen dem Achtundvierziger noch recht mißtrauisch gegenüber standen. Der folgende Sommer ward Besuchen in der thüringischen und bairischen Heimath und einer wünschenswerthen Badecur gewidmet, und schon war die ganze Familie seit dem 30. September in London bereit zur Rückreise nach Amerika, als Anfangs 1859 der Tod der Gräfin Armansperg diesen Plan durchkreuzte und die Reisenden zurückhielt. Inzwischen hatten sich doch auch manche Fäden wieder oder neu geknüpft, die von Europa und Deutschland mehr Gutes erwarten ließen. Besonders half dabei die Schriftstellerei, die F. eifrig betrieb. Sein Werk über Amerika ward gern gelesen und erschien 1859 auch in englischer Ausgabe. Ihm folgten politische Schriften: „Amerika, Europa und die politischen Gesichtspunkte der Gegenwart", „Deutschland und der Friede von Villafranca" (1859), „Die Bestandtheile der deutschen Parteien und die politische Literatur des letzten Jahres", „Die Forderungen der deutschen Politik" (1860). Im späteren Rückblicke findet F. nur einen einzigen, aber allerdings entscheidenden Irrthum in diesen Schriften: er hielt Preußen für schwächer, Oesterreich und Frankreich für stärker, als sie sich nachgehends bewiesen. Gerade dieser großdeutsche Irrthum empfahl sie aber in Oesterreich und den deutschen Mittelstaaten. L. v. d. Pfordten, damals bairischer Bundestagsgesandter, schrieb: „Sie können kaum ahnen, wie wohl mir die Lectüre Ihrer Schriften gethan hat. Ich habe es geduldig ertragen, während eines Dezenniums als Partikularist, Fürstendiener, Reaktionär geschmäht zu werden. Sie sind nicht durch Partikularismus oder Fürstengunst geblendet. Sie sind nicht durch die Süßigkeit des Regierens zum Reaktionär geworden, und dennoch beurtheilen sie alle Hauptfragen gerade wie ich". Dieselbe Tonart stimmten der sächsische Minister v. Beust und der österreichische Graf Rechberg an. Jener besuchte sogar den alten Aufständler durchreisend in Heidelberg, wo F. von 1859 bis Frühjahr 1862 wohnte. Auch mit dem späteren württembergischen Minister Freiherrn v. Varnbüler trat dieser 1860 zuerst in persönliche Berührung.

Praktisch wirksam wurde die Beziehung zu Oesterreich Ende 1860 und Anfang 1861 durch den Wiener Hofrath Max v. Gagern, der December 1860 seinen Bruder Heinrich in Heidelberg besuchte. Durch ihn aufgefordert, legte F., was er mündlich gegen den damals von französischer Seite angeregten Verkauf Veneziens geäußert, in der Flugschrift nieder: „Deutschland, Oesterreich und Venedig". Das Verhältniß eines freiwilligen Preßhelfers der Wiener Hofburg war damit eingeleitet. Bei einem Besuche in Wien März und April 1861 wurde der ehedem kaum dem Galgen entronnene F. geradezu gefeiert; auch mit dem Fürsten Windischgrätz sprach er, nicht lange vor dessen Tode, sich freundlich aus. Eine bald darauf (Juni 1861) in Kissingen verfaßte Denkschrift Fröbel's über die „Leitung der großdeutschen Angelegenheiten" wurde die Grundlage sowohl für Oesterreichs deutsche Politik in den nächsten Jahren wie für ein Vertragsverhältniß, in das ihr Verfasser März 1862 zur Wiener Regierung trat. Was damals vom deutschen Programme der kaiserlich-königlichen Präsidialmacht wirklich ausgeführt ward: die Gründung der großdeutschen Partei und des deutschen Reformvereins, der vergeblich dem Nationalvereine die Stange zu halten suchte, auf der Versammlung zu Frankfurt (October 1862) wie der vom Kaiser Franz Josef berufene Frankfurter Fürstentag (August 1863), geschah unter regster Mitwirkung und theilweise nach Vorschlägen Fröbel's, der aber bald mehr und mehr einsehen mußte, daß bei der trüben Gährung in Oesterreich-Ungarn, dem Mangel an Ernst in der deutschen Frage, dem beständigen Durcheinander- und Widereinanderwirken und -Wirren der Parteien und der Personen (Schmerling, Rechberg, Mensdorff-Pouilly ꝛc.), gegenüber endlich der einseitigen, aber keineswegs einträchtigen Betonung der

Triasidee durch die Mittelstaaten für seine Zwecke in Wien nichts Zuverlässiges zu erreichen war. Auch die hingebendste Vertretung des großdeutschen Gedankens in der Oeffentlichkeit, namentlich dem ihm zur Verfügung gestellten Blatte der „Botschafter“, konnte gegen Lauheit und Ungeschick der Wiener Politik nichts ausrichten. Daß dabei freilich sachliche Schwierigkeiten und innere Widersprüche des Programmes — man denke nur an die vorausgesetzte Bürgschaft für Oesterreichs außerdeutschen Besitzstand seitens des national organisirten Deutschlands! — das eigentliche Verhängniß bildeten, hat der warmherzige Freilichtpolitiker niemals erkannt. Nach Schmerling's Rücktritt fühlte er sich in Wien vollends ohne Halt und löste, bitter enttäuscht, den bestehenden Vertrag zum Bedauern der damaligen Leiter der österreichischen Politik, Graf Mensdorff und Graf Belcredi, im December 1865.

Auch für die anglo-austrischen Versuche jener Jahre, die österreichischen Finanz- und Münzverhältnisse zu reguliren, insonders die Valuta des entwertheten Papiergeldes herzustellen, erschien F. wegen seiner sprachlichen und volkswirthschaftlichen Kenntnisse wie wegen seiner englischen Bekanntschaften hüben und drüben als geeigneter Mittelsmann. Er hat von Wien aus, auch auf Reisen, viel in dieser Angelegenheit gearbeitet. Indeß die Zeit für die Lösung des schwierigen Problemes war damals noch nicht gekommen.

Dem aus Oesterreich Scheidenden schien kurze Zeit durch Richard Wagner's Vermittlung ein ähnliches Verhältniß in Baiern zu winken, wo König Ludwig II. sich persönlich für ihn interessirte. Seine publicistischen Schriften, besonders seine „Theorie der Politik“ (2 Bde., Wien 1861 u. 64; neue, umgearbeitete Auflage der „Neuen Politik“ von 1846) und besonders seine eifrige Vertretung des großdeutschen Standpunktes wie der damit eng verknüpften Triasidee in der Allgemeinen Zeitung hatten ihn dort nicht minder als in Wien selbst empfohlen. Indeß die Aussicht zerschlug sich, ohne F. mehr einzubringen als eine einmalige königliche Beihülfe, welche die Herausgabe seiner gesammelten „Kleinen politischen Schriften“ (Stuttgart 1865) ermöglichte. In dieser Lage, während er abermals die Rückkehr nach Amerika erwog, traf ihn der Antrag des inzwischen zum leitenden Minister berufenen Frhrn. v. Varnbüler, in Württemberg als litterarischer Gehülfe der Regierung einzutreten. Er nahm an und mußte sogleich „als simpler deutscher Patriot und Vertrauensmann der Stuttgarter Regierung“ nach Paris reisen (April 1866), um womöglich den Kaiser für Erhaltung des Friedens zwischen Oesterreich und Preußen zu gewinnen. Er selbst faßte seine Aufgabe damals in die Worte: „Le parti fédéraliste en Allemagne, auquel j'appartiens, veut faire des Etats secondaires une Suisse monarchique et désire, que l'Empereur ne favorise pas un mouvement contraire“. Aber er kam jetzt und in der Folge nicht über einen durch Napoleon's Jugendfreund, Baron de Geiger, vermittelten Ideenaustausch hinaus. Inzwischen bereitete der Krieg diesen kleinen Machenschaften ein jähes Ende. F. glaubte wahrzunehmen und hat diese Ansicht stets festgehalten, daß der Krieg seitens der süddeutschen Staaten nur zum Scheine und absichtlich lau geführt würde. Damit schwand das letzte Vertrauen zu ihrer großdeutschen Politik.

F., nun endlich von der Unausführbarkeit seiner großdeutschen und Triasgedanken überzeugt, wurde, da doch immer der Wunsch einer wirksamen Zusammenfassung der nationalen Kräfte Deutschlands in ihm alles andere beherrschte, „aus einem Gegner der preußischen Politik zu deren Parteigänger“. Seine lebhafte, zur Oeffentlichkeit drängende Natur litt nicht, daß dieser Umschwung sich im stillen vollzöge. In einer Reihe von Artikeln der Allgemeinen Zeitung legte er ihn während der zweiten Häfte des Jahres 1866 offen mit allen Motiven

und Erwägungen dar und löste Januar 1867 sein Verhältniß zu Württemberg. Inzwischen hatte sich durch das Entgegenkommen des neuen Ministerpräsidenten Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe ein ähnliches Verhältniß zu Baiern, diesmal wirklich, angebahnt. Ein erster Auftrag führte F. nach Wien, wo er vom neuen Reichskanzler v. Beust, seinem alten Bekannten, beruhigende Versicherungen über Oesterreichs Verhalten bei etwaigem engerem Anschlusse der deutschen Südstaaten an den Norddeutschen Bund erhielt. Dann führten weitere Verhandlungen am 29. August 1867 zu einem Vertrage mit der bairischen Regierung über die Herausgabe eines diese unterstützenden neuen Blattes, das am 1. October d. J. als „Süddeutsche Presse“ zu erscheinen begann. F. that darin redlich das Seine, um für den Reichsgedanken einerseits und das schiedlich friedliche Verhältniß zu Oesterreich andrerseits in Baiern gegen einseitig bajuvarische und ultramontane Einflüsse zu werben. Daß jedoch dies Unternehmen den Keim zu manchen Unbequemlichkeiten für ihn in sich trug, ist aus der schwierigen Lage der bairischen Politik jener Jahre an sich verständlich. Vermehrt wurden diese noch durch Reibungen mit Richard Wagner und dessen engerem Kreise, die als Entgelt für die königliche Beihülfe mehr Raum und unbedingtere Hingabe beanspruchten, als F. aus äußeren wie inneren Gründen gewähren zu können glaubte. Auch die Regierung ihrerseits fand bei aller Anerkennung dessen, was Fröbel's gewandte Feder für sie leistete, dabei nicht ganz ihre Rechnung. Schon mit Ende 1868 wurde der Vertrag gelöst, und F. blieb alleiniger Inhaber der „Süddeutschen Presse“. Als solcher wirkte er dann noch bis April 1873. Manche interessante Reisen und Berührungen mit bedeutenden oder sonst merkwürdigen Menschen brachte ihm die journalistische Thätigkeit. Wien und Berlin, Paris und London wurden wiederholt aufgesucht. Im ganzen überwogen jedoch für ihn die Widerwärtigkeiten des öffentlichen Lebens, und für seine Gattin, trotz oder vielleicht auch wegen ihrer vielen alten Beziehungen in ihrer Geburtsstadt, kam mancher Verdruß im Privatleben hinzu. Dies brachte ihn in einem Alter, in dem die meisten Menschen sich nach einem ruhigen Plätzchen zum Stillsitzen umsehen, auf den Gedanken, noch ganz in den Dienst des deutschen Reiches einzutreten.

Fürst Bismarck, dem F. wiederholt begegnet und von dem er stets freundlich aufgenommen war, ging auch auf diesen Wunsch des angesehenen Publicisten bereitwillig ein. Freilich kam wohl etwas anderes dabei heraus, als F. eigentlich gemeint hatte; und der Achtundsechziger ließ sich nur als Vorstufe zu einer erhofften bedeutenderen, mehr staatsmännischen Aufgabe das Amt des deutschen Consuls zu Smyrna gefallen, das er im Sommer 1873 antrat. Die Laufbahn seines alten Freundes und einstigen Leidensgenossen Lothar Bucher scheint ihm dabei als Muster und Maßstab vorgeschwebt zu haben. Hierin sollte er sich empfindlich täuschen. Auf den wiederholt geäußerten Wunsch der Veränderung wurde ihm zu einer Zeit, wo er sich mit der Gattin und deren Sohne in Smyrna soeben leidlich eingelebt hatte, nur ein Stellenwechsel angeboten, und dieser führte ihn 1876 als deutschen Consul nach Algier, wo er noch bis 1. Juni 1888 als solcher thätig gewesen ist. Viel Interessantes weiß er in seinem „Lebenslaufe“ auch aus dieser Zeit seines Reichs- und Consulatsdienstes noch zu berichten. Erwähnt sei besonders der Aufenthalt in Athen auf Reisen von Smyrna aus, der seiner Gattin manche Erinnerungen aus ihren dort verlebten Jugendjahren erweckte und ihn für die nationalen Wünsche und Hoffnungen der Griechen jugendlich erwärmte. Höchst beachtenswerth darf man die Urtheile und Beobachtungen über Land und Leute, staatliche, gesellige und wirthschaftliche Verhältnisse nennen, die der Vielgereiste und Vielerfahrene in den Bericht der eigenen Erlebnisse in der Levante und

in Nordafrika verwebt. Aber an eigentlich biographischem Interesse wird doch nun der Lebenslauf allmählich ärmer. Schränkte schon die unfreundliche Stimmung der französischen Gesellschaft, die in Algier bei aller Wahrung der amtlichen Höflichkeit sich schroffer noch als im Mutterlande aussprach, den deutschen Consul mehr auf sich und sein Haus ein, so kam dazu noch dessen zunehmende Schwerhörigkeit.

Fröbel's einziger leiblicher Sohn starb 1886 fern in Amerika auf der Höhe des Lebens und der erwählten Laufbahn als Professor der Chemie. Im Frühjahr 1888 erkrankte überdies die Gattin. Die Arbeit häufte sich durch längere Vertretung des österreichischen Generalconsuls und andere Umstände wie Wechsel des Hülfspersonales u. a., während die Kräfte abnahmen. So bat der mehr als Achtzigjährige um seinen Abschied, der ihm unter ehrender Anerkennung und Verleihung des Ranges und Titels eines kaiserlich deutschen Generalconsuls sowie des österreichischen Commandeurkreuzes des Franz-Josefordens bewilligt ward. Wenige Tage vor dem Abschiede von Algier erlöste am 26. Mai 1888 der Tod Frau Karoline Fröbel „von den Beschwerden eines wechselvollen, in einzelnen Perioden harten und zuletzt mühevollen Lebens“. Der Witwer zog mit dem Stief- und Pflegesohne, dem Dr. jur. W. Fröbel-Armansperg, nach Zürich, wo damals noch der eine seiner beiden Brüder als Gründer und Haupt einer großen Handelsgärtnerei von Kindern und Enkeln umgeben wohnte. Dort lebte er in zunehmender Einsamkeit noch mehr als fünf Jahre und starb am 6. November 1893 im 89. Jahre seines Alters. Geschrieben hat er noch seit 1870 das größere nationalökonomische Werk: „Wirthschaft des Menschengeschlechtes auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen“ (3 Bde., Leipzig 1870—76), ferner: „Gesichtspunkte und Aufgaben der Politik“ (das. 1878), „Realistische Weltanschauung und utilitarische Civilisation“ (das. 1881) und endlich den öfter citirten Lebenslauf „Aufzeichnungen, Erinnerungen und Bekenntnisse“ (2 Bde., Stuttgart 1890. 91), die mit vielen urkundlichen Belägen durchsetzte Hauptquelle dieses Abrisses.

Am Schlusse des Lebenslaufes legt F. ein kurzes Bekenntniß seiner Welt- und Lebensansicht ab. Es deckt sich nicht mit einem der historisch gegebenen theologischen oder philosophischen Lehrgebäude; aber es ist die achtungswerthe Summe einer hochstrebenden und tiefgegründeten Lebensarbeit. Auf drei paarweise zusammengehörigen Säulen gleichsam ruht nach ihm die wahre menschliche Cultur: Sachwissenschaft und Philosophie, Wirthschaft und Moral, Kunst und Religion. Auf Wahrnehmung und Beurtheilung der Gegenstände einschließlich des Menschen selbst beruhend, soll das geistige Leben sich durch immer steigende Veredelung der praktischen Zwecke erheben bis zur Ahnung und zum Gedanken eines hinter den erkennbaren Eigenschaften verborgenen, transscendentalen Wesens der Dinge, vor dem in mystischer Versenkung und frommer Verehrung der endliche Geist sich beugt.

Friedrich Pecht, einer der ältesten und treuesten Freunde Fröbel's, schildert ihn in seinem Nachrufe (Beil. z. Allg. Ztg. v. 29. Nov. 1893) treffend wie folgt: „Die Natur hatte ihn verschwenderisch mit ihren Gaben überschüttet, ihn mit vollendeter Mannesschönheit, eiserner Gesundheit, ungewöhnlichem Muth und Thatkraft, hoher Intelligenz und Idealität bei nur allzureicher Phantasie wie mit unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust ausgestattet, aber dieser Verschwendung ihrer schönsten Gaben einen Zug von allzugroßer Beweglichkeit des Wesens und ein Bedürfniß nach steter Veränderung beigemischt. Sicherlich ist mit ihm einer der interessantesten Achtundvierziger dahingegangen, dessen

unzerstörbarer Idealismus und tiefe Humanität ihn außerordentlich charakteristisch für jene kosmopolitische Periode unserer deutschen Geschichte machen."

Sander.

Frohschammer: Jakob F. war geboren am 6. Januar 1821 in Illkofen, einem in der Mitte zwischen Regensburg und Straubing gelegenen kleinen Dorf, wo seine Eltern einen stattlichen Bauernhof besaßen. Da er ein schwächliches Kind war, besuchte er erst spät die Schule seines Heimathortes und hielt sich in der guten Jahreszeit viel auf dem Weideplatze seines Vaters, nicht weit vom Donauufer, auf, um Pferde und Kühe des väterlichen Guts zu hüten, und mußte sich auch sonst in der Oekonomie beschäftigen. Da der Oheim Jakob's Geistlicher war und der Knabe zu schwächlich schien zur Arbeit mit körperlicher Anstrengung, war der Vater — die Mutter war gestorben, als Jakob erst das zweite Jahr vollendet hatte — damit zufrieden, daß sein Sohn studire und natürlich Geistlicher werde. Aber schon mit der Vorbereitung für die Lateinschule gab es Schwierigkeiten, von denen F. in seiner Autobiographie meint, sie seien „ein Vorspiel und der charakteristische Anfang seines Lebensgeschickes" gewesen, indem er in etwas zu trüber Anschauung geneigt war, seine Lebensgeschichte eine Historia calamitatum wie Abälard die seinige zu nennen, nur fehle bei ihm das romantische Moment, das die Schicksale Abälard's so interessant mache. War es in seiner frühen Jugend der Pfarrer seines Geburtsorts, der ihn am Studiren hindern wollte, so trat ihm später ein Bischof in den Weg und zu guterletzt wollte ihm der Papst selbst das Recht, wissenschaftlich frei zu forschen, nehmen. Mit Mühe und Noth wurde der 13jährige Knabe in die Lateinschule zu Regensburg aufgenommen, wo er zunächst wegen seiner lückenhaften Vorbildung, seines schüchternen, ungeschickten Wesens, auch wegen kümmerlicher äußerer Verhältnisse viel zu leiden hatte, sich aber durchzuwinden wußte, da er begabt, fleißig war und durch Unterrichten sich Mittel verschaffte. Er machte so später die höhere Schule, das Gymnasium in Regensburg durch, bis er 1841 die Universität in München bezog, wo er nach Vorschrift die vier ersten Semester den allgemeinen Studien widmen mußte und besonders starke Neigung für Philosophie zeigte, deren Geschichte er schon früher, freilich nur theilweise und in sehr einseitiger Behandlung, durch Stark's „Triumph der Philosophie" kennen gelernt hatte. Er hörte in diesen zwei Jahren namentlich Vorlesungen von Thiersch, Görres, Schubert, ermöglichte es auch, mit einem Bekannten eine Reise nach Oberitalien zu machen, meist zu Fuß, das einzige Mal, daß er Italien zu sehen bekam. Im J. 1843 mußte er sich für ein Fachstudium entscheiden und wählte schließlich, nicht aus innerem Trieb, sondern mehr aus Rücksicht auf seinen Vater, seine Stiefmutter und auf seine Verwandten, die die Feierlichkeit der Primiz eines aus ihrer Familie erleben wollten, die Theologie. Zugleich war er der äußeren Sorgen enthoben, indem er sich durch Prüfung in das Georgianische Clericalseminar aufnehmen ließ, wo den Insassen Wohnung, Lebensunterhalt, zum Theil auch Kleider, frei gewährt wurden. Hatte er schon vorher sich um studentisches Treiben und fröhliche Geselligkeit so gut wie nicht bekümmert, so lag ihm das jetzt noch ferner. Er widmete sich, soweit ihm dazu die Vorlesungen, die gehört werden mußten, Zeit ließen, dem Studium des heiligen Thomas, der Symbolik Möhler's, der Dogmatik Klee's, sowie der früheren Dogmengeschichte, zu welcher letzteren er sich auch namentlich deshalb wenden mußte, weil er eine Preisaufgabe über die sogen. Charismata der ersten Christen bearbeitete. Er hatte die Genugthuung, den Preis zu erhalten, womit verbunden war, daß er später unentgeltlich promovirt wurde. Ehe er jedoch diese Würde erhielt, mußte er die erste der höheren Weihen empfangen,

d. h. das Subdiaconat. Vorher hatte er noch schwere Bedenken zu bekämpfen, weil er sich lieber den philosophischen Studien ganz hingegeben hätte, da ihm hierzu aber die Mittel fehlten, er auch von Professor Reithmayr, der ihn, aus demselben Dorfe wie F. gebürtig, mehrfach sonst berathen hatte, zu dem Glauben gebracht wurde, nach der Ordination würde er leicht seiner Lieblingsneigung nachgehen können, so entschloß er sich, den Schritt zu thun, „den schwersten Schritt“, wie er selbst sagt, „und den verfehltesten, der mein Leben und Wirken zu einer Kette von Conflicten, Kämpfen, Verfolgungen und Hemmungen machte“. So erhielt F. im J. 1847 zunächst die vier niederen Weihen, dann die erste höhere, worauf die Promotion zum Doctor theologiae erfolgte. Für die beiden letzten Weihen mußte er sich noch im Regensburger Clericalseminar vorbereiten. Schließlich folgte die Ordination, und die Primiz fand statt. Er hatte gehofft, zur Fortsetzung seiner Studien nun nach München zurückkehren, vielleicht sogar eine andere Universität besuchen zu dürfen: darin hatte er sich bitter getäuscht. Er wurde in der nächsten Zeit von seiner geistlichen Behörde nach verschiedenen Orten als Hülfsprediger gesandt, bis er im J. 1848 an den Bischof in Regensburg schrieb, wenn man ihm auch fernerhin die Erlaubniß, sich wissenschaftlich weiter zu bilden, verweigere, werde er auf alle geistlichen Functionen verzichten. Das wirkte. Er schied aus dem Seelsorgeramt, zu dem er nie Beruf gefühlt hatte, mußte freilich die nächsten Jahre wieder unter großen Entbehrungen in München leben, da die Ordination seine Lage finanziell eher erschwert als erleichtert hatte. Er schrieb mehrere historisch-kritische Abhandlungen, versuchte, sich in der philosophischen Facultät zu habilitiren, was er aber bald aufgab, da er als katholischer Geistlicher bei Thiersch, Schubert u. A. wenig Entgegenkommen fand, wurde von der theologischen Facultät als Privatdocent angenommen und begann seine Lehrthätigkeit im November 1850 mit Vorlesungen über Dogmengeschichte. Auch veröffentlichte er in demselben Jahr seine erste Schrift: „Beiträge zur Kirchengeschichte“, in welcher neben seiner Preisarbeit auch seine Habilitationsschrift: „Ueber die Differenz zwischen der katholischen und pelagianischen Lehre von der Willensfreiheit“ u. a. enthalten war.

Es folgten dann Vorlesungen über Religionsphilosophie und Pädagogik, später über andere philosophische Gegenstände, und als Frucht seiner philosophischen, namentlich psychologischen Studien die Schrift: „Ueber den Ursprung der menschlichen Seelen. Rechtfertigung des Generationismus“, München 1854, worin er gegenüber der gewöhnlichen theologischen Ansicht des Creatianismus, die vertrat, daß die ganze Menschennatur nach Leib und Seele von den Eltern stamme, und zwar nicht in der Weise des Traditionismus, sondern durch einen secundär-schöpferischen Act, „durch die im Gattungswesen der Menschheit gegebene allgemeine schöpferische Bildungs- oder Gestaltungskraft“ — eine ihm selbst damals unbewußte Hindeutung auf den Hauptgedanken seines später ausgebildeten philosophischen Systems. Dieser Schrift schloß sich 1855 an eine Streitschrift gegen Karl Vogt's Köhlerglaube und Wissenschaft: „Menschenseele und Physiologie“, München, bestehend aus einer Reihe von Artikeln, die für die Augsburger Allgemeine Zeitung geschrieben waren. Auf diese beiden Veröffentlichungen wurde der König Maximilian II. aufmerksam gemacht, und so kam es, daß F. wider eigenes Erwarten eine in München erledigte Professur für Philosophie erhielt. So war das von ihm so heiß ersehnte Ziel erreicht; aber freilich blieb er auch in dieser Stellung nicht ohne erhebliche Anfechtungen. Zunächst wurde er in seiner Facultät selbst mit Mißtrauen betrachtet, sodann erhob sich Feindseligkeit der Jesuiten gegen sein Werk über die menschlichen Seelen, die es dahin brachte, daß dies bald auf den Index

gesetzt wurde, und verschiedene einflußreiche Personen, unter ihnen auch Döllinger, den freilich vergeblichen Versuch machten, den Autor zur Unterwerfung zu bewegen. Er ließ vielmehr 1855 eine Schrift: „Einleitung in die Philosophie und Grundriß der Metaphysik“, und 1861 eine weitere: „Ueber die Aufgaben der Naturphilosophie und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft. Mit Untersuchungen über Teleologie, Materie und Kraft“ erscheinen, sodann in demselben Jahr eine allgemeinen Inhalts: „Ueber die Freiheit der Wissenschaft“, in der er namentlich betonte, daß diese Freiheit durch nichts Aeußeres, auch nicht durch moralischen Zwang, gefördert werden, die Wissenschaft besonders nicht von geistlicher Autorität beeinflußt werden dürfe. Es ist erklärlich, wie sich gegen diese Aeußerungen, auch gegen seine Kritik des Thomas, mit der er in der „Einleitung“ nicht zurückgehalten hatte, die jesuitische Polemik, besonders in den Historisch-politischen Blättern rührte. Dem gegenüber gründete F. seine philosophische Zeitschrift „Athenäum“ 1862, in der bald von ihm eine „Darstellung und Kritik der Darwin'schen Lehre“ erschien, eine der ersten eingehenderen Abhandlungen über Darwin, aus der, wie auch aus anderen Schriften Frohschammer's hervorgeht, daß er keineswegs Verächter der Natur- oder Erfahrungswissenschaften war. Im Gegentheil, er suchte stets in lebendiger Fühlung mit den Fortschritten der positiven Wissenschaften zu bleiben. Der Aufsatz über Darwin kam diesem zu Gesicht und brachte dem Verfasser die in einem Briefe ihm ausgesprochene Anerkennung ein, daß er Darwin richtig aufgefaßt und dargestellt habe, trotzdem er wesentlich von ihm abwich.

Diese letzten Schriften setzten die römische Indexcongregation wieder in Bewegung, in der Art, daß der Papst selbst an den Erzbischof in München ein Breve: „Gravissimas inter acerbitates“ am 11. December 1862 richtete, in welchem die Ansichten Frohschammer's scharf beurtheilt, die geforderte Freiheit der Wissenschaft als eine effrenata licentia gebrandmarkt und erwartet wird, daß der Autor sich unterwerfe. Dieser leistete das Geforderte nicht, gab zwar Erklärungen ab, in denen aber kein Widerruf zu erkennen war, und so ging man gegen ihn von Seiten des Erzbischofs mit Strenge vor: er wurde von allen geistlichen Functionen suspendirt, die er ohnedies nicht mehr ausgeübt hatte, und den katholischen Theologen wurde verboten, Vorlesungen bei ihm zu hören. Zu Anfang des Sommersemesters 1863 sprach er in einer Vorlesung: „Das Recht der neueren Philosophie gegenüber der Scholastik“, über seine letzten Erfahrungen, diese wurde gedruckt, es wurde eine Adresse für ihn in Umlauf gesetzt und mit vielen Unterschriften bedeckt ihm überreicht. Nachdem die berühmte päpstliche Encyclica mit dem Syllabus der 80 verdammten Sätze, worin auf Frohschammer's Philosophie auch Rücksicht genommen wird, veröffentlicht war, beleuchtete er diese Schriftstücke in einer besonderen Abhandlung, ohne freilich dadurch eine weitere Kreise heranziehende Opposition auf katholischer Seite zu erregen. In seinen ferneren Schriften: „Das Christenthum und die moderne Naturwissenschaft“, Wien-Leipzig 1868, und „Das Recht der eigenen Ueberzeugung“, Leipzig 1869, trat er wie schon früher für die Unabhängigkeit der Wissenschaft auf und polemisirte gegen das Dogma und ebenso gegen den Materialismus. Ueber das vaticanische Concil und die Unfehlbarkeit des Papstes äußerte er sich freimüthig in verschiedenen längeren und kürzeren Aufsätzen, die er für Tagesblätter schrieb, ohne sich aber der altkatholischen Bewegung anzuschließen, die „ihm nicht klar genug in ihren Zielen und als Halbheit erschien, auch die Bedingung ihres Gelingens — den vollendeten Thatsachen gegenüber nicht in sich trüge“. Der Mißerfolg des Altkatholicismus hat ihm mit dieser Voraussage vollständig Recht gegeben.

Warum er bei seinen Ueberzeugungen, die sich nicht nur gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, sondern auch gegen die der Kirche richteten, religiös aber keineswegs indifferent und noch weniger abweisend waren, sich nicht der evangelischen Kirche zugewandt hat, darüber hat er, soviel dem Verfasser dieser Biographie bekannt ist, sich nicht ausgesprochen. Nachdem F. noch in aller Form excommunicirt worden war, veröffentlichte er einige kleinere Schriften, die sich mit der Berechtigung der Ansprüche des Papstthums beschäftigten und, nachdem sie zuerst in Zeitungen erschienen waren, als Flugblätter und Broschüren stark verbreitet, auch in fremde Sprachen übersetzt wurden. Es waren dies: „Der Fels Petri in Rom“, „Der Primat Petri und des Papstes“, „Das Christenthum und das Christenthum des Papstes“. Aber auch gegen die materialistische Richtung, wie sie sich in dem Alten und neuen Glauben von Strauß ziemlich unverblümt zeigte, ergriff er wieder entschieden das Wort in der Schrift: „Das neue Wissen und der neue Glaube“, Leipzig 1873, sich so als unverzagten Kämpfer gegen die beiden Extreme nach links und rechts zeigend. Vorausgreifend wollen wir hier sogleich sein Werk: „Die Philosophie des Thomas von Aquino kritisch gewürdigt“, Leipzig 1889, erwähnen, das der beinahe unbedingten Anerkennung des englischen Lehrers, wie sie durch die bekannte Encyclica Leo's XIII. „Aeterni patris“ geboten war, gegenüber eine besonnene und gerechte, aber freie Beurtheilung dieses großen Denkers brachte, ihm sein gutes Recht gönnend, aber die Mängel bei ihm ohne Scheu beleuchtend. Es war dies seiner Zeit eine wissenschaftliche That, die nicht genug anerkannt, nur von katholischer Seite als mächtiger Angriff gegen den ganzen neuen Thomismus empfunden wurde.

Hatten sich in früheren Schriften schon Spuren eines eigenen Systems Frohschammer's gezeigt, so trat er seit 1877 mit seinen Ansichten, die sich allmählich gebildet, geklärt und gereift hatten, hervor, zunächst mit dem das Princip entwickelnden Werke: „Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses“, München, welchem später die zwei anderen Hauptwerke folgten: „Ueber die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache“, München 1883, und „Ueber die Organisation und Cultur der menschlichen Gesellschaft. Philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, sociales Leben und Erziehung“, München 1885. Kleinere Schriften, die auch das System betreffen, sind: „Die Philosophie als Idealwissenschaft und System“, ebd. 1884, „Ueber das Mysterium Magnum des Daseins“, Leipzig 1891, „System der Philosophie im Umriß. Philosophie als Idealwissenschaft und System“, 1. Abth. 1892. Wie fast jeder selbstständige Denker, so fühlte auch er das Bedürfniß, seine Philosophie in Beziehung zu früheren Lehren zu setzen oder sie im Verhältniß zu diesen zu betrachten, auch Spuren seiner Gedanken bei Aelteren zu entdecken, gewissermaßen zur eigenen Bekräftigung. So schrieb er bald nach dem Erscheinen des ersten Hauptwerkes: „Monaden und Weltphantasie“, München 1879, worin er Leibniz, Herbart und ähnlich Denkende mit Rücksicht auf seine Lehre behandelt; ferner: „Die Bedeutung der Einbildungskraft in der Philosophie Kant's und Spinoza's“, München 1879; ferner: „Ueber die Principien der aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben“, ebd. 1881.

Wie die Metaphysik, überhaupt die Philosophie, in ihrer geschichtlichen Entwicklung sehr häufig anthropomorphisch verfahren ist — man braucht nur an die Ideen Plato's, den Logos der Stoiker, an den Begriff Hegel's, den Willen Schopenhauer's, Hamerling's und mancher Neueren zu denken — und wie sie das, ihren Vertretern bewußt oder unbewußt, zu thun genöthigt war, um Begreifliches, Vorstellbares zu bieten, so erfaßte auch F. als eigentliches

Weltprincip, aus dem er Alles in Natur und Geschichte, vom Größten bis zum Kleinsten, herleitete, etwas, das er in sich selbst fand, in jedem Menschen fand, die Phantasie. Waren andere Vorgänge im seelischen Leben, gleichsam verselbstständigt, zum Wesen der Welt gemacht worden, warum nicht auch dieser, der sicher unter den psychischen Erscheinungen hervorragt, dessen große Bedeutung z. B. von Kant für die Erkenntniß hervorgehoben war, indem er die Phantasie als synthetisches Princip anerkannte, die auch bei Fichte, Schelling, Hegel eine große Rolle spielte! Es muß zugegeben werden, daß jede wissenschaftliche Entwicklung, sogar die mathematische, unter dem Einfluß der Phantasie steht, ja daß diese auch bei den ganz gewöhnlichen seelischen Processen, sogar schon bei der Wahrnehmung, mitwirkt. Der Sprung, von dem in uns Lebendigen aus das Wesen der ganzen Welt zu erfassen, kann natürlich nicht als ein nothwendiger bewiesen werden, ist aber nicht viel gewagter als andere ähnliche, — es gehört nur, um ihn zu machen, selbst Phantasie. F. glaubt vollständige Analogie zwischen dem in uns Seienden und der äußeren Welt zu entdecken, ja mehr als bloße Analogie, nämlich Wesenseinheit. Ja es soll ein genetischer Zusammenhang zwischen beiden bestehen, insofern die sich bethätigende Weltphantasie im Reiche der Natur das Leben in seinen verschiedensten Gestaltungen der Pflanzen und Thiere bis zum Entstehen der Empfindung, in dem Bewußtsein hervorbringt. Aus der Seele, die durch Concentration und Verinnerlichung entsteht, entwickelt sich wiederum die subjective Phantasie, die gemäß dem allgemeinen Gestaltungsprincip selbst wieder formt und schafft. Ebenso zeigt sich im socialen Gebiet die schöpferische Kraft der Phantasie, indem das Volksleben in seiner Entwicklung sich auf sie gründet und durch sie gebildet wird. Namentlich in der Sprache offenbart sie sich, indem das Innerliche äußerlich gemacht wird, und das Aeußere vermittelst der Zeichen wieder innerlich. Auch auf die Pädagogik suchte F. sein Princip nicht ohne Erfolg anzuwenden, indem er für das heranwachsende Geschlecht seine Anschauungen wirksam machen wollte. Zuvörderst wird die Phantasie als immanentes Princip der Welt angesehen werden müssen; wollte man es also versuchen, über das Immanente hinauszusteigen und Begriff und Qualitäten des absolut Unendlichen, d. h. des göttlichen Wesens darzuthun, so würde man dazu auch am ersten die Phantasie als das Wesen fassen können.

So hat F. ein sich geschlossenes, aus einem Princip herauswachsendes System geschaffen und dies nicht nur in seinen Schriften niedergelegt, sondern auch auf dem Katheder vorgetragen. Vgl. Alb. Attensperger, Jak. Frohschammer's philosophisches System im Grundriß. Nach Frohschammer's Vorlesungen herausgegeben, Zweibrücken 1899. Er hat es freilich nicht erreicht, obgleich seine Vorlesungen gern gehört wurden und entschieden anregend wirkten, daß seine Lehre allgemeinere Verbreitung fand — nicht selten hat er mit Recht darüber geklagt, daß seine Bücher nicht in der von ihm erwarteten Weise anerkannt und gewürdigt, ja daß sie ignorirt würden. Es mag zu dieser nicht gerechten Schätzung seine Stellung zur katholischen Kirche beigetragen haben, die auch dem stärkeren Besuch seiner Vorlesungen hinderlich war, sowie das von vornherein etwas wunderbar scheinende Princip seiner Philosophie nebst dem Umstand, daß er keine sehr gefällige Schreibweise hatte und sich öfter wiederholte. Trotzdem hat er Einige gefunden, die ihn vollauf zu würdigen verstanden haben. Zu diesen gehören Frdr. Kirchner, namentlich in seinem Werke: „Ueber das Grundprincip des Weltprocesses mit besonderer Berücksichtigung Frohschammer's", Köthen 1882, Bernh. Münz in seiner Schrift: „J. Frohschammer, der Philosoph der Weltphantasie", Breslau 1894. Namentlich Pädagogen wie

Dittes (Pädagogium 1884 f.), Wichard Lange (Rheinische Bl. 1877) machten auf die Wichtigkeit der Philosophie Frohschammer's für ihre Wissenschaft aufmerksam.

Bis gegen Ende seines Lebens, obgleich sehr augenleidend, war F. mit der Feder thätig; er starb in Bad Kreuth, wo er Genesung von längerem Leiden suchte, am 14. Juni 1893. Er konnte das Bewußtsein haben, mit voller Kraft eingetreten zu sein für Wahrheit, für Freiheit der Wissenschaft und für die ideale Lebens- und Weltanschauung gegenüber der materialistischen, und für diese höchsten Güter im Kampfe auch gelitten zu haben, aber keineswegs mit seiner Person unterlegen zu sein. Er hat muthig auf dem Posten, den ihm sein Gewissen und sein Beruf angewiesen hatten, ausgehalten, sich selbst treu bis zu seinem Ende, noch über seinen Tod hinaus durch sein Testament für Wissenschaft und Erforschung der Wahrheit sorgend.

Autobiographie in: Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen, herausgeg. v. Ad. Hinrichsen, Berlin, 2. Aufl. s. a. (hier viel benutzt). — Ed. Reich, Weltanschauung u. Menschenleben, Religion, Sittlichkeit u. Sprache. Betrachtung üb. d. Philosophie J. Frohschammer's, Großenhain u. Leipig 1884. — Geo. Sievert, Ueber die philosophisch-pädagogische Lehre Frohschammer's, Bielefeld 1896; ders., Die Bedeutung des Frohschammer'schen Einheitsprincips (der Weltphantasie) für die Pädagogik, Rhein. Blätter 1897, Heft I u. II. — Briefe von u. üb. J. F., herausgeg. v. Bernh. Münz, Leipzig 1897. — Joh. Friedrich, J. F., ein Pädagoge unter den modernen Philosophen, Fürth 1896; ders., Systematische u. kritische Darstellung der Psychologie J. Frohschammer's, Diss., Zürich 1899. — F. A. Steglich, D. pädagogische Idee Fr. Fröbel's in ihrer philosophischen Begründung durch J. F., Diss., Bern 1898; derselbe, Neue Beiträge zur Würdigung der Frohschammer'schen Philosophie und Pädagogik, Allg. deutsche Lehrerztg., 1899, Nr. 51 f. — Ueberweg-Heinze, Grundr. d. Gesch. d. Philos., 4. Th., 9. Aufl., Berlin 1902, S. 322 ff. M. Heinze.

Frölicher: Otto F., bedeutender schweizerischer Landschaftsmaler, geboren in Solothurn am 5. Juni 1840, † in München am 2. November 1890. Seine ersten Jugendjahre verlebte er in Olten, wo sein Vater Oberamtmann war, und in Solothurn, wohin dieser 1849 als Regierungsrath übersiedelte. Schon früh zeigte er ein außergewöhnliches Talent für das Zeichnen, das von seinem kunstverständigen Vater und dem Maler Gaudenz Taverna, der als Lehrer an der Kantonsschule von Solothurn wirkte, in zielbewußter Weise gefördert wurde. „Schon seine ersten Versuche im Zeichnen und Malen nach der Natur, die in diese Zeit zurückreichen, zeugten, wie ein Biograph von ihm sagt, von so correcter Auffassung und selbständiger Anschauung, daß er sich von Anbeginn seiner Laufbahn als einer der seltenen Künstler documentirte, die ohne Anlehnung an schon Gesehenes oder in Nachahmung Anderer ihren eigenen Weg einschlagen.“ Nachdem sich F. am Gymnasium und Lyceum in Solothurn eine tüchtige humanistische Bildung erworben hatte, begab er sich im Herbst 1859 nach München, um sich der Kunst, speciell der Landschaftsmalerei zu widmen; zu seinem Lehrer hatte er seinen Landsmann J. G. Steffan. Von 1863—1865 weilte er in Düsseldorf, wo die beiden Landschaftsmaler Oswald und Andreas Achenbach, für die er eine große Verehrung hegte, den Anziehungspunkt für junge Künstler bildeten. Nachdem er zwei Jahre in der Schweiz zugebracht hatte, kehrte F. 1868 nach München zurück, das seine zweite Heimath wurde und das er nie mehr für längere Zeit verließ, mit Ausnahme eines ungefähr ein Jahr — 1876 bis 1877 — dauernden Aufenthaltes in Paris, während dessen er in freundschaftlichem Verkehr mit seinen französischen Kunst-

genossen in Barbizon bei Fontainebleau Naturstudien oblag und fruchtbare Anregungen für sein ferneres Schaffen empfing; den Vertretern der sogenannten Fontainebleau-Schule, Corot, Rousseau, Dupré, Daubigny, Troyon u. a. hatte er schon vorher seine aufrichtige Bewunderung zugewendet, und ohne sich zu ihrem blinden Nachahmer zu machen, folgte er in selbständiger Weise dem von ihnen gepflegten gesunden Realismus.

Nachdem sich F. anfänglich mehr der vaterländischen Gebirgsnatur gewidmet und sowohl in einer Reihe von Oelgemälden als in Zeichnungen zu den illustrirten Werken „Rhododendron“ von H. A. v. Berlepsch und „Die Schweiz“ von Dr. Gsell-Fels Motive aus Alpengegenden meisterhaft behandelt hatte, pflegte er später mit Vorliebe das Studium der bairischen Landschaft, die nähere und fernere Umgebung von München, wo er das reichste Material zu seinen poesievollen Bildern fand. „Die Werke, die F. geschaffen, zeichnen sich aus durch sichere Zeichnung, einfache Technik, kräftige Farbengebung, große und poetische Auffassung des Stoffes, sowie fein abgewogene Raumvertheilung; mit großer Virtuosität behandelt er stets die Luft und die Ferne. In ihnen finden wir die Natur in allen möglichen Stimmungen wiedergegeben und die verschiedenen Jahreszeiten wußte er trefflich nach ihren charakteristischen Erscheinungen darzustellen. Meistens herrscht die ernste Stimmung vor; heraufziehende Gewitter, Regengüsse oder Momente vor oder nach solchen, poetischer Mondschein waren seine Lieblingsthemata. Die Baumnatur behandelte er virtuos; seine Eichen und Buchen waren von vollendeter Zeichnung, breit und massig in der Technik und von überzeugendster Naturwahrheit. Die Entwicklung des Bodens und der Gründe mit ihren Terrainfaltungen und Erhebungen wußte er in markanter Weise und verständlich wiederzugeben. Diese seltene klare Auffassungsweise gab auch allen seinen Bildern einen genialen Zug ins Große, wie überhaupt Alles, was F. gemalt und gezeichnet hat, einen eminent künstlerischen Eindruck macht. Seine Zeichnungen sind eigentliche Kunstwerke; indem er stets nur das Bedeutende, das Wichtigste betonte, während er das Nebensächliche unterordnete oder ignorirte, wußte er mit wenigen Strichen weit mehr zu sagen, als Andere mit vielen Dutzenden.“ Von der Gewissenhaftigkeit, mit der F. arbeitete, zeugen die vielen Skizzenbücher, zahllosen Bleistift- und Federzeichnungen und Farbenskizzen, die sich nach seinem Tode in seinem Nachlasse fanden und von deren Reichthum auch seine nächsten Freunde keine Ahnung gehabt hatten, da er in seiner Bescheidenheit mit seinem Können und Schaffen nicht zu prunken pflegte. Seiner Bescheidenheit ist es auch zuzuschreiben, daß er trotz seines fleißigen Arbeitens verhältnißmäßig wenig Bilder auf den Markt brachte; da er in seiner Gewissenhaftigkeit nie ein Bild aus der Hand geben wollte, das nicht allen von ihm selbst an dasselbe gestellten Anforderungen entsprach, arbeitete und corrigirte er oft sehr lange daran, bis es ihm genügte; manches Bild malte er auch zwei bis drei Mal in verschiedener Form, bis er die dem Stoff entsprechende rechte gefunden hatte.

In den Münchener Künstlerkreisen genoß F. ein großes Ansehen und wurde wegen seiner edlen Charaktereigenschaften, seines strengen sittlichen Ernstes, der indessen einen glücklichen Humor und einen heitern Umgangston nicht ausschloß, von seinen Collegen sehr geschätzt. Mehrmals wurde er in den Vorstand der Künstlergenossenschaft gewählt und bei verschiedenen Anlässen als Juror beigezogen, und die Maler der verschiedensten Richtungen ehrten und suchten ihn als unparteiischen Berather und Kritiker bei ihren Arbeiten.

Wenn ihm auch seine große und imposante Gestalt eine lange Lebensdauer zu sichern schien, litt F. in seinen letzten Jahren doch öfters an körperlichen Beschwerden, die wohl ihren Grund zum Theil in mangelnder Schonung

beim Aufenthalt im Freien haben mochten, und im Juli 1890 wurde er von einer Unterleibskrankheit befallen, die sich zunächst in einer intensiven Gelbsucht äußerte und der er am 2. November desselben Jahres erlag, tief betrauert von seinen Freunden und Bekannten, die den edlen Menschen und tüchtigen Künstler von Herzen lieb gehabt hatten. Nach seinem Tode veranstalteten seine Kunstgenossen in München eine Sonderausstellung seines Nachlasses, die von der Arbeitskraft wie der Vielseitigkeit und dem künstlerischen Geschmack des Dahingeschiedenen beredtes Zeugniß ablegte. Viele seiner Bilder finden sich in schweizerischen und auch deutschen Kunstsammlungen, wie auch in Privatbesitz; ein Theil seines Nachlasses wird im städtischen Museum von Solothurn aufbewahrt, wo schon früher mehrere seiner schönsten Gemälde Aufnahme gefunden hatten.

Vgl. Dr. G(ampert) im „Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1892." — H. E. v. Berlepsch in Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 314 (265) vom 12. November 1890 und in „Die Kunst unserer Zeit", Jahrg. 1891. — Dietschi in „Oltner Tagblatt" vom 4. November 1890. — „Allgemeine Schweizer Zeitung" (Basel) vom 4. und 5. November 1890. — „Bund" (Bern) vom 3. November 1890 u. s. w.

M. Gisi.

Frommann: Georg Karl F., verdienstvoller Germanist, geboren zu Coburg am 31. December 1814, † am 6. Januar 1887 als zweiter Director des Germanischen Museums zu Nürnberg. Er gehörte einem alten bürgerlichen, besonders in Thüringen verzweigten Geschlechte an, dessen Stammbaum er selbst mit liebevollem Eifer und nicht geringen Opfern erforscht und aufgezeichnet hat. — Nachdem er seine Vorbildung auf der lateinischen Rathsschule und dem Gymnasium Casimirianum seiner Vaterstadt erhalten hatte, bezog er im J. 1835 die Universität Heidelberg, um sich hier dem Studium der neueren Sprachen zu widmen. Neben diesem aber und der Aneignung einer weit umfassenden Bildung waren es vor allem die reichen Schätze der altdeutschen Litteratur auf der dortigen Bibliothek, was ihn ausgiebig beschäftigte; die Vorliebe für das Eindringen in die Sprache und das geistige Leben und Schaffen des deutschen Volkes, die er schon als Knabe durch das Sammeln volksthümlicher Ausdrücke bekundet, beherrschte von nun an sein weiteres Streben und schuf ihm ein Arbeitsfeld, dem er empfangend und gebend, lernend und lehrend mit Begeisterung sich widmete. Durch das fleißige Abschreiben von Handschriften mittelhochdeutscher Dichtungen, namentlich von Herbort's von Fritzlar trojanischem Krieg und Thomasin's von Zirkläre wälschem Gast, sammelte er Stoff zu späterer Verwerthung. Von den neueren deutschen Dichtern fesselte ihn damals besonders Klopstock, dessen Messias er sogar mehr als einmal las. Ostern 1836 siedelte F. mit seinem Lehrer und Gönner Gervinus nach Göttingen über, wo er in den Gebrüdern Grimm und in Benecke mächtige Förderer seines Strebens, in Jakob Grimm zumal einen wahrhaften und dauernden Freund fand. Auch jetzt setzte er die Sammlung handschriftlichen Materials zur künftigen Herausgabe altdeutscher Dichtungen fort, indem er während der Ferien u. a. die Bibliotheken zu Erbach im Odenwalde, zu Wallerstein, Wolfenbüttel, Straßburg besuchte. An letzterer schrieb er in vier Wochen (8. September bis 6. October 1836) das 50 000 Reimzeilen umfassende Gedicht Konrad's von Würzburg, den trojanischen Krieg, ab, das bekanntlich später, im J. 1870, bei der Beschießung von Straßburg mit der Bibliothek ein Raub der Flammen wurde. Die jetzt erfolgte Herausgabe seines Herbort (lied von Troye, Quedlinburg und Leipzig 1837) trug F. von Seiten der Kritik die günstigste Beurtheilung, von Seiten der philo-

sophischen Facultät zu Heidelberg die Doctorwürde ein; und nun gedachte er auf J. Grimm's Anregung, sich an dessen Seite in Göttingen zu habilitiren, als ihn die bekannte Vertreibung „der Göttinger Sieben“ von diesem schönen Plane wieder zurückrief. Er ging zunächst im J. 1838 nach Coburg, wo man ihn jetzt schon für ein neu zu errichtendes Progymnasium zu gewinnen versuchte. Noch zerschlugen sich diese Entwürfe, und F. konnte sich weiter seinen Lieblingsstudien widmen, u. a. auch als Mitarbeiter an dem in Aussicht genommenen deutschen Wörterbuche der Gebrüder Grimm. Doch „dem Rufe seines Herzens, lehrend sich mitzutheilen“, gehorsam, gab er daneben den Söhnen höherer Familien Privatunterricht, erklärte den Schülern der Oberclassen des Gymnasiums das Nibelungenlied und wirkte in Sonntagsschule, Gesellen- und Gewerbeverein erfolgreich mit an der Bildung des Handwerkerstandes. Im J. 1840 trat F. zur Durchforschung bedeutender Bibliotheken eine größere wissenschaftliche Reise an, die er meist zu Fuß zurücklegte. So besuchte er namentlich Würzburg und Wien, woselbst er ein halbes Jahr neben germanistischen Studien und dem Verkehr mit gelehrten Männern seine freie Zeit wiederum volksfreundlichen, gemeinnützigen Zwecken zuwendete, indem er z. B. an der berühmten Blindenanstalt unter Director Klein unterrichtete und einen kleinen Kreis von Handwerksgesellen zu würdiger Benützung ihrer Erholungsstunden anleitete. Auch auf der weiteren Reise nach Triest, Ancona, Rom, Neapel, Florenz, Genua, Mailand und Venedig wußte F. diese beiden Thätigkeiten des Sammelns und des Mittheilens zu verbinden; so dann besonders auch in St. Gallen, wo er während eines vierteljährigen Aufenthaltes die reichhaltige Stiftsbibliothek ausbeutete und einen jetzt noch blühenden Gesellenverein gründete. Im Februar 1842 nach Hause zurückgekehrt, beabsichtigte er nun, eine seiner Reisefrüchte zum Zwecke der schon eingeleiteten Habilitation in Heidelberg zu veröffentlichen. Aber aufs neue ließ er sich durch das ungestüme Zureden seiner Landsleute und seinen allezeit dienstbereiten Sinn von dem schönen Ziele — und nun leider für immer — abwendig machen und zur Begründung einer Coburg noch mangelnden höheren Knabenbildungsanstalt bestimmen — einer schwierigen Aufgabe, die ihn große pecuniäre Opfer kostete und den begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten nun gänzlich entzog, so daß er nur noch den ersten Theil, den altdeutschen, des für Gervinus zu dessen Litteraturgeschichte angelegten Lesebuches zu vollenden vermochte (Heidelberg und Leipzig 1845; der zweite Theil von L. Häußer 1846), während er das übrige werthvolle Material zuletzt anderen Händen zu überlassen sich entschloß. So übernahm Heinrich Rückert Thomasin's „Welschen Gast“ (erschienen 1852), K. Bartsch den „Karl“ des Stricker (1857), F. Roth und dann A. v. Keller Konrad's von Würzburg „Trojanischen Krieg“ (1858). — Nur durch die aufopfernde Beihülfe der treuen Lebensgefährtin Adelheid, der Tochter des Apothekers Brenner in Weißenburg a. S., die F. nach zehnjährigem Brautstand am 29. September 1842 heimgeführt, und die sich in der Sorge für das Glück ihrer Lieben nie genug thun konnte, vermochte er die immer größer werdende Last des bald noch durch ein Pensionat und ein Töchterinstitut zu erweiternden Unternehmens zu bewältigen, zumal er daneben auch auf seine liebgewordene Thätigkeit für die heimischen Volksbildungsanstalten nicht verzichten wollte.

Auch als endlich auf sein Betreiben im J. 1848 eine städtische Realschule ins Leben getreten und er selbst nach Aufgabe des eigenen Instituts als Lehrer für die neueren Sprachen an dieselbe berufen worden war, fand er keine Erleichterung; die Masse der Arbeit (wöchentlich 26 Lehrstunden mit 300 Correcturen!) wuchs vielmehr derart an, daß sich schon nachtheilige Wirkungen davon im Gesundheitszustand des geplagten Mannes fühlbar machten. Und

da weder die Stadt Abhülfe schaffte, noch J. Grimm's Fürsprache beim Herzog von Coburg um Verleihung der Archivarstelle etwas fruchtete, so bestieg F., wenn auch schweren Herzens — nachdem er aus Anhänglichkeit und Liebe für seine Vaterstadt schon mehrere günstige Anerbietungen nach auswärts abgewiesen hatte —, den eben jetzt sich zeigenden schwanken Rettungskahn, der ihn mit den Seinen der treu geliebten Heimath für immer entführte: er ließ sich vom Freiherrn v. Aufseß für das damals im Aufkeimen begriffene Germanische Nationalmuseum in Nürnberg als Vorstand der Bibliothek und des Archivs gewinnen — eine Stellung, die an äußerem Ertrage höchst bescheiden, aber doch dem Streben und der geistigen Bedeutung Frommann's mehr entsprechend war. — Eine dreifache Thätigkeit entfaltete er in diesem seinem zweiten Lebensabschnitt vom J. 1853 an; denn neben seinen amtlichen Geschäften, denen er mit allem Fleiß und Geschick oblag, konnte er jetzt auch wieder der Pflege des „selbstgeschaffenen Gärtchens, dem Studium der Muttersprache", und zugleich dem Wirken für Volksbildung und andere gemeinnützige Zwecke sich hingeben. In seiner Stellung als Bibliothekar und anfangs auch als Archivar des Germanischen Museums, die ihn mit bedeutenden Meistern wie mit strebsamen Jüngern der Wissenschaft in persönliche Berührung oder schriftlichen Verkehr brachte, vertrat er neben dem in organisatorischer und finanzieller Beziehung hochverdienten Begründer und neben den Vorständen der Sammlungen vor allem die wissenschaftliche Seite der Anstalt und erwarb ihr auch durch sein gediegenes, stilles Wirken, mit dem er Rath und Auskunft Suchenden in selbstlosester Weise seine fast nie versagende Hülfe bot, ein hohes Ansehen in der gelehrten Welt. Männer wie Bartsch, Barack, Jakob und Johannes Falke, Johann Hr. Müller, Hugo Burkhardt u. v. a. haben damals in den Arbeitsräumen des Germanischen Museums ihre ruhmvolle Laufbahn begonnen. Auch in der Mitarbeit an dem von Aufseß herausgegebenen „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" bewährte F. sein Urtheil, seine Gelehrsamkeit, seine selbst im kleinsten zuverlässige Gründlichkeit. Freilich warfen auch die mit der Weiterentwicklung der Anstalt verbundenen Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten oft trübe Schatten auf seine sorgenvollen Pfade; und auch dann, als nach stürmischen Zeiten die kräftige Hand des genialen Essenwein das Steuerruder erfaßt hatte, waren dem pflichtgetreuen, friedfertigen Beamten, der mittlerweile (im J. 1865) zum zweiten Director ernannt worden war, unverdiente Kränkungen nicht erspart. Doch stützte ihn die treue Gesinnung vieler trefflicher Freunde, deren er schon von jeher eine große Zahl besaß — ich nenne noch besonders Consistorialpräsident Albert Faber, seinen intimsten Jugendfreund, Rud. v. Raumer, Franz Pfeiffer, Fr. Rückert, Maßmann, Schröer, A. v. Keller, Holland, H. Grimm, die in brieflichem Verkehr mit ihm standen und ab und zu ihn gerne in seinem Daheim besuchten —, und deren er auch in Nürnberg sofort wieder ein stattliches Gefolge sich erworben hatte. — Denn Frommann's Thätigkeit beschränkte sich nicht auf seine Amts- und Studierstube, sondern auch in der neuen Heimath suchte er, wie gesagt, seine Zeit und Kraft für weitere Kreise nutzbar zu machen. So ertheilte er, seinem Trieb und Beruf zum Lehren folgend, 26 Jahre lang am Melanchthons-Gymnasium in anregender Weise den Unterricht im Mittelhochdeutschen, hielt bildende und fesselnde Vorträge im Lehrerverein wie in der Freimaurerloge, deren Ehrenmitglied er war, arbeitete als Angehöriger des evangelischen Schulvereins am evangelischen Schulblatt mit, lieferte belehrende Aufsätze in einzelne Tagesblätter, redigirte mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit die „Mittheilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg" und war rühriges Mitglied der Vorstandschaft des Blindenerziehungsinstituts — zu geschweigen

der vielen kleinen und oft wenig erquicklichen Arbeiten, welche er für so manchen, ohne Ansehen der Person und nur allzu willig und selbstlos, übernahm; zu geschweigen endlich des ausgedehnten Briefwechsels, in dem er allen mit Rath und Aufklärung zu Gebote stand. — Was nun Frommann's rein sprachwissenschaftliche Thätigkeit betrifft, so concentrirte sich dieselbe vor allem auf drei Hauptwerke: auf die Herausgabe der „Zeitschrift für die deutschen Mundarten", auf die Bearbeitung des „Bayerischen Wörterbuchs" von Schmeller und auf die Revision der Luther'schen Bibelübersetzung. Die erstgenannte Arbeit, eine Fortsetzung der von J. A. Pangkofer im J. 1854 gegründeten Monatsschrift, entsprach so ganz seiner Herzensneigung; und es hätte dieses Unternehmen, das zum ersten Mal auch die weiteren Kreise der Nation zur Werthschätzung und zum Verständniß der deutschen Volkssprache und zur Mitarbeit an deren Studium anleitete, das von den Fachgenossen so freudig begrüßt ward, das auf das geschickteste angelegt war und eine solche Fülle reicher Belehrung bot, ein besseres Loos verdient, als nach den ersten sechs Bänden (1854—59, Ebner'sche Buchhandlung in Nürnberg), denen spät noch ein siebenter folgte (1877, Beck'sche Buchhandlung in Nördlingen), trotz gewichtiger Mahnrufe aus Mangel an Absatz wieder zu erlöschen. Doch hatte die hier gegebene Probe F. als die berufenste Kraft für die von der historischen Commission in München beschlossene neue Auflage von Schmeller's „Bayerischem Wörterbuch" (mit Benützung seiner handschriftlichen Nachträge) erwiesen — ein mühsames Werk, das ebensoviel Takt und Selbstbeschränkung als Scharfblick und Wissen erforderte. Im J. 1867 begann F. dasselbe; 1872 erschien der erste, 1877 der zweite Band unter Beifügung eines umfassenden Registers (München, Rud. Oldenbourg). Die dritte Arbeit, welche F. bis zu seinem Lebensende in Anspruch nahm, war die ihm von der evangelischen Kirchenconferenz im J. 1861 gestellte Aufgabe, den Text der Luther'schen Bibelübersetzung einerseits thunlichst genau auf die authentische, von Luther selbst endgültig bestimmte Gestalt zurückzuführen, andererseits mit schonender, taktvoller Hand von veralteten oder mißverständlichen Formen und Wendungen zu befreien, eine Aufgabe, die er nach den ausgedehntesten Vorstudien unter dem ihm empfohlenen Beirath R. v. Raumer's und im Einverständniß mit der theologischen Revisionscommission mit gewohnter Akribie und congenialem Sprachgefühle löste. Im J. 1867 war der revidirte Probedruck des Neuen Testamentes, 1870 das Neue Testament der Probebibel, 1883 die ganze Probebibel vollendet. Dazu hatte F. in den „Vorschlägen zur Revision" u. s. w. (1862, 2. Theil) die sprachlichen Grundsätze seines Verfahrens dargelegt. Aber so begeistert er sich der gewaltigen Arbeit hingegeben hatte, so sehr wurde ihm dieselbe nun verleidet durch die gerade von unberufener Seite am liebsten verübte, oberflächliche und kurzsichtige Bekrittelung seiner wohl erwogenen Vorschläge. In solcher Stimmung verwarf er dann leider auch die weiter an ihn gestellte Forderung einer unter Beiziehung anderer Gelehrter vorzunehmenden neuen Bearbeitung, die nun in der Folge ohne ihn zum Abschluß gebracht wurde. Ja, er ließ auch das von ihm gesammelte reichhaltige Material zu einer Grammatik der Luther'schen Bibelsprache ungenützt liegen. Seine Probebibel aber hat darum in den Augen der Kenner ihren Werth nicht verloren; sie bestimmte auch die theologische Facultät in Erlangen, F. die Doctorwürde zu verleihen (1883), wie denn überhaupt seine litterarische Thätigkeit auch mancherlei äußere Anerkennung, nach der er doch so wenig geizte, erfuhr: er wurde im J. 1869 mit dem preußischen Kronenorden III. Classe ausgezeichnet, wurde zum Ehrenmitglied verschiedener wissenschaftlicher Vereine des In- und Auslandes ernannt und einige Male durch die Anerbietung dieser und jener

ehrenvollen Stellung erfreut. Im J. 1876 war er auch mit seinem Freunde R. v. Raumer als Vertreter der bairischen Fachmänner zur orthographischen Commission nach Berlin berufen worden, wo er für die gemäßigte historische Richtung sprach. Denn außer und neben den größeren Leistungen war F. noch vielfach wissenschaftlich thätig. So gab er 1857 Grübel's Gedichte in Nürnberger Mundart neu heraus (bei J. L. Schmid, dann Fr. Korn in Nürnberg; vorletzte Ausgabe 1833), in geregelter Schreibweise und mit grammatischem Abriß und Glossar versehen, und gleich darauf, ebenso ausgestattet, eine Auswahl aus J. W. Weikert's Nürnberger Gedichten (im gleichen Verlag), von deren Erlös dem Dichter ein Epitaph gesetzt wurde. Auch in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften finden sich Beiträge von Frommann's Hand, wie besonders in Pfeiffer's „Germania“.

So verlief des reichbegabten Gelehrten Leben bis zu seinem Ende in stetiger Arbeit, die ihm ja zum Bedürfniß geworden war, bei der ihn sein reger Forschertrieb, aber auch sein ausgeprägtes Pflichtgefühl festhielt. Schon der frühe Morgen fand ihn an seinem Schreibtische, pünktlich lag er der Berufsarbeit ob; und verließ er abends etwa noch das Haus, so geschah es wieder, um zu lehren oder sich belehren zu lassen. Seine bescheidene Erholung suchte er am liebsten im Kreise der Seinen, die mit Liebe und Verehrung an dem treubesorgten Führer hingen: gerne wanderte er mit ihnen durch die Felder nach einem Nürnberg benachbarten stillen Dörfchen, wohin ihn auch etwa zum Besuch gekommene liebe Freunde begleiteten. Selten nur konnte er sich noch eine kleine Reise gestatten; denn Frommann's fast übertriebene Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, die allem Jagen nach Ehren und Gewinn so ferne standen, daß er der Gelegenheit zum öffentlichen Hervortreten und der Begegnung mit den Großen dieser Erde geflissentlich aus dem Wege ging, ließen ihn bei geringem Gehalte und einer mit sechs Kindern gesegneten Familie die Mittel zu Größerem nicht aufbringen. Trotzdem war seine Gesundheit und Leistungsfähigkeit nie ernstlich gestört; seine stattliche und männlich schöne Erscheinung blieb ihm, auch als schon die weißen Haare sein mildes Antlitz umrahmten. Und dies hatte er nächst Gottes Güte in erster Linie der einfachen, mäßigen und geordneten Lebensführung zu danken, deren er sich von Jugend auf in jeder Hinsicht befleißigte, geleitet von seinem lauteren, maßvollen, edlen Sinn und von einer wunderbaren Anspruchslosigkeit und Bedürfnißlosigkeit unterstützt. Dieselben Eigenschaften aber, die ihn zu so strenger Selbstzucht anhielten, fanden dem Nächsten gegenüber in echter Menschlichkeit, aufrichtiger Güte, friedfertigem Wesen, opferwilliger Förderung des Guten und neidloser Anerkennung auch fremden Verdienstes ihren Ausdruck und gewannen ihm vieler Herzen. Besonders der aufstrebenden Jugend war er ein treuer und dankbar verehrter Berather; und auch darum ist es zu beklagen, daß F. sich nicht mehr entschließen mochte, seine Gaben in einer akademischen Wirksamkeit zu voller Verwerthung zu bringen. — Er war keine Kampfnatur und mied, wenn schon auch kraftvoller und ergreifender Sprache mächtig, rechthaberisches Gezänke und eigensüchtigen, rücksichtslosen Wettstreit, die seinen feinfühlenden Sinn verletzten; indeß, wahr, gewissenhaft, gerecht und sittlich streng, wie er selbst war, trat er auch männlich und offen der Falschheit, dem Unrecht und allem Gemeinen entgegen. — Richtschnur für seinen ganzen Wandel und Nahrung für sein tiefangelegtes Gemüth, wie es aus seinem Wesen und seinen Worten sprach, entnahm er aus der Religion; ein aufrichtiges, festes Bekenntniß zum Christenthume, fern von aufdringlichem, zelotischem und unduldsamem Gebaren, war sein Leben und Wirken. Der Besuch der Gottesdienste war ihm ein Bedürfniß; wie erbaute er sich auch im Schoße

der Familie durch den Gesang unserer alten, einfachen Choräle! Die Arbeit an dem Bibelwerke erschien ihm als ein heiliger Beruf. Sein Gottvertrauen verließ ihn in keiner Lage. Und so im Herrn und mit Freudigkeit beschloß er auch seine Pilgerfahrt: nach kurzer Krankheit hauchte er unter den Klängen des ihm besonders lieben Chorales: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", seine Seele aus.

Zur Biographie: Dr. Wilh. Vogt, Ein Wort der Erinnerung, 1888, Nürnberg, Bieling-Dietz (Sonderabdruck aus den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg; für die erste Lebensperiode nach Frommann's eigenen, leider nicht fortgesetzten Aufzeichnungen). — Dr. Theod. Hampe, das Germanische Nationalmuseum, Festschrift 2c., 1902 (besonders S. 31 ff.). — Zu den Werken: u. a. über Herbort in den Gelehrten Anzeigen vom 7. Mai 1838, Stück 73; in Gersdorf's Repertorium 13. XVI. Heft 3, S. 251 ff.; Lachmann zu Iwein, neue Ausg. S. 527; — über die Zeitschrift für die deutschen Mundarten in Pfeiffer's Germania, 14. Jahrg., S. 114 f.; in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien, 1858, S. 645 f.; im Literar. Centralblatt 1858, 26. Juni, Nr. 26; — über die Schmeller-Ausgabe in Pfeiffer's Germania, 14. Jahrg., S. 115, 247 f.; — über die Bibelrevision in Dr. Schröder's Einleitung zur Probebibel, 1883; in den deutschen Zeit- und Streitfragen von v. Holtzendorff und Oncken, Heft 40.

Frommann: Karl F., Arzt und Professor der Medicin in Jena, daselbst am 22. Mai 1831 als Sohn des bekannten Verlagsbuchhändlers geboren und am 22. April 1892 verstorben, erhielt seine Fachbildung in Jena, Göttingen, Prag und Wien. 1854 Doctor geworden, trat er nach erfolgter Approbation und nach längerer Studienreise 1856 als Assistent in die med. Klinik seiner Vaterstadt ein, weilte von 1858—60 als Hausarzt am deutschen Hospital zu London und lebte von 1861—70 als Arzt in Weimar. Hierauf habilitirte er sich an der Heidelberger Universität, siedelte 1872 gleichfalls als Privatdocent nach Jena über und erlangte hier 1875 eine Professur, die er bis zu seinem Lebensende bekleidete. Außer seiner Inauguralabhandlung über den Bau des inneren Ohres publicirte F. eine größere Reihe von Studienergebnissen, die hauptsächlich die normale und pathologische Anatomie bezw. Histologie des Nervensystems betreffen.

Biogr. Lex. Herausg. von A. Hirsch und E. Gurlt II, 453.

Pagel.

Frommel: Emil Wilhelm F., Dr. theol., Hofprediger und Volksschriftsteller, geboren am 5. Januar 1828 zu Karlsruhe i. Bad., als Sohn des Galeriedirectors, Kupferstechers und Landschaftsmalers Karl F. Die Mutter, geb. Gambs, entstammte einem altelsässischen Patriciergeschlecht. Von „goldenen Jugendtagen" wußte F. „aus dem untersten Stockwerk" zu erzählen, die er inmitten eines durchaus eigenartigen Geschwisterkreises in der Galerie zu Karlsruhe, in den Schwarzwaldbergen und zu Straßburg „der wunderschönen Stadt" durchlebte. Kein glänzender Schüler, aber mit aufgeschlossenem Sinn für alle lebendige Wirklichkeit, vielseitig begabt, doch ohne ausgesprochene Anlage, die ihn zwingend einem bestimmten Lebensberufe zugetrieben hätte, hat sich F. erst nach langen inneren Kämpfen mit Bewußtsein dem Glauben der Kirche zugewandt; nur aus Gehorsam gegen die Eltern entschloß er sich, Theologe zu werden, während Herz und Geschmack ihn zwischen den schönen Künsten und dem Studium der Medicin hatten schwanken lassen. 1846 bezieht er die Universität. Den ideal gerichteten aber jugendlich überschäumenden Studenten vermag die apologetische Gelehrsamkeit des Hallenser Tholuck, des akademischen

Seelsorgers mit der sarkastischen Ader, ebensowenig auf die Dauer zu fesseln wie die Erlanger Theologie eines v. Hofmann, trotz ihres groß angelegten „Schriftbeweises“. Als Sprecher der freisinnigen Burschenschaft Marcomannia glaubte er mit seinen blau-roth-gold bebänderten Commilitonen überdies ja besseres zu thun zu haben; galt es doch mitzuhelfen und zu arbeiten an der Neugestaltung des großen deutschen Vaterlandes! Der Burschentag auf der Wartburg (Juni 1848) steckt ihm über den Werth solcher zwar ernst und treu gemeinten aber unreifen und unfruchtbaren Studentenpolitik zum ersten Male ein Licht auf. Bald nachher findet er in dem baltischen Candidaten der Theologie, Behm, den „Philippus“ (Act. 8), der mit seinem Centralblick in die hl. Schrift und dem Hinweis auf die deutschen Theosophen ihm die Brücke baut vom unverstandenen leblosen Dogma zu einer Theologie des Lebens, wie er sie fassen und brauchen kann. F. tritt aus der Verbindung aus und wirft sich mit aller Kraft auf sein Studium, das ihn täglich mehr begeistert. Nach längerem Aufenthalt im Elsaß, wo er auf der Dorfkanzel des Onkels bei seiner ersten Predigt stecken bleibt, finden wir ihn im Herbst 1849 zu Ullmann's und Umbreit's Füßen im Heidelberger Predigerseminar. Dies entläßt ihn mit den besten Hoffnungen „als einen ihrer bestbegabten Zöglinge, der in seinen Predigten sich durch Innigkeit und Lebendigkeit, durch Reichthum der Phantasie und eine blühende Darstellung rühmlich auszeichnet, und, wenn nach und nach eine ruhigere und energischere Begriffs- und Gedankenentwicklung sich mit diesen Gaben verbindet, Vorzügliches leisten wird“, eine Charakteristik, die auf den späteren Frommel in gewissem Sinne, d. h. mutatis mutandis noch ihre Anwendung findet. So geht er auch als Einer der Ersten aus dem Staatsexamen hervor, um dann unter recht schwierigen Verhältnissen, als Vicar eines rationalistischen mit seiner Gemeinde zerfallenen Sonderlings, auf einer kleinen badischen Landpfarre (in Altlußheim) mit dem ganzen Eifer der ersten glühenden Liebe zum Amt sein pastorales Wirken zu beginnen. Er selbst charakterisirt sich im Rückblick auf jene Zeit als einen „Donnersohn, der am liebsten die Seelen seiner Bauern vierspännig in den Himmel gefahren hätte“. An den Sonntagnachmittagen versammelt er die Jugend; in den Spinnstuben fängt er an zu erzählen, Fremdes und Eigenes. So wurde der Volksschriftsteller Emil F. geboren. Den werdenden Volksprediger aber zeigt schon die Abschiedspredigt über die Thränen Jesu (vgl. „Aus Lenz und Herbst“. Erinnerungen von Emil Frommel, 4. Aufl. Konstanz), trotz ihrer homiletischen Mängel wie ihres Ueberschusses an Empfindsamkeit, die den jugendlichen Redner an dem Feuer der eigenen Kohlen dahinschmelzen läßt.

Das Jahr 1852 führt ihn mit seinem Bruder Max (s. unten) nach Beendigung des Vicariates auf einer Ferienreise von fast einem Jahre über die Alpen. Das Land deutscher Sehnsucht, Italien mit dem Zauber seiner Natur und den redenden Trümmern seiner tausendjährigen Vergangenheit wirkt auf den Künstlersohn wie eine Offenbarung des Besten in ihm, innerlich umgestaltend und zugleich, wie seine Briefe aus der Zeit zeigen, den schlummernden Dichter und Künstler zu neuem Leben weckend. Die eigenartigen Amtsverhältnisse der nächsten Jahrzehnte sind gewiß mit schuld daran gewesen, daß die reife Frucht dieses italienischen Aufenthaltes sich völlig erst lange darnach, in der Zeit seines Berliner Wirkens zu erkennen gab.

Noch einmal ging der „gelernte Theologe“ in die Schule; Pfarrer Henhöfer in Spöck (bei Durlach in Baden), der ehemalige römisch-katholische Priester, dem F. nachmals in zwei Büchern (s. unten) ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt, war sein Lehrmeister. Eine „anima naturaliter lutherana“,

dabei mit einer starken Ader gesund pietistischen Wesens, hat Henhöfer nach seinem und seiner ersten Gemeinde Mühlhausen Uebertritt von dem badischen Dörflein aus, ähnlich wie im Elsaß Frommel's Confirmator Haerter, als vielgehörter Erweckungsprediger Einzelnen und ganzen Gemeinden seiner Zeit den Anstoß zu einer bleibenden Bewegung gegeben. F. aber ging es mit Henhöfer wie mit Italien: er lernte als Vicar des schlichten und doch in seiner Weise genialen Mannes, sich der in ihm selbst angelegten Eigenart auch nach der Seite seines geistlichen Berufes dankbar bewußt und froh werden. An einem mustergültigen leibhaften Beispiel trat ihm die große Kunst, die er dann selbst später so meisterhaft geübt, zum ersten Male vor Augen: wie man seine Weisheit an den Mann bringt, und „den Leuten nicht nur die Suppe kocht, sondern ihnen auch den Löffel dazu in die Hand gibt“.

1853 zieht F., der inzwischen die Tochter des gelehrten Oberkirchenrathes Dr. K. Baehr heimgeführt, als selbständiger Pfarrer in die vacant gewordene Stelle zu Altlußheim ein, von der anhänglichen Gemeinde mit Jubel begrüßt. Am liebsten wäre er nun, wie er schreibt, ganz bei den Bauern geblieben. Aber das friedliche Landidyll ist schon im November 1854 zu Ende.

Es lag der Oberkirchenbehörde des durch manche kirchlichen Gegensätze bewegten Großherzogthums viel daran, gerade für die Hauptstadt Geistliche zu gewinnen, die mit freier und vielseitiger Bildung gesundes biblisches Christenthum verbanden: das war der Gesichtspunkt, unter dem damals F. als Hof- und Stadtvicar, zwei Jahre später W. Beyschlag, der nachmalige Hallische Theologe, als Hofprediger nach Karlsruhe berufen wurde.

Bald hatte F. trotz der Anfeindung gewisser Kreise und Collegen in der „Kleinen Kirche“ eine große Gemeinde um sich gesammelt, der er in fortlaufenden Predigtserien die Zehn Gebote und das Vaterunser auslegte. Noch in seiner Karlsruher Zeit hat F. diese Predigten auf Verlangen drucken lassen. In der Form reine Katechismuspredigten, ohne die homiletische Durcharbeitung der späteren Jahre, zeigen sie in Gedanken und Ausdruck doch schon die volle Kraft volksthümlicher Plastik, und überall blicken große leitende Gesichtspunkte durch. Aus persönlicher lebendiger Anschauung schildert Beyschlag den jungen Geistlichen in seiner Selbstbiographie mit den Worten: „Emil Frommel, neunundzwanzigjährig, war im ersten Aufblühen seiner liebenswürdigen Eigenart und volksthümlichen Begabung. An der nachmaligen reichen Herbstzeit seines Genius haben sich ja Viele erfreuen dürfen; ich habe seinen Frühling, das erste scheue Auflodern des nachmals auf hohen Leuchter gesteckten Lichtes erlebt und genossen. Seine Predigten — in der dritten und letzten Kirche für die 15 000 Protestanten Karlsruhes — übten durch ihren volksthümlichen, farbenreichen Stil und vor allem durch die reizende Kunst, Erzählungen einzuflechten, eine große Anziehungskraft; die persönlichen Eigenschaften und ungemein geselligen Talente Frommel's kamen hinzu. Eine künstlerische und dichterische Natur durch und durch, ein Mensch der Stimmung und des Augenblicks, bei ernstem Hintergrund voller Witz und Humor, leichtbeschwingter Gelegenheitspoet, am Klavier ein Sänger von prächtigem Vortrag, wenn er auch die Begleitung nur so zusammenstoppelte, bezauberte er jeden, der ihm unbefangen gegenüberstand. Bei alledem war Frommel's Stellung in Karlsruhe eine gedrückte und aufmunterungsbedürftige. Als Hof- und Stadtvicar besaß er kein Recht der Casualien und des Confirmandenunterrichts; erst während meiner Amtsführung erhielt er beides in dem ärmsten Stadttheil. — — — Dabei war er einigermaßen in der Lage des Propheten im eigenen Vaterland und im eignen Hause. Man hatte ihn lieb, aber zuerst wollte man ihn richtig erziehen. Zumal den pietistischen Kreisen,

welche einen ansehnlichen Theil der Gemeinde bildeten, war an seiner weltoffenen ungenirten Weise vieles nicht recht, und weil er jung war und man ihn von Kind auf kannte, meinte man ihn schulmeistern zu dürfen".

Mit Beyschlag verband F. seit dem ersten Bekanntwerden eine aufrichtige Freundschaft, die bei beiden, trotz mancher späteren theologischen Differenzen, bis ans Ende festblieb. Jetzt sollten sie bald Schulter an Schulter in den Kampf treten. Der badische Agendenstreit schlug seine Wellen und forderte seine Opfer. Die radicalen Liberalen in Mannheim und Heidelberg machten gemeinsam Front gegen die „reactionäre" Kirchenleitung, die seit Ullmann's Berufung in das geistliche Ministerium, wie behauptet wurde, die protestantische Gewissensfreiheit bedrohte; Ullmann wurde 1861 gestürzt; Frommel's Schwiegervater Baehr schied aus dem Oberkirchenrath. F. aber, der inzwischen durch einen Compromiß der positiven und liberalen Wähler zum Stadtpfarrer aufgerückt war, gründete mit Beyschlag ein „Evangelisches Kirchen- und Volksblatt", das, im Unterschiede von der polemischen Betonung des Protestantismus bei den Gegnern, das evangelische Gemeindebewußtsein pflegen wollte. Beyschlag schrieb die kirchenpolitischen Leitartikel, F. steuerte zunächst nur Plaudereien bei u. d. T. „Aus dem Papierkorb eines geistlichen Herrn" und trat für die Hauspoesie ein. Aber die Gegensätze zwischen Karlsruhe und Heidelberg verschärften und vergifteten sich, und als Beyschlag durch seine Berufung nach Halle dem Streit glücklich entronnen, erlag F. den Verhältnissen und gerieth in das Fahrwasser kirchenpolitischer Polemik. Scharfe Artikel kamen damals aus seiner Feder, mehr protestantisch als evangelisch in Ton und Haltung, den eignen Mitarbeitern und Freunden viel zu scharf, sodaß sie ihn um Mäßigung baten. Er selbst fühlte bald, daß er einen schiefen Weg eingeschlagen. „Es thut nicht", so bekannte er später, „seine Feder in des Teufels Tintenfaß zu tauchen". Häusliches kam dazu, ihm das Leben in der Heimath zu verbittern, — nicht zuletzt der Uebertritt seiner beiden Eltern zur lutherischen Separation und ihre Uebersiedlung nach Ispringen zu Max Frommel, der bewußt oder unbewußt der spiritus rector dieser Umwandlung im Elternhause gewesen war.

Trotz allem äußeren und inneren Sturm und Drang der letzten Jahre hatte F. Zeit und Ruhe gefunden, außer den Predigten und Artikeln seine ersten selbständigen Bücher zu schreiben. Er wollte, durch Barth, Wichern, Caspari ermuntert, „am Herzen des Volkes liegen und den innersten Pulsschlag seines Lebens vernehmen und dann so schreiben, daß Hans und Grete und auch den gelehrten Professor die Groschen nicht reuen, die sie für das Büchlein ausgegeben, und beiden gleichmäßig Herz und Auge beim Lesen lacht und weint". So erschienen die Erzählungen: „Aus einem Kellnerleben", „Der Rathsschreiber", „Die Gräfin". Ein lebendig pulsirendes sociales Mitgefühl, ein nach breiter Verständlichkeit strebender, von herzlicher Liebenswürdigkeit getragener Stil kennzeichnen seinen ersten Flug in die litterarischen Höhen. Mit allen späteren Schriften Frommel's haben diese Erstlinge den frohen Ernst gemein, der bei aller ethischen Endabsicht doch niemals ins moralisirende Dociren fällt, der, um mit Schleiermacher zu reden, „alles mit Religion geschehen, aber Religion nicht alles sein läßt".

Vier Rufe nach auswärts hatte F. inzwischen ausgeschlagen; den fünften, der 1864 an ihn von Barmen-Wupperfeld herantrat, glaubte er nicht abweisen zu dürfen. Einstimmig hatte man ihn dort nach einer Bibelfestpredigt gewählt. In der Heimath erleichterte ihm die Kälte der Behörde und die Zaghaftigkeit der Gemeinde den Abschied. Die besten Freunde riethen ihm zu gehen. So hielt er seine Abschiedspredigt in der Heimathstadt, die

es nicht verstanden, ihn festzuhalten, sondern den Propheten weiterziehen ließ. Die Heidelberger aber hatten nicht so ganz Unrecht, wenn sie schrieben: Emil Frommel sei einem rettenden Rufe ins Ausland gefolgt. Die gründliche Luftveränderung war in der That in mehr als einer Hinsicht für ihn eine Rettung. Wiewohl er ahnte und die Ahnung nur zu bald bestätigt fand, daß es in eine neue Schule, auf einen neuen, wenn auch etwas anders gearteten Kampfplatz ging.

F. erkannte es als seine besondere Aufgabe, um derentwillen sein Weg ihn gerade in diese „Hoch- und Tiefschule“ für den evangelischen Geistlichen geführt, durch Wort und Beispiel dem in seinem Ernste so ehrenwerthen und in seinem Biblicismus vorbildlichen, dabei aber in der ganzen Lebensauffassung vielfach so freudlosen, ängstlich-schroffen Christenthume der Kirchlichen im Wupperthal zu Freude und Freiheit zu verhelfen, den von der Kirche Entfremdeten aber, und deren waren in den oberen und unteren Schichten der Fabrikstadt nicht Wenige, die Brücken zu bauen vom Unglauben zum Glauben, von der Welt ins Reich Gottes. Auf der Kanzel, in der Seelsorge, in den Vereinen sucht er für seine weltfrohe Auffassung des christlichen Lebens zu werben und zu zeigen, daß es eine „ernste Sache um die Freude“ des Christen sei. Bald waren auch hier alle besseren Elemente der Gemeinde Frommel's dankbare, ja begeisterte Hörer und Anhänger. Gerade, daß er nicht im engen Gleise des hergebrachten Wesens fuhr, sondern immer auf der Höhe stand, „wo der Blick frei ist und die Seele weit wird, — daß er es verstand jedem auf seine Art beizukommen“, das zog die Menschen zu ihm und erwarb ihm das Vertrauen. An dem geistvollen Missionsinspector und philosophischen Schriftsteller Dr. Fabri, an dem bekannten Schulmann W. Dörpfeld, nicht zuletzt an manchem schlichten Handwerker und Bandwirker aus den Kreisen der „Collenbuschianer“ fand er verständnißvolle und fördernde Freunde; mit ihnen wurde „Schrift“ gelesen und gemeinsam ausgelegt. Aber auch der Gegensatz und Widerspruch blieb hier so wenig wie bei den „Strengen“ in der badischen Heimath aus. Daß F. es wagte, von dem Recht der Kunst im Cultus, ja von „Sanges Recht und Pflicht“ in einem Vortrage vor den Lehrern des Reg.-Bezirks Düsseldorf zu reden, war vielen Schwachen schon ein Aergerniß gewesen; daß F. aber am Charfreitag des Jahres 1865 noch einen Schritt weiter ging, nämlich die Aufführung der Passionsmusik zu besuchen, das schien unerhört. Mannhaft hat F. den offenen und geheimen Angriffen auf das gute Recht seiner Sache die Stirn geboten, wenn er auch dem freundschaftlichen Memento seines Vorgängers (eines Schwagers von Rudolf Koegel), der ihn bat, im Kampf um die Kunst nicht zu viel Kraft auf die Erstürmung einer Position zu verwenden, die immerhin nur ein Nebenwerk bilde, sich willig und überzeugt fügte. Doch hatte der heiße Kampf eine werthvolle Frucht gezeitigt: Frommel's Schrift über „Die Kunst im täglichen Leben“ (jetzt in 6. Aufl. als Band III der gesammelten Schriften). Das schöpfungsmäßige Recht und damit auch die sittliche Aufgabe der Kunst — und zwar einer guten Kunst — im Leben des Volkes wie der Kirche nachzuweisen, ist die Absicht, die dieser „Streifzug“ geistvoll und praktisch-lebendig durchführt.

Noch im gleichen Jahre erschien aus Frommel's Feder ein umfangreiches Buch: das Lebensbild Dr. Aloys Henhöfer's, ein Stück badischer Kirchengeschichte, an dem er schon in den letzten Karlsruher Jahren mit großem Fleiß gearbeitet. Glücklicher Weise hat F. später (Stuttgart 1880) die Goldkörner, die in diesem nur für den Forscher wirklich nutzbringenden Quellenwerk verborgen liegen, noch einmal besonders hervorgeholt und dem deutschen Christen-

volke in kleiner Münze dargeboten. Seitdem ist das süddeutsche Pfarroriginal auch in norddeutschen kirchlichen Leserkreisen kein Fremdling mehr.

Der Krieg 1866 fand in F. trotz allem „deklarirten Süddeutschthum" und im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner badischen Landsleute einen von Herzen begeisterten Anhänger der preußischen Sache. Die vaterländischen Reden Frommel's aus den 60er Jahren, die das Frommel-Gedenkwerk im III. Bande gesammelt, geben ein anschauliches Bild davon, wie ihm Patriotismus und Christenthum schon damals im besten Sinne in Eins zusammenfielen: hier redet kein Chauvinist und kein Byzantiner, wohl aber ein Mann und ein Christ, der mit allen Fasern seiner leidenschaftlichen und empfindsamen Seele im deutschen Volksthum wurzelt und im Könige von Preußen den gottgesandten Führer der deutschen Sache zu erkennen glaubt. Es kam das Cholerajahr 1867, das die Wupperfelder Gemeinde decimirte und F. selbst an den Rand des Grabes brachte. Nach seiner Genesung galt seine Arbeit in erster Linie dem inneren und äußeren Aufbau der Gemeinde. Die thatkräftige Anregung zu zwei neuen Barmer Kirchen, der Friedenskirche und Johanniskirche ist Frommel's Verdienst gewesen. Zwischenhinein hält er, vom Verein für Kirchenmusik zu Berlin gerufen, wieder einen Vortrag „pro domo" — über Händel und Bach. Derselbe bildet jetzt das erste Bändchen einer Reihe von Aufsätzen und Erzählungen, die seit 1872 bei Wiegandt und Grieben erschienen sind. Auch hier war es, wie bei dem Streifzug „Von der Kunst im täglichen Leben" nicht sowohl das ästhetische, als das sittlich-religiöse Interesse, das für die Wahl des Stoffes den Ausschlag gab. Als „Helden Gottes und Zeugen der Wahrheit wider das Geschlecht ihrer Tage" zeichnet F. die beiden Meister, die auch heute noch eine Mission zu erfüllen haben. „Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn" hatte F. gleichzeitig mit dem Büchlein zu schreiben begonnen, das ihm einen dauernden Platz in der deutschen Volkslitteratur gesichert hat: dem „Heinerle von Lindelbronn". Die Geschichte dieses ehemaligen Schwarzwälder Bauerbuben und späteren Atelierschülers bei Vater Frommel, der seinen herrlichen frommen „Pathen" verläßt und sich unter die Kunstjünger begibt, bis er in Rom durch bittere Erfahrungen klug geworden, heimkehrt und als braver Uhrmacher das Kunsthandwerk pflegt, — ein gesegneter Mann, dessen Unglück ein verschleiertes Glück gewesen, — sie gehört zweifellos zum besten, was F. überhaupt geschrieben. „Lesen Sie den Heinerle", sagte er später selbst, „und Sie haben mich mit allem Guten und Bösen". Schärfer als sonst in seinen Erzählungen, die er leider wenig feilte, sind hier die Charaktere innegehalten; eine tiefe Naturpoesie zieht sich durch das Ganze hindurch, ohne den lebendigen Fluß zu hemmen. In der Gestalt des Pathen aber erkennen wir ein Stück innerer Lebensgeschichte des Verfassers. Die Züge der frommen alten Mystiker, eines Oetinger, M. Hahn u. A. blicken aus ihm entgegen, wie sie F. durch Behm in Erlangen und nachher im Kreise der Wupperfelder „Stillen", der „Bibelfreunde", die von den Strengkirchlichen weltflüchtiger Observanz wohl zu unterscheiden sind, kennen und lieben gelernt hatte.

In der That dankte F. dem „Thale" ebensoviel als das Thal ihm. Bei seinem Scheiden aus der Gemeinde hat er es dankbar ausgesprochen: „Die Gemeinde hat mich gelehrt, aus Gottes Wort zu leben und aus diesem Jungbrunnen immer von neuem zu schöpfen — sie hat mich auch gelehrt, mich keiner Partei zu verkaufen und nicht der Menschen und Meinungen Knecht zu werden, und ebenso mein Leben und Heil nicht in äußeren Amtsdingen zu suchen, in Schreiberei und Actenbündeln . . . sie hat mich gelehrt, Seelsorge zu treiben. Meinen pneumatischen Menschen hat sie geläutert, während der

seelische freilich viel gelitten hat". — Zwei Rufe nach Köln hatte F. in den letzten Jahren abgelehnt. Max Frommel's überzeugendem Zureden ist es vornehmlich zu danken, daß Feldpropst Thielen eine Zusage Frommel's erhielt, als er ihm im J. 1869 die Stelle eines Garnisonpfarrers von Berlin antrug.

Am 25. Februar 1870 trat F. die neue Stelle an. Acht Minuten waren ihm für die Antrittspredigt vorgeschrieben. „Auch diesen Saltomortale ins Militärpfarramt", so schreibt D. Richter in seinem „Kranz auf Emil Frommel's Grab", „hat F. mit glücklichem Humor und gutem Erfolge gethan". F. war selbst nicht Soldat gewesen, dem Organismus des Heeres stand er ebenso fremd gegenüber wie den mannichfachen Förmlichkeiten des dienstlichen Verkehrs. Aber sein beweglicher Geist fand sich schnell in die ganze Situation hinein. Bald hatte er sich zu der Militärgemeinde eine ansehnliche Civilgemeinde hinzugepredigt, der sich die Frauen der Officiere, die bis dahin ebenso wie die „Nichtcommandirten" vom Soldatengottesdienst fernzubleiben pflegten, anschlossen. Im ganzen ist er von den Berlinern zunächst nicht entzückt: „wie die Menschen hier anfassen, das will mir schwer werden . . . sie lesen in und über die Dinge, aber sie leben nicht in den Dingen der Ewigkeit". Die Schrift erscheint dem Barmer Pastor hier als „ein ziemlich unbekanntes Buch" — „man lobt die Pumpe und vergißt des Wassers. Da trumpfe ich denn gehörig auf und fühle den Leuten auf den hohlen Schriftzahn". Er will die Gewissen wachrufen und die ganze Aufgabe des Evangeliums zunächst sittlich fassen. — Eine große Geduldsübung stand jetzt dem neuen Garnisonpfarrer bevor: die Truppen rückten in den Krieg mit Frankreich, und er mußte zurückbleiben. Nach dem Siege von Wörth hält es ihn nicht länger mehr daheim; auf sein dringendes Bitten wird er Anfang September als „außeretatsmäßiger Feld-Divisionspfarrer" der Gardelandwehr, die vor Straßburg lag, nachgesandt. In zehn Ortschaften war die Soldatengemeinde zerstreut, die er von dem Sitz seines Stabes aus zu pastoriren hatte. Daneben suchte er der ihm vom Feldpropste persönlich gestellten Aufgabe gerecht zu werden, über Zustände und Stimmung im Elsaß nach eignen Eindrücken zu berichten. Als Vertrauensmann der verschiedensten Gruppen hat er, der das Elsaß von Kind auf kannte, und der allen Ueberspannungen, auch denen des patriotischen Gefühles, abhold war, gerade in dieser Mission des Ausgleichs und der Versöhnung von allen 228 geistlichen Kräften des Krieges wohl das Bedeutendste geleistet. Der Haupttheil dieser unendlich viel Takt erfordernden Arbeit begann für ihn begreiflicher Weise mit der Einnahme Straßburgs. Da gab es manches „Bombardement glühenden Hasses und Zornes auszuhalten", unter Freunden und Verwandten viel Mißverständnisse aus dem Weg zu räumen, und an seinem Theile zu erfüllen, was Frommel am Schluß seiner Einzugspredigt in der Thomaskirche forderte: „Deutschland hat eine große Ehrenschuld, die Wunden zu heilen, die der Krieg schlagen mußte. Straßburg hat die Thore geöffnet, öffnen wir ihm unser Herz und unsre Hand, damit aus den Ruinen ein Neues entstehe!" Die große Zeit fand auch den Redner in F. auf der Höhe seiner Aufgabe. Ein hoher dichterischer Moment war es, den F. seine Hörer miterleben ließ, als er acht Tage später an derselben Stätte bei dem Kirchgang des Generalgouvernements zu predigen hatte. „Ich predigte über das Evangelium des Tages, die Auferweckung des Jünglings von Nain, Etlichen vielleicht zur Verwunderung, mir aber zum symbolischen Bilde sich hebend. So mancher Jüngling ruhte draußen vor den Wällen und drinnen im botanischen Garten. Galt's nicht, der Stadt im Wittwenschleier ein großes trostvolles „Weine

nicht" zu bringen, und welch schönere Aufgabe konnte sich eine Friedensregierung stellen? Es galt einen Todten zu erwecken, schlummernd im Sarge, der ihn 200 Jahre umschlossen, den deutschen Geist im herrlichen Elsaß. Aber Gottes Geist gibt allein der Mutter — unserer Germania — das Kind lebendig wieder, das jetzt todt vor unseren Augen liegt. Den Jüngling weckt er auf, und an der Jugend muß die Arbeit beginnen: wer die Jugend hat, der hat die Zukunft".

Sechs Monate hat F. als Garnisonpfarrer von Straßburg im deutschen Elsaß seines Amtes gewaltet. Seine Zeitpredigten waren, wie schon im Felde, wo er sich als einen Meister des improvisirten Wortes bewähren konnte, Ereignisse im geistigen Leben der Stadt; seine weltliche wie geistliche Behörde hätte ihn am liebsten dauernd an das neugewonnene Land gefesselt. In zwei umfangreichen Memoranden an das Gouvernement uud das Ministerium des Innern hatte er seine Eindrücke von der socialen und religiösen Lage des Elsaß festgelegt und Vorschläge gemacht für eine Neugestaltung der protestantischen Kirche des Landes; er selbst will aber unter keinen Umständen in die Verwaltung derselben, wie man wohl wünschte, eintreten. „Ich gehöre in den grünen Wald und nicht an den grünen Tisch" — so hat er allezeit empfunden. Am 31. März 1871 feierte der Straßburger Garnisonpfarrer mit der Gemeinde das heißersehnte Friedensfest, das ihm als wohlverdientes Ehrenzeichen das Eiserne Kreuz eintrug. Am 16. Juni stand F. wieder auf seiner Berliner Kanzel, um vor Kaiser und Reich die Friedens- und Dankfestpredigt zu halten, — einen begeisterten Hymnus voll großer historischer Ausblicke.

Zurückschauend aber auf die Zeit im Felde mußte er bekennen: „es war für mich persönlich die ereignißreichste Zeit meines Lebens . . . meine Feuertaufe als Feldprediger habe ich vor Straßburg erhalten. Mit der Armee hat mich die große Zeit unauflöslich verbunden . . ." Auch für die Predigt und Seelsorge gab es hier zu lernen. Es war so, wie ein General ihm damals versicherte: er hatte den „Kasernenschlüssel" gefunden, der ihm in Friedenszeiten schwerlich so bald in die Hände gekommen wäre.

Erwähnt sei, daß F. auch als Schriftsteller während des Feldzuges nicht gefeiert hat. In dem Straßburger Winter entstanden zwei Lebensbilder aus der elsässischen Kirchengeschichte: „Catharina Zell" und „Luise Scheppler", Pfarrfrau und Pfarrmagd. Die streitbare Pfarrfrau des Leutpriesters zu St. Lorenz am Straßburger Münster, die verständnißvolle Freundin M. Luther's, stellt er plastisch in den Rahmen der Kirchengeschichte Straßburgs hinein. An Luise Scheppler, der treuen Haushülfe des Pfarrer Oberlin im Steinthal, zeigt er in schlichtester Darstellung, wie das einfache Bauernmädchen aus Bellefosse zur Begründerin der Kinderpflegen wird, die sich über Frankreich, England und Deutschland seitdem verbreitet. Einen Theil des Dankes sollten jene Büchlein abtragen helfen, den F. seit den Tagen der Confirmation der elsässischen Kirche und dem so heißgeliebten Straßburg schuldete.

Was er selbst damals an Lust und Leid in und vor Straßburg mit seinen braven Landwehrleuten erlebt, hat F. im J. 1872 in: „O Straßburg, du wunderschöne Stadt" zu Nutz und Frommen der deutschen Jugend erzählt. Das Buch war mittelbar eine Frucht der im übrigen in kirchlicher wie kirchenpolitischer Hinsicht stark verunglückten sogen. „Octoberconferenz" zu Berlin. Dort war u. a. der Gedanke angeregt worden, die Geschichte des deutsch-französischen Krieges als eine Geschichte der großen Thaten Gottes durch eine Reihe von Volksschriften festzuhalten. „O Straßburg" machte den ersten glücklichen Anfang, es ist mit dem drei Jahre später erschienenen „In des Königs Rock" vielleicht das im preußischen Heere am meisten gelesene Buch

Frommel's. Der improvisirte Felddivisionspfarrer von 1870 fühlte sich seit dem Feldzuge in der That völlig Eins mit seinen „blauen Beichtkindern". Daran änderte auch die Ernennung zum Hofprediger nichts, die ihm gelegentlich des 150jährigen Jubiläums der Garnisonkirche zu Theil ward. Nur den Titel, so hatte er dem Kaiser erklärt, nicht aber die Stellung als Hof- und Domprediger würde er annehmen, die in Berlin mit diesem Range bisher verknüpft war. Und der Kaiser hatte eingewilligt. So gleichsam im Generalstab, außerhalb der Schußweite des Tageskampfes postirt, konnte F. in Frieden an dem Aufbau seiner Gemeinde arbeiten. Seine Gottesdienste füllten sich immer mehr. Man war allenthalben froh, in der Militärkirche statt des „Regimentsmusiktones" und des „schwarzen Wetters" eine Frühlingsstimme zu hören, die, wie es scheint, in Berliner Kirchen auch sonst damals etwas Seltenes war.

Daß er niemals sich verleiten ließ, auf der Kanzel „den Tornister auszupacken", daß man bei ihm nichts hörte von Dienst und Drill, von der Disciplin und den Gefahren der Socialdemokratie, — das eben machte ihn zum Prediger für Alle; das ließ auch die Gemeinde der Frauen bei ihm ihre Rechnung finden, wenngleich er auf der andern Seite die von Vielen beliebte rein seelische Wirkung auf die „Rührung" der Zuhörer fast ängstlich vermieden hat. Die große Hoffnung, die er für die Menschen hegte, die Freude am Herrn, die auch durch seine Bußpredigt hindurchklang, hatte etwas Ansteckendes an sich, etwas, das mit fortriß; sein größtes Charisma blieb aber doch die Einfachheit. Sie schien ihm mit Recht ein größeres Lob des Predigers als das Verdienst, geistreich zu sein, was ihm im übrigen nicht schwer fiel. Das Wort Emanuel Geibel's:

„Das Schwerste klar und Allen faßlich sagen,
Heißt aus gediegnem Golde Münzen schlagen,"

paßte auf F., als wenn es von ihm gesagt wäre. Es begreift sich, wie aus allen Himmelsgegenden Berlins, aus allen Ständen und Lebensaltern, — die Jugend voran, die bald im Confirmandenunterricht F. als unvergleichlichen Lehrer und Führer schätzen lernte — die Hörer zu seinen Predigten strömten. „Berlin ist ein Fischteich", so schreibt er einmal mit gutem Humor, „und ich angle nach Menschenseelen; bald hängt in meiner Angel ein Soldat, bald ein Civilist, wie es gerade kommt". Dabei kam ihm seine Ausnahmestellung als Militärpfarrer auch nach andrer Seite hin zu statten: Während draußen die kirchliche und politische Welt sich mit dem Culturkampf herumschlug und um Schulaufsicht, Kanzelparagraph und Maigesetze in Fehde lag, konnte er im stillen zu einem Meister der Seelsorge ausreifen und nach Tages Last und Hitze sich in altwürttembergische Vergangenheit vertiefen: J. A. Bengel, Ph. Math. Hahn, Flattich und ihre Schriften traktirte er damals, wobei er, nach einem Worte an Max F., das Holz für sich behielt und die abfallenden Späne in Gestalt von Vorträgen weitergab, zum Besten der mancherlei Vereine, die in ihm nur zu bald den hülfreichen „Sebaldus Nothanker" (vgl. Frommel's „Nachtschmetterlinge") erkannt, auf den man, wenn Noth am Mann ist, überall zählen kann. — Bei der außerordentlichen Generalsynode im J. 1875, einer der wenigen, auf die nach Frommel's Urtheil das „Synodare, es blivt wie es ware", nicht ganz paßte, finden wir auch ihn, vom Kaiser berufen, am Werke. Mit der Selbständigkeit seiner Natur, der jeder Zwang außer dem der Pflicht und des Gewissens zuwider war, hing es wohl zusammen, daß er sich weder damals noch später in das Netz irgend einer kirchlichen Partei einfangen ließ. Trotzdem oder gerade deshalb stimmte er auf der Synode zumeist mit der Mittelpartei; aber auch dieser kirchlichen

Gruppe gegenüber seine volle Unabhängigkeit wahrend. Das zeigt die in dem Lebensbilde Frommel's (Frommel-Gedenkwerk II, 161 ff.) mitgetheilte, ebenso charakteristische als charaktervolle Synodalrede. Eine „ungehaltene Rede eines Ungehaltenen", so hätte er sie frei nach O. v. Leixner nennen können. Denn er hatte sie zwar sorgfältig auf dem Papier ausgearbeitet, aber wohl aus dem „synodalen Mißbehagen", das ihn während der Sitzung befiel, schließlich im Pult gelassen. Er ist seitdem auf keiner Synode mehr erschienen, obwohl man ihn auch von Seiten des Kirchenregiments wiederholt darum gebeten. Hoffte man doch mit Recht, daß er durch seine Persönlichkeit dazu beitragen werde, den Geist der Synoden auf rechte Bahn zu leiten, daß seine Eigenart, die ihn zum kirchlichen Führer so ungeeignet erscheinen ließ, mithelfen werde, die unvermeidlichen Extravaganzen der Parteien hintanzuhalten oder doch möglichst unschädlich zu machen.

F. selbst dünkte es eine für den eignen inneren Menschen wie für sein Volk ersprießlichere Beschäftigung „im Nebenamt", wenn er die Friedensarbeit that, zu der ihn Naturanlage und Neigung immer wieder hintrieb: die Arbeit mit der Feder. Und doch war es nicht die Lust am Fabuliren allein, die ihn zum Schriftsteller machte. Ob er, wie in der „Familienchronik" mit ihren vier Bändchen (der letzte, „Aus goldenen Jugendtagen" im J. 1889), das Paradies der eigenen Kindheit und Jugend aus dankbarem und begeistertem Herzen schildert und dabei die Absicht verfolgt, in einem familienflüchtigen Geschlecht den Sinn für das Beste im Leben, für Haus und Familie im Geiste W. H. Riehl's zu wecken, — ob er in den Geschichten aus der „Hausapotheke" allerlei probate Heilmittel für gute und böse Tage verräth, ob er aus der „Sommerfrische" plaudert als ein Virtuose in der Kunst des Reisens und Erlebens, dem das Zauberwort allzeit zu Gebote steht, das Menschen und Dinge klingen macht, — ob er später im „Ampelschein" vom geliebten alten Kaiser erzählt, der ihm in Gastein menschlich so werth geworden und nahe gekommen war, — ob er in „Allerlei Sang und Klang", das er dem Freunde seiner alten Tage Karl Gerok zueignet, einen Sommernachtstraum träumt über das Geben der Menschenkinder, oder in der „Dorfgeschichte" — übrigens der einzigen, zu der F. den Stoff ganz frei aus der Phantasie geschöpft — zeigt, wie das „fünfte Rad" den Wagen rettet, ob er in „Feldblumen", „Beim Lichtspahn" Kalenderaufsätze sammelt, die er, mehr der Nöthigung unersättlicher Verleger als dem eigenen Triebe folgend, hier und da früher veröffentlicht hatte, — es ist doch überall nicht der Schriftsteller und Dichter nur, der zu dem Leser redet, sondern der Menschenfreund, der Erzieher im Erzähler, der Ethiker im Aesthetiker. Aeußerlich, technisch sozusagen tritt diese pädagogische Seite Frommel'scher Schriftstellerarbeit in einer Eigenthümlichkeit zu Tage, die u. a. besonders den Band „Beim Lichtspahn" kennzeichnet, es sind seine „Items", in denen er, Jean Paul's Spuren nachgehend, den Fluß der Erzählung von Zeit zu Zeit unterbricht oder diese beschließt durch eine Reihe von allgemeinen Erwägungen, in denen sich die „Moral" des Erzählten zusammenfaßt. Ein Beispiel für viele. In „Um Haus und Hof", in der der jüdische Ortskrämer Hajum Levi sich mit seiner Speculationswuth in seiner eigenen Schlinge fängt, schließt mit 5 Items: „Es geht nicht immer so in der Welt, aber manchmal wird doch schon hier auf Erden Gottes Hand offenbar." Zum andern: „Ein treues Gemüth behütet Gott, auch wenn es nicht in einem weißen Mehlkittel steckt". Zum dritten: „Ein treues Weib ist Goldes werth, auch wenn es auf keinem Sack voll Geld sitzt". Zum vierten: „Wenn alle Christen wahre Christen und alle Juden wahre Juden wären, stände es auch anders

in der Welt". Zum letzten: „Treue ist besser als Schlauheit und alle Fuchsbälge kommen beim Kürschner zusammen". — Unter großer äußerer Unruhe, die die steigende Amtsarbeit mit sich brachte, waren diese Schriften zum Theil nur schnell hingeworfen; sie verrathen denn auch hie und da die Hast ihrer Abfassung.

Inzwischen war mehrmals die Versuchung an F. herangetreten, die Berliner Stellung aufzugeben; zuerst hoffte man ihn als Pastor in Hamburg, dann als Stadtpfarrer in der alten Heimath, in Baden-Baden zu gewinnen; er lehnte ab aus Liebe zu seinem Kaiser und zu seinen Soldaten. Um der Stellung zu den letzteren willen athmete er auch erleichtert auf, als später (1886) der Kelch der Feldpropstwürde auf seine Bitte hin an ihm vorüberging. Fürchtete er doch auch mit vollem Recht, daß es ihm „unter dem Actenstaub erginge wie Johann dem muntern Seifensieder, der seine Lieder verlor und keine fröhliche Seele mehr sein konnte". Was ihn aber gerade in Berlin festhielt, war schließlich doch nicht zuletzt die Erkenntniß, daß er hier den Boden gefunden, den er brauchte, um völlig er selbst zu sein. „Ich habe an der Spree gefunden, was ich am Rhein nicht gefunden", so bekannte er bei aller glühenden Liebe zu seiner badischen Heimath. Sicher ist, daß erst Berlin ganz aus F. gemacht, was in ihm angelegt war; und doch ist es für die Persönlichkeit Frommel's bezeichnend, daß er, wie in Baden und im Wupperthal, so auch im großen Strome der deutschen Welt- und Hauptstadt sich selbst treu geblieben ist. Er blieb der Süddeutsche im Norddeutschen, der Bauernpfarrer im Hofpredigertalar, das schlichte Gotteskind im Manne der großen Welt, mit der er harmlos, ohne Arg verkehrte. Und wenn er, wie Wenige seiner Amtsgenossen, sich bis ins Alter für die Geistesströmungen und Bildungselemente seiner Zeit volle Empfänglichkeit bewahrt und ihren Bedürfnissen, vor allem auch in der Predigt, gerecht zu werden suchte, so stand er doch in Sachen des Glaubens unerschütterlich auf dem Boden der kirchlichen Vergangenheit. Für die modernen Theologen, einen Harnack, einen v. Soden u. A., hatte er mehr übrig als für die moderne Theologie, deren Bedürfnisse und Nöthe ihm schon deshalb ferner lagen, weil ihm die Theologie allezeit weniger eine Wissenschaft als eine liebe Kunst gewesen ist. Das wußte auch die theologische Facultät zu Berlin, und ließ es sich doch nicht nehmen, in richtiger Erkenntniß dessen, was F. als „hervorragender christlicher Schriftsteller, als unermüdlicher und begabter Prediger und Lehrer der Jugend" — so lautete das Diplom — geleistet, dem freudig Ueberraschten im Jahre des Lutherjubiläums, 1883, den Doctorhut honoris causa aufzusetzen. Ja, F. war stolz auf diese Ehrung, sie war ihm „das eiserne Kreuz, ins Theologische übersetzt", und er ließ das schwungvoll geschriebene „D." so wenig jemals vor seinem Namenszuge fort, als das Eiserne Kreuz aus seinem Knopfloch, während er alle andern Orden und Ehrenzeichen, Titel und Würden, die ihm die Zeit und die Gunst der Hohen dieser Welt eingetragen, am liebsten zu Hause ließ. Fast wie eine Ironie des Schicksals erschien ihm selbst und vielleicht auch manchen Andern, die Ernennung zum „Militäroberpfarrer" und „Consistorialrath" (1889), später (1896) „Oberconsistorialrath". Für seine Amtsführung brachten diese Beförderungen nichts Neues: etwas mehr Actenwesen, das war alles, und diese Acten nahm er nicht tragisch: in die Sitzungen des Consistoriums ging er nur die ersten Male, aus Pflichtgefühl, dann ließ er es, weil ihm seine „Zeit zu kostbar" und die ganze Stellung im Consistorium mehr eine Ehrenstellung war ohne entscheidenden Einfluß. Ueber Frommel's herzliche Abneigung gegen alles, was geistliche Behörde hieß, cursiren viel übertriebene Anekdoten, die dann auch journalistisch, zuletzt in

dem Buch des Berliner Tageblatt-Theologen Theodor Kappstein (Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch. Leipzig 1903) im antikirchlichen Sinne ausgeschlachtet worden sind. Wer F. kannte, wußte, daß solche gelegentliche „starke“ Aeußerungen bei ihm nicht auf die Goldwaage gelegt werden durften. Nennt er doch selbst einmal sein geliebtes Berlin dem Bruder gegenüber „einen großen Sumpf, mit etwas kölnischem Wasser hocharistokratischer Gedankenblässe parfümirt“ und fragt ihn, ob er, dem in der Reichshauptstadt eine Stelle angeboten worden, sich denn „aus seinem Ispringer Adlerhorst zu den 800 000 Berliner Sperlingen locken lassen wolle“ u. s. w. Sicher ist, daß F. in kirchlicher Hinsicht allezeit ein überzeugter Einspänner gewesen ist, — der das Recht der Individualität mehr betonte wie die Pflicht, als ein dienendes Glied sich an ein Ganzes anzuschließen, denn er war, wie D. Richter sehr hübsch schreibt, „selbst ein Ganzes“, und hat die Urpflicht der Individualität reichlich geübt, die 1. Kor. 12 und 13 gezeichnet ist: in Liebe seine große charismatische Begabung zum „gemeinen Nutzen“ zu gebrauchen, d. h. in den Dienst des Ganzen zu stellen. So war es an ihm auch zu erklären und — zu tragen, daß ihm, dem der Blick für die Form wie wenige aufgeschlossen war, das Interesse und der Blick für die äußere Darstellung der Kirche in der Gestalt der Landeskirche mehr oder weniger abging. Dem Soldatenpfarrer bot die patriotisch-militärische Hingabe an Vaterland und Heer die Grundlage der Objectivität, die er brauchte und die ihm genügte. Wie sehr Frommel aber, bei aller Freiheitlichkeit der Gesinnung, nach außen hin ein treuer Sohn der „Kirche“ war, ein Feind aller Winkelzüge, mit scharf geschliffenem Schwerte Rom gegenüber, — das zeigen die Reden, die er im Lutherjahre zu Wittenberg, dann im J. 1890 zum Besten des Denkmals für den großen Reformator in Berlin, und sonst auf einer Reihe von Gustav Adolf-Festen gehalten. Der im Erscheinen begriffene Band VIII des Frommel-Gedenkwerks soll den vielbegehrten „Wanderredner“ auch nach der Seite der kirchlichen und Vereinsfestreden zur Geltung bringen; hier wie im Casuellen überhaupt, lag entschieden Frommel's Stärke. Hier konnte weit mehr noch als in der Gemeindepredigt, die Individualität zu ihrem Rechte kommen, Geschichte und Gleichniß, seine liebste Redeform, sich breiter und kühner hinauswagen. Ein Anderes kam hinzu: was bei den Feiern der Confirmation, bei Taufe, Trauung und Beerdigung, bei ernstem Weihewort wie bei fröhlicher Tischrede ihm die Herzen der Hörer schon unter den ersten Worten zuführte und die Aufmerksamkeit bis zu Ende festhielt, das war neben der Gabe, sich mit den Fröhlichen zu freuen und mit den Traurigen zu trauern, doch vor allem dies, daß er es verstand, die Handlung zu einer Feier zu gestalten, die Festflammen anzuzünden, auf dem Altar der Kirche wie auf dem Herd des Hauses. Wer den ganzen F. auf der Höhe seiner homiletischen Entwicklung kennen lernen wollte, der mußte ihn an einem Festtage hören (und, um dies gleich hier zu sagen: hören, nicht nachträglich ihn gedruckt lesen) —, am besten auf einer Gustav Adolf-Feier. Wie wußte er da schon durch die Partition im Eingange den rechten Ton anzuschlagen, wie predigte da alles mit, Geschichte und umgebende Natur, die letztere manchmal — was freilich nur er mit Glück wagen durfte — zur eigentlichen Predigerin des Tages werdend, hinter der das mottoartige Schriftwort zurücktrat. So, wenn er in in Düsseldorf auf Grund von Ezechiel 3, 22, 23 fragte: „Was redet der Herr mit uns am Rheinstrom? Antwort:

Die vielumkämpften Wogen rauschen: Wachet!
Die grünen Reben mahnen: Wachset!
Die zerfallenen Burgen treiben: Bauet!
Die hohen Dome läuten: Betet!

Freier noch sehen wir ihn in einer seiner letzten Reden, an einem politischen Festtage, bei der Eröffnung des Landtages im J. 1895, walten, er nimmt zum Verdruß einiger Herren von der „Rechten“ ein Wort Uhland's zum eigentlichen Text seiner Rede. — Tieftrauernd im eigenen Herzen läßt er das Leid seines Volkes in ergreifender Klage ausklingen an den zwei Kaisergräbern des Jahres 1888, in dankbarer Theilnahme am Sarge der nach seiner Versicherung vielfach verkannten Kaiserin Augusta.

„Der Kaiser und Gastein“ — hier war für Frommel ein besonderes Capitel seines Lebens aufgeschlagen; das Beste freilich, was ihm droben in den Bergen der greise Monarch aus dem tiefen Schacht seines treuen Herzens anvertraut, hat F. mit ins Grab genommen. Konnte er aus besonderen Gründen dem Gemahl der Kaiserin Friedrich nicht nahetreten, so stellte sich um so herzlicher von Anfang an, und nicht erst im Dreikaiserjahr, zu dem Hofprediger und Freunde Kaiser Wilhelm's das „edle junge Blut“, der kaiserliche Enkel. Die schlagfertige Art des Soldatenpredigers, der gesunde Humor, der bei F. nicht bloßer Mutterwitz, sondern ein Stück Welt- und Lebensanschauung war (man lese nur den Aufsatz in „Aus allen vier Winden“, in welchem er, ohne von sich selbst zu reden, doch den Humor seines eignen Christenthums classisch und glänzend vertheidigt), sein Freimuth, mit dem er „ein Royalist, kein Byzantiner“, auch den Höchsten der Erde gegenüber, und wenn es sein mußte, entgegentrat, das alles waren Züge, die ihn schon im kronprinzlichen Palais zum gern gesehenen Gaste machten. Der Tropfen demokratischen Oels, mit dem F. gesalbt war, mag manchem, der weder wahres Fürstenthum noch wahres Volksthum kennt, „für einen Hofprediger“ ziemlich groß erschienen sein; F. selbst erschien er nicht zu groß, und auch seine Fürsten müssen so empfunden haben, — eine Thatsache, die für beide Parteien gleich ehrenvoll bleibt. F. selbst schreibt im Rückblick auf seine Beziehungen zum kaiserlichen Hofe: „Ich bin auf Höhen des Lebens gestanden, sie nicht zu suchen, das habe ich von einem Könige gelernt, der gesagt: ‚Dränge dich nicht in der Könige Häuser‘, und der wohl gewußt hat, warum man sich nicht ohne Beruf hineinwagen soll; wenn man aber hineinmuß, dann frisch und fröhlich und getrosten Muthes hinein!“ F. hat auch in den Zeiten und Tagen, da das Nörgeln guter Ton zu sein schien, die Treue seinem kaiserlichen Herrn gehalten. Liebe und Verehrung des freien Mannes knüpfte ihn an die Person des jungen Herrschers, dessen weitblickende und geniale Auffassung vom königlichen Amte ihm eben so sehr wie der Zug der Pietät gegen die großen Vorfahren das Herz abgewonnen hatte. Nicht anders stand F. zu der nachmaligen Kaiserin, der „Mutter seiner theuren Prinzen“, die seit dem Jahre 1893 seinem Religionsunterricht anvertraut waren. Wenn Einer, so verstand er es, mit der Jugend jung zu sein, mit den Kleinen klein zu werden. Er hatte sich das Kind im Manne bewahrt: das war es, was ihm ungesucht die Herzen von Alt und Jung zufallen ließ. Aus warmer Liebe, mehr noch aus Erbarmen mit der nach seiner Ueberzeugung vielfach verkümmerten und in Schule und Gymnasium verbildeten Großstadtjugend war F. dem Ruf des Kaisers zur Theilnahme an der bekannten Schulconferenz des Jahres 1890 gefolgt. Die Verhandlungen der Conferenz verliefen — ähnlich wie die Octoberversammlung der Pastoren in der Garnisonkirche im J. 1871 — im Sande eines breiten mit sich selbst uneinigen Doctrinarismus. Frommel's Rede, — fast die einzige, die warm und freimüthig im Sinne der kaiserlichen Botschaft aus dem Chaos der widersprechenden Meinungsäußerungen hervortrat, konnte daran nichts ändern. Wie es in seiner impulsiven Natur lag, ging F. in einzelnen Behauptungen auch hier wie sonst des öfteren über das Ziel

hinaus. Er bekam dafür den Spott und den Ingrimm der „Ultrahumanisten“ reichlich zu fühlen, die es nicht recht verwinden mochten, daß er die von ihm aufgeworfene Frage: Warum die Römer und Griechen so lebensfrohe und thatkräftige Menschen gewesen, sich selbst mit bitterer Ironie dahin beantwortete: „Weil sie in ihrer Jugend nicht neun Jahre lang mit Latein und Griechisch geplagt wurden!“ . . . Eine gewisse Nervosität verrieth sich in der — übrigens unvorbereiteten Rede; Frommel's Gesundheit hatte lange schon einen Stoß bekommen. Wiederholte Curen in Karlsbald brachten das schmerzhafte Nierenleiden, das sich Anfangs der achtziger Jahre eingestellt, doch nur zeitweilig zum Stillstand und machte ihm selbst das Reisen, das sonst seine ganze Freude war, zur Qual. Mit schwerem Herzen mußte er, dem es jedesmal hart ankam, eine Bitte abzuschlagen, sich allmählich daran gewöhnen, das viele „Festreden“ an kirchlichen und Vereinsfeiern, an Theeabenden und Nachversammlungen wenigstens außerhalb Berlins aufzugeben. Sein Berliner Amt und die vielen Beziehungen seelsorgerischer und persönlicher Art, die er in allen Kreisen der Gesellschaft angeknüpft, brachten ihm immer noch Arbeit genug. Fast erdrückend war die Zahl der Casualien, für die man ihn begehrte; ging doch in Berlin die Scherzrede, die Leute würden nur geboren, um von F. getauft, confirmirt, getraut und beerdigt zu werden! . . . Der Fürsorge seines kaiserlichen Herrn hatte er es zu danken, daß ihm die nothwendige Ausspannung in den letzten Berliner Jahren so angenehm wie er sie nur wünschen mochte, zu Theil ward; in unmittelbarer Nähe Berlins, und doch fern genug um den dort unvermeidlichen Ruhestörern zu entgehen, im Park von Sanssouci zu Potsdam, wurde ihm für sich und die Seinen das „Cavalierhaus an der Wache“ als Sommersitz vom Kaiser zur Verfügung gestellt. Hier ließ es sich nicht nur herrlich träumen und als „Philosoph von Sanssouci“, wie er sich in Briefen damals gern unterschrieb, Gedanken spinnen über Gegenwart und Vergangenheit, hier konnte man vor allem in Ruhe arbeiten und den Schriftsteller, der in Berlin so oft die Feder angesetzt um sie gleich darauf, der Noth des Augenblicks gehorchend, fortzulegen, einmal wieder zum Rechte kommen lassen. Schon 1890 hatte F. in den „Festflammen“ (Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche) — einem seiner reifsten Bücher — unter der Ueberschrift „Mein Philippus“ ein Stück eigener Lebensgeschichte und auch sonst, wie in dem ergreifenden Abschnitt „Osterglocken“, einzelne Erfahrungen aus dem Amte mitgetheilt; eine ähnliche Arbeit beschäftigte ihn jetzt in der Stille von Sanssouci: „Aus Lenz und Herbst“ nannte er die Erinnerungen, die er, von Karl Gerok dazu angeregt, „zu Nutz und Frommen der Brüder im Amte“ herausgab. Das Büchlein enthält ein Vade mecum, das manches dickleibige Compendium der Pastoraltheologie an innerem Werthe aufwiegt. Der Lernende wird es dankbar empfinden, daß F. die Scheu überwunden, die ihn zuerst zurückhielt, dies Stück innersten Erlebens preiszugeben. „Die Noth der jungen Leute, das Hineinschauen in den Mangel an Idealismus und Begeisterung, an inneren Kämpfen, kurz an allem was einem Pfarrer noth thut, trieb mich zum Schreiben“, so heißt es in der Vorrede. F. sagte sich, daß ein jeder, der andere erbauen, andern helfen will, es wagen muß, seine ganze Person mitsammt dem Stück Geschichte, die sein Eigenthum ist, einzusetzen. Was aber nur wenige vermögen, weil nur wenige die Gabe besitzen, ihr eignes Ich beim Schreiben auszuschalten oder doch zurückzustellen, F. hat es vermocht, und das verleiht sowohl den „Festflammen“ als „Lenz und Herbst“ ihren besonderen Reiz: wir lesen hier eine Selbstbiographie ohne jede Selbstgefälligkeit. F. will nur dienen, nämlich den Brüdern, er will nur danken, nämlich dem Gott und Herrn, der ihn selbst so wunderbar geführt hat.

Eine viel schwierigere und weniger dankbare Lebensarbeit lag dem Vierundsechzigjährigen noch auf der Seele; — sie hätte eigentlich ein gänzliches Ausspannen vom Amte gefordert und ist bis zu seinem Ende sein Schmerzenskind geblieben: die Arbeit an der von Hofprediger R. Koegel herausgegebenen Postille über die vier Evangelien, von der auf F. das Evangelium des Lucas gefallen war. Max Frommel sollte es ursprünglich bearbeiten, da löste sein Tod, der den Bruder tief erschütterte (Max starb am Geburtstag Emil's, 1890, im gleichen Jahre mit Gerok und C. v. Hase, der F. in Gastein nahe getreten war), die Verpflichtung, die nun der Ueberlebende als ein Vermächtniß des heimgegangenen Bruders, auf Koegel's dringenden Wunsch, übernahm. Für Frommel's Eigenart war diese Aufgabe — ihrer Natur nach mehr akademisch als praktisch: ein Evangelium Vers für Vers, Capitel für Capitel homiletisch auszulegen — ganz und gar nicht geschaffen. Er konnte keine Predigten „machen" die er nicht auch zu halten die Absicht hatte. Aber wer vermag in einer Gemeinde, vor allem einer Soldatengemeinde, über ein ganzes Evangelium zu predigen, wer aus so rauhem Gestein, wie z. B. einem Geschlechtsregister, Wasser des Lebens zu schlagen?! F. war ein Künstler und hat es deshalb doch vermocht. Es liegt viel zarte Poesie und viel gesunde Lebensweisheit, viel Tiefes und Bleibendes in dem Torso, den uns F. von seiner Lukasarbeit hinterlassen hat. So wenig ihm die ganze Aufgabe „lag", sie zeigt doch so wie er sie gelöst, den gereiften Meister und lehrt durch Muster, die selbst vor der strengen theologischen Kritik bestanden haben, wie man auch heute noch im modernen Geistesleben Evangelium predigen kann „ex tempore" und doch „ex aeterno".

Noch einige wenige Male finden wir F. auf Reisen; das Jahr 1894 führte ihn in die badische Heimath auf einer Predigtreise im Dienste der Innern Mission, — das Ende des Jahres nach Abbazia als Schiffsprediger S. M. des Kaisers auf der „Hohenzollern". So vieles Anziehende gerade für ihn die Aufgabe hatte, das Wort zu verkündigen „unter dem freien Himmel über dem Wellengrab", inmitten der eigenartigen Gemeinde, „die wie im Hausgottesdienst so nahe den Redner umsteht" —, es war ihm doch am wohlsten, als er auf dem Anhalter Bahnhof wieder in Berlin landete. Denn leise aber doch vernehmlich genug läuteten für ihn schon die Feierabendglocken.

Es ging auf Höhen und durch Tiefen. Ausgang Februar 1895 feierten seine Gemeinde und seine Freunde das 25 jährige Amtsjubiläum des Garnisonpredigers. Jeder beeiferte sich, ihm etwas Liebes zu thun, dessen Wirksamkeit so tiefe Spuren des Segens überall gezogen. Er selbst wollte, wie er schreibt, „der Demüthigung nicht entgehen, die jedes Jubiläum mit sich bringt", noch weniger aber der Liebe der Gemeinde. „Es gehört ja nicht nur Liebe zum Geben sondern auch zum Nehmen", und man muß auch „Liebe wie einen warmen Strom über sein Haupt gehen lassen können". In der Kirche und in der Sacristei, zuletzt noch im großen Saale des christlichen Vereins junger Männer, dessen Mitbegründer, Berather und Freund F. die Jahre hindurch gewesen, sammelte er seine Getreuen und sagte ihnen von seinem Leben, von himmlischer und irdischer Liebe, die ihn geleitet. Beweglich schloß er, fühlend, daß er nicht mehr weit zum Ziele habe: „Die Abendsonne des Lebens sinkt — laß sie sinken, wenn sie nur friedevoll sinkt! Die sinkende Sonne ist größer als die aufgehende und als die Mittagssonne, und voll und groß leuchtet sie, aber sie sticht nicht mehr, sie brennt nicht. Die Liebe ist doch die Krone des Lebens" . . .

Am 13. August lag er im Garnisonlazareth zu Potsdam auf dem Operationstisch. Ein Sarkom, wol die Folge seines Nierenleidens, wurde glücklich entfernt, ohne Nachtheil blieb auch die Narkose, die man wegen einer Herzschwäche Frommel's gefürchtet. Am Totensonntag stand der Genesende wieder vor seiner Berliner Gemeinde und sprach zu ihr priesterliche Worte im Anschluß an den Hirtenpsalm 23; das Erlebniß der schweren Zeit, die er vor und nach der Operation innerlich und äußerlich durchgemacht, klang in seinen Worten wieder, auch der Dank für alle Liebe, die er während der Zeit von Hoch und Nieder erfahren. Aber die alte Kraft kehrte nicht zurück trotz neuem Lebensmuth. „Eine Ruine im heiligen Amte“ wollte er nicht werden; so reichte er sein Abschiedsgesuch ein als Garnisonpfarrer. Der Abschied wurde ihm unter den ehrenvollsten Worten und Bedingungen durch seinen Kaiser gewährt; nur aus dem Dienst bei den kaiserlichen Prinzen entließ man ihn nicht. Er sollte die beiden ältesten Prinzensöhne, die seinen Unterricht schon mit den andern genossen hatten, zur Confirmation vorbereiten. Freilich hieß es nun auf die alten Tage noch einmal zum Wanderstabe greifen, denn die letzten abschließenden Studien sollten statt in der zerstreuenden Nähe Berlins im stillen Plön in Holstein vorgenommen werden. So manches sich auch gegen ein solches Verpflanztwerden des alten Baumes sagen ließ, in Wahrheit hätte kein freundlicheres Geschick über dem ebenso Arbeits- wie Ruhebedürftigen walten können. F. erholte sich in der Stille und der schönen Umgebung von den Strapazen Berlins. Eine kleine aber schon eng verbundene Colonie derer die mit übergesiedelt waren, wartete seiner; herzliche Beziehungen entspannen sich bald mit Geistlichen und Gutsherren der Umgegend; jede Gelegenheit, Land und Leuten näher zu kommen, aber auch „im Nebenamt“ zu predigen, benutzte er mit Freuden, da ihm nichts „ärger in der Welt war als ein fauler Pastor“. Unter den Plöner Kadetten entdeckte er bald eine Reihe von Taufkindern; so folgte ihm Berlin auch an den Holstensee. Die Arbeit an und mit den Prinzen war seine ganze Freude. Da nahm das alte Leiden, nur scheinbar aufgehalten durch die erste Operation, trotz eines erneuten chirurgischen Eingriffs, einen tödlichen Verlauf. Am 23. October nahm Dr. Lauenstein aus Hamburg zu Plön die schwere Operation vor; am 6. November wurde ein neuer tiefer Einschnitt nöthig, am Morgen des 9. hatte der Kranke nach Tagen und Nächten voll unerträglicher Schmerzen und steigender Athemnoth ausgelitten.

„Warum seht ihr mich so traurig an? Seid froh, daß ich heimfliegen darf“ — waren seine letzten Worte an die Seinen. In weißem Sterbekleide und in weißem Sarge, ohne Blumenschmuck wollte er auf den Alten Berliner Officierkirchhof in der Linienstraße zur letzten Ruhe getragen werden. Keine Trauer, keine Rede am Sarge, keine Ehrenspende wünschte er, wer etwas geben wolle, solle für die Armen der Garnisongemeinde etwas opfern. „Bleibt am Geben! Gedenket in Liebe Eures Vaters, der euch so innig liebte und haltet in Liebe zusammen“ so klang sein letzter Wille an die Seinen aus. Die große Garnisonkirche zu Berlin faßte kaum die trauernde Gemeinde, die sich aus Nah und Fern um den schlichten Sarg Emil Frommel's versammelt hatte. Die Liebe, die sich dort und am Grabe in ergreifender Weise offenbarte, die bis heute trotz Frommel's Verbot seine letzte Ruhestätte in einen Blumengarten verwandelt, die dankbare Treue der Armen, die ungenannt das Grab pflegt, sie bezeichnen besser als alle Nachrufe beredter Freunde das Lebenswerk des Mannes, von dem Einer unter Vielen und im Namen Vieler das Wort gesagt: „Man schied vom Grabe mit dem Gefühl, daß das Leben ärmer, kälter geworden, seit er nicht mehr unter uns weilt, und jeder empfand,

daß er Einen verloren, der in gewissem Sinne sein besonderer Freund gewesen".

Was F. war, was er den Menschen war, die mit ihm in Berührung kamen, das scheint uns der Kernpunkt seiner Bedeutung zu sein, mehr noch als alles was er als Theologe, als Prediger, Seelsorger und Schriftsteller gelehrt, gewirkt und geschrieben hat. Aber auch das ist sicher, daß er nicht dem Einzelnen nur, sondern den Deutschen seiner Zeit, ja der Sache des evangelischen Glaubens einen Dienst geleistet hat, wie ihn keine Theologie, keine Gemeindepredigt, keine Seelsorge, keine Erbauungs- oder Zeitschriftenlitteratur hätte vollführen können, sondern (ich citire hier A. Schmitthenner in der „Christlichen Welt") einen solchen, der seiner Natur nach nur dann geleistet werden kann, wenn Persönlichkeit und Lebensgeschick einen seltenen Bund schließen. Eine ähnliche Bedeutung haben für die Menschen ihrer Zeit Gellert und dann wieder Lavater gehabt. Männer, die in der Welt der Cultur ebenso ihre Heimath haben wie in der Welt des Evangeliums, gibt es ja unter uns Protestanten in Fülle, und auch die sind nicht selten, die dabei trotz der Spannung zwischen Bildung und Kirche doch nur eine einzige Heimath haben. Etwas Auserlesenes ist es schon, wenn ein solcher Mensch eine Persönlichkeit besitzt, die, wo sie auch erscheint, eine unmittelbare sieghafte Verkündigung ist und einem Jeden, von welcher Seite er auch komme, die Wahrheit vor die Augen stellt: daß es nichts Schöneres und Edleres gebe als ein Leben, das in vollem Sinne menschlich und durch und durch christlich ist. Wenn nun gar alles was die Lebensführung zur Gestaltung eines solchen Charakters beiträgt, dazu mithilft, die Persönlichkeit nach allen Seiten hin entbindet, so ist dies Zusammentreffen von seltenstem Glück, und das Geschlecht, das es erlebt, empfängt einen bleibenden Segen. Unzählige Fäden der Ausgleichung und Versöhnung hat F. unbewußt gesponnen; und daran, daß zu einer Zeit allgemeiner Abwendung von Religion und Christenthum doch noch weite Kreise der Gebildeten und Ungebildeten bei der Bibel und der Kirche zurückgehalten wurden, daran hat mehr als die nothwendig einseitige Thätigkeit eines Stöcker die Persönlichkeit und das Wirken Emil Frommel's Antheil gehabt. In der allgemeinen Zerfahrenheit der Großstadt war er, der doch gegen keine ihrer unruhigen Bewegungen sich abschloß, der innerlich stets gefestete Charakter, der alle Eindrücke zu beherrschen und alle Mannichfaltigkeit in dem Brennpunkt einer harmonischen, geheiligten Persönlichkeit zu sammeln wußte. So wurde er für Viele der Stab, an dem sie sich hielten, ein Licht, zu dem sie aufschauten wie der Schiffer zum flammenden Leuchtthurm, ein Licht, das sie nach oben wies, das sie davor bewahrte, an ihrem Glauben Schiffbruch zu leiden. Freilich war all sein reiches Schaffen selbst wie auf der Flucht, und seine mannichfache Wirksamkeit glich einer Fülle von elektrischen Funken. „Seine Arbeit war ein unermeßlicher Reichthum von Detailarbeit, die er als Prediger, Seelsorger, Schriftsteller, Lehrer, als Gelegenheitsredner, als zufälliger Nachbar, als Reisegefährte vollführte, immer in gleicher Treue, immer in der prächtigen Sicherheit und Kraft: aber es blieb dadurch, äußerlich betrachtet, seinem Wirken und Schaffen der große Wurf versagt. Seine köstliche Persönlichkeit selbst war der große Wurf, den er für die Sache Gottes gewagt hat."

„Gesammelte Schriften von Emil Frommel." (Auch in Einzelausgaben.) Berlin 1878 ff. I: Händel und Bach. Skizze. II: Aus der Hausapotheke. Neues und Altes für Gesunde und Kranke, für Jung und Alt, für gute und böse Zeit. III: Blätter von allerlei Bäumen. IV: In des Königs Rock. Geschichten aus Krieg und Frieden. V: Von der Kunst im täglichen Leben. Ein Streifzug. VI: Aus der Sommerfrische. Erzählungen. VII: Beim

Ampelschein. Erzählungen und Skizzen. VIII: Allerlei Sang und Klang. Erzählungen und Skizzen. IX: Aus allen vier Winden. X: Nachtschmetterlinge. XI: Aehrenlese (von der Witwe Frommel's herausg.).

„Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt und Maria von Lippe-Schaumburg. Zwei Stillleben." Berlin 1874; „Aus einem Kellnerleben." 3. Aufl. Hamburg 1878; „Mutterliebe"; „Der Rathsschreiber. Eine rheinische Geschichte." 2. Aufl. Hamburg 1875; „Aus der Familien-Chronik eines geistlichen Herrn." Stuttgart 1876; „Nach des Tages Last und Hitze. Wanderungen durch Werkstatt, Schlachtfeld und Pfarrhaus." Stuttgart 1877; „O du Heimatflur!" (Aus goldenen Jugendtagen. Drei Erzählungen für die deutsche Jugend. Der Rathsschreiber. Aus dem Leben des Dr. A. Henhöfer. Der Sammelband besorgt von A. Frommel.) Stuttgart 1897; „Joh. Abraham Strauß. Ein westfälisches Pfarroriginal." Stuttgart; „Unterwegs. Neue Erzählungen." Barmen; „Treue Herzen. Drei Erzählungen." Barmen 1880; „Feldblumen. Drei Erzählungen." Barmen 1881; „Die Gräfin." Karlsruhe 1861; „Beim Lichtspahn." Barmen 1888; „Das Gebet des Herrn in Predigten." Karlsruhe 1861; „Die zehn Gebote Gottes in Predigten." 4. Aufl. Barmen 1884; „Festflammen. Gedanken und Bilder zu den hohen Festen der Kirche." Bremen 1890; „Aus Lenz und Herbst. Erinnerungen." Bremen 1893; „Das Evangelium St. Lucae in Predigten und Homilien ausgelegt." 2 Bde. 2. Aufl. Halle a. S.; „Kohlen auf dem Heerd," (in der „Christoterpe" v. J. 1896). (Die Beiträge aus früheren Jahren sind in anderen Schriften Frommel's wieder verwendet.) „Aus der Heimat für die Heimat" (Predigten und Ansprachen); „Letzte Worte, aber nicht letzte Liebe! Zum Abschied von seiner theuren Gemeinde in Berlin." Berlin 1897; „Fünfundzwanzig Jahre in Berlin. Seinen Freunden und Konfirmanden zur Erinnerung"; „Ein Frühlingsmärchen. Zum 6. Geburtstage des Kronprinzen Wilhelm"; „In zwiefachem Leide. Reden, dem Gedächtnis der beiden entschlafenen Kaiser Wilhelm und Friedrich gewidmet"; „Ein Vaterunser auf hoher See. Schiffspredigten auf S. M. S. Hohenzollern, im Sommer 1894 (mit Joh. Keßler)." „In drei Stufen." Eine Sammlung Gedichte; „Aus Alt-Karlsruhe". Gedanken eines Karlsruhers beim Abschied einer Karlsruherin (in Karlsruher Mundart); „Bilder aus Dr. Martin Luther's Leben." Bielefeld 1883.

Aus Frommel's Nachlaß: „Briefe aus Amt und Haus" (Bd. III des Frommel-Gedenkwerkes, herausg. von A. Frommel); „Aus des Lebens Leid und Freude. Briefe und Denksprüche" (Bd. VI des Frommel-Gedenkwerkes, herausg. von A. Frommel); „Für Thron und Altar. Reden in Kriegs- und Friedenszeiten" (Bd. IV des Frommel-Gedenkwerkes, herausg. von Joh. Keßler); „Segen und Trost. Reden aus dem Amt (Casualreden)" (Bd. V des Frommel-Gedenkwerkes, herausg. von Dr. O. H. Frommel). „Friede und Freude." Ausgewählte Predigten (Bd. VII des Gedenkwerks, herausg. von Dr. O. H. Frommel). Predigten an kirchlichen und Vereinsfesten stehen noch aus und sollen Band VIII des Gedenkwerkes bilden.

Biographische und sonstige Beiträge finden sich aus Frommel's Feder in: Marcinowski, Bürgerrecht und Bürgertugend (letzteres von F.); J. v. Pflugk-Harttung, Krieg und Sieg 1870/71 (Bd. II, Abschnitt über die evangelische Feldgeistlichkeit); Th. Schäfer's Monatsschrift f. Diakonie u. innere Mission 1879 (Skizzen zu einem Herrschaften- u. Dienstbotenspiegel); „Der Nachbar", hrsg. von Ninck (biogr. Skizzen über N. Fries, Fritz Oldenberg, R. Koegel). — In den Kalendern: Deutscher Soldatenfreund (versch. Jahrgänge); Gustav-Adolfkalender; Deutscher Kinderfreund; In des Königs Rock (Des Königs liebe blaue Kinder, Vor Straßburg, Helm ab zum Gebet!); Daheim-Kalender

(Aufsätze in verschiedenen Jahrgängen, in spätere Schriften Frommel's aufgenommen); „Daheim". — Zwei biogr. Skizzen über Chr. Gottl. Barth in Calw, Maler Johann W. Schirmer, Daniel Chodowiecki, Pfarrer Flattich (1880), G. H. Schubert, Zu G. Pfannschmidt's Bildern (1881). Lutherbilder und das Bild Luther's (1883), Nekrologe auf K. Gerok (1890) und R. Koegel (1896) — in ersterem der poetische Briefwechsel zwischen beiden Freunden —. Ueber Land und Meer (1887): Nekrolog auf G. Pfannschmidt.

Von Vorworten Frommel's ist in erster Linie zu nennen das ausführliche, essayartige über F. W. Robertson in dessen Lebensbild, bearbeitet von Ch. Broicher (Gotha); zur 4. Aufl. von Max Frommel's „Charakterbildern", zu „Schild und Pfeil" von C. Abbot (Konstanz) u. A.

Frommel-Gedenkwerk Bd. I u. II: Frommels Lebensbild von Dr. Otto H. Frommel. 1901—1902. — J. Schöttler, Emil Frommel. Schlichte Bilder aus seinem Leben. Barmen 1897. — C. Kayser, Emil Frommel. Ein Lebensbild. Karlsruhe. — Max Reichard, Zur Erinnerung an Emil Frommel. Straßburg i/E. 1897. — D. Richter, Ein Kranz auf Emil Frommel's Grab. Berlin 1897. — G. Mayer, Emil Frommel als christlicher Volksschriftsteller. Bremen 1898. — Außerdem Erinnerungen an Emil Frommel und Aufsätze über ihn von Dr. Lohmeyer, Th. Kappstein in Warnecke's Monatsheften, von D. Scholz u. Schmitthenner i. d. Chr. Welt.

O. H. Frommel.

Frommel: Max F., geboren am 15. März 1830, † am 5. Januar 1890, D. theol., Consistorialrath und Generalsuperintendent in Celle, jüngerer Bruder von Emil Frommel (vgl. den vorhergehenden Artikel). Eine reiche, künstlerische Begabung führte ihn als Schüler in das Atelier seines Vaters, wo er ein Jahr hindurch zeichnete, malte und im Kupferstechen sich übte. Allein der Tod einer geliebten älteren Schwester, die Einwirkungen seines pietistischen Einflüssen weit geöffneten Elternhauses, seine Confirmation durch den um seiner frommen Strenge willen hochgeschätzten Pfarrer Härter in Straßburg, führten den nach hohen Dingen trachtenden Jüngling in asketische Entsagung und zeitigten den Entschluß, die künstlerische Laufbahn mit dem Studium der Theologie zu vertauschen. Im Herbst 1848 suchte er die Universität Halle auf, wo ihm unter der Leitung von Tholuck und Julius Müller zuerst eine Ahnung von der Vereinbarkeit ernster Frömmigkeit mit wissenschaftlichem Streben aufging. In Leipzig, wohin er 1849 übersiedelte, wurde ihm die Ahnung zur klaren Gewißheit; wie eine Offenbarung wirkte in ihm die in den Vorlesungen über Ethik bei v. Harleß gewonnene Erkenntniß von der Identität von wahrem Christenthum und wahrem Menschenthum. Das in Leipzig empfangene lutherische Gepräge seiner theologischen Anschauungen wurde in Erlangen (seit Ostern 1850) besonders durch v. Hofmann, dann auch durch Thomasius und Franz Delitzsch, nicht weniger durch den freundschaftlichen Verkehr mit dem späteren Oberhofprediger D. Löber und mit den Dorpater Theologen v. Engelhardt und Alex. v. Oettingen tiefer und in bleibender Weise begründet, so daß er nach Beendigung seiner akademischen Studien (Ostern 1852) sich veranlaßt sah, aus der unirten badischen Heimathkirche auszutreten und sich beim Oberkirchencollegium in Breslau zum Examen zu melden, — der Pietist war zum Separatisten geworden. Nach einer mit seinem ganz anders gearteten Bruder Emil unternommenen Reise nach Italien wird Max 1853 in Liegnitz ordinirt und Hülfsprediger an der dortigen separirten lutherischen Gemeinde. Doch schon 1854 vertauschte er diese Stellung mit der eines Pfarrverwesers, bald darauf erwählten Pfarrers, zu Reinswalde bei Sorau, bis er 1858 die Pfarrstelle in der durch Zank und

Streit arg verwüsteten separirten Gemeinde Ispringen bei Pforzheim auch aus dem Grunde übernahm, weil der Großherzog von Baden von seinem Kommen die Erlaubniß zur Pastoration der Lutheraner in Baden abhängig machte. In der weit verzweigten und überaus mühseligen Amtsarbeit an einer über eine große Fläche zerstreuten, kaum 400 Seelen zählenden Gemeinde, wurde F. länger als 20 Jahre festgehalten; es gereicht ihm zu nicht geringem Lobe, daß die Gefahr, in kleinliche Parteitreiberei zu versinken und die in engem Gebiet sich verzehrende große Kraft in fanatischen Eifer zu verkehren, ihm völlig fern blieb.

Schon längst hatte Frommel sich innerlich von der Kirchengemeinschaft Breslaus, der er und seine Gemeinde angehörten, getrennt. Dem Glaubenssatz, das Kirchenregiment sei göttliche Stiftung und die anstaltliche Kirche Grundlage der Glaubensgemeinde, hatte er stets widersprochen, und gegen das rigorose Verhalten des Oberkirchencollegiums, alle widerstrebenden Pastoren und Gemeinden in den Bann zu thun, protestirt. Um dem gleichen Schicksal zu entgehen und seine Gemeinde, die mit Breslau keinerlei Berührung hatte, nicht preiszugeben, trat er aus der Kirchengemeinschaft aus und constituirte 1865 seine Gemeinde als „Badisch-lutherische Kirchengemeinde“; die übrigen badischen lutherischen Gemeinden schlossen sich mit Ispringen zu einer „Conferenz“, der F. eine Kirchenordnung gab, zusammen. Die feindselige Behandlung, die er infolge dessen von Breslau und Breslauer Pastoren erfuhr — er und seine Gemeinde wurden in den Bann gethan und litterarisch auf das heftigste bekämpft —, öffnete ihm je mehr und mehr das Auge für die religiösen und sittlichen Gefahren der Separation. In seiner Schrift: „Die Kirche der Zukunft und die Zukunft der Kirche“ gestattet er den Austritt aus der Landeskirche nur unter der Bedingung, daß in dieser das Bekenntniß unterdrückt würde. Durch solche Aeußerungen sah sich F. nach und nach in eine einsame Stellung gedrängt: die Anhänger der Landeskirche sahen in ihm den Separatisten, die der Freikirche den Anhänger der Landeskirche. So kann es nicht befremden, daß er 1880, nachdem er über die Zukunft seiner Gemeinde durch einen ihm sympathischen Amtsnachfolger beruhigt war, den Ruf in die lutherische hannoversche Kirche als Consistorialrath und Generalsuperintendent annahm. Die Wahl war auf ihn gefallen, weil man durch ihn die hannoversche Separation für die Landeskirche wieder zu gewinnen hoffte: allein man hatte sich getäuscht; den Separirten genügte sein Austritt aus der Kirchengemeinschaft Breslau, um ihn mit Mißtrauen zu empfangen, und den Pastoren der Landeskirche widerstrebte sein lebhaftes süddeutsches Naturell, vor allem aber auch die begeisterte Verehrung, die er den Hohenzollern auf dem deutschen Kaiserthron entgegenbrachte. Die Spannung wurde ins Unleidliche gesteigert durch einen gutgemeinten, aber unter den obwaltenden Verhältnissen unvorsichtigen Schritt, den F. in einer an den Kaiser gerichteten Immediatadresse unternahm, zu deren Unterzeichnung er einen Theil der ihm unterstellten Pastoren zu bewegen wußte. Er wollte dadurch die im Reichstag und im Abgeordnetenhause laut gewordene Verdächtigung der hannoverschen Pastoren als reichsfeindlich entwaffnen; aber sein Vorgehen wurde nicht verstanden und ihm arg mißdeutet. So hatte F. in sehr schwieriger Stellung sich zu behaupten; auch die Predigten, zu denen sich auch in Celle große Scharen drängten, befriedigten ihn nicht, da jede seelsorgerliche Berührung mit der Gemeinde fehlte; sein Wunsch, an den Arbeiten der Aeußeren und der Inneren Mission sich zu beteiligen, wurde ihm nicht gewährt, weil die Leitung seit lange in anderen bewährten Händen lag. Nur im Consistorium und in der Prüfungscommission genoß er bei allen Mitarbeitern ungetrübtes Vertrauen

und reine Hochschätzung, und für die zahlreichen Enttäuschungen im Amte konnte ihn, freilich nur zum Theil, seine ideal glückliche, obwohl kinderlose, Ehe und die verehrende Freundschaft entschädigen, die ihn mit einer großen Schar jüngerer und älterer hochangesehener Männer verband. — Eine qualvolle Krankheit, in der er bis zum Sterben in überwindender Geduld und in der unzerstörbaren Freude der Gotteskindschaft sich bewährte, machte am 5. Januar 1890 seinem Erdenleben ein Ende.

Nur in der kurzen Frist von einem Jahrzehnt vermochte F. auf weitem Plan die hohen Gaben zu entfalten, mit denen er ausgestattet war, und auch in dieser kurzen Zeit blieb seine Vergangenheit als Prediger der Separation der Schatten seiner Gegenwart. Die ausgeprägte Künstlernatur war ihm mit seinem Bruder Emil gemeinsam; gemeinsam auch die sprühende Genialität und die sonnige Menschenfreundlichkeit. Die schweren Führungen seines Lebens hatten jedoch seinem Wesen einen tiefen, aber nicht finsteren, Ernst aufgeprägt, der die auch ihm zu teil gewordene Naturgabe sprudelnden Humors nur gedämpft in die Erscheinung treten ließ. In seinen Predigten, von denen die drei Bände: Herzpostille, Hauspostille, Pilgerpostille zahlreiche Auflagen erlebt haben, kommt er dem Ideal nahe, das er selbst mit den Worten zeichnet: „Die Macht der Predigt ruht in der persönlichen Erfahrung, damit man wie Mose mit glänzendem Angesicht davon verkündigen könne als einer, der den Herrn gesehen hat. Man muß mit dabei gewesen sein, wenn man davon reden will.“ Jede seiner Predigten ist ein abgerundetes Kunstwerk, das in sehr gewählter und künstlerisch schöner, aber doch volksthümlicher Sprache das Evangelium mit hohem Nachdruck den Hörern ans Herz legt. Dem Fernstehenden liegt mitunter der Verdacht absichtsvoller Künstlichkeit nahe, wie denn eine gewisse Bewußtheit nicht nur in seinen Predigten unverkennbar ist. Der ihm persönlich Näherstehende versteht jedoch das tiefe Bedürfen seiner Seele, der von ihm erschauten beseligenden Schönheit des Evangeliums einen entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Jedenfalls gehören die Predigten von Max F. zu den formvollendetsten und geistvollsten Erzeugnissen der homiletischen Litteratur im 19. Jahrhundert.

Schriften: „Das Gespräch Gottes mit den Menschen“, Predigt, Breslau 1856; „Durch Welschland, Reisegedanken und Gedankenreisen“, Stuttgart 1856; „Ich glaube, darum rede ich, eine Stimme aus der lutherischen Kirche in der Agendensache“, Stuttgart 1859; „Herzbüchlein, oder Jesu Arbeit an dem Menschenherzen“, Halle 1860, 5. Aufl. Hannover 1880; „Wider Haag, Antwort auf die Offene Erwiderung seiner freien lutherischen Gemeinde“, Karlsruhe 1862; „Die größte Frage an die Menschheit: Wie dünket euch um Christo, Predigt wider Schenkel“, Heidelberg 1864; „Ob Sekte, ob Kirche?“ Predigt, Dresden 1868; „Die Kirche der Zukunft oder die Zukunft der Kirche“, Hannover 1869; „Die sieben Worte am Kreuz“, Predigt, Hannover 1870. Dasselbe (?) Leipzig 1885; „Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen“, Predigt nach dem Fall von Paris, Pforzheim 1871; „Zeitpredigten“, Heidelberg 1873; „Ueber wahre Bildung“, Vortrag, Barmen 1873, 3. Aufl. 1875; „Individuum und Gemeinschaft“, Vortrag, Basel 1874; „Die Zeichen der Zeit und ihre optimistische und pessimistische Beurtheilung“, Vortrag, Frankfurt 2. Aufl. 1875; „Pilgerpredigten“, Heidelberg 1876; „Weltreich und Gottesreich in historischen und prophetischen Linien“, Vortrag, Frankfurt 1876; „Der Kampf der deutschen Freikirche in der Gegenwart und ihre Bedeutung für die Zukunft“, Frankfurt 1877; „Schriftgedanken über Zeit und Geld (Sabbath und Zehnten)“, Vortrag, Frankfurt 1877; „Paulus der große Apostel“, Vortrag, 2. Aufl. Frankfurt 1878; dasselbe in englischer Uebersetzung Hamburg

1881; „Die Schönheit der heiligen Jugend Jesu“, Vortrag, Stuttgart 1878; „Des Christen Hemmung lauter Förderung“, Predigt, 2. Aufl. Stuttgart 1879; „Von der ewigen Jugend“, Predigt zum Congreß der inneren Mission in Stuttgart, Hamburg 1879; „Das Ziehen des erhöhten Christus in der Mission“, Missionsfestpredigt, Nürnberg 1879; „Soli deo gloria, Predigt zum 25 jährigen Amtsjubiläum und Führungen Gottes in meinem Leben“, Frankfurt 1879; „Die Macht des Glaubens im Leben des Propheten Daniel“, Stuttgart 1880; „Des großen Erzhirten Abschiedspredigt“, Predigt, Pforzheim 1880; „Das Geheimniß der Freudigkeit im Dienst am Wort“, Predigt, Celle 1880; „Charakterbilder zu Charakterbildung Altes und Neues“, Bremen 1881; dasselbe (4. Aufl.) mit Vorwort von Emil Frommel, Bremen 1895; „Der Israel Gottes“, Bremen 1881; „Herzpostillen, Evangelienpredigten für das Kirchenjahr“, Bremen 1882, 7. Aufl. Constanz 1901; „Festpredigt zum 400jähr. Gedächtniß der Geburt D. M. Luthers, nebst Rede auf dem Platze vor der Kirche“, Celle 1883; „Rede auf dem Platze vor der Kirche am Lutherfeste gehalten“, Celle 1883; „Göttlicher Unterricht über den Umgang mit Menschen“, Stuttgart 1884; „Irvingianismus und Sekte“, Vortrag, Celle 1885; „Der Tod und der Fürst des Lebens“, Predigt, 3. Aufl., Cassel 1885; „Die Verklärung des Christenhauses nach der Haustafel“, Predigt, Cassel 1885; „Die sieben Worte am Kreuz“, Predigt, Leipzig 1885; „Hauspostille, Epistelpredigten für das ganze Kirchenjahr“, Bremen 1886, 4. Aufl. 1897; „Einwärts, Aufwärts, Vorwärts, Pilgergedanken und Lebenserfahrungen“, Bremen 1886, 8. Aufl. Constanz 1902; „Christus unser einiger Weg zum Vater“, Predigt, Stuttgart 1887; „Das Abschiedslied Kaiser Wilhelms des Großen“, Rede, Bremen 1888; „Das Wort Jesu Christi von der ersten Liebe, Predigt über Offenbarung 2, 1—7“, Cassel 1888; „Des Christen bestes Gebet, ein Pilgerwort für leidende Christen“, Stuttgart 1889; „Münkel, Nachgelassene Schriften nebst einem Lebensbilde des Entschlafenen von O. Mejer“, Hannover 1889; „Pilgerpostille, Predigten für das ganze Kirchenjahr nach freien Texten“, Bremen 1890.

Außer dem in Frommel's Schriften enthaltenen reichen biographischen Material sind Tagebücher und Briefe von M. Frommel, Manuscripte und Notizen aus seinem Nachlaß, briefliche Mittheilungen an Oberhofprediger D. Löber, die Generalsuperintendenten D. Schuster und D. Steinmetz, an Oberpfarrer Scriba in Ispringen u. a. in den ausführlichen, auf langjährigem Verkehr mit Frommel beruhenden Aufzeichnungen des Pastors R. von Ruckteschell in Hamburg benutzt, aus denen vorstehende biographische Skizze einen Auszug bildet. E. Chr. Achelis.

Fronius: Franz Friedrich F. wurde am 9. Januar 1829 in Nadesch (Szász-Nádos) im Klein-Kokler Comitate als der Sohn des dortigen evang. Pfarrers Georg Fronius geboren und starb als Pfarrer von Agnethlen am 14. Februar 1886. Nach Absolvirung des evang. Gymnasiums in Schäßburg, wo er vor allem M. Schuller, G. Binder, G. D. Teutsch und J. K. Goos als seine Lehrer hochschätzte, kam er 1847 an die Universität nach Leipzig, um sich zum Lehrer und Seelsorger heranzubilden. Hier besuchte er die theologischen Vorlesungen von Winer, Theile, Krehl, Tuch, Niedner und Fricke und die philologischen Collegien bei Haupt, Jahn, Klotz, Stallbaum. Geschichte hörte er bei Wachsmuth, Philosophie bei Hartenstein und Weiße, Psychologie und Pädagogik bei Lindner, Katechese bei Plato, Naturgeschichte bei Naumann und Kunze und Nationalökonomie bei Roscher. Nach zwei und einem Viertel Jahr verließ F. Leipzig, um in die Heimath zurückzukehren. In dieser fand er alles durch die Revolution verändert, die manches Opfer gefordert hatte,

wodurch auch sein Elternhaus schwer betroffen worden war. Nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause, begab er sich nach Hermannstadt, um die Erziehung der Kinder des k. k. Generals und Militärdistrictscommandanten Chavanne zu übernehmen. Der Aufenthalt in dem glänzenden Hause des Generals erlangte schon nach sechs Monaten dadurch sein Ende, daß F. in eine erledigte Lehrerstelle an das Schäßburger Gymnasium berufen wurde (October 1850). Wie die übrigen Gymnasien des siebenbürgischen Sachsenlandes trat gerade damals auch das Schäßburger in die neue Organisation ein, welche, auf der Grundlage des Organisationsentwurfes für die Gymnasien und Realschulen Oesterreichs durchgeführt, den siebenb.-sächsischen Lehranstalten den Weg einer neuen Entwicklung öffnete. Den Fortbestand aller dieser Anstalten hatte schon am 22. August 1850 die sächsische Universität durch ihre Widmung jährlicher 50 000 Gulden Conv. Münze für die Gymnasien ermöglicht. In dem Lehrerkreise, in den F. in Schäßburg eintrat, war er einer der eifrigsten und pflichtgetreuesten; seine ernste und vielseitige wissenschaftliche Bildung, sein tiefes Verständniß der jugendlichen Seele, sein gesammtes Wesen, das nie nur nach äußerem Scheine jagte, sondern gewissenhaft die Sache wollte und ein lebendiges Bewußtsein von der Bedeutung organischer Einordnung in ein Ganzes hatte, bot reiche Bürgschaft für beste Lehrerthätigkeit. Während der acht Jahre, in der F. als Lehrer wirkte, nahm besonders seine Vorliebe für Naturgeschichte immer mehr zu und vorzüglich der Botanik schenkte er seine besondere Aufmerksamkeit. Um die einheimischen Pflanzen kennen zu lernen, unternahm er mit Michael und Karl Fuß, mit E. A. Bielz und L. Reißenberger größere und kleinere Ausflüge, deren Eindrücke und wissenschaftliche Ausbeute in dankenswerthen Aufsätzen auch größeren Kreisen zugänglich gemacht wurden. So erschienen von ihm: „Zwei botanische Excursionen auf die Frumoase und den Bucsecs“; „Beobachtungen während des Jahres 1855 und 1856 über periodische Erscheinungen im Tier- und Pflanzenreiche aus der Umgebung von Schäßburg“; „Eine naturhistorische Excursion auf den Negoi“; „Ausflug auf die Hargitta am 1. Juni 1857 und eine naturhistor. Excursion in das Szeklerland“ (Verhandlungen und Mittheilungen des siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften, VI.—IX. Jahrgang). Seine bedeutendste Arbeit auf dem naturwissenschaftlichen Felde, seine „Flora von Schäßburg, ein Beitrag zur Flora von Siebenbürgen“, im Programm des evang. Gymnasiums in Schäßburg 1857—1858 erschienen, gibt ein zuverlässiges, auf eigner Forschung ruhendes systematisches Verzeichniß der Schäßburger Flora, enthält aber nur die Phanerogamen. An diese Arbeiten reihen sich: „Zwei Tage auf dem Surul und sechs Tage im Szeklerlande“ im Archiv für siebenbürgische Landeskunde N. F. III und „Zur Charakteristik der siebenbürgischen Karpathenflora“ im Jahrbuch des siebenbürgischen Karpathenvereins I. In die Reihe der botanischen Arbeiten von F. gehört wenigstens theilweise: „Zur Erinnerung an Dr. Johann Christian Gottlob Baumgarten“ (Archiv f. siebenbürgische Landeskunde N. F. XI), wo er, ein deutsches Gelehrtenleben in Siebenbürgen schildernd, einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Botanik in diesem Lande liefert.

Bedeutungsvoller als die bisher genannten Arbeiten Fronius' sind für die siebenbürgisch-sächsische Litteratur und nicht nur für diese seine culturgeschichtlichen Schriften. Sie sind gesammelt herausgegeben worden unter dem Titel: „Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte“ bei C. Graeser in Wien (1. Aufl. 1879, 2., veränderte Aufl. 1883, 3. Aufl. als dritter Band der siebenb. deutschen Volksbücher 1885). In diesen Bildern gelangt der Lebenslauf des siebenbürgisch-sächsischen Bauern von der Wiege bis zum Grabe zu meisterhafter Darstellung.

Eine Anzahl der besten Männer des deutschen Volkes brachte F. brieflich den lebhaften Ausdruck ihrer Freude an den Bildern dar. In seiner Lebensstellung hatte sich schon 1859 eine Wandlung vollzogen, er war aus dem Lehrerberuf geschieden und in das Pfarramt eingetreten. In diesem Jahre war er nämlich in die Pfarre nach Arkeden bei Schäßburg berufen worden. Für den neuen Wirkungskreis war er durch seine ihm angeborene Freundlichkeit und seine Liebe zum Volke ganz besonders geeignet. Von hier sendete er seine dreizehn lateinisch geschriebenen „Litterae obscurorum virorum“ aus, in denen er in Sprache und Darstellung die altbekannten Vorbilder glücklich nachahmend, bestehende Uebelstände jener Tage zur Sprache brachte und Zeitbilder lieferte, „bei denen die Wahrheit mitten im Bilde, in der Umrahmung des Bildes aber Wahrheit und Dichtung gemischt lag“ (Siebenb. Quartalschrift und Hermannst. Zeitung 1860 und 1861). Seiner Gemeinde aber schenkte er in seinen „Beiträgen zur Entwicklungsgeschichte der evangelisch-sächsischen Gemeinde Arkeden“ (Hermannstadt 1866) eine von scharfer Beobachtung und ernster Forschung zeugende dörfliche Geschichte, welche „Jungen und Alten“ der Gemeinde „die treue Liebe zu ihrem Heimathsorte und den regen Sinn für die höchsten Güter des Lebens erhalten und befestigen und an der näheren Kenntniß der Heimath die Liebe zu Volk und Vaterland entzünden“ will. Nach neunjähriger segensreicher Thätigkeit in Arkeden wählte ihn die Marktgemeinde Agnethlen zu ihrem Pfarrer. Hier führte er den von seinem Vorgänger G. D. Teutsch begonnenen Schulbau zu Ende und schuf einen Schulgarten, der in seiner Zweckmäßigkeit und Schönheit Fronius' Namen weit durch das Land trug.

Im Kreise seiner geistlichen Berufsgenossen erfreute sich F. hohen Ansehens. Jahre lang ist er Dechant des Schenker Capitels, mehrere Male Vertreter desselben in der geistlichen Synode und seines Kirchenbezirkes in der siebenbürgisch-sächsischen Landeskirchenversammlung gewesen. Im J. 1874 vertrat er als Abgeordneter den siebenbürgisch-sächsischen Gustav Adolf-Hauptverein bei der Hauptversammlung in Stuttgart und wurde zum Vertreter des Großschenker Stuhles in die Generalversammlung der sächsischen Nationsuniversität erwählt.

F. gehörte ferner dem siebenbürgischen Verein für Naturwissenschaften fast von dessen Gründung an, war Ausschußmitglied des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, des siebenbürgisch-sächsischen Landwirthschaftsvereins u. s. w. und stand im eifrigen Verkehr mit der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien sowie mit mehreren in- und ausländischen Botanikern. F. ist im Agnethler Schulgarten ein Denkmal gesetzt worden.

Vgl. G. D. Teutsch, Denkrede auf Franz Friedrich Fronius im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, N. F. XXI. — Trausch-Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. I. u. IV.

Fr. Schuller.

Frunt: Johann F. erblickte um das Jahr 1400 das Licht der Welt in Köln, wo ein naher Verwandter Heinrich F., Pfarrer von Klein S. Martin, das Amt eines Stadtschreibers bekleidete. An der Hochschule seiner Vaterstadt wurde F. im J. 1416 immatriculirt und 1418 zum Baccalaureus in artibus promovirt. Seine juristischen Studien hat er anderswo betrieben, den Doctortitel im geistlichen Rechte aber erst im J. 1449 erworben, als die Stadt Köln dies zur Bedingung für die Uebertragung des Kanzleramtes machte. Nach Abschluß seiner Studien erwarb er das Notariat. Gelegentlich des Baseler Concils trat F. zu Enea Silvio in ein nahes Freundschaftsverhältniß, an das dieser ihn noch als Cardinal im J. 1457 erinnerte. Auch mit maß-

gebenden Vertretern der Stadt Köln trat er damals in Verbindung, und auf diese geht wol seine Berufung zum Kölner Protonotar im J. 1442 zurück, nachdem er zuvor eine Zeit lang im Dienste der Stadt Metz gestanden hatte. Im Auftrage Kölns hatte er nunmehr zahlreiche Reisen zu unternehmen; namentlich weilte er oft als Gesandter am königlichen Hofe, in dessen Kanzlei er werthvolle persönliche Beziehungen unterhielt, indem dort Enea Silvio und andere Freunde angestellt waren. Noch vor Ablauf seines zehnjährigen Dienstvertrages wurde F. im J. 1448 unter glänzenden Bedingungen zum kölnischen Kanzler und Rath auf Lebenszeit ernannt. Auch zur berathenden Theilnahme an den Rathssitzungen verpflichtete ihn sein Dienstvertrag. Doch wird er nicht oft bei den Sitzungen erschienen sein. Denn mehr noch wie bisher befand er sich auf Reisen im Interesse der Stadt, namentlich auch als ihr Vertreter auf hansischen Tagfahrten. Drei Mal gerieth er bei diesen Reisen in Gefangenschaft. Zum ersten Male fiel er bei der Rückkehr von dem Lübecker Hansetage im J. 1450 auf kurze Zeit in die Hände eines westfälischen Junkers. Fast ununterbrochen folgten sich Sendungen nach Burgund, Frankreich, den Niederlanden, nach Wien und Rom, sowie zum Rottweiler Hofgericht und überall anderswohin. Auf dem Mantuaner Congresse sah er im J. 1459 seinen alten Freund Enea als Papst Pius II. wieder. Nochmals wurde F. im J. 1461 bei der Reise zum Lübecker Hansetage von der Gräfin v. Tecklenburg gefangen genommen. In den Jahren 1462 und 63 weilte er in England, wo er die Bestätigung der hansischen Privilegien erlangte. Zum dritten Male endlich wurde F. bei der Rückkehr von einem Hansetage in Hamburg vom Grafen Nikolaus v. Tecklenburg überfallen und eine Zeit lang gefangen gehalten. Der bejahrte Mann starb am 18. November 1463 in Köln infolge der Strapazen, welche ihm die widerrechtliche Haft verursacht hatte. In allen drei Fällen war die Gefangennahme erfolgt wegen Forderungen an den Erzbischof von Köln, während doch F. im Dienste der Stadt stand, die ein selbständiges politisches Gemeinwesen unabhängig vom Erzbischofe bildete.

In F. verlor die Stadt Köln ihren erfahrensten und erfolgreichsten Kanzler. Seine Geschicklichkeit half dem Kölner Rathe über viele Fährlichkeiten hinweg. Man wird ihn für die Seele der städtischen Politik zum mindesten für die 15 Jahre seines Kanzleramtes ansehen dürfen. Aber neben den großen Fähigkeiten Frunt's stehen auch starke Fehler, namentlich Habgier und lockere Sitten, wie der Briefwechsel mit Enea erweist. Im vorgerückten Alter noch, im J. 1457, dachte F. an eine Heirath. Aber trotz der Fürsprache seines Freundes Enea weigerte Papst Calixtus den wegen der von F. erhaltenen Weihen erforderlichen Dispens. Erst als sein alter Gönner selbst Papst wurde, gestand er F. die legale Eheschließung zu.

Stein, Acten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert I. Bd., S. CLVI—CLXIX. — Diemar, Johann Frunt von Köln als Protonotar (1442—1448): Beiträge zur Geschichte, vornehmlich Kölns und der Rheinlande (1895), 71 ff.

Herm. Keussen.

Fuchs: Joh. Peter F. wurde am 9. März 1782 in Köln als Sohn des kurkölnischen Hofrathes Joh. Bapt. F. geboren. Seine Jugendjahre fielen in die Zeit des Unterganges der reichsstädtischen Selbständigkeit seiner Vaterstadt. Er empfing seine Gymnasialbildung an der französischen Centralschule, von deren Lehrern vor allem Wallraf einen bedeutenden Einfluß auf ihn und seine Neigungen ausübte; mit Wallraf blieb er auch späterhin in Freundschaft verbunden. Nachdem er noch juristische Vorlesungen bei Daniels und Keil gehört hatte, wurde er 1802 gerichtlicher Dolmetsch und Hülfsarbeiter beim

Correctional-Hofe, sodann im J. 1804 Gerichtsschreiber und wurde als solcher 1811 nach Köln versetzt. 1814 wurde er Greffier der deutschen Abtheilung des Lütticher Appellhofes, mit dessen Verlegung er aber bald nach Köln zurückkehrte. Bei der Neuorganisation der Stadtverwaltung unter der preußischen Herrschaft im J. 1815 wurde er städtischer Obersecretär, ein Amt, das er mit der größten Gewissenhaftigkeit versah. In dieser Eigenschaft hatte er auch das Stadtarchiv in unbesoldetem Nebenamt zu verwalten. Seine kargen Mußestunden widmete er der Ordnung und Verzeichnung der archivalischen Schätze, um die er sich ausnehmende Verdienste erwarb. Gegen Dilettanten verhielt er sich abweisend, dagegen unterstützte er mit Eifer die gelehrten Arbeiten ernster Forscher, von denen Sartorius, Lappenberg und Hüllmann besonders genannt sein mögen; letzterer widmete ihm den zweiten Band seines Städtewesens. Zusammen mit dem Caplan Forst catalogisirte F. den Nachlaß seines Freundes Wallraf, der den Grundstock der meisten städtischen Sammlungen bildet. F. selbst trat in seiner Bescheidenheit litterarisch wenig hervor; nur einige kleinere Arbeiten ließ er drucken. Sein liebster Umgang waren die gleichen Interessen zugeneigten Freunde de Noël und Du Mont. In seiner Jugend war er Secretär der „olympischen“ Gesellschaft gewesen, welche vornehmlich litterarische Bestrebungen pflegte. Wie sehr sein stilles und geräuschloses Wirken von den maßgebenden Kreisen geschätzt wurde, bewies neben der üblichen Ordensverleihung die Ernennung zum Ehrendoctor der Bonner juristischen Facultät und die goldene Denkmünze, welche die städtische Verwaltung zu seinen Ehren prägen ließ. Erst in vorgerücktem Alter vermählte er sich mit Maria Theresia Plasman, mit der er noch 20 Jahre in glücklicher, aber kinderloser Ehe lebte. Er starb am 12. Februar 1857 im Alter von fast 75 Jahren an einem Herzleiden.

Kölnische Zeitung vom 13. Mai 1854. — Leonh. Ennen, Zeitbilder aus der neueren Geschichte der Stadt Köln, S. 373—376. — Hub. Ennen, Die Olympische Gesellschaft zu Köln. Herm. Keussen.

Fuchs: Johann Friedrich F., reformirter Theologe, durch originelle Darstellung sich auszeichnend, geboren am 15. November 1739 zu Breitscheid, † am 20. Juni 1823 in Herborn. Von seinem Vater, der Pastor in seinem Geburtsorte war, von wo er 1745 in das nahe Schönbach versetzt wurde, wurde er neben dem Unterrichte in der Dorfschule mit seinen drei jüngeren Brüdern privatim bis zum akademischen Studium vorbereitet. Letzteres begann er im October 1754 zu Herborn. Nachdem er zuerst einige philosophische Disciplinen, sowie griechische und römische Litteratur gehört, wendete er sich der Theologie und besonders den orientalischen Sprachen zu, in welche ihn Joh. Eberh. Rau einführte. Außer dem Hebräischen erlernte er Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Persisch und Armenisch, wobei ihm sein ausgezeichnetes Gedächtniß sehr zu statten kam. Auch las er einige Zeit mit einem Rabbiner den Talmud und die Mischna. In seinem letzten Semester übte er sich im Predigen. Die theologische Prüfung bestand er im November 1757 mit Auszeichnung. Im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf an das Rectorat zu Stolberg bei Aachen. Mit demselben verbunden war die Stelle eines Wochenpredigers. Wegen Kränklichkeit des Pastors hatte er bald allein das hiesige Predigtamt zu versehen, wodurch er eine große Fertigkeit im Predigen erlangte. Im August 1767 wurde er nach Herborn auf die infolge des Todes Johann Kasimir Mieg's erledigte Professur der Beredsamkeit und Geschichte berufen. Im J. 1774 wurde ihm dazu das akademische Bibliothekariat übertragen, wodurch seine Liebe zur Litterärgeschichte vorzügliche Nahrung erhielt. Wenige

Wochen nachher wurde er auch Ephorus des Pädagogiums und Professor der Philosophie. Im Vereine mit Professor Joh. Otto Dresler trieb er die humanistischen Studien bei seinen Zuhörern im Sinne eines Geßner und Ernesti. Auf dem Pädagogium führte er eine bessere Methodik ein. Vornehmlich suchte er allenthalben das Studium der griechischen Classiker zu empfehlen. Mit Geist und Kritik trug er die Geschichte vor. Im J. 1792 rückte F. aus der philosophischen Facultät in die theologische auf, indem er die zweite theologische Professur erhielt. Seine Hauptfächer wurden nun die Dogmatik, Ethik und Homiletik. Zugleich wurde ihm die erste Pfarrstelle übertragen. Er legte nun sein Bibliothekariat nieder, um sich ganz der Theologie und dem Predigtamte zu widmen. Im April 1794 wurde er nach dem Tode des Professors und Inspectors Arnoldi dessen Nachfolger in der Kirchenleitung mit dem Titel eines Oberconsistorialrathes und in der ersten Professur. Beide Aemter versah er bis zum Jahre 1818, wo er in den Ruhestand trat.

F. bewies sich allezeit als ein Original. Sein Geist war durch und durch encyklopädisch gebildet und sein Verstand stets aufs Praktische gerichtet. Außer der Theologie beschäftigte er sich in seinen Mußestunden viel mit Naturwissenschaft und Geschichte, worin er die göttliche Vorsehung überall wahrnahm. Von seinem Vater ererbt hatte er die Vorliebe für die Geschichte seines engeren oranien-nassauischen Vaterlandes; am meisten Anziehungskraft übte auf ihn die nassauische Gelehrtengeschichte. „Wann wird mein Vaterland", ruft er einmal in einem Aufsatze aus, „den Porticus und das Poecile für die Bilder seiner würdigen Vorfahren errichten? wann wird sein Varro auftreten, der das Andenken derer, die sich um die Gesetzgebung und regierende Klugheit, die sich um die Gründung und Ausbreitung der Religion, Tugend und Geschmack so verdient gemacht haben, verewigen wird?" — Mit Männern wie Arnoldi, Steubing, Grimm, durchforschte F. die Vergangenheit seines heißgeliebten Vaterlandes. Eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken einer umfassenden, über alle einzelne Kirchspiele sich erstreckende Kirchengeschichte desselben, wozu er das Material von den Pastoren einzog. Seine geschichtlichen Aufsätze, soweit sie gedruckt vorliegen in den Dillenburgischen Intelligenz-Nachrichten, sind frisch, geistig anregend, mit gesundem Humor oft durchwürzt geschrieben. Alle sind durchzogen von dem Hauche höchster Begeisterung für Kirche, Vaterland und das oranische Fürstenhaus. Hie und da begegnen wir elektrischen Gedankenblitzen. Das Schönste und Werthvollste aber bleibt sein „Beitrag zur Geschichte des Nassauischen Katechismus", worin die Arbeiten eines Sarcerius u. a., besonders aber die eines Olevianus mit dem feinsten Takt des Sachkenners besprochen und gewürdigt werden.

F. war als Theologe kein Freund der scholastischen Auswüchse. Aber auch der damals herrschenden rationalistischen Richtung war er nicht hold. Treu hielt er am Väterglauben fest, ebenso sein Bruder Johann Jakob, † am 22. Februar 1830 als Pfarrer zu Hirzenhain, gleich ihm ein Original. Die Angriffe des seichten Aufklärungsschwindels seiner Zeit gegen die biblische Offenbarung schlug F. mit dessen eigenen Waffen zurück, oft mit scharfer Satyre, gemischt mit vielen Bonmots und humoristischen Bemerkungen. Bei den Studenten wie bei den Gemeindegliedern stand er in hoher Achtung. Nur ungern vermißte man ihn, als er von seiner öffentlichen Thätigkeit zurücktrat. Nur einmal, vom October 1775 bis dahin 1776 führte er das Prorectorat der Hohen Schule; er scheute dieses Amt als Hinderniß seiner Privatstudien. Seine zu fürstlichen Geburtstagsfeiern veröffentlichten Reden sind in einem feinen Ciceronianischen Latein geschrieben. In ihm ist der letzte Professor der Herborner Johannea dahingegangen, welcher bis an sein Ende das einstige

Bekenntniß derselben, das reformirte, hoch gehalten hat. Die Zahl seiner hinterlassenen Schriften ist nur eine geringe. Seine Bescheidenheit ließ ihn nicht viel in den Druck geben. Seine handschriftliche Hinterlassenschaft befindet sich im Staatsarchiv zu Wiesbaden.

Vogel, J. F. Fuchs nach seinem Leben dargestellt. Eine Gedächtnißschrift, o. J. — Evang. reformirte Kirchenzeitung. Jahrg. 1873, Sept.= u. Oct.=Heft: J. F. Fuchs. Ein nassauisches Theologenbild von dem Unterzeichneten, mit Angabe der Schriften von Fuchs. — Reformirtes Wochenblatt (Elberfeld), 1874, Nr. 21. — Dillenburgische Intelligenz=Nachrichten, Jahrg. 1777 u. ff. Cuno.

Funck: Johann Friedrich F., geboren am 10. Februar 1804 in Frankfurt a. M. als Sohn eines Lohnkutschers, besuchte 1811—1821 das Gymnasium und studirte bis 1825 in Heidelberg und Jena Theologie. Nach Frankfurt zurückgekehrt, ertheilte er Privatunterricht und bestand 1828 das erste theologische Examen. 1832 ließ er sich aus der Zahl der Frankfurter Candidaten der Theologie streichen, angeblich weil er zu Ehren Sylvester Jordan's seinen Bart stehen lassen wolle, was den Frankfurter Candidaten nicht gestattet war; der wahre Grund war die vollständige Aussichtslosigkeit, in seiner Vaterstadt angestellt zu werden, da er sich durch ein 1831 in Offenbach erschienenes Schriftchen über das Frankfurter Candidatenwesen unmöglich gemacht hatte. Der schroffe Gegensatz gegen die herrschenden kirchlichen und politischen Richtungen, den er von der Hochschule in die Heimath zurückgebracht hatte, trieb ihn in das Lager der revolutionären Jugend; ihr stellte er jetzt sein reiches Wissen und seine scharfe Feder zur Verfügung. Schon 1831 begann er eine ausgedehnte publicistische Thätigkeit für radicale, zum Theil von ihm herausgegebene Zeitschriften, wie die „Deutsche Volkshalle“, „Eulenspiegel“, „Neuer Eulenspiegel“; er schrieb auch verschiedene Flugschriften wie „Erheiterungen“, „Ernst und Scherz“, „Fackel“ u. a. Alle Artikel und Schriften waren ein scharfer Protest gegen die bestehenden Zustände; sie forderten die Volkssouveränetät, die Einführung einer allgemeinen deutschen Republick. Funck's Arbeiten bewegten sich durchaus in der gleichen Richtung wie die seiner Landsleute Freyeisen (s. d. A.) und Sauerwein (s. d. A.); ihre publicistische Wirksamkeit erstreckte sich zunächst auf die Bundeshauptstadt Frankfurt und ihre Umgebung, war aber für die ganze südwestdeutsche Bewegung von Bedeutung. Schon 1832 kam F. in Conflict mit der Polizei; als Warnungen ohne Erfolg blieben, kam es zu Gefängnißstrafen. F. begnügte sich nicht mit der publicistischen Vertretung seiner Gesinnung; er wurde Mitglied des Vaterlandsvereins, dessen Centralcomité sich in Zweibrücken befand; sein Zweck war die „Wiedergeburt Deutschlands“, seine Mittel die Verbreitung revolutionärer Ideen in Wort und Schrift, die Bewaffnung des Volkes, um etwaige Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Als Mitglied des Vaterlandsvereins besuchte F. auch das Hambacher Fest am 27. Mai 1832, welches der Verein organisirt hatte; er überreichte als Vertreter der Frankfurter Gesinnungsgenossen dem Dr. Wirth ein deutsches Schwert als Ehrengeschenk und erregte in seiner altdeutschen Tracht beim Festzuge ein gewisses Aufsehen. F. erklärte sich gegen die Permanenzerklärung des Festausschusses, welche die Einsetzung einer provisorischen Regierung Deutschlands bezwecken sollte. Den Hambacher Beschlüssen gemäß setzte nun F. seine agitatorische Thätigkeit eifrig fort, in seiner Zeitschrift Eulenspiegel wie durch die Veranstaltung von Volksversammlungen. Er wurde aber bald der öffentlichen Wirksamkeit entzogen: am 12. November 1832 erfolgte seine Verhaftung wegen Preßvergehens in der Schrift „Die Fackel“; der Untersuchungshaft folgte eine fünfmonatliche Gefängnißstrafe, die

erst am 26. September 1833 verbüßt war. In diese Zeit fällt das Attentat auf die Frankfurter Hauptwache am 3. April 1833; F. gehörte zu den Gefangenen, welchen der Angriff der Studenten auf kurze Zeit die Freiheit gab, die sich aber sofort den heranrückenden Truppen wieder stellten. Nach seiner Entlassung veranstaltete er einen Cyclus von Vorlesungen über deutsche Geschichte — schon 1832 hatte er eine Schrift über den Zerfall des deutschen Reiches unter Ludwig dem Frommen erscheinen lassen —, sie wurden sehr bald auf Anregung des Bundespräsidiums durch die Frankfurter Polizei verboten. F. setzte jetzt die revolutionäre Propaganda in anderer Weise fort; er befaßte sich mit der Verbreitung radicaler Schriften, insbesondere des Bauern-Conversations-Lexikons, er leitete die Exercierübungen seiner Gesinnungsgenossen, angeblich zur Verbesserung der in Frankfurt bestehenden Bürgerbewaffnung; den eigentlichen Zweck dieser Uebungen und die Theilnahme am sogenannten „Männerbund“ hat F. beharrlich geleugnet. Am 8. März 1834 hat sich die Polizei wieder seiner Person versichert und ein langwieriges gerichtliches Verfahren gegen ihn eingeleitet. Das Frankfurter Appellationsgericht verurtheilte ihn am 8. Februar 1836 auf Grund eines Spruches der Göttinger Juristenfacultät zu fünfjähriger Zuchthausstrafe; F., unermüdlich mit ausführlichen Schriftsätzen und Klagen aller Art in das Verfahren eingreifend, appellirte an die höhere Instanz, das Oberappellationsgericht der vier Freien Städte in Lübeck; dieses sprach ihn am 30. Juni 1837 von der Betheiligung am Männerbund frei, verurtheilte ihn aber wegen der Organisirung von Exercierübungen zu aufrührerischen Zwecken und wegen Theilnahme an Abfassung und Verbreitung des Bauern-Lexikons zu drei Jahren Zuchthaus. Kurz vor Verkündigung des Urtheils war F., der bisher in der Constablerwache in Frankfurt gefangen gehalten wurde, wegen der Unsicherheit der Frankfurter Gefängnisse mit anderen Leidensgefährten nach Fort Hartenberg bei Mainz verbracht worden; hier verbüßte er auch die ihm zuerkannte Strafe. Seine scharfen Proteste gegen das Urtheil und gegen die auswärtige Vollstreckung der Strafe, die seines Erachtens eine flagrante Verletzung der Rechte eines Frankfurter Bürgers war, blieben ohne Erfolg, seine beständigen Beschwerden gegen die ihm widerfahrene Behandlung haben die Haft weder mildern noch gar abkürzen können; nichts lag seinem starren Rechtssinn ferner als ein Gnadengesuch. — F. zog nach seiner Entlassung im Sommer 1840 wieder nach seiner Vaterstadt, ist aber im öffentlichen Leben unseres Wissens nicht mehr hervorgetreten; in die Bewegung der Jahre 1848—49 griff er aber wieder mit einigen ultraradicalen Flugschriften ein. Seiner radicalen Gesinnung ist er bis zum Tode treu geblieben und liebte es, sie durch das Tragen einer schwarzrothgoldenen Kokarde an der Kopfbedeckung auch äußerlich zu zeigen; er blieb bei seinen Anschauungen, auch nachdem so manche seiner Mitstreiter aus den dreißiger Jahren sich der Gothaischen Partei zugewendet hatten. F. war ein Mann von vielseitigem Wissen und großer Belesenheit, ein starrer, schroffer Charakter; äußere Vortheile und Popularität hat er nicht gesucht und auch nicht gefunden. Er starb am 15. Februar 1857 in Frankfurt a. M.

Acten des Frankfurter Stadtarchivs über die politischen Processe aus den Jahren 1832 ff. — Kurze Charakteristik seiner Persönlichkeit im „Volksfreund für das mittlere Dentschland“, 1857, Nr. 21. — Frankfurter Hausblätter, Neue Folge, I. Theil, Nr. 10 ff. (1881). R. Jung.

Funk: Fabian F. aus Haynau in Schlesien wurde von dem angesehenen Humanisten Laurentius Corvinus in Breslau vorgebildet und ging

im Wintersemester 1499/1500 nach Krakau. Dort wurde er 1502 zum Baccalar promovirt und siedelte 1506 nach Frankfurt a. O. über, wo er im Winter 1507/8 den Grad eines Magisters erwarb. Von da ab lehrte er die artes und auch Humaniora, er soll auch des Griechischen nicht ganz unkundig gewesen sein. Als einen Schüler von Krakau erwies ihn seine Beschäftigung mit Mathematik und Astrologie. Im J. 1509 hat er die thomistische „Interpretatio brevis atque perutilis in summam naturalium domini Alberti magni“ des M. Johann Lindholz aus Münchsberg herausgegeben, sonst sind nur kleinere poetische Sachen von ihm bekannt. Vom Jahre 1508 ab wird er als Secretär der Universität und 1514 als Consiliar der Artistenfacultät genannt. Nach dem Magisterium hatte er sich auch der Jurisprudenz zugewendet und wurde um 1514 Licentiat der Rechte. Er verließ die Universität, um mit Johann Nägelein den Unterricht und die Erziehung des Kurprinzen Joachim (II.) zu übernehmen. Später war er kurfürstlicher Rath.

Gustav Bauch.

Funk: Mathias F. aus Haynau in Schlesien. Er hat wie sein Bruder Fabian, der ihn auch privatim unterrichtete, zuerst, im Wintersemester 1502/3, die Universität Krakau und dann, 1506, die von Frankfurt a. O. bezogen. Dort wurde er 1507 Baccalar und im Winter 1511/12 Magister. Nach nur kurzer Verwaltung des Rectorates der Schule zu Stendal wurde er artistischer Docent in Frankfurt und später, etwa von 1520 ab, Pfarrer in seiner Vaterstadt. 1513 hat er in Frankfurt seine frommen „Primitiae carminum“, die Geburtsgeschichte der Jungfrau Maria, und 1514 einen ebenfalls poetischen „Triumphus christianus“ herausgegeben und außerdem noch kleinere Dichtungen bei den Werken Anderer. Seine humanistische Richtung war wie die seines Bruders eine gemäßigte, dem Scholasticismus nahebleibende. Als die kirchliche Reformation begonnen hatte, richtete der Schwenkfeldianer Valentin Krautwald 1526 an ihn eine Schrift: De coena dominica et verbis coenae. 1533 legte F. sein Pfarramt nieder. Gustav Bauch.

Fürst: Dr. Julius F., geboren am 14. November 1826 in Mannheim, † am 5. September 1899 daselbst. F. genoß den ersten Unterricht bei seinem Vater Salomon, der in Heidelberg Bezirksrabbiner wurde und besuchte das Gymnasium und die Universität daselbst. 1854 wurde F. als Rabbiner nach Eudingen berufen („Antrittsrede, gehalten in der Synagoge zu Eudingen“, 1854), kam dann 1857 nach Merchingen, 1858 nach Bayreuth, 1873 als Prediger und Religionslehrer nach Mainz und 1879 als Klausrabbiner nach Mannheim. Neben vielen Reden (Harare El., Erhebung zum göttlichen Ideale, Sabbat-Fest- und Gelegenheitsreden) und Aufsätzen, von denen wir: „Der Schem ha-Meforesch oder der ausdrücklich ausgesprochene Gottesname“ (Zeitschrift der D. M. G. 1879, Heft 1) und: „Lessing's Nathan der Weise“ (Blumenthal's Monatshefte f. Dichtkunst u. Kritik, 1875, Heft II) hervorheben, sind von ihm erschienen: „Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthum. Ein Beitrag zur Entscheidung der Frage über Aufhebung der Todesstrafe“ (Heidelberg 1870) und „Glossarium Graeco Hebraeum“ (Straßburg i. E. 1891). Er wollte in letzterem Werke den griechischen Wortschatz in den Talmuden und Midraschim ergründen, wie denn überhaupt die talmudische Lexicographie den Mittelpunkt seiner litterarischen Thätigkeit bildete. Er betheiligte sich auch als Mitarbeiter an Wünsche's Midrasch-Uebersetzung und an der „Jüdischen Litteratur“ von Winter und Wünsche. F. trat für die Gleichberechtigung seiner Glaubensgenossen und für die Reformbestrebungen innerhalb des Judenthums mit Ernst und Eifer ein. An der Rabbinerversammlung zu Kassel und an der Synode zu Augsburg nahm er in hervor-

ragender Weise theil und hatte auch den Muth, für seine Ueberzeugung offen einzutreten. Adolf Brüll.

Fürstenau: Moritz F. stammt aus einer Musikerfamilie, die während eines Zeitraums von 100 Jahren sich als Flötisten auszeichneten. Moritz wurde zu Dresden am 26. Juli 1824 geboren und starb ebendort am 27. März 1889. Sein Vater, Anton Bernhard, war seit 1820 an der sächsischen Hofcapelle erster Flötist, und es wurde wie selbstverständlich angenommen, daß der Sohn, den Traditionen der Familie nach, sich ebenfalls zum Flötisten ausbildete. Schon am 26. October 1832 trat er in einem Concerte seines Vaters als Virtuose auf und erntete reichen Beifall. Angespornt durch diesen Erfolg, machte er in Begleitung seines Vaters fast alljährlich Concertreisen, bis er am 1. Januar 1842 als Flötist in die kgl. Dresdener Hofcapelle aufgenommen wurde. Nach des Vaters Tode 1852 rückte er in dessen Stelle als erster Flötist ein. Neben dieser praktischen Ausübung der Kunst entwickelte er aber auch ein lebhaftes Interesse für die historische Seite der Musik und besonders für archivalische Studien. So entstanden im J. 1849 die „Beiträge zur Geschichte der Kgl. sächsischen musikalischen Kapelle“ (Dresden), welche von 1545 bis 1848 die Entwicklung und Ausbildung der Dresdener Hofcapelle in Mitgliederverzeichnissen, Biographien und allerlei Beschreibungen von Festlichkeiten u. A. in documentarischer Weise darstellen. Leider fehlte ihm die nöthige Vorbildung im Lesen von alten Handschriften, auch die Fertigkeit sich gewandt auszudrücken, sodaß vielfach die Namen der Capellmitglieder falsch gelesen sind und die Kritik unbarmherzig über die Herstellungsweise herfiel. Doch statt daß ihn dies entmuthigte, spornte ihn der Tadel an, seine Kenntnisse durch fleißige Studien zu bereichern, so daß er in Einzelartikeln in Zeitschriften, besonders im Archiv f. die sächsische Geschichte, in den Mittheilungen des Kgl. sächs. Alterthumsvereins und in den Monatsheften f. Musikgeschichte, zahlreiche und archivalisch begründete Thatsachen über Mitglieder und Vorkommnisse in der sächsischen Hofcapelle berichtete. Im Jahre 1861/62 folgte ein zweites Werk in 2 Bänden, welches zur Vervollständigung des ersten diente, doch nur den Zeitraum von 1656 bis ca. 1763, der Entlassung Hasse's und der Faustina, behandelt. F. ist es allein zu danken, daß wir über die sächsischen Musikverhältnisse so vortrefflich und alles umfassend unterrichtet sind. Auch im praktischen Leben machte er sich durch Gründung des Tonkünstler-Vereins, der heute in so gesicherten Zuständen sich befindet, verdient und war bis zu seinem Tode dessen Vorsitzender. Ferner gründete er in den 70er Jahren den Dresdner Wagner-Verein, war Delegirter des Allgemeinen deutschen Musikerverbandes, saß im Ausschusse der Hofcapelle, welche die Programme zu den Sinfonie-Concerten feststellte und war seit Gründung des Dresdner Königl. Conservatoriums für Musik Lehrer des Flötenspiels. So wirkte er bis an seinen plötzlich herantretenden Tod im Interesse der Kunst.

Selbstbiographie in Mendel-Reißmann's Musik-Lexikon.

Rob. Eitner.

Fürstenberg: Karl Egon (III.) Fürst zu F., geboren am 4. Mai 1820 zu Donaueschingen, war der älteste Sohn des Fürsten Karl Egon (II.) und der Fürstin Amalie gebornen Prinzessin von Baden. Er genoß eine sorgfältige Erziehung, die ihn zum Besuche der Universität Heidelberg vorbereitete, welche er im Herbst 1838 bezog. Er hörte bis Herbst 1841 juristische, nationalökonomische, historische, mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen. Er verkehrte während dieser Zeit viel an dem großherzoglichen Hofe in Karlsruhe, dem er auch später stets eng verbunden blieb, und am Hofe der

Großherzogin-Wittwe Stephanie in Mannheim. Von Heidelberg begab er sich nach Berlin, wo er bis Herbst 1842 den Studien an der Universität oblag, philosophische, historische und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, auch viel am königlichen Hofe verkehrte und Alexander v. Humboldt näher trat. Eine mit seinem Bruder, dem Prinzen Max, unternommene größere Reise durch Norddeutschland, Dänemark und Schweden vollendete die Lehrjahre des Erbprinzen v. F. Am 4. November 1844 vermählte er sich mit Prinzessin Elisabeth Reuß älterer Linie und nahm mit der jungen Gemahlin seinen Wohnsitz in Donaueschingen. Die sehr glückliche Ehe wurde am 7. Mai 1861 durch den Tod getrennt, der die Fürstin während eines Aufenthaltes in Baden ereilte. Derselben entsprossen drei Kinder: ein Töchterchen, das wenige Stunden nach der Geburt wieder starb, die Prinzessin Amalie, geboren am 25. Mai 1848 und der spätere Fürst Karl Egon, geboren am 25. August 1852, † am 27. November 1896 (siehe unten S. 216). Die Vorgänge der Jahre 1848 und 1849 berührten den damaligen Erbprinzen sehr peinlich. Seine Gemahlin, die ihrer Entbindung entgegensah, geleitete er, um sie den drohenden Aufregungen, vielleicht selbst Gefahren zu entziehen, im März 1848 nach Konstanz, im April nach Schaffhausen. Im Juli 1849 besetzten die Aufständischen Donaueschingen und plünderten im Schlosse. Nachdem durch die Truppen des Generals v. Peucker die Ordnung hergestellt war, kam der Erbprinz wieder nach Donaueschingen, um den dort am 7. August eintreffenden Prinzen von Preußen zu empfangen.

Im J. 1854 berief ihn der Tod seines Vaters (22. Oct.) an die Spitze des Fürstenbergischen Hauses in seiner Eigenschaft als deren ältestes Mitglied. Persönlich erbte Karl Egon die schwäbischen Besitzungen des Hauses, während sein Bruder Max Egon die böhmischen erhielt. Die erste Aufgabe des nunmehrigen Fürsten war, in die zerrütteten Finanzen Ordnung zu bringen, was ihm durch das Verwaltungstalent des von ihm nach Donaueschingen berufenen, bisher badischen Ministerialraths Prestinari in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelang. Die größere Sparsamkeit, die nun an dem Fürstenbergischen Hofe im Gegensatze zu der bisherigen Opulenz herrschte, hinderte indeß nicht die in diesem Hause hergebrachte Pflege von Kunst und Wissenschaft, die Vermehrung der bedeutenden Sammlungen, für die ein schönes Gebäude aufgeführt wurde, die Wiederherstellung des prächtigen Saales und der Capelle im Schlosse Heiligenberg, die Vollendung des Baues der Gruftcapelle zu Neidingen. Auch für Bibliothek und Archiv sorgte der Fürst mit vornehmer Freigebigkeit und erwarb sich um die Wissenschaft ein besonderes Verdienst durch den Entschluß, die Quellen zur Geschichte seines Hauses und der bis 1806 Fürstenbergischen Lande sammeln zu lassen, welche auf seinen Befehl in dem musterhaften „Fürstenbergischen Urkundenbuch“ herausgegeben wurden. Vom Jahre 1864 bis zu seinem Lebensende war der Fürst der Präsident des Vereins der deutschen Standesherren. Ohne sich an der Tagespolitik zu betheiligen, bewies er jeder Zeit eine gut deutsche Gesinnung, besonders auch während des Feldzugs von 1870/71. In dem von ihm errichteten Reservelazareth zu Hüfingen erschien er selbst unter den Verwundeten und Kranken, um seine thatkräftige Theilnahme zu bezeugen. Mit warmer patriotischer Empfindung begrüßte der Fürst die Gründung des neuen Deutschen Reiches, dessen erstem Kaiser er seit langen Jahren aufrichtig ergeben war. Auf einer Reise zum Besuche seines in Nizza weilenden Sohnes begriffen, die er in Begleitung seiner Tochter am 7. März 1892 angetreten hatte, wurde der Fürst in Paris von der Influenza befallen und starb am dritten Tage der Krankheit, am 15. März. Dem badischen Militär und später auch der preußischen Armee gehörte er,

zuletzt in hohen Stellungen, an, er war auf Grund seiner standesherrlichen Besitzungen Mitglied des preußischen Herrenhauses, der badischen und württembergischen Ersten Kammer. Mit großer Vorliebe huldigte er dem edeln Waidwerk. Stets war er bereit, wo Noth und Elend seiner Hülfe bedurften, mit offener Hand zu geben und die vornehme Art seines Gebens erhöhte den Werth seiner Wohlthätigkeit. Fürst Karl Egon war — um es in ein Wort zusammenzufassen — ein edler, hülfreicher und guter Mensch.

Vgl. Badische Biographieen Bd. V. v. Weech.

Fürstenberg: Karl Egon IV. Fürst zu F., der einzige Sohn des Vorigen, wurde auf einem der zu den böhmischen Besitzungen des Fürstenbergischen Hauses gehörigen Schlösser, Kruschowitz, am 25. August 1852 geboren. Er erhielt den ersten Unterricht durch Hofmeister, einen Genfer, später einen Franzosen. Erst 1867 wurde ein junger badischer Schulmann, Professor Heim, zur Leitung der weiteren wissenschaftlichen Bildung des jungen Erbprinzen berufen. Dieser begleitete ihn zunächst auf einer größeren Reise durch Italien, Südfrankreich und die Schweiz, die im J. 1868 unternommen wurde. Bis zum Rücktritt Heim's in den badischen Staatsdienst im J. 1872 begleitete dieser seinen Zögling auch noch auf weiteren Reisen in die Schweiz, nach Böhmen und Schlesien, nach Berlin, Ostende und London. Neben dem wissenschaftlichen wurde auch der musikalische Unterricht eifrig betrieben. Von 1872 bis 1874 hörte der Erbprinz in der philosophischen und juristischen Facultät der Universität Heidelberg Vorlesungen und verkehrte auch in studentischen Kreisen, 1874/75 setzte er seine Studien auf der Universität Straßburg fort, von wo er häufig Ausflüge nach Paris und Nizza unternahm. Im December 1876 trat er als Secondlieutenant à la suite des Gardehusarenregiments zu Potsdam in die kgl. preußische Armee ein und erhielt, nachdem er im Juni 1877 das Officiersexamen bestanden hatte, ein Patent seiner Charge. Vom November 1881 bis September 1884 war er Adjutant der 28. Cavalleriebrigade in Karlsruhe. Im J. 1884 wurde er als Premierlieutenant in das 2. Gardedragonerregiment in Berlin versetzt und in diesem 1886 zum Rittmeister befördert. Im März 1888 begleitete der Erbprinz den Fürsten von Hatzfeld-Trachenberg, als dieser nach Rom reiste, um dem Papst Leo XIII. die Thronbesteigung des Kaisers Friedrich anzuzeigen. Durch das Ableben seines Vaters wurde der Erbprinz am 15. März 1892 Fürst zu Fürstenberg. Schon 1890 hatte er den Abschied aus dem activen Militärdienst genommen. 1893 ernannte ihn Kaiser Wilhelm II., mit dem er sehr befreundet war, zum Major, 1896 zum Oberstmarschall. Seit 6. Juli 1881 war er mit Gräfin Dorothea von Talleyrand-Périgord, Tochter des Herzogs Ludwig von Sagan, in kinderloser Ehe vermählt. Da nach dem Ableben seines Vaters die schwäbischen Hausgüter auf ihn übergingen, wurde er Mitglied des preußischen Herrenhauses, der württembergischen Kammer der Standesherren und der badischen Ersten Kammer. Am 10. November 1893 wurde Fürst Karl Egon mit bedeutender Mehrheit im II. badischen Reichstagswahlkreise in den Deutschen Reichstag gewählt. Damals schon schwer leidend konnte er sich nicht mehr erholen und starb in Nizza, wo er Genesung suchte, am 27. November 1896. In der fürstlichen Familiengruft zu Neidingen bei Donaueschingen wurde seine Leiche am 4. December beigesetzt.

Durch den Tod des Fürsten Karl Egon blieben manche schöne Pläne unausgeführt. Er hatte sein Schloß in Donaueschingen umbauen und verschönern lassen und beabsichtigte in diesen Räumen, unterstützt von seiner kunstsinnigen Gemahlin, eine durch Kunst und Wissenschaft vornehm belebte Gastfreundschaft auszuüben. Als Kunstmäcen bewährte er sich durch namhafte Bestellungen

bei Malern und Bildhauern. Die Unternehmungen seines Vaters und seines Großvaters, welche Donaueschingen zum Sitze einer bedeutenden Bibliothek und reichen Münzsammlung gemacht hatten, fanden bei ihm verständige und freigebige Förderung. Die Veröffentlichungen aus seinem ansehnlichen Archiv ließ er fortsetzen. — Seine nationale Gesinnung legte er bei vielen Anlässen an den Tag. Er war ein warmer Verehrer des Kaisers Wilhelm I. und des Fürsten Bismarck. Im Reichstag gewann Fürst Karl Egon, ohne einer Fraction beizutreten, und ohne ein Redner zu sein, durch seine vielseitigen Beziehungen einen nicht unbedeutenden Einfluß. Den Sitzungen wohnte er pünktlich bei, auch noch als er schwer leidend war. Für die Münchener „Allgemeine Zeitung" brachte er bedeutende Opfer, um dieses alte Organ der Presse als Wortführer nationaler und gemäßigt liberaler Gesinnung für Süddeutschland zu erhalten. Für einsichtiges Zusammenwirken von Landwirthschaft und Industrie in seinen umfangreichen Besitzungen war er erfolgreich thätig, das Wohl der Arbeiter, die Unterstützung der Armen lag ihm am Herzen. Für Pferdezucht und Sport war er ein Gönner, der seine Sympathien durch reiche Spenden und die Kundgebung lebhafter Theilnahme zum Ausdruck brachte. Die internationalen Rennen auf dem Iffezheimer Felde fanden in ihm als Vicepräsidenten des Unionclubs einen einflußreichen und großartigen Patron. Die Pflege eines edeln Sports betrachtete er als Pflicht eines Grand Seigneur, als welcher er die Devise Noblesse oblige ebenso wie auf allen andern Gebieten sich zur Richtschnur dienen ließ. Weite Kreise haben durch den frühzeitigen Tod des Fürsten Karl Egon F. viel verloren.

Vgl. Bettelheim, Biographisches Jahrbuch (1897) I, 393. — Schriften des Vereins f. Geschichte ꝛc. in Donaueschingen, 1900, S. 1 ff. — Badische Biographieen Bd. V. v. Weech.

Fuß: Michael F., am 5. October 1816 in Hermannstadt geboren, starb als Pfarrer von Großscheuern bei Hermannstadt und Superintendentialvicar der ev. siebenbürgisch-sächsischen Landeskirche am 17. April 1883. Seine erste Ausbildung wurde ihm an dem damals zehnclassigen Gymnasium seiner Vaterstadt zu Theil, das er 1832 absolvirte. Um sich dem Studium der Theologie und des Lehramtes zu widmen, ging er hierauf, da der Besuch einer außerösterreichischen deutschen Universität sehr erschwert war, an die protestantisch-theologische Facultät nach Wien. Neben dem Besuche derselben, die übrigens nur geringe wissenschaftliche Förderung bot, betrieb er gründliche philosophische Studien und fand reiche Anregung in den großartigen Sammlungen, in der Hofbibliothek, in dem Theater und in dem Leben der Kaiserstadt überhaupt. Daß er sich schon in Wien mit naturwissenschaftlichen Studien befaßt habe, läßt sich nicht beweisen.

Im J. 1834 kehrte er wieder in die Heimath zurück und übernahm bald darauf die Rectorstelle an der Volksschule in Großscheuern, wo sein Vater seit 1830 als Pfarrer wirkte. Am 17. December 1837 wurde er in die erledigte letzte Lehrerstelle des Hermannstädter ev. Gymnasiums berufen. Seine gründliche philologische Bildung befähigte ihn, tiefgehendsten Einfluß auf seine, mit besonderer Zuneigung an ihm hängenden Schüler zu nehmen. In dem Fache der Naturgeschichte überragte er bald alle seine Collegen. Aber auch auf dem Gebiete der Mathematik und Physik war er bewandert. Von den theologischen Gebieten war ihm keines fremd. Seine Dissertation (1837), die damals an die Stelle der Candidatenprüfung trat, und „De Jacobo atque ejus epistola" handelte, entspricht den Anforderungen an die wissenschaftlichen Ergebnisse jener Zeit.

Bestimmtere Ziele und erfolgreiche Förderung erhielten seine schon als Gymnasiast nur dilettantisch betriebenen botanischen Studien durch seinen jüngeren Bruder Karl (s. A. D. B. VIII, 254), der 1837 von der Berliner Universität zurückkehrte, wo er bei Professor Kunth eingehendere botanische Studien getrieben hatte. Während seiner Lehrthätigkeit schrieb er für den Unterricht in der Naturgeschichte ein „Lehrbuch der Naturgeschichte“ als Leitfaden bei Vorlesungen an Gymnasien (2. Heft: Botanik, 3. Heft: Zoologie. Hermannstadt 1840 u. 1845). In diesen Jahren hat sich F. auch auf dem Gebiete der schönen Litteratur bewegt, indem er zwei vaterländische Sagen für die „Transsylvania“, das Beiblatt zum „Siebenbürger Boten“ bearbeitete; es sind diese: „Das Bienenmädchen, eine Holzmenger Volkssage“ und „Iliana, eine Volkssage aus dem Zoodtthale“.

Von da an hat sich F. immer ausschließlicher seinen botanischen Studien zugewendet. In seinem „Verzeichniß derjenigen Pflanzen, welche entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich in Siebenbürgen angetroffen werden, nebst Angabe ihres Fundortes und der wichtigsten Synonymen“ (Archiv für siebenbürgische Landeskunde II. 1845) gab er eine Uebersicht des bisher Erreichten und damit die Ausgangspunkte für weitere Ziele. Demselben Zwecke diente die nächste Arbeit Fuß’ „Alphabetische Zusammenstellung der sächsischen, walachischen und deutschen Trivialnamen in Siebenbürgen wildwachsender oder allgemein cultivirter Pflanzen“ (Ebenda III. 1847). Als scharfblickender Forscher zeigt sich F. auch in zahlreichen kleineren Arbeiten z. B. in seinem Aufsatze: „Ueber eine neue Hepatica“ (H. Transsilvanica Fuss in den Verhdl. u. Mitth. d. siebenb. Vereins f. Naturwiss. I.), „Zur Cryptogamenflora Siebenbürgens“ (ebenda IV. VIII. XVI) und in seinen „Notizen zur Flora Siebenbürgens über die 1851 in der botanischen Zeitung veröffentlichten Species“ (Arch. f. siebenb. Lkde, N. F. I), ferner in seinen Aufsätzen: „Zur Flora Siebenbürgens“ (Verhdlgn. d. siebenb. Ver. f. Naturw. V [1854], VI [1855], VIII [1857]). In seinem „Bericht über den Stand der Kenntniß der Phanerogamen-Flora Siebenbürgens mit dem Schluß des Jahres 1853“ (Programm d. Gymnasiums A.C. zu Hermannstadt 1854) gewährt F. eine Zusammenstellung des damaligen botanischen Besitzstandes auf dem genannten Gebiet. Um diese Zeit (1853) war es, wo der in Hermannstadt lebende Dr. Ferdinand Schur auf Vorschlag und Empfehlung des siebenb. Vereins für Naturwissenschaften vom Gouverneur von Siebenbürgen Fürst Schwarzenberg mit der botanischen Erforschung Siebenbürgens betraut wurde. Aus dem Berichte, den Schur über seine botanische Rundreise an die Statthalterei erstattete, machte F. im Auftrage des Statthaltereipräsidiums einen Auszug, der in den Verhandlungen d. siebenb. Vereins f. Naturw. veröffentlicht wurde (X: Dr. Schur’s Bemerkungen dazu ebd. XIII. XIV).

Wiewol F. zahlreiche, auch längere wissenschaftliche Reisen und Excursionen gemacht hat, ist von ihm nur eine von diesen beschrieben worden, und zwar in seinem „Bericht über eine Reise in die nordöstlichen Karpathen Siebenbürgens“ (Verhdlgn. d. siebenb. Ver. f. Naturw. V. 1854).

Wie heimisch F. auch auf dem Gebiete der Kryptogamen war, zeigt seine Anzeige über das Werk Heuffler’s über die Kryptogamen des Arpaschthales (Specimen florae cryptogamae vallis Arpasch Carpatae Transsilvani etc., angez. von M. Fuß in den Verh. d. s. V. f. Ntw. V. 1854), sowie Aufsätze „Zur Krytogamenflora Siebenbürgens“ (ebenda IV. 1853; VIII. 1857) und seine „Systematische Aufzählung der in Siebenbürgen angegebenen Kryptogamen“ (Arch. f. siebenb. Lkde. N. F. XIV). Gleichzeitig mit dem vierten Bande von J. Chr. Gottl. Baumgarten’s „Enumeratio stirpium“ erschien von

F.: „J. C. G. Baumgarten Enumerationis stirpium Transsilvaniae indigenarum mantissa I“, Cibinii 1846 und „Indices ad J. C. G. Baumgarteni enumerationem stirpium Transsilvanicarum“. Diese botanischen Arbeiten erlitten aber auch dann keine Unterbrechung, als F., der 1854 zum Conrector am Gymnasium ernannt worden war, zum Pfarrer der ev. Gemeinde in Gierelsau gewählt wurde (30. Mai 1861). Von 1862 an hat F. in keiner der Landeskirchenversammlungen der ev. Landeskirche Siebenbürgens gefehlt, seit 1865 wurde er auch in das Landesconsistorium berufen. Drei Mal nacheinander (1870, 1874, 1880) wählte ihn seine Landeskirche zum Superintendentialvicar. Von dem Landesconsistorium wurde er wiederholt zur Visitation einzelner Gymnasien entsendet, an andern hat er Jahre hindurch im Auftrage der genannten Oberbehörde als Commissär bei den Maturitätsprüfungen gewirkt. Nachdem F. 17 Jahre hindurch als Pfarrer in Gierelsau unermüdlich thätig gewesen, kam er im October 1878 in derselben Eigenschaft in seine Heimathsgemeinde Großscheuern, wo er bis an sein Lebensende blieb.

In diese Zeit, die F. auf dem Lande zugebracht hat, fällt von seinen wissenschaftlichen Arbeiten vor allem: „Flora Transsilvaniae excursoria. Munificentia societatis pro illustranda Transsilvaniae cognitione et excellentissimi domini archiepiscopi D. Ludovici Haynald edidit societas naturae curiosorum Transsilvanica Cibiniensis“, Cibinii 1866. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde hatte schon im J. 1847 eine „Flora excursoria Transsilvaniae“ unter seine Preisaufgaben aufgenommen. F. selbst hatte bis 1862 drei Mal diese zu schreiben begonnen, immer wieder war er der großen Schwierigkeiten wegen, die sich ihm entgegenstellten, davon abgegangen. Namentlich dem Drängen des römisch-katholischen Bischofs Haynald ist es gelungen, F. dazu zu bringen, daß er nochmals an die Arbeit ging und dies Mal mit dem glänzendsten Erfolge. Im Sommer 1866 war das Werk, das beste, auch heute noch nicht übertroffene über die Flora Siebenbürgens, fertig. F. hat in dieser Arbeit glücklich die Aufgabe gelöst, die er sich gesetzt, er hat ein auch für den Gebrauch handliches Buch geschaffen, das, kritisch gesichtet, alles umfaßt, was die botanische Forschung bis 1865 zu Tage gefördert. Das Buch enthält 3408 Arten Phanerogamen und 89 Gefäß-Kryptogamen; die meisten von diesen hat F. selbst gesammelt oder doch in der Hand gehabt. Ein genauer Index der Arten und Synonymen erhöht die Brauchbarkeit des Werkes.

F. war schon frühzeitig zur Ansicht gelangt: „daß es nur dann möglich sein werde eine auf Vollständigkeit und wissenschaftliche Kritik Anspruch machende Flora von Siebenbürgen zu schreiben, wenn erst die Pflanzenschätze des Landes selbst gesammelt und ausgebeutet wären, und zwar gesammelt nicht nur in den Händen Privater, wo ihr trauriges Schicksal bleibe, mit ptinus und anobium unliebsame Bekanntschaften zu machen, sondern aufgestellt in öffentlichen, wissenschaftlichen Instituten, wo sie jedem zur Benutzung zugänglich wären, der Eifer und Lust und wissenschaftlichen Beruf in sich fühle“ (Verhdlgn. d. Ver. f. Naturw. XIII. 1862, S. 139). Deshalb hatte F. in einer Versammlung des Vereines für Naturwissenschaften die Herausgabe eines „Herbarium normale Transsilvanicum“ angeregt, welches die siebenbürgischen Pflanzenarten zusammentragen sollte. Nach der Beendigung und Herausgabe der „Flora excursoria“ beschäftigte sich nun F. thatsächlich mit der Zusammenstellung der Centurien des Normal-Herbars. Sechs Centurien waren schon zur Ausgabe gelangt und weitere fünf Centurien zusammengestellt, als ein Brand in seinem Arbeitszimmer diese und die großen Dou-

bletten-Vorräthe getrockneter Pflanzen zu Grunde richtete. Die unterbrochene Arbeit ist von F. nicht wieder aufgenommen worden.

Niemand von seinen siebenbürgischen Zeitgenossen hat zur Förderung botanischer Kenntnisse überhaupt und der speciellen Botanik Siebenbürgens insbesondere hier so viel beigetragen als F., und so hat die Wissenschaft nur einen Act der Dankbarkeit erfüllt, wenn sie seinen Namen in der Blumenschrift verewigte (Tephroseris Fussii, Grisebach und Schenk; Crepis Fussii, Kovacs; Anthemis tinctoria, variatio Fussii, Grisebach und Schenk; Erysimum Fussianum, Schur; Hieracium Fussianum, Schur). Seinen Namen tragen auch jene Arten und Varietäten, die sein scharfer Blick als solche gekennzeichnet hat.

Seine, trotz des erwähnten Zimmerbrandes noch immer reiche Pflanzensammlung, ebenso seine botanische Bibliothek ist seinem Willen gemäß an den naturwissenschaftlichen Verein in Hermannstadt übergegangen. Ein Herbarium, 9978 Arten umfassend, hatte in den Jahren von 1878—1880 das ev. Gymnasium daselbst von ihm erworben. F. ist im eifrigen Tauschverkehr mit Fachgenossen des In- und Auslandes gestanden, und gehörte als Mitglied der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien und als Ehrenmitglied der Pollichia (naturhist. Verein für die bairische Rheinpfalz) an. In dem Verein für sieb. Landeskunde und in dem sieb. Verein für Naturwissenschaften ist er Jahrzehnte hindurch als Ausschußmitglied hervorragend thätig gewesen.

Vgl. Denkrede auf Michael Fuß von G. D. Teutsch im Arch. f. sieb. Landeskunde, N. F. XIX (1884), S. 506. — Trausch-Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, I. III. IV.

Fr. Schuller.

Ebersberg*): Ottokar Franz E., Dramatiker und Humorist unter dem Pseudonym „O. F. Berg“, wurde als jüngerer Sohn — der ältere war der Militär(schriftsteller) und Erzähler Julius Karl — des conservativen Publicisten Joseph Sig(is)mund E. (s. S. 224) am 10. October 1833 zu Wien geboren. Er absolvirte daselbst die Gymnasialstudien und trat dann in den Staatsdienst bei der Lottogefälls-Direction, wo er neun Jahre im Amte blieb. Im J. 1854 debütirte der Zweiundzwanzigjährige mit dem ersten bühnenmäßig fertiggestellten seiner zahllosen Volksstücke, der Komödie „Ein Gang durch die Vorzeit“, am „Theater an der Wien“, dem berühmten Possen- und Operettenhause der Kaiserstadt, vermochte aber trotz zweier Wiederholungen noch nicht durchzudringen. Als 1860 die Theatercensur sein siebzehntes Stück, die bereits genehmigte und sogar drei Mal aufgeführte Posse „Wiener und Franzos“ (zwei Jahre später trotzdem zwanzig Mal unter dem Titel „Jäger und Zuave“ dargestellt) nachträglich verbot, ärgerte das den zeitlebens höchst reizbaren Mann dermaßen, daß er nun die Beamtenlaufbahn aufgab, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen, obwol ihm doch der Posten eines Officials — weiter kam er nicht, und es heißt, er habe es dem ihn darob parodirenden noch fruchtbareren Volksstück-Dichter Karl Costa (geb. 1832) immer nachgetragen, daß dieser es beim k. k. Lottogefäll bis zum Oberofficial gebracht — Muße genug zu dramatischen Arbeiten gelassen hatte. Er übersiedelte nach Berlin, wo er für Tagesblätter schrieb. Aber wie sollte er, der sein Lebtag nur innerhalb der Bannmeile des „alten

*) Zu Bd. XLVIII, S. 229.

Steffel“ (Stephansdom) sein ganz Wiener Temperament ausleben konnte, an der Spree Fuß fassen? So kehrte er bereits 1861 nach der geliebten Geburtsstadt zurück, um sie — ihr auch als Gemeinderath zu dienen, erübrigte er später Muße — niemals wieder auf länger zu verlassen. Hier schlug er sofort litterarisch feste Wurzel, nicht allein mit unermüdlichem dramatischen Schaffen, sondern auch mit dem im November 1862 von ihm begründeten illustrirten Witzblatte „Kikeriki“, das die Art und Weise seines 1858/59 versuchten satirischen Journals „Tritsch-Tratsch“ erneuerte, dabei auch die Erfahrungen aus seiner kurzen Redactions-Theilhaberschaft an Varry's Spottblatt „Der Teufel in Wien“ aus demselben Jahre aufnahm. „Kikeriki“, durchaus aus Ebersberg's menschlicher und schriftstellerischer Art hervorkeimend, schwang eine unerbittliche Geißel über all die längst eingerissenen, vielfach in die socialen Verhältnisse einschneidenden Ausschreitungen gewisser niederer Berufe vom Schlage der Kirchendiener, Leichenansager, Vorbeter, Sargträger, Wallfahrer, Gemeindewächter u. dergl. Das noch heute, wenn auch in veränderter Richtung, theils politisch (antisemitisch und deutsch-österreichisch), theils frivol karikirend fortlebende Witzblatt hob Ebersberg's treffsicherer, stets aus Wiens Augenblicksstimmung schöpfender Humor binnen eines Jahres auf die dazumal unerhörte Auflageziffer von 23000. Ein aus dem Tone des „Kikeriki“ erwachsener Strafproceß brachte E. vier Wochen Arrest, den kaiserliche Gnade nach vierundzwanzigtägiger Haft kürzte. Es war übrigens der „Kikeriki“, auch abgesehen von dem Spottblatt „Tritsch-Tratsch“, schließlich nur die journalistische Stabilisirung von Ebersberg's früheren Unternehmungen im Stile fideler Kalender, deren lange Reihe der „Komische Almanach für Lustige und Traurige zum Lachen“ für 1853/54 eröffnete. Es folgten „Kein Tag ohne Witz“ für 1855/56, „Figaro-Kalender“ für 1857, für dasselbe Jahr „Charivari, komischer Volkskalender“, für 1862 und 1863 der „Kikeriki-Kalender“, dessen der namensgleichen Wochenschrift angelehnte Tendenz zu einer noch höheren Auflage verhalf. Während jener Haft 1863 schrieb E. außer der sogleich sechzig Mal gespielten Posse „12 Uhr“ das Libell „Kikeriki im Arrest“; dagegen beruht die Angabe einer „Monatsschrift ‚Tagebuch des Kikeriki‘“ — wie sie z. B. die neuern Auflagen von Brockhaus' Conversationslexikon und Franz Brümmer (s. u.) machen — auf Irrthum. Die publicistische Thätigkeit Ebersberg's, der anfangs auch noch Feuilletons für Wiener Journale wie Morgen-Post, Figaro, Telegraf lieferte, in den Sechziger Jahren, zu der auch seine Redaction der humoristischen Halbmonatsschrift „Brum-Brum“ gehörte, nahm dann ganz der „Kikeriki“ in Anspruch, bis er 1871 das „Illustrirte Wiener Extrablatt“ gründete, das er rasch durch originelle Besonderheiten, namentlich durch packende Beleuchtung vielbesprochener Actualitäten, auf eine, rein belletristisch heute noch innegehaltene Höhe hob. Der politisch liberale Standpunkt dieses Tagesneuigkeiten-Moniteurs machte es freilich allmählich später zum Widerpart der „Kikeriki“-Tendenz. Anfangs Februar 1885 mußte der rastlos schriftstellernde E. der bekannten Irrenheilanstalt zu Döbling bei Wien überwiesen werden, wo die Aerzte seinen Zustand sehr bald als hoffnungslos erkannten; am 16. Januar 1886 starb der aufgegebene Witzbold daselbst, nachdem er sich nicht mehr aus der Umnachtung erholt hatte.

Mag auch Ebersberg-Berg's Ruf zunächst durch sein publicistisches Wirken empor gestiegen sein, so recht populär ward sein Name durch die litterarischen Leistungen, die ihm auch ein längeres Fortleben in der Geschichte deutschen Schriftthums verbürgen: diejenigen seiner dramatischen Muse. Hat E. schon in Kalendern, Feuilletons, Broschüren, Journalartikeln eine unglaubliche Fruchtbarkeit entwickelt, so lieferte er 1854—82, zunächst für die Wiener

Volksbühnen, „hundertfufzig Stuck“, wie er selber gern rühmte: in erster Linie Volkspossen, sodann derbe Lustspiele, Schwänke, Parodien u. a. Mehrere davon erlebten hundert und aberhunderte Aufführungen, viele wurden 20—60 Mal unter dröhnendem Beifalle gegegen, und zwar theilweise, mit localspecifischer Umschmelzung, auch außerhalb Wiens und Deutschösterreichs, des Bodens, auf den sie eigentlich berechnet waren. So erschien seine 1857 geschaffene Posse „Ein Wiener Dienstbot'“, rasch im Josephstädter Theater 90 Mal gespielt, in David Kalisch' (s. d.) Localisirung „Berlin, wie es weint und lacht“ über 300 Mal auf dem Berliner Wallnertheater, und ebenda rund 150 Mal hintereinander und später oft wiederholt, von demselben Spreeathener Lustigmacher bearbeitet, die 1858 auf dem Wiener Carltheater in ununterbrochener Folge 50 Mal aufgeführte Posse „Einer von unsere Leut'“ (die diese — übrigens in Büchmann's Citatenlexikon fehlende — Redensart wohl erst zum „geflügelten Wort“ stempelte). Interessant ist hierbei noch, daß D. Kalisch' verberlinernde Umgestaltungen beider Stücke schon 1864 in der neuen Ausgabe seiner „Berliner Volksbühne“ (dann auch 1870/71 in seinen „Lustigen Werken“) gedruckt wurden, Ebersberg's entsprechende Originale dagegen, von denen die allerwenigsten Zuschauer in Norddeutschland etwas wußten, erst im J. 1868. Ueberhaupt sind von den anderthalb hundert Theaterstücken Ebersberg's nur etwa ein Zehntel in Druck gelangt (bei Brümmer [s. u.] notirt), sämmtlich, abgesehen von dem Volksstücke „Ein Rekrut von 1859“ (1859), 1868—76 und zwar meistens viele Jahre nach ihrem Entstehen und Rampentriumphe. Die vielen erfolgreichen dramatischen Erzeugnisse Ebersberg's aus den Jahren 1854—63 hat Wurzbach (s. u.) im J. 1864 gewissenhaft mit Jahr sowie Theater und Anzahl der Aufführungen verzeichnet. Aus der langen Folge sind neben den schon genannten hervorzuheben: „Die gebildete Köchin“, „Die Pfarrersköchin“, „Nr. 28“, „Die alte Schachtel“, „Die Probiermamsell“, „Der letzte Nationalgardist“, „Das Mädel ohne Geld“, „Der barmherzige Bruder“, „Der deutsche Bruder“, „Verlassene Kinder“, „Eine resolute Person“, „Ein Wort an den Reichsrat“. Ebersberg's frisches, jederzeit und allbereites Talent ermöglichte Schnelldichtungen sogar abendfüllenden Umfangs: er brauchte irgend eine „brennende Frage“ sowie eine tragende Rolle für seine beliebten mimischen Stützen wie Josephine Gallmeyer — deren „Alte Schachtel“ und „Pfarrersköchin“ Cabinetsstücke der Charakterkomik einer Possensoubrette boten —, Marie Geistinger, die als „Eine leichte Person“ excellirte, Joseph Matras; in einigen Tagen, selten Wochen war die Novität dann fertig. Ja, es wird sogar von öfteren halben Improvisationen erzählt, und E. soll Schauspielern, die ihn um eine Declamationsnummer angingen, dieses schneller erledigt haben als sie die inzwischen vorgesetzte Flasche Wein. Freilich scherte sich seine immer wieder glänzend bewährte Stofferfindung nicht um wahrscheinliche, einheitliche, runde Handlung, sondern zielte vielmehr auf den Momentsieg der mit Anzüglichkeiten gespickten Wechselreden und Einlage-Couplets, daneben auf den der Quodlibets, Tanzeinlagen u. dgl. Die niederen Schichten des Volks, vor allem des Wienerischen, hatte E. gründlich studirt und verwerthete deren Denk- und Sprechweise, nicht wählerisch, in voller Urwüchsigkeit. Allerdings urtheilte ein so vorsichtiger Kritiker wie Wurzbach schon 1864 über den Dreißigjährigen: „Berg's Muse hat viele Gegner, aber auch viele Freunde. Indem er sich selbst unabhängig gemacht hat, geißelt er schonungslos, was ihm unterkommt. In diesem Flagellantengeschäfte unterstützen ihn unversiegbarer Witz, der mitunter an bitteren Sarkasmus streift, reiche Phantasie, lebendige Auffassungs- und leichte Gestaltungsgabe, und ein Gleichmuth, der ihn die nicht eben sanften Ausfälle seiner erbitterten Gegner mit stoischer Ruhe und dem Bewußtsein ertragen

läßt, in diesen Angriffen neuen Stoff zu seinem Humor zu finden". Obwol sich diese satirische bezw. karikirende Ader sammt den sich daran knüpfenden Gegnerschaften zunächst auf Ebersberg's publicistische und Kalender-Veröffentlichungen beziehen mögen, so arbeitete er doch auch in der überwiegenden Mehrzahl seiner Theaterstücke mit Dingen gleichzeitigen Interesses, mit dessen Schwinden natürlich auch diese Stücke selbst in den Hintergrund traten. Uebrigens war auch E. gegen litterarische Anzapfungen ziemlich empfindlich und verzieh es seinem Alters-, Amts- und Musencollegen Karl Costa nie, wie er in Parodieweise Ebersberg und seine Dichtkunst verulkend persiflirte. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß E. bei etlichen seiner theatralischen Arbeiten, wenn er auch dann den Ton angab, Mitarbeiter in Joh. Grün, Gärtner, Anton Bittner, Joseph Wimmer (dieser Ebersberg's Mitredacteur beim „Tritsch-Tratsch" 1858/59) besaß. Mit dem letztgenannten — 23. Jan. 1834 geborenen — Wiener Localschriftsteller, der Anfang December 1903 verschied, ist die Schriftstellergarde, die man die Josephstädter Possendichterschule nennen könnte, ausgestorben. Sie scharte sich um E. als Matador und sichtbares Oberhaupt und blühte in den Fünfzigern und Sechzigern des 19. Jahrhunderts. In ihrem Hauptquartiere, dem Rückstübel der Weinkneipe zu den „Drei Hackeln", verkehrten auch verwandte Geister wie Friedrich Kaiser, Berla, Haffner, Theodor Flamm, auch der dicke Volkserzähler Anton Langer (1824—79), der verpflichtete Dramatiker der Josephstädter Bühne. War Langer aus diesem Kreise nächst E. Wiens berühmtester Lacherreger, so Bittner getreuester Anbeter und Copist menschlicher Aeußerlichkeiten des litterarischen Obergotts Berg, zu dem er in die Piaristengasse regelrecht wallfahrtete: E. verdankte dem armen Possendichter die besten Einfälle, gerieth aber selbst immer mehr in Schablone bei Personentypen, deren Deutenamen und Situationen.

Von allen den leichtflüssigen Offenbarungen der Ebersberg'schen Muse, die von den genannten Bühnenkräften besonders die Pepi Gallmeyer, außer jenen auch die originellen Komiker Karl Blasel und Alexander Girardi verkörperten, dauerte bis heute wenig fort. Schlögl, ein scharfer Kenner der einschlägigen Verhältnisse, mißt solche Ansprüche dem einst allmächtigen, vielversprechenden E. nicht bei: „Berg beherrschte ziemlich lange nicht nur das Terrain, sondern dirigirte auch den Geschmack des Publicums, wurde aber eben durch diese ganz eigenthümliche ‚Richtung' und Form, die er autonom eingeschlagen und durchgeführt und die einer gewissen Menschengattung behagte, ein — reicher Mann. Mehr wollte er wahrscheinlich nicht sein und nicht werden"; trotzdem bezeichnet ihn derselbe Schlögl als Markstein des Wiener Volkstheaters, der diesem für einen ganzen Zeitabschnitt sein Gepräge verlieh. Erst in jüngster Vergangenheit haben österreichische Blätter O. F. Berg's Andenken aus Anlaß seines 70. Eventual-Geburtstags aufgefrischt (s. „Das litterarische Echo" VI, Nr. 3, Sp. 179), und der Jung-Wiener Volksschriftsteller Ottokar Tann-Bergler (d. i. Hans Bergler) 1903 „Die alte Schachtel. Wiener Posse mit Gesang in fünf Aufzügen von O. F. Berg" modernisirt in Reclam's Universalbibliothek (Nr. 4435) herausgegeben, so wie dieser Kassenmagnet, der am 2. Dec. 1865 auf dem Wiener Carl-Theater aus der Taufe gehoben worden, am 10. Oct. 1902 am Raimund-Theater ebenda verjüngten Leibs fröhliche Auferstehung gefeiert hatte. Ebersberg's witzige Uebertreibungen, originelle Figuren, Verwerthung von Tagesereignissen zogen und ziehen eben noch.

Wurzbach's Biogr. Lexik. XI (1864), 396—98; danach Kehrein, Biogr.-litt. Lexik. d. kathol. dtsch. Dicht. usw. S. 82. — Brümmer, Lexik. d. dtsch. Dicht. u. Prof. d. 19. Jahrh.[4 u. 5] I, 295. — Wienstein, Lexik. d. kathol. dtsch. Dicht., S. 86 f. — Selbständige Würdigungen: Meyer's Conv.-Lexik. s. v.

Ebersberg und fast wörtlich in Bornmüller's Schriftstellerlex. d. Gegenwart (1882) S. 61 s. v. Berg.; Frdr. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater (1883) S. 154—56 (vgl. auch Ad. Kohut, Die deutschen Soubretten d. 19. Jahrh. S. 23); F. Groß, Was die Bücherei erzählt (1889) S. 302 ff. — Mittheilungen eines Eingeweihten in X. X. als Nekrolog auf J. Wimmer angelegtem Artikel „Wiener vom alten Schlag", Wien. Fremden-Blatt Nr. 340 v. 11. Dec. 1903, S. 17; Einleitung zu Tann-Bergler's Renovation der „Alten Schachtel" (S. 3 f.); der „brave Theaterjude" in „Einer von uns're Leut'": Dingelstedt, Literar. Bilderbuch, S. 180. — Ueber E.'s mannichfach litterarisch thätig gewesene Vater Joseph Sigmund E. (1799—1854) u. Bruder Julius Karl (1831—70) s. Wurzbach III, 412 f., Kehrein S. 81 f., Ad. Stern, Lexik. der deutsch. Nationallitt. (1882) S. 80.

Ludwig Fränkel.

Faistenberger*): Anton F., Landschaftsmaler, geboren 1678 zu Innsbruck, war ein Schüler des Malers Bouritzsch und bildete sich nach Poussin. Lange Zeit lebte F. in Rom und malte viele römische Landschaften mit alten römischen Architekturen, verfallenen Schlössern, Wasserfällen, Wildnissen, deren Staffage er sich von Graf oder dem Antwerpener Alexander v. Bredael machen ließ, wie er denn in Wien anderen Künstlern landschaftliche Hintergründe für ihre Staffagen malte, so für die Pferdestücke von Hamilton, die in der fürstlich Liechtenstein'schen Galerie zu sehen sind. Mehrere Bilder von F. befinden sich in Breslau und Dresden, andere im Wiener Hofmuseum und in der Liechtensteingalerie, darunter eine Berglandschaft und Landschaft mit Aussicht auf eine weite Ebene. F. starb 1722 in Wien. — Josef F., geboren 1684 zu Innsbruck, † 1735 in Wien, jüngerer Bruder und Schüler des Vorigen, ebenfalls Landschaftler, lebte zumeist in Wien, wo sich noch viele seiner Arbeiten finden, so im Hofmuseum zwei Bilder. 1708 malte er für die herzogliche Galerie in Weimar eine große Landschaft, deren Thiere von F. W. Tamm herrühren.

Eduard Leisching.

Faistenberger**): Simon Benedict F., Freskomaler, geboren 1695 in Kitzbichl in Tirol als Sohn des Bildhauers Ignaz F., lernte bei Johann Michael Rottmayr (1652—1734), einem der Begründer der großen österreichischen Schule von Freskomalern, der mit Strudel, dem Stifter der Wiener Akademie, von Carlo Lotto (Karl Loth) in Venedig ausgebildet worden war. Rottmayr, seit 1700 in Wien, schuf hier für die Peterskirche und Karlskirche, sodann für die Hietzinger Pfarrkirche und später für Schönbrunn, dann auch für das Stift Heiligenkreuz Altar- und Freskogemälde, welche grundlegend und richtungweisend für alle seine Schüler, auch F., wurden; reiche Composition, gehäufte Figurenmassen in großzügiger Anordnung, Verkürzung und Perspective zeichnen alle die Werke dieser weitverbreiteten Schule aus, welche einen großen Theil der barocken Monumentalmalereien Oesterreichs mit geschaffen hat; eigene, höhere, jedoch verwandte Ziele steckten sich die Zeitgenossen Martino Altomonte (Hohenberg: 1657—1745) und vor allem Daniel Grau (1694—1757). Neben F. wirkten Johann Grasmayr, Johann Holzer, Günther, Schor, Mühldorfer, Unterberger, Paul Zeiler, Anton Zaller. F. wandte sich nach Absolvirung der Schule Rottmayr's wieder nach Kitzbichl und dann nach Rattenberg. Berühmte Fresken von F. enthält der Dom in Passau, weitere befinden sich in der Pfarrkirche zu Rattenberg, in St. Ulrich, in Pillensee, in St. Johann, Kirchdorf, Elmau, Reit, Kirchberg, Brünn (alte Kirche), Oberndorf, Jochberg,

*) Zu Bd. XLVIII, S. 485.
**) Zu Bd. XLVIII, S. 485.

in unserer lieben Frau-Capelle und in der Michaels-Capelle in Kitzbichl und in Stuhlfelden. Eduard Leisching.

Fischer *): August (später Augustin) Gottlieb Ludwig F., katholischer Politiker, wurde am 22. Juni 1825 in Ludwigsburg im Königr. Württemberg als Sohn eines Metzgermeisters Karl Samuel F. und der Friederike Elisabeth Maurer (beide evangelisch-lutherisch) geboren. Seine Erziehung erhielt er, mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in der Anstalt Lichtenstern im J. 1837, in seiner Vaterstadt, wo er das Schneiderhandwerk erlernte. Da der hochbegabte, frühreife Knabe nicht in die kleinlichen engen Verhältnisse der Garnisonstadt paßte, sandten ihn seine Eltern schon 1840 nach Amerika. Nach einer Zeit schwerer Drangsal wurde F. in zwei Countys angesehener Advocat. Von da ging er nach Mexiko, trat zum katholischen Glauben über, wurde Priester und war eine Zeit lang Pfarrer in Parras im Staate Durango. Die Angabe, daß er in die Gesellschaft Jesu eingetreten wäre, ist irrig. F. war bis zu seinem Tode Weltgeistlicher, führte den Titel Abbé, oder nach mexikanischer Sitte, Padre (Pater). Nachdem man in Rom auf ihn aufmerksam geworden war, wurde er dorthin berufen und von der Curie zu diplomatischen Missionen benutzt. Auf einer derselben berührte er seine Vaterstadt. In Rom verkehrte er viel mit den litterarischen Kreisen, sammelte Erzeugnisse der schönen Litteratur, so Briefe des Dichters Leopardi. Er ward 1866 mit einer Mission (Abschluß eines Concordats) an Kaiser Maximilian von Mexiko betraut und landete am 13. August 1866 in Havana. Von da ging er nach Mexiko und war im September 1866 bereits am Hofe in Chapaltepec als kaiserlicher Beichtvater, zählte am Anfang October zu den wenigen Personen, mit denen der Kaiser, der ganz zurückgezogen lebte, verkehrte. Mit dem Kaiser verließ er am 21. October Chapaltepec. In Socyapan gelang es ihm den Kaiser zur Aufhebung des Martialgesetzes vom 3. October 1865 zu bewegen. Von Socyapan begleitete er den Kaiser auf der Reise, 22.—27. October, nach Orizaba. Hier bewog am 25. November F. den Kaiser den Gedanken, abzudanken, aufzugeben und durch eine Proclamation d. d. Orizaba, 1. December, den Versuch einer letzten Regeneration des Landes zu machen. Mit dem Kaiser verließ F. am 12. December Orizaba und ging über Acultzingo, wo er erkrankte, Palmar, Xonaco (14.—22. Dec.), Puebla (22. Dec. 1866 bis 3. Jan. 1867), der Villa La Teja nach Mexico, wo der Hof am 19. Januar eintraf. Auf der Notabelnversammlung am 14. Januar bewog F. den Kaiser zu energischer Fortsetzung des Kriegs. Als am 13. Februar der Kaiser die Hauptstadt verließ, blieb F. als Secretär des Kaisers in derselben zurück und erntete von den mexikanischen Conservativen, die ihm die Berufung eines conservativen Ministeriums im September 1866 verdankten, bittern Undank. Als sich am 21. Januar 1867 die Hauptstadt den Truppen des Präsidenten Juarez ergab, fiel F. in deren Hände, wurde zum Tode verurtheilt, aber begnadigt. Noch im December 1867 befand er sich auf freiem Fuße in Mexiko, dann ging er, aus Mexiko verbannt, mit zwei Verwandten des Kaisers Augustin Iturbide von Mexiko, darunter Don Jose Norige y Malo nach Europa und traf am 26. Februar 1868 in Stuttgart, wo er einen längeren Aufenthalt nahm, ein. Später nach Mexiko zurückgekehrt, starb er am 18. December 1887 im Pfarrhause San Tosme, nachdem er einige Zeit Pfarrer zu San Antonio de las Huertas gewesen war, und wurde auf dem französischen Friedhofe in Mexiko beerdigt.

F., ein großer, stattlicher Mann, war ein gewandter Diplomat, meinte

*) Zu Bd. XLVIII, S. 567.

es auch in seinem Sinne ehrlich mit dem Kaiser. Nur standen ihm die Interessen seiner Kirche im Vordergrund. Auch gab er sich einer Täuschung hin über die Kräfte und Opferfreudigkeit der conservativen Partei in Mexiko. Wenn er hierin gefehlt hat, so hat er schwer gebüßt. Er hat es erlebt, daß die Partei, der er ans Ruder verhalf, nachdem sie dank seinen Bemühungen das Ministerium erlangt hatte, ihn als einen Mann nichtmexikanischer Abkunft bei Seite schob.

Basch, Erinnerungen an Mexiko. Leipzig 1868. Bd. I, S. 3, 4, 23, 29, 45, 53—55, 57, 58, 61, 67, 76, 77, 80—86, 88, 89, 92, 97—99, 113, 117, 120—121, 124, 149, 150, 153, 154, 158, 161, 164, 164, 169—170, 178, 179, 195; Bd. II, S. 5, 7—9, 12, 13, 16, 17, 60, 90. — Prinzeß v. Salm-Salm, 10 Jahre aus meinem Leben I, 437; II, 20, 90—91, 93; III, 16, 154, 155. — Prinz v. Salm-Salm, Queretaro, Blätter aus m. Tagebuch I, 12, 14. — Montlong, Denkwürdigkeiten, S. 39. — C. Bulle, Gesch. d. 2. Kaiserreichs ꝛc. S. 391. — Oncken, Zeitalter Kaiser Wilhelms I., S. 688—690. — Schwäb. Merkur 1868, S. 56, 561. — Allg. Augsb. Zeitung 1868, S. 108 (F. Gerstäcker), S. 644. — Diöcesanarchiv v. Schwaben 10, S. 63. — Kathol. Sonntagsbl. v. 22. I. 1888. — Familiennachrichten. Theodor Schön.

Franckenstein*): Georg Arbogast Freiherr zu F., geboren am 2. Juli 1825 zu Würzburg, † am 22. Januar 1890 zu Berlin, entstammte einem alten hessisch-fränkischen Geschlechte. Er wurde mit seinem jüngeren Bruder Heinrich im Hause der Eltern vorgebildet, die theils im badischen Offenburg, theils in Sachsenhausen bei Frankfurt, theils auf dem Familiengut Ullstadt in Baiern lebten; erst die letzten Gymnasialcurse machte er auf dem Ludwigsgymnasium zu München durch. Darauf wurde er Hörer der Münchener juristischen Facultät. Aber schon mit 19 Jahren verlor er den Vater. Dieser hatte sich wenig um Politik gekümmert, obwol er infolge Vergrößerung des Fideicommisses den Sitz als erblicher Reichsrath erwarb, vielmehr sich der Sanirung der anfangs des Jahrhunderts sehr heruntergekommenen Familienfinanzen gewidmet. Der Sohn trat zunächst in des Vaters Fußtapfen. Er lebte der Verwaltung seiner Güter. Daneben nahm er großes Interesse an künstlerischen Bestrebungen, wozu ihn seine ausgezeichnete Mutter, eine geborene Gräfin Apponyi, anregte. Man begegnete ihm in den Ateliers von Schwind, Piloty und anderen, auch war er selbst Sammler. Mit Vorliebe stellte er sich bereits in den Dienst charitativer Aufgaben. Seine politische Thätigkeit beschränkte sich einstweilen auf die Anwesenheit in den Sitzungen der Reichsräthe, in deren Mitte er am 27. September 1847 eingeführt wurde (am 19. Juli 1847 war er auch zum kgl. Kämmerer ernannt worden; seit demselben Jahre gehörte er dem kgl. Hausritter-Orden vom hl. Georg an). Durch seinen Vater wie durch einen bis zu Anfang der sechziger Jahre gepflegten sehr regen Verkehr im Hause des kunstsinnigen Grafen Erwin Schönborn neigte er sich altliberalen Ideen zu. Damals traf er auch viel mit dem Fürsten Chlodwig Hohenlohe zusammen, nähere Beziehungen knüpften sich indessen nicht, beider Charakter war sehr verschieden, und bei großer persönlicher Hochachtung gingen die politischen Anschauungen zu weit auseinander. Aus den Abstimmungen der ersten Kammer läßt sich erkennen, daß sich F. in den fünfziger Jahren meist mit denselben Hohen Herren beim Votum zusammenfand und meist mit ihnen in der Minderheit blieb (außer mit Schönborn mit Bassenheim, Heinitz, Lotzbeck, Armansperg, Consistorialpräsident Arnold).

*) Zu Bd. XLVIII, S. 682.

Vom 18. Mai 1857 kam zu den altliberalen Einwirkungen der Einfluß seiner hochbegabten und warmherzigen, katholisch patriotischen Frau dazu, einer Prinzessin Oettingen-Wallerstein († 1891), mit der ihn stets die innigsten Beziehungen verbunden haben und die durch die selbstgewählte edelschlichte Grabschrift vortrefflich ihr Verhältniß zu ihrem Manne gekennzeichnet hat: „Es vertrauet auf sie ihres Mannes Herz“.

Franckenstein's erste und für viele Jahre einzige parlamentarische Rede — vier oder fünf Zeilen lang — diente der glücklichen Vermittlung zwischen zwei Reichsräthen, die der Redeeifer zu heftig aufeinander hatte prallen lassen. Allmählich wurde er in die Ausschüsse gewählt. Seit 1861 gelangte er durch seine Mitgliedschaft in den Ausschüssen für die Justiz- und für die sociale, sowie für die Steuergesetzgebung zur Mitarbeit an fast allen großen Organisationsgesetzen Baierns der sechziger bis achtziger Jahre. Etwa mit dem Kriege von 1866 tritt die Politik in den Mittelpunkt seiner Interessen, zum Theil durch die deutschen Ereignisse, zum Theil durch die sogen. bairischen Socialgesetze (Armen- u. Heimathgesetz, Gemeindeordnung, Gewerbeordnung). 1868 wählte ihn Eichstädt in das Zollparlament, wo er sich den von Wilhelm von Thüngen geführten süddeutschen Conservativen anschloß. Er wurde darum kein Berufsparlamentarier. Viel Reden war nicht seine Art. Meist sprach er über Nebensachen, für die er sich zufällig interessirte, fast immer rein sachlich, in unscheinbarer Kürze, auf Grund schriftlicher Ausarbeitung (selbst bei seinen späteren Wahlreden). Allerdings waren seine Worte jederzeit ernst und wuchtig, aber er verteidigte seine Ansichten niemals zäh, es war ihm zuwider, andere zu „überführen“. Daß er dennoch zur Geltung kam, lag an der Stärke seiner Persönlichkeit. Durch die anderen, nicht durch sich selbst wuchs er an Einfluß. Ein großer Freundeskreis hatte sich um den ebenso liebenswürdigen wie selbstlosen Mann gesammelt; seine Standesgenossen schätzten ihn ob seines klaren Blicks, vornehmen und rechtlichen Sinns, in der Kammer war unbedingter Verlaß auf seine Discretion, sein hervorragendes Taktgefühl, seine imponirende Vornehmheit. Dazu sein unermüdlicher, ruhiger Fleiß, der ihn von 6½ Uhr Morgens bis zum Abend bei der Arbeit hielt, und seine Bemeisterung der Materien, deren er sich annahm: durch sie wurden z. B. seine Referate Musterleistungen, die zum Theil durch ihre treffenden geschichtlichen Uebersichten über die Entwicklung des gesetzgeberischen Problems dauernd werthvoll bleiben. Das alles prädestinirte ihn zur Leitung zwiespaltiger Verhandlungen, zur Abwicklung geschäftlicher Schwierigkeiten, zum Vertrauensmann bei wichtigen Besprechungen. Hier liegt die Ursache seiner zukünftigen politischen Bedeutung. Vielleicht erklären sich hierdurch aber auch gewisse Schwächen seines politischen Wesens. Er war in der Regel aus vorzüglichen Quellen unterrichtet oder auf Grund wirklicher Sachkenntniß berathen, dennoch machte sich bei der vorwiegend persönlichen Art seiner Verbindungen wohl eine gewisse Einseitigkeit geltend. Sodann bewahrte sein Urtheil zeitlebens nicht nur ein gleichmäßiges individuelles, sondern auch ein sich nie verleugnendes Standesgepräge: er sah die Dinge als der hochgestellte Landedelmann, wohlwollend und unabhängig, ohne jede Beimischung oppositionellen Geistes, stets bereit zu positiver Mitarbeit, geschickt durch Erfahrung und Studium, indessen war er durch die feste Verwurzelung mit den Traditionen seines Hauses, der Geschichte seines Landes, den besonderen Zuständen seines Heimathbodens in manchen Fragen nicht sehr biegsam. Den Politiker F. in seinen Meinungen sucht man am besten in der bairischen ersten Kammer, den Mann in seiner Wirkensfähigkeit am besten im Reichstag auf. Doch erfährt man beiderorts vorläufig nur Dürftiges. Für die Familie ist der Augenblick noch

nicht gekommen, der Allgemeinheit den Einblick in Franckenstein's Nachlaß zu eröffnen, und auch die Sammlungen seiner bairischen Freunde sind noch verschlossen; so ist es noch unmöglich, ihm seine Stellung in der Geschichte Baierns und des Reichs anzuweisen.

Unter den Reichsräthen trifft man ihn vor allem im Eintreten für die Erhaltung bewährter agrarischer Institutionen, für die Sicherung der Selbstverwaltung und für die Förderung des gewerblichen Lebens, sowie im Kampfe gegen die Vielregiererei und Landesunkenntniß des Beamtenthums (etwa Sitzungen vom 23. März 1863, 10. Febr., 7. Aug. 1879 und 21. April 1881) oder gegen den Geist der Demokratie (5. Juli 1865). Er sucht dem Sinn der Verfassung streng zu genügen, wie er denn bei Widersprüchen zwischen Beschlüssen der ersten und zweiten Kammer in Budgetfragen mit der zweiten geht, in Rechts- und Verwaltungsfragen für Beharrung auf dem Willen der ersten Kammer stimmt. Doch war er kein Freund vieler Gesetzgeberei oder gar des Novellenwesens, wozu Beamtenthum und Parlamente so leicht neigen (19. April 1872, 8. Febr. 1868). Ebenso widerstrebte er allem Centralisiren in der Gesetzgebung (ausführliche Darlegung seines Standpunktes im Reichstag 3. Febr. 1886). Daß Gesetze wirthschaftlicher Noth steuern könnten, bestritt er stets (Nov. 1867, mehrfach 1877). Wol aber erkannte er an, daß sich Hindernisse wirthschaftlicher Entwicklung durch sie beseitigen ließen. Einen Grundsatz hat er da immer wieder angewandt. „Ich habe mich schon mehrfach überzeugt, daß, wenn die öffentliche Meinung in einer gewissen Richtung sich längere Zeit gleichmäßig ausspricht, dasjenige, was die öffentliche Meinung sagt, recht berücksichtigenswerth ist“ (10. Febr. 1879). Dieser Grundsatz rechtfertigt auch seine wirthschaftspolitischen Wandlungen. Ihm entsprechend war er in den sechziger und zu Beginn der siebziger Jahre ein warmer Freund der Gewerbefreiheit, da sie sich „segensreich“ zeige und „unser vaterländisches Gewerbe sichere“. Ihm entsprechend gab er aber auch gegen Ende der siebziger Jahre der Schutzzollbewegung nach und leistete ihr bald so erhebliche Dienste, daß — schon durch Bismarck's rühmendes Wort — sein Name dauernd mit ihr verbunden bleibt. Man findet in Eugen Richter's „Erinnerungen aus dem alten Reichstag“ den Vermerk, daß die Varnbüler'sche Kundgebung von 1878 mit der Forderung einer Reform des deutschen Zolltarifs unter ihren 204 Unterschriften auch die des Freiherrn v. Franckenstein getragen habe, „der noch bis vor kurzem als Führer der freihändlerischen Minorität des Centrums mit mir den besonderen Berathungen der freihändlerischen Reichstagsabgeordneten beigewohnt hatte“. Am 10. Februar 1879 äußerte sich F. persönlich in der ersten Kammer zur Zollreform günstig; im Gegentheil zu der zuversichtlichen Auffassung, die er gegen 1870 von den Wirkungen der Gewerbefreiheit hatte, hielt er jetzt dafür, daß „bis zu einem gewissen Grade eine Verarmung des Volkes eingetreten“ sei, die sich nicht bloß auf die Ereignisse von 1873 zurückführen lasse. „Ich weiß wohl, daß von Seite des Reichs die Absicht besteht, in wirthschaftlichen Fragen einen andern Weg zu betreten, als seit einer Reihe von Jahren verfolgt wird. Ich hoffe auch, daß es auf diese Weise successiv besser werden wird.“ Bis zum Herbst gab er der neuen Strömung in der öffentlichen Meinung sogar so weit nach, daß er mit einer Minderheit der ersten Kammer einen Abänderungsantrag der zweiten Kammer zur bairischen Gewerbeordnung unterstützte, der eine polizeiliche Tarifirung der unentbehrlichsten Lebensmittelpreise ermöglichen sollte. In derselben Stimmung lehnte er am 29. October 1879 einen bairischen Gesetzentwurf ab, weil er den langjährigen Wunsch des Bundesraths und Reichstags nicht berücksichtige, „der Begünstigung der Großindustrie zum Nachtheile der Gewerbe entgegenzutreten.“

Gleich darauf hat er sich mit allen Fasern seines Herzens auch an der neuen Socialgesetzgebung betheiligt.

Im allgemeinen war er seit der Mitte der sechziger Jahre in der 1. Kammer ein fleißiger und fruchtbarer Mitarbeiter. In die erste Reihe trat er vor der Hand nur ein einziges Mal, im December 1870 gegenüber der Reichsgründung. Seine Familie hatte nicht die geringsten Beziehungen zu Preußen, dagegen war sein Vater österreichischer Officier gewesen, seine beiden Brüder standen im österreichischen Dienst. Schon dadurch großdeutsch gesinnt, war er es noch mehr durch seine Theilnahme am deutschen Geistesleben: als künstlerisch und culturell tief interessirter Süddeutscher empfand er geradezu Abneigung gegen den einseitigen Militarismus der preußischen Krone; er hat das in der wärmsten Stelle seines Protestes vom December 1870 laut werden lassen. Ausschlaggebend ist sein bairisches Selbstbewußtsein und sein Treuverhältniß zu den Wittelsbachern geworden: er wollte nicht zugeben — so wenig vor, wie nach 1866 —, daß Baiern sich in die Abhängigkeit von einem andern Staate oder von einem Staatenbunde schicke, daß der Baiernkönig Verträge unterschreiben müsse, die ein anderer ihm vorlegte. So hat er 1861 in der kurhessischen Sache für die Anträge Hohenlohe gegen den Bund gestimmt; so hat er 1867 gegen die Zollvereinsverträge gestimmt, als sich die früheren Bürgschaften für Baierns Unabhängigkeit nicht wieder auf Grund des Löwenstein'schen Antrags hineinbringen ließen; so hat er die Adresse der Reichsräthe an den König wider das Ministerium vom 28. Januar 1870 mitvotirt und mitüberreicht; so hat er endlich am 30. December 1870 gegen die Versailler Verträge gesprochen: es war die innigste, getragenste Rede seines Lebens — ohne ein Wort des Grolles gegen Preußen, ohne jede Bitterkeit wider seine Gegner in der Kammer, nichts als lauterste Erschütterung und ernste Besorgniß für sein engeres Vaterland, das einzige, das er in politischer Hinsicht kannte. Er blieb mit dem Fürsten Oettingen-Wallerstein und dem Grafen Clemens Schönborn bei der Abstimmung allein. Auch in Zukunft hat er über das neue Reich nicht anders geurtheilt. Wol spottete er einmal über den Regierungsparticularismus in Culturangelegenheiten, der uns noch mit einer fürstlich Waldeck'schen Orthographie beglücken würde (31. Juli 1880), aber in politischen Dingen wehrte er sich gegen jede weitere Beschränkung der Einzelstaaten durch das Reich. Er sprach am 4. December 1873 in der ersten Kammer dagegen, daß die Zuständigkeit des Reichs auf das ganze Gebiet des bürgerlichen Rechts ausgedehnt würde; noch in seiner letzten Lebenszeit ist er für die bairische Briefmarke eingetreten. Der Krieg von 1866 blieb für ihn „der traurige Krieg" (4. Dec. 1879). Auch ergab er sich den Wittelsbachern idealistischer als je.

Indessen, wenn F. bis zum Schluß particularistisch dachte, „wenn er bei jedem Entwurf eines Reichsgesetzes sich die Frage vorlegte, ob der föderative Charakter des Reichs genügend im Entwurf gewahrt" sei, so wird man sich doch hüten müssen, alle seine Schritte nach 1870, die den Schein des Particularismus erwecken, auf particularistische Beweggründe zurückzuführen. Dafür dürfte er sich stets zu vorbehaltlos auf den Boden des geltenden Rechts gestellt haben, dafür dürfte er vor allem zu sehr der Mann der Praxis und positiver Leistung gewesen sein. Sobald die Versailler Verträge Rechtskraft erlangt hatten, richtete er sich in den durch sie geschaffenen Zuständen ein und vertrat seine politischen Grundsätze fortan innerhalb ihres Rahmens. Erscheint er trotzdem nunmehr als der Mann der Opposition, so ist das weit mehr auf den Gegensatz zurückzuführen, in den ihn innerpolitische Kämpfe zu den wechselnden bairischen Ministerien und zur nationalliberalen Partei brachten.

In dieser Hinsicht spielt ohne Zweifel der Culturkampf die Hauptrolle, obwohl F. zu ihm kaum das Wort ergriffen hat: die ganze Bedeutung desselben für ihn kommt aber in seinem Beitritt zum Centrum zum Ausdruck. Seine Hinwendung zur Centrumsbewegung hat sich zwischen 1869 und 1872 vollzogen. F. gehörte einem von Alters katholischen Hause an, seine Frau war durch und durch Katholikin, er selbst von warmherziger und unwandelbarer katholischer Gesinnung. Doch war seine Haltung in der 1. Kammer bis 1869 dadurch noch nicht bestimmt worden. Er nahm sich keinerlei kirchlicher Angelegenheiten an; auch fühlte er sich in seinen Abstimmungen nicht von den bischöflichen Mitgliedern der 1. Kammer abhängig, meist stimmte er anders als sie. Erst recht war er, seiner ganzen Kammer gleich, noch nicht von der kirchlich politischen Parteibildung ergriffen. 1869 aber mag ebenso sehr Widerwille gegen die Concilsgegner in München wie die heftigere Einwirkung der Weltanschauungsgegensätze auf die Gesetzgebung Franckenstein's Stellungnahme beeinflußt haben. Zwar trat er damals — den Bischöfen entgegen — eifrig für die freiheitliche Gewerbeordnung ein, beantragte jedoch Beschränkungen für Druckerzeugnisse, Lesezirkel und Leihbibliotheken, womit er zuerst beim Minister und bei den Hohen Herren durchdrang, um bald dem Widerspruch der 2. Kammer zu erliegen. Bei der fast gleichzeitigen Schulvorlage half er fest den kirchlichen Standpunkt wahren, wenngleich er sich bei einer nicht gleichgültigen Einzelabstimmung (23. April 1869) nochmals von den Bischöfen trennte. Er soll es auch gewesen sein, der als Georgsritter 1870 den zögernden Erzbischof Scherr von München vor die Entscheidung über Döllinger's Suspension stellte durch die Anfrage, ob Döllinger noch Priester sei und das Recht habe, als Stiftspropst den Gottesdienst beim Ordensfest zu feiern. Für sich persönlich hatte er 1869 den Erzbischof zwar gefragt, ob den Bischöfen eine gemeinsame Laienäußerung erwünscht sei, auf dessen Wink aber sofort davon Abstand genommen und seine Unterwerfung unter jeden Concilsbeschluß als selbstverständlich hingestellt. Von 1871 ab treffen wir ihn dann in der 1. Kammer als rechte Hand der Bischöfe und als Antragsteller in kirchlichen Angelegenheiten (28. Jan. 1871, 14. Juli 1874, 24. Aug. 1876). Zu dem politischen Parteiwesen seiner Glaubensgenossen hat er fast zufällig schon gegen Ende der 60er Jahre einmal die Beziehung gefunden, als er an Stelle eines verhinderten Vetters die Leitung einer Volksversammlung zu Waigoldshausen übernahm. 1872 wurde er von Lohr (in Eichstädt unterlag er 1871) in den Reichstag geschickt und trat dort sofort dem Centrum bei. Noch im selben Jahre präsidirte er dem Breslauer Katholikentag. Er wurde auch Vicepräsident des Mainzer Vereins, und als solcher mit dem Präsidenten Felix v. Loë zusammen auch einmal mit Geldstrafe bedacht. Selbst in der 1. Kammer bediente er sich nun ganz allgemein des Ausdrucks: „meine politischen Freunde“. In ihr selbst stand ihm damals wohl Aretin zunächst, doch fand er sich jetzt auch wieder mit einer ganzen Gruppe zusammen. Seiner Erbitterung über die Kampfgesetze hat er ein einziges Mal in einer politischen Körperschaft Worte verliehen, unter den Reichsräthen am 16. Juni 1874, wo er die Rechtskraft des Jesuitengesetzes für Baiern bestritt. Am 1. Februar 1879 bekämpfte er ebendort die simultane Volksschule als Gewissenszwang, am 21. December 1881 stimmte er für die Wiederbeseitigung der obligatorischen Civilehe. Im Reichstag hat er zum Kirchenstreit nur einmal gesprochen und nur zur Mittheilung eines Sachverhalts aus der 1. Kammer (12. Jan. 1875; Verhandlungen d. Reichsräthe betr. der Civilehe). Auch in diesen seltenen Reden vermied er es, das Gebiet des Religiösen selbst zu streifen; in peinlichster Zurückhaltung be-

schränkte er sich auf das Gebiet der formalen Gesetzeskritik und der juristischen Zuständigkeitsprüfung. 1877 war er persönlich bei Pius IX., um dessen Meinung über den Fortbestand des Centrums zu erholen.

Neben den kirchlichen Fragen führte die Entwicklung der bairischen Finanzpolitik F. in immer wachsende Opposition gegen das Ministerium. Sie interessirte ihn jährlich lebhafter, und zwar ebenso sehr das Steuerwesen wie reine Budgetangelegenheiten, namentlich Militär- und Eisenbahnsachen (auch im Reichstag war er eifriges Mitglied der Budgetcommission). Unter dem Einfluß der Reichsausgaben, der herrschenden Parteiverhältnisse und der sicher kommenden Flotte (vgl. 14. Juli 1874) sah er die bairische Regierung mit den alten, sparsamen Finanzgrundsätzen brechen, sich zunächst den Milliardensegen nutzbar machen, dann mit einem Deficit wirthschaften und nach neuen Deckungsmitteln trachten. Dagegen kämpfte er an, und so kam es schließlich, daß sein Name in denkwürdiger Weise im Reiche mit der Finanz- und Zollreform von 1879, in Baiern mit der Steuerreform von 1881 verknüpft wurde. Sein Antheil an jener begann mit der bereits vorgemerkten günstigen Aeußerung vom 10. Februar 1879 über die Schutzzollbewegung; denn kurz darauf, sicher vor dem 22. d. M., hatte er seine erste Unterredung mit dem Kanzler — nach dem Inhalt des Gesprächs zu schließen, wohl auf dessen Wunsch. Am 10. März folgte eine zweite Unterredung, am 31. März war Windthorst bei Bismarck. Von Franckenstein's Seite sind genaue Aufzeichnungen über das von Bismarck ihm Gesagte durch Poschinger gedruckt worden, der schon den „akademischen Charakter" dieser Bismarckischen Darlegungen über äußere wie innere Politik festgestellt hat. Bismarck unterrichtete F. dabei absichtsvoll auch über seinen bereits 1871 erfolgten Versuch der Wiederannäherung an Oesterreich. Der Schwerpunkt der Verhandlungen beider Männer mußte in dem finanziellen Theile der Reformvorlage liegen, da über die Schutzzölle Uebereinstimmung bestand. Dem haben zahlreiche Besprechungen vom 28. Mai bis 4. Juli gegolten, in denen man sich über die „Klausel Franckenstein" verständigte (über die wichtigen Unterredungen vom 18. und 19. Juni Ausführliches bei Poschinger). Durch die Klausel wurde das Mehr der Einnahmen aus den neu vorgesehenen Sätzen der Zölle und der Tabakssteuer, sobald 130 Millionen Mark erreicht waren, an den Reichscassen vorbei in die der Einzelstaaten geleitet. Der Gedanke zu ihr ist wohl nicht Franckenstein's Eigenthum; er ging wahrscheinlich von Windthorst aus (A. Reichensperger schiebt ihn dem Nationalliberalen v. Benda zu, von dem ihn Peter Reichensperger in das Centrum getragen habe). Auch die Formulirung fällt nicht F., sondern offensichtlich dem damaligen Director Aschenborn im Reichsschatzamt zu, der sie auf Grund von Besprechungen mit F., Windthorst und v. Huene bewirkte. Aber F. deckte mit seinem Namen eine Sache, die seinen eigensten Anschauungen über die Bedrohung der Einnahmequellen und der finanziellen Selbständigkeit der Einzelstaaten durch das Reich entsprach: hatte er sie doch seit seiner Protestrede vom 30. December 1870 fast jährlich in der 1. Kammer und im Reichstag noch am 16. Mai 1878 bei Berathung der Stempelsteuer wiederholt.

Im September 1879 brachte die bairische Regierung eigne weitausgreifende Finanzreformgesetze an die 2. Kammer. F. hielt die Reform für nöthig, die Vorlage aber für mißglückt und den Zeitpunkt für durchaus ungeeignet, da die Wirkung der Reichsfinanzreform noch nicht abzuschätzen sei. Seine Unzufriedenheit mit der ministeriellen Finanzpolitik erreichte damals ihre Höhe, und er äußerte sie mit einer bei ihm ungewöhnlichen Bitterkeit (29. Oct. 1879, 21. April 1881). Auch die geforderte Erhöhung des Malzzuschlags lehnte er 1879 ab: nach den Zoll- und Tabaksteuergesetzen hielt er weitere indirecte

Steuern für die unteren Volksclassen für zu belastend. Doch scheint er in derselben Zeit aus einem Gegner des Staatseisenbahnwesens (vgl. 15. März 1856 und noch 3. Juli 1876) dessen Freund geworden zu sein, am 25. October 1879 hält er die Verstaatlichung der pfälzischen Bahnen für etwas vermuthlich Vortheilhaftes. Als die Regierung dann das Einkommensteuergesetz, den „Eckstein“ der ganzen geplanten Finanzreform, 1881 umgearbeitet wieder einbrachte, betheiligte er sich an der Berathung sowohl im Ausschuß wie im Plenum mit großem Eifer: er brachte hier in Fürsorge für die unteren Classen und „als beste Hut gegen die Socialdemokratie, die den Landgemeinden noch fremd ist“, trotz dem Widerspruch des Finanzministers den „tiefstgreifenden“ Antrag zum Gesetz durch, alles Einkommen unter 400 Mk. freizulassen. Noch drängte er bei der Reform auf Entlastung der Grundbesitzer und stärkere Heranziehung des beweglichen Capitals, fand aber dafür keine gesetzgeberisch brauchbare Formel. Er stimmte trotzdem für die Vorlage im Ganzen. Bereits erfüllten ihn die socialpolitischen Bestrebungen, denen er das letzte Jahrzehnt seines Lebens hauptsächlich widmen sollte.

1875 hatte Ludwig II., der F. bis zum Tode überaus schätzte, den Freiherrn fragen lassen, ob er ein neues Ministerium bilden wolle. F. lehnte ab und begründete es damit, daß seine politischen Ueberzeugungen keine genügende Stütze im Landtag finden würden. Dagegen nahm er die Wahl zum Vorsitzenden der Centrumsfraction des Reichstags an, die im selben Jahre nach Savigny's Tode auf ihn fiel. 1878 schlug ihn seine Partei für das erste Vicepräsidium des Reichstags vor; er unterlag in der Stichwahl gegen v. Stauffenberg. Als dieser jedoch im Mai 1879 niederlegte, ward F. am 24. Mai sein Nachfolger, und gleichzeitig übernahm er den Vorsitz der Tarifcommission. Indem von da ab das Centrum zur Macht kam, nahm auch Franckenstein's Verantwortlichkeit sowie sein Einfluß im Hause zu. Ein Versuch, im Februar 1881 seine Wiederwahl ins Präsidium zu verhindern (Pastor II, 193), mißlang. Er blieb Vicepräsident bis 1887. Im November 1881 (am 16.) sprach Bismarck nach den ihm ungünstigen Reichstagswahlen bei einem Bundesrathsdiner davon, daß er die Einrichtung einer Art Vicekanzlerschaft plane, dessen Träger den Verkehr mit den Parteien übernehmen möge; und nach liberalen Preßberichten wies er für diesen Posten an erster Stelle auf F. hin (den er nicht nur am Schluß der letzten Legislaturperiode vielfach zuvorkommend behandelt hatte, sondern mit dem er auch seit 1879 alle wichtigen parlamentarischen Fragen zu besprechen pflegte; v. Hertling bei Poschinger I, 313). Schon Tags darauf war freilich keine Rede mehr davon; und Anfangs December brüskirten sich Kanzler und Centrum wieder so heftig wie möglich. Aber wenige Wochen vorher war F. von Ludwig II. zum Präsidenten der 1. Kammer ernannt worden (Einführungsrede am 21. September); bereits seit dem Frühjahr 1880 war er bairische Excellenz. Präsident der Kammer der Reichsräthe blieb er bis zum Tode. Seit 1877 war er auch Großkanzler des St. Georgen-Ordens.

Als Präsident hielt er sich in seiner Körperschaft für verpflichtet zum Schweigen außer in Geschäftsordnungsdingen. In diesen aber veranlaßte er alsbald (21. Decbr. 1881) eine Aenderung im Ueberweisungsverfahren der Budget-Beschlüsse von der 2. an die 1. Kammer, die deren Berathung bei den Reichsräthen wesentlich erleichterte. Als Vorsitzenden des Centrums beschäftigte ihn einmal die Beilegung des Culturkampfs, sodann die gelegentlichen Einwirkungsversuche Leo's XIII. auf die politischen Entschlüsse der Partei. Ueber seine Thätigkeit dort sind Einzelheiten nicht bekannt, über seine Beurtheilung der kirchenpolitischen Lage hat man nur einige vage Aeußerungen Reichensperger's.

Für die Einwirkungsversuche Leo's besitzen wir Franckenstein's Brief an den Münchener Nuntius vom 14. Januar 1887: Danach machte er Rom zuerst 1880 darauf aufmerksam, „daß es für das Centrum absolut unmöglich ist, bei nicht kirchlichen Gesetzen gegebenen Directiven Folge zu leisten". Trotzdem wurde ihm um die Jahreswende 1886 durch den Münchener Nuntius ein päpstlicher Wunsch auf Zustimmung des Centrums zur Septennatsvorlage übermittelt, weil für diesen Fall eine vollständige Revision der Maigesetze zugesichert sei. F. antwortete nach Rücksprache mit Windthorst und den anderen Centrumsmitgliedern, die der Commission für die Militärvorlage angehörten. Sein Ablehnungsschreiben, grundsätzlich und bestimmt, wie es gehalten ist, ist von entscheidender Bedeutung: das Centrum als politische Partei verneinte für sich die Verbindlichkeit päpstlicher Weisungen in politischen Angelegenheiten. Rom fügte sich darein. Wenn F. sich zur Mandatsniederlegung erboten hatte, so war auch davon keine Rede mehr; der Papst zeichnete ihn im Gegentheil schon 1888 bei einer Audienz in herzlicher Weise aus.

Der Schwerpunkt von Franckensteins Leistung dürfte auch in diesen Jahren nicht auf kirchenpolitischem Gebiete gelegen haben. Budgetfragen nahmen ihn dauernd in Anspruch und dadurch auch die Wehrvorlagen von 1887 und 1888. Er war 1887 der Vertreter der das Septennat ablehnenden Mehrheit. Am 9. März 1887, nach den Neuwahlen, verkündete er die Stimmenthaltung des Centrums; am 10. März soll er schon wieder zur persönlichen Rücksprache bei Bismarck gewesen sein. Am 6. Februar 1888 beantragte er unmittelbar nach des Kanzlers großer Rede die en bloc-Annahme der Wehrvorlagen, um „der damaligen gesammten Lage in vollstem Maaße Rechnung zu tragen". — Die Krönung seiner parlamentarischen Wirksamkeit bedeutete sein Vorsitz in all den Reichstagscommissionen, die von 1881 bis 1889 unsere Versicherungsgesetzgebung geschaffen haben. Sie lag ihm sehr am Herzen, und er hat nicht nur durch unermüdlichen Fleiß und ein ganz hervorragendes Geschick sie gefördert, ja, geschäftlich sie geradezu erst ermöglicht, sondern er war von Anfang an auch zu jeder annehmbaren Verständigung bereit, um die Arbeiter nicht warten zu lassen. Das trat schon in der Fractionssitzung vom 14. Juni 1881 über die erste Unfallversicherungsvorlage zu Tage (Pastor, II, 200); das ward öffentlich, als er sich 1889 bei der Abstimmung über die Alters- und Invaliditäts-Versicherungsvorlage von seiner Fraction trennte und seine Zustimmung zur Vorlage am 29. März ausführlich begründete. — Uebrigens hatte er 1884 auch für die Verlängerung des Socialistengesetzes gegen die Mehrheit des Centrums gestimmt. Diesmal, 1889, hielt ihn nur ein dringliches Vertrauensvotum der Partei von der Mandatsniederlegung zurück.

Die Ereignisse gelegentlich des Septennats wie die vom März 1889 zehrten an Franckenstein's Kraft, die schon seit der Romfahrt 1877 durch langwieriges Fieber und eine dauernde Herzaffection geschwächt war. Heftiger noch hatte ihm das Ende Ludwig's II. zugesetzt. F. wußte bereits im Frühjahr 1886, daß der Gesundheitszustand des Königs staatsrechtliche Maßnahmen herbeiführen würde. Er weilte eben mit seiner Frau — wie gewöhnlich nach Reichstagsschluß — in Marienbad, als ihm der damalige Adjutant Ludwig's am 11. Juni telegraphisch den Auftrag des Königs übermittelte, an das Hoflager zu kommen. In München eingetroffen, erfuhr er die Verhaftung des Grafen Dürkheim, sowie daß Prinz Luitpold die Regentschaft übernommen habe, der König für die Regierung unfähig erklärt worden sei. F. ging sofort zum Regenten und gab ihm Kenntniß von dem Ruf des Königs wie seinem Entschluß, dem Wunsch des Souveräns zu folgen; er gehe nach Reutte und werde dort den König zur Abdankung bewegen. Erst auf die Antwort des Regenten, daß

niemand zum König gelassen werde, gab F. die Weiterreise auf, weil er mußte. Aber er erkannte die Einsetzung der Regentschaft noch nicht an, sondern wollte erst ausreichende Gründe dafür hören. Diese gedachte er am 15. bei Eröffnung der ersten Kammer zu fordern. Da kam das Ereigniß vom 13.; und nun schloß er sich dem Regenten unbedingt an. Gesundheitlich hat er diese Tage nicht mehr verwunden.

In die bairischen Verhältnisse griff er in diesem Jahrzehnt weiter nicht ein. er war vielmehr ständig im Reichstag und fuhr nur zu den Sitzungen der Reichsräthe nach München. Die Ursache ist nicht, wie behauptet wurde, in einem Gegensatz zum bairischen Centrum zu suchen, mag er auch manche Schritte desselben aus taktischem Grunde nicht gebilligt haben. Als das Centrum die Mehrheit in der zweiten Kammer erhielt und zur Geltendmachung seiner kirchenpolitischen Forderung einen bairischen Katholikentag berief, nahm F. im Unterschied von anderen katholischen Adligen an der Versammlung theil. Da nun gar die Placetfrage auf die Tagesordnung kam, war F. bereit, seiner Partei gegen das Ministerium in der ersten Kammer zu Hülfe zu eilen. Die Haltung des Ministeriums erregte ihn tief — nach seinem Tode fand man die ersten Skizzen zu der Rede in seinem Schreibtisch: ehe er zu ihr kam, ist er hinweggerafft worden.

Franckenstein's politischer Einfluß beruhte darauf, daß die Kraft und Tüchtigkeit seiner Persönlichkeit stetig gewachsen war; in der Erinnerung lebt er fort als eine stolze Erscheinung, als ein durch und durch ehrenhafter, sachkundiger und edler Mensch. So ist er — ohne sein Zuthun — überall zum Leiter der Körperschaften erkoren worden, denen er angehörte: ebensosehr der geborene Herr wie Vermittler innerhalb der politischen Gemeinschaften, die aus so ungleichartigen Elementen bestehen. In ihm verbanden sich vornehme Ruhe, bestimmte, knappe Ausdrucksweise, sorgfältigste Kenntniß der Vorlagen, parlamentarische Erfahrung, die Kunst geschickter Geschäftsvertheilung, glatter Berathungsleitung, ein ernster und doch liebenswürdiger Wille zur positiven Arbeitsleistung in solchem Maaße, wie es nicht häufig vorkommt. Die großen Reichstagscommissionen wie seine Fraction erfuhren das am besten. In dieser war er das Bindeglied zwischen den hochconservativen Magnaten und den in politisch fortschrittlicheren Anschauungen aufgewachsenen Männern des katholischen Deutschlands, auch der Kitt zwischen Nord und Süd: an der Errichtung des Centrums-„Thurms“ hat er ein wesentliches Verdienst. Der treue Freund und die feste Stütze Windthorst's, hat er zugleich das uneingeschränkte Lob der Reichensperger erhalten (vgl. die für diese bezeichnende Identificirung von Fractionsvorsitzendem und Fractionsführer bei Pastor, II, 308). Ein gutes Bild von Franckenstein's Mitarbeit in Commissionen gibt der erste Band der Verhandlungen des Steuerausschusses der ersten Kammer 1881.

F. war der Typus des ernsten katholischen Edelmannes, ohne Tadel in seiner Lebensführung, ergreifend in der Innigkeit seines Familienlebens wie in seinem Verhältniß zu seinen Dienstleuten und den Bauern seines Landes, voll charitativer Interessen (namentlich als Großkanzler des St. Georgenordens), durchaus selbstlos und rührend herzlich in der Hingabe an den hl. Stuhl wie an sein Fürstenhaus. Sein bestimmtes katholisches Denken hinderte ihn indessen nicht, sich der Standesverwandtschaft gemäß dem nicht seiner Partei angehörenden Adel freundschaftlich zu verbinden; nach 1880 standen ihm die Deutsch-Conservativen, namentlich Levetzow und Kleist-Schmenzin, sehr nahe. Sonst ist noch der frühere bairische Cultusminister v. Landmann hervorzuheben, aus der katholischen Geistlichkeit der Domcapitular Moufang. Mit dem bairischen Gesandten zu Berlin in der Culturkampfzeit Perger v. Perglas (vgl.

Bismarck, Gedanken und Erinnerungen II, 137) pflog F. rein gesellschaftliche Beziehungen. Ueber Bismarck ist sein Urtheil stets hart geblieben, ebenso über die Nationalliberalen. — Dem Toten huldigten alle Parteien. Ganz besonders zeichnete ihn Wilhelm II. durch eine in der deutschen Parlamentsgeschichte bis dahin unerhörte Weise aus, indem er an den Reichstag selbst ein Beileidsschreiben richtete, auch dem Prinzregenten den Ausdruck seines Schmerzes depeschirte, und dieser folgte dem kaiserlichen Beispiel in der Wärme der Worte, mit denen er Franckenstein's Tod beklagte.

Vorzüglich die Verhandlungsberichte der bairischen Kammer der Reichsräthe und des Reichstags. — Stamminger, Ein wahrer Edelmann. Würzburg 1890 (Gedächtnißrede). — Fäh S. J., G. A. Freiherr von und zu Franckenstein. Freiburg 1891 (Sonderabdruck aus den „Stimmen aus Maria-Laach"). — Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier (für 16. Nov. 1881 auch: Bismarck und der Bundesrath). — Pastor, August Reichensperger. — E. Richter, Erinnerungen aus dem alten Reichstag. — Pfülf S. J., Mallinckrodt. — Busch, Tagebuchblätter. — Verhandlungen der XXII. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Breslau am 8., 9., 10., 11. und 12. September 1872, S. 32, 46/48, 198, 201 u. 271 f. — Schultheß' Europäischer Geschichtskalender u. dgl. — Außerdem schriftliche Mittheilungen der Familie.

M. Spahn.

G.

Gabl: Alois G., Genremaler, geboren am 24. September 1845 zu Wiesen im Pitzthal (Tirol) als Sohn eines armen mit Kindern reich gesegneten Bäckers und Wirthes, wurde zur Erleichterung des väterlichen Hauses zu einem kinderlosen Oheim nach Imst gesendet, der sich als Krämer und Maler fortbrachte. Hier besuchte er die Realschule, versah den Kramladen, übte sich im Zeichnen und Malen von Porträts und anderen Stoffen, erregte hierdurch die Theilnahme des Brixener Fürstbischofs Vincenz v. Gasser, welcher den Jungen an den Statthalter Fürsten Lobkowitz empfahl. Mit Hülfe dieser und anderer Gönner wagte sich G., siebzehnjährig, an die Münchener Akademie, wo er viel hungerte und noch mehr arbeitete, erst bei Schraudolph, dann bei Arthur v. Ramberg und Karl Piloty. Den größten Einfluß aber übte Defregger's Vorgang; später auch Mathias Schmid. Im J. 1866 zog G. als Freiwilliger mit der Imster Schützencompagnie an die italienische Grenze; nach dem Friedensschlusse eilte er wieder nach München. Außer einigen religiösen Bildern im Sinne Schraudolph's machte sich G. sehr rasch einen guten Namen durch den sein Volk zu den Waffen rufenden „Capuziner Haspinger" (gestochen von Rauscher und Raab), die „Rekruten-Aushebung" (Loosung), die „Feiertagsschülerinnen auf dem Tanzboden", der „Pfarrer als Schiedsrichter um den Meisterschuß", ein „Scheibenschießen", die „Dreikönigssänger" u. a. Infolge dieser Leistungen wurde ihm eine Professur an der Münchener Akademie übertragen; seltsamer Weise fühlte er sich dadurch im eigenen Schaffen beengt, sodaß er die Stelle freiwillig niederlegte, die dann im October 1882 mit Gysis besetzt wurde. Nachdem er sich mit einer „Impfstube" (1884) noch ziemlich im alten Sinn bewährt hatte, machte er mit einer „Bräuhausscene", „Spinnstube" und anderen Stoffen („Märchenerzählerin", „Großelternfreude", „Schnaderhüpfeln", die „Erste Nähmaschine" u. dgl.) fühlbare Rückschritte, insbesondere durch eine krankhafte Veränderung seines Augenlichts. Der Maler hatte indessen vom Rückgang seiner Kunst keine Ahnung, sondern schob alle Schuld auf den wankelmüthigen Geschmack des Publicums, welches der früheren enthusiastischen Aufnahme gegenüber eine kühle Nichtbeachtung annahm. Wiederholte Schlaganfälle stellten sich ein, die unerwartete Abweisung zweier Bilder kränkte seinen Ehrgeiz aufs äußerste; seine Freunde bemerkten Spuren von Geistesstörung. In einem unbewachten Augenblicke, wahrscheinlich am 27. Februar 1893 legte er Hand an sein Leben. Da die Leiche unbegreiflicher Weise erst am 4. März gefunden wurde — G. soll von einer nothwendigen Reise

nach Tirol gesprochen und dadurch die Aufmerksamkeit von seiner Person abgelenkt haben — erklärt sich die Unsicherheit des Todestages. Seine besten Leistungen sichern ihm eine wohlverdiente, ehrende Anerkennung.

Gabl's Nachlaß, darunter viele treffliche Studien und mehrere, immerhin noch sehr achtbare, mehr oder minder vollendete Bilder, wurde am 24. April 1894 im Gesellschaftslocal der „Allotria" versteigert. Herr Richard Schucht, Oberpostsecretär und Präsident der Alpensection Braunschweig, stiftete als Ehrenbürger des Pitzthales eine eherne, bei Lüders in Braunschweig gegossene Gedenktafel, welche am 30. Juli 1893 am Geburtshause des Künstlers zu Wiesen Aufstellung fand. — Ein großer Theil von Gabl's Bildern wurde durch Hanfstängl's Photographie und dann in Holzschnitt in der Leipziger „Illustrirten Zeitung" (und in Weber, „Meisterwerke der Holzschneidekunst"), in der „Gartenlaube", „Illustrirten Welt" verbreitet. Seine Beerdigung am 6. März war eine höchst ehren- und theilnahmsvolle unter dem Geleite der hervorragendsten Mitglieder der Künstlerschaft.

Vgl. die kurze Selbsterzählung über sein Jugendleben in L. Steub, Kleinere Schriften, 1875. III, 379 ff. Im „Tiroler Kalender" f. 1881, S. 64. — Kurzer Nekrolog in Nr. 65 d. Allgem. Ztg. v. 6. März 1893. — Singer, Lexikon, 1896. II, 1. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 349. — Richard Bong, Moderne Kunst, 1893. VII. Bd., 16. Heft.

Hyac. Holland.

Gadenstedt: Barthold von G., deutscher Dramatiker (s. A. D. B. VIII, 301), geboren 1560 zu Wernigerode, † daselbst am 29. September 1632. Er unternahm nach vollendeten akademischen Studien ausgedehnte Reisen nach Italien im Süden wie nach Dänemark im Norden. Eine sehr ausführliche Beschreibung der ersteren in Tagebuchform sowie der dänischen auf drei Seiten aus dem Jahre 1589 findet sich von seiner Hand auf der herzogl. Landesbibliothek zu Wolfenbüttel (Extravag. 67, 6) erhalten. B. war Mitglied des colleg. musicum zu Wernigerode und betheiligte sich, als besonderer Bürgerfreund gerühmt, persönlich bei der Aufführung von Schauspielen auf offenem Markt zu Wernigerode.

Nach der handschriftl. Leichpred. von M. Joh. Fortman u. a. handschriftl. Quellen auf Fürstl. Archiv u. Bibl. zu Wernigerode.

Ed. Jacobs.

Gail: Wilhelm G., Architektur- und Genremaler, herzogl. Leuchtenberg'scher Cabinetsrath, geboren am 7. März 1804 zu München, † ebendaselbst am 26. Februar 1890. Durchlief das Gymnasium, hospitirte nach dem Wunsche seines Vaters, eines kurfürstl. Galerieaufsehers, die Architekturabtheilung an der Münchener Kunstakademie, bald aber führte ihn seine Neigung in die Malerschule dieser Anstalt, worauf er später im Atelier seines Schwagers Peter v. Heß weiteren Unterricht genoß. Hier übte er sich in der Verbindung der Landschaft mit dem Thierleben und dem entsprechenden Culturtreiben der Gebirgsbewohner. Nach so gründlicher, vielseitiger Vorbereitung kam ihm sehr erwünscht die Einladung des königl. bair. Geschäftsträgers am sardinischen Hofe Baron v. Malzen zu einer Reise nach Italien (1825). G. fertigte eine Anzahl von Aufnahmen, wovon 13 Blätter als „Monuments romains dans les états de Sardaigne" durch Malzen in Lithographie erschienen, welchen G. noch weitere „Scènes populaires de Genova" folgen ließ. Von Turin ging unser Maler nach Rom und Neapel, besuchte Amalfi, Pompeji, Sorrent, Puzzola, Ischia, Procida, Capri und Pästum. Nach seiner Rückkehr verarbeitete er seine Erinnerungen theils zu trefflichen, damals großes Aufsehen erregenden Architekturbildern (darunter der Titusbogen — vgl. Kunst-

blatt 1826, S. 219 —; antike Wasserleitung in der Campagna; Klosterhof in Viterbo, 1827), theils zu interessanten Genrestücken (der eingefangene Straßenräuber; italienisches Fuhrwerk; Zimmer eines Chirurgen in einem Kapuzinerkloster zu Rom; Rückkehr neapolitanischer Schiffer, 1828; ein öffentlicher Schreiber, 1829; Marktplatz in Viterbo, 1830). Auch sammelte er allerlei Straßen- und Volksscenen mit Charakterfiguren, Brunnen und Thoren in 30 lithographirten Blättern (1829), welche große Anziehungskraft ausübten und ein dankbares Publicum fanden (Kunstblatt 1829, S. 199).

Im J. 1830 besuchte G. Frankreich, doch vertrieb ihn die Juli-Revolution bald aus Paris nach Chartres (daher seine mit betenden Nonnen staffirte Klostercapelle) und in die Normandie. Das nächste Jahr führte ihn nach Verona (Tomba di Romeo e Julietta) und Venedig, wo er aus dem Dogenpalast, der Marcuskirche, aus dem armenischen Kloster (Neue Pinakothek) prächtige Stoffe für seine originellen Darstellungen schöpfte. Bald darauf war es ihm möglich Spanien, das Land seiner Sehnsucht zu besuchen; die interessanten maurischen Baudenkmale, Moscheen, Kathedralen und Stierkämpfe fesselten ihn in so hohem Grade, daß er trotz seiner kargen Mittel ein volles Jahr in Granada, Sevilla und Cordova, eifrigst mit Studienmalen beschäftigt, zubrachte. Dabei kamen ihm seine früheren jedenfalls sehr gründlichen Kenntnisse in Construction und Perspective sehr zu statten. Viele seiner nachmals so gesuchten und epochemachenden Bilder muß G. mit eisernem Fleiß an Ort und Stelle gleich fertig gemacht haben, da im Laufe des Jahres 1834 fünf in Zeichnung und Stimmung sehr durchgebildete Werke im Münchener Kunstverein erschienen. Vorerst der berühmt gewordene „Löwenhof in der Alhambra“ (Kunstblatt 1834, S. 235), dann der „Erker der Lindaraja aus der Alhambra, mit der Aussicht auf Granada“, das „Innere einer maurischen Moschee in Cordova“, die „St. Jago-Kapelle aus der Kathedrale von Toledo“ und der „Kapellenhof aus der Alhambra“. Im nächsten Jahre brachte G. eine Ansicht des 1810 von den Franzosen gestürmten und von den Guerillas unter Anführung der Mönche vertheidigten „Klosters San Juan de los Reyos in Toledo“ (Kunstblatt 1835, S. 191). Im J. 1836 entstanden „Das Innere eines Hauses in Taragona“, ein „Klostergang einer spanischen Kirche“, „S. Buenaventura auf Menorca“ und eine „Seitenkapelle in Cordova“. Einen mehr novellenhaften und culturhistorischen Ton schlugen seine „Erinnerungen aus Spanien“ an (München 1837), frische aus dem Volksleben auf Stein gezeichnete und durch Auszüge aus seinen Tagebüchern auch textlich erläuterte Skizzen und Veduten, in denen allerlei Straßenscenen, insbesondere auch der spanische Stierkampf recht anschaulich gemacht wurden. Sie können buchstäblich als Illustrationen des Sprichwortes, daß das Geld auf der Straße liege, dienen. Dieses unmittelbare Hineingreifen, Erfassen und Wiedergeben des vollen Volkslebens machte seine Schilderungen so populär und beliebt. Auch Gail's kleine, ähnliche Stoffe behandelnden Radirungen waren willkommen und neu. In den trefflichen Oelbildern des nächsten Jahres, womit G. oft ganz dem Vorbilde seines Lehrmeisters Peter v. Heß folgte, überwogen diese spanischen Erinnerungen. Später machten sich dann wieder Reminiscenzen aus Italien geltend, z. B. ein Wohngebäude aus Perugia (1841), Amalfi, Verona (Scaliger-Gräber); damit wechselte allerlei Architektonisches aus Arles, Marseille oder Subiaco mit einer Ansicht des Bergschlosses Hohenschwangau oder verschiedenen dorfgeschichtlichen Idyllen, insbesondere aus dem lieblichen Schliersee, wo G. gerne in Sommerfrische weilte. Dabei reifte auch der Plan zur Restauration der dortigen altehrwürdigen S. Georgencapelle, wodurch G. den Dank der Gemeinde errang. Im J. 1846 fertigte

G. die Pläne zu einem böhmischen Nationaldenkmal, welches Hr. Veith in Liboch bei Prag, seltsamer Weise im spanisch-maurischen Stile erbauen wollte, wofür L. Schwanthaler an 25 Statuen berühmter Patrioten, wie Libussa, Ottokar, Elisabeth, Hus, Ziska, Podiebrad modellirte, die Ferd. Miller in Erz gießen sollte (vgl. Kunstblatt 1846, S. 140).

Derselbe ausdauernde Fleiß und die Treue, welche er an der Durchbildung seiner Gemälde bewährte, trat auch bei anderen, sehr verschiedenen Obliegenheiten hervor. So in seiner gewiß nie als Sinecure betrachteten Stellung als Vertrauensmann im Cabinet des Herzogs von Leuchtenberg oder als strammer Commandant des 1848 gebildeten Künstler-Freicorps, welches der mit militärischer Grandezza begabte Führer energisch zusammenhielt und dirigirte. Dann kehrte er rechtzeitig wieder zur geliebten Kunst zurück, begütigte die durch Exercitien und flotte Paraden zurückgesetzten Musen mit einer Reihe von farbenfrischen, auf italischem Boden spielenden Aquarellen, worauf abermals Oelbilder aus spanischen Locanden in der Sierra Morena, catalonische Kloster-Interieurs mit dem Lütticher Justizpalast (Eggers' Kunstblatt 1854, S. 320) oder einer mittelalterlichen Rüstkammer und Zeughaushallen wechselten. Auch eigentliche Genrestücke, wie eine „Singprobe", „Ruhe nach der Jagd", gelangen, die Darstellung seines ländlichen Malerateliers, oder das Innere der Nonnberg-Kirche in Salzburg und ein Interieur aus dem Frauendom in München (1867). Das Publicum, welches einen „echten Gail" in diesen ungewohnten Erzeugnissen nicht erkennen wollte, verlangte die Rückkehr des Malers zu dem seither gewohnten Repertoire, fühlte sich aber gelangweilt, als die Motive mit den „neapolitanischen Fischern" und dem „Löwenhof" nebst den spanischen Stierkämpfen ohne die frühere Frische und Originalität wieder erschienen. Im März 1874 veranstaltete G. eine Collectivausstellung seiner besten Werke; damit contrastirten aber seine bald darauf erscheinenden neuesten Bilder, welche von der Kritik abgelehnt wurden, worauf G., welcher der neueren Kunstrichtung alle möglichen Concessionen erwiesen hatte, verstimmt sich zurückzog. Was er früher in langer, unentwegter Thätigkeit geleistet hatte, genügt weitaus, um seinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten. Bilder aus seiner besten Zeit finden sich in allen Galerien und Sammlungen. — Im J. 1854 wurde G. zum Generalbevollmächtigten und bald darauf zum Cabinetsrath des Herzogs Nikolaus von Leuchtenberg ernannt; 1868 erhielt er den russischen St. Annenorden III. Classe. Zum 80. Geburtstag ehrten ihn der Magistrat und die Gemeindebevollmächtigten Münchens durch Ueberreichung einer Adresse.

Vgl. Nagler 1837. IV, 554. — Kunstblatt. Stuttg. 1827, S. 210; 1835, S. 179, 246, 362; 1836, S. 24; 1838, S. 179; 1839, S. 90; 1844, S. 108, 180 u. s. w. — Bayer. Annalen. 1833, Nr. 149. — Lewald, Panorama von München, 1835. II, 50. — Raczynski II, 429. — Victor Müller, Handbuch von München, 1845. S. 132. — Eggers' Kunstblatt, 1856. VII, 139. — E. Förster, Gesch d. dtsch. Kunst, 1860. V, 214. — Pecht, Gesch. d. Münchener Kunst, 1888, S. 90. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 350. — Singer, 1896. II, 4 — Kunstvereins-Bericht f. 1900, S. 65.

Hyac. Holland.

Gaißer: Jakob Emanuel G., Genremaler, geboren am 21. November 1825 zu Augsburg, erhielt als der Sohn eines geachteten Zeichnungslehrers die erste nachhaltige Grundlage, kam zu Johann Geyer (1807—1875) an die Kunstschule, wo viele junge Kräfte, wie z. B. Joseph Scherer, David Heinemann u. A. bleibende Anregung und Förderung und alle Vorbildung zum Eintritt an der Münchener Akademie fanden. Hier trat G. in die Malschule

von Clemens Zimmermann und in die Componirabtheilung von Jul. Schnorr; weiteren Einfluß übte sein jugendlicher Freund Ferdinand Wagner (1820 bis 1881), ein vielseitiger, hochbegabter Techniker, welcher später die Bilder am Fugger-Haus zu Augsburg freskotirte und die Stadtpfarrkirche zu Friedberg mit einem prachtvollen Cyklus schmückte. Wagner gedachte den für blühende Farbengebung sehr empfänglichen Genossen der kirchlichen Kunst zuzuführen, G. aber begnügte sich mit dem bescheidenen Amt eines Lehrers an der Feiertags-Fortbildungsschule zu Augsburg. Erst 1863 legte G. diese Stelle nieder, um sich zu München ganz der Kunst hinzugeben. Hier schuf er nun, in Geyer's Fußstapfen tretend, eine Reihe von heiteren, in Zeichnung und Farbe sehr durchgebildeten Genrestücken, welche er am liebsten in das Kostüm des XVII. Jahrhunderts und des folgenden Rococo kleidete. Familienconcerte, Münchhausiaden, Kaffeevisiten (1863), militärische Einquartierungen auf Schlössern oder Klöstern gelangen ihm in hervorragender Weise; dazu kamen Antichambrescenen, Karten- und Würfelspieler, Raucher und Kneipbrüder, singende, schäkernde und charmirende Kriegsknechte und Soldateska, größtentheils im Geiste von Greifenson's berühmtem Sittenroman des „Simplicissimus", womit G. längst vor dem Italiener Vinea mit tollem Zecher- und Kellertreiben ein dankbares Publicum fesselte. Seine kleinen, immer originellen, wohl durchgearbeiteten Bilder gefielen, fanden Nachfrage und Käufer und erregten das Interesse der Kunsthändler. Darunter das, freilich auch schon vor und nach G. oft behandelte Thema „die zähe Gans", „Der fatale Knopf" (Knoten im Schnupftuch), etliche Condolenz- und Digestionsvisiten; zarte und zärtliche Angelegenheiten und Herzensgeschichten mit Zofen, Kammerkätzchen, clavierspielenden Backfischen und Dämchen, „Gefundene Herzen" und „Mondscheingeschichten" gab er im immer neuen Wechsel. Illustrirte Zeitschriften und photographische Verleger machten gute Geschäfte und trugen den Namen des Künstlers ins weite Publicum. Als G. nach langem Leiden am 21. Januar 1899 starb, überließ er seinem Sohne Max G. ein wohl vorgearbeitetes Feld, welches derselbe mit deliciöser Zeichnung, reizender Farbe und subtiler glänzender Technik weiter bebaute.

Vgl. Nr. 2233 d. Illustr. Zeitung, Leipzig, 17. April 1886. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 351. — Singer, 1896. II, 5. — Morgenblatt 24 d. Allgem. Zeitung v. 24. Jan. 1899. — Kunstvereins-Bericht f. 1899, S. 70. — Bettelheim's Jahrbuch 1900, S. 58 f.

Hyac. Holland.

Galen: Philipp G. ist der Schriftstellername für Ernst Philipp Karl Lange, der am 21. December 1813 in Potsdam geboren wurde. Sein Vater, ein sehr beliebter königlicher Hofwundarzt, der äußerst reiche und seltsame Jugendschicksale erlebt hatte, hielt den Sohn während seiner Gymnasial- und Universitätszeit in strenger und knapper Zucht, die dem frischen und lebensfrohen Jüngling oft unbequem genug gewesen sein mag. Schon sehr früh versuchte sich dieser, angeregt durch eine fein gebildete Mutter, wie durch andere geistig belebte Frauen, in dichterischen Productionen. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog G. 1835 die Universität Berlin, wo ihm viele innere Kämpfe anfänglich das Leben verbitterten, da ihm das Studium der Medicin gegen seine Neigung aufgedrungen war und er als Zögling des Friedrich-Wilhelms-Instituts bei sehr beschränkten Mitteln wenig von der goldenen Freiheit des akademischen Lebens genießen konnte. Einige Entschädigung hierfür boten ihm das Studium der Litteratur, Aesthetik und Geschichte und die sich ihm bald erschließenden Gelehrten- und Künstlerkreise, denen er vielseitige Anregung verdankte. So schrieb er noch als Student sein 1871 veröffent-

lichtes historisches Charaktergemälde in fünf Abtheilungen und einem Vorspiel „Friedrich in Rheinsberg“. Nach seiner Promotion (1839) fungirte G. zunächst als Chirurg an der Charité in Berlin, trat 1840 als Compagnie-Chirurgus in die preußische Armee ein und widmete sein besonderes Interesse nunmehr den Gemüthskranken in Gefängnissen und Irrenhäusern. Die Früchte seiner Beobachtungen und eingehenden psychiatrischen Studien legte er dann in einem Roman „Der Irre von St. James“ nieder, den er aber erst nach acht Jahren der Oeffentlichkeit übergab. Im J. 1844 hatte G. sein Staatsexamen abgelegt, war 1845 Oberarzt am Cadettenhause in Potsdam und 1847 Landwehr-Bataillonsarzt in Bielefeld geworden, machte von hier aus 1849 als Dirigent eines Feldlazareths den Feldzug in Schleswig mit und nahm auch später an dem Einmarsch der Preußen in Kurhessen theil. In Bielefeld hatte G. seinen Hausstand gegründet; aber bei dem kärglichen Gehalt, das ihm der Staat zahlte, war er auf eine anstrengende Bauernpraxis angewiesen, um sich mit seiner Familie kümmerlich ernähren zu können. Auf einem solchen strapaziösen Krankengang durch den Teutoburger Wald kam es ihm zum Bewußtsein, daß seine körperlichen Kräfte für seinen schweren Beruf nicht lange ausreichen würden, und plötzlich erwachte von neuem die alte Lust zur geistigen Arbeit, zum Schreiben. Sich seine eigene Lage vergegenwärtigend, dachte er, wie wohl einem Menschen zu Muthe sein müsse, der so viel Geld hat, daß er es nicht ausgeben kann. Und dieser Gedanke nahm ihn so sehr gefangen, daß er noch unterwegs, ehe er sein Heim erreichte, den Plan zu seinem Künstlerroman „Der Inselkönig“ entwarf, worin er zeigen wollte, was ein Mensch mit vielen Mitteln leisten könne, wenn er die Einsicht und das Herz dazu hat. In sechs Wochen war der fünfbändige Roman fertig und wurde dem „Verlagscomptoir in Grimma und Leipzig“ zum Druck angeboten. Als nach Jahresfrist keine Entscheidung erfolgt war, reclamirte G. seinen Roman, erhielt aber die naive Antwort: der Roman sei seit einem Jahre gedruckt, der Verleger aber — tot. Dieser Mittheilung lag ein einziges Exemplar seines Romans bei, dem man folgenden Titel gegeben hatte: „Der Inselkönig. Roman aus Herloßsohns nachgelassenen Papieren von Philipp Galen“ (V, 1852). Dieses ihm gewissermaßen aufgedrungene Pseudonym hat G. denn auch für die Zukunft beibehalten. Zunächst besorgte er die Ausgabe seines schon erwähnten Romans „Der Irre von St. James“ (IV, 1854; 5. Aufl. 1871), der seinen Namen höchst vortheilhaft bekannt machte und in der That zu dem Besten gehört, was G. geschrieben hat. Dann folgten die Romane „Fritz Stilling. Erinnerungen aus dem Leben eines Arztes“ (IV, 1854; 4. Aufl. 1877), worin er seinem Vater ein bleibendes Denkmal setzte, „Walter Lund“ (III, 1855), „Andreas Burns und seine Familie“ (IV, 1856), „Baron Brandau und seine Junker“ (II, 1858), „Emery Glandon“ (IV, 1859), „Der Strandvogt von Jasmund“ (IV, 1859), „Der Sohn des Gärtners“ (IV, 1861), „Die Insulaner“ (IV, 1861), „Nach zwanzig Jahren“ (III, 1864), „Der Leuchtturm auf Kap Wrath“ (III, 1862), „Der grüne Pelz“ (IV, 1863), „Der Erbe von Bettys Ruh“ (IV, 1866), „Jane, die Jüdin“ (III, 1867), „Die Tochter des Diplomaten“ (IV, 1867), „Das Irrlicht von Argentières“ (III, 1868), „Walram Forst, der Demagoge“ (IV, 1868), „Der Löwe von Luzern“ (V, 1869), „Der Friedensengel“ (III, 1870), „Irene, die Träumerin“ (III, 1873), „Der Alte vom Berge“ (III, 1873), „Der Rastelbinder“ (III, 1874), „Der Einsiedler vom Abendberg“ (III, 1876), „Die Moselnixe“ (III, 1877), „Frei vom Joch“ (III, 1878), „Die Perle von der Oie“ (IV, 1880), „Der Meier von Monjardin“ (II, 1891) und zwischendurch die Novellensammlung „Der

Pechvogel und andere Erzählungen" (1883). Alle diese Arbeiten erfreuten sich seiner Zeit großer Beliebtheit und Verbreitung. In ihnen offenbart der Verfasser „ein liebenswürdiges Erzählertalent, eine plastische Gestaltungskraft und die Gabe, interessante Charaktere zu erfinden und sie mit psychologischer Feinheit und minutiöser Sorgfalt zu entwickeln. Charakteristisch für alle seine Schriften ist auch die ausgeprägte und mit Meisterschaft getroffene Localfarbe, die Auffassung und Wiedergabe der Sitten und Gebräuche, der öffentlichen Feste wie häuslichen Gewohnheiten der Bewohner verschiedener Länder und Gaue. Eine besondere Erwähnung verdient die reine sittliche Tendenz, die sich überall kundgibt. Frei von jeder Unduldsamkeit kämpfte er als ausgesprochener Christ für Wahrheit und Recht, weniger durch doctrinäre Schönrednerei als durch geschickte Personificirung der Idealgestalten. Und wenn öfters eine zu große Breite und Behaglichkeit in der Schilderung zu Tage tritt, so liegt der Grund wol darin, daß der Dichter nicht ethische Probleme durch Leben und That zu lösen und zu entwickeln strebt, sondern zuerst die Geschehnisse erfindet und gruppirt, und dann erst die auftretenden Personen mit den erforderlichen Eigenschaften ausstattet". Aus dem äußeren Leben Galen's wäre noch hinzuzufügen, daß er 1857 als Stabsarzt nach seiner Vaterstadt Potsdam versetzt ward und 1878 mit dem Charakter eines Oberstabsarztes in den Ruhestand trat. Am 27. April 1897 war es ihm vergönnt, die Feier seiner goldenen Hochzeit zu begehen, bei welcher Gelegenheit es die Potsdamer an reichen Ehrungen nicht fehlen ließen. Am 20. Februar 1899 ist G. in Potsdam gestorben.

Biographische Einleitung zu Galen's Novellensammlung „Der Pechvogel ꝛc." von Hans Ziegler. — Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog, 4. Jahrg., S. 243. Franz Brümmer.

Gallina: Josef Freiherr von G., k. k. Feldmarschallieutenant, geboren am 17. November 1820 in Graz als Sohn eines Hauptmanns, erhielt seine militärische Ausbildung in der Wiener-Neustädter Militärakademie und trat am 16. April 1843 als Lieutenant in das Infanterieregiment Nr. 38. Am 16. Januar 1848 dem Generalstabe zugetheilt und am 8. April zum Oberlieutenant im Regimente befördert, leistete G., anfangs im Stabe der Brigade GM. Wohlgemuth, dann in jenem der Brigade Rath, beim Rückzuge von Mailand nach Verona, im Gefechte bei Sona, 30. April sowie im Treffen bei Goito, 30. Mai, so vortreffliche Dienste, daß er am 1. Juni 1848 dauernd in den Generalstab kam. Als Generalstabschef der Division FML. Graf Haller machte er die Schlacht bei Custoza, 23. Juli, den Mincio-Uebergang bei Salionze, 24. Juli, sowie den Vormarsch gegen Mailand mit und nahm bei der combinirten Brigade GM. Fürst F. Liechtenstein verdienstvollen Antheil an den Operationen zur Besetzung von Modena. Am 21. Februar 1849 wurde G. zum Hauptmann im Generalstabe befördert und bei der Brigade GM. v. Grawert eingetheilt. Seine Rathschläge trugen wesentlich zur Veränderung der Marschrichtung des IV. Armeecorps am 23. März und dadurch zum rechtzeitigen Erscheinen des letzteren auf dem Schlachtfelde von Novara bei. Nach Beendigung des Feldzuges als Professor an der Generalstabsschule zu Verona, dann als Generalstabschef bei der Division FML. Fürst Friedrich Liechtenstein, endlich bei den reglementären Arbeiten des FML. Grafen Degenfeld verwandt, kam G. im J. 1853 in die zweite Section des Armee-Obercommandos in Wien, und blieb hier bis Februar 1858, mit Ausnahme jener Zeit, in welcher er, bald nach seiner Beförderung zum Major, 23. März 1854, in die Operationskanzlei des Armee-Obercommandos der III. und IV. Armee unter FZM. Freiherrn v. Heß bei der Truppenaufstellung gegen Rußland berufen

war. Im Februar 1858 wurde G. als Generalstabschef dem I. Cavalleriecorps in Pest zugetheilt, am 17. April 1859 zum Oberstlieutenant, am 21. Mai 1860 zum Obersten befördert, Ende des Jahres als Generalstabschef bei der mobilen Division FML. v. Cseh in Großwardein eingetheilt und im J. 1862 als Vorstand des kriegsgeschichtlichen Bureaus nach Wien versetzt. Nach kurzer Verwendung in der ersten Abtheilung des Generalcommandos in Ofen im J. 1865 und als Generalstabschef daselbst kam G. im Mai 1866 in dieser Eigenschaft zum V. Armeecorps in Italien und wirkte an den Operationen, sowie an der Schlacht bei Custoza so erfolgreich mit, daß ihm das Ritterkreuz des Leopoldordens verliehen wurde. Nach dem Feldzuge, im November 1866, wieder auf seinen früheren Posten in Ofen versetzt, am 9. November 1867 zum Generalmajor und Brigadier bei der IV. Infanterie-Truppendivision in Brünn ernannt, wurde G. schon am 26. Januar 1868 als zugetheilter General, vom 3. Januar 1869 an als Chef der ersten Section an die Seite des Kriegsministers FZM. Freiherrn v. Kuhn berufen und am 1. Mai desselben Jahres mit der Leitung des Generalstabes betraut. Insbesondere in dieser Stellung ward ihm nun ein weites Feld der Thätigkeit, das er mit außerordentlichem Erfolg zu bebauen wußte. Bestrebt, einer möglichst großen Anzahl von Officieren die Möglichkeit zu bieten, den Generalstabsdienst genau kennen zu lernen, sie durch den Contact mit den höheren Führern der Armee vielseitiger und verwendbarer zu machen, zog er die ihm untergebenen Officiere zu wissenschaftlichen Arbeiten heran und nöthigte sie auf diese Weise zu intensivem Studium aller einschlägigen militärischen Vorschriften, sowie zu jenem von Werken, die auch nur in mittelbarem Zusammenhang mit den Militärwissenschaften standen. Hauptsächlich seinen Bestrebungen ist es denn auch zu danken, daß die ganze Schulung und Heranbildung des Generalstabes in neue Bahnen gelenkt und damit auch die Verwirklichung des Gedankens, „nach und nach einen größeren Stamm von organisatorisch und technisch geschulten Officieren zu schaffen, unter welchen die Heeresleitung die zur Besetzung wichtiger Posten geeigneten Personen wählen könne“, kräftig angebahnt wurde. Am 1. Mai 1873 wurde G. zum Feldmarschalllieutenant befördert, am 18. Januar 1874 für seine vorzügliche Dienstleistung in der Leitung des Generalstabes mit dem Orden der eisernen Krone 2. Classe ausgezeichnet und infolgedessen in den Freiherrnstand erhoben. Am 14. Juni 1874 mit dem Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit zum Commandanten der 30. Infanterie-Truppendivision in Lemberg, am 6. März 1878 zum Militärcommandanten in Krakau ernannt, trat G. schon am 1. September desselben Jahres aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand und starb am 3. October 1883 in Wien. — Die Bedeutung Gallina's liegt vornehmlich in seiner Wirksamkeit als Lehrer und Bildner der österreichischen Armee. Als solcher bethätigte er sich in fruchtbarster Weise nicht nur durch persönliche Einwirkung, sondern viel mehr noch durch eine Reihe von Schriften, theils organisatorische Abhandlungen, theils kriegshistorische Studien zu dem Zwecke, diese oder jene theoretische Lehre in ihrer praktischen Anwendbarkeit zu zeigen — Werke, deren Werth auch heute noch nicht unterschätzt werden darf. Schon im J. 1850 hatte er, veranlaßt durch den vielfachen Wechsel in der Truppeneintheilung bei der Armee in Italien, die ungenügende Vorbereitung des oberitalienischen Kriegsschauplatzes, sowie durch die hervorgetretenen Mängel in der Organisation und Ausbildung „Beiträge zu einer Charakteristik des Kriegsschauplatzes und der Kriegführung in Oberitalien“ veröffentlicht, die eine Fülle praktischer Winke für die Anordnung der Märsche, Biwaks und Gefechte enthalten. Zehn Jahre später veröffentlichte G. eine Abhandlung über Kriegsmärsche, in welcher die Einfachheit

der Operationen großer Armeen, wenn die Vorbedingungen, Beweglichkeit und entsprechende Vorbereitung, vorhanden sind, in musterhafter Klarheit dargelegt erscheint. Von seinen zahlreichen in der im J. 1860 wiedererstandenen „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift“, dann in dem auf seine Anregung hin neu gegründeten „Organ des militär-wissenschaftlichen Vereins“ enthaltenen kleineren und größeren Arbeiten, kann die Abhandlung „Armee in der Bewegung“ als ein grundlegendes Werk bezeichnet werden. „Mit überzeugender Klarheit und Bestimmtheit stellte G. in den ‚inneren Anordnungen‘ die Begriffe fest und zeigte den Kern der Armeedispositionen in den verschiedenen Lagen. Treffende Beispiele aus den Feldzügen 1807 und 1809 beleuchten die bezüglichen Lehrmeinungen. In den ‚Hindernissen der Bewegung‘ sind die Flußübergänge, die Flußvertheidigung, die Anlage, Stärke und Armirung der Befestigungen, das Gebirge und die Steppen wieder mit Vorführung von kriegsgeschichtlichen Beispielen in ihrer Einflußnahme auf die Bewegung großer Massen und mit Benützung der unter Gallina’s Leitung vorgenommenen Generalstabs-Uebungsarbeiten in gründlicher Weise dargelegt.“ Die im J. 1875 erschienenen „Grundsätze für die Verwendung der Streitkräfte zum und im Gefechte“ bilden eine werthvolle Ergänzung der „Armee in der Bewegung“ in taktischer Beziehung. Beide Werke bedeuten den Höhepunkt alles theoretischen militärischen Wissens, in so weit sich dieses auf die rein materielle, die rein technische Seite der Verwendung großer Armeen bezieht; sie bedeuten aber auch den Höhepunkt seines gesammten litterarischen Schaffens. Nicht nur als Schöpfer des dem Generalstabe aller Armeen jetzt als ganz unumgänglich nothwendig scheinenden Fachwissens, der Generalstabstechnik, nimmt G. eine hervorragende Stellung ein, sondern auch als militärischer Fachschriftsteller von weitreichender Wirkung und Bedeutung, wenngleich dessen Name wenig genannt und gekannt wurde.

Acten des k. u. k. Kriegs-Archivs. — Organ der militär. wissenschaftlichen Vereine. XXVII. Band, 1883. — Streffleur’s österreichische militärische Zeitschrift. XXIV. Jahrg. Oscar Criste.

Gallus: G. de Novo Castro, böhmischer Inquisitor, † um 1350. Nachdem schon im J. 1318 die Bekämpfung des in den slavischen Marken und Nachbarländern Deutschlands verbreiteten Waldenserthums seitens der römischen Kirche eingeleitet worden war, ist um das Jahr 1330 ein umfassender, energischer Feldzug gegen das Ketzerthum in den westslavischen Ländern eröffnet worden. Hierbei hat der Dominicaner Gallus de Novo Castro (Nimburg, Gratzen bei Budweis, Neuhaus?) eine hervorragende Rolle gespielt. Im J. 1335 zum Inquisitor für die Prager Diöcese bestellt, hat er namentlich in den erst jüngst germanisirten Landschaften des südlichen Böhmens die Verfolgung der dortigen Waldenser eifrig betrieben. Um 1340 begibt sich G. mit dem Freiherrn Ulrich v. Neuhaus nach Avignon, um mit dem Papste über eine festere Organisation der böhmischen Inquisition Verhandlungen zu pflegen. In der Zwischenzeit werden die kaum bekehrten südböhmischen Ketzer rückfällig, entziehen sich der gegen sie aufs neue eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht oder aber setzen sich gegen ihre Verfolger zur Wehr, um sich an ihnen, die Waffen in der Hand, blutig zu rächen. Ulrich v. Neuhaus muß einen förmlichen Kreuzzug gegen seine aufrührerischen Unterthanen unternehmen, für den ihm der Papst besondere kirchliche Gnaden verleiht. Die Gefängnisse im Neuhauser Bezirke füllen sich rasch mit den festgenommenen Ketzern, so daß Papst Benedict XII. im September 1341 sich an den Bischof von Prag und den böhmischen Thronfolger, den späteren Kaiser Karl IV., mit der Aufforderung wendet, dem Inquisitor Gallus ausreichende Gefängnisse

zur Verfügung zu stellen. Die Folge war, daß Karl IV. um 1344 aus dem eingezogenen Vermögen der verurtheilten Ketzer eine Anzahl von Häusern zu Prag erwarb, die zusammen mit der Kirche St. Johann am Geländer fortan den Zwecken eines ständigen böhmischen Inquisitionsgerichtes dienten. Vielleicht weil G. in Ausübung seines Berufes den Bogen allzu straff gespannt hatte, wurde er nach seiner Rückkehr aus Avignon in Prag überfallen und verwundet. Nachdem er nochmals im J. 1346 bei dem Papste Clemens VI. über den Mangel von Inquisitions-Gefängnissen Klage geführt hatte, ist G. kurz darauf, vermuthlich im J. 1350, gestorben.

Raynaldus, Annales ecclesiastici ad a. 1335, Nr. 61—62. — Codex diplomaticus et epistol. Moraviae VII, 157, 190. — Dudik, Auszüge für Mährens allgem. Geschichte aus den Regesten der Päpste (1885), S. 6 f., 14, 23, 31. — Tadra, Summa Gerhardi im Archiv f. österr. Gesch. 63, 369. — Tadra, Cancellaria Arnesti, ebenda 61, 338, 405, 550. — A. Frind, Kirchengeschichte Böhmens, Bd. II, S. 85 f. — H. Haupt, Waldenserthum u. Inquisition im südöstlichen Deutschland (1890), S. 30 ff.; — Derselbe, Deutschböhmische Waldenser um 1340, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, Bd. XIV, S. 1 ff. Herman Haupt.

Gallus: Johann G., Musiker. Ueber Gallus' Leben sind uns nur sehr spärliche Nachrichten überliefert. Er soll 1765 als der Sohn eines Organisten in Nimburg an der Elbe geboren worden sein; später taucht er vorübergehend als Capellmeister in Lemberg, Prag und Wien auf; 1781—1782 war er Musikdirector am Theater zu Olmütz, 1794 wirkte er in der gleichen Eigenschaft zu Ofen, 1796 war er in Wien, wo er für den Theaterdirector Schikaneder componirte und auch eine Zeit lang den jungen Grillparzer im Clavierspiel unterrichtete. Später soll ihn eine enge Freundschaft mit Mozart's Sohn verbunden haben. Ueber Ort und Jahr seines Todes weiß Wurzbach nichts anzugeben; nach Fétis ist er 1830 in Lemberg im Alter von 66 Jahren gestorben.

Ein räthselhaftes Dunkel umgibt das Leben dieses interessanten, für die Musikgeschichte wie für die Entwicklung der Wiener Volksdramatik gleich wichtigen Mannes. Nicht einmal die wahre Gestalt seines Familiennamens steht fest. „Gallus“ war nicht sein eigentlicher Name: nach Grillparzer hätte er „Medaritsch“ geheißen, Wurzbach gibt gar die Varianten: „Mederisch, Medritsch, Meterisch, Medric, Metoritsch“ an. Auf der Handschrift einer Messe, die das Archiv der Wiener Gesellschaft der Musikfreunde besitzt, heißt er „signore Gallus Metriz“. Fétis gibt in seinem Lexikon als eigentlichen Namen „Megdrzicky“ an. Eine bedeutsame Charakteristik Gallus' liefert Grillparzer in seiner „Selbstbiographie“, wo er erzählt, daß seine Mutter sich entschloß, einen Clavierlehrer aufzunehmen, und weiter fortfährt: „Leider war meine Mutter in der Wahl nicht glücklich. Sie verfiel auf einen Johann Medaritsch, genannt Gallus, einen, wie ich in der Folge erfuhr, ausgezeichneten Contrapunktisten, der aber durch Leichtsinn und Faulheit gehindert wurde, seine Kunst zur Geltung zu bringen. Bestellte Arbeiten konnte niemand von ihm erhalten, eine begonnene Oper mußte der Capellmeister Winter vollenden, ja, durch einige Zeit in den Diensten des Königs von Polen, ging er jedes Mal zur Hinterthüre hinaus, wenn der Wagen des Königs am vorderen Thore anfuhr, so daß dieser ihn endlich entließ, ohne ihn je spielen gehört zu haben. Um nicht geradezu zu verhungern, mußte er Clavierunterricht geben, obwol es ihm widerlich genug war. Mich gewann er lieb, aber sein Unterricht war eine Reihe von Kinderpossen. Die Finger wurden mit lächerlichen Namen bezeichnet, der Schmutzige, der Ungeschickte u. s. w. Wir krochen mehr unter

dem Clavier herum, als daß wir darauf gespielt hätten. Meine Mutter, die gegenwärtig war, begütigte er dadurch, daß er in der zweiten Hälfte der Stunde und oft darüber hinaus phantasirte und fugirte, daß ihr das Herz im Leibe lachte. Statt mir Fingersatz und Geläufigkeit beizubringen, machte es ihm Spaß, mich bezifferten Baß spielen zu lassen, ja einmal componirte er, der faule, sogar für mich ein Concert mit allen Instrumenten, das ich in seiner Wohnung aufführen mußte, bei dem, da ich gar nichts konnte, das Clavier wahrscheinlich nur einzelne Töne und Accorde hatte, indeß die Instrumente das übrige thaten. Für einen Spaß konnte er sich sogar Mühe geben, zum Ernste war er nie zu bringen. Und doch war er kein Spaßmacher, mehr kindisch als scherzhaft". — Ich habe die Stelle absichtlich hierhergesetzt, weil sie besser als alles andere das seltsame, aus Genie und Kinderei gemischte Wesen Gallus' kennzeichnet. Was Grillparzer da über G. sagt, erfährt durch eine kritische Betrachtung seiner erhaltenen Compositionen eine werthvolle Ergänzung. 1796 tobte in Wien der heiße Concurrenzkampf zwischen Schikaneder und Marinelli. Beide Directoren eines Volkstheaters, suchten sie einander flink und listig mit neuen Stücken zuvorzukommen. Darum ließ Schikaneder gern neue Opern actweise von mehreren Musikern zu gleicher Zeit componiren; um einheitliche Auffassung war es ihm weniger zu thun wie um die baldige Première. Diese praktische Methode wurde bald von andern nachgeahmt. „Man bauete an diesen Opern wie an einem Hause!" sagt ein alter Theateralmanach. So ließ Schikaneder auch 1796 den ersten Act seiner eben gedichteten Oper „Babylons Pyramiden" von G., den zweiten zugleich von Peter v. Winter componiren. Die seltsame Thatsache dieser Doppelcomposition ist keineswegs durch Gallus' Faulheit zu erklären. G. hat sich im Gegentheil um die ihm gewordene Arbeit ernstlich gekümmert und die phantastischen Ungeheuerlichkeiten Schikaneder's, darunter ein nächtliches Gewitter im Walde und die Hinrichtung einer Sünderin durch wilde Tiger auf offener Scene hat er mit großer Sorgfalt musikalisch zu illustrieren gesucht. Die auf der Verbindung kindlichen Humors mit unbegrenzt ins Weite strebender Phantasie beruhende Zauberoperette scheint so recht seinem Geschmack entsprochen zu haben. G. hat sich in den verschiedensten Gattungen bethätigt; er schrieb ebensowol Kirchenwerke wie Kammermusik, Singspiele und Opern. Die beiden im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde befindlichen Messen (D-moll für vier Singstimmen, Orgel und kleines Orchester, und C-dur für drei Singstimmen [Sopran, Tenor, Baß], Orgel und großes Orchester) legen von seinem gediegenen theoretischen Können das schönste Zeugniß ab. Beide sind in Anlage und Ausführung streng kirchlich, mit größter Sorgfalt durchgeführt, die Instrumentation klang- und farbenreich, namentlich die Blechbläser mit Verständniß verwendet. Die zwei gleichfalls erhaltenen Singspiele „Der letzte Rausch" und „Rose" zeigen uns G. im Fahrwasser Hiller's und Dittersdorf's, deren Ton er glücklich getroffen und erneuert hat. Die Form der Musikstücke (Arien, Duette, Terzette und Schlußchor) ist ganz die Hiller's; das Orchester hat außer dem Streichquartett bloß zwei Hörner und einige Holzbläser. Hier ist es die einfache, durchsichtige Structur der Musik, die uns imponiren muß: G. versteht es so gut, ländliche Einfalt und Schlauheit zum Ausdruck zu bringen und vermag insbesondere seiner Musik einen so schalkhaft-graziösen Charakter zu verleihen, daß wir uns der Wirkung dieser zwei Singspiele nicht entziehen können. — Das interessanteste seiner erhaltenen Werke ist jedoch entschieden eine vollständige Musik (Ouvertüre, Entreacts und Melodramen) zu Shakespeare's „Macbeth". Da dieses Werk gewiß das Reichste und Vollendetste in Gallus' Schaffen repräsentirt, was uns erhalten geblieben ist,

so ist ein näheres Eingehen darauf an dieser Stelle gewiß berechtigt. Die Partitur des Werkes (ebenfalls im Archiv der Gesellschaft der Musikfreunde befindlich) zeigt uns zweierlei: zunächst lernen wir aus ihr Gallus' gewaltiges symphonisches Können, seine Meisterschaft in der Verwendung der Orchesterinstrumente kennen und ferner ist sie ein Zeugniß dafür, daß er es liebte und auch verstand, den seelischen Inhalt einer Dichtung voll auf sich wirken zu lassen und in seiner Musik wieder auszuströmen. G. ist hier in zweifacher Hinsicht Programmmusiker: er malt in Tönen, um Aeußerlichkeiten musikalisch nachzubilden, und er fühlt in Tönen, um Stimmungen, ja sogar Gedankengänge zum Ausdruck zu bringen. Seine Ouvertüre zu „Macbeth" (Streichorchester, Holzbläser, zwei Trompeten, vier Hörner; dazu noch Trompeten und Trommeln auf dem Theater) setzt mit einem 25 Takte langen Largo in Es-dur ein; gewaltige Orchesterschläge leiten zum Allegro hinüber, das zunächst ruhig verläuft, dann zu einem heroischen Marsch gesteigert wird; zwei Mal noch kehrt das erste Thema wieder, allein jedes Mal wird es von dem immer mächtiger ertönenden Marsch überwältigt und geht endlich in den triumphierend einherbrausenden Klängen des Marsches völlig unter; mit kriegerischem Jubel schließt das Stück. Eine Deutung auf Macbeth's Kampf gegen das Gewissen und das Schicksal wäre gewiß möglich. Deutlicher aber kommt der seelische Gehalt der vier Zwischenactsmusiken zum Ausdruck. Die erste derselben durchklingt das zaghaft-weiche Singen der Holzbläser, in das ein pochendes Motiv der Streicher sich mischt; kaum kräftiger und energischer geworden, verklingt der Satz schon wieder im Pianissimo. Es ist, als zitterte die bange Stimmung Macbeth's nach, wie sie sich etwa in den Worten ausspricht: „Wenn es uns nicht gelingt?!" Das zweite Entreact beginnt mit einem Sforzando-Aufstöhnen des Contrabasses; voll Verwirrung bebt es in den Streichern und Holzbläsern empor bis zu einem gellenden Fortissimo-Accord. Unabläßig wechseln von da an ff. und pp. mit einander ab; abgehackte, schluchzende Töne der Streicher, Clarinetten und Fagotte vervollständigen das schauerliche Bild gräßlicher Seelenangst. Ohne Zweifel soll uns das Musikstück Macbeth's Gefühle während der Tafel, an der Banquo's Geist sitzt, schildern. Dem vom vollen Orchester ausgeführten Presto, das den vierten Act einleitet, geht eine düstere „Introduzione" voran: 34 Takte hindurch erschallen pp. die Wirbel von fünf auf e, g, es, b und as gestimmten Pauken, darüber die langgezogenen Klänge von vier Hörnern. Das Vorspiel zum fünften Aufzug bringt nach einer warm empfundenen Einleitung ein kriegerisches Vivace, das wohl auf den Schluß des Dramas hindeutet. — Ebenso wirkungsvoll, wenn auch von anderer Art, sind die in das Drama eingestreuten Musikstücke. Die Chöre und melodramatischen Scenen der Hexen sind tonmalerisch hochinteressant. Orchestereffecte der verschiedensten Art finden sich da, vom einfachen Tremolo der Streicher bis zu den verwickeltsten Aufgaben für die Holzbläser. Namentlich durch Flötenläufe sucht G. gern zu wirken und am Beginn des vierten Aufzugs ahmt er das Miauen des Katers durch chromatische Läufe der Violinen, den Ruf des Uhus durch einen absteigenden Gang des Violoncells, das Froschgequake durch das Fagott, das Bockgeschrei durch ein Oboe-Solo glücklich nach. Der vierte Act enthält außerdem einen prächtigen Hexentanz, einen schauerlich mit Hörnern, Fagotten und Pauken einsetzenden Geistermarsch und einen Schlußmarsch bloß von Blasinstrumenten (Oboen, Clarinetten, Fagotte, vier Hörner und Piccoloflöte). — Lassen sich die angeführten, gewiß tief durchdachten Entreacts recht wohl mit Agricola's ganz der Dichtung angepaßter Musik, von der Lessing in der hamburgischen Dramaturgie spricht, mit Mozart's

programmatischen Zwischenactsmusiken zu Gebler's heroischem Drama „Thamos, König in Aegypten", ja selbst mit Beethoven's Egmont-Musik vergleichen, so ist es anderseits leicht ersichtlich, daß G. mit besonderer Vorliebe bei den Geistererscheinungen und dem Hexenspuk verweilt und daß er all seine Originalität am liebsten in den Dienst einer halb humoristischen Kleinigkeit, wie das Nachahmen der Thierstimmen, stellte. Dabei zeigt uns seine Instrumentation im allgemeinen, welch ein feiner Kenner des Orchesters er war. Bei ihm verschmelzen schon die Klänge der Streicher und die der Bläser zu einer großen Gesammtheit; die Hörner sind selbständig verwendet, die Holzbläser zu entzückenden Solostellen gebraucht, die Pauken völlig aus ihrer sonstigen polternden Sklaverei erlöst. — Schon diese Macbeth-Musik allein sollte G. einen unvergessenen Namen für alle Zukunft sichern. Es ist schade, daß von seinen symphonischen Werken sonst nichts erhalten ist. Eine Symphonie in C-dur, von der man bisher nichts wußte, habe ich in einer Ankündigung des Musikalienhändlers Johann Träg in der „Wiener Zeitung" vom 7. Juli 1792 angezeigt gefunden. Jedenfalls hat die Nachwelt gesündigt, da sie den genialen Künstler in Vergessenheit versinken ließ. Schon seines Einflusses auf seinen Schüler Grillparzer wegen, den er in der Neigung zum Volksthümlichen, Wunderbaren, Gespenstischen und Unbegreiflichen gar wohl bestärkt haben mag, muß sein Name bekannt und geachtet bleiben.

Wurzbach XVII, 242 ff. — Fétis VI, 51 f. — Eitner VI, 416 f. — „Die Zeit" (Wiener Wochenschrift) 1903, Nr. 433. — E. v. Komorzynski, Emanuel Schikaneder. Berlin 1901, S. 146 f.

Egon von Komorzynski.

Galsuenda (Gaileswintha), merovingische Königin, † a. 566, Tochter des Westgothenkönigs Athanagild, ältere Schwester der Brunichildis (s. beide Artikel): da König Sigibert I. (s. den Artikel) durch Vermählung mit dieser „seinen Glanz erhöht hatte", wollte sein Bruder Chilperich I. (siehe den Artikel), der bisher mit unfreien und niedrigen Weibern in Buhlschaft gelebt hatte, das Gleiche durch Vermählung mit G. erzielen. Am Hofe zu Toledo mißtraute man mit gutem Grunde dem bösartigen Freier, der freilich zu Muntschatz und Morgengabe fünf Städte und deren Gebiete (Bordeaux, Limoges, Cahors, Bearn und Bigorre) schenkte, aber dafür auch reiche Schätze erhielt, „um deren willen er" — wie Gregor von Tours naiv versichert — „sie sehr liebte"; er hatte versprochen, seine Buhlweiber fortzuschicken und geschworen, G., so lang sie lebe, nicht zu verstoßen: diesen Eid hielt er getreulich, denn alsbald ließ er sie aus Liebe zu seiner früheren Buhle (oder Frau) Fredigundis durch einen Diener im Bett erdrosseln, um gleich darauf Fredigundis sich zu vermählen; vergeblich hatte die Unglückliche, die man mit Gewalt aus den Armen der Mutter hatte reißen müssen, ihn kurz vorher beschworen, da sie „die rechte Ehre bei ihm nicht finde", sie nach Hause zurückkehren zu lassen, die mitgebrachten Schätze möge er behalten. Nun geschahen an ihrem Sarge Zeichen und Wunder; sie war wie Brunichildis vom Arianismus zum Katholicismus übergetreten. Venantius Fortunatus nennt sie:

„Schön, anmuthig und klug, wie bescheiden, lieblich und gütig,
Mächtig durch Reiz und durch Geist wie durch ihr Edelgeschlecht."

Er besingt ihre Vermählung und Bekehrung und beklagt ihren Tod; die Ermordung, obwol sie ihm sicher bekannt war, verschweigt er.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen V. 1876, S. 126; Urgesch. d. germanischen u. romanischen Völker III. 1883, S. 132.

Dahn.

Gams: Pius Bonifacius G., Benedictiner, Kirchenhistoriker, geboren am 23. Januar 1816 zu Mittelbuch, Oberamt Biberach, in Württemberg, † am 11. Mai 1892 zu München. Sein Taufname war Bonifaz. G. machte seine Gymnasialstudien 1826—1834 in Biberach und Rottweil, studirte dann von 1834—1838 Philosophie und Theologie in Tübingen, wo er 1838 den Preis der theologischen Facultät und den 1. homiletischen Preis erhielt, trat Herbst 1838 in das Clericalseminar zu Rottenburg ein und wurde am 11. September 1839 daselbst durch Bischof Johann Baptist v. Keller zum Priester geweiht. Hierauf wurde er zunächst Vicar in Aichstetten, 1840 in Gmünd, am 6. April 1841 Präceptoratsverweser und Kaplan in Horb. In den Jahren 1842—43 machte er mit Staatsunterstützung eine wissenschaftliche Reise, auf der er sich u. a. in München, Berlin und Paris aufhielt, wurde dann nach seiner Rückkehr im April 1844 Pfarrverweser in Wurmlingen, am 19. December 1844 Professoratsverweser in Rottweil, am 19. Februar 1845 Oberpräceptor an der Lateinschule in Gmünd. Am 1. Mai 1847 wurde er als Professor an die theologische Lehranstalt in Hildesheim berufen, wo er Philosophie und allgemeine Weltgeschichte zu dociren hatte. Die katholisch-theologische Facultät in Tübingen verlieh ihm die theologische Doctorwürde honoris causa. Neben seiner Lehrthätigkeit und seiner nachher zu erwähnenden wissenschaftlichen litterarischen Thätigkeit half G. in Hildesheim auch in der Seelsorge aus, wirkte für die Förderung des Missionsvereins und des Bonifaciusvereins und gründete für das Volk das seit 1853 erscheinende Hildesheimer „Katholische Sonntagsblatt“. Im August 1855 legte er die Professur nieder, trat am 29. September 1855 in der Abtei St. Bonifaz in München in den Benedictinerorden und legte am 5. October 1856 Profeß ab. Im Orden erhielt er den Namen Pius. (Auf den Titeln der späteren Werke nennt er sich gewöhnlich mit beiden Namen Pius Bonifacius.) Hier wirkte er als Prediger und in der Seelsorge in der von den Benedictinern zu besorgenden Pfarrei St. Bonifaz und bekleidete im Verlauf der Jahre auch die Aemter eines Novizenmeisters, Subpriors und Priors. Daneben entfaltete er eine umfangreiche und bedeutende wissenschaftliche Thätigkeit. 1864—1865 machte er im Interesse seiner spanischen Kirchengeschichte eine längere Studienreise nach Spanien. In den letzten Lebensjahren setzte eine fast vollständige Erblindung seiner regen litterarischen Arbeit ein Ziel.

Die erste Publication von G. war das homiletische Buch: „Die sieben Worte Jesu am Kreuze“ (Rottenburg 1845). Von den Jahren seiner Hildesheimer Wirksamkeit an wird das Gebiet der historischen Forschung, auf das ihn sein Lehramt hinwies, das Hauptgebiet seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. An der Spitze steht hier die Darstellung der Gedanken der christlichen Geschichtsphilosophie in dem Buche: „Ausgang und Ziel der Geschichte“ (Tübingen 1850). Vorausgegangen war die Abhandlung: „Christliche Geschichtsbetrachtung“ in der Tübinger Theologischen Quartalschrift 1848 (S. 435 ff.). 1850 erschien in der Theol. Quartalschrift (S. 179 ff.): „Die germanischen und romanischen Völker in ihrem Verhältnisse zur Kirche.“ In demselben Jahre begründete er mit seinen Collegen am bischöfl. Seminar, Alzog, F. W. Koch, Mattes, G. J. Müller (an dessen Stelle 1851 J. Schwethelm trat), die „Theologische Monatschrift“, von welcher leider nur zwei Jahrgänge, 1850 und 1851, im Verlage von Kupferberg in Mainz erschienen. G. war während dieser Zeit einer der rührigsten Mitarbeiter derselben. Von seiner Hand sind darin, außer verschiedenen Beleuchtungen zeitgeschichtlicher Fragen und den in den einzelnen Monatsheften gegebenen „Blicken in die Zeitgeschichte“, sowie Recensionen, die größeren Abhandlungen: „Glaube und Unglaube im 18. und

19. Jahrhundert“ (1. Jahrg. 1850, S. 18—59); „Die Volksmission“ (1. Jg. 1850, S. 541—557, 750—765, 956—966, 997—1011; 2. Jahrg. 1851, S. 26—44, 113—126, 640—654); „Die christliche Monarchie“ (2. Jahrg. 1851, S. 803—826); „Die Völker und ihre Heiligen“ (2. Jahrg. 1851, S. 891—909). Das Hauptwerk der Hildesheimer Zeit, dessen Abschluß sich schon in die nächste Periode hineinzieht, ist die „Geschichte der Kirche Jesu Christi im neunzehnten Jahrhundert, mit besonderer Rücksicht auf Deutschland“ (3 Bde., Innsbruck 1854—1858; zugleich als Fortsetzung, 10.—12. Bd., der im Verlage von Wagner in Innsbruck erschienenen Uebersetzung von Berault-Bercastel, Geschichte der Kirche in einem getreuen Auszuge); ein reichhaltiges, immer noch schätzbares Werk, in welchem die zeitgeschichtliche Litteratur fleißig und umsichtig verwerthet ist. Als Supplement zu diesem Werke bezeichnete G. seine später erscheinende Uebersetzung des Werkes von J. Margotti, „Die Siege der Kirche in dem ersten Jahrzehnt des Pontificates Pius IX.“ (Innsbruck 1860, zwei Auflagen). Der Hildesheimer Zeit gehören weiter noch an das homiletische Buch: „Johannes der Täufer im Gefängnisse“ (Tüb. 1853) und die Schrift: „Die eilfte Säcularfeier des Martyrertodes des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, in Fulda und Mainz, vollständig geschildert mit den dabei gehaltenen Predigten“ (Mainz 1855).

In der Zeit nach seinem Eintritt in den Benedictinerorden stehen im Mittelpunkt seines wissenschaftlichen Strebens die in langjähriger Arbeit entstandenen zwei großen Hauptwerke, die seinem Namen ein unvergängliches Andenken sichern. Das eine ist „Die Kirchengeschichte von Spanien“ (3 Bde. in 5 Abtheilungen, Regensburg 1862—1879), deren bleibender wissenschaftlicher Werth in der sehr eingehenden Behandlung controverser Punkte insbesondere aus der ältesten Kirchengeschichte Spaniens liegt, während eine gleichmäßig durchgeführte Darstellung des ganzen Verlaufes der Geschichte nicht angestrebt ist. Besonders hervorzuheben sind daraus die Untersuchungen über die Missionsthätigkeit des Apostels Paulus in Spanien (I, 1—75) und die Darstellung des Lebens und der Zeit des großen Bischofs Hosius von Corduba (II, 1, 137—309), zugleich eine Ehrenrettung desselben, die G. ganz besonders am Herzen lag. Zugleich als Separatabdruck aus dem letzten Theil des Werkes erschien die Abhandlung: „Zur Geschichte der spanischen Staatsinquisition“ (Regensburg 1878). Als Vorarbeit zum ersten Bande war zuvor die Abhandlung erschienen: „Zur ältesten Kirchengeschichte Spaniens“ (Theol. Quartalschrift 1861, S. 205—271, 343—372). Im Zusammenhang mit der Arbeit an diesem Werk steht desgleichen die Abhandlung: „Das altspanische Kirchenrecht“ (Theol. Quartalschrift 1867, S. 3—23). Erwähnt seien in diesem Zusammenhang noch als Nachklang der Studienreise in Spanien die vier im J. 1865 in den Historisch-politischen Blättern veröffentlichten „Spanischen Briefe“ (Bd. 56, S. 134 ff., 208 ff., 311 ff., 418 ff.), nebst dem einleitenden Artikel: „Wetterleuchten auf der pyrenäischen Halbinsel“ (Bd. 56, S. 67 ff.), die sich mit den modernen Zuständen Spaniens befassen und das lebhafte Interesse des Verfassers für Land und Volk bekunden. Das zweite große Hauptwerk, dessen Plan G., wie er selbst erzählt, faßte, während er sich auf seiner spanischen Reise im März 1865 in Barcelona aufhielt, ist die „Series Episcoporum Ecclesiae catholicae quotquot innotuerunt a beato Petro Apostolo“ (Regensburg 1873); dazu erschien als erstes Supplement: „Hierarchia catholica Pio IX. Pontifice Romano“ (München 1879); später das umfassendere Supplement: „Series Episcoporum, qua series, quae apparuit 1873 completur et continuatur ab anno ca. 1870 ad 20. Febr. 1885“ (Regensburg 1886). Daß ein derartiges Werk, das der Gelehrsamkeit wie

dem ungemeinen Fleiß des Verfassers das glänzendste Zeugniß ausstellt, durch die Specialforschung der folgenden Jahrzehnte manche Ergänzungen und Berichtigungen erfahren mußte, versteht sich von selbst, zumal G. bei dessen Bearbeitung fast nur auf ein allerdings großartiges gedrucktes Material angewiesen war, wie es ihm die Münchener Bibliotheken bieten konnten; der Bedeutung des Werks im Ganzen thut dies keinen Eintrag, das bis jetzt nur für die drei Jahrhunderte von 1198 bis 1503 mit Eubel's Hierarchia catholica medii aevi durch Vollkommeneres ersetzt ist, als Ganzes aber seine Stellung unter den unentbehrlichsten Hülfsmitteln des Historikers wol noch auf lange Zeit behaupten wird.

Die letzten größeren historischen Arbeiten von G. sind die Zusammenstellungen der Nekrologien der zur Zeit der Säcularisation in den süddeutschen Staaten aufgehobenen Klöster, die er ursprünglich in einem größeren Werk zusammenfassen wollte, statt dessen aber in einzelnen Partien in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte: „Nekrologien der in den Jahren 1802—1813 in der jetzigen Erzdiöcese Freiburg aufgehobenen Männerklöster Benedictiner-, Cistercienser-, Norbertiner-Ordens und der regulirten Chorherren" (Freiburger Diöcesan-Archiv, 12. Bd. 1878, S. 229—249; 13. Bd. 1880, S. 237—272); „Nekrologien der auf dem Territorium der jetzigen Diöcese Rottenburg, bezw. des Königreichs Württemberg, gelegenen und im J. 1802—3 aufgehobenen Benedictiner- und Prämonstratenser-Klöster nach dem Personalstand vom J. 1802" (Theol. Quartalschrift, 61. Jahrg. 1879, S. 258—274, 467—488, 629—645); „Die in den ständigen Klöstern des Kreises Schwaben und Neuburg und ein paar anderen bei ihrer Aufhebung (in den Jahren 1803 und 1806) vorhandenen Mönche. Mit archivalischen Beiträgen von Otto Rieder" (Neuburger Collectaneen-Blatt, 46. Jahrg. 1882, S. 79—129); „Nekrologien der Klöster Michelsberg, Banz und Langheim nach der Säcularisation" (45. Bericht über Bestand und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg im J. 1882, Bamberg 1883, S. 76—86); „Personalstand der s. g. ständigen Klöster im Bisthum Würzburg zur Zeit ihrer Aufhebung im J. 1802—3" (Archiv d. histor. Vereins von Unterfranken u. Aschaffenburg, 27. Bd., Würzburg 1884, S. 165—200); „Personalstand der sogenannten ständigen Klöster der Diöcese Regensburg zur Zeit der Säcularisation, mit Notizen über die weiteren Lebensschicksale und die Todeszeit der einzelnen Conventualen" (Verhandlungen d. histor. Vereins f. die Oberpfalz u. von Regensburg, 39. Bd. 1885, S. 173—216); „Nekrologien der Mönche im Bisthum Passau, bayerischen Antheils, zur Zeit der Säcularisation im Jahre 1803" (Verhandlgn. des histor. Vereins f. Niederbayern, 24. Bd. 1886, S. 153—177); „Die 45 s. g. ständigen schwäbischen Klöster in den heutigen Ländern Bayern, Württemberg und Baden bis 1802. Kloster-Nekrologien von P. Pius Gams. Mit archivalischen Beiträgen von Otto Rieder" (Diöcesan-Archiv v. Schwaben, 1. Jahrg. 1884, Nr. 1, 3, 6—9, 12; 2. Jahrg. 1885, Nr. 2, 4, 8, 10—12; 3. Jahrg. 1886, Nr. 1—5, 7, 9). In die früheren Jahre der Münchener Zeit fällt noch die Herausgabe der „Kirchengeschichte von J. A. Möhler" (3 Bde. mit Registerband, Regensburg 1867—1870) auf Grund von Nachschriften früherer Schüler Möhler's; außer manchen Zusätzen stammt darin der letzte Theil, die neueste Kirchengeschichte seit 1814 (Bd. III, S. 363—571), von G. Vorher hatte er schon aus dem Nachlasse von Balthasar Wörner herausgegeben: „Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild" (Regensburg 1866), dessen Arbeit er durch Mittheilung von Briefen Möhler's und durch Auszüge aus dessen kleineren Arbeiten bereicherte. In dieselbe Zeit fällt die Schrift: „Das Jahr des Martyrtodes der Apostel Petrus und Paulus" (Regens-

burg 1867; davon erschien eine französische Uebersetzung: „Année du martyre des saints Apôtres Pierre et Paul. Traduction de P. Belet“, Paris 1867). Die Historisch-politischen Blätter enthalten von ihm, außer den schon genannten Arbeiten, eine Reihe von eingehenden Referaten, meist über kirchenhistorische Werke. Eine Menge von Arbeit auf kirchenhistorischem Gebiete, insbesondere in Form von Biographien, hat G. endlich in Lexikon-Artikeln geleistet. Aschbach's Kirchen-Lexikon enthält im 3. u. 4. Bande (1850) eine Reihe von Artikeln von ihm. An der ersten Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte (1847—1856) war er einer der thätigsten Mitarbeiter; die Zahl seiner Artikel darin beläuft sich auf fast 200, darunter manche von größerem Umfang. Genannt seien davon nur die zu größeren Arbeiten angewachsenen Artikel: „Polen, Kirchengeschichte von“ (VIII, 537—567); „Revolution, die französische“ (IX, 251—289); „Schwärmerei und schwärmerische Secten der neuesten Zeit“ (IX, 819—840). 75 theils neue, theils aus der 1. Auflage herübergenommene Artikel von ihm enthält die 2. Auflage des Kirchen-Lexikons von Wetzer und Welte (1882 ff.) in Bd. I—IV und VIII—XII. Für die Allgemeine Deutsche Biographie schrieb er 1877 f. die Artikel: „Feneberg, Joh. Mich.“ (VI, 619 f.); „Feyerabend, Maurus“ (VI, 756 f.); „Forner, Friedrich“ (VII, 157—159). Von dem Interesse, das G. an praktischen kirchlichen Angelegenheiten nahm, geben die Schriften Zeugniß: „Die Organisirung des Peterspfennigs“ (Regensburg 1862); „Der Peterspfennig als Stiftung“ (Regensburg 1866); „Die Klöster in Bayern“ (Histor.-polit. Blätter, Bd. 72, 1873, S. 942—957; Bd. 73, 1874, S. 289—304); „Der Bonifacius-Verein in Süddeutschland, 1850—1880“ (Paderborn 1880); „Blicke auf die Lage der Katholiken, welche in Süddeutschland in der Diaspora leben“ (Histor.-polit. Blätter, Bd. 87, 1881, S. 18—36, 110—127, 488—512). Aus seiner Thätigkeit als Prediger in München ging hervor: „Katechetische Reden. Gehalten in der Basilika des heil. Bonifacius zu München“ (2 Bde., Regensburg 1862). Endlich stellte der rastlos thätige Mann auch die ersten drei Registerbände zu den Historisch-politischen Blättern zusammen, zu den Bänden 1—34, 35—50, 51—81 (München 1859, 1864, 1879).

A. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens in Bayern, Bd. II (Regensburg 1880), S. 271—272; Nachträge (1884), S. 76 f. — [O. Rottmanner,] Zu einem Jubiläum (P. Gams); Histor.-polit. Blätter, Bd. 104, 1889, S. 478—480. — K. Grube, P. Pius Bonifacius Gams. Ein Gedenkblatt; Histor.-pol. Blätter, Bd. 110, 1892, S. 233—250. — O. R[ottmanner] im Histor. Jahrbuch 1892, S. 689 f.; — ders. im Deutschen Hausschatz 1892, Nr. 45, S. 710 f. — Studien und Mittheilungen aus dem Benedictiner-Orden, 13. Jahrg. 1892, S. 294—296. — St. J. Neher, Personal-Katalog d. Geistlichen des Bisthums Rottenburg, 3. Aufl. (Schw. Gmünd 1894), S. 74. — F. Lauchert, Die kirchengeschichtlichen u. zeitgeschichtlichen Arbeiten von P. Pius Bonifacius Gams, mit einer vollständigen Bibliographie; Studien u. Mitthlgn. a. d. Benedictiner- u. dem Cistercienser-Orden, 25. Jahrg. 1904. — Der gütigen Mittheilung des hochw. Herrn Stiftsbibliothekars Dr. P. Odilo Rottmanner O.S.B. verdanke ich die Kenntniß der in St. Bonifaz in München vorhandenen Aufzeichnung von P. P. Gams über die früheren Daten seines Lebens bis zum Eintritt in den Orden.

Lauchert.

Gaertner: Rudolf G., Verlagsbuchhändler, geboren am 15. Januar 1817 zu Berlin, † ebenda am 25. December 1880. Er begründete seine buchhändlerische Selbständigkeit am 1. Juni 1841 mit dem Ankauf der im

J. 1806 begründeten Amelang'schen Sortimentsbuchhandlung, welche Firma er jedoch am 1. Januar 1855 wieder veräußerte, um sich hinfort dem Verlage zu widmen, für welchen er mit seinem Namen firmirte. G. erweiterte seine Handlung durch Ankauf einzelner Verlagsartikel; wir nennen davon nur: Wredow's Gartenfreund aus C. F. Amelang's Verlag, den Verlag von Louis Nitze (1854) und den der Firma Karl Schultze's Buchdruckerei in Berlin (1858). G. pflegte hauptsächlich wissenschaftliche Litteratur und zwar mit Vorliebe pädagogische, sprachwissenschaftliche und naturwissenschaftliche, ohne jedoch die anderen Disciplinen auszuschließen. Eine Reihe hervorragender Autoren stand ihm hierin zur Seite: Professor Berg, hauptsächlich bekannt durch seinen anatomischen Atlas zur pharmaceutischen Warenkunde, Professor Flückiger, der hochgeschätzte Botaniker, ferner die Prof. Haym, Lange, der Verfasser vielverbreiteter und hochgeschätzter Lesebücher, u. A. — Neben seiner Berufsthätigkeit widmete er sich auch anderen Aufgaben; so hat er öffentlich und im stillen geschafft und gewirkt mit einer Zuverlässigkeit und Gründlichkeit, die in mehr als einer Beziehung als der Wiederglanz seines inneren Menschen gelten können. Nach Gaertner's Tode übernahm Hermann Heyfelder, einer seiner früheren Zöglinge das Geschäft, firmirte hinfort R. Gärtner's Verlag H. Heyfelder, verkaufte aber 1903 den größeren Theil des Verlags an die Weidmann'sche Buchhandlung und verlegte die Firma Hermann Heyfelder nach Freiburg i. B. Karl Fr. Pfau.

Gärtner: Wilhelm G., Weltpriester, Dichter und Philosoph, geboren am 4. Mai 1811 in Leitmeritz, war Festtagsprediger an der Wiener Universitätskirche, dann von 1852 bis zu der 1860 erfolgten Vertreibung der deutschen Angestellten aus Ungarn Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Pesth-Ofen, starb im Pensionsstande am 7. August 1875 in Audorf bei Preßburg. Seine Stärke lag nicht sowol in sprachwissenschaftlichen Forschungen, inbetreff deren er vielmehr anläßlich seines „Chunrad von Göttweih“ (1855) schwere Anfechtungen erfuhr, als vielmehr in der philosophischen Vertiefung, mit welcher er in zahlreich besuchten freien und akademischen Vorlesungen Goethe, Schiller, Shakespeare u. s. w. commentirte und seine eigenen Dichtungen concipirte. Von diesen ragt das Trauerspiel „Samson“ (1849), in welchem er an genialer Originalität mit Fr. Hebbel, dem er auch persönlich befreundet war, wetteifert, und das Trauerspiel „Andreas Hofer“ (1845) hervor, in welchem dem Dichter sein eigener bis zur religiösen Verehrung gesteigerter österreichischer Patriotismus zur richtigsten Darstellung des in Wahrheit das ganze tirolische Volk repräsentirenden Märtyrers verhalf. Außer den schon genannten Werken schrieb G. noch: „Amadäus, dramatisches Mährchen“, „Kaleidoskop, Novellen“, den apologetischen Roman: „Mac Lalor“ (2 Bde.), alle drei im J. 1848 erschienen, dann im Sinne Ant. Günther's das Buch: „Die Welt in ihren Gegensätzen: Geist und Natur“ (1852) u. m. a. kleine Abhandlungen. Auch gab er eine historisch geordnete Sammlung von Kirchenliedern unter dem Titel „Tedeum laudamus“ in 3 Bdn. (1854—57) heraus.

Wurzbach, Biogr. Lex. V, 52. — Augsb. Allg. Ztg. 1857, S. 1125. — H. Kurz, Gesch. d. neuest. dtschn. Literatur, S. 479 b, 512 a u. 679 a.

v. Hoffinger.

Gartz: Zacharias G. (Garcaeus), märkischer Chronist, geboren am 11. Januar 1544 zu Pritzwalk, wo sein Vater Bürgermeister war, † am 9. März 1586 als Stadtsyndikus zu Brandenburg a. d. H. Vorgebildet auf der Schule in seiner Vaterstadt und zu Magdeburg, bezog er im Sommer 1564 die Universität zu Wittenberg, wo er außer den allgemeinen humanistischen

noch juristische, medicinische und astronomische Studien trieb und sich der von Peucer, dem Schwiegersohne Melanchthon's, vertretenen Richtung anschloß. Zu Weihnachten 1571 übernahm er das Rectorat in Pritzwalk, legte dasselbe aber bereits zu Pfingsten 1574 wieder nieder, um seine Studien in Wittenberg von neuem aufzunehmen. Inzwischen wurde ihm jedoch die Leitung der Schule zu Brandenburg-Altstadt übertragen, welches Amt er zu Ostern 1575 übernahm und bis zum Sommer 1576 verwaltete. Um diese Zeit wurde er, nachdem er sich mit einer Tochter des Bürgermeisters Andreas Schuller (Schüler), des Bruders von Georg Sabinus, verlobt hatte, Stadtschreiber (Syndikus) von Brandenburg-Altstadt, später auch Schöppenschreiber an dem dortigen Schöppenstuhl.

Außer einer Schulrede, einem Gelegenheitsgedicht und einigen historischen Eintragungen in den städtischen Rechnungsbüchern besitzen wir von G. eine zunächst für den Kreis seiner Amtsgenossen bestimmte, in lateinischer Sprache abgefaßte Chronik in 3 Büchern: „Successiones Familiarum et res gestae Illustrissimorum Praesidum Marchiae Brandenburgensis ab anno Christi 927 usque ad nonas Quintileis 1582". Die noch vorhandene Originalhandschrift des Verfassers (jetzt in der Fürstl. Stolbergschen Bibliothek zu Wernigerode) zeigt, wie eifrig dieser bis zu seinem Tode bemüht gewesen ist, durch zahlreiche Nachträge und Verbesserungen seine Angaben zu vervollständigen und die „Successiones" allmählich zu „Annales" umzugestalten. Leider ist das Werk unvollendet geblieben.

Aus dem so zusammengetragenen Material hat G. selbst noch zu seinen Lebzeiten einen Auszug (Epitome seu Index chronologicus, datirt von 1585) und eine chronologische Uebersicht (Synopsis chronologica, datirt vom Mai 1583) angefertigt, welche beide ebenfalls bis jetzt in der Originalhandschrift (in der Kgl. Bibliothek zu Berlin) erhalten sind. Diese sind bisher ungedruckt geblieben, während die „Successiones", freilich nur nach zwei, obendrein noch verschiedenen Abschriften und deshalb nicht ohne willkürliche Entstellungen und fremde Zusätze, 1729 von dem Wittenberger Professor Joh. Gottlieb Krause, zusammen mit Leutinger's Schriften, herausgegeben sind, nachdem schon früher Männer wie Joh. Cernitius, Christoph Hendreich und G. G. Küster eine Veröffentlichung derselben geplant hatten.

Bis ins 19. Jahrhundert wurde G. als wichtiger Quellenschriftsteller für die brandenburgische Geschichte angesehen, obwol die meisten der von ihm benutzten und auch gewissenhaft citirten Werke schon im 16. Jahrhundert im Druck vorlagen, oder doch wie Creusing, Nicolaus v. Klempzen, Val. v. Eickstet später gedruckt worden sind. Von ungedruckten, jetzt verloren gegangenen Quellen hat G. benutzt die Memoiren des Engelbrecht Wusterwitz, ältere chronikalische Aufzeichnungen von Brandenburg, Havelberg und Pritzwalk sowie verschiedene Auf- und Inschriften historischen Inhaltes, die noch zu seiner Zeit, nicht aber jetzt mehr existiren; werthvoll sind auch die drei historischen Volkslieder, die er uns aufbewahrt hat.

Seine Bedeutung als Historiker ist vielfach überschätzt worden. Er ist ein fleißiger Compilator, der den Wunsch hatte, seine Freunde, die Rathsherren von Brandenburg, über die Vergangenheit der Stadt und des Staates aufzuklären, wie er dies selbst in den Vor- und Nachreden zu seinen Werken sagt.

Joh. Lev. Schlicht, Horae subsecivae in Schola Saldria I (Berlin 1718), S. 86—102. — O. Tschirch, Beitr. z. Geschichte der Saldria (Brandenburg 1889), S. 12—14. — H. Pieper, Programm d. 2. Städt. Realschule zu Berlin von 1896 u. 1898. — Ad. Stölzel, Der Brandenburger Schöppenstuhl. Berlin 1901, S. 102 ff. H. Pieper.

Gaß: Friedrich Wilhelm Joachim Heinrich G. († 1889), entstammt einer alten Theologenfamilie. Sein Vater Joachim Heinrich Gaß († 1831) war Consistorialrath und Professor der systematischen und praktischen Theologie in Breslau, innig befreundet mit Schleiermacher, dessen Theologie er auch anhing (Schleiermacher's Briefwechsel mit Gaß, Berlin 1852). Die Liebe zu Schleiermacher hat sich später auf den Sohn vererbt. Am 28. November 1813 wurde Wilhelm G. in Breslau geboren. Er wuchs in einem geselligen Hause auf, das die Mutter Wilhelmine, eine feingebildete Frau, zu einem Sammelpunkt der Geistesaristokratie der Stadt zu machen wußte. Den ersten Unterricht erhielt er von dem Freunde des Vaters, dem Professor des Griechischen, Passow, der den Versuch machte, den Knaben zuerst in der griechischen und dann erst in der lateinischen Sprache zu unterweisen. G. hat später dieses pädagogische Experiment, zu dem er hatte dienen müssen, verurtheilt. Mit 13 Jahren trat er in das Maria-Magdalenen-Gymnasium zu Breslau ein, nach dem Tode seines Vaters siedelte er mit seiner Mutter nach Schweidnitz über, wo er seine letzten Schuljahre verbrachte. Während seiner akademischen Studien in Breslau, Halle und Berlin beschäftigte er sich neben der Theologie mit Philosophie und Philologie, besonders der väterliche Freund Steffens in Berlin zog ihn in seiner Anthropologie an. Wenn er mit großer Aufnahmefähigkeit von den Rationalisten wie David Schulz in Breslau, Gesenius, Wegscheider in Halle, und dann wieder von Tholuck zu lernen wußte, so übte doch den nachhaltigsten Einfluß auf ihn Neander, dem er auch persönlich nahe trat; vgl. Vorrede zur Geschichte der Ethik S. 7: „De Wette fühlte ich mich innerlich verwandter, von Neander habe ich mehr gelernt.“ Von der Hegel'schen Philosophie wollte er nichts wissen, während er sich an Schleiermacher's Glaubenslehre über die Gegensätze seiner theologischen Lehrer erhob. In Breslau erwarb er 1836 die philosophische Doctorwürde, 1839 den Licentiaten und habilitirte sich dann mit einer Vorlesung über die Methode und Darstellung der Dogmengeschichte in der theologischen Facultät seiner Vaterstadt. Mit Professor Suckow gab er die Monatsschrift „Der Prophet“ heraus, die der weiteren Aus- und Durchbildung des Unionsgedankens in der preußischen Landeskirche dienen sollte. 1846 wurde er Extraordinarius in Breslau und ein Jahr später als solcher nach Greifswald versetzt, wo er gleichzeitig als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek thätig war. Er las hier Kirchengeschichte und neutestamentliche Exegese. Für den ersten Band seiner Geschichte der protestantischen Dogmatik wurde ihm 1854 von Greifswald die theologische Doctorwürde verliehen. 1855 wurde er in Greifswald Ordinarius. In dem Streit des Rostocker Professors Baumgarten, der 1858 wegen Häresie seines Lehramts entsetzt worden war, griff er mit einem besonderen Gutachten neben dem Gutachten der Facultät ein, in dem er das von Kliefoth geleitete mecklenburgische Consistorium der Ungerechtigkeit beschuldigt, da man in den lutherischen Symbolen zwischen Fundamentalem und Abgeleitetem unterscheiden müsse und nicht jede Abweichung vom Wortlaute der Bekenntnisse als Häresie beurtheilen dürfe. Die preußische Regierung setzte ihm darauf in Reuter einen conservativer gerichteten Strafprofessor der gleichen Disciplinen und sah 1862 seinen Weggang als Professor der systematischen Theologie nach Gießen nicht ungern. Als nach dem Kriege des Jahres 1866 eine Vereinigung der Landeskirche der neuen preußischen Provinzen mit der unirten Kirche der alten Provinzen geplant wurde, fürchtete er, daß die Union bei dem Anwachsen des Confessionalismus in Preußen zu einer bloßen Conföderation der verschiedenen Bekenntnisse umgebildet würde, und trat mit einer Schutzrede „Das Recht der Union“ 1867 für diese ein. Kein Mann des Streites, wurde er immer als

unermüdlicher Anwalt des Uniongedankens auf den Plan gerufen, wenn er wie später im Großherzogthum Hessen die Union bedroht glaubte (Protest. Kirchenzeitung 1873, Nr. 15). 1868 wurde G. als Nachfolger Rothe's neben Schenkel für die systematischen Disciplinen nach Heidelberg berufen, wo er, der eifrige Unionsmann, in eine ihm besonders sympathische Landeskirche eintrat. Als Vertreter eines gemäßigten Liberalismus hat er hier, ein Feind alles Radicalismus, sich nicht am kirchlichen Parteitreiben betheiligt, aber durch großherzogliche Ernennung die Heidelberger Facultät auf den Generalsynoden 1871, 1876 und 1881 vertreten. Als Docent besaß G. trotz umfassender und gründlicher Kenntnisse nicht das Charisma eines wirksamen Lehrers. 1885 wurde er vom Großherzog zum Kirchenrath ernannt. Es war ihm noch vergönnt, sein letztes größeres Werk, die „Geschichte der Ethik“ zu vollenden. Am 24. Februar 1887 schrieb er in der Vorrede: „Seit ich Hand angelegt, sind etwa neun Jahre vergangen. Von da an bis auf diese Stunde hat mir Gott Gesundheit und Arbeitsfrische erhalten. Dieser Dank soll mein erstes und letztes Gefühl sein. Vom Leser scheide ich, zwar lange noch nicht mit mir zufrieden, aber getrost in dem Bewußtsein, nach dem Maaße meiner Kraft und im Dienst christlich-protestantischer Wissenschaft gearbeitet zu haben“. Am 10. April traf den fleißigen Forscher ein Schlaganfall, der ihn zwang, seine Berufsthätigkeit aufzugeben. Erst am 21. Februar 1889 erlöste ihn der Tod von langem Leiden. Sein College Holsten hielt ihm am 24. Februar eine liebevolle Gedächtnißrede und sein Freund Bassermann eine warm empfundene Grabrede. Auch die Protestantische Kirchenzeitung widmete dem früheren Mitherausgeber einen Nachruf (Prot. Kirchenztg. 1889, S. 217). Das Leben Wilhelm Gaß' war ein echt deutsches Gelehrtenleben, das äußerlich schlicht und einfach ablief, aber in nie ermattender Pflichterfüllung geführt wurde. G. war ein geborener Gelehrter, der die höchste Freude in der wissenschaftlichen Arbeit fand und mit strengem Wahrheitssinn, kritischer Unbefangenheit und pietätvoller Anempfindung den von ihm behandelten Stoffen gegenübertrat. Er war kein scharfsinniger, neue Bahnen weisender Systematiker, sondern ein Schüler Schleiermacher's, der auch von Rothe gelernt hatte, und dessen eigner eklektisch-dogmatischer Standpunkt nirgends zu voller Darstellung gekommen ist. Von ausgebreitetster Gelehrsamkeit, Mäßigung und Billigkeit im Urtheil wandte er als Historiker mehr sein Interesse den abgeschlossenen Gedankensystemen christlicher Denker als der Entwicklung lebendiger Individualitäten zu.

Auf drei wissenschaftlichen Arbeitsgebieten hat er sich bleibende Verdienste erworben. Er hat der Erforschung der byzantinischen Kirche seine Kraft in zahlreichen Schriften und kleineren Aufsätzen gewidmet und bahnbrechend auf einem damals noch völlig unbebauten Gebiet, das nur der Altmeister der byzantinischen Forschung, August Jahn, vor ihm in Angriff genommen hatte, gewirkt. Wir verdanken ihm werthvolle Einsichten in das Wesen der griechischen Mystik, des griechischen Mönchthums und der griechischen Kirche. G. hat sich ferner mit Bienenfleiß um die Geschichte der protestantischen Dogmatik bemüht. Er hat eine detaillirte Entwicklung der lutherischen und reformirten Lehrsysteme von Melanchthon bis Schleiermacher gegeben. Mit besonderer Liebe ist er hierbei der Entstehung der Unionsidee nachgegangen und hat deshalb auch Georg Calixt und den synkretistischen Erscheinungen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Von Bedeutung für das Verständniß der Lehrentwicklung des Protestantismus war der von G. zuerst geführte Nachweis, daß auf die Systembildung der protestantischen Orthodoxie sehr stark die katholische Neuscholastik, vor allem die Metaphysik des Jesuiten Suarez vom Jahre 1605 eingewirkt hat.

Endlich hat G. neben einigen kleineren Arbeiten über ethische Begriffe sich die schwierige Aufgabe einer Geschichte der christlichen Ethik gestellt. Wenn es ihm auch nicht gelungen, auf diesem Gebiete Abschließendes zu leisten, so hat er auch hier durch die umfangreiche Quellenbenutzung reiches und verstecktes Material für die Geschichte der christlichen Ethik beigebracht.

Seine Hauptwerke: „Gennadius und Pletho", Breslau 1844; „Georg Calixt und der Synkretismus", Breslau 1846; „Die Mystik des Nicolaus Cabasilas vom Leben in Christo", Greifswald 1849; „Geschichte der protestantischen Dogmatik", 4 Bände, Berlin 1854, 1857, 1862, 1867; „Die Athosklöster", Programm, Gießen 1865; „Die Lehre vom Gewissen", Berlin 1869; „Symbolik der griechischen Kirche", Berlin 1872; „Optimismus und Pessimismus oder der Gang der christlichen Welt- und Lebensansicht", Berlin 1876; „Geschichte der Ethik", 1. Band, Berlin 1881; 2. Band in 2 Abtheilungen, Berlin 1886 und 1887.

C. Holsten, Fr. W. J. H. Gaß, Badische Biographien, Band IV, 527—536. — H. Bassermann, Grabrede auf W. Gaß, Protest. Kirchenztg. 1889, S. 251 ff. — Der Unterzeichnete: Wilhelm Gaß, Protest. Real-Encyklopädie. Aufl. 3. Band 6 (s. dort Ausführlicheres über die kleineren Arbeiten von Gaß). Georg Grützmacher.

Geberich, Ostgothenkönig, c. a. 340, von hervorragend edlem Geschlecht, aber nicht Amaler [auch nicht aus dem Hause seiner unmittelbaren Vorgänger, sein Nachfolger ward der Amaler Ermanarich (s. den Artikel)]. Jordanis nennt als seinen Vater Hilderith, Großvater Ovida, Urgroßvater Nidada und rühmt, daß er den Ruhm seiner Sippe durch eigne Heldenthaten erreicht habe. Gleich zu Anfang seiner Herrschaft griff er die Vandalen an: in einer Schlacht an der Maros gewann er glänzenden Sieg: der asdinische Vandalenkönig Visimar fiel mit einem großen Theil seines Heeres.

Quelle: Jordanis de origine actibusque Getarum ed. Mommsen, Monumenta Germaniae historica Auctorum antiquissimorum V, 1. 1882, c. 22.

Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I. 1861, S. 55.

Dahn.

Gebhard: Franz Josef G. wurde am 23. Februar 1801 zu Oberingelheim in Rheinhessen geboren. Er widmete sich nach der Schulzeit dem Kaufmannsstande und siedelte im August 1823 nach Elberfeld über. Zuerst war er Correspondent bei der durch den genialen Jakob Aders begründeten Rheinisch-Westindischen Compagnie, welche die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise der Kaufmanns- und Handelswelt, aber auch der obersten Staatsbehörden, auf sich lenkte. Den vaterländischen Industrieproducten überseeische Absatzgebiete zu erobern, war der vornehmste Zweck dieses Unternehmens, welches jedoch wegen mangelnder Geschäftsroutine u. s. w. nicht den gehofften Erfolg hatte. Bereits im J. 1828 wurde G. Theilhaber der Firma S. Leser, gründete aber 1859 die Firma Gebhard & Co., welche die Fabrikation von seidenen, halbseidenen und anderen Waaren betrieb. In Krefeld und Berlin wurden Zweigetablissements errichtet. Nun suchte G. die bei der Rheinisch-Westindischen Compagnie gemachten Erfahrungen praktisch zu verwerthen, indem er den Exporthandel forcirte, nicht im Zusammenschluß großer Gesellschaften, sondern ausschließlich der eigenen Kraft vertrauend. Das Elberfelder Exportgeschäft ist durch ihn in lebhaftere Aufnahme gekommen, denn seine Thätigkeit bezweckte die Verdrängung des in Elberfeld bis tief ins 19. Jahrhundert gebräuchlichen Messehandels durch den directen Exporthandel. G. war es

ferner, der es in Deutschland fast zuerst in größerem Maßstabe wagte, orientalische Stoffe, besonders für Ostindien, in Seide mit echtem Golde genau im Geschmack des Orients zu fabriciren, ein Unternehmen, in welchem Lyon den Vortritt beanspruchen kann.

Am öffentlichen Leben der Stadt Elberfeld betheiligte sich G. in hervorragender Weise, so daß er schon in den dreißiger Jahren Mitglied des Stadtrathes und verschiedener städtischer Collegien wurde. Noch größere Verdienste erwarb er sich um das königl. Handelsgericht zu Elberfeld, zu dessen Mitgliedern er seit dem Jahre 1840 zählte, um dann von 1849—1870 demselben als Präsident vorzustehen. Als Anerkennung seiner Wirksamkeit erhielt er den Charakter als Geheimer Commercienrath und den rothen Adlerorden 3. Classe mit der Schleife. Er starb nach kurzem Krankenlager auf seinem Landsitz in Mehlem am Rhein im 76. Lebensjahr und im 50. seiner glücklichen Ehe am 7. October 1876. G. war streng rechtlich bis zur äußersten Consequenz, ein Mann, der an sich selbst und seine Leistungen den höchsten Maßstab legte, abhold jedem Luxus, milde im Urtheil über Andere; für wohlthätige und öffentliche Zwecke hatte er stets eine offene Hand.

Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Gebhard's im Vereins-Album des Bergischen Geschichtsvereins zu Elberfeld. — Mittheilungen der Familie und Privatnachrichten. O. Schell.

Gedon: Lorenz G., Bildhauer und Architekt, geboren am 12. November 1843 zu München, als der Sohn eines Tändlers und Auctionators, † am 27. December 1883. Ein günstiger Zufall führte den Knaben frühzeitig zu dem Bildhauer Jos. Otto Entres (geb. am 13. März 1804 zu Fürth, † am 18. Mai 1870 in München), wo sein angeborener Sammeleifer förderliche Nahrung fand und die Pietät für alle Erzeugnisse der alten Kunst gepflegt wurde. Entres war ein umsichtiger Kenner altdeutscher Holzsculptur, er hatte die Gabe, Verständniß und Empfindung dafür auch bei Anderen in gleichfühlender Weise zu wecken. Im Besitze einer auserlesenen Sammlung vorzüglicher Schnitzwerke, welche er mit größtem Eifer auf fortwährenden Reisen und mit Aufwand aller seiner Mittel zusammengebracht hatte, legte er, wie ehedem Francesco Squarcione in Padua, dieses kostbare Material seinen zahlreichen Schülern als Bildungsmittel vor, ließ sie danach copiren und wußte, obwol ihm das Wort nicht willig und wohlgefügt vom Munde ging, die innere Gluth der Begeisterung erwärmend in Andere überströmen zu lassen. Dabei war Entres obwol im innersten Herzen, wie ehedem Fr. Hoffstadt (geb. 1802 zu Mannheim, † am 7. September 1846 zu Aschaffenburg), dem Spitzbogenstil mit patriotischem Eifer zugethan, doch gegen die Producte anderer Perioden nie ungerecht; er ließ jeder Zeit ihr Gutes und zog alles zur nützlichen Erklärung, Beleuchtung und Gegenwirkung gerne in sein Bereich. Was ihm für seine Zwecke erreichbar und dienlich schien, sammelte er, wenn nicht zu bleibendem Besitz, doch zu Tausch und Weitererwerb brauchbar, und speicherte diese Schätze durch sein ganzes Haus, bis er endlich, altersmüde und krank, alles auf einen Schlag in einer Riesenauction (1868) wieder auflöste und zerstreute, wobei er freilich, unfähig sich davon zu trennen, einen Theil seiner Lieblinge wieder zurücknahm. In dieser artistischen Atmosphäre und Vorschule saß G. fünf Jahre: sie bildeten das Programm zu seiner weiteren Thätigkeit; sein folgendes Schaffen und Sammeln ward dadurch bedingt und erhielt seine Richtung. Dann ging G. (um 1862) auf kurze Zeit zu dem gewandten Holzbildhauer Joh. Petz (geb. am 16. Mai 1818 zu Lermoos, † am 7. März 1880 in München), der sich indessen damals, weniger als Plastiker thätig, einer gewaltigen Baulust hingab und wohnliche Häuser aus der Erde entstehen

ließ, um selbe gleich wieder für neue Projecte loszuschlagen. Auch diese Erfahrung machte sich G., wenn auch in ganz anderer Weise, später nutzbar, hielt aber, da nichts Neues zu lernen war, hier nur kurze Zeit aus, ebenso in der Mayer'schen Anstalt und bezog dann die Akademie, um unter der Leitung des Professor Max Widnmann in die Schönheit der Antike eingeführt zu werden. Der krausköpfige Kunstjünger, welcher durch sein eigenwilliges Kennen und Können seine bisherigen Lehrherren und Arbeitgeber, bei denen er „in Condition“ gestanden, überrascht und piquirt hatte, brachte neben allerlei, den akademischen Anfängern meist mangelnden, praktischen Vorkenntnissen, eine unverwüstliche Zuversicht mit und trotz den fühlbarsten Lücken ein juveniles Selbstbewußtsein, welches seine jungen Freunde enthusiastisch mit sich riß. G. aber hatte den glücklichen Vorzug, daß er den beim Ringkampf um die höchsten Ideale unvermeidlichen Zwiespalt zwischen Wollen und Ausführung nicht katzenjämmerig auf seine Umgebung wirken ließ, sondern sich trotz aller Niederlagen, mit ungeschwächtem Eifer immer wieder begeisterte. Es brannte in ihm ein ungezügeltes Feuer, wie zur Zeit der „Sturm- und Drang-Periode“ unserer Litteratur, es blitzte und kochte über, es sprudelte, quoll und dampfte, oft hexenküchenmäßig, koboldartig, titanisch. Daß für Philister, Zwerge und andere ruhige Erdenbewohner der Verkehr mit angehenden Titanen, welche sich gerade am wenigsten durch Höflichkeit auszuzeichnen gewillt sein sollen, von jeher nicht immer erquicklich und erfreulich war, liegt auf platter Hand.

Während seines Aufenthaltes an der Akademie fertigte G. viele Entwürfe, von denen nur Weniges in die Oeffentlichkeit kam, erst 1866 brachte er einen schön modellirten „Barbarossa“ (etwa drei Viertel Lebensgröße), an welchem besonders der durchgebildete Kopf auffiel, in den Kunstverein, auch den originellen Pokal für den akademischen Gesangverein (Zeichnung dazu in der sogen. Maillinger-Sammlung) und hatte die Kühnheit, bei der Concurrenz um das Nationaldenkmal für den König Maximilian II. mit Hähnel, Kreling, Widnmann, Brugger, Zumbusch und Schilling die Wette zu wagen. Sein Project blieb unvollendet, da G. bei dem inzwischen (1866) ausgebrochenen Kriege seiner Militärpflicht genügen mußte, zeigte aber schon die ganze decorative Kraft und Tendenz des jungen Plastikers, welcher mit Beseitigung des seither unentbehrlichen architektonischen Aufbaues, auf einem nur aus etlichen Stufen bestehenden Sockel eine von Löwen gezogene Quadriga erdachte, von welcher der Herrscher, von der allegorischen Gestalt des „Friedens“ geführt, seinen hochherzigen Willen dem Volke verkündet, während die Personificationen des Handels, der Industrie, Wissenschaft und Wohlfart in zwei Hälften dem seltsamen Gefährte ihr Geleite gaben. Die Hauptgruppe (wobei der König die linke Seite einnahm) war ebenso klar gedacht, wie das Damen-Cortege mit den Löwen unvermittelt und ohne Linienwirkung einherwimmelte, so daß das Ganze wohl bei einem mit malerischem Detail vorüberrauschenden Festzuge eine überraschende Wirkung erzielen, nicht aber bei einem stabilen Denkmal den imposanten Eindruck behaupten konnte, welcher der monumentalen Plastik in erster Reihe zukommt. G. bewies damit, wie überhaupt mit der Mehrzahl seiner Schöpfungen, eine eminente Begabung zur decorativen Improvisation — einer seiner getreuesten hat ihm zutreffend den humoristischen Beinamen eines „Reichstapezierers“ aufgebracht —, bei welcher ebenso das architektonische wie das plastische und malerische Element gleichmäßig zur Sprache gelangt und dem Auge des dilettirenden Betrachters ein höchst angenehmer, geradezu fascinirender Reiz bereitet wird, ohne daß jedoch weder ein Baukünstler, noch ein Bildner oder Maler als Fachmann dadurch bleibend befriedigt werden könnte.

Vom „Altdeutschen“ ausgehend, durch die Antike wandernd, wurde G. auf seiner artistischen Entwicklung naturgemäß in die damals wieder zu Ehren kommende „Renaissance“ getrieben, welche indessen, wie überhaupt ein Theil der Münchener Schule, zum unnationalen Barock- und übermüthigen Rococo- und „Zopf“-System hinüberneigte und alsbald mit dem hochnäsig-leeren „Empire“-Stil liebäugelte, woraus die völlige Willkür der neuesten „Jugend“ entsproßte. G. fühlte das Dilettantische dieses geistreichen Geflunkers und den Mangel des historischen Ernstes und tieferen Studiums in dieser „modernen“ Richtung; ihm mangelte nicht der gute Wille, wol aber die Geduld und Zeit, welch letztere nur zu freigebig und verschwenderisch mit lustiger Kneipgenialität nutzlos und unwiederbringlich verplempert wird.

Zu den schönsten Leistungen zählt wol der „triumphirende Ritter Georg“, womit G. eine Preisaufgabe der Akademie 1868 löste; eine verkleinerte Wiederholung (gegossen von Herzner und ciselirt von Halbreiter), kam 1872 in Besitz des Prinzen Otto. Dann modellirte G. 1869 verschiedene Büsten (noch 1882 eine Richard Wagner's) und concentrirte seine Kraft auf allerlei Gewerbliches, wie die reichen Zimmereinrichtungen für Baron Todesco, den baulustigen Major v. Lutz, Atelier und Bibliothek für die Gräfin Arco-Valley u. dergl., entwarf zur Feier des Sieges bei Sedan eine nicht sehr glückliche, schlotterige „Germania“ und inscenirte die glänzende Trophäe vor der Akademie beim Einzug unserer Truppen (1871), eine ganz virtuose Leistung seiner Decorationsgabe; zeichnete Grabdenkmale, modellirte Figuren zu den Oefen von Hauberrisser's neuem Rathhaus, arbeitete mit bei den ebendaselbst errichteten Gedenktafeln zur „Erinnerung an die im deutsch-französischen Feldzug gefallenen Münchener“ (diese Gedenktafeln im Atrium des neuen Rathhauses sind entworfen von G. Hauberrisser, ausgeführt von Steinmetzmeister Weigl, die Trophäen und Kränze modellirte Gedon, A. Halbreiter besorgte den Bronzeguß), zauberte Häuserfaçaden mit decorativen Figuren und Sculpturen, darunter leitete er auch die Erweiterung und den Umbau des Hauses für den Grafen v. Schack (jetzt mit der berühmten Galerie Eigenthum des Kaisers Wilhelm II.), eine Arbeit, welche 1872—1874 durchgeführt wurde. Das Publicum blieb stutzig, die Kritik, wenn auch nicht so „einstimmig verurtheilend“ wie der Berichterstatter in Lützow's „Zeitschrift“ (IX, 238), doch mehr als rückhältig mit dem von anderer Seite nur zu beifällig gespendeten Lobe. Der Tadel, daß G. über die einfachsten Regeln der Statik doch gar zu kühn sich weggesetzt habe, ist gewiß nicht unbegründet. G. sei, so hieß es beiläufig, ohne Frage ein bedeutsames Talent, aber es fehle ihm am künstlerischen Wissen und am richtigen Gefühl für das Maaß des Erlaubten; vor allem thue ihm Studium noth, denn alle Begabung ersetze nicht dasselbe u. s. w.

Andere Bauten, welche G. gleichfalls façadirte, z. B. das Palais der Herren Schön und Heyl in Worms, die Villa Meggendorfer, das Eymannsberger Haus am Rindermarkt, des Bankiers Ruederer am Marienplatz und das Hôtel Bellevue (mit dem schwerfälligen, völlig unvermittelten Portal), auch die unausgeführten Projecte zum Kunstgewerbehaus in München und Berliner Reichstagsgebäude tragen fast alle mehr oder minder die angedeutete Signatur. Bei aller Hochachtung für Gedon's Talent, sein Wollen und Können, muß man doch gegenüber seiner architektonischen Thätigkeit einige Reserve beobachten. Als G. aus dem Leben schied, war der Künstler weiter gereift, aber noch nicht fertig; bei seinem rastlosen Arbeitsdrang hätte er sich wohl noch mannichfaltig geklärt und geläutert. Er war eine zu ehrliche und gesunde Natur, als daß ihn diese theatralische Effecthascherei in die Länge befriedigt hätte. Der Schwerpunkt seiner Verdienste fällt überhaupt nicht in die

Architektur. Seine decorative Begabung verleitete ihn zu Mißgriffen. Diese, häufig ganz unnationale, aus allen Stilarten gemischte, mit der sogenannten „Renaissance“ getriebene Willkür, erinnert an die kauderwälsche Sprachmengerei und Wortverwilderung, welche inmitten des XVII. Jahrhunderts unsere Litteratur überfluthete; eine solche Confusion ziemt aber nicht als geistiger Ausdruck eines neuerstandenen Volksbewußtseins. Ein Schriftsteller, welcher heut zu Tage in der Sprache des Philander von Sittewald, im Schwulste eines Daniel Lohenstein oder Hoffmann von Hoffmannswaldau und Christoffel von Grimmelshausen schreiben wollte, würde keinen Leser und Zuhörer finden. Aber im Bereiche der Kunst verlangt man von uns Bewunderung für solche äquivalente Mißgriffe. Glücklicher war G. im Gebiete der decorativen Sculptur und Einrichtung einzelner Säle, z. B. im fürstlichen Schlosse zu Dessau, insbesondere aber in seinen Erzeugnissen für das Kunstgewerbe, obwol auch hier eine fieberhafte, prickelnde Unruhe und Hast fast alle seine Schöpfungen, selbst die sogenannte „Hubertus-Uhr“ durchzittert. Es war, als hetze eine dräuende Ahnung der ihm gesetzten kurzen Spanne Zeit den Künstler vorwärts und weiter, der mit einem von staunenswerther Leichtigkeit unterstützten Fleiße das Verschiedenartigste ergriff. Während seine rastlose Phantasie an Ueberraschungen arbeitete, behielt er noch genügende Fonds, um gleichsam spielend, jene decorativen Inscenirungen auf den Ausstellungen zu Paris, Wien und München und bei unzähligen anderen Anläßen zu arrangiren, in welchen er sein Ingenium bekundete in glänzendster Weise, die freilich das Mißliche hat, daß sie augenblicklich viel angestaunt und bewundert, gleich der Kunst des Mimen und Virtuosen, wieder verschwindet und verduftet und nur in verblaßter Erinnerung bei den Zeitgenossen ein kurzes Fortleben genießt. Hier war G. am größten. Für diese opferwilligen Leistungen verdiente er reichlich Dank und Bewunderung, auch in Form von Ordensauszeichnungen, und Decorationen von Baiern, Preußen, Oesterreich und Frankreich erfolgten, ohne daß jedoch der Künstler darauf absonderlich geachtet oder davon Gebrauch gemacht hätte. Sein Name gewann durch diese Expositionen den universell-populären Klang, welcher rückwirkend seinen plastischen Erzeugnissen zu statten kam.

Es wäre wirklich eine Pflicht der Pietät, alle diese oft nur in den flüchtigsten Umrissen hingeworfenen Skizzen und Ideen in den uns heute zur Reproduction verfügbaren Mitteln wiederzugeben und in einem die gewöhnliche Form weit überbietenden Album zu publiciren. Auch die Mißgriffe und Irrungen eines solchen Genius sind lehrreich und bei richtiger Betrachtung gewinnbringend. Einzelnes hat die „Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbevereins“ gelegentlich abgebildet, z. B. einen „Lustre und Wandarm“ (1877, Tafel 31), ein „Lesepult“ (1878, Tafel 16), die von Professor Dr. Sepp eines eigenen Vortrags gewürdigte „Hubertus-Uhr“ (1881, Tafel 38), welche als Ehrengeschenk der Stadt München für das VII. Deutsche Bundesschießen gereicht wurde (modellirt von L. Gedon und J. v. Kramer, ausgeführt in Bronze und Silber von Karl Winterhalter, gewonnen von Al. Dandl in Landshut; aufgestellt bei der Internationalen Kunstausstellung 1883), der „Kaminaufsatz“ im großen Saale des Münchener Kunstgewerbehauses (1882, Tafel 7) und die schöne „Thüre“ für den Prachtbau des Commerzienrathes Heyl zu Worms (ausgeführt von J. v. Kramer und L. Bierling), (1884, Tafel 1). Ein ähnliches Thor erwarb aus Gedon's Nachlaß Dr. Hirth für sein in der Louisenstraße, nächst den Propyläen gelegenes Familienhaus, zu dessen Einrichtung G. die Hauptdirective gegeben hatte.

Von König Ludwig II. wurde G. vielfach bei Ausschmückung des Linderhofes und Chiemseeschlosses mit Aufträgen betraut, insbesondere bei der Anfertigung des berühmten Prachtwagens (vgl. Lützow's Zeitschrift 1873, VIII, S. 14), dessen ornamentaler und figürlicher Theil beinahe ganz aus Gedon's Hand hervorging. Seltsamerweise soll eine Fahrt in demselben, insbesondere durch die erschütternde Gegenwirkung des rückwärts angehängten Posaunenengels nicht zu den Freuden des Lebens gehören.

Zu Gedon's weiteren Arbeiten zählen viele Grabdenkmale, z. B. für die Familie Seckendorf, Kaulbach (1876) und Riedinger (1881 in Augsburg), das Project zu einem Liebigdenkmal und andere Leistungen, darunter auch der Löwe mit dem bairischen Wappen auf dem Starnberger Salondampfer. Auch das Entstehen des sogenannten Paulusmuseum zu Worms und dessen innere Ausschmückung war Gedon's Werk. Zahllose Zeichnungen für Gewerbemeister, Schmiede, Weber u. a. zu Nutz und Zier des Lebens, zur behaglichen Gestaltung von Wohnräumen lieferte seine immer bereitwillige Gefälligkeit. In seinem Hause und Atelier sammelte er eine kostbare Menge der seltensten Alterthümer, Prunkgeräthe und allerlei subtile Erzeugnisse der Kleinkunst, welche er wieder plötzlich losschlug, um aufs neue mit verdoppeltem Eifer frische Schätze zusammenzutragen — ein eigenes Museum, welches er sorglich zur Sicherung der Zukunft für seine zahlreiche Familie ordnete und bestellte. Sonst war ihm das Geld ein ziemlich gleichgültiges Ding, er hatte kaum einen anderen Begriff davon, als daß es Chimäre sei; es flog herein und hinaus. Seine Meinung sollten auch die Auftraggeber theilen. Nicht selten überschritt er seine Voranschläge und widerlegte so, wenigstens indirect aber gründlich, den herkömmlichen Aberglauben, daß ein Renaissancebau billiger zu stehen komme als die „theuere Gothik“. Wenn es nur gut und schön nach seiner Intention wurde, alles weitere blieb ihm gleichgültig. Deshalb änderte er immer wieder, riß rücksichtslos nieder, bis es seiner Meinung und seiner Ansicht genügte. An sich selbst dachte er nicht. Durchaus selbstlos beim stärksten Selbstgefühl war er seinen Freunden ein Spiegel der Treue, ein Muster und Vorbild des fleißigsten Schaffens, aber auch der fröhlichsten Geselligkeit. Ihnen decorirte er, schon den Tod im Herzen, ihr neues Kneiplocal. Die grünen Gewinde und Kränze hingen noch frischduftig an den Wänden, als ihn das längst mit stoischer Ruhe erwartete Ende von seinen qualvollen Leiden erlöste. In der stillen östlichen Ecke an der Arkadenreihe des südlichen (alten) Campo Santo betteten sie ihn zur letzten Ruhe; ein originelles Denkmal steht darüber. Bei seinem Begräbniß zeigte sich ein Wetteifer von Theilnahme, wie sie außer Franz v. Seitz vordem nur Wenigen erwachsen war (vgl. Nr. 360 d. „Augsb. Abendztg.“, 31. Dec. 1883, und „Münch. Neueste Nachrichten“, 1. Jan. 1884). Gedon's Kunstsammlungen wurden am 18. Juni und den folgenden Tagen 1884 versteigert. Der mit Gedon's Porträt nach F. A. v. Kaulbach und vielen Illustrationen von Lossow, R. Seitz u. a. ausgestattete Katalog, umfaßte 1257 Nummern, welche ein überraschend hohes Resultat ergaben.

Vgl. die Nekrologe von Dr. G. Hirth in Nr. 362 d. Münch. Neuesten Nachrichten, 28. Dec. 1883; Nr. 2 d. „Augsburger Sammler“, 5. Jan. 1884; Beil. 6 d. Allg. Ztg. 1884 und Beil. 67 d. Allg. Ztg., 7. März 1884; Dr. Fr. Schneider im 5. u. 6. Hefte d. „Zeitschrift des Kunst-Gewerbe-Vereins“ für 1884; Kunstvereins-Bericht für 1883, S. 63 ff.; Nr. 2116 d. Illustr. Ztg., Leipzig, 19. Jan. 1884; Ludwig Pietsch in Paul Lindau's „Nord und Süd“, Juli 1884 (mit Porträt nach F. Lenbach); Regnet in Lützow's „Zeitschrift“ 1884. XIX, 251 ff. — G. Hirth, Franz

v. Seitz und Lorenz Gedon. Festrede, München 1884. — Fr. Pecht, Aus meiner Zeit, 1894. II, 246 ff. — Singer 1896. II, 21.

Hyac. Holland.

Geerz: Franz Heinrich Julius G., königlich preußischer Generalmajor, wurde am 2. Juli 1816 zu Schleswig geboren und trat am 8. November 1842 als schleswig-holsteinscher Wegebauconducteur in den dänischen Staatsdienst. Als im März 1848 die Herzogthümer sich gegen die dänische Vergewaltigung erhoben, stellte G. sich auf ihre Seite. Am 8. April wurde er zum Oberquartiermeister der Armee ernannt, in den nun folgenden drei Kriegsjahren leistete er durch seine genaue Kenntniß des Landes den Heerführern vorzügliche Dienste. Nach und nach war er den Stäben von Wrangel, Halkett, Prittwitz, Bonin, Willisen und Horst zugetheilt. Zum Major aufgerückt wurde er, als die schleswig-holsteinsche Armee aufgelöst ward, in das holstein-lauenburgische Bundescontingent übernommen, nahm aber bald seine Entlassung, um in preußische Dienste zu gehen. In diesen wurde er am 27. September 1852 als Hauptmann angestellt und der Topographischen Abtheilung des Großen Generalstabes überwiesen, ein Wirkungskreis, in welchem er, seit 1873 Chef dieser, seit 1875 Chef der Kartographischen Abtheilung der Landesaufnahme, bis zu seinem am 13. Juni 1883 erfolgten Uebertritte in den Ruhestand ausschließlich thätig geblieben ist. Er war allmählich bis zum Oberst aufgestiegen, beim Scheiden aus dem Heere erhielt er den Charakter als General. Für unmittelbare kriegerische Zwecke wurden seine Dienste noch einmal im J. 1864 in Anspruch genommen. Nachdem er schon im Jahre zuvor zur Erkundung der dänischen Befestigungsanlagen entsendet gewesen war, wurde er am 19. December 1863 dem mit dem Oberbefehle betrauten General Freiherrn v. Wrangel beigegeben und hat dann bis zum Ende des Krieges dem Generalstabe des Obercommandos der Verbündeten angehört. Er starb am 15. März 1888 zu Berlin.

B. v. Kleist, Die Generale der Preußischen Armee. Hannover 1891.

B. v. Poten.

Gehe: Franz Ludwig G., Großkaufmann, wurde am 7. Mai 1810 in dem Dorfe Merkwitz bei Oschatz als Sohn des dortigen Pastors Hermann Friedrich August G. geboren. Da sein Vater starb, als er noch kaum vier Jahre alt war, nahm ihn sein Oheim, der Hof- und Justizrath Dr. Gottfried Ludwig Winckler in Dresden, zu sich in sein Haus und ließ ihm eine gute Erziehung in einer auf humanistischer Grundlage ruhenden Privatschule Dresdens zu Theil werden. Da er keine Neigung zum Studiren verrieth, sondern erklärte, Kaufmann werden zu wollen, so wurde er im Alter von vierzehn Jahren als Lehrling in die Droguenhandlung von Brückner, Lampe & Co. in Leipzig gebracht, in der er ziemlich zehn Jahre, zuletzt als Handlungsdiener, thätig war. Hierauf machte er sich, ohne eigene Mittel zu besitzen, aber, gestützt auf ein Darlehen seines Oheims von nur 2000 Thalern, in Dresden selbständig und rief dort ein Droguen-Grossogeschäft ins Leben, das er zu einem Weltruf bringen sollte. Zu diesem Zweck vereinigte er sich mit dem Pharmaceuten Schwabe zu einem Compagniegeschäft, das er im J. 1834 unter der Firma Gehe & Schwabe eröffnete. Indessen konnten sich die beiden Associés nicht recht vertragen. Die Firma wurde aufgehoben, und am 1. Mai 1835 begann G. unter der Firma Gehe & Co. ein neues Geschäft, das sich zunächst auf rein kaufmännische Aufgaben beschränken mußte. Mangel an Betriebscapital nöthigte G. in den ersten Zeiten zu angestrengter persönlicher Thätigkeit. Um Arbeitskräfte zu sparen, mußte er die fertigen Waaren anfänglich selbst packen, etikettiren, ordnen, überschreiben und absendungsfähig machen. Von

vornherein hatte er den Grundsatz, den Apothekern keine Concurrenz zu machen, sondern sie nur mit allen zur Bereitung von Arzneimitteln erforderlichen Droguen und chemischen Producten in bester Qualität zu versorgen. Als sich durch seine Unermüdlichkeit sein Geschäft mit den Jahren vergrößert hatte, verlegte er es von der Moritzstraße in Dresden-Altstadt im J. 1846 nach dem Grundstück auf der Königsstraße in Dresden-Neustadt, in dem es sich noch heute befindet. Der Eintritt eines wissenschaftlich gebildeten Verwandten, des Dr. Rudolf August Luboldt, setzte G. im J. 1859 in den Stand, die Zubereitung der Droguen und die Herstellung feinerer chemisch-pharmaceutischer Präparate selbst zu übernehmen. Er begründete deshalb eine eigene Fabrik auf der Leipziger Straße, die am 7. Mai 1866 unter der Bezeichnung: „Droguen-Appretur-Anstalt“ dem Betrieb übergeben werden konnte. Die Ausdehnung seines Geschäftsbetriebes brachte jedoch nicht bloß G. größere pecuniäre Vortheile; sie kam auch der medicinischen und pharmaceutischen Wissenschaft zu Gute, da eine Menge neuer Arzneimittel in seiner Fabrik untersucht wurden. Die Preisverzeichnisse von Gehe & Co., die in einer Menge von Culturschachen erscheinen, wurden auf wissenschaftlicher Grundlage ausgearbeitet und erfreuten sich, neben den halbjährig ausgegebenen Handelsberichten der Firma, großen Ansehens in den betheiligten Kreisen.

Indessen ging G. keineswegs bloß auf die Hebung seines Geschäftes aus; was ihn persönlich vielleicht noch im höheren Grade reizte, war der Wunsch, Einfluß auf das öffentliche Leben in seinem Vaterlande zu gewinnen. Er wurde zuerst in Dresden Stadtverordneter und ließ sich dann in den Landtag wählen. Er trat besonders für eine Reform des Innungswesens ein und betrieb die Schaffung von Handelskammern, die jedoch zunächst nur in Preußen eingeführt wurden. Nicht minder eifrig war er im Verein mit dem älteren Jordan, dem Mitinhaber der Chokoladenfabrik Jordan & Timaeus, für die Hebung der Elbschifffahrt thätig. Die Revolution des Jahres 1848 machte seinem öffentlichen Wirken ein jähes Ende. Er galt den Radicalen für zu zahm, gerieth aber trotzdem in den Verdacht, selbst ein solcher zu sein. Verbittert zog er sich ein volles Jahrzehnt lang von jeder Betheiligung am öffentlichen Leben zurück. Erst im J. 1860 riefen ihn die Verhandlungen über das Frachtgeschäft der Eisenbahnen wieder auf den Plan. Er bekämpfte die Autonomie der Eisenbahnverwaltungen inbetreff der Haftpflicht und lieferte das hauptsächlichste sachliche Material für die über diese Frage von dem früheren Leipziger Bürgermeister Klinger bearbeitete Denkschrift. Im gleichen Jahre wurde er durch das Vertrauen des Handelsstandes in die Zweite sächsische Kammer berufen, in der er sich namentlich die Reform der Gewerbekammern angelegen sein ließ. Da sich jedoch seine Ideale bezüglich der Einführung von Handels- und Gewerbekammern in Sachsen nicht verwirklichen ließen und er sich bei den Verhandlungen über die Umgestaltung der Dresdener Handelsinnung zu einer Art Ortshandelskammer mit der Mehrzahl seiner Standesgenossen überwarf, so trat er im Alter von 55 Jahren vom öffentlichen Leben für immer zurück. Schon damals dachte er daran, da er kinderlos war, eine gemeinnützige Stiftung zu machen, die das Verständniß ökonomischer Tagesfragen auch außerhalb der rein kaufmännischen Kreise fördern sollte. Vor allem bestärkten ihn die Erfahrungen, die er beim Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags gemacht hatte, in diesem Entschluß. Er hielt diesen Vertrag für ein reines Diplomatenwerk und beurtheilte ihn in der Denkschrift: „Der projektirte Handelsvertrag mit Frankreich“ (Chemnitz 1863) durchaus abfällig. Das damals von ihm geplante Institut sollte „Commercial-Akademie“ heißen und für junge Leute, die sich dem Handels- oder Verkehrs-

fach widmen wollten, bestimmt sein. Indessen wurde G. durch die Umgestaltung und Ausdehnung seines Geschäftes zunächst von der weiteren Verfolgung dieses seines Planes abgelenkt. Doch kam er immer wieder auf ihn zurück; er beschäftigte sich namentlich auf seinen Reisen, die ihn jährlich zur Erholung nach Gastein und in die Schweiz führten, viel mit ihm, wobei ihm durch seinen Freund, den Statistiker Theodor Petermann, mancherlei werthvolle Anregungen und Fingerzeige geboten wurden. Das schließliche Ergebniß aller dieser Erwägungen führte zu der Errichtung der seinen Namen tragenden „Gehe-Stiftung", für die er im Einverständniß mit seiner Gattin in seinem Testamente vom 14. Juni 1881 und in dem Nachtrage hierzu vom 8. April 1882 ein Capital von 2 Millionen Mark aussetzte. Nach der Stiftungsurkunde sollte sie einem doppelten Zwecke dienen: 1. „eine geeignete Vorbereitung und Ausbildung von Männern, welche sich dem Dienste der Gemeine oder einer andern öffentlichen Wirksamkeit widmen wollen, zu unterstützen; und 2. Herren, welche ohne die Füglichkeit, für ihr Alter zu sorgen, mit Hintansetzung eigener Interessen ihr Leben in verdienstlicher Weise dem öffentlichen Wohle geweiht haben, beim Versagen ihrer Kräfte durch Aufnahme in ein zu begründendes Herrenstift, sei es eine Art modernes Prytaneum oder nach Umständen durch Verleihung von Geldbenefizien, vor Bedrängniß zu bewahren". Die Ausführung dieser Bestimmungen stieß zunächst auf mancherlei Schwierigkeiten, doch konnte die feierliche Eröffnung der Stiftung für das Publicum bereits am 10. Januar 1885 erfolgen. G. selbst war schon mehrere Jahre früher gestorben, da ihn der Tod am 22. Juni 1882 aus seinem thatenreichen Leben, dessen Motto die Worte: „Aus eigener Kraft" hätten sein können, abgerufen hatte.

Vgl. Wilhelm Jahn, Franz Ludwig Gehe und die Gehe-Stiftung in den „Bunten Bildern aus dem Sachsenlande", II. Bd., 2. Aufl. Leipzig 1895, S. 63—74 und Theodor Petermann, Franz Ludwig Gehe und die Gehe-Stiftung im „Jahrb. d. Gehe-Stiftung in Dresden", Bd. I. Dresden 1896, S. I—LVII. H. A. Lier.

Geibel: Franz Emanuel August G., geboren am 17. October 1815 zu Lübeck, wo der durch treue vaterländische Begeisterung, Reinheit und Wärme der Empfindung wie künstlerische Pflege der Form ausgezeichnete und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgreichste deutsche Lyriker am 6. April 1884 gestorben ist.

Der aus Hanau stammende Vater Johannes G. war schon 1797 als Prediger der reformirten Gemeinde von Kopenhagen nach Lübeck berufen worden. Die Mutter, Elisabeth Luise Ganslandt, entstammte einer Refugiéfamilie Souchay. Emanuel war das siebente der zwischen 1799 und 1817 geborenen acht Kinder dieser Ehe. Die streng religiöse Richtung des stets ernsten, in der Familie wortkargen Vaters verleugnet sich in des Sohnes Dichtung nicht, so weit sie auch von allem Kirchendogma sich entfernte. Der Sinn für Beobachtung feiner Form in Kunst und Leben mag, obwol auch der Vater der Dichtung geneigt war, an die französische Abstammung der Mutter gemahnen. Von ihr, die den Kindern am Clavier schlichte Romanzen vorsang, erbten die Kinder musikalische Begabung. Wie ihr selbst „das Köstlichste blieb der Reiz der Natur", so weckte die Mutter auch bei den Kindern, mit denen sie im Sommer gern Abends ins Freie hinauszog, „die Schönheit sehn, wo sie dem Auge sich bot". In dem autobiographischen „Buch Elegien" hat der Dichter kurz vor seinem Scheiden selber Erinnerungen aus der Knabenzeit festgehalten. Da erzählen seine Distichen, wie der Knabe sich in die Grimm'schen Märchen vertieft, dann aber Schiller's Tragödien und Fouqué's Dichtungen

ihn wie ein Rausch ergriffen hätten. Unter ihrem Eindruck fügten sich dem jungen Leser von selbst mühelos eigene Reime; war das Empfinden kindlich einfachst, so war doch dem ahnenden Sinn schon ein Gefühl für die Form aufgegangen. Ostern 1824 wurde Emanuel Sextaner des Katharinengymnasiums, dem er dann bis zum Frühjahr 1835 als Schüler angehörte. In der Erzählung „Julian“ hat er der Lehranstalt, die ihre Pfleglinge zu Menschen, nicht zu Lateinern erziehen wollte, in der sein Jugendleben frei und frisch erwuchs, dankbar das rühmlichste Zeugniß ausgestellt. Humorvolle „Schulgeschichten“ hat G. in der „Argo“ erzählt. Noch treuer als an der städtischen Schule hing er zeitlebens an der Vaterstadt selbst. Wo immer er weilt, gedenkt er in sehnsüchtiger Liebe des hochgiebligen Lübeck und des Thurms von St. Marien an des beflaggten Stromes Lauf. Aber mit dieser starken Heimathliebe ist doch wieder ein echter Spielmannstrieb zum Wandern verbunden, der im Mailied und „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust“ fröhlichsten Ausdruck gefunden hat. In Geibel's empfänglichem Gemüth mußte die alterthümliche Hansestadt früh geschichtliches und patriotisches Empfinden wecken. Die dänische Vergewaltigung und deutsche Ohnmacht wurde in den drei alten Hansestädten wol noch bitterer empfunden, als im Binnenlande. Beschwören seine Balladen die alten Hansehelden Wittenborg und Jürg Wullenwever („Eine Septembernacht“), so flammt sein Lied auf um die Bedrängniß der alten Hansekönigin Lübeck in trostloser Gegenwart (1844) zu klagen und im „Hanseatischen Festlied“ das verheißungsvolle erste Hissen der schwarz-weiß-rothen Flagge zu begrüßen (1867). Zu den frühen Eindrücken der Heimath gesellte sich auch der für den Poeten so unermeßlich wichtige der ersten Jugendliebe, die der Gymnasiast schon im November 1834 in Cäcilie Wattenbach fand (K. Th. Gaedertz, Was ich am Wege fand. Leipzig 1902). Eine Reihe von Gedichten hatte er ihr schon vor den Abschiedsliedern am 21. April 1835 gewidmet; am 5. Mai 1835 wurde G. als Studiosus der evangelischen Theologie an der Universität Bonn eingeschrieben. Nicht eigene Neigung sondern der keinen Widerspruch duldende Wunsch des Vaters hatte ihm die theologische Laufbahn zugewiesen. Nur zwei Semester studirte G. an der rheinischen Hochschule, dann siedelte er nach kurzem Besuche der Heimath nach Berlin über. Dennoch war dies Bonner Jahr für G. wichtig: Welcker's römische Litteraturgeschichte, Klausen's Sophoklescolleg, Brandis' philosophische Vorlesungen fesselten ihn. Daß er Ernst Moritz Arndt Aug' in Auge kennen lernen durfte, war für den Fortsetzer von Arndt's vaterländischer Lyrik bedeutend. Wie er beim ersten Schritt „Am Rhein“ in schwungvollen Distichen Land und Leute gefeiert hatte, so übte bei den bis Mainz und Hanau sich erstreckenden Ausflügen die rheinische Natur ihre Wirkung auf den Dichter. Dem Studentenleben hielt sich G. mit andern Lübeckern wie Markus Niebuhr und Heinrich Kruse im allgemeinen fern, verkehrte jedoch in der burschenschaftliche Ideen pflegenden freien Vereinigung Rulandia. Kruse siedelte auch mit Geibel nach Berlin über und dort traf dieser auch mit seinem Jugendfreunde Ernst Curtius wieder zusammen, der G. in seiner Neigung zur Philologie bestärkte. Auch der Vater willigte nun ein, daß statt der Kanzel eine Lehrerstelle am Lübeckschen Gymnasium des Sohnes Ziel werden dürfe. Aber schon begann die Litteratur den nunmehrigen Studiosus der classischen Philologie immer mehr zu fesseln. Nicht als ein Unbekannter hatte er seinen Besuch bei dem liebenswürdigen Chamisso gemacht, denn der Herausgeber des Musenalmanachs hatte bereits Gedichten des Bonner Studenten die viel begehrte Aufnahme in den vornehmsten der deutschen Musenalmanache zugebilligt. Als erster Student wurde G. in die berühmte Montagsgesellschaft aufgenommen,

die Vereinigung aller litterarischen Größen Berlins. Hier schloß er die für den Jüngeren so bedeutsame Freundschaft mit Franz Kugler. Am wichtigsten von allen seinen Berliner Bekanntschaften sollte indessen für ihn die mit Bettina v. Arnim werden. G. hatte seinen aussichtslosen Lieblingswunsch geäußert, eine Reise nach Griechenland zu unternehmen, da verschaffte ihm Bettina eine Hofmeisterstelle im Hause des russischen Gesandten zu Athen, des Fürsten Katakazis. Ueber den Brenner und Venedig zog G. nach Triest, wo er sich am 16. Mai 1838 einschiffte; bei der Landung im Piräus wurde er von Ernst Curtius begrüßt, der während des ganzen bis April 1840 währenden Aufenthalts in Griechenland sein treuester Genosse blieb.

Fast in sämmtlichen Abtheilungen von Geibel's Werken finden wir einzelne der auf griechischem Boden entstandenen Gedichte. Das dritte Buch der „Jugendgedichte“ trägt die Ueberschrift: Athen 1838—1840; unter den „Gedichten und Gedenkblättern“ finden wir eine Abtheilung „Erinnerungen aus Griechenland“ und von den autobiographischen Elegien sind die siebente und achte ebenfalls von diesen Erinnerungen angefüllt.

Das erste Buch, das Geibel's Namen trägt, sind die von ihm und Curtius gemeinsam verfaßten und herausgegebenen „Klassischen Studien“, erstes (einziges) Heft, Bonn 1840, dreißig Uebersetzungen aus altgriechischen Dichtern und ein neugriechisches Bettlerliedchen enthaltend. 1875 gab der gealterte Dichter sein „Klassisches Liederbuch“ heraus, griechische und römische Gedichte, darunter fünfzig Oden des Horaz „in deutscher Nachbildung“. So erscheint sein ganzes Schaffen eingerahmt von diesen classischen Studien, die er auf geweihtem classischem Boden begann. Von seiner deutschen Eigenart ist G. als Dichter niemals abgewichen; aber der Aufenthalt in Hellas gerade in den entscheidenden Jahren seiner menschlichen und dichterischen Entwicklung ist das folgenreichste Ereigniß seines Lebens. Durch ihn hat Geibel's dichterische Physiognomie ihr bestimmtes Gepräge erhalten. Was Schiller als des Künstlers höchstes Glück und Bedingung seiner Größe gepriesen hat, daß „eine wohlthätige Gottheit ihn mit der Milch eines besseren Alters nähre und ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen lasse“, das wurde G. durch günstige Schicksalsfügung zu Theil. Am Fuße des Parthenon und während der im Sommer 1839 mit Curtius unternommenen Inselfahrt (Curtius, Erinnerungen an Geibel, Münchner Allg. Zeitung 1884, Nr. 212/14) legte G. das ernste Gelübde ab:

Muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und, was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

Diesen in Hellas gefaßten Grundsätzen ist er zeitlebens treu geblieben. Es gereichte ihm zum Heile, daß er einige Jahre dem litterarischen Treiben der Heimath entrückt blieb; aus der Ferne hoben sich Wesentliches und Unwesentliches viel schärfer von einander ab. Bei der Abreise hatte G. ein Bändchen Gedichte druckfertig hinterlassen; die Nachricht von der Verbrennung der Handschrift war dem in Athen Weilenden eher willkommen als betrübend, denn er war über diese früheren Versuche hinausgewachsen. Er fand, daß die lebenden deutschen Dichter sich in charakterlosem Gezwitscher verlören, während ihm selbst gerade während des Aufenthalts im Süden Graf Platen immer mehr zum Muster und Führer wurde. Er rief die Dichter auf, sich unter Platen's Fahne zu sammeln, was zugleich den Kampf gegen die von der Nachahmung Heine's beherrschte Modelyrik bedeutete. Und die in der Ferne gewonnene Erkenntniß hat er auch in späteren Jahren noch bestätigt, wenn er zum Dank für Platen's Schule

aufforderte; „die strenge Pflicht, die römische Zucht“ habe uns gute Früchte getragen. Allein nicht bloß für die Festigung künstlerischer Grundsätze, sondern auch für Geibel's politische Anschauungen war der Aufenthalt in der Fremde wichtig. Aus der Ferne gesehen verschwanden die politischen Parteigegensätze vor dem Einen, was Noth schien: einem starken einigen Deutschland. Es ist bezeichnend, daß das „Thürmerlied“, mit dem G. 1871 die Sammlung seiner vaterländischen Mahngedichte einleitete, in Athen gedichtet worden ist.

Seinen Plan, mit Otfried Müller das Innere Griechenlands und Kleinasiens zu durchforschen mußte G. aus Mangel an Geldmitteln aufgeben und sich wieder nordwärts wenden. Am 17. Mai 1840 fuhr er in Wien ein und noch vor Schluß des Monats war er wieder im Elternhause. Nicht gerade frohen Muthes kehrte er zur Heimath, denn schon war er entschlossen, keinen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, sondern sich ganz dem Dienst der Musen zu weihen, ein Entschluß, dessen Durchführung nicht ohne äußere und innere Kämpfe erfolgen konnte. Im Herbst 1840 erschien im A. Duncker'schen Verlage zu Berlin Geibel's erstes Bändchen „Gedichte“, Klara Kugler, der Gattin des treuen Freundes gewidmet. G. hat noch die 100. Auflage dieser Sammlung erlebt, aber in den ersten drei Jahren fand sie bei Kritik und Publicum wenig Beachtung. „Die Zeit des bangen Wartens“ auf den Erfolg wurde dem Amtlosen noch erschwert durch den am 7. April 1841 erfolgenden Tod der geliebten guten Mutter. Wie eine Erlösung kam da dem als bloßen Dichter von seinen Mitbürgern scheel angesehenen jungen Manne die herzliche Einladung des Freiherrn Karl v. d. Malsburg, einige Zeit auf seinem Schlosse Escheberg in der Nähe von Kassel zu leben. Das vom Juni 1841 bis 1842 auf Escheberg verbrachte Jahr hat G. selber als eines der glücklichsten seines Lebens bezeichnet. Geibel's Briefe an den in altdeutscher Biederkeit auf seinem Stammsitz hausenden Freiherrn und an Mitglieder seiner Familie (hrsg. von Albert Duncker, Berlin 1885) zeigen, mit welcher Herzlichkeit der dankbare Dichter fast drei Jahrzehnte lang der Familie Malsburg verbunden blieb. Von Escheberg ließ G. auch seine erste patriotische Liedersammlung, die zwölf Gedichte „Zeitstimmen“ ausgehen (1841), die ihm freilich von der engherzigen Lübecker Censur arg verstümmelt wurden. Als der Siebenundzwanzigjährige nach Jahresfrist wieder in die Vaterstadt zurückkam, wurde er durch Zureden von allen Seiten dazu gebracht, sich mit dem Gedanken der Annahme einer Lehrerstelle am Katharineum auszusöhnen, als ihm unerwartet von Friedrich Wilhelm IV. ein lebenslängliches Jahresgehalt von 300 Thalern zugesichert wurde. In der ersten Freude, der das Dankgedicht „An den König von Preußen“ entfloß, ahnte G. noch nicht, daß diese „Pension“ ihm in der Folge noch Aerger bereiten sollte.

Die reichhaltige Schloßbücherei zu Escheberg hatte G. zu spanischen Studien verlockt, als deren Früchte ein Trauerspiel „König Roderich“ (1844) und „Volkslieder und Romanzen der Spanier“ (1843) erschienen. Ihre Verdeutschung war „Ferdinand Freiligrath, dem Dichter und Uebersetzer gewidmet“. Freiligrath beantwortete diese Huldigung mit einer Einladung nach seinem Wohnsitz St. Goar und gerne folgte der frühere Bonner Student im Mai 1843 diesem Rufe an den Rhein. Es war ein fröhliches Dichterleben, das G. mit Freiligrath und Levin Schücking den Sommer über führte, ehe er im September in Freiligrath's Album die Verse „Abschied von St. Goar“ einschrieb. Zunächst kehrte G. im gastfreien Kerner-Hause zu Weinsberg ein, dann führten ihn Verhandlungen mit der Cotta'schen Verlagshandlung nach Stuttgart. Erst Ostern 1844 traf er wieder in Lübeck ein, um schon im Herbste aufs neue einer Einladung, diesmal des Balladendichters Graf Strach=

witz, nach Schlesien zu folgen. Auch in den folgenden Jahren war Lübeck eigentlich nur das Standquartier, von dem seine Wanderfahrten ausgingen. Wie lebhaften Antheil der Unstete aber an den Wünschen und Sorgen der Vaterstadt nahm, beweist sein „Ruf von der Trave“ (1845), dessen Verse der Entrüstung über Dänemark's Plackereien gegen Lübeck scharfen Ausdruck gaben. Als nun gar die Vergewaltigung Schleswig-Holsteins mit dem Brief des „Fürst vom Inselreich“ ihren Anfang nahm, da ließ G. mit dem „Protestlied“ und zwölf „Sonetten für Schleswig-Holstein“ (1846) die alten Töne der geharnischten Sonette wieder erklingen. Die reichen Gaben seiner lyrischen Gedichte aber sammelte er 1847 in den „Juniusliedern“ (Gedichte 2. Periode), deren Name die sommerliche Reife ihres Schöpfers andeuten sollte. Und wenn er auch 1856 eine weitere Sammlung „Neue Gedichte“ (Gedichte 3. Periode) folgen ließ, so sind es doch in der That diese „Juniuslieder“ (32. Auflage 1894), welche Geibel's beste lyrische Leistungen enthalten. Aber kaum waren die „Juniuslieder“ abgeschlossen, so brach für den Vaterlandsfreund die Zeit heran, die er selbst in einem seiner Gedichte als das bitterste Leid bezeichnete. Die Verhöhnung, die Herwegh 1843 im „Duett der Pensionirten“ gegen ihn und Freiligrath schleuderte, hatte der seiner reinen Gesinnung bewußte Dichter ruhig ertragen können, auch als Freiligrath seinerseits auf das königliche Jahresgehalt verzichtete. Unbeirrt von allen Lockungen der Parteien konnte und wollte er „zu der Fahnen keiner schwören“, nur dem Vaterland und seinen Hoffnungen wollte er gehören „wie das Blatt dem Baume“. Nun aber, nachdem das Jahr 1848 jene Hoffnungen zu erfüllen geschienen hatte, waren alle diese Geburtswehen doch vergeblich gewesen, der Dichter, der seiner Träume Bild gekommen wähnte, mußte es entweiht und geschändet sehen. Es ehrt den Mann und Dichter, daß er selbst in den Tagen von Olmütz seinen Glauben an Deutschlands Zukunft nicht einen Augenblick wanken ließ. Hatte er schon vorher statt allen Geredes einen Mann mit eherner Faust, einen Nibelungenenkel gefordert, so weissagte er nach dem Scheitern des deutschen Parlamentes, mit scharfem Stahle müsse die Frucht aus Deutschlands Leib geschnitten werden. So erfüllten Bismarck und die Jahre 1866 und 1870 nur, was er früh erkannt und ausgesprochen hatte.

So lange das Parlament in Frankfurt tagte, vertrat G. am Lübecker Gymnasium den zum Abgeordneten gewählten Professor Ernst Deecke. Im Herbst 1849 lernte er in Heringsdorf den Fürsten Carolath kennen, auf dessen schlesischen Gütern er von da an ein oftmals wiederkehrender, stets willkommner Gast wurde. Einer Einladung des Fürsten folgte er auch im Sommer 1850, seine Karlsbader Cur unterbrechend, nach Gastein. Am 21. November 1851 verlobte er sich in Lübeck mit Amanda Trummer, die am 26. August 1852 seine Gattin wurde. Die Gedichte an „Ada“ füllen ein Buch von Geibel's „Tagebuchblättern“, aber das Glück der Ehe war nur ein kurzes. Schon am 27. November 1855 ist die zweiundzwanzigjährige Frau, nachdem sie am 10. Mai 1853 ihrem Gatten ein Töchterchen geschenkt, gestorben. Bald nach seiner Verlobung hatte G. von König Max II. die Berufung nach München unter Verleihung einer Professur für deutsche Litteratur und Metrik erhalten. Nachdem G. im März sich dem König vorgestellt hatte, siedelte er im October 1852 in die bairische Hauptstadt (Karlstraße Nr. 20) über. Seine Lehrthätigkeit an der Universität, die überhaupt nur im Wintersemester stattfinden sollte, erlangte weder für den Dichter noch für die Zuhörer Bedeutung. Dagegen fiel ihm in des Königs dichterisch-gelehrter Tafelrunde (s. A. D. B. XXII, 46 f.) eine erste Stelle zu, und um ihn schaarte sich die Münchener Dichterschule. In der 1862 von G. herausgegebenen Anthologie „Ein Münchner

Dichterbuch", dem erst zwanzig Jahre später Paul Heyse ein zweites „Neues Münchner Dichterbuch" folgen ließ, trat der Geibel'sche Kreis auch nach außen geschlossen hervor. Von gebornen Baiern finden sich im ersten Dichterbuch nur M. Beilhack, Felix Dahn, Hans Hopfen, S. Lichtenstein, Hermann Lingg, Melchior Meyr; von Eingewanderten: Fr. Bodenstedt, Moriz Carriere, Julius Grosse, W. Hertz, Heyse, Heinrich Leuthold, Graf Schack, Viktor Scheffel. Von ihnen treffen wir 1882 wieder G. selbst, Bodenstedt, Grosse, Hertz, Heyse, Schack, Scheffel und daneben als neu hinzugetretene: Amélie Godin, Max Kalbeck, Franz Kobell, Ludwig Laistner, Frieda Port, L. Schneegans, Karl Stieler. Mit Heyse war G. von seiner Berliner Studentenzeit, mit Graf Schack bereits aus den Bonner Tagen her freundschaftlich verbunden gewesen. Gemeinsam mit Heyse gab er gleichsam als Zeichen ihres Bundes beim Eintritt in München ein „Spanisches Liederbuch" (Berlin 1852), gemeinsam mit Adolf Friedrich v. Schack den „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (Stuttgart 1860) heraus. Als dritte genossenschaftliche Sammlung reihte sich daran die mit dem Schweizer Leuthold ausgeführte Arbeit: „Fünf Bücher französischer Lyrik vom Zeitalter der Revolution bis auf unsere Tage in Uebersetzungen" (Stuttgart 1862).

Der Zusammenschluß der in München weilenden Dichter zu der nach Lingg's Gedicht „Das Krokodil zu Singapur" benannten Krokodilgesellschaft ist am eingehendsten in Heyse's „Jugenderinnerungen" (S. 191—298), aber auch in den Autobiographien und Aufzeichnungen von Graf Schack, Lingg, Dahn, Karl v. Binzer, Max Haushofer (Velhagen-Klasing's Monatshefte, Februar 1902. 16, 672 f.) geschildert worden. Die Gegensätze zwischen den aus Norddeutschland berufenen Gelehrten und Dichtern einerseits, den eingeborenen andererseits machten sich sehr scharf geltend, und der jähzornige G. war eher zu einer Führer- als Vermittlerrolle geschaffen. Grund zur Klage wurde wol von beiden Seiten gegeben. Aber wenn die neuere Litteraturgeschichte in fast widerspruchsloser Uebereinstimmung von einem Münchener Dichterkreis spricht und ihm eine wichtige Stellung für die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts zuweist, so erscheint dabei immer der formenstrenge G. als sein anerkanntes, gebietendes Haupt. Wenn die Leistungen der Münchener auf dem Gebiete des Dramas keine Bedeutung erlangten, so entspricht auch dieser Mangel wie mancher Vorzug in Lyrik und Erzählung den Grenzen von Geibel's Begabung.

Seit der Gründung des vom König 1852 gestifteten Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft, dessen Mitglieder nicht wie bei anderen Orden der König, sondern das Capitel zu wählen, der Fürst nur zu bestätigen hatte, lag bei G. die Entscheidung über vorzunehmende Neuwahlen von Vertretern der schönen Litteratur. Der mit solcher Macht ausgerüstete G. mußte dabei manche Feindseligkeit wecken. Schon 1861 wäre der Dichter, der überhaupt nur die Wintermonate an der Isar zubrachte, gerne ganz von München wieder fortgezogen. Sein königlicher Gönner wollte ihn jedoch nicht ziehen lassen. 1863 besuchte G. die alten Erinnerungsstätten am Rhein und kehrte erst im Januar 1864 nach München zurück, wo er gar bald seinem königlichen Schirmherrn († am 10. März) einen letzten Ehrengruß in die Gruft nachzusenden hatte. Bei seinem Abscheu gegen Richard Wagner mußte ihn das München König Ludwig's II. noch unleidlicher dünken als es ihm schon unter König Max gewesen war. Mit banger Sorge folgte er der Entwicklung der deutschen politischen Verhältnisse, beklagte in seinen Liedern den Conflict in Preußen, jubelte im Siegeslied von Düppel und stand 1866 naturgemäß völlig auf Seite Preußens. Schon König Max hatte einmal an dem unitarischen

Wunsche eines Geibel'schen Gedichtes Anstoß genommen. Als nun G. bei König Wilhelm's Besuch in Lübeck am 13. September 1868 in seinem Begrüßungsgedicht die Hoffnung aussprach, der Preußenadler möge bald „übers Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer“ ziehen, wurde bei Geibel's Rückkehr nach München durch königl. Cabinetsbefehl vom 14. October sein Gehalt „bis auf Weiteres sistirt“. Am 19. October erbat G. in einem Schreiben, das würdevolles, berechtigtes Selbstgefühl in ehrfurchtsvoller Form aussprach, vom König die Enthebung von seiner Ehrenprofessur und als Capitular des Maximilianordens. Erwägt man, daß G. in einem Gedichte ausdrücklich als sein politisches Bekenntniß ausgesprochen hat: „Sein gefürstet Banner trage jeder Stamm wie er's erkor“ und nur ihre Einigung vor der alle überragenden Kaiserstandarte gefordert hatte, so durfte der Briefschreiber wol mit Recht betonen, daß er „das vollkommen berechtigte Selbstgefühl des bairischen Stammes“ nicht verletzt habe. Der sonst so großgesinnte Baiernkönig war in jeder Hinsicht übel berathen, als er der gehässigen und unklugen Maßregelung des deutschen Dichters freien Lauf ließ. Es war eine natürliche Folge, daß der preußische Cultusminister schon am 5. November dem nach Lübeck zurückgekehrten Dichter König Wilhelm's Verleihung eines lebenslänglichen Ehrensoldes von tausend Thalern mittheilte. Die dabei in Aussicht gestellte Universitätsprofessur war wol auf keiner Seite ernstlich gemeint. Mehr als eine Verwahrung gegen das Vorgehen in München als aus künstlerischen Gründen erfolgte 1869 auch die Verleihung des Schillerpreises an Geibel für seine Tragödie „Sophonisbe“. Hatte die in München erfahrene Behandlung in Geibel's Seele einen Groll zurückgelassen, so brachte auch für ihn der Ausbruch des großen Krieges Milderung. Indem König Ludwig dem sieggekrönten Bundesfeldherrn die deutsche Kaiserkrone anbot, erfüllte er ja selbst den Wunsch, dessen Aussprechen seine Berather zwei Jahre vorher dem Lübecker Dichter so sehr verübelt hatten. Noch in München war von G. 1864 eine lyrische Sammlung „Gedichte und Gedenkblätter“ zusammengestellt worden, zu Weihnachten 1871 ließ er die „Heroldsrufe“ (5. Aufl. 1888) erscheinen. Von dem in Athen zur Neujahrswende 1839/40 niedergeschriebenen „Thürmerlied“ bis zu den Strophen zur Feier des Frankfurter Friedens (18. Juni 1871) sind hier Geibel's „ältere und neuere Zeitgedichte“ vereinigt. Da in den gesammelten Werken die beiden Gruppen 1849—66, 1866—71 nicht alle Gedichte der ursprünglichen „Heroldsrufe“ enthalten, behält das Bändchen seinen selbständigen Werth für G. und als dichterische Illustration der deutschen Geschichte dreier wichtigster Jahrzehnte. 1875 schloß G. die vieljährige Arbeit am „Klassischen Liederbuch“ ab; 1877 sammelte er in den „Spätherbstblättern“, deren Eigenart der treue Freund aus Münchner Tagen Moriz Carriere mit Geibel's früheren Liedern feinsinnig verglich (Beil. z. Allg. Ztg. Nr. 345), die im letzten Jahrzehnt entstandenen Gedichte. War G. viel durch Krankheit gequält, so konnte er, da seine Tochter schon 1872 den Lübecker Rechtsanwalt Dr. Fehling geheirathet hatte, sich doch am Erblühen seiner Enkel erfreuen. Wiederholt genoß er den Landaufenthalt zu Schwartau; an Besuchern fehlte es ihm weder hier noch in Lübeck, wo er am 6. April 1884, einem Palmsonntag, starb.

G. hat sich in Drama, Epik und Lyrik versucht. Wie er aber seine Erstlingstragödie „König Roderich“ (1844) selber von der Sammlung seiner Werke ausschloß, so hat er aus zahlreichen dramatischen Fragmenten einzig das Vorspiel seiner Albigensertragödie „Die Jagd von Beziers“ veröffentlicht. Auf Anregung seines Freundes Curtius schrieb G. ein Lustspiel „Die Seelenwanderung“, später „Meister Andreas“ betitelt, bei dessen Uraufführung am 7. April 1847 auf dem prinzlichen Liebhabertheater Curtius' Zögling, der

spätere Kaiser Friedrich, den Spaßanstifter Buffalmaco spielte. Ueber Geibel's Quelle vergl. Markus Landau, Beilage zur Münchner Allgem. Zeitung, 1884, Nr. 246. Ohne jedes dramatische Leben ist die 1882 veröffentlichte Dramatisirung des Sprichworts „Echtes Gold wird klar im Feuer“. Die Loreley hat G. mit wenig Glück als Textbuch für Mendelssohn bearbeitet. 1858 erschien als „Tragödie aus der Nibelungensage“ seine „Brunhild“ (Gg. R. Röpe, Die moderne Nibelungendichtung, Hamburg 1869) und 1868 die dann preisgekrönte „Sophonisbe“. Man wird Hebbel's zornige Geringschätzung des ganzen Münchner Kreises ungerecht finden können, dennoch muß man das Empfinden begreifen, das den geborenen Dramatiker beschlich, wenn er seinen gewaltigen Werken den Weg zur Bühne versperrt und diese blutleeren Schemen Geibel's bevorzugt sah. Natürlich schreibt G. auch im Drama gute Verse, verleugnet seine vornehme Gesinnung nicht, allein Kraft und Stärke fehlen ihm. Er hat keine dramatische Ader. Aber auch bei Lesung der Ottaverime des unvollendeten, modernen, halb komischen Epos „Julian“ (drei Gesänge) erkennt man, daß Geibel's Begabung sich hierfür nicht eignet. Zum Ersatz dafür ist die Umdichtung der nordischen Sage von „König Sigurd's Brautfahrt“ (1846) in eine Art Kudrunstrophe dem Nachahmer Uhland's wohl gelungen. Für die Wiedererzählung einer Liebes- und Feengeschichte aus Tausend und Einer Nacht in reimlosen, fünffüßigen Trochäen („Morgenländischer Mythus“ 1865) fehlt G. die sinnliche Farbenpracht. Dagegen ist sein Monolog Judas in Blankversen mit dem Versuche, den Verrath des gläubigsten Jüngers in dem von Goethe im Plan seines „ewigen Juden“ angedeuteten Sinne zu motiviren, in ihrem gewaltigen Zusammenfassen eine wirklich bedeutende Dichtung. Diesen größeren epischen Versuchen reihen sich dann die Balladen und kleineren erzählenden Dichtungen an. Auch ihnen merkt man es wol an, daß ihrem Verfasser die dramatische Begabung versagt war. Geibel's beide mit Recht berühmtesten erzählenden Gedichte „Sanssouci“ und „Der Tod des Tiberius“ tragen den Charakter von schildernden Reflexionsdichtungen. Antike (Nausikaa, Der Tod des Perikles) wie mittelalterliche Sagen (Gudrun's Klage; Volker's Nachtgesang), die verschiedensten Jahrhunderte der Geschichte lieferten ihm Balladenstoffe. Der Einfluß Uhland's und des Volksliedes wiegt dabei vor, aber auch die Form des Monologs aus Schillers „Kassandra“ wirkt nach, die Terzinen und die Schaurigkeit des „Templers“ erinnern an Chamisso'sche Vorbilder. Trotz trefflicher Leistungen wird man G. kaum einen Platz in der ersten Reihe der deutschen Balladendichter zugestehen können, um so sicherer aber einen in der vordersten Linie der nachgoetheschen Lyriker. Auf Geibel's einflußreiche historische Stellung in der Entwicklung unserer Lyrik im 19. Jahrhundert wurde bereits hingewiesen. Der eingerissenen Vernachlässigung der Form und der Heine'schen zersetzenden Ironie, die spielende epigrammatische Geistreichigkeit an Stelle warmen Fühlens einschmuggelte, beiden der Lyrik drohenden Gefahren gegenüber vertrat G. Platen'sche Formenstrenge und Wahrheit der Empfindung. Wenn er auch zur Pflege der durch Klopstock, Hölderlin, Platen erworbenen Odenform und freien Rhythmen mahnte, die elegische Form selber meisterhaft handhabte, so hielt er als Schüler Eichendorff's und des Volksliedes doch die vierzeilige Reimstrophe für die natürliche Form der deutschen Lyrik. Er achtete auf Reinheit der Reime, mehr noch auf sorgsame Pflege der Sprache. Mit Recht ist G. von germanistischer Seite gerade wegen dieses Verdienstes vor den meisten seiner Zeitgenossen gerühmt worden. Ungerecht dagegen ist der beliebte Tadel, der in G. wegen der Weichheit der Empfindung nur eine Art Lyriker für Backfische sehen wollte.

Es trifft vollkommen für seine Dichtung zu, wie er selbst die Aufgabe gekennzeichnet hat:

„Nicht die Empfindung allein, auch was in ernster Erfahrung
Ihn das Leben gelehrt, spreche der Lyriker aus,
Aber vom Herzen gereift zum Herzen rede die Weisheit
Aber im Strom des Gefühls sei der Gedanke gelöst.“

Gewaltige Leidenschaften und Schmerzen, wie sie etwa einen Friedrich Hebbel durchstürmten, hat G. nie erfahren, wenn er auch wiederholt manchen lieben Herzenswunsch männlich niederringen mußte und dabei an des Gesanges Gabe sich zu trösten suchte. Aber mit warmer und echter Empfindung hat er das Leben in sich aufgenommen und in seinen wahr gefühlten Liedern mit schlichten, doch melodischen Worten wiedergegeben, wie er es empfand. Rein und vornehm ist seine Empfindung wie seine Sprache. Die Vaterlandsliebe füllte sein tiefstes Wesen. Hoffnungsstark blieb der fromme, aber kirchenfremde Dichter auch in trübster Zeit als deutscher Patriot, wie er im eigenen Leben allen Weltschmerz und alles Grämliche sich ferne hielt. Als Dichter der „Heroldsrufe“ steht G. wol ebenbürtig neben Uhland's und Walther's politisch-vaterländischer Poesie.

Eine Ausgabe seiner „Gesammelten Werke“ einschließlich des größten Theils seiner Uebersetzungen hat G. selbst noch 1883 in acht Bänden (Stuttgart, Cotta) zusammengestellt; dritte Auflage 1893. Als Ergänzung erschienen 1896 „Gedichte aus dem Nachlaß“, fünfte Auflage 1897. Von den 1858 in Cottaschen Verlag übergegangenen „Gedichten“ ist 1900 die 127. Auflage erschienen, die zweite Auflage einer Auswahl für die Schule 1899. Einzelne Gedichte und Aphorismen veröffentlichte Gaedertz in der Deutschen Rundschau, Litzmann in den „Erinnerungen“.

Von der trefflichen Biographie des mit dem Dichter befreundeten Karl Goedeke ist nur der erste Theil, bis zur Berufung nach München reichend, Stuttgart 1869 erschienen; K. Th. Gaedertz, Geibel, Sänger der Liebe, Herold des Reiches, ein deutsches Dichterleben. Leipzig 1897. Zahlreiche Erinnerungen an G. haben seine Freunde oder deren Beauftragte veröffentlicht, so Ernst Curtius und W. Jensen in den Beilagen z. Münchner Allgem. Zeitung 1884, Nr. 212/14 und 128/29; Klaus Groth, Meine Beziehungen zu E. G. „Nord und Süd“, August 1884; W. Deecke, Aus meinen Erinnerungen an E. G., Weimar 1885. Besonders werthvolles bietet Carl C. T. Litzmann, E. G. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern, Berlin 1887. K. Th. Gaedertz ergänzte seine „Geibel-Denkwürdigkeiten“, Berlin 1886, noch durch eine besondere Studie „Geibel und Holtei“ im litterarischen Echo, 1, 1202, nachdem er schon im 7. Bde. des Biographischen Jahrbuchs f. Alterthumskunde 1884 einen Nekrolog auf G. veröffentlicht. Ueber G. und Kugler hat P. Heyse im 26. Jahrgang der Deutschen Rundschau 1899, wie über sein eigenes Verhältniß zu G. in seinen „Jugenderinnerungen“ gehandelt. Alle Freunde Geibel's und zahlreiche Dichter finden wir vereinigt in dem von Arno Holz herausgegebenen Geibel-Gedenkbuch, Berlin 1884.

Die beste Charakterisirung von Geibel's Dichtung findet sich noch immer bei Goedeke. — Max Koch, Geibels Werke, Beil. z. Münchner Allg. Ztg. 1883, Nr. 351/53. K. Leimbach und H. Trippenbach, Geibel's Leben, Wirken und Bedeutung, 2. Aufl., Wolfenbüttel 1894. Jos. Bandel, Zeitgenössische Dichter, Stuttgart 1882, S. 151—214. Ueber Einzelheiten: K. Strackerjan, G.; Die Romantiker, Oldenburg 1882; H. Lindenberg, G. als religiöser Dichter, Lübeck 1888; K. Gg. Siebert, Ueber ein charakteristisches

Element in der Lyrik Geibel's, Marburg 1859. Chr. Petzet, Die Blüthezeit der deutschen politischen Lyrik, München 1903, S. 242—259. W. Scherer's Gedenkrede auf G., Berlin 1884, Sonderabdruck aus Deutsche Rundschau 40, 36—45. M. Koch.

Geibel: Friedrich Wilhelm Karl G., Buchhändler, geb. am 26. August 1806 in Halle a. S., † am 6. October 1884 in Illenau. Seine Eltern waren Joh. Wilh. G., Besitzer einer Kunsthandlung in Halle a. S., die Mutter Amalie Karol. Sachße, die jüngste Tochter eines wohlangesehenen Hallischen Bürgers. Nach Beendigung seiner Schulzeit betrat G., 16 Jahre alt, die buchhändlerische Laufbahn, bestand bei Wilhelm Lauffer in Leipzig seine Lehrzeit und begab sich dann auf die Wanderschaft, und zwar geraden Wegs nach Ungarn, um bei Hartleben in Pest eine Gehülfenstelle anzunehmen. Er verblieb darin 13½ Jahre. 1841 erlangte er die Concession zur Errichtung eines eigenen Geschäfts, das er mit immer steigendem Erfolge für Sortiment und Verlag führte.

Die seit 1849 eingetretenen ungünstigen Verhältnisse in Ungarn veranlaßten G., 1850 von Pest nach Leipzig überzusiedeln. Seine unter der Firma Karl Geibel weitergeführte Verlagsbuchhandlung veröffentlichte in den folgenden Jahren noch viele Werke; genannt seien „Der Rubin" und „Ein Trauerspiel in Sicilien" von F. Hebbel; Erdmann's „Psychologische Briefe", gut populäre Bücher wie Hartmann's „Glückseligkeitslehre", „Das Brautgeschenk", Hennig, „Mutter und Kind" u. v. a. Auch am communalen Leben wie an der Ausbildung der buchhändlerischen Organisation betheiligte sich G. lebhaft.

G. hatte sich 1841 mit Leonore Weisz, geb. 1820 in Szegedin, vermählt. Von den dieser glücklichen Ehe entstammenden vier Söhnen widmeten sich zwei dem Buchhandel. Der älteste, Stefan Franz Karl G., geb. am 19. Mai 1842 in Pest, übernahm im J. 1866, zunächst in Gemeinschaft mit dem Vater, die Firma Duncker & Humblot in Berlin, seitdem in Leipzig. Einer der ersten Verträge, die er über große Unternehmungen abschloß, war der mit der Königl. Bayr. Historischen Kommission in München über die Allgemeine Deutsche Biographie. Zu nennen sind weiter Ranke's Sämmtliche Werke, Binding's Handbuch d. deutschen Rechtswissenschaft, die Schriften des Vereins f. Socialpolitik u. v. a. Seit dem 1. Januar 1899 gehört sein dritter Sohn Otto Carl Geibel der Firma als Theilhaber an. — Der zweite Sohn von F. W. K. Geibel, Dr. Adolf Geibel, ist seit 1879 Besitzer der Firma Georg Reichardt Verlag in Leipzig; an ihn ging auch der Verlag von Karl Geibel über.

K.

Geigel: Alois G., Arzt und Professor der Medicin in Würzburg, daselbst 1829 geboren und am 10. Februar 1887 verstorben, machte seine medicinischen Studien in Würzburg, München und Wien, war einige Zeit Assistenzarzt auf den Kliniken von v. Marcus und v. Bamberger, habilitirte sich 1855 als Privatdocent, wurde 1863 außerordentlicher Professor und Director der Poliklinik, 1870 ordentlicher Professor für die Poliklinik, ambulante Kinderklinik und Hygieine. In diesen Stellungen verblieb G. bis zu seinem Lebensende. Er war ein tüchtiger Arzt und als akademischer Lehrer sehr anregend. Die Zahl seiner schriftstellerischen Arbeiten ist ziemlich beträchtlich. Die Titel einiger der wichtigeren sind: „Beitrag zur physikalischen Diagnostik mit besonderer Bezugnahme auf die Formen und Bewegungen der Brust" (Habilitationsschrift, Würzburg 1855); „Geschichte, Pathologie und Therapie der Syphilis" (ebd. 1867); „Oeffentliche Gesundheitspflege" (in v. Ziemssen's großem Handbuch der spec. Pathologie und Therapie, 1874.

3. Aufl. 1882); „Das Schöpfradgebläse angewendet auf Pneumatotherapie“ (Leipzig 1877, zusammen mit A. Mayr). Dazu kommen kleinere Arbeiten zur physikalischen Diagnostik, zur Lehre von der Cholera u. a. G. war Mitherausgeber der „Medicinisch-chirurgischen Monatshefte“ (Erlangen 1863) und Mitarbeiter an dem v. Ziemssen'schen Sammelwerk der Pathologie und Therapie.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt II, 516; VI, 815.

Pagel.

Geiger: August G.-Thuring, Landschaftsmaler, geboren 1861 zu München, † am 28. December 1896 ebendaselbst. Als dem Sohn eines Privatiers stand seiner artistischen Entwicklung nichts im Wege; er besuchte die Akademie, bildete sich unter dem damals schon greisen, immer aber noch titanischen Albert Zimmermann. „Die Großartigkeit der baierischen, tiroler und österreichischen Gebirgswelt mit ihren gigantischen Bergkuppen, Schneealpen, Gletschern, wildaufschäumenden Wasserfällen und Sturzbächen übte mit ihrem hochpoetischen Zauber einen großen Einfluß auf das Gemüth des jungen Mannes, der als geübter Hochtourist unermüdlich neue Studien sammelte und zu originellen Bildern gestaltete, welche schon 1886 (Die Teufelsbrücke) im Kunstverein und auf den Ausstellungen erschienen und vielen Anklang und Beifall fanden.“ Auch für illustrirte Zeitschriften lieferte sein immer bereitwilliger Stift schöne Beiträge. Seine Begabung, rasch zu skizziren und seine Ideen zu malerischen Gebilden zu gestalten, zeigte sich bei jeder Gelegenheit, wo er mitwirkend und unterstützend in Thätigkeit trat. Auch zu heiteren Festen und wohlthätigen Bestrebungen bot unser Maler immer seine opferbereite, erfindungsreiche Hand, so bei den frohen Abenden der Münchener „Geselligen Vereinigung“, der „Bürgersängerzunft“, im Comité des sogenannten „Armenballs“, bei den Maienspielen und verschiedenen Veranstaltungen der Künstlervereine. In Kostümen und Volkstrachten wußte er guten Bescheid; auch lieh er seinen Erfindungen das belebende Wort und war mit echt dilettantischer Vielseitigkeit als Dichter, Musiker und Schriftsteller thätig; er excellirte mit Prologen, humoristischen Essays, Theaterstücken, grotesken Balladen und Musikstücken bei jeder Gelegenheit. Diese zersplitternde Thätigkeit übte keinen nachtheiligen Einfluß auf seine Kunst; er saß ausdauernd hinter der Staffelei, um seinen Bildern die bestmögliche Vollendung zu geben.

Zu seinen gelungensten Oelbildern gehören die Ansicht von „Herzogenstand und Haimgarten“ und ein „Wolkenbruch in den Tauern“: „Unter der Gewalt des Sturmes biegen sich die schlanken Fichtenstämme, massige, zerrissene Wolken jagen geballt dahin, man vermeint das Brausen und Tosen des wüthend angeschwollenen, alles vernichtenden Wildbaches zu vernehmen“. Im Mai 1895 veranstaltete G. eine Ausstellung von 17 Bildern, darunter ein „Kirchhof“, eine „Bergwiese nach dem Regen“, Erinnerungen von den Geländen nächst der „Mangfall“, eine „Abendsonne bei Mondaufgang“ und ein „Februar-Abend“. Während manche seiner Beleuchtungseffecte etwas zu bunt geriethen, glückten ihm Stimmungen von trüben, umwölkten Tagen in hochgelegenen Bergthälern mit über die Scene laufenden Wolkenschatten. Im J. 1887 hatte er sich mit Fräulein Louise v. Hagn vermählt, welche, selbst künstlerisch veranlagt, dem Maler eine treue Begleiterin auf allen Bergtouren wurde und ihn bei seinem künstlerischen und geselligen Wirken und Leben thatkräftig unterstützte. Leider erlag sein anscheinend zähelebiger Organismus einer infolge von Influenza eingetretenen Gehirnentzündung. Kurz vor seinem Ableben hatten die Eltern ihre goldene Hochzeit gefeiert! — Sein aus einigen

hundert Nummern bestehender Nachlaß wurde im April 1897 im Kunstverein zur Ausstellung gebracht und fand sehr beifällige Abnahme.

Vgl. Kunstvereins-Ber. f. 1896, S. 74 ff. — Bettelheim, Jahrb. 1897, S. 50.

Hyac. Holland.

Geisthirt: Johann Konrad G., aus einer alten Familie Schmalkaldens stammend, geboren daselbst Anfang September 1672 als Sohn eines Schneiders. Er widmete sich dem Lehrerberuf, war 1700—1706 Cantor in Berka a. d. Werra, dann Cantor und Collega quartus am Gymnasium zu Eisenach, wo er von 1707 an den Historiographen Christian Juncker zum Rector hatte; sein Todesjahr ist unbekannt, um 1737 befand er sich noch am Leben. Das Hauptwerk des fleißigen G. ist die „Historia Schmalkaldica“, eine sehr schätzbare, aus den Quellen geschöpfte Chronik von Schmalkalden, die er um 1718 ausarbeitete. Daneben schrieb er etwa 1720 auch eine „Schmalkaldia litterata“. Das handschriftliche Original der „Historia“ befindet sich in der herzogl. Bibliothek zu Gotha, Abschriften davon in Kassel und Schmalkalden. Zum Druck gelangten die beiden Werke erst 1881—1889 und 1894 durch den Verein für hennebergische Geschichte zu Schmalkalden. Handschriftliche Sammlungen von G. über Eisenach im allgemeinen und Eisenacher Kirchengeschichte im besonderen, liegen in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.

Leipziger Gelehrte Zeitung 1723, S. 110 ff. — Druckausgabe der Historia Schmakaldica, Heft V, S. V—VI. — W. Germann, Christian Juncker und sein hennebergisches Geschichtswerk, S. 69 (Neue Beiträge z. Gesch. deutschen Alterthums, Lfg. 15).

Mitzschke.

Gelder: Lucia van G., Genremalerin, geboren am 18. November 1864 als die Tochter des Kunsthändlers Em. van G. zu Wiesbaden, † zu München am 18. April 1899, wurde frühzeitig durch die Bilder der besten Zeitgenossen für künstlerische Eindrücke vorbereitet. Nach der Uebersiedlung ihres Vaters übernahmen zu München Prof. Liezen-Mayer und Max Thedy ihre Ausbildung im Zeichnen und Malen; nebenbei studirte sie die alten Meister in der Pinakothek. Achtzehnjährig malte sie schon Bildnisse und excellirte mit ansprechenden Genrebildchen, darunter ein altes, mit Nähen beschäftigtes Mütterchen (1883), eine Kirchenscene, dann mit herzgewinnenden Kinderspielen: „Die Schaukel“, „Der kleine Doctor“ (wo ein altväterisch aufgeputzter Knabe mit ernster Kennermiene dem Lieblingskätzchen seines Schwesterleins den Puls fühlt), ein Thema, welches die Malerin immer neu in sinniger Weise öfters wiederholte. Dazu kamen im gleichen Kaliber „Der eingeseifte Othello“, „Der Dorfbarbier“, „Contrebande“, die „Wundersame Erzählung“, die ganz aus ihrem tiefen Innern heraus empfundene „Geigenspielerin“ (1898), die Scene „Am Krankenbett“ u. dgl. Darstellungen von anmuthenden Kinderspielen und launigen, herzerfreuenden, urgesunden und erheiternden Erlebnissen. Die meisten dieser Arbeiten wurden durch Photographie, Licht- und Farbendruck und Holzschnitt in Zeitschriften (Ueber Land und Meer; Familien-Kalender f. 1897) weiter verbreitet. „Die Künstlerin wird als eine Gestalt von ätherischer Schlankheit geschildert, wie aus einem der idealen Bilder Rossettis oder Burne Jones herniedergestiegen; selbst immer ein holdes Bild, ob sie sicher und graziös an ihrer Staffelei arbeitete, oder in Mußestunden die geliebte Violine mit wohlbeherrschtem Bogen handhabte, — so waltete sie wie ein glücklicher Sonnenstrahl unter ihren Angehörigen. Die übermächtige Empfindung dieser schönen Seele zehrte leider frühzeitig die allzuzarte Hülle auf.“

Vgl. Das geistige Deutschland, 1898, S. 221. — Abendblatt 108 d. Allgem. Ztg., 19. April 1899. — Alfred Niedermann's kurze und schöne Charakteristik im Kunstvereins-Ber. f. 1899, S. 70. — Bettelheim, Jahrbuch 1900, S. 121. Hyac. Holland.

Gelzer: Johann Heinrich G., Theologe und Historiker, geboren zu Schaffhausen am 17. October 1813, † auf dem Witwald im Baseler Jura am 15. August 1889.

G. stammte aus einer alten Bürgerfamilie Schaffhausens. Der Vater hat die Geburt des jüngsten Kindes nicht erlebt. Die Mutter, Elisabeth geborene Abegg, weckte in der zarten und empfänglichen Seele des Knaben den Keim einer innigen Frömmigkeit, welche die Richtung seines Lebens bestimmt hat. G. besuchte die Volksschule und das Gymnasium der Vaterstadt. Seine ungewöhnliche Begabung wurde von seinen Lehrern, dem Pfarrer Maurer und dem Antistes Veith erkannt und der letztere verschaffte ihm die Mittel für das akademische Studium. G. studirte in Zürich, Jena, Halle und Berlin, und verweilte wiederholt in Göttingen. Da er seine ursprüngliche Absicht, Pfarrer zu werden, seiner zarten Gesundheit wegen aufgeben mußte, bestimmte ihn das Vorbild des großen Schaffhausers Johannes v. Müller für das Studium der Geschichte, ohne daß dadurch die religiöse Grundrichtung seines Denkens und Strebens geändert worden wäre. Vielmehr ist gerade die Verbindung umfassenden geschichtlichen Wissens mit einer ausgesprochenen ethisch-religiösen Tendenz für Gelzer's Schriftstellerei und Lehrthätigkeit charakteristisch geworden. „Ethik und Geschichte", schrieb er später, „gehören zusammen, wie inneres und äußeres Leben, wie Gedanke und Wort. Ohne tieferen sittlichen Sinn würde die Geschichte eine Lästerung Gottes oder der Menschheit, oft genug ist sie beides zugleich. Ohne geschichtlichen Sinn, ohne historische Erfahrung verlöre sich die Ethik leicht in jenen falschen Idealismus, welcher den festen Boden unter den Füßen verliert. Es entstände eine Sittenlehre, die ihre Ideale und Gesetze frei schwebend in die Luft hängt, ohne zu fragen, ob im Menschen ein Bedürfniß dafür und eine Kraft dazu vorhanden sei und ob je ein ähnliches Streben vorhanden gewesen."

Von den deutschen Universitätslehrern haben ihn besonders Ewald und Tholuck sowie der Jenenser Historiker Luden gefesselt. Luden (s. A. D. B. XIX, 370) war wie G. ursprünglich Theologe gewesen. Seine erste gedruckte Schrift war eine Predigt „Ueber den Glauben an den Sieg des Guten". Seine Laufbahn als Historiker war in ihren Anfängen durch Johannes v. Müller geleitet worden. Goethe hatte ihm seine besondere Gunst zugewendet. Als Luden aber 1813 zu politischer Schriftstellerei überging, rieth ihm Goethe, die Welt ihren Gang gehen zu lassen und sich nicht in die Zwiste der Könige zu mischen, „in welchen", sagte er, „doch niemals auf Ihre oder meine Stimme gehört werden wird", ein sprechendes Zeugniß der Verständnißlosigkeit des 18. Jahrhunderts für den Geist einer neuen Zeit. Aber gerade dieser Geist war es, der in den Ueberlieferungen der Burschenschaft lebendig war und G. in Jena mächtig ergriff. Wie von der Theologie in die Geschichte so begleitete ihn der ursprünglich religiöse Impuls seiner Natur von der Geschichte in die Politik. Der Glaube der Königin Luise: „es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Ich glaube fest an Gott, also an eine sittliche Weltordnung", Stein's Ueberzeugung, daß das Schlechte in der Welt „durch die Idee und die Meinung" wieder gestürzt werden könne, dieser politische Idealismus der Freiheitskriege hat sich in Gelzer's Wirken lebendig erhalten bis in eine Zeit, welche mit dem Worte „Realpolitik" die Lösung aller politischen Räthsel zu besitzen glaubte. G. bekannte sich zu der „Religion der wahren

Politik: alles Ernstes daran zu glauben, daß Gottes Gerechtigkeit das letzte, tiefste Wort der Weltgeschicke sei".

In Jena erwarb G. 1836 auf Grund einer Dissertation über „Prinz Moritz und Oldenbarneveld — eine politische und kirchliche Krise der Niederlande" die philosophische Doctorwürde. Fünfzig Jahre später hat die theologische Facultät derselben Universität ihn zum Doctor der Theologie gemacht.

Den Winter 1836/37 verlebte G. als Hauslehrer einer englischen Familie in Südfrankreich und Nizza und brachte dann als Erzieher in der Familie v. Erlach mehrere Sommermonate auf dem Schlosse Spiez bei Thun zu, dessen reiche Bibliothek ihm die bequemste Gelegenheit bot, sich in die Schweizergeschichte einzuarbeiten. Mit Beginn des Winters ließ sich G. als Privatgelehrter in Bern nieder. Durch Vorträge geschichtlichen und ethischen Inhalts gelang es ihm, aus den besten Kreisen der Berner Gesellschaft ein verständnißvolles und dankbares Publicum zu sammeln. Er las im Winter 1837/38 über Schweizergeschichte, im folgenden Winter gleichzeitig über allgemeine Geschichte und über christliche Ethik. Seine Vorlesungen über Schweizergeschichte erschienen gedruckt, zuerst „Die drei letzten Jahrhunderte der Schweizergeschichte" in zwei Theilen 1838 und 39, später auf Grund von in Basel gehaltenen Vorlesungen: „Die zwei ersten Jahrhunderte der Schweizergeschichte" 1840. Dazwischen erschienen 1839 die ethischen Vorlesungen unter dem Titel: „Die Religion im Leben oder die christliche Sittenlehre, Reden an Gebildete". Dieses Buch hat große Verbreitung gefunden und ist zuletzt 1863 in vierter Auflage gedruckt.

Zum Wintersemester 1839/40 habilitirte sich G. als Privatdocent in Basel, wo er mit zweimaliger Unterbrechung durch längere Aufenthalte in Italien bis 1844 gewirkt hat, seit 1842 als außerordentlicher Professor. Gelzer's Vorlesungen wendeten sich in dieser Zeit neben Geschichte und Politik der Litteraturgeschichte zu und führten zu dem Unternehmen einer Geschichte der deutschen poetischen Litteratur seit Klopstock und Lessing (erste Auflage in einem Bande 1841, von einer zweiten Auflage sind zwei Bände erschienen 1847 und 1849, von der dritten Auflage nur der erste Band 1858). Wie in der politischen Geschichte ist G. auch hier religiös-ethisch interessirt. Er bezeichnet selbst als den Grundgedanken seines Werks, „daß dem deutschen Geiste nicht nur ein wissenschaftlicher und philosophischer, nicht bloß ein ethisch-praktischer, sondern wesentlich auch ein religiöser Beruf innewohne, der in unserer Litteratur als dem Ausdruck des nationalen geistigen Lebens sich bedeutende Organe geschaffen hat". Aber er fand in unserer classischen Dichtung neben den Quellen des reinsten Idealismus auch die Anfänge entgegengesetzter Strömungen, aus denen ein großer Theil der zeitgenössischen Jugend seinen Atheismus und ethischen Radicalismus geschöpft hatte. „Unsere Bildung, unsere Litteratur stellt uns von der einen Seite an die Spitze des geistigen Europa, sie verbirgt noch Schätze von Entwicklungen, wie bisher keine andere Nation sie besitzt. Aber bis in ihr innerstes Mark ist sie auch durchzogen von Elementen der Zerstörung und Vergiftung, die zuletzt unsere Nation in ihren hoffnungsvollsten und jugendlichsten Gliedern mit sittlichem und geistigen Bankerotte bedrohen." G. würdigt die Werke der Poesie mit geläutertem Geschmack und ohne eine Spur von dogmatischer Befangenheit, aber mit dem tiefen, sittlichen Ernste, der auch dem künstlerisch vollendeten gegenüber auf seinen eigenen Maßstab nicht verzichtet und die Wirkung der Poesie zu hoch schätzt, um ihre Bedeutung für die religiös-sittliche Gesundheit des Volkslebens zu ignoriren. Wenn man der Litteraturgeschichte vorwarf, daß sie ungleichartiges vermische und der Poesie und Bildung fremdartige

Maßstäbe aufdringe, so durfte sich G. darauf berufen, daß die Einheit des inneren Lebens das Ziel aller wahren Bildung sein muß, und daß daher eine Verständigung zwischen den unvertilgbaren Interessen der Religion, der Bildung und des Lebens eine unabweisbare Aufgabe sei. Das Weihnachtsfest 1839 feierte G. in Bunsen's Hause, der seit dem Herbst des Jahres als preußischer Gesandter auf dem „Hubel“ bei Bern wohnte. „Sein Besuch“, schreibt Bunsen's Biograph, „bewies die Wirklichkeit einer bereits vorausgesetzten Freundschaft, deren Anfang durch einen Briefwechsel gemacht war“. Die nahe Beziehung beider Männer hat bis zu Bunsen's Tode gedauert. 1860 hat ihm G. eine Gedächtnißrede gehalten, die unter dem Titel „Bunsen als Staatsmann und Schriftsteller“ gedruckt ist. Durch Bunsen kam G. in Beziehung zu Guido v. Usedom und zu dem Berliner Kreise, welcher bei dem Thronwechsel das Ziel verfolgte, die lange vermißte Fühlung zwischen der preußischen Regierung und der wissenschaftlichen und publicistischen Bewegung der Zeit herzustellen. In diesem Sinne redigirte Usedom die preußische Staatszeitung und wünschte G. für die Mitarbeit zu gewinnen.

G. hatte 1839 eine Denkschrift über die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich herausgegeben, eine ergreifende Schilderung der Kämpfe, durch welche der Angriff des siegreichen und übermüthigen Radicalismus auf die heiligsten Güter der religiösen Ueberlieferung von einem gesunden Naturvolke kraftvoll zurückgewiesen wurde. Dieses Bild einer conservativen und ganz religiösen Volksbewegung hatte die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelm's IV. erregt und da gleichzeitig die Litteraturgeschichte die Augen weiterer Kreise auf G. lenkte, so erfolgte 1843 seine Berufung nach Berlin. Vor dem Antritt des neuen Amtes unternahm G. eine Reise nach England, Schottland und Irland. Nachdem er sich im September 1844 mit Julie Sarasin in Basel vermählt hatte, siedelte er zu Beginn des Winters 1844 nach Berlin über und hielt am 31. October seine Antrittsvorlesung über „Die ethische Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart“. Es folgten Jahre erfolgreicher Thätigkeit, glücklichen Familienlebens und eines mannichfaltigen und erfreulichen freundschaftlichen Verkehrs mit Gelehrten und Staatsmännern Berlins.

Im J. 1846 machte G. im Auftrage Friedrich Wilhelm's IV. eine Reise nach Wien und der Schweiz. In Wien wurde der vergebliche Versuch gemacht, Metternich für ein thatkräftiges Handeln zur Verhinderung des Sonderbundskriegs zu bestimmen. In der Schweiz machte G. eingehende Studien über die Verhältnisse der geheimen deutschen Verbindungen, deren Ergebnisse in einer Denkschrift niedergelegt wurden. Diese Denkschrift wurde dem Könige überreicht und 1847 als „Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Radicalismus und Communismus“ zuerst in Huber's Zeitschrift „Janus“ anonym veröffentlicht.

Im Frühjahr 1850 wurde G. durch eine schwere Erkrankung genöthigt, seine Vorlesungen einzustellen und Berlin zu verlassen, wohin er seitdem nicht wieder dauernd zurückgekehrt ist. Zunächst fand er Heilung durch einen neunmonatlichen Aufenthalt in Südfrankreich und Italien, den er zu eingehenden Studien über die politischen Zustände des katholischen Südens nach der Revolution von 1848 benutzte. Als Frucht dieser Studien erschienen 1852 „Protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien“ (zweite Auflage 1868). In Sorrent erfreute ihn die Bekanntschaft Tocqueville's, dessen politischen Ideen G. ein sympathisches Verständniß entgegenbrachte. Die unbefangene Würdigung der demokratischen Richtung der Zeit, die Einsicht in das Unaufhaltsame dieses Zuges unterschied G. mehr und mehr von seinen conservativen Freunden aus der vormärzlichen Zeit und von den tonangebenden Politikern

der Reaction, denen, wie er in der Vorrede zur dritten Auflage der Litteraturgeschichte sagt, „die culturgeschichtliche Desorientirung wie eine geistige und nationale Excommunication auf der Stirn geschrieben stand". „Die drei großen Traditionen unserer Geschichte", schreibt G. ganz im Geiste Tocqueville's, „Monarchie, Aristokratie und Kirche sind mit dem Untergange bedroht, wenn sie nicht eine fruchtbare Ehe mit der Demokratie, der Kraft der Gegenwart und Zukunft, eingehen".

Nach der Rückkehr aus dem Süden ließ sich G. in Basel nieder, das von da an sein Wohnsitz geblieben ist. Da Gelzer's Gesundheit die Wiederaufnahme der regelmäßigen Lehrthätigkeit verbot, so suchte er ein anderes Arbeitsfeld, um für seine religiösen und politischen Ideen zu wirken. Von 1852—1870 gab er die „Protestantischen Monatsblätter" heraus, eine „Zeitschrift für innere Zeitgeschichte". Die tiefe Entmuthigung aller Patrioten nach dem Niedergang der preußischen Politik wollte er bekämpfen durch das Vertrauen auf „die Höhe und die Vorzüge der seit einem Jahrhundert erblühten deutschen Bildung". G. erkannte, daß die Lösung der Zukunftsfrage bedingt sei „durch die Erscheinung großer Männer, genialer Helden des Kriegs und Friedens, deren Auftreten von keinem weltlichen Willen abhängt, sondern ein ausschließliches Geheimniß der göttlichen Weltregierung ist". Aber wenn die Stunde der Erfüllung kam, sollte sie ein bereites und reifes Geschlecht finden. Diesem Ziele sollten die Monatsblätter dienen. Sie haben eine große Anzahl der besten Männer Deutschlands als Mitarbeiter und Leser in einer Gemeinschaft des Geistes und der Gesinnung verbunden, welche so tief gegründet keine andere Zeitschrift hergestellt hat. Daneben blieb G. seiner Neigung für öffentliche Vorträge vor einem gemischten Publicum treu. In Basel hielt er verschiedene Reihen von Vorträgen, so 1862 über die Geschichte Europas seit 1848. Das Ziel war immer „die Geschichte des 19. Jahrhunderts als angewandte Ethik zu dociren".

Als 1856 die Spannung zwischen der Schweiz und Preußen wegen der Neuenburger Frage einen Grad erreicht hatte, welcher die Gefahr eines Krieges nahebrachte, ging G. auf Veranlassung seiner conservativen Freunde in Basel, ohne amtliche Mission, aber mit Wissen des Bundespräsidenten, nach Berlin, wo er die beiden ersten Monate des Jahres 1857 verweilte. Er hielt einen klaren und bündigen Verzicht auf Neuenburg für Preußen ebenso wünschenswerth wie für die Schweiz und sah deshalb keinen Gegensatz zwischen den Interessen seiner Heimath und denen des Vaterlandes seines Berufs und seiner Bildung. Vor allem war er überzeugt, daß die Ehre beider Staaten fordere, den Streit unter sich auszumachen und nicht einen Schiedsspruch Europas, d. h. Napoleon's, herbeizuführen. Namentlich war es für die Schweiz nach Gelzer's Ansicht von höchster Bedeutung, „daß sie nicht wie die Türkei ein Schachbrett werde, auf welchem die europäischen Mächte ihre Züge und Gegenzüge ausführen". G. hatte mehrere eingehende Unterredungen mit dem Könige und wußte das leidenschaftlich bekümmerte Herz des am Vorabende seiner Erkrankung stehenden Herrschers mit der ihm eigenen Zartheit und Wärme wohlthuend zu berühren, so daß ihn der König beim Abschiede seinen wahren Freund nannte und ihn bat, nach Berlin zurückzukehren, wo er immer freien Zugang zu ihm haben solle. Ohne Frage war es auch sachlich von Bedeutung, daß der Schweizer Standpunkt durch einen nicht radicalen sondern im innersten Grunde conservativen Politiker vertreten wurde und G. durfte es sich zum Theil als sein Verdienst anrechnen, wenn der König endlich darein willigte, Verhandlungen mit dem Ziele der völligen Lösung Neuenburgs einzuleiten, nachdem vorher die gefangenen Neuenburger Royalisten in Freiheit gesetzt

waren. Der Bundesrath hat G. in einem amtlichen Schreiben für seine in Berlin geleisteten Dienste gedankt. Für G. waren jene Berliner Tage auch um deswillen bedeutsam, weil die Verhandlungen auf preußischer Seite durch den preußischen Bundestagsgesandten geführt wurden und er auf diese Weise einen lebendigen persönlichen Eindruck des Staatsmannes erhielt, der die zeitgeschichtlichen Probleme zur Lösung bringen sollte.

Zwei Jahre später war G. wieder in Berlin. Die Regentschaft schien die Hoffnung der conservativ-liberalen Kreise zu erfüllen, denen sich G. bei fortschreitender Entfremdung von den Conservativen der Reaction zugewendet hatte. Sobald Bethmann-Hollweg zum Cultusminister ernannt war, berief er G. nach Berlin und suchte ihn für eine leitende Stellung in seinem Ministerium zu gewinnen. G. hat damals mehrere Monate in Berlin gearbeitet und bei Ausführung einer Denkschrift über den Jesuitenorden in Preußen 1849—1859 sich zugleich Klarheit darüber verschafft, ob er sich zu einer regelmäßigen Beamtenthätigkeit entschließen könne. Das Ergebniß dieser Prüfung fiel verneinend aus und G. empfing zugleich, schon in diesen Honigmonden der neuen Aera, so entschiedene Eindrücke von dem Ungenügen der vorhandenen Kräfte für die zu lösenden Aufgaben, daß er keine Neigung fühlte, seine Zukunft diesem Schiffe anzuvertrauen, vielmehr gern in seine Baseler Muße und Freiheit zurückkehrte.

Durch den ihm von Berlin her befreundeten Freiherrn v. Roggenbach wurde G. 1860 dem Großherzog Friedrich von Baden zugeführt, welcher sich durch die vielseitige Bildung und die religiöse Wärme Gelzer's angezogen fühlte und sich ihm zunächst persönlich in häufigem, ergiebigen Gedankenaustausch verband. Als Schüler Arndt's, Schlosser's und Dahlmann's war der Großherzog von demselben Interesse für Geschichte und demselben politischen Idealismus beseelt wie G. Die Verehrung von Stein's Andenken, der Glaube an die deutsche Zukunft, Pläne für eine Reform der nationalen Erziehung vereinigten beide Männer und Gelzer's unerschöpfliches, geschichtliches Wissen, sein nie versagendes Gedächtniß waren dem lebhaften Bedürfniß des Großherzogs nach geschichtlicher Belehrung von höchstem Werthe. Bei der Erziehung des Erbgroßherzogs konnte G. durch Rath und That behülflich sein und er trat namentlich durch diese Thätigkeit auch zu der Großherzogin in ein Vertrauensverhältniß. Im Juni 1866 schickte der Großherzog G. nach Berlin, in einer vertraulichen Mission an König Wilhelm, welche keinen anderen Erfolg hatte, als Gelzer's persönliche Beziehungen zu diesem einzuleiten und ihm das Vertrauen des Königs zu verschaffen. Nach dem durch die öffentliche Meinung erzwungenen Umschwunge der badischen Politik mußte G. den Großherzog in der schwersten Krisis verlassen. Aber unmittelbar nach der Entscheidung trat er nunmehr auch in amtlicher Weise in den Dienst des Großherzogs. An demselben 27. Juli, an welchem Mathy mit Neubildung des Ministeriums beauftragt wurde, wurde Gelzer's Ernennung zum badischen Staatsrath mit Mathy's Gegenzeichnung vollzogen. Als solcher nahm G. an den Friedensverhandlungen Theil. Schwer empfand er wie sein Fürst die herbe Enttäuschung, daß Baden von dem neuen Bunde ausgeschlossen bleiben mußte. Dagegen brachte ihm der längere Aufenthalt in Berlin die Gelegenheit zu öfterem, vertraulichen Verkehr mit dem Kronprinzen, und er hielt sich gern an das Wort der Kronprinzessin, daß es den beiden Friedrich nördlich und südlich des Mains noch beschieden sein müsse, die deutsche Frage in ihrem ganzen Umfange zu lösen.

Die folgenden Jahre verflossen für den Großherzog in der peinlichen Beengung zwischen dem Drängen seines eigenen Patriotismus und seiner

Volksvertretung nach dem Anschlusse an den Nordbund und Bismarck's ablehnender Haltung. In diesen Jahren war es Gelzer's Bestreben, seinen fürstlichen Freund in geduldigem Ausharren zu bestärken, zugleich aber König Wilhelm bei mehrfachen eingehenden und vertraulichen Besprechungen auf die noch ungelösten Aufgaben seines Hauses für Deutschland hinzuweisen. Im Jahre 1867 verlebte G. mehrere Wochen in München, wo ihn der Ministerpräsident Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der G. schon aus seinen Schriften kannte und schätzte, mit freundschaftlichem Entgegenkommen aufnahm und in sein Programm einweihte. Zu Beginn des Jahres 1870 ging G. nach Rom, um im Auftrage des Königs Wilhelm und des Großherzogs die Entwicklung der Dinge auf dem vaticanischen Concil aus der Nähe zu beobachten. Durch seine umfassende historische Bildung und durch die Milde und Weitherzigkeit seiner Religiosität gewann G. mit leichter Mühe Beziehungen zu den nicht jesuitisch verbildeten Vertretern eines religiösen Katholicismus auf dem Concil und durchlebte mit warmer Sympathie und rasch schwindender Hoffnung den unglücklichen Vertheidigungskampf dieser Kreise gegen den hereinbrechenden päpstlichen Absolutismus. Namentlich mit dem Bischof Hefele von Rottenburg schloß G. damals eine warme, persönliche Freundschaft, welche später auch die stärkste Prüfung bestanden hat. Denn eine solche war es für G., wenn auch dieser hochgebildete Mann, dieser reine, von allem weltlichen Ehrgeize freie Charakter es schließlich über sich gewann, gegen seine bis zuletzt offen bekundete Ueberzeugung seine Unterwerfung unter den Concilsbeschluß zu vollziehen.

Während des französischen Krieges verweilte G. einige Wochen des Spätherbstes in München, um im Auftrage des Großherzogs dafür zu arbeiten, daß König Ludwig für Kaiser und Reich gewonnen wurde. Es gelang ihm nicht, den König zu sprechen. Die Verhandlungen wurden durch den Cabinetsrath Eisenhart geführt, bei welchem G. von Anfang an ein volles, sympathisches Entgegenkommen fand, und durch einen Brief Gelzer's, über die Idee und die politische Bedeutung des neu zu errichtenden Kaiserthums, mit welchem König Ludwig demnächst seine volle Uebereinstimmung aussprach, abgeschlossen.

Bei Ausbruch des Culturkampfes war G. von Bismarck für eine persönliche und publicistische Unterstützung der Regierungspolitik ausersehen worden. G. würdigte aus voller Ueberzeugung das Ziel der Bismarck'schen Kirchenpolitik, aber er war über die Untauglichkeit der gewählten Mittel von Anfang an außer Zweifel. Er kannte die katholische Kirche genug und war von der ungeheuren Widerstandskraft auch irriger und verfälschter religiöser Volksstimmungen genügend unterrichtet, um von einem Kriege mit rein äußerlichen Mitteln, mit Gehaltsentziehungen und Gefängnißstrafen, Erfolg erwarten zu können. Nach seiner Meinung konnte nur eine nationale Erziehungsreform im großen Style, für welche er ein deutsches Cultusministerium forderte, langsame aber sichere Erfolge herbeiführen. Es war G. daher unmöglich, sich Bismarck zur publicistischen und persönlichen Unterstützung seiner Politik einfach zur Verfügung zu stellen. Er hat aber während des Culturkampfes durch wiederholte längere Aufenthalte in Rom im Auftrage des Großherzogs und des Kaisers für die fortlaufende Aufklärung der leitenden Persönlichkeiten über den Gang der Dinge gearbeitet und nach Aufhebung der preußischen Gesandtschaft beim Vatican in nicht amtlicher Weise Vermittlerdienste geleistet.

Die letzten Jahre verlebte G., von Arbeiten der praktischen Politik befreit, in seiner Studierstube und in seinem glücklichen Familienkreise. Den nordischen Winter liebte er durch die Flucht an die Riviera abzukürzen. Größere litterarische Arbeiten wurden durch die Beschwerden des Alters gehemmt, das

ehemals so thätige, viel bewegte Leben fand sein Ende in Stille und Meditation. In nahezu vollendetem 76. Lebensjahre erlag G. einem Schlaganfall auf einem Landsitze der Familie im Baseler Jura.

Der Bedeutung Gelzer's kann man nur gerecht werden, wenn man seine Arbeiten in Geschichte, Religion und Politik in ihrer Einheit und in der innigen Verbindung mit seiner Persönlichkeit auffaßt. G. war kein wissenschaftlich productiver Theologe, auch kein Geschichtsforscher im Sinne der deutschen Universitätsgelehrsamkeit. Im Mittelpunkt seines Denkens und Wirkens stand allezeit im kleinen wie im großen die religiös-ethische Einwirkung auf andere Menschen, derselbe mächtige Impuls, der ihn in frühester Jugend zur Wahl des geistlichen Berufes bestimmt hatte. Litterarische Arbeiten, politische Geschäfte, Reisen, Freundschaft, Geselligkeit, alles stand im Dienste dieser beherrschenden Tendenz. In dem kleinen Buche über „Schule und Erfahrung", 1844, hat G. die inneren Erlebnisse seiner Jugend und die Entstehung seiner religiösen Weltanschauung dargestellt. Die Nothwendigkeit einer vollkommenen Versöhnung zwischen Bildung und Religion war Gelzer's Grundüberzeugung. So schreibt er 1851 aus Italien: „Setzt sich in den denkenden und gebildeten Gliedern einer Nation die Ueberzeugung fest, die herrschende Religion lasse sich nur durch Niederhaltung der Wissenschaft und Wahrheit behaupten, so ist alle Gesundheit des höheren Lebens untergraben und das unersetzliche geistige Band zerrissen, welches die höchsten geistigen Güter des Daseins umschlingt, Glaube und Erkennen, Liebe und Wahrheit. Dann geht in üppigen Trieben wie eine geistige Wucherpflanze der Wahn im Herzen auf, es lasse sich überhaupt eine höhere Wahrheit nirgends finden, alle ideale Ueberzeugung sei Selbsttäuschung und das ganze Getriebe des Lebens und der Welt beruhe auf feinerem oder gröberem Egoismus". Aber so sehr G. für die Rechte der Wissenschaft und des Herzens zugleich eintrat, so war seine Religion doch nichts weniger als ein mühseliges Compromiß zwischen den Negationen der Kritik und den Positionen des Glaubens. Vielmehr hatte er einen Zug religiöser Genialität, durch welchen er das Wesen des Christenthums als ein ganzes, untheilbares in mystischer Unmittelbarkeit erfaßte. Lessing und Tersteegen standen ihm gleich nahe. „Mein Credo", sagt er, „ist größte Freiheit im historischen Glauben (Kritik), aber Unantastbarkeit der inneren Religion, der Religion Christi, die uns beten lehrt: Unser Vater! Nicht was Christus war, sondern was er wollte, ist das entscheidende. Der wahre Glaube ist ein unbegrenztes Vertrauen, ein heroisches Hingeben in Gottes Hände trotz aller Abgründe, die dem fragenden Geiste im Materialismus und Fatalismus entgegenstarren. Selig sind die nicht sehen und doch glauben! ist meine Losung gegen den Dogmatismus der Theologen und die poetische Intuition der Theosophen." G. stand während seiner Berliner Jahre der sogen. Vermittlungstheologie nahe und zählte deren namhafteste Vertreter, wie Ullmann, Hundeshagen, Dorner auch später zu seinen Freunden. Er selbst wurde an der Haltbarkeit dieses Standpunktes im Verlaufe seiner wissenschaftlichen Entwicklung irre und erkannte eine größere Unbefangenheit und Aufgeschlossenheit gegenüber der historischen Kritik für geboten. Dagegen war der reine Liberalismus, wie ihn sein Landsmann Schenkel in Baden vertrat, seinem religiösen Gemüthsleben unerfreulich. Er vermißte an ihm religiöse Tiefe und Wärme. Als Schüler Herder's verband G. mit der Innerlichkeit und Sammlung einer ganz persönlichen religiösen Stimmung und Begeisterung den Zug in die Weite der Weltbildung und des Menschenlebens. An einem Gesinnungsgenossen früherer Jahre konnte er in reiferem Alter tadeln, daß er über den Augustinischen Pietismus, der sich nur in dem Gegensatz von Sünde und Gnade bewegt, nicht hinausgekommen sei. „Diese Anschauung",

schreibt G., „hat ethische Tiefe gegenüber der sittlichen Oberflächlichkeit der Welt, aber für das religiöse Verständniß der Natur und der Weltgeschichte hat sie keinen Raum“. „Was sein Jahrhundert bedurfte“, heißt es bei der Besprechung Herder's in der Litteraturgeschichte, „war ein allerwärmender und belebender Hauch göttlichen Lebens, eine Fülle innerer, unverkümmerter Existenz, ein Aufatmen aus vollem Herzen, woran das fröstelnde Unbehagen der Zeitbildung, die Unruhe des zweifelnden Sehnens genesen konnte“. Dieses urwüchsige, innerlich gesunde, seiner selbst gewisse religiöse Leben war Gelzer's eigener Besitz, der seinen Schriften die überzeugende Kraft gibt und seinen persönlichen Einfluß in weiten Kreisen, bei Menschen der verschiedensten Art und Bildung, begründete.

Nekrologe in der Allgemeinen Schweizer Zeitung vom 17. August 1889 und in den Nummern vom 5., 6., 7. September 1889; in Nr. 223 der Baseler Nachrichten und in den Nummern 109 und 110 der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 10. und 12. Mai 1890 (Herrmann Schultz). — Friedrich Curtius, Heinrich Gelzer. Gotha 1892. — Ueber Gelzer's politische Thätigkeit: Ottokar Lorenz, Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs. S. 86 ff., S. 414 ff. Friedrich Curtius.

Gensler: Johann Günther G., hamburgischer Bildnißmaler. Er wurde am 28. Februar 1803 als der älteste Sohn eines Goldplätters und Goldspinners geboren. In der behaglichen Häuslichkeit seiner tüchtigen Eltern hat sich bei ihm, wie bei seinen beiden Brüdern (s. unten) ein pflichttreues, besonnenes und wohlwollendes Wesen und eine gegenwarts- und heimathsfrohe Stimmung entwickelt. Nachdem er bei den einheimischen Künstlern Rachau und Gerdt Hardorff und nicht auf einer Akademie Unterricht erhalten, gewann er viel im Studium holländischer Porträtisten und Tizian's bei einem Besuche Dresdens 1829 und der Niederlande 1837 und bei einer italienischen Reise. Die Aufsätze des gebildeten Mannes in den „Hamb. Nachrichten“ und seine Thätigkeit an verschiedenen Schulen haben zur Weckung des Kunstsinnes in seiner Vaterstadt viel beigetragen. Er starb am 28. Mai 1884. — Zwei von ihm sehr fein gemalte Kniestücke charakterisiren seinen gemüthstiefen, etwas träumerischen Vater und seine energischere, würdige Mutter mit großer Wahrheit und Tiefe. Seine Gruppenbilder fallen durch eine damals ungewöhnliche, an die Holländer erinnernde, natürliche und wohlmotivirte Gruppirung auf. Am gestaltenreichsten und bedeutendsten ist dasjenige von 1841, auf welchem man die Mitglieder des Hamb. Künstlervereins sieht, wie sie, um einen Tisch versammelt, die Vorlegung von Kunstblättern durch Martin Gensler erwarten. Ihre Haltung ist ohne alle Pose. Statt der zu dem harmlosen Vorgang passenden und augenscheinlich erstrebten Unbefangenheit in den Mienen findet man dagegen noch hie und da etwas vom Pathos des von G. bekämpften Historienbildes. Dieses Gemälde und Gensler's beste Leistungen überhaupt befinden sich in der Kunsthalle zu Hamburg.

Johann Jacob G. (21. Jan. 1808 bis 26. Jan. 1845), Bruder des Vorigen. Er war Schüler Gerdt Hardorff's und dann in Eutin Wilhelm Tischbein's. Auf sein eigentliches Gebiet, die Darstellung des Volkslebens in seiner durch Landschafts- und Erwerbsverhältnisse bedingten Physiognomie, wurde er 1830 zusammen mit Hermann Kauffmann (s. d.) in München gewiesen, als er den Realisten Heß und Bürkel nähertrat. In der Heimath hat er dann statt der Gebirgsscenen das tägliche Treiben und Arbeiten der Blankeneser, Vierländer und Ostseefischer im Haus und im Freien beobachtet und in Zeichnungen, Radirungen, Aquarellen und Oelgemälden (Mondschein

am Strande, Heimkehr der Scheveninger Fischer, Spinnerinnen in Blankenese, Kirchhof in Chestorf u. a.) treu wiedergegeben. Dabei verzichtete er, im Gegensatz zu den Süddeutschen, auf das novellistisch Anziehende, meist auch auf den leicht weichlich wirkenden Ton des Idyllischen und so gut wie ganz auf den des Romantischen.

Martin G. (9. Mai 1811 bis 14. Dec. 1881), Bruder von J. G. und J. J. Gensler. Seine Lehrer waren G. Hardorff und sein Bruder Günther. Ein Zeugniß von großem Talent und zugleich von seinem noch oft bewiesenen Interesse für malerische alte Architektur gab der bescheidene Künstler mit einem Aquarell des baufälligen Johannisklosters schon als Siebzehnjähriger. Mit solchen Neigungen hängt es auch zusammen, daß er in Düsseldorf 1836 der Ritter- und Klosterromantik für längere Zeit anheimfiel (vgl. z. B. „Wanderers Frage um Obdach"), wobei seine Technik starken Schaden nahm. Später lenkte er mehr in die Bahnen seines frühverstorbenen Bruders Jacob ein und nahm das Dasein der Bauern aus der Umgegend Hamburgs, aber auch derer aus dem westlichen und mittleren Deutschland zum Gegenstand sorgfältiger Aquarelle. — Einst dem Goldschmiedsberufe untreu geworden, bewies er doch Zeit seines Lebens viel Sinn für das Kunstgewerbe und hat er ihn litterarisch, ferner in Herstellung von mancherlei Entwürfen und endlich in der höchst verdienstvollen Begründung des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe bethätigt. Wie Jacob G. hat auch er nach dem großen Hamburger Brande eine größere Zahl von Dankesurkunden gezeichnet.

Alfred Lichtwark, Hermann Kauffmann und die Kunst in Hamburg von 1800—1850. München 1893, S. 60—65; — derselbe, Das Bildniß in Hamburg. Hamburg 1898. Bd. II, S. 175—186.

Emil Benezé.

Georg, Landgraf von Hessen-Darmstadt, „der Eroberer und Vertheidiger von Gibraltar", berühmter Feldherr, ist am 25. April 1669 als Sohn des regierenden Landgrafen Ludwig's VI. und dessen zweiter Gemahlin Elisabetha Dorothea, der Tochter Herzog Ernst's des Frommen von Sachsen-Gotha, im Residenzschloß zu Darmstadt geboren. Schon in früher Jugend des Vaters beraubt (1678), erhielt er unter der Leitung seiner thatkräftigen Mutter, welche nach dem ebenfalls 1678 erfolgten Tod des Landgrafen Ludwig VII. für ihren erst elfjährigen ältesten Sohn Ernst Ludwig die Regentschaft übernommen hatte, eine streng religiöse Erziehung, zugleich aber auch eine sorgfältige Unterweisung in den Kriegswissenschaften. In letzterer Beziehung ging seine Mutter, dem Geist der Zeit entsprechend, so weit, daß sie schon im J. 1684 den wiederholten Versuch machte, ihren kaum fünfzehnjährigen Sohn Georg an die Spitze eines in Hessen zu werbenden Regimentes und mit diesem in den Dienst mächtiger deutscher Potentaten zu bringen. Da der Plan mißlang, schickte sie ihn zugleich mit seinem älteren Bruder Ernst Ludwig auf Reisen. Auf „einer großen Tour" lernte so Landgraf G. in dem Zeitraum vom 1. Juni 1685 bis 21. October 1686 die Schweiz, Frankreich und den Niederrhein kennen; ganz besonders eingehend wurde den Plänen der Landgräfin entsprechend Paris studirt. Nach seiner Rückkehr führte ihn der Wunsch der Mutter in die Türkenkriege. Er nahm als Freiwilliger an dem Feldzug des Jahres 1687 in Ungarn theil und zog dann im J. 1688, nach einem kurzen Aufenthalt in Darmstadt, zum zweiten Mal gegen den Erbfeind des christlichen Glaubens zu Felde. Hatte G. im J. 1687 eine mehr untergeordnete Stellung eingenommen, so sollte er jetzt viel selbständiger auftreten. Er wurde nämlich bestimmt, an dem glorreichen Kampfe, welchen christliche Waffen im Dienste der Republik Venedig, damals noch der Mitbeherrscherin

der Weltmeere, auf der Halbinsel Morea gegen die Ungläubigen führten, als Führer eines Regimentes von 1000 Mann in zehn Compagnien (mit Einschluß einer Grenadiercompagnie) Antheil zu nehmen. In dieser Stellung betheiligte er sich mit seinen Truppen bei der unglücklichen Belagerung von Negroponte, dem einzigen bemerkenswerthen Ereigniß des fehlgeschlagenen Feldzugs, und wurde bei dieser Gelegenheit wegen seiner hervorragenden Tapferkeit zum Brigadeführer von fünf Regimentern ernannt. Nach Ausgang dieses Krieges in die Heimath zurückgekehrt, verweilte er bis zum Jahre 1691 in Darmstadt bei seinem seit 1688 mündig gewordenen und die Regierung Hessens seitdem selbständig führenden Bruder, Landgraf Ernst Ludwig. Im J. 1691 eröffnete sich ihm eine doppelte Carrière. Auf der einen Seite zog ihn seine Neigung an den Hof des englischen Königs Wilhelm III., unter dessen krieggeübter Oberleitung es noch harte Kämpfe in Irland auszufechten galt. Andrerseits wiesen die Traditionen des hessischen Hauses nach dem österreichischen Dienste hin. Georg's Schwanken kam nun zwar scheinbar durch die im Anfang 1691 erfolgte Ernennung zum Obristen eines von da an bis zum Tode des Landgrafen den Namen des hessen-darmstädtischen Regimentes oder kurz „Regiment Darmstadt“ tragenden Cürassierregimentes zum Abschluß. Trotzdem nahm er noch im Juli 1691 an dem Feldzug des Königs Wilhelm gegen die Iren rühmlichen Antheil und fand dabei einen solchen Gefallen am englischen Dienste, daß er sich mit der Absicht trug, ihn nach einem Abstecher nach Wien, wenn auch nur vorübergehend, wieder aufzunehmen. Diesen Plan vereitelten ihm jedoch die inzwischen veränderten Verhältnisse auf dem Schauplatz der Türkenkriege. Landgraf G. hielt es im Blick auf die im J. 1691 in Ungarn stattgehabten Kämpfe zwischen der kaiserlichen Heeresmacht und den Türken für eine Ehrensache, dem Ruf nach England vorerst nicht zu folgen und sich dem kaiserlichen Dienst nunmehr mit ganzer Kraft zu widmen. Im Verfolg dieses Gedankens betheiligte er sich 1692 an einem neuen Türkenzug, kämpfte 1693 mit Markgraf Ludwig von Baden, einem der größten Feldherren seiner Zeit, zusammen am Rhein und unter dem Grafen Caprara 1694 als Generalfeldwachtmeister bei der kaiserlichen „Hauptarmada“ wieder in Ungarn. Kurz vorher war er, berühmten Mustern aus seiner Zeit folgend, zur katholischen Kirche übergetreten.

Alle bisher erwähnten kriegerischen Bethätigungen des Landgrafen G. tragen den Charakter der Vorbildung für sein eigenstes Lebenswerk, seine Feldzüge in Spanien. Als er im Frühjahr 1695 von Wien aus mit den österreichischen Hülfstruppen als commandirender General nach Catalonien ging, da war daselbst schon seit sieben Jahren der Krieg im Gange. Es kämpften die Truppen Ludwig's XIV. mit den Truppen der „großen Allianz“, und es handelte sich dabei in den Jahren, da G. ankam, vor allem um den Besitz von Barcelona. Es gelang nun zwar dem französischen Oberbefehlshaber Vendôme, die von dem Vicekönig von Catalonien, dem Landgrafen und anderen Commandanten vertheidigte Stadt Ende August 1697 einzunehmen. Doch ist hervorzuheben, daß die Capitulation gegen des Landgrafen Willen und hinter seinem Rücken geschah, und daß G. durch seine Umsicht und Tapferkeit bei der Vertheidigung sich die Liebe und Begeisterung der Stadtbevölkerung zu erwerben verstand. Daß man dies sein Verdienst trotz des ungünstigen Ausgangs auch in Madrid zu schätzen wußte, zeigt sich daran, daß man ihn nach dem bald auf Barcelona's Capitulation folgenden Frieden von Ryswick in Madrid mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfing, ihn zum Granden erster Classe erklärte, zum Ritter des goldenen Vließes, Kammerherrn und Obristen der königlichen Garde zu Pferd ernannte und mit kostbaren Geschenken und

einer bedeutenden Pension bedachte. Ja, man ernannte ihn im Decbr. 1697 zum Vicekönig von Catalonien. Mit diesen Auszeichnungen, denen von Wien aus im November 1699 für die bei Barcelona bewiesene Tapferkeit, sowie die unermüdliche Thätigkeit für die österreichische Sache die Ernennung zum Feldmarschall folgte, hatte Landgraf G. freilich für die nächste Zeit die Höhe seines Ruhmes erstiegen. Das Zögern des Wiener Hofes, Hülfstruppen zu schicken, und sich bei Zeiten die spanische Erbfolge zu sichern sowie die französischen Intriguen und Erfolge (Ernennung des Enkels Ludwig's XIV. zum Nachfolger Karl's II.) machten es nach dem Tode des Königs Karl († am 3. Nov. 1700) und dem dadurch bedingten Regierungsantritt des Franzosen Philipp V. möglich, daß der „Held des Tages“, das „Ideal der Catalonier“ aus seiner Stellung als Vicekönig verdrängt wurde (1701).

Als Landgraf G. sich im Hafen der Stadt, die er so ruhmvoll vertheidigt, einschiffte, um Wien und dann Darmstadt wieder einmal aufzusuchen, sprach er die prophetischen Worte: „Ich werde nicht allein zurückkehren, sondern mit einem andern König von Spanien“. Dies Wort sollte sich eher, als er es geahnt, erfüllen. Bereits im März 1702 treffen wir ihn an der Spitze einer großen Seeexpedition gegen Spanien, deren Ziel (die Eroberung von Cadix) freilich mißlang, aber durch die Wegnahme der spanischen Silberflotte in der Bai von Vigo aufgewogen wurde. 1703 erhielt G. dann von Wien aus den Auftrag, die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und England zum Zweck der gewaltsamen Absetzung Philipp's V. und der Einführung des österreichischen Kronprätendenten Karl III. auf den spanischen Königsthron in London zu leiten. Nachdem ihm dies gelungen ist, treffen wir ihn im J. 1704 als Theilnehmer bei der großen Seeexpedition, die König Karl nach Portugal bringen und dann an den Küsten Spaniens neue Eroberungsversuche zu seinen Gunsten machen sollte. Von nun an ist er die eigentliche Seele aller Unternehmungen und Angriffe, die zur See in Spanien gemacht wurden. Von König Karl zum Stellvertreter mit der höchsten Machtbefugniß (vicario general de la corona de Aragon) ernannt, schiffte er sich an Bord des Admiralsschiffes der ihm allein zu Verfügung stehenden englischen Flotte ein und unternahm zuerst einen Angriff auf Barcelona. Als dieser infolge des Ausbleibens portugiesischer Unterstützungen und Hülfstruppen und der zögernden Stellung des die englische Flotte commandirenden Admirals Rooke mißlang, entschloß sich G. zu einem Hauptschlag, der Einnahme der für die ganze Kriegsführung hochwichtigen, stark befestigten, aber nur mit schwacher Besatzung versehenen Festung Gibraltar. Sie gelang auch durch eine Capitulation vom 4. August 1704, trug dem Landgrafen allerdings (namentlich von englischer Seite) nicht die Anerkennung ein, die ihm gebührte. Trotzdem ließ er dadurch sich nicht verbittern. Gerade die nun folgende Thätigkeit Georg's als (erster) Gouverneur der Stadt und Festung Gibraltar gibt dafür manches Zeugniß. Es gelang seiner Tapferkeit und Selbstverleugnung nicht bloß in zeitweilig sehr kritischen Lagen den Zurückeroberungsversuchen der Franzosen und Spanier zu trotzen und sich zwei Mal ihrem Kriegsglück gegenüber bis zum Entsatz durch die englische Flotte zu behaupten, er war auch in dem nach Aufhebung der Belagerung nach Catalonien unternommenen Feldzug die Seele aller vernünftigen Unternehmungen und der Vater aller gesunden Kriegspläne. Leider drang er auch hier nicht immer durch. Drei Wochen lang lag das Heer wegen der Unentschiedenheit der Engländer unthätig vor Barcelona. Als man endlich zum Angriff überging, da ereilte den Landgrafen gleich in der ersten Schlacht das Todesgeschick (am 14. September 1705). Grade der Feldzug, von dessen

Ausgang er sich am meisten versprochen, sollte ihn an das Ziel alles irdischen Strebens hinführen.

Tragisch wie dieser Tod des Landgrafen ist auch das Schicksal seines Leichnams geworden. Sein Körper wurde einbalsamirt und in zwei Särgen, deren Schlüssel Landgraf Georg's Bruder Heinrich mit nach Deutschland brachte, vorläufig in den Gewölben eines Klosters zu Grazia bei Barcelona beigesetzt. Ueber die weiteren Schicksale dieser sterblichen Ueberreste ist nichts bekannt. Genaue Nachforschungen im J. 1858 ergaben nur, daß alle Spuren derselben verschwunden sind. Es ist zu vermuthen, daß Philipp V. den Sarg des heldenmüthigen Landgrafen verschwinden ließ. Gerettet wurde nur das Herz des Landgrafen, welches sein Bruder Heinrich bei der Einbalsamirung hatte herausnehmen lassen, um es in einem mit starkem Weingeist gefüllten Porzellangefäß der tiefbetrübten Mutter zu überschicken. Freilich kam das Herz erst nach dem Tode der Landgräfin Elisabetha Dorothea in die Heimath. Es wurde sammt dem englischen Packetboot, das es heimbringen sollte, von den Franzosen erbeutet und erst 1711 nach langen Verhandlungen ausgeliefert. Jetzt ruht es in Darmstadt in der Gruft der Ahnen.

Tragisch erging es endlich mit seiner Würdigung. Man hat unter dem Druck englischer Darstellungen lange Georg's Bedeutung unterschätzt und vergessen, daß es doch Großthaten waren, welche der Held von Gibraltar, noch nicht 35 Jahre alt, vollbrachte. Um so mehr ist es nöthig festzustellen, daß die Erhaltung Gibraltars und die Eroberung Cataloniens Thatsachen sind, welche mit dem Wirken seiner Persönlichkeit in einem unlösbaren Zusammenhang stehn.

Das Leben und der Briefwechsel des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, des Eroberers und Vertheidigers von Gibraltar. Ein Beitrag zur Geschichte des spanischen Successionskrieges, zur Memoirenliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts, und zur hessischen Landesgeschichte. Nach den deutschen, englischen, französischen, spanischen, italienischen, holländischen und lateinischen Originalpapieren des britischen Museums und der Archive zu London, des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs zu Darmstadt, des k. k. Reichsarchivs zu Wien, der Archive von Paris, Madrid, Lissabon, Venedig und im Haag, von Gibraltar und Barcelona, des Königl. Würtembergischen Staatsarchivs zu Stuttgart und des Fürstlich Oettingischen Archivs zu Wallerstein dargestellt von Heinrich Künzel. Friedberg u. London 1859. — Prinz Georg von Hessen. Ein episches Gedicht. Nach histor. Quellen bearbeitet von C. Merck. Darmstadt 1855. — In dem erstgenannten Werk ist die gesammte Litteratur bis zum Jahre 1859 verzeichnet.

W. Diehl.

Georges: Karl Ernst G., einer der hervorragendsten Lexikographen der Neuzeit, geboren am 6. December 1806 in Gotha, † am 25. August 1895 in seiner Vaterstadt. Sein Vater, der Hofglasermeister war, wünschte, daß der Sohn dasselbe Handwerk erlerne, und obgleich dieser in seinem 14. Jahre schon in der Obersecunda saß, mußte er doch nach seiner Confirmation die Schulbank mit der Hobelbank vertauschen. Schließlich gelang es jedoch seinen inständigen Bitten, daß ihm der Vater nach halbjähriger Lehrzeit den Wiedereintritt in das Gymnasium Illustre gestattete, an dem damals schon neben Döring und Wüstemann der als Grammatiker und Lexikograph berühmte V. Ch. T. Rost thätig war. Für das letzte Jahr seiner Schulzeit siedelte er, da der Arzt dem überarbeiteten Schüler eine Luftveränderung anrieth, nach Nordhausen über, wo der später in Hamburg thätige Lexikograph Kraft seine schon damals lexikalischen Arbeiten zugewandten Neigungen lebhaft förderte.

Mit Kraft stand G. bis an dessen Lebensende in regem Verkehr. Nach Gotha zurückgekehrt, machte G. sein Abiturientenexamen und studirte dann von 1826 bis 1828 in Göttingen, wo er besonders O. Müller und B. Dissen hörte. Ostern 1828 begab er sich nach Leipzig und dort vollzog sich im Herbste jenes Jahres eine für sein ganzes späteres Leben entscheidende Wendung: er bot sich der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung als Mitarbeiter bei dem Scheller'schen Lexikon an, von dem damals G. H. Lünemann eine neue Auflage bearbeitete. Der Verleger übergab die Probebogen, welche der junge Student vorlegte, dem damaligen Director des Lyceums in Hannover G. F. Grotefend, und da sie dessen Beifall fanden, ward G. als Mitarbeiter engagirt. Die nächsten zehn Jahre widmete er sich nun ganz der lexikographischen Schriftstellerei. Auf Grund seines 1833 vollendeten Deutsch-Lateinischen Wörterbuches, von dem er der Jenenser philosophischen Facultät ein Exemplar an Stelle einer Dissertation einreichte, ward er am 5. März 1835 zum Doctor promovirt. Nach Lünemann's 1830 erfolgtem Tode hatte er die Bearbeitung des Scheller'schen Lateinisch-deutschen Lexikons allein übertragen bekommen: die 8. Auflage erschien 1837 unter seinem Namen und von dieser an rechnet er die Neubearbeitungen, denen er seit der vierten — der elften des Scheller'schen Lexikons — 1855 einen neuen Titel gab, als: „Lateinisch-deutsches Handwörterbuch, aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Bezugnahme auf Synonymik und Antiquitäten mit Berücksichtigung der besten Hilfsmittel ausgearbeitet von Karl Ernst Georges". Die letzte Auflage, die 6. resp. 7., ist M. Hertz gewidmet; auf dem Titel ist das in einer Auflage von 15 000 Exemplaren gedruckte Werk zuletzt als „Ausführliches lateinisches Handwörterbuch" bezeichnet. Jede Neuausgabe könnte eine vielfach verbesserte und vermehrte, oder eine fast gänzlich umgearbeitete genannt werden. Wie das deutsch-lateinische Wörterbuch ins Holländische, so ist das lateinisch-deutsche ins Englische übersetzt worden.

Von 1839—1856 bekleidete G. eine Stelle als Oberlehrer an dem 1837 gegründeten Realgymnasium zu Gotha und aus dieser Schulthätigkeit erwuchsen die werthvollen Arbeiten: „Zur Lehre vom Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche" (Gotha 1852), „Wüstemanni Memoria" (Gotha 1857) und „Gnomologia sive veterum Latinorum sententiae quae aut quid sit aut quid esse oporteat in vita breviter ostendunt" (Leipzig 1863). Wegen eines Augenleidens mußte sich G. Ostern 1856 als Lehrer zur Disposition stellen lassen, gab sich aber nunmehr mit doppelter Arbeitsfreudigkeit wieder der lexikographischen Schriftstellerei hin. Bereits im J. 1865 erschien sein „Kleines lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch", welches bis jetzt 7 Auflagen — die letzte bearbeitet von Georges' Sohne, Prof. H. Georges — erlebte. Um das reiche Material seines großen Werkes den Kreisen der Schule und der Schüler zugänglich zu machen, verfaßte er ferner ein Schulwörterbuch, welches als Stereotypausgabe bis jetzt in zahlreichen Neudrucken erschienen ist. Früher trug sich G. auch mit dem Plane eines lateinischen Thesaurus und begann ihn schon auszuführen („Thesaurus der klassischen Latinität", Bd. I in 2 Abthlgn., Leipzig 1854; Bd. II fortgesetzt von G. Mühlmann), gab ihn aber später, verhindert durch andere Arbeiten und in klarer Einsicht in die Ziele und Schwierigkeiten, denen die Arbeitskraft eines einzelnen Mannes nicht gewachsen sein konnte, wieder auf. In den letzten Jahren seines Lebens, als sein Augenlicht mehr und mehr zu schwinden begann, gab er aus den für sein Lexikon entstandenen Sammlungen unter Zuziehung der früheren und neueren grammatischen Arbeiten sein „Lexikon der lateinischen Wortformen" (Leipzig 1890) heraus, ein Werk, das von der Gelehrtenwelt einstimmig als

„sehr erwünscht und brauchbar“ bezeichnet wurde. Auf Bitten seines Verlegers hatte er ferner bereits 1847 Scheller's „Kleines lateinisches Wörterbuch in etymologischer Ordnung“ und 1885 die Koch'schen Specialwörterbücher zu Vergil und Cornelius Nepos einer Neubearbeitung unterzogen.

Außer diesen größeren Werken verfaßte G. aber auch noch eine bedeutende Zahl Artikel für philologische Zeitschriften, so vor allem vortreffliche Litteraturübersichten in den Bursian-Müller'schen Jahresberichten, zahlreiche Recensionen in der Berliner philologischen Wochenschrift, kritische Miscellen im „Philologus“, den Jahrbüchern für classische Philologie, im „Hermes“, im „Archiv für lateinische Lexikographie“ 2c. Mit einer großen Anzahl von Gelehrten stand er in regem Verkehr, in früheren Jahren besonders mit Ameis und Ludewig, in späteren mit R. Merkel, M. Hertz, O. Seyffert, M. Bonnet, F. Bolle, B. Dombach. — In seinen gelehrten Aufgaben ging G. vollständig auf und gönnte sich kaum wenige Abendstunden Ruhe; nur ein einziges Mal in seinem ganzen Leben unterbrach er seine peinliche Gelehrtenregelmäßigkeit durch eine Reise zur Philologenversammlung in Hannover — sonst war seine Studierstube seine Welt. Im persönlichen Verkehre von außerordentlicher Liebenswürdigkeit und seltener Bescheidenheit, trachtete er nicht nach äußeren Ehren, doch blieben auch diese nicht aus. Im J. 1839 verehrte ihm Herzog Ernst I. von Coburg-Gotha einen werthvollen Brillantring, 1863 erhielt er den Titel Professor und an seinem 50jährigen Schriftstellerjubiläum am 18. November 1878 das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft. Am 5. März 1885 war es G. vergönnt, sein 50jähriges Doctorjubiläum zu feiern, und bei dieser Gelegenheit erneuerte die Universität Jena sein Diplom. Zunehmende Augenschwäche zwang den greisen Gelehrten in den letzten Jahren seines Lebens zu feiern. Von seinen lexikographischen Arbeiten, welche von seinen Söhnen, Bibliothekar Prof. Dr. H. Georges in Gotha und Pfarrer E. Georges in Hochheim bei Gotha, fortgesetzt werden, urtheilte E. Wölfflin, daß sie „bis auf den heutigen Tag unübertroffen und selbst neben Forcellini-de Vit unentbehrlich sind“.

Vgl. R. Ehwald, Blätter für höheres Schulwesen, 1896, Nr. 1. — E. Wölfflin, Archiv für lateinische Lexikographie, 1895, S. 623 ff. — G. Schneider, Illustr. Ztg. 1879, S. 139 ff. — R. Ehwald, Ueber Fortschritte d. class. Alterthumswiss., Bursian's Jahresbericht 90. Bd., 24. Jg. 1896, 3. Abth. S. 143 ff. M. Berbig.

Gerber: Georg G., Professor der Stenographie und Obergerichtsschreiber in Nürnberg, wurde geboren am 16. October 1823 zu München und starb daselbst am 11. Mai 1872. Er studirte an der Universität zu München von 1842 bis 1847 erst Philosophie, dann Rechtswissenschaft, widmete sich aber nach seinem Staatsexamen im J. 1847 vorwiegend stenographischer Thätigkeit, und wurde dann 1860 Secretär und 1870 Obergerichtsschreiber am obersten Gerichtshofe des Königreichs Baiern. Er hatte die Stenographie 1840 bei Gabelsberger selbst erlernt und trat 1843 in das Stenographenbureau des bairischen Landtages ein, dem er bis 1856 als Stenograph und von 1856 bis 1870 als Vorstand angehörte; 1848 und 1849 war er auch Stenograph bei der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M. Er gab dann (1850) mit Gratzmüller die 2. Auflage des Lehrbuchs Gabelsberger's aus dessen Nachlaß heraus, wurde 1850 zum Nachfolger Gabelsberger's als Lehrer der Stenographie an der Universität und Polytechnischen Schule in München ernannt und übernahm später auch den stenographischen Unterricht an drei Gymnasien, am Cadettencorps und an der Gewerbeschule. Von 1851 bis 1858 führte er die Redaction der Münchener „Stenographischen Blätter“,

und wurde 1852 zweiter, von 1856 bis 1870 erster Vorsitzender des Münchener Gabelsberger'schen Centralvereins. In diesen Eigenschaften hat er sich an der Ausbildung und Verbreitung der Gabelsberger'schen Stenographie in hervorragender Weise betheiligt und galt als das Haupt der sog. „Münchener Schule" in der Gabelsberger'schen Stenographie, die vorwiegend conservativ gerichtet war. So vertrat er den Verein 1852 auf der I. Stenographenversammlung in München, arbeitete 1854 das vom Vereine erbetene Gutachten über die Einführung des stenographischen Unterrichtes in die höheren Lehranstalten Baierns aus, unternahm 1855 eine Propagandareise nach Mittel- und Norddeutschland, wobei er sich auch mit dem Dresdener Institut über eine Revision des Gabelsberger'schen Stenographiesystems benahm, und hatte an dieser 1857 in Dresden beschlossenen Revision einen Hauptantheil. Auch mit den weiteren Organisationsbestrebungen in der Gabelsberger'schen Schule ist sein Name eng verknüpft. Er wurde dann 1864 in den „Systemausschuß" der Gabelsberger'schen Schule gewählt und gehörte nach dessen Auflösung im J. 1868 zu den Mitbegründern des „Deutschen Gabelsberger-Stenographenbundes", dessen erster Vorort der von ihm geleitete Münchener Centralverein wurde. 1870 und 1871 trat G. von seiner stenographischen Thätigkeit zurück und erhielt 1871 den Titel als „Professor der Stenographie".

G. schrieb 1844 eine lateinische Dissertation über die tironischen Noten, 1855 das Programm des Wilhelmsgymnasiums „Gabelsbergers Stenographie an Bayerns gelehrten Mittelschulen", 1868 die geschätzte, auf umfangreichem Quellenstudium beruhende Festschrift zum 50jährigen Bestande der Gabelsberger Stenographie „Gabelsberger's Leben und Streben" (2. Aufl. 1886); auch half er 1855 Josef Miedler bei dessen Uebertragung der Gabelsberger'schen Stenographie auf die griechische Sprache.

Münch. Blätter f. Stenographie 1860 u. 1872. — Alteneder, Franz Xaver Gabelsberger (1902), S. 399—403. Johnen.

Gerber: Karl Friedrich Wilhelm von G., berühmter Jurist, sächsischer Staatsmann, wurde als Sohn bürgerlicher Eltern am 11. April 1823 zu Ebeleben (Schwarzburg-Sondershausen) geboren, wo sein Vater, ein durch Arbeiten über Horaz bekannter Philolog, Rector der lateinischen Stiftsschule war. Sechsjährig siedelte er mit seinen Eltern nach Sondershausen über, da die 1829 zu einem Gymnasium umgewandelte Stiftsanstalt dorthin verlegt worden war. Er besuchte diese bis zur Prima und studirte seit Ostern 1840 in Leipzig Philologie, wandte sich aber bald der Rechtswissenschaft zu und schloß sich namentlich dem berühmten Quellenforscher G. Hänel, der den strebsamen Studenten zu seinen Lieblingsschülern zählte, dem Germanisten Albrecht und dem Pandektisten Puchta an. Der nachhaltige Eindruck dieser Männer gibt sich deutlich in seinen Schriften zu erkennen. Vielleicht noch anregender war für ihn sein Aufenthalt auf der Heidelberger Hochschule (Michaelis 1841 bis Ostern 1843), wo er in Mittermaier und v. Vangerow hervorragende Vertreter seines Faches fand. Schon in seinem sechsten Semester, am 2. Februar 1843, promovirte er summa cum laude bei der Juristenfacultät der Carolina Albertina und bestand im Herbste darauf zu Sondershausen sein Staatsexamen. Eine einjährige Thätigkeit im praktischen Dienste ließ ihn schnell erkennen, daß sein auf die höchsten Ideale gerichteter Geist in dieser Art des juristischen Berufes niemals Befriedigung finden werde. Er zögerte daher nicht, trotz seiner Jugend sich Ende October 1844, also mit noch nicht 22 Jahren, in Jena zu habilitiren. Seine Vorlesungen über deutsches Privat- und Lehnrecht, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Encyklopädie der Rechts-

wissenschaft u. s. w., noch mehr aber sein im Juli 1846 erschienenes, von ganz neuen Gesichtspunkten ausgehendes Buch „Das wissenschaftliche Princip des gemeinen deutschen Privatrechtes“ (Jena 1846), erregten solches Aufsehn in Fachkreisen, daß er bereits Januar 1846 einen Ruf als Professor nach Königsberg bekam. Doch lehnte er ab und wurde wenige Monate später in Jena zum außerordentlichen Professor ernannt. Als ihm Ostern 1847 der durch Laspeyres' Tod erledigte Lehrstuhl für deutsches Recht an der Universität Erlangen angeboten wurde, zögerte er nicht, dem Rufe Folge zu leisten, so glücklich er sich auch im Kreise seiner Jenaer Berufsgenossen und namentlich in dem Hause des liebenswürdigen Justizrathes Guyet gefühlt hatte. In Erlangen entwickelte er eine ungemein segensreiche Thätigkeit. Sein hervorragendes Lehrtalent entfaltete sich zu voller Blüthe. Gleichzeitig arbeitete er rastlos an dem Werke, das seinen Namen unvergänglich machen sollte und noch heute an der Spitze aller ähnlichen Leistungen steht, an seinem „System des deutschen Privatrechtes“, dessen zwei Abtheilungen 1848 und 1849 in Jena erschienen und bis 1895 bereits 17 Auflagen erlebt haben. War bisher das deutsche Privatrecht unter der Einwirkung der historischen Schule (Eichhorn) „als eine buntscheckige Vielheit von Rechten im subjectiven Sinne“ erschienen, so bemühte er sich in diesem Werke ein dogmatisches Princip aufzustellen, das er „in der juristischen Analyse der im historischen Stoffe liegenden lebendigen Ideen erblickte, in ihrer Auffassung als individuelle juristische Größen und ihrer Construction nach derselben Methode, nach welcher das römische Recht seine Stoffe entwickelt“. Die Richtigkeit dieser Auffassung, ihre strenge Durchführung und die Meisterschaft der Sprache, die einfach, klar und infolge bildlicher Vergleichungen, poetischer Wendungen und gelegentlicher Dichtercitate, namentlich aus seinem Lieblingsschriftsteller Goethe, weit entfernt von jeder Trockenheit ist, machten die Arbeit zu dem, was sie noch heute ist, zu dem meist benutzten Lehrbuche des deutschen Privatrechtes. Es konnte nicht fehlen, daß nach dem Erscheinen dieses Aufsehen erregenden Werkes die verschiedensten deutschen Universitäten wetteiferten, G. zu gewinnen. Einen Ruf an Thöl's Stelle 1849 nach Rostock lehnte er ab. Ebenso gelang es ihm 1851, seine der Universität Gießen bereits gegebene Zusage wieder rückgängig zu machen, da Tübingen ihn als Ersatz des nach Leipzig übersiedelnden Wächter begehrte und ihm, da er sich in Gießen gebunden erklärte, auch die Würde eines Vicekanzlers antrug. So schied er nach fünfjährigem Aufenthalte, in den seine Vermählung mit Rosalie v. Bloedau, Tochter des fürstlich Schwarzburgischen Geheimen Rathes und Leibarztes v. Bloedau, fällt (1848), von Erlangen und siedelte Herbst 1851 nach Tübingen über, wo seiner Auszeichnungen verschiedenster Art warteten. Vom Vicekanzler stieg er Januar 1855 zu der Würde eines Kanzlers, d. h. Regierungsbevollmächtigten der Universität empor und erwarb damit einen Sitz im württembergischen Landtage. Seiner Lehrthätigkeit wurde er, zum großen Leidwesen seiner Hörer, längere Zeit durch Entsendung zu der Conferenz entzogen, die sich 1857—1861 in Nürnberg und später in Hamburg mit Abfassung eines Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches beschäftigte. Um das Zustandekommen dieser für Deutschland wichtigen Schöpfung hat sich G. als Vertreter Württembergs große Verdienste erworben. Als Beweis seines unbegrenzten Vertrauens trug ihm der König von Württemberg März 1861 das Cultusministerium an. Aber wegen der gerade schwebenden Verhandlungen mit Rom betreffs eines Concordates, das die katholische Kirche einseitig begünstigen sollte, lehnte er ab und verließ Tübingen, wo er sich übrigens nach dem 1859 erfolgten Tode seiner ersten Gemahlin mit deren Schwester Helene 1861 vermählt hatte. Mit Erhebung in den persönlichen

Adelstand ausgezeichnet, ging er 1862 als Professor und Oberappellationsgerichtsrath nach Jena und Ostern 1863 als Professor des deutschen Privat-, Staats- und Kirchenrechtes nach Leipzig. Am 25. April hielt er seine Antrittsvorlesung in der Aula über die Nachdruckgesetzgebung, ein Thema, das mit besonderer Rücksicht auf die Metropole des deutschen Buchhandels gewählt war, und eröffnete damit die Reihe seiner durch Klarheit wie vollendete Form gleich ausgezeichneten Collegien, die neben den Pandektenvorlesungen „des alten Wächter" und denen Roscher's über Nationalökonomie zu den bestbesuchten der Universität gehörten. Oft war das andächtig lauschende Auditorium hingerissen, so namentlich in der letzten Stunde des Wintersemesters 1870/71, wo der gefeierte Lehrer begeistert das Glück schilderte, seine Vorlesung mit dem vielversprechenden Ausblicke in die Zukunft schließen zu können, den die Gründung des neuen, deutschen Reiches dem vaterländischen Staats- und Rechtsleben eröffnete. Wie beliebt er bei seinen Amtsgenossen war, zeigte sich in seiner zwei Mal hintereinander erfolgenden Wahl zum Rector magnificus für die Jahre 1865/66 und 1866/67. Auch bekleidete er zwei Mal, 1868/69 und 1870/71 das Amt eines Decans der Juristenfacultät. Seine nationale Gesinnung bewirkte, daß er 1867 vom Leipziger Landkreise als Abgeordneter in den constituirenden Reichstag des norddeutschen Bundes gewählt wurde. Rückhaltlos trat er hier mit seiner ganzen Person für die Neugestaltung der deutschen Verhältnisse ein. In Leipzig erschien 1865 auch sein drittes großes Werk, „Grundzüge eines Systems des deutschen Staatsrechtes" betitelt (3. Aufl. 1880), nachdem er 1851 und 1852 in Tübingen zwei kleinere Arbeiten „Zur Charakteristik der deutschen Rechtswissenschaft" und „Ueber öffentliche Rechte" geschrieben hatte. Auch die „Grundzüge" waren ein grundlegendes Werk, auf dem spätere Bearbeiter des Gegenstandes, z. B. Laband, großentheils fußen.

Entscheidend für Gerber's weiteres Leben wurde die erste Landessynode in Sachsen 1871. Das Verständniß und Geschick, womit er als Präsident diese oft sehr schwierigen Verhandlungen leitete, bewirkten, daß er nach v. Falkenstein's Abgange Ostern 1871 zum Cultusminister ernannt wurde. Getreu wandelte er als solcher die Bahnen, die ihm sein Vorgänger gewiesen hatte. War dessen Streben schon darauf gerichtet gewesen, „an die Spitze der evangelisch-lutherischen Kirche eine wirklich geistliche Behörde zu stellen", so verwirklichte er 1873 diesen Plan durch Errichtung des halb aus geistlichen, halb aus weltlichen Räthen bestehenden Landesconsistoriums und löste mit dieser Behörde, die zwar einen rein kirchlichen Charakter trägt, gleichwohl aber auch das Laienthum zur Theilnahme an der Kirchenverwaltung heranzieht, in glücklichster Weise die schwierige Frage nach dem besten Ausgleiche zwischen Staat und Kirche. Die Wohlfahrt der Kirche und ihrer Diener ließ er sich auch nach Schaffung des Landesconsistoriums so viel als möglich angelegen sein. Die Lebensbedingungen der Geistlichen suchte er fortgesetzt günstiger zu gestalten und brachte es dahin, daß in Sachsen gegenwärtig „die finanzielle Lage derselben, sowie ihrer Wittwen und Waisen, unter allen deutschen Staaten mit an erster Stelle steht". Ferner ist es seiner Anregung zu danken, daß heut zu Tage jeder Christ in Sachsen die Wohlthaten und Segnungen der Kirche unentgeltlich genießen kann. Endlich ist auf dem Gebiete des Kirchenbaues während seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit als Cultusminister Dank der großen Opferwilligkeit des Staates Ansehnliches geleistet worden. Am meisten muß ihm aber Staat und Kirche dafür dankbar sein, daß er es von vornherein durch seine durchaus objective, aber feste und bestimmte Haltung der katholischen Kirche gegenüber verstanden hat, Sachsen vor den nachtheiligen Folgen des Culturkampfes, wie er rings in den Nachbarländern tobte, zu

bewahren. Die angesichts des katholischen Hofes sehr schwierige Frage nach Stellung des Staates zur katholischen Kirche regelte er gründlich. Nicht ohne Mühe setzte er 1876 das Gesetz wegen des staatlichen Oberaufsichtsrechtes durch, das von der zweiten Kammer angenommen worden war, von der ersten Kammer aber, und namentlich von Prinz Georg, beanstandet wurde.

Das höhere Unterrichtswesen hatte unter G. eine große Gährungszeit durchzumachen. Aber dank seiner warmen Liebe zu echter humanistischer Bildung und dank seiner weisen Mäßigung, die weder die Anhänger der alten Richtung, noch die ungestüm vorgehenden Neuerer einseitig begünstigte, gelang es ihm, unter Beseitigung offenkundiger Mängel im Gymnasialunterrichte den Kern humanistischer Bildung zu schützen. Er that dies namentlich in dem hochbedeutsamen Gesetze über die Gymnasien, Realschulen und Seminare vom 22. August 1876, in der Lehr- und Prüfungsordnung vom 29. Januar 1877, die einige Abänderungen durch die Bekanntmachung vom 8. Juli 1882 erfuhr, und in den neuen Lehrplänen, die zwar erst mit dem Beginne des Schuljahres 1893/94 in Kraft traten, aber sein eigenstes Werk sind. Außerdem stammen noch von ihm das Gesetz vom 9. April 1872 über die Emeritirung der Lehrer an höheren Anstalten, die Prüfungsordnung für Lehrer und Lehrerinnen an Volksschulen, für das höhere Schulamt und die pädagogische Prüfung an der Universität Leipzig vom 1. November 1877, 31. August 1887 und 26. Januar 1888, endlich das Gesetz vom 10. März 1890 über den Wegfall der Pensionsbeiträge der Geistlichen und Lehrer. Hatte ferner Sachsen bisher nur drei königliche Gymnasien in den beiden alten Fürstenschulen und dem 1868 gegründeten Chemnitzer gehabt, so fügte er diesen fünf andere hinzu, indem er zu Dresden-Neustadt 1874 und Leipzig 1880 zwei neue errichtete, das zu Plauen i. V. 1889 aus gemischt städtisch-staatlicher in rein staatliche Collatur übernahm und die beiden Realschulen zu Wurzen 1882/83 und Schneeberg 1888 in königliche Gymnasien umwandelte. Außerdem erhielten die Nicolai- und die Thomas-Schule in Leipzig (1872, 1877), das Freiberger Gymnasium (1875) und die beiden Fürstenschulen (Meißen 1876—1879, Grimma 1887—1892) neue, prächtige Gebäude.

Auf dem Gebiete des Realschulwesens führte G. die von seinem Vorgänger durch das Gesetz vom 2. December 1870 geschaffene Sonderung der Realschulen I. und II. Ordnung noch schärfer durch, indem er seit 1877 die Abiturienten der ersteren Gattung zum Universitätsstudium in Mathematik, Naturwissenschaften und neueren Sprachen zuließ und durch Verordnung vom 15. Februar 1884 die Realschulen I. Ordnung in neunclassige Realgymnasien umgestaltete. Im übrigen nahm die Zahl der Realschulen in Sachsen unter ihm stark zu, namentlich die II. Ordnung in den siebziger Jahren.

Am meisten hat das Volksschulwesen dem Minister G. zu danken. Da das alte Volksschulgesetz von 1835 dem Zeitgeiste in keiner Weise mehr entsprach, brachte er bei den Ständen ein neues ein, das nach hartnäckigem Kampfe zwischen erster und zweiter Kammer am 26. April 1873 rechtskräftig wurde und am 15. October in Wirksamkeit trat. Dieses Gesetz bedeutete etwas durchaus Neues, wie es damals kein anderer Staat aufzuweisen hatte. Durch eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen in der Folgezeit ergänzt, hat es sich glänzend bewährt. Hatte bisher die Kirche die Oberaufsicht über die Volksschulen geführt, so übertrug das neue Gesetz diese auf den Staat und ließ sie durch Bezirks-Schulinspectoren, d. h. Fachmänner ausüben. Den Schulgebäuden widmete es, namentlich in sanitärer Beziehung, weitgehende Aufmerksamkeit. In den realen Fächern, zu denen Zeichnen, Turnen und weibliche Handarbeit neu hinzutraten, steckte es mit Rücksicht auf die gesteigerten An-

forderungen des Lebens die Ziele bedeutend höher. Endlich führte es die obligatorische Fortbildungsschule ein, die G. in der Folgezeit gegen zahlreiche Angriffe, namentlich in der denkwürdigen Landtagssitzung des 14. November 1879, energisch vertrat.

Für die Seminarlehrer bekundete G. immer ein warmes Herz. 1872 und 1874 setzte er beim Landtage Erhöhungen ihrer Besoldung sowie bessere Versorgung ihrer Witwen und Waisen durch und war noch in den letzten Monaten seines Lebens mit Ausarbeitung von Gesetzentwürfen ähnlichen Inhalts beschäftigt. Zum Zwecke ihrer gründlicheren Ausbildung aber hob er das Seminarwesen mit allen Kräften. Im Anschlusse an das Volksschulgesetz erließ er am 14. Juli 1873 eine neue Lehrordnung und hob das Ansehen der Seminare durch ihre Aufnahme unter die höheren Schulen laut Gesetz vom 22. August 1876. Für Errichtung neuer Anstalten aber sorgte er in Oschatz 1871, Schneeberg 1872, Pirna, Löbau 1873, Dresden 1875 (Lehrerinnenseminar) und Auerbach i. V. 1876. Endlich suchte er durch Einführung amtlicher Conferenzen und freier Vereinigungen verschiedener Art die wissenschaftliche Weiterbildung aller bereits im Amte befindlichen Volksschullehrer zu fördern.

Auch dem technischen und gewerblichen Schulwesen, das bei Sachsens hervorragender Stellung unter den Industriestaaten eine große Rolle spielt, schenkte G. die ihm gebührende Beachtung. Alte gewerbliche Lehranstalten wurden den Anforderungen der Neuzeit entsprechend umgewandelt, neue in großer Zahl gegründet. Am deutlichsten zeigt sich der Fortschritt auf diesem Gebiete an dem Polytechnikum zu Dresden, das 1872—75 ein großartig angelegtes, mit allen der Neuzeit entsprechenden Einrichtungen versehenes Gebäude erhielt und 1890 zur technischen Hochschule erhoben wurde. Die Zahl der Besucher stieg auffällig, die der Docenten verdoppelte sich fast unter G.

Die größten Sympathien aber hat der ehemalige Universitätsprofessor allezeit der Alma mater in Leipzig entgegengebracht. Die Grundsätze, die er bei Behandlung aller Universitätsangelegenheiten als Cultusminister befolgen wollte, faßte er in der Stunde des Abschieds von seinen akademischen Berufsgenossen in die Worte zusammen: „Schaffet jederzeit den ausgezeichnetsten Mann, befreit seine Wirksamkeit von allen Hindernissen und regiert im übrigen so wenig als möglich“. Den größten Werth legte er auf den ersten Theil dieses Programms. „Unser Streben“, sagte er noch in seiner letzten Rede in der zweiten Kammer vom 26. November 1891, „geht darauf hinaus, an den einzelnen Stellen thunlichst die hervorragendsten geistigen Kräfte von Deutschland zusammenzubringen. Was von der Universttät und ihren ausgezeichneten Vertretern für ein Segen ausgehen kann, das würde ich leicht beweisen können, ein Segen, der viel bedeutender ist, als daß ihn statistische Nachweise bestimmen könnten. Ein einziger, in seinem Fache ganz hervorragender Mann gibt geistige Anregungen, die durch Vermittlung seiner Schüler dem ganzen Lande zu Gute kommen, und ich könnte leicht Beispiele dafür anführen, wie der ganze Bildungsstand eines Landes in einer gewissen Sphäre sich auf einen einzigen wissenschaftlichen Meister zurückführen läßt, von dem die Anregungen dazu ausgegangen sind“. Die Zahl der unter G. berufenen Koryphäen ist daher groß. Aus ihr seien hervorgehoben die Juristen Windscheid (1874, Nachfolger Wächter's), Binding (1873), Wach (1875) und Sohm (1887), die Mediciner His (1872), Wagner (1876), Cohnheim (1877), Flechsig (1878), A. Hoffmann und F. Hofmann, der Chemiker Ostwald (1887), der berühmte Philosoph Wundt (1875), das philologische Dreigestirn Ribbeck (1876), Lipsius (1885), Wachsmuth (1886), die beiden Historiker Maurenbrecher (1884) und Lamprecht (1890), der Germanist

E. Sievers (1891), der Geograph Ratzel (1886, Nachfolger des nur drei Jahre der Universität angehörenden Richthofen) und die drei 1888 berufenen Theologen Heinrici, Brieger und A. Hauck.

„Hemmnisse“, soweit sie in mangelhaften wissenschaftlichen Instituten bestanden, beseitigte er durch eine große Zahl hervorragender Neubauten, die er „mit dem vollen Rüstzeuge der Forschung“ ausstattete. Um das schon unter Falkenstein errichtete neue zweite physiologische Institut gruppirte sich ein medicinisches Institut nach dem andern, so daß in der Johannisvorstadt ein ganzes Medicinerviertel aus dem Boden emporwuchs. Die Juristenfacultät erhielt den stolzen Doppelpalast des am 30. October 1882 eingeweihten Juridicums. Allen Facultäten aber kam die Errichtung der neuen Universitätsbibliothek 1887—1891 zu Gute, in deren Lesesaal Gerber's Büste in Anerkennung seiner Verdienste um Leipzigs Hochschule aufgestellt wurde. Endlich liegen auch in der Zeit von Gerber's Cultusministerium die Keime zu dem 1897 vollendeten Umbau der alten Universität. Was Gerber's Name in der baulichen Entwicklung der Landesuniversität bedeutet, ersieht man am besten daraus, daß 1867—1898 17 neue wissenschaftliche Institute entstanden, von denen die meisten den Jahren 1871—1891 angehören. Zu den Gesammtkosten derselben von 8½ Millionen Thaler gab der Staat 6½ Millionen! Kein Wunder, daß bei solcher Fürsorge die Besucherzahl der Universität stetig zunahm. 1889 sah die Leipziger Hochschule ihr bestbesuchtes Sommersemester mit 3322, 1891/92 ihr stärkstes Wintersemester mit 3458 Besuchern.

Nach diesem Ueberblicke über Gerber's fruchtbringende Thätigkeit als Cultusminister gebührt es sich, noch seiner Verdienste als Generaldirector der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu gedenken. Auch in diesem Amte, das er seit Friesen's Rücktritt 1876 bekleidete, hat er einen ungemein sicheren Blick bekundet, geeignete Männer in die maßgebenden Stellungen zu berufen. Unter Director Woermann (seit 1882) wurde die Gemäldegalerie bis 1891 nicht nur um etwa anderthalb Hundert werthvolle Gemälde bereichert, sondern erhielt auch einen zuverlässigen Katalog, in dem alle Ergebnisse der kunstwissenschaftlichen Forschung verwerthet sind. Das Kupferstichcabinet nahm unter Lehrs einen großen Aufschwung. Historisches Museum und Porzellansammlung wurden durch Ankäufe vervollständigt, ersteres namentlich durch die große Zschille'sche Waffen-, letzteres durch die besonders an altmeißner Figuren reiche Spitzner'sche Sammlung. Eine der größten Zierden des Landes aber wurde das seit dem 1. October 1882 von Treu geleitete Albertinum, in dessen prächtigen Räumen 1884—87 Originalbildwerke und Gypsabgüsse zur Sculpturensammlung vereinigt wurden. Durch ihre gleich wissenschaftliche wie künstlerische Aufstellung ist sie ein Muster ihrer Art.

Für seine gesegnete Wirksamkeit hat G. reichen Dank geerntet. Anläßlich der silbernen Hochzeit des Königspaares wurde er 1878 in den erblichen Adelstand erhoben und erhielt bei der Wettin-Feier 1889 den höchsten sächsischen Orden der Rautenkrone. Nach Fabrice's Tode wurde er April 1891 mit dem Vorsitze im Gesammtministerium und gleichzeitig mit dem Amte eines sächsischen Ordenskanzlers betraut. Beide Aemter bekleidete er nur kurze Zeit, denn am 22. December traf ihn mitten in Ausübung seines Berufes ein Schlaganfall; ein zweiter rief ihn am 23. December 1891 früh vier Uhr nach schwerem Todeskampfe aus dem Leben ab. In ihm schied ein reichbegabter Mann, eine Leuchte der juristischen Wissenschaft, ein glänzender Redner, ein ausgezeichneter Menschenkenner, der mit seltenem Scharfblick hervorragend tüchtige Männer

ausfindig zu machen wußte. Mit einer durchaus selbständigen Natur, die „in jeder Hinsicht den Minister vom Parteimanne" zu unterscheiden wußte, verband er eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die selbst den Vertretern der äußersten Linken stets eine gewisse Hochachtung vor ihm abnöthigte, eine ideale Lebensauffassung und aufrichtige Religiosität, die er sich trotz der entgegengesetzt wirkenden Zeitströmung bis an sein Lebensende bewahrte.

Vgl. die zahlreichen Zeitungsnekrologe, von denen namentlich die am 24. December 1891 im Dresdner Anzeiger, in den Dresdner Nachrichten und in der Schlesischen Zeitung veröffentlichten, sowie der unter dem 23. December 1891 in der Leipziger Zeitung erschienene beachtenswerth sind. — Allgemeine Zeitung vom 19. October 1871, Außerordentliche Beilage Nr. 292. — K. Whistling, Einige Leipziger Erinnerungen an Excellenz v. Gerber, im Leipziger Tageblatte vom 24. December 1891. — Sachsen unter König Albert. Leipzig, Sächs. Volksschriften-Verlag. — Die sächsischen Schulprogramme von Ostern 1892. — Außerdem standen dem Verfasser vorstehenden Lebensabrisses eingehende Notizen seitens der Witwe des Staatsministers zur Verfügung. H. Beschorner.

Gerhardt: Karl Immanuel G. (auf den Titeln seiner Veröffentlichungen immer als K. J. Gerhardt bezeichnet), Mathematiker, geboren am 2. December 1816 zu Herzberg bei Torgau in Schlesien, † am 5. Mai 1899 zu Halle a. S. Vom Gymnasium zu Torgau aus bezog G. im Herbste 1834 die Universität Berlin, um sich dem Studium der Mathematik zu widmen. Gegen Ende 1837 doctorirte er und machte bald darauf sein Lehrerexamen. Nachdem G. während eines ihm als Probejahr angerechneten Jahres die Gelegenheit benutzt hatte, den erkrankten Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Eutin zu vertreten, wurde er Ostern 1839 in Salzwedel angestellt. Vom Herbste 1853—1855 war er Lehrer der Mathematik an dem Französischen Gymnasium und an der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin, dann erhielt er Urlaub sowie ein Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Lausanne, Mailand und Paris, von wo zurückgekehrt er 1856 als Professor nach Eisleben kam. Dem Eislebener Gymnasium gehörte G. von nun an, seit 1876 als Director, bis zum Schlusse seiner amtlichen Thätigkeit an. Dort feierte er am 29. September 1888 in voller Rüstigkeit und unter reger Theilnahme das Fest seines 50jährigen Amtsjubiläums, von dort aus trat er am 19. September 1891 in den erbetenen Ruhestand. Er wählte Halle als Wohnort, verließ aber diese Stadt wieder, als ihm dort nach halbjährigem Aufenthalte die treue Lebensgefährtin durch den Tod entrissen wurde. G. zog zu seiner mit einem Officier verheiratheten Tochter nach Mainz, von da mit ihr nach Graudenz, wo er seinen 80. Geburtstag feierte, 1897, nachdem sein Schwiegersohn den Abschied aus dem Militärdienst genommen hatte, zum zweiten Male nach Halle. Er bewahrte seine geistige Frische auch nachdem körperliche Gebrechen auftraten, deren von ihm am meisten beklagte Folge die war, daß er auf die gewohnten langen Spaziergänge verzichten mußte. Am 4. Mai 1899 war er noch bis 10 Uhr des Abends im Kreise seiner Familie, dann ging er zu Bette, am anderen Morgen fand man ihn entschlafen.

G. hat eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, insbesondere auf dem Gebiete der Leibniz-Forschung entwickelt. Die Berliner Universität hatte als Preisaufgabe eine geschichtliche Darstellung der verschiedenen Begründungsweisen der Differentialrechnung verlangt, und Gerhardt's Bearbeitung wurde 1837 mit dem Preise gekrönt. Von da an war die Richtung seines Arbeitens

entschieden. Ein Salzwedler Programm von 1840 behandelte die historische Entwicklung des Princips der Differentialrechnung bis auf Leibniz. Dann folgte 1846 die Herausgabe von Leibnizens „Historia et origo calculi differentialis“, welche G. unter dem in Hannover aufbewahrten handschriftlichem Nachlasse von Leibniz aufgefunden hatte. Zwischen beide Veröffentlichungen fallen einige geschichtliche Aufsätze im 2 und 3. Bande von Grunert's Archiv. Wir haben weiter zu erwähnen: „Die Entdeckung der Differentialrechnung durch Leibniz“ u. s. w. (1848), „Die Geschichte der höheren Analysis“ I. (einziger) Band (1855), die Betheiligung an der Herausgabe von Leibnizens Gesammtwerken durch Bearbeitung der mathematischen, später auch der philosophischen Schriften (seit 1849). Dann gab G. 1865 das Rechenbuch des Maximus Planudes, 1871 das VII. und VIII. Buch der Sammlungen des Pappus heraus, mit welch letzterer Ausgabe ein Eislebener Programm von 1875 in Zusammenhang steht. Im Auftrage der Bairischen Akademie betheiligte sich G. an der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland“ durch Herstellung des 17. Bandes: „Geschichte der Mathematik in Deutschland“ (1877). Am Spätabende seines arbeitsreichen Lebens durfte G. eine neue Ausgabe von Leibnizens mathematischem Briefwechsel besorgen, deren 1. Band Weihnachten 1898 erschien, während der 2. Band bei Gerhardt's Tode im Drucke war.

G. hat sich unzweifelhaft durch die Sichtung von Leibnizens handschriftlichem Nachlasse große und bleibende Verdienste erworben. Erst durch die bei dieser Gelegenheit an das Licht gezogenen, mit Datumsangabe versehenen Schriftstücke ist es möglich geworden genau zu erkennen, wie Leibniz der Infinitesimalrechnung schrittweise näher kam, bis er das Ziel erreichte. Auch der Wiederabdruck schon da und dort veröffentlichter Abhandlungen und Briefe war im höchsten Grade dankenswerth. Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten erleichtern den Gebrauch, wenn sie auch das leider fehlende Register nicht zu ersetzen vermögen. Auch für das Bekanntgeben des Rechenbuches des Maximus Planudes wird man G. erkenntlich sein. Seine Arbeiten über Pappus suchten eine von keinem anderen Historiker getheilte Meinung zu vertheidigen, als habe die Sammlung des Pappus nur aus drei Büchern bestanden, dem vereinigten 3. und 4. Buche, dem 7. Buche und dem 8. Buche.

Was die „Geschichte der Mathematik in Deutschland“ betrifft, so war sie, nach unserer Meinung, ein von vorn herein verunglücktes Unternehmen, wenn der Verfasser sich nicht entschloß, die Aufgabe viel weiter zu fassen, wie es etwa Rud. Wolf im 16. Bande der gleichen Sammlung durch seine Geschichte der Astronomie (1877) gethan hat. Bei einer so völkergemeinsamen Wissenschaft, wie die Mathematik es ist, läßt sich kaum für die ältesten Zeiten eine Scheidung auf geographischer Grundlage durchführen. Die Geschichte der Mathematik zeigt uns, daß in der ganzen Wissenschaft wie in einzelnen Abschnitten derselben bald dieses, bald jenes Volk die Führung übernahm, daß die jeweils zurückbleibenden Völker jedoch lernend wenn nicht lehrend den Fortschritt mitmachten, bis sie ganz unerwartet und plötzlich an der Spitze standen. Diese Thatsache hat die Unmöglichkeit zur Folge, eine gute Geschichte der Mathematik in Deutschland zu schreiben. Ob es G. an dem Bewußtsein dieser Unmöglichkeit fehlte, ob an dem weiten geschichtlichen Ueberblick, durch welchen Wolf sich auszeichnete, und welcher dessen vorerwähnten 16. Band zu einer Zierde der ganzen Sammlung hat werden lassen, das vermögen wir nicht zu entscheiden.

Vgl. Vollheim, Geschichte d. königlichen Gymnasiums zu Eisleben von 1846—1896. Festschrift zur dreihundertfünfzigjährigen Jubelfeier (Eis-

leben 1896). — Briefliche Mittheilungen von Oberst v. Ludwiger, dem Schwiegersohne K. J. Gerhardt's. Cantor.

Gericke: Christian Wilhelm G., evangelisch-lutherischer Missionar in Indien, ist am 5. April 1742 zu Kolberg in Pommern geboren. Seit früher Jugend mit den Grundsätzen des Pietismus vertraut, bezog er 1760 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Da er unbemittelt war, erwarb er sich seinen Lebensunterhalt durch Ertheilung von Unterricht am Francke'schen Waisenhaus. Hierbei bewährte er sich so gut, daß ihm 1763 eine Inspectorstelle an der mit dem Waisenhause verbundenen Mädchenschule übertragen wurde. Durch das Lesen der Hallischen Missionsnachrichten war inzwischen der Wunsch in ihm rege geworden, sich der Mission zu widmen. Als daher die englische Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums in Halle Arbeiter für das indische Missionsfeld suchte, nahm er einen an ihn ergehenden Ruf unter der Bedingung an, daß er bei seinem lutherischen Bekenntnisse verharren dürfe und nicht gezwungen sein sollte, die Lehren der englischen Hochkirche vorzutragen. Er begab sich im Herbst 1765 zunächst nach London, um sich hier im Gebrauche der englischen Sprache zu üben, und segelte dann am 2. April 1766 nach Indien ab. Die Fahrt ging langsam und sehr beschwerlich vor sich. Sturm und Unwetter warfen das Schiff wiederholt zurück. Mehrmals mußte man landen, um neuen Proviant einzunehmen. Ende November warf das Schiff endlich vor Madras Anker, konnte aber wegen ungünstiger Winde weder hier, noch in Kuddalur oder Trankebar landen. Endlich gelang es G., die Küste von Ceylon zu erreichen. Hier mußte er mehrere Monate warten, bis die stürmische Jahreszeit vorüber war. Er benutzte die unfreiwillige Muße, um auf der Insel umherzuziehen und die daselbst wohnenden lutherischen Christen, meist Soldaten und Beamte der holländischen Colonialregierung, kirchlich zu bedienen. Im Frühjahr 1767 erreichte er endlich die Coromandelküste, ließ sich von den Brüdern in Trankebar in die Missionsarbeit einführen und begab sich dann nach seinem Bestimmungsorte Kuddalur, wo er am 26. Juni desselben Jahres eintraf. Die Gemeinde, die sich durch die Thätigkeit früherer Missionare hier gesammelt hatte, fand er infolge der andauernden Kriegswirren, welche durch die Rivalität der Engländer und Franzosen in jenen Gegenden wütheten, zerstreut und verwildert. Er begann zunächst englisch zu predigen, um die Soldaten der englischen Garnison zu gewinnen, deren sittenloses Lebrn den Heiden zum Anstoß gereichte und das Christenthum in einem verächtlichen Lichte erscheinen ließ. Nachdem er sich im Gebrauche der portugiesischen und der tamulischen Sprache genügend ausgebildet hatte, fing er an, die Kinder der Eingeborenen zu unterrichten und betrieb auch eifrig und mit gutem Erfolge die Heidenpredigt. In der günstigen Jahreszeit unternahm er öfters Missionsreisen in die nähere und weitere Umgebung. Um dem Volke Vertrauen einzuflößen, bediente er sich tamulischer Tracht und Sitte. Kaum aber war sein Werk zu einiger Blüthe gelangt, so wurde es durch neue Kriegsunruhen wieder in Frage gestellt. Der mächtige Nizam von Haidarabad verbündete sich mit Haider Ali, dem Herrscher von Maissur gegen die Engländer. Ihr Heer durchzog sengend und plündernd die englischen Besitzungen in Südindien. Auch brachen infolge des Krieges Seuchen, Theurung und Hungersnoth aus. Die Missionsgemeinde in Kuddalur zerstreute sich, und ihre Kirche wurde in ein Pulvermagazin verwandelt. G. hielt trotz aller Widerwärtigkeiten und trotz schwerer Krankheit lange aus. Als er aber in der allgemeinen Verwirrung seines Lebens nicht mehr sicher war, begab er sich 1782 nach Madras, um dort seinen alternden Collegen Johann Philipp Fabricius zu unterstützen, der durch unglückliche Speculationen

das Missionswerk ins Wanken gebracht hatte. Als aber seit dem glänzenden Siege des Generals Coote und seit dem Tode Haider Ali's sich das Glück den Engländern wieder zugewendet hatte, kehrte er 1783 nach Kuddalur zurück. Leider fand er die dortigen Verhältnisse noch so verworren, daß er sich nicht zu dauerndem Aufenthalt entschließen konnte. Er fing deshalb an, auf ausgedehnten Landreisen durch ganz Südindien die Ueberreste der zersprengten christlichen Gemeinden aufzusuchen und unter eingebornen Katecheten wieder zu sammeln. So finden wir ihn bald in Madras, bald in Trankebar, bald wieder in Kuddalur. Endlich schlug er seinen Wohnsitz in Negapatnam auf. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. 1788 baten ihn die Brüder in Trankebar, die Station in Madras zu übernehmen, welche infolge zunehmender Altersschwäche ihres Leiters Fabricius zu verfallen drohte. G. glaubte sich diesem Rufe nicht entziehen zu dürfen und siedelte im September desselben Jahres nach Madras über. Hier erwarteten ihn große Schwierigkeiten, da die Mission durch den schmählichen Concurs des unglücklichen Fabricius das allgemeine Vertrauen verloren hatte. Durch treue Arbeit gelang es ihm indessen, allmählich die Widerwärtigkeiten zu überwinden. Nachdem Fabricius 1791 gestorben war, blieb er als einziger Missionar in Madras zurück. Erst 1794 erhielt er einen Gehülfen Namens Pätzold. Nachdem er diesen eingerichtet hatte, beschloß er die Mission in größerem Umfange als bisher zu betreiben. Er unternahm deshalb wiederum eine Reihe ausgedehnter Rundreisen, die ihn durch ganz Südindien führten und auf denen er Tausende von Heiden taufte. Auf einer dieser Reisen zog er sich durch Ueberanstrengung ein schweres Fieber zu, dem er am 2. October 1803 in der Nähe von Madras erlag.

Neuere Halle'sche Missionsnachrichten Bd. 1—5. — Hrn. Missionarii Gerickens merkwürdige Seereise von London nach Ceylon und Cudelur in den Jahren 1766 und 1767. Halle 1773. — Fenger, Den Trankebarske Missions Historie. Kjöbenhavn 1843, Cap. 14. — Vormbaum, Christian Wilhelm Gericke, evangelischer Missionar in Trankebar. Düsseldorf 1852 (Evangelische Missionsgeschichte in Biographieen, Band 2, Heft 5—6). — Chr. W. Gericke, evang.-luth. Missionar in Kudelur u. Madras in Ostindien. Leipzig 1888 (Samml. v. Missionsschriften, hsg. v. d. ev.-luth. Mission zu Leipzig, Heft 2). — Plitt-Hardeland, Gesch. d. luth. Mission. Lpz. 1894. 1, 180.

Viktor Hantzsch.

Gerl ist der Name eines Sängers und Componisten, der sich als Sänger der Schikaneder'schen Truppe und als Componist von Zauberopern und Wiener Volksstücken in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts sehr hervorgethan hat. Ueber sein Leben ist nichts Genaueres bekannt. Er war 1787 Mitglied der Schikaneder'schen Schauspielergesellschaft, die bis 1789 in Regensburg spielte. 1789 ging Schikaneder mit dem ganzen Personale nach Wien und übernahm die Direction des Freihaus-Theaters. G. blieb Mitglied dieser Bühne und folgte auch 1801 seinem Principal in das neu erbaute Theater an der Wien. Ueber Gerl's Leistungen als Schauspieler und Sänger ist heute kaum mehr ein sicheres Urtheil möglich. Als Componist kannte er ausschließlich nur praktische Rücksichten. Flink und fingerfertig wie er war, wurde er bald der geschickteste Helfer Schikaneder's in musikalischen Dingen. Der erbitterte Concurrenzkampf, welchen Schikaneder in Wien gegen die anderen Volksbühnen, insbesondere gegen das von Marinelli geleitete „Kasperl"-Theater in der Leopoldstadt, zu führen hatte, brachte es mit sich, daß neu gedichtete Possen und Opern, damit man sie recht bald aufführen könne, nicht einem einzigen Componisten zur Vertonung gegeben, sondern von mehreren

Musikern, die sich in die Arbeit theilten, actweise — oder gar in noch kleineren Partien — componirt wurden. Neben Schikaneder's Capellmeister J. B. Henneberg und dem Sänger Schack war da namentlich unser G. eifrig thätig. Von ihm stammt zum Theil die Musik zu dem Singspiel „Anton, der dumme Gärtner“ (1789), mit dem Schikaneder Marinelli's Kasperliaden übertrumpfen und verdrängen wollte; er arbeitete auch mit an der Musik zu Schikaneder's erster volksthümlicher Zauberoper „Der Stein der Weisen oder die Zauberinsel“ (erste Aufführung im Freihaus-Theater am 11. September 1790): einem nicht erhalten gebliebenen Werk, das in verschiedener Hinsicht eine Vorstudie zur „Zauberflöte“ genannt werden kann: es enthält eine Feuer- und Wasserprobe, ein „unschuldiges Paar, das sich zärtlich liebt und viele Hindernisse findet“, einen „jovialischen Naturmenschen mit einem leichtsinnigen Weibchen“, einen guten und einen bösen Genius und „ein Duett im zweiten Act, wo Lubanara nur miauen kann“ (vgl. Der Freimüthige 1804, Nr. 209). Auch Mozart hat für diese Oper seines Freundes bereits ein Duett componirt. Von anderen Singspielen Gerl's sind die folgenden, die er meist gemeinsam mit seinem Kameraden Schack componirte, bekannt: „Das Schlaraffenland“, „Die Wiener Zeitung“, „Graf Balbana oder die Maskerade“. — Als Schikaneder 1806 Wien verließ und die Direction des Brünner Theaters übernahm, nahm er neben Perinet, Heurteur und anderen Stützen seiner Truppe auch G. mit nach Brünn. Von Gerl's späterem Lebenslauf ist mir nichts bekannt.

Fétis III, 459. — Eitner IV, 206 f. — Wurzbach V, 154.

Egon von Komorzynski.

Gerlach: G. vom Hauwe, c. 1365/70—1399, Kölner Stadtschreiber, muß, obwol ihn ein tragisches Geschick noch in jungen Jahren aus dem Leben riß, als eine der interessantesten Persönlichkeiten bezeichnet werden, welche im ausgehenden Mittelalter zu einer politischen Rolle in der rheinischen Metropole berufen waren. Wie sein Beiname vom Anker ausweist, war sein Elternhaus das gleichnamige Haus auf der Johannisstraße. Ein körperliches Gebrechen wird durch den Spitznamen „der schele Gerlach“ angedeutet. Er gehörte zu den ersten Studenten der im J. 1389 eröffneten vaterstädtischen Universität. Seine Studien schloß er ab durch den Erwerb des päpstlichen Notariats und die Weihe zum Cleriker. Alsdann wurde er Schreiber des Schöffengerichts, aus welcher Stellung er später in den städtischen Kanzleidienst übertrat. In diesem erwarb er sich ein unleugbares Verdienst durch die Einführung des Gebrauchs der deutschen Sprache in die Grundbuchacten, die erst mit seiner Thätigkeit als Schreinschreiber einsetzt. Schon damals war G. in die Parteiungen verwickelt, welche die aristokratischen Machthaber Kölns in zwei feindliche Lager schieden. Das Haupt der einen Faction war der hochstrebende Ritter Hilger von der Stessen, den der Stadtschreiber G. bei einer diplomatischen Mission nach Prag an den Hof König Wenzel's begleitete, und dem er, als Hilger vorzeitig nach Köln zurückkehren mußte, vertrauliche Mittheilungen vom königlichen Hofe zukommen ließ. Als aber im Anfange des Jahres 1396 die gegnerische patricische Partei der „Freunde“ ans Ruder kam, wurde der gewandte Stadtschreiber auch ihr Vertrauensmann, der eine neue Gesandtschaft nach Prag zu begleiten hatte; mit Aufwendung großer Unkosten wurde deren Zweck erreicht: die Billigung des gewaltsamen Vorgehens der „Freunde“ gegen ihre Gegner durch das Reichsoberhaupt. Noch war kein halbes Jahr seit dem Siege der „Freunde“ vergangen, als ein unblutig verlaufender Ausbruch des Volksunwillens die aristokratische Mißwirthschaft über den Haufen warf. Der Wortführer der siegreichen Demokratie war wiederum

der in allen Sätteln gewandte jugendliche Schreiber. Er verfaßte die Vertheidigungsschrift des neuen Regiments, das „Neue Buch“; noch ist das Autograph dieser „Legende“ der demokratischen Herrschaft erhalten, das durch die Eigenart der Schriftzüge den ungenannten und daher früher unbekannten Autor erkennen läßt. In dieser geschickten Deduction geißelt G. mit unbarmherzigem, aber durchaus nicht unparteiischem Griffel alle Sünden der aristokratischen Herrschaft gegen „die arme Gemeinde“; sorgsam verschweigt er den eigenen Antheil an den gerügten Ereignissen. Auch die demokratische Verfassungsurkunde der Stadt vom Tage der Kreuzerhöhung des Jahres 1396, die Grundlage der städtischen Verfassung durch vier Jahrhunderte, ist, wie die Kölner Jahrbücher berichten, das Werk Gerlach's vom Hauwe; verschiedene der noch vorhandenen Originalausfertigungen der Urkunden sind zudem von Gerlach's eigener Hand geschrieben.

Die Gunst des neuen Rathes blieb nun durch mehrere Jahre dem aufstrebenden Talente Gerlach's gewogen. Bei seiner Vertrautheit mit den Verhältnissen des königlichen Hofes war er selbstredend der Beirath der Gesandten, welche um theures Geld bei König Wenzel die Anerkennung der gewaltsamen Verfassungsänderung erreichten. Dankbarkeit ist kein Erforderniß der Politik, war aber ebensowenig eine Tugend, welche G. eignete. Und so darf es nicht wundernehmen, daß derselbe Mann, der sich von den königlichen Vertrauensleuten eine warme Empfehlung an den heimischen Rath hatte ausstellen lassen, in kürzester Frist den Uebertritt der Stadt Köln zu den Gegnern des Königs veranlaßte, den wir im Laufe des folgenden Jahres 1397 bemerken. Auf beiden Frankfurter Reichstagen dieses Jahres gehörte er zu den Kölner Vertretern. Die durch den Triumph der Demokratie gestürzten Aristokraten waren mit hohen Geldstrafen und mit Verbannung aus der Vaterstadt gestraft worden. Nur das Haupt des Greifenführers Hilger von der Stessen, der sich trotz seiner Ausweisung heimlich in die Stadt gewagt hatte, fiel im Januar 1398 unter dem Beile des Henkers, und im Mai erfolgte die Hinrichtung des geldrischen und kurkölnischen Vertrauensmannes, des ehemaligen Kanonikus von Kaiserswerth, Hermann v. Goch, und seines Schwagers Goswin von der Kemenaten. Das Verhör Hermann's v. Goch ließ einen schwarzen Schatten auf den rührigen Stadtschreiber fallen. Man beobachtete ihn seitdem. Nächtliche Ausgänge, die er in einem noch erhaltenen psychologisch interessanten Briefe als fröhliche Aeußerungen jugendlichen Uebermuthes und harmlosen Minnedienstes hinzustellen versuchte, schienen den Verdacht politischer Untreue zu bestätigen. Man vermuthete, daß dem nächtlichen Treiben eine Verschwörung mit den verbannten Patriciern zu Grunde liege, mit denen G. städtische Sendungen nach Frankfurt, Koblenz und Bonn in Verbindung gebracht haben sollten, wie man nun behauptete, und wie er selbst nach seiner alsbald erfolgten Verhaftung im Verhör angeblich ungefesselt und aus freien Stücken zugab. Dagegen bestritten die verdächtigten Aristokraten unter Eid diese Behauptung. Mit dem Charakter des merkwürdigen Schreibers würde freilich dieser Bund mit den alten Freunden durchaus vereinbar gewesen sein. Jedenfalls kostete ihm das Geständniß das junge Leben. Er mochte kaum ein Alter von 30 Jahren erreicht haben, als am 7. Juni 1399 die Hinrichtung stattfand. Der Leichnam wurde nach dem Nonnenkloster Bottenbroich überführt, in das mehrfach Verwandte des Stadtschreibers eingetreten waren und in dem gerade damals eine Base den Schleier trug.

Bald war der vielgewandte Mann, bei dem Talent und Charakterlosigkeit sich die Wage hielten, auf dessen geschichtlichem Bilde Licht und Schatten sich gleichmäßig vertheilten, in seiner Vaterstadt vergessen. Erst in unseren Tagen

ist es gelungen, diese eigenartige Persönlichkeit gewissermaßen neu zu entdecken und ihr den Platz wieder anzuweisen, den sie in einer der wichtigsten Epochen der Kölner Vergangenheit, wenn auch nicht immer ruhmvoll, ausgefüllt hat. In einem Roman hat sodann Herm. Cardauns (pseud. H. Kerner, Der Stadtschreiber von Köln. 2. Auflage. Freiburg i. Br. 1900) in freierer Gestaltung der Ereignisse weitere Kreise an dem Schicksale des verschollenen Stadtschreibers interessirt.

Herm. Keussen, Der Verfasser des Verbundbriefes und des „Neuen Buches". Zur Geschichte der Kölner Revolution 1396 i. d. Mittheilungen aus dem Stadtarchiv von Köln. 15. Heft, S. 1—54 (auch besonders erschienen unter dem Titel: Die Kölner Revolution 1396, ihre Begründung und Darstellung. Köln 1888). Einzelne Nachträge bei Stein, Akten zur Gesch. d. Verfassung u. Verwaltung d. Stadt Köln I, CXXVIII—CXXIX.

Herm. Keussen.

Gerlach: Joseph von G., verdienstvoller Anatom und Histologe, geboren am 3. April 1820 in Mainz, besuchte das Gymnasium zu Aschaffenburg, das er 1837 verließ, um in Würzburg Medicin zu studiren. Vom Herbst 1838 an setzte er seine Studien in München fort und siedelte ein Jahr später zum gleichen Zwecke nach Berlin über. In den hier verbrachten drei Semestern hörte er die anatomischen und physiologischen Collegien von Joh. Müller, dessen Genialität mächtig auf ihn einwirkte, und besuchte außerdem die Kliniken. Unter seinen klinischen Lehrern schätzte er vor allen Schönlein besonders hoch, dessen anregender Vortrag den jungen Mediciner begeisterte. Zu Beginn des Sommersemesters 1841 nach München zurückgekehrt, promovirte er daselbst am 12. August 1841 mit einer Dissertation über das Eiterauge, die jedoch erst 1843 gedruckt wurde. Sodann studirte er noch ein Jahr in Wien, um sich bei den Koryphäen der Wiener medicinischen Schule, bei Rokitansky und Skoda in der pathologischen Anatomie und Diagnostik weiter auszubilden. Im Herbst 1842 ging er wiederum nach Berlin, wo er sich in den Kliniken von Jüngken und Dieffenbach hauptsächlich mit Chirurgie und Augenheilkunde befaßte. Auch nahm er die Gelegenheit wahr, durch einen nochmaligen Besuch der Vorlesungen von Joh. Müller seine Kenntnisse in der Anatomie und Physiologie zu festigen und zu vertiefen. Ende des Wintersemesters 1843/44 unterzog er sich in Gießen der ärztlichen Staatsprüfung. Kurz darauf reiste er zu längerem Aufenthalte nach Paris, den er in erster Linie dazu benutzte, in den Hospitälern seine klinischen Kenntnisse zu erweitern. Gegen Ende 1845 und zu Anfang 1846 brachte er noch mehrere Monate in England, theils in London, theils in Dublin zu, da er auch hier die klinischen Anstalten kennen lernen wollte. Hierauf kehrte er in seine Vaterstadt Mainz zurück, wo er sich im März 1846 als praktischer Arzt niederließ. Als solcher erhielt er 1850 einen Ruf an die Universität Erlangen, wo durch den Tod Fleischmann's das Ordinariat für Anatomie und Physiologie frei geworden war. Hocherfreut nahm er an, und blieb der genannten Hochschule bis an das Ende seiner Lehrthätigkeit treu, indem er sowohl eine Vocation nach Basel, als eine solche nach Gießen ausschlug. In Erlangen trat er zu dem in gleicher Zeit dahin berufenen Kliniker Dittrich, etwas später auch zu dem Chirurgen Karl Thiersch und nach Dittrich's frühem Tode zu seinem Nachfolger Adolph Kußmaul in nahen freundschaftlichen Verkehr. Das vereinte Zusammenwirken dieser hochbedeutenden Männer führte eine stetige Zunahme der Studirenden der Medicin in Erlangen herbei. Infolge dieser Mehrung der Frequenz erwiesen sich die Localitäten der Anatomie, welche in dem alten markgräflichen Orangeriegebäude untergebracht war, als unzureichend, und es wurde auf Gerlach's Betreiben und nach seinen Plänen

ein Institutsneubau für Anatomie und Physiologie aufgeführt. Es war G. keineswegs erwünscht, daß er neben dem Unterrichte in seinem Specialfache auch die Vorlesungen über Physiologie zu halten hatte; doch gab ihm dies die Veranlassung, in den fünfziger und sechziger Jahren zu seiner eigenen Belehrung wiederholt nach Paris zu reisen, um im Laboratorium Claude Bernard's dessen neue Entdeckungen und Experimente an der Quelle kennen zu lernen. Erst im J. 1872 wurde es durch die Berufung J. Rosenthal's ermöglicht, einen eigenen Vertreter der Physiologie für Erlangen zu gewinnen. Die Direction des Erlanger anatomischen Instituts legte G. im J. 1891 nieder; er betheiligte sich jedoch noch weitere fünf Jahre an dem Unterrichte im Secierſaale, hielt auch noch einige anatomische Vorlesungen. Erst im J. 1896 suchte der durch den Verlust seiner einzigen Tochter tief gebeugte Mann um seine Pensionirung nach und nahm nach 46 jähriger Wirksamkeit in Erlangen seinen Wohnsitz in München.

J. v. G. gehörte zu denjenigen Anatomen, welche in der gewissenhaften Ausübung ihrer Lehrthätigkeit ihre größte Befriedigung finden. Nichts konnte ihm mehr Freude bereiten, als die Wahrnehmung, daß seine Schüler mit Erfolg seinen Unterricht genossen hatten. Er verstand es aber auch in ungewöhnlich hohem Grade, bei seinen Zuhörern die Neigung zum anatomischen Studium zu wecken und rege zu erhalten; er wußte durch seinen lebendigen, klaren und mit vielen trefflichen Beispielen und Scherzworten gewürzten Vortrag sein Auditorium zu fesseln und dem Lernenden die bei der Erwerbung anatomischer Kenntnisse nicht zu umgehende Gedächtnißarbeit zu erleichtern. Von großer persönlicher Liebenswürdigkeit im Umgange mit seinen Schülern nahm er an ihren Fortschritten warmen Antheil, was ihm diese ihrerseits dadurch lohnten, daß sie ihrem Lehrer mit seltener Verehrung zugethan waren. G. zählte zu den beliebtesten Docenten der Erlanger Hochschule. Um den anatomischen und histologischen Unterricht in seinem Institute hat er sich vielfach verdient gemacht. Er war es, der in Erlangen die ersten mikroscopischen Kurse abhielt. Seiner kunstfertigen Hand verdankt die dortige anatomische Sammlung eine große Anzahl von lehrreichen Vorlesungspräparaten. G. richtete sowohl im Secier- als im Hörsaale auf die technische Seite des Unterrichtes seine stete Aufmerksamkeit und war immerfort bemüht, dieselbe mehr und mehr auszugestalten. Jeden neuen Fortschritt auf diesem Gebiete begrüßte er mit Freuden und suchte ihn in seinem Institute zu verwerthen. So erkannte er, wol als erster unter seinen Fachgenossen, schon frühzeitig die Bedeutung der Projection für naturwissenschaftliche Vorlesungen. Seit 1874 bediente er sich in seinen Collegien ständig eines Projectionsapparates, den er immer mehr verbesserte. Die schöne Collection von Secierschnitten, welche er in verschiedenen Richtungen durch den Stamm und die Extremitäten von menschlichen Neugeborenen legte und für die Projection nach Art mikroscopischer Präparate in Balsam montirte, bildet noch heute einen werthvollen Theil der Erlanger anatomischen Sammlung.

Gerlach's wissenschaftliche Arbeiten haben auf den Entwicklungsgang der Histologie und mikroscopischen Anatomie den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Er war ein scharfer Beobachter und mit jenem Spürsinne begabt, der ihn bei seinen Untersuchungen meistens die richtige Fährte finden und ihn erkennen ließ, wo eine erneute, Erfolg verheißende, Prüfung einzusetzen hatte. In der Deutung seiner Befunde pflegte er eine strenge Kritik zu üben und das Für und Wider reiflich abzuwägen, ehe er zu einer Entscheidung gelangte. Dies ist auch der Grund, weshalb seinen Publicationen eine überzeugende Kraft der Argumentation inne wohnt, die ihre Wirkung auf den Leser selten verfehlt.

G. hat sich aber nicht nur als Forscher hervorgethan, sondern er war auch ein anerkannter Meister der mikroscopischen Technik. Gerade seine Leistungen auf dem letzteren Gebiete sichern ihm in der Geschichte seiner Wissenschaft einen stets geachteten Namen.

In die ersten Studienjahre Gerlach's fielen die bekannten Untersuchungen Theodor Schwann's über die thierische Zelle, welche der histologischen Forschung einen mächtigen Impuls verliehen. In Berlin traf er bei Joh. Müller mit Männern, wie Henle, Koelliker und Anderen zusammen, welche sich damals eingehend mit histologischen Fragen beschäftigten. Er sah, wie dieselben das Mikroscop ständig benutzten und dadurch erwachte auch in ihm eine lebhafte Neigung zum eigenen mikroscopischen Arbeiten. Aber leider fehlte ihm hierzu vorerst noch das Nöthigste, das Mikroscop. Erst 1843, während seiner zweitmaligen Berliner Studienzeit, gelangte er in den Besitz eines solchen und nun konnte er sich nach Herzenslust seinem Wissensdrange hingeben und die verschiedensten thierischen und pflanzlichen Objecte mikroscopisch durchmustern. Sehr bald fesselte aber das feinere morphologische Verhalten der Organe des Menschen und der Thiere sein Interesse, in deren Studium er sich mehr und mehr versenkte. In Paris setzte er, über die Structur der Niere arbeitend (J. Müller's Archiv, Jahrg. 1845), seine mikroscopischen Untersuchungen fort; desgleichen fand er später in Mainz neben der Besorgung seiner ärztlichen Praxis noch hinreichend Zeit zu histologischen Arbeiten. Nicht nur das normale Gewebe zog er in das Bereich seiner mikroscopischen Analyse, sondern auch krankhaft veränderte Organe hat er vielfach untersucht. Da er zahlreiche Sectionen ausführte, die ihm von Seite seiner Mainzer Collegen gerne überlassen wurden, so stand ihm für seine Zwecke ein ganz beträchtliches Beobachtungsmaterial zu Gebote. Nachdem er sich durch seine gründlichen und eingehenden Studien eine reiche Erfahrung und ein vielseitiges Wissen auf histologischem Gebiete angeeignet hatte, reifte in ihm der Entschluß, ein Handbuch der Gewebelehre herauszugeben, von welchem er sich auch aus dem Grunde Erfolg versprach, da er beabsichtigte, dem Texte erläuternde Holzschnitt-Illustrationen beizugeben. Zu jener Zeit gehörten nämlich Lehrbücher, die mit Abbildungen ausgestattet waren, noch zu den Seltenheiten. Die erste Auflage des Buches erschien in dem sturmbewegten Jahre 1848. Es wurde sehr günstig beurtheilt und galt bald als eines der besten unter den damals noch sehr spärlich vertretenen Lehrbüchern der Histologie.

In die Mainzer Zeit Gerlach's fällt auch seine erste bedeutungsvolle Leistung auf dem Felde der mikroscopischen Technik. Im J. 1847 fand er ein Injectionsverfahren, welches die bis dahin ausgeübten Einspritzungen undurchsichtiger Massen weit übertraf. Es gelang ihm nämlich, durch Zusatz einer concentrirten ammoniakalischen Carminlösung zu verflüssigter Gelatine eine durchsichtige Masse herzustellen, mit welcher sich die feinsten Blutcapillaren füllen ließen. Die durch ihre Farbenpracht sich auszeichnenden, äußerst instructiven Injectionspräparate Gerlach's lenkten beinahe ebensosehr als sein Handbuch der Gewebelehre die Aufmerksamkeit der Anatomen auf den jungen Mainzer Arzt, was zur Folge hatte, daß er bei der Vacanz des Erlanger anatomischen Lehrstuhles der dortigen medicinischen Facultät in erster Linie empfohlen wurde. Während der ersten Jahre in Erlangen hat G., der sich erst in den Lehrberuf einleben mußte, nicht viel Zeit zu wissenschaftlicher Bethätigung erübrigen können. Doch führte er in dieser Zeit vielfache Injectionen aus, die er zum Theil dadurch complicirter gestaltete, daß er bei verschiedenen Organen (Leber, Niere, Speicheldrüsen), die Blutgefäße von der arteriellen

und venösen Seite aus, mitunter auch noch außerdem die Ausführungsgänge mit verschiedenfarbigen Massen injicirte. In jener Zeit hat G. auch seinen Freund Karl Thiersch, dessen Injectionspräparate sich später ein großes Renommee erwarben, in der Handhabung seines Verfahrens unterwiesen.

Die durchsichtigen Carminleiminjectionen sollten G. zu einer folgenschweren Entdeckung führen. Die schon in Mainz gemachte Wahrnehmung, daß in seinen Präparaten in der Nähe der roth ausgespritzten Gefäße die Zellkerne häufig eine rothe Farbe angenommen hatten, offenbarte ihm die Tinctionsfähigkeit dieser Zellbestandtheile. Auf Grund dieser Erfahrungen begann G. einige Jahre später methodische Versuche anzustellen, um auf tinctoriellem Wege die einzelnen Gewebeelemente schärfer von einander abzugrenzen. Erst im J. 1858 trat G. in seinen „Mikroscopischen Studien auf dem Gebiete der menschlichen Morphologie“ (Erlangen) mit seiner neuen Methode der Carminfärbung an die Oeffentlichkeit, indem er an verschiedenen Objecten die großen Vorzüge derselben zeigte. Gerlach's Tinctionsmethode fand rasch allgemeine Anerkennung und bildete den Ausgangspunkt für die vielfachen Färbemethoden, welche in der Folgezeit angegeben wurden. Durch seine Carminfärbung ist daher G. der Begründer der gesammten Tinctionstechnik geworden. Wenn man erwägt, welche Unmenge von Entdeckungen in der Morphologie den färbenden Methoden zu verdanken sind, oder die großartigen Errungenschaften der Bacteriologie in Betracht zieht, welche nur durch subtil ausgebildete Tinctionsverfahren ermöglicht wurden, so wird man zugeben müssen, daß G. der mikroscopischen Forschung für lange Zeit die Wege geebnet hat. In sehr treffender Weise werden diese Verdienste Gerlach's um die Gewebelehre durch die Inschrift zum Ausdrucke gebracht, welche seine in der Erlanger Anatomie aufgestellte Marmorbüste trägt: „Tingendi arte innititur Histiologia“.

Zu Anfang der sechziger Jahre beschäftigte sich G. vorwiegend mit der Herstellung von Photographien mikroscopischer Präparate. Seine Schrift „Die Photographie als Hülfsmittel mikroscopischer Forschung“ (Leipzig 1863) hat wesentlich dazu beigetragen, der Mikrophotographie Bahn zu brechen. Die von ihm hergestellten Photogramme konnten weitgehenden Ansprüchen genügen. Vielen Beifall gewannen sich auch die farbigen Copieen seiner Negative; insbesondere verdient erwähnt zu werden, daß es G. gelang, zur farbigen Wiedergabe der rothen Blutkörperchen die Blutfarbe selbst zu benutzen.

In der Mitte der sechziger Jahre beginnen die Untersuchungen Gerlach's über den feineren Aufbau des Nervensystems. Hauptsächlich war es das Rückenmark, dessen verwickelte Structur er zu enträthseln suchte. Zu diesem Behufe verwandte er neben seiner Carminfärbung auch die Imprägnation mit Goldsalzen. Auch hier bewährte sich Gerlach's Meisterschaft in der mikroscopischen Technik, indem es ihm glückte, die von Cohnheim 1866 angegebene Goldmethode derart zu modificiren, daß durch dieselbe in geeignet vorbehandelten Rückenmarksschnitten die feinsten Nervenfibrillen zur Darstellung gelangten. Die Ermittlungen Gerlach's über die Structur der Medulla spinalis sind 1871 in seinem Artikel „Rückenmark“ in Stricker's Handbuch der Gewebelehre niedergelegt worden. Hinsichtlich der bedeutungsvollen Frage über die Beziehungen der sensibeln Nerven zu den motorischen Ganglienzellen gelangte G. zu der Auffassung, daß die Protoplasmafortsätze (Dendriten) der Letzteren ein feines, die graue Substanz durchziehendes Netz bilden, in das die hinteren Wurzelfasern unter Verästelung auslaufen sollten. Diese Anschauung Gerlach's fand fast allseitige Zustimmung; sie mußte jedoch aufgegeben werden, als die mit Hülfe der Golgi'schen Chromsilbermethode gewonnenen Resultate zur Aufstellung der Neurontheorie führten und diese von der überwiegenden Mehrzahl

der Neurologen adoptirt wurde. Auch das schwierige Problem der neuromusculären Endigungen hat G. einem eingehenden Studium unterworfen. Er kam hierbei zu dem Ergebniß, daß die motorischen Endplatten nicht die letzten Endigungen sind, sondern daß zwischen der nervösen und contractilen Substanz viel innigere Beziehungen obwalten. („Das Verhältniß der Nerven zu den willkürlichen Muskeln der Wirbelthiere.“ Leipzig 1874. Siehe auch im Arch. f. mikrosc. Anatomie Bd. 13.) Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich G. mit der Anatomie der Sinnesorgane und hat dieselbe mit einer Reihe von Detailbefunden bereichert, die er theils selbst publicirte („Beiträge zur normalen Anatomie des menschl. Auges.“ Leipzig 1880), theils durch seine Schüler meist in Dissertationen veröffentlichen ließ.

Als G. 1872 die Vorlesungen über Physiologie abgeben konnte, mußte er dagegen den Unterricht in der topographischen Anatomie übernehmen, den bis dahin sein Freund und Prosector Jakob Herz, welcher kurz zuvor gestorben war, ertheilt hatte. Von dieser Zeit an bewegen sich die Arbeiten Gerlach's größtentheils auf dem Gebiete der genannten Disciplin. Ueber ein Jahrzehnt nahmen ihn die Vorarbeiten zur Herausgabe eines größeren Werkes der topographischen Anatomie in Anspruch, das er, wie er selbst äußerte, seinen Schülern als sein wissenschaftliches Testament hinterlassen wollte. Dieses Buch, in welchem Gerlach's vieljährige Erfahrungen, sowie die Resultate langwieriger und mühevoller Untersuchungen ihre Verwerthung gefunden haben, zeichnet sich durch geschickte Gruppirung und übersichtliche Behandlung des Stoffes, durch die seinem Verfasser eigenthümliche elegante und leicht verständliche Sprache, sowie durch große Klarheit und Präcision der Darstellung aus. Die Bedürfnisse des Praktikers finden in ihm eine besondere Berücksichtigung und es wird dadurch den Intentionen seines Autors, der ein Lehrbuch für den werdenden und ein Nachschlagebuch für den in der Praxis stehenden Arzt schreiben wollte, nach jeder Richtung hin gerecht. Das Buch erschien unter dem Titel „Handbuch der speciellen Anatomie in topographischer Behandlung“ (München und Leipzig) erst im J. 1891, nachdem G. bereits von der Direction der Erlanger Anatomie zurückgetreten war.

An äußerer Anerkennung hat es G. nicht gefehlt. Er war langjähriger Adjunct der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen deutschen Akademie der Naturforscher, sowie Mitglied der königl. bair. Akademie der Wissenschaften zu München; ferner war er Inhaber mehrerer Orden; auch war ihm der Titel eines königl. bair. Geheimrathes verliehen worden. Mehr als alle diese Auszeichnungen erfreuten ihn die vielfachen Beweise dankbarer Anhänglichkeit, welche ihm von Seiten seiner früheren Schüler an seinem 70. Geburtstage, sowie bei anderen Anläßen zu Theil wurden.

Dem so lange rastlos Thätigen war am Abende seines Lebens nur eine kurze Zeit des vollen Ausruhens beschieden. Wenige Monate, nachdem G. von Erlangen nach München gezogen war, befiel ihn in seinem 77. Jahre ein acut auftretendes Leberleiden, dem er am 17. December 1896 erlag.

L. G.

Gerok: Karl G., schwäbischer Prediger und Dichter, ist geboren am 30. Januar 1815 in dem württembergischen Oberamtsstädtchen Vaihingen an der Enz, wo sein Vater, Christoph Friedrich G., seit einem Jahre als Diakonus angestellt war. Schon im Februar 1815 wurde derselbe als Diakonus nach Stuttgart versetzt, das somit die eigentliche Heimathstadt Gerok's geworden ist, und stand dort ein volles Menschenalter, 1815—1848, als beliebter, im Segen wirkender Prediger und pflichttreuer Seelsorger im hauptstädtischen Kirchenamt. Er war ein begabter, kenntnißreicher, ernstgesinnter, würdevoller

20*

und gemessener Mann, von echter Herzensfrömmigkeit, aber ohne engherzige Schranken, feinsinnig und weitsichtig allem Schönen und Edlen zugeneigt; die Mutter, Charlotte geb. Lenz, wie der Vater aus einer Pfarrfamilie entsprossen, eine Frau von warmem Herzen, aufgeschlossenem Geist und unermüdlicher Arbeitstreue, dabei immer heiter und gelassen. Diese glückliche Veranlagung der Eltern leitete die Erziehung ihres zahlreichen Kinderkreises, in welchem Karl der Aelteste war, in den Bahnen edler Menschlichkeit und wahrer Frömmigkeit, liebreichen Ernst paarend mit fröhlichem Humor, nichts menschlich Schönes dem regen, hochbegabten Knaben verschließend und dabei doch der Stellung des Pfarrhauses nichts vergebend und das christliche Vollkommenheitsideal nie aus den Augen lassend. Frühzeitige Begabung Gerok's für das Reich des Schönen in Dichtkunst und Malerei erhielt reiche Nahrung durch die Anregungen der Hauptstadt; vor allem aber wurden die Bildungsschätze des trefflichen Stuttgarter Gymnasiums fast spielend von ihm angeeignet. So mannichfaltige Möglichkeiten des Berufes die vielseitige Begabung dem Knaben und Jüngling dargeboten hätte, so stand doch in stillschweigender Uebereinstimmung zwischen ihm und den Eltern von frühe an fest, daß er keinen andern Beruf ergreifen sollte als den des Geistlichen, der ihm im Vater und in zwei Großvätern sowie einer Reihe städtischer Amtsbrüder des Vaters ehrwürdig und groß vor den Augen und der Seele stand. 1832—37 bereitete er sich für denselben an der heimischen Hochschule Tübingen als Zögling des altehrwürdigen theologischen Seminars oder „Stifts“ mit hingebendem Fleiße vor. Der hochfliegende ideale Sinn des Studenten wurde durch ruhige, klare Verständigkeit, seine fröhliche Lebenslust durch eifrigen Wissenstrieb temperirt, und über sein ganzes Wesen breitete sich die liebenswürdige Anmut eines reinen, offenen Gemüthes. Die ernsten Fragen und Zweifel, die jeder tiefer angelegte Theologiestudent innerlich durchzukämpfen hat, sind ihm nicht erspart geblieben. Am Anfang war es die Philosophie Hegel's und die Theologie Schleiermacher's, mit denen es sich auseinanderzusetzen galt, und am Schlusse drohte das eben neu erschienene „Leben Jesu“ von D. Fr. Strauß dem gewonnenen Standpunkt den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Aber G. war von Hause aus eine so harmonische, positive Natur und hatte das gläubige Christenthum im Elternhause in so vortrefflicher Vertretung, nicht als System von Formeln und Dogmen, sondern als lebendige Herzensfrömmigkeit kennen gelernt, daß weder die Philosophie und Kritik seinem persönlichen Glauben, noch die wissenschaftliche Theologie seiner Neigung und Begabung fürs praktische Amt ernstlicheren Schaden bringen konnte und er in ehrlichem Kampfe alles prüfend das Beste und Tiefste sich bewahrte: den abgeklärten Glaubensfrieden. Daneben versenkte er sich mit Lust in das um Tübingen verlockend schön aufgeschlagene Buch der Natur, wie in die großen Schöpfungen deutscher und ausländischer Dichter, an denen er sein eigenes, schon in der Knabenzeit stillverschwiegen bethätigtes Talent weiter bildete und die ihn schon jetzt zu manchen wohlgelungenen eigenen Schöpfungen begeisterten, die aber, selbst den nächsten Freunden völlig unbekannt, jahrzehntelang im Pulte verschlossen blieben.

Nach glänzend bestandener Anstellungsprüfung trat G. im Frühjahr 1837 ins geistliche Amt ein. Als Stuttgarter Pfarrgehilfe hatte er das Glück, im Elternhause selbst leben und unter der wohlwollenden, aber parteilos kritisirenden Aufsicht des eigenen Vaters seine ersten Schritte in Predigt und Seelsorge thun zu dürfen. Ueberraschend schnell gelang es ihm, den Ton zu finden, der zu Herzen geht: nicht den Kathederton wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, auch nicht den Prophetenton zürnenden Ernstes, sondern den milden, freundlich

einladenden Hirtenton, der das Wort Gottes auf alle Lebensverhältnisse und Lebensräthsel das rechte Licht werfen läßt, ohne daß er daneben, seinem angeborenen künstlerischen Talent entsprechend, die Schönheit, Glätte und Ebenmäßigkeit der Form aus dem Auge ließ. So zog der junge Vicar sich bald ein für seine Jugend sehr ansehnliches Zuhörerpublicum heran, und das war und blieb ihm ein Sporn, in der Predigt stets sein Bestes zu geben und nur Vollausgereiftes und Wohlvorbereitetes seinen Hörern zu bieten, ein Grundsatz, dem er lebenslang treu geblieben ist und mit dem er ein gut Theil seines Ruhmes begründet und verdient hat. Unterbrochen wurde diese praktische Lernzeit durch eine zehnmonatliche Studienreise, die den Candidaten in alle wissenschaftlich und künstlerisch bedeutsamen Städte Deutschlands führte und ihn mit den damaligen Größen auf Kathedern und Kanzeln persönlich bekannt machte, seinen geistigen Gesichtskreis weitete, seine inneren Schätze mehrte. 1840—43 hatte er als Repetent am Tübinger Stift weitere Gelegenheit zu wissenschaftlicher Vertiefung und Bereicherung, die ihn mit ihrem Ausklang, einem Stuttgarter Stadtvicariat, in die definitive Amtsthätigkeit überleitete.

Im Januar 1844 trat er als Diakonus in Böblingen (drei Stunden von Stuttgart) ins selbständige Pfarramt ein und gründete noch im gleichen Jahre seinen Hausstand mit Sofie Kapff von Tübingen, seiner noch jetzt lebenden Wittwe, die ihm in 46 Jahren eine verständnißvolle Gattin gewesen ist und sein Leben mit freundlichem Sonnenschein beleuchtet hat. Neben dem Einleben ins praktische Amt gab ihm die fünfjährige relative Mußezeit in dem kleinen Landstädtchen neue Gelegenheit zu wissenschaftlicher Arbeit, wie er sie in mehreren noch heute beachtenswerthen Aufsätzen in den „Studien der württembergischen Geistlichkeit“ niederlegte. Diese und seine rasch bekannt werdenden Erfolge als Prediger lenkten die Aufmerksamkeit der Heidelberger Universität auf den jungen Diakonus, die ihn als Professor der Theologie und Director des Predigerseminars berief. Es ist kein Zweifel, daß G. auch im akademischen Lehramte vermöge seiner praktischen Formvollendung und seiner wissenschaftlichen Schulung vorzügliches geleistet hätte. Dennoch hat er aus Liebe zum Pfarramt den verlockenden Ruf ausgeschlagen, und hat es nicht zu bereuen gehabt. Denn als 1848 sein Vater von Stuttgart weg als Generalsuperintendent nach Ludwigsburg berufen worden war (er zog sich von da 1860 in den Ruhestand nach Stuttgart zurück, wo er 1865, die Mutter 1866 starb), eröffnete sich für den Sohn eine ganz ähnliche Laufbahn, wie sie der Vater einst durchmessen, in der Hauptstadt, der er nun 41 Jahre lang angehörte und in der er die höchsten Stufen kirchlicher Würde erstieg: 1849—52 als Diakonus, 1852—62 als Archidiakonus und Decan der Landdiöcese Stuttgart, 1862—68 als Decan der Stadtdiöcese, vom Herbst 1868 an bis zu seinem Tode als Oberhofprediger und Oberconsistorialrath mit dem Titel eines Prälaten. Es ist hier nicht der Ort, der vielen Kleinarbeit zu gedenken, welche das hauptstädtische Pfarramt mit seinen schon in damaliger Zeit hochgesteigerten Anforderungen an Zeit und Kraft seines Trägers erforderte und welche G. mit unermüdetem Eifer in Predigt und Seelsorge leistete; auch sei nur im Vorübergehen aufmerksam gemacht auf die zahlreichen Nebenämter, die seine Geschäftslast vermehrten, wie die Mitgliedschaft des Strafanstaltencollegiums und des Centralvorstandes der Gustav-Adolfstiftung, die Vorstandschaft der k. Commission für die Erziehungshäuser und des Stuttgarter Diakonissenhauses. Wichtig und hervorragend, wenn auch nicht viel in die Oeffentlichkeit tretend, war sein Antheil an der Kirchenleitung des Württemberger Landes durch zwei Jahrzehnte, der

nicht zum wenigsten in dem bedeutsamen Personalreferat über die Besetzung sämmtlicher Pfarrstellen bestand. So war Stuttgart die Stadt nicht bloß seiner Kindheit und Jugend, seines Reifens und Lernens, sondern blieb auch die Stätte seines beruflichen Wirkens, seine Lebensheimath, seine Lieblingsstadt, der er in Anhänglichkeit treu blieb, auch als den berühmt gewordenen ehrenvolle Berufungen nach Hamburg, Bonn und Dresden ihr entführen wollten und die ihn darum wol als einen ihrer größten Söhne mit dem Ehrenbürgerbriefe auszeichnen durfte.

Versuchen wir, die Persönlichkeit Gerok's, wie sie in der Erinnerung von Tausenden noch plastisch unvergänglich steht, in knappen Umrissen uns zu vergegenwärtigen. Hochgewachsen und schlank von Gestalt, aufrecht und auch im Alter ungebeugt, mit leichtem, gelenkem Schritt, mit durchgeistigtem Gesicht und einem milden, klaren, halb in die Ferne gerichteten Blick, mit langem, lockigem Haar, das, auch im ehrwürdigen Silber des Alters glänzend, doch noch reich und voll um die Schläfen wallte, von einem Schimmer des Hochsinnes und der Anmuth, einem Hauch ewiger Jugend umflossen, so sah man ihn auf Amtsgängen die Straßen, auf Spaziergängen die Höhen Stuttgarts durchschreiten. Bei persönlicher Berührung fühlte sich der Besucher wol zunächst etwas enttäuscht; er fand nicht einen sprudelnden Geist, nicht einen gewandten Unterhalter, nicht einen liebenswürdigen Plauderer, der etwa den Reichthum seines Innenlebens bereitwillig bloßgelegt hätte; im Gegentheil machte er leicht den Eindruck schüchterner Unbeholfenheit, scheuer Abgeschlossenheit, zugeknöpfter Unzugänglichkeit. Aber diese äußere Form, die zum Theil auch eine Selbsthülfe der Natur gegen zudringliche Besucher war, war nur die Hülle, unter der sich für den, der ihm näher treten durfte, ein goldenes Herz barg, ein Herz voll unendlicher Weichheit und Zartheit, voll echter Bescheidenheit und Demuth, voll Milde und Güte, sinnig und innig, froh im Genusse des Schönen und des Lebens überhaupt, aber gefestigt und geborgen gegen alles Widrige der Erde durch das Heiligthum des Glaubens, wie auch durch den schalkhaften, heiteren Humor des abgeklärten Lebenskenners und des frommen, gereiften Christen. Dieses Herz schlug in warmen Tönen für seine schwäbische Heimath, für sein theures Württemberger Land und sein Königshaus, dem er in amtlicher Stellung in Freud und Leid als Seelsorger, ja als Freund zur Seite stand, und es erglühte begeistert für die Größe und Herrlichkeit des großen deutschen Vaterlandes, für seinen Kaiser und dessen ehernen Kanzler, für die Macht und Größe des neuen Reiches. Es hat auch im Drang vieler Amtsgeschäfte den stillen Tempel der Freundschaft nicht geschlossen und nicht bloß den „alten, lieben Gesichtern" ein treues Gedächtniß bewahrt, sondern auch noch in grauen Haaren die Saiten neuer Freundschaft erklingen lassen, so mit dem geistesverwandten Emil Frommel. Und, was das tiefste Geheimniß seiner Persönlichkeit war: er war ein Mann, der trotz seiner hohen kirchlichen Stellung, trotz seines überzeugten und freudig bekannten Christenthums der menschlichen Freude am Schönen nicht entsagte, ja, der gerade Menschliches und Christliches in seiner Person aufs liebenswürdigste und überzeugendste vereinigte, der zeigte, wie altbewährte, lautere Frömmigkeit mit dem, was die alte und die neue Zeit an edlem Bildungsstoff bietet, sich nicht etwa nur nothdürftig und gezwungen vereinigen lasse, sondern wie sich beides gegenseitig fordere und bedinge. Ihm gehörte auch das menschlich Schöne und Erhabene mit zur Harmonie der göttlichen Weltordnung, als irdisches Abbild himmlicher Vollendung, als „buntgewirkter Saum am Kleid seines Gottes". So hat er in edler Harmonie Christliches und Menschliches vereint, religiöse Weihe hineingetragen ins Alltagsleben und dadurch das Christenthum auch solchen nahegebracht und hochachtens-

werth gemacht, die in demselben nicht wie er das Centrum ihres Wesens hatten. Hier war einer der so seltenen christlichen Charaktere zu sehen, in dem Frömmigkeit und Bildung einen edelsten Bund geschlossen hatten, in dem Kopf und Herz, Lehre und Wandel harmonisch zusammenklangen. Als solcher christlicher Charakter lebt G. fort in seinen Predigten und Gedichten.

G. der Prediger ward am frühesten erkannt und bekannt. Wir haben gesehen, wie schon der junge Vicar die Hörer scharenweise sammelte und wie schon der junge Diakonus zu akademischen Ehren gelangen sollte. Naturgemäß ist er in dieser seiner Hauptthätigkeit nicht von Anfang fertig gewesen, sondern mit den Jahren gereift, gewachsen und geworden. Aber charakteristische Eigenart zieht sich doch durch seine ganze Predigerthätigkeit von den frühesten Jahren bis zum Ende hindurch. Das ist, formell betrachtet, einmal der treue Fleiß und die künstlerische Sorgfalt, mit der sie ausgearbeitet, durchdacht, disponirt, niedergeschrieben und ausgeglättet sind. G. hat nie der bequemen Manier gehuldigt, sich „vom Geist erleuchten“ zu lassen und zu improvisiren; er hat seine Kanzelreden selbst im heißesten Drang der Amtsgeschäfte immer Wort für Wort niedergeschrieben und memorirt; aber das Künstlerische an ihnen besteht eben in der vollendeten Natürlichkeit, der man gar keine Kunst ansieht und die Mühe nicht anspürt, die darauf verwendet ward. Die Mittel der Sprache standen dem dichterisch denkenden und fühlenden Redner ungesucht in reichster, wechselnder Fülle zu Gebote; aber das Vollendete an diesen sprachlichen Kunstwerken war, daß sie die höchste Hofgesellschaft gleich sehr fesselten wie dem einfachen Mann des Volkes und auch der schlichten Dienstmagd verständlich und erbaulich waren. Ein persönliches Naturbedürfniß war G. dabei die klare und strenge logische Gliederung, welche die Gedanken der Predigt in Thema, Theilen und Untertheilen concinn ordnet, so daß sie sich ansehen wie ein architektonisches Kunstwerk, in dem überall Ebenmaß und Symmetrie der Glieder herrscht; und doch wird diese kunstvolle Form niemals zur spielenden Künstelei, niemals drängt sie sich vorlaut hervor, sondern ordnet sich einfach und schlicht dem Inhalte der Rede unter. Und dieser Inhalt der Predigt war nun, entsprechend dem oben Gesagten, weder akademische Entwicklung der christlichen Lehre in dogmatischer, apologetischer oder polemischer Form, noch ein trockenes Moralisiren oder ein treiberisches Methodisiren, sondern es galt für ihn: das Christenthum der Bibel dem Menschen des 19. Jahrhunderts einladend und überredend nahezubringen und zu zeigen, wie alles Menschliche seine edelste Blüthe erst erreicht, getaucht in das Licht des Christenthums. Meisterhaft wußte er die Schrift auszulegen und auf das Leben anzuwenden, allem eine praktische Beziehung auf das, was bessert und erbaut, zu geben. Von dem testimonium animae naturaliter christianae, an das er gerne anknüpfte, wußte er höher hinauf und tiefer hinab zu führen zu den Geheimnissen des Christenthums. Den ganzen reichen Umkreis von Natur und Kunst, Dichtung und Wissenschaft, Geschichte und Vaterland wußte er dienstbar zu machen für seine Predigt, Honig daraus zu ziehen, christlichen Geist darein zu gießen. Tages- und Weltbegebenheiten wie die Erfindung des Telegraphen oder die Legung des ersten unterseeischen Kabels, Zeitereignisse wie die Revolutionsbewegungen, die Kriege von 1866 und 1870, die Mordattentate auf den alten Kaiser, oder Festfeiern litterarischer Art wie die Gutenbergfeier 1867 oder die Schillerfeier 1859 hat er stets auf der Kanzel behandelt, aber meisterhaft dabei die schmale Grenze innegehalten, daß das Wort Gottes und die Predigt nicht Mittel zu weltlichen Zwecken werden darf. Gerade dieser weite und freie Horizont seiner Predigten, der auch Weltleuten Hochachtung vor der Person und damit vor der Sache abnöthigte, machte G., ohne daß er

es wollte, zu einem der edelsten und wirkungsvollsten Apologeten des vorigen Jahrhunderts. Dazu kam, daß die gereifte Form und der gediegene Inhalt der Predigt noch unterstützt wurden durch einen würde- und weihevollen, wahrhaft erbaulichen Vortrag, durch eine meisterhafte aber ungekünstelte Action, wie durch den ganzen feierlichen, ehrwürdigen Ernst einer priesterlichen und prophetischen Charakter in sich vereinigenden Kanzelerscheinung. So war es nicht zu verwundern, wenn diese Vorzüge seiner Predigtweise ihn mit den Jahren mehr zum berühmten und vielbegehrten Festprediger im engeren und weiteren Vaterlande machten und ihm den Ehrennamen des „schwäbischen Chrysostomus“ erwarben. Wie so manchem Feste der Kirche oder der inneren Mission, besonders des Gustav-Adolfvereins hat er die rechte Weihe gegeben, die geschichtlichen Beziehungen der Städte und Länder mit frommem Sinn fürs Ewige verwerthend und aus den Lehren der Geschichte die Gegenwart mahnend, stärkend und tröstend, wie bei der Enthüllung des Wormser Lutherdenkmals (1868) oder bei der Feier am Schwedenstein bei Lützen (1882) und anderen Feiern mehr! Eines war bei seiner Berufung auf die Oberhofpredigerstelle freilich zu bedauern: daß der kleine Raum der Schloßcapelle es nur einem beschränkten Kreise von Hörern möglich machte, ihn sonntäglich zu hören. Für alle die, die ihn nicht hören konnten und nun nicht mehr hören können, hat er bis zu einem gewissen Grade Ersatz gegeben durch die gedruckte Herausgabe seiner Predigten. Schon in den fünfziger Jahren erging von dankbaren Hörern die Aufforderung dazu an ihn; die sorgfältige Ausarbeitung jeder Predigt im Verein mit der überaus schönen und klaren Handschrift ermöglichte leicht die Ausführung. So erschienen im Laufe der Jahre eine stattliche Reihe von Predigt- und Redensammlungen, nämlich: „Evangelienpredigten“ (Stuttgart 1856), „Epistelpredigten“ (das. 1858), „Pilgerbrot“ (das. 1866), „Aus ernster Zeit“ (das. 1873), „Hirtenstimmen“ (das. 1880), „Brosamen“ (das. 1887), weiter „Von Jerusalem nach Rom, Bibelstunden über die Apostelgeschichte“ (das. 1868), endlich nach seinem Tode vom ältesten Sohn herausgegeben: „Vor Feierabend“ (die drei letzten Predigten, das. 1890; wieder abgedruckt in) „Der Heimat zu“ (Predigten der letzten Jahre, das. 1893), „Trost und Weihe“, eine Sammlung Casualreden (das. 1890), endlich: „Die Psalmen in Bibelstunden“, drei Bände (das. 1891). Nicht zu vergessen ist hier die von weitgehendster Belesenheit in der Predigtlitteratur aller Zeit zeugende, werthvolle Bearbeitung der „Homiletischen Andeutungen“ (durch fremde und eigene Fingerzeige) zu seines Freundes Gotth. Victor Lechler Bearbeitung der Apostelgeschichte in J. P. Lange's Bibelwerk (Bielefeld 1861).

Aber noch auf viel weitere Kreise wirkte und wirkt G. der Dichter. Schon der Knabe führte ein still verborgenes Traumleben im idealen Reiche der Dichtung. Er hatte nicht bloß lange Zeit Schiller und Goethe unter seinem nächtlichen Kissen liegen, sondern sog durch treues Auswendiglernen ihrer und so mancher anderer classischer Dichtwerke einen Schatz von poetischer Luft und Form in sich ein, der ihm schon frühe im Kreise der Geschwister als Dichter und Märchenerzähler treues Geleit gab, der den wachsenden Jüngling schon zu Schöpfungen größeren Stils begeisterte und der im Manne und Greise noch unvermindert wirkte. Von wem G. am meisten beeinflußt war, ist eine schwer zu entscheidende, müssige Doctorfrage; es zeigt sich auch darin wieder das harmonische Ebenmaß seiner Persönlichkeit, daß er sich nicht exclusiv der Gefolgschaft eines einzigen hingab, sondern gleichermaßen von allen den Großen der Dichtkunst, von Schiller, Goethe, Uhland, Just. Kerner, Alb. Knapp, Gust. Schwab, Eman. Geibel, Ed. Mörike Elemente in sich aufgenommen hat. Was ihn zum Dichter besonders befähigte, das war seine hohe Begabung für die bildende Kunst,

sein Zeichen- und Maltalent, mit welchem er auch in dilettantischen Versuchen Schönes leistete und das seiner Dichtungsweise auf den verschiedensten Gebieten der Poesie den Charakter des Anschaulichen, des Malerischen in der Schärfe der Zeichnung und der Pracht der Bilder aufprägte. Mit der ganzen demüthigen Bescheidenheit, die G. eigen war, hütete er die dichterischen Producte seiner Jugend wie einen vor Jedermanns Augen zu verbergenden Schatz und übergab auch vieles wieder dem Feuer. Was uns noch aus jenen ersten Zeiten hinterlassen ist, läßt darauf schließen, daß mit dem Betreten der reiferen Jünglingsjahre der Dichter fertig war. Schöneres und Edleres hat z. B. G. nie gedichtet als das tiefempfundene „Ich möchte heim“ in den Palmblättern; es stammt aus seinem 27. Jahre. Ein Freund, Fritz Köstlin, war es, der gleichsam Pathenstelle bei der Veröffentlichung der Gerok'schen Gedichte vertrat: er hat, ohne Gerok's Wissen, zuerst im J. 1855 eines seiner Gedichte im Nürtinger Wochenblatt veröffentlicht und nun zwei Jahre lang an dem Dichter gearbeitet, bis derselbe sich entschloß, ein Bändchen seiner religiösen Lieder unter dem Titel „Palmblätter“, aber noch nicht mit Nennung des vollen Namens, sondern zuerst nur mit dem verschämten Zeichen „K. G.“ herauszugeben (Stuttgart 1857); und dieses Erstlingswerk ist das classische Werk der Gerok'schen Muse geworden, das er mit nichts Späterem übertroffen oder überboten hat, das heut zu Tage in mehr als 100 Auflagen und über 400 000 Exemplaren verbreitet, in eine Reihe europäischer Sprachen übersetzt ist. Und wie zaghaft und wenig seines Talentes bewußt zeigt sich der Schöpfer dieser herrlichen Lieder in der nun veröffentlichten Correspondenz mit dem litterarischen Berather Fr. Köstlin, mit dem viele Briefseiten über einzelne Wendungen und Verse gewechselt werden! Hatte G. hier in „heiligen Worten, heiligen Zeiten, heiligen Bergen, heiligen Wassern“ den reichen Bildersaal der heil. Schrift durchwandert, so wandte er sich einem speciellen Buche derselben, der Apostelgeschichte zu in seinen „Pfingstrosen“ (Gütersloh 1864). Aber getreu seinem Wesen, das neben dem Christlichen das Menschliche nicht verachtet, sondern ehrt und adelt, fügt er zu den bisher behandelten religiösen auch weltliche Stoffe in den „Blumen und Sternen“ (Stuttgart 1867), vermischten Gedichten, die den himmlischen Sternen irdische Blumen von Land und Meer, von Welt und Zeit, von Haus und Herd zugesellen. Und mit welch gewaltigen Schwingungen die Kriegsereignisse von 1870/71 seine Seele bewegten, davon zeugen die vaterländischen Kriegs- und Friedenslieder „Deutsche Ostern“ (das. 1871). Eine neue Folge der Palmblätter erschien unter dem Titel „Auf einsamen Gängen“ als „festliche Klänge, heilige Bilder, Sprüche und Grüße“ 1878; eine neue Folge der Blumen und Sterne mit dem Titel „Der letzte Strauß“ und den Abschnitten: „von Himmel und Erde, aus Sage und Geschichte, aus Welt und Kirche, von Haus und Herz“ 1884; als allerletzter Strauß noch das liebliche Bändchen „Unter dem Abendstern“ (das. 1886), nicht zu vergessen der köstlichen 13 Kinderlieder zu den Bildern von Paul Mohn „Christkind“ (das. 1887). Auch der Dichter G. läßt sich ganz ähnlich charakterisiren wie der Prediger. Auch die Dichterpersönlichkeit wurzelt in Gottes Wort als dem Centrum; aber von hier aus richtet sich sein Auge weitschauend auf alles, was menschlich schön und erhaben ist in Natur, Geschichte und Vaterland, alle diese Gebiete in christliche Beleuchtung stellend, mit frommem Schimmer verklärend. Je länger je mehr ging kein patriotisches Ereigniß in Welt und Kirche vor sich, das G. nicht zu einem „Gelegenheitsgedicht“ im edelsten, im Goethe'schen Sinne des Wortes begeistert hätte; und je älter er wird, desto andächtiger versenkt er sich in das Buch göttlicher Schöpfung und Natur, das ihm nicht bloß auf Alpenmatten oder an Meeres-

gestaden, sondern in den unscheinbarsten Feldblumen der Heimath anbetungswürdig wird. So ergänzt seine Dichterthätigkeit die des Predigers harmonisch und gehört in gewissem Sinne mit zu seinem geistlichen Wirken, denn noch viel mehr Tausenden als seinen Predigthörern und -lesern sind seine Lieder — und nicht bloß die geistlichen — mit ihrem lebensvollen Bekenntniß christlicher Weltanschauung zu Trost und Erhebung geworden. Und das nicht am wenigsten durch ihre vollendete Kunstform, durch den perlenden Wohllaut, den melodischen Fluß ihrer Verse, durch den eigenen Reiz ihrer bewegten Rhythmen, ihrer Kehrverse, durch die ganze mühelos-spielende Handhabung des Technischen, die doch nie zum bloßen Reim- und Wortgeklingel wird, sondern stets die Form dem Gedanken unterzuordnen weiß. Eigentliche Kirchenlieder hat G. kaum gedichtet, doch werden sicherlich manche Lieder von ihm in späteren Gesangbüchern ihre Stelle finden, wie z. B. das Confirmationslied „Seid eingedenk“ oder das schon erwähnte: „Ich möchte heim“. — Von sonstigen schriftstellerischen Arbeiten Gerok's, die mit seiner Dichterthätigkeit zusammenhängen, sei hier nur noch erwähnt sein christlich-ästhetisches Glaubensbekenntniß, ein Vortrag über „Illusionen und Ideale“ (Stuttg. 1887), sowie die Herausgabe einer Auswahl aus Matth. Claudius' Werken (1882), der geistlichen Lieder Paul Gerhardt's (1882) und Luther's (1883).

Hochgeehrt von König und Kaiser, von Kirchen- und Stadtgemeinde, in Württemberg und ganz Deutschland, von der heimischen Hochschule, die ihn 1877 mit dem theologischen Doctorhut schmückte, von dem Frankfurter Hochstift, das ihn 1875 zu seinem Ehrenmitglied und Meister ernannte, beglückt durch ein schönes, reiches Familienleben, in welchem 4 Söhne und 3 Töchter ihm heranblühten, im Vollbesitz der körperlichen und geistigen Kräfte, hat G. ein selten schönes Alter „unter dem Abendstern“ erleben dürfen. Ohne längeres Siechthum, mitten heraus aus der Vollkraft des Wirkens und Schaffens ist er nach nur fünftägiger Krankheit der Influenza des Winters 1889/90 infolge einer hinzutretenden Lungenentzündung am 14. Januar 1890 im Alter von 75 Jahren erlegen. Sein Grabdenkmal auf dem Stuttgarter Pragfriedhof, nicht weit vom Haupteingang zur rechten Hand, zeigt in Marmor die Symbole seiner Dichtung: Harfe und Palmblatt, Blume und Stern nebst seinem Bildniß in Medaillonform; und am sinnigsten Platze, unter den Fenstern der Schloßcapelle, in der er 21 Jahre gewirkt, gegenüber der alten Stiftskirche, an der er 11 Jahre gestanden, zwischen dem Standbild seines großen Meisters Schiller und der Reiterstatue des alten Kaisers haben ihm 1898 seine Verehrer ein Denkmal erbaut, zu welchem Adolf Donndorf die Büste des Dichters und den Genius der Poesie mit Harfe und Palmzweig geschaffen. Eine „Gerok-Straße“ führt in weitem Bogen über eine der grünen Höhen um Stuttgart hin, die der leichte Fuß auch noch des Greisen so oftmals durchwandert hat, zu einem entzückenden Aussichtspunkt, der „Geroksruhe“. Unverlöschlich aber lebt sein Denkmal in den Herzen vieler Tausende, die den edlen Menschen und frommen Christen, den geistgesalbten Prediger und gottbegnadeten Dichter in dem, was sie ihm verdanken, treulich verehren und die, wenn sie seiner gedenken, etwas fühlen von dem Zauber ewiger Jugend.

Litteratur, a) Quellenwerke: Jugenderinnerungen von K. G. (Bielefeld u. Leipzig 1874, 4. Aufl. 1890); K. G., ein Lebensbild aus seinen Briefen u. Aufzeichnungen zusammengestellt v. G. Gerok (Stuttg. 1892). b) Nekrologe u. Gedächtnißreden: Palmblätter auf K. Gerok's Grab, niedergelegt bei der Trauerfeier (Grabrede von Friedr. Braun und Leichenpredigt von Karl Burk, Stuttg. 1890); Staatsanzeiger f. Württ. 1890, S. 72 f.; Ev. Kirchen- u. Schulblatt f. Württ. 1890, S. 27 f.; Allg. ev.-luth. Kirchen-

zeitung 1890, S. 149 ff.; P. Lang in Schwäb. Kronik (Beibl. d. Schwäb. Merkurs) 1890, S. 1019 f., 1045 f.; G. Knapp in Besondere Beilage d. Staatsanzeigers f. Württ. 1890, S. 269 ff.; O. Schanzenbach in Grüßgott, illustr. Sonntagsbl. 1899, S. 222 ff.; J. Klaiber in Schwäb. Kronik 1890, S. 2323 f.; W. Frhr. v. Gemmingen ebendas. 1898, S. 1495 f. c) Biographien u. litt. Essays: H. Mosapp, K. G., ein Bild seines Lebens und Wirkens (Stuttg. 1890); ders., K. G. in seiner Wirksamkeit für den Gustav-Adolf-Verein (Barmen 1890); ders. in Realencyklopädie f. protest. Theologie u. Kirche (von Herzog-Hauck), VI, 608 ff.; F. Braun, Erinnerungen an K. G. (Leipzig 1891); R. Schmeißer, K. G. als Schulmann, nachgewiesen aus seinen Dichtungen (Jena 1892); Reinthaler in Deutsch-evang. Blätter (von W. Beyschlag u. E. Haupt) 1901, S. 22 ff.

Hermann Mosapp.

Gerold: Jacob Hugo G. (vor der Taufe: Gerson), Arzt, geboren am 3. August 1814 zu Inowrazlaw im Herzogthum Posen, studirte und promovirte 1835 in Berlin, ließ sich hierauf in Aken a. d. Elbe als Arzt nieder, wo er mit Ausnahme der als Kreisphysicus zu Delitzsch von 1849—52 verlebten Zeit bis zu seinem am 29. Juni 1898 erfolgten Tode wirkte, ärztlich, namentlich augenärztlich, wie schriftstellerisch in außerordentlich fruchtbarer Weise thätig. Der größere Theil von den zahlreichen Schriften Gerold's ist der Augenheilkunde gewidmet; doch fallen einige noch in die vorophthalmoscopische Periode und sind daher im wesentlichen nur von litterarhistorischem Werth. Anzuführen sind: „Die Lehre vom schwarzen Staar und dessen Heilung" (Magdeburg 1846); „Grundlinien zu einem Lichtmesser behufs der Nachbehandlung des grauen Staars" (auch unter lateinischem Titel, ebd. 1848); „Die nervöse Augenschwäche und ihre Behandlung" (Halle 1860); „Ophthalmologische Studien: Der Lichtmesser für Augenkrankenzimmer" u. s. w. (Quedlinburg 1862); „Die ophthalmologische Physik und ihre Anwendung auf die Praxis" (Wien 1869—70). Auch zahlreiche Zeitschriftenabhandlungen über andere Gegenstände der menschlichen und Thierheilkunde rühren von G. her.

Biogr. Lex., hrsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt, II, 534.

Pagel.

Gerwig: Robert G. wurde am 2. Mai 1820 in Karlsruhe geboren. Er war der Sohn eines Ministerialrevisors, der aus einem Pforzheimer Geschlechte stammte. Nachdem er einige Jahre das Lyceum in Karlsruhe besucht hatte, trat er in die dortige Polytechnische Schule ein, um sich zum Ingenieur auszubilden. Als er im J. 1840 die Staatsprüfung bestand, errang er die Note „vorzüglich befähigt". Als Ingenieurpraktikant auf dem technischen Bureau der Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues noch im gleichen Jahr verwendet, wurde G. 1846 Collegialmitglied und Referent dieser Behörde, der er schon seit zwei Jahren zur Unterstützung ihrer Collegialmitglieder beigegeben war, nachdem er bei verschiedenen Aemtern dieses Verwaltungszweiges, besonders zur Hülfsleistung beim Eisenbahnbau verwendet und als hervorragend tüchtig erkannt worden war. Die Oberdirection leitete damals auch den Eisenbahnbau und in diesem war G. vom April 1846 bis zum Juli 1872 in den verschiedenen dienstlichen Rangstufen thätig, seit Juni 1871 mit Titel und Rang eines Baudirectors. Ueberaus groß ist die Zahl der Straßen- und Eisenbahnbauten, die G. in den verschiedenen Theilen des Großherzogthums Baden leitete und bei denen er sich als ein ebenso kenntnißreicher als umsichtiger Ingenieur bewährte. Auch auf dem Gebiete der Correction und Unterhaltung von Binnenflüssen, bei Begutachtung und Anlage von Wasserversorgungen und bei der Fassung von Thermalquellen zeichnete G. sich rühmlich

aus. Das bedeutendste Werk, das er in seinem Heimathlande schuf, ist die Schwarzwaldbahn, für die er schon im J. 1857 die Zugslinie festlegte, deren — nach den Worten eines competenten Fachmannes — durch Eigenartigkeit, Kühnheit und Großartigkeit ausgezeichneten Bau er von 1867 an leitete. Als die Schwarzwaldbahn im J. 1873 eröffnet wurde, hatte G., der schon früher sich auch im Auslande die Anerkennung der maßgebenden Kreise erworben hatte und mit verschiedenen Aufträgen beehrt worden war, im J. 1872 einen Ruf als Oberingenieur der Gotthardbahn angenommen. Es war ohne Zweifel seine hervorragende Thätigkeit, sein Fleiß, seine Geschicklichkeit und Thatkraft, die er beim Bau der Schwarzwaldbahn entfaltet hatte, welche Veranlassung wurde, ihm diese ehrenvolle Stellung zu übertragen. Er bewährte sich auch in dieser ebenso wie in seiner Heimath als eine Kraft ersten Ranges und legte die gleichen ausgezeichneten Eigenschaften an den Tag, die in Baden die größte Anerkennung und Bewunderung gefunden hatten. Die Entscheidung der wichtigsten Frage des Gotthardprojectes, der Lage des Haupttunnels, die Projectirungsarbeiten für die Zufahrtslinien, besonders die schwierigste Strecke auf der Nordseite des Tunnels und die Doppelkehren bei Wasen, sind anerkannt hochverdienstliche Leistungen, die nur einem ganz hervorragenden Ingenieur gelingen konnten. Bedauerlicher Weise veranlaßten Meinungsverschiedenheiten mit dem Tunnelbauunternehmer, die Unzulänglichkeit der bei der internationalen Conferenz in Bern im September 1869 für den Bau der Gotthardbahn als nöthig bezeichneten Geldmittel und andere Streitfragen, welche durch Zwistigkeiten mit dem Präsidenten der Direction der Gotthardbahn-Gesellschaft, Nationalrath Alfred Escher, noch verschärft wurden, G., im J. 1875 von der Stellung als Oberingenieur der Gotthardbahn zurückzutreten. Dieser unerwartete Entschluß machte zunächst in der Schweiz, dann aber auch in Deutschland großes Aufsehen und begegnete in der Presse beider Länder mancher Mißdeutung. Aber mit der Zeit wurde man G. gerecht und beurtheilte die Gründe seines Entschlusses unbefangen und daher richtiger. Inzwischen war die oberste Leitung des Eisenbahnwesens in Baden von der Oberdirection des Straßen- und Wasserbaues abgetrennt und für dieselbe eine eigene Generaldirection geschaffen worden. In diese trat G., nach seiner Rückkehr in die Heimath, als Collegialmitglied ein und wurde bald Vorstand der technischen Abtheilung mit dem Titel Oberbaurath. Neben der allgemeinen Oberleitung der sämmtlichen Bauarbeiten wurde ihm die unmittelbare Leitung bedeutenderer Bahnbauten übertragen. Die namhafteste war die sog. Höllenthalbahn von Freiburg nach Neustadt. Deren Vollendung (im J. 1887) sollte er jedoch nicht mehr erleben. Am 6. December 1885 starb G. plötzlich infolge eines Herzschlages.

Neben seiner amtlichen Thätigkeit als Bauingenieur wirkte G. auch noch anregend und fördernd auf anderen Gebieten. Ihm hatte schon im J. 1850 das Ministerium die Einführung und Leitung der Uhrmacherschule in Furtwangen übertragen, mit welcher auch eine Strohflechterei und Holzwaarenfabrikation verbunden wurde. Seine Mußestunden benutzte G. gern zu wissenschaftlichen Privatarbeiten, u. a. zur Betheiligung an der Sammlung badischer Kryptogamen durch Jex und Leiner durch Veröffentlichung einer Schrift über die Bedeutung der Moose für die Wasservertheilung auf der Erdoberfläche, sowie zu verschiedenen Abhandlungen über Grundwasser, über die Ausdehnung der Gletscher in prähistorischer Zeit, über das Erratische in der Bodenseegegend u. a. — Dieser seltene Mann war aber auch noch auf dem politischen Gebiete thätig. Von 1855 bis 1857 und von 1863 bis 1871 gehörte er der zweiten Kammer der badischen Landstände als Vertreter des 17. Wahlkreises Horn-

berg-Triberg-Wolfach-Furtwangen, 1875 bis 1878 als Abgeordneter der Stadt Pforzheim an. Von 1875 an vertrat er den zweiten badischen Wahlkreis Villingen-Donaueschingen-Engen-Bonndorf im Deutschen Reichstag. Hier wie im badischen Landtag gehörte G. der nationalliberalen Partei an. — Gleich nach seinem Tode wurde von seinen Freunden und Verehrern beschlossen, G. an der Stätte seines am meisten hervortretenden Wirkens, in der Nähe des Bahnhofs von Triberg, ein einfaches Denkmal zu setzen, das im J. 1889 enthüllt wurde.

Badische Biographien IV, 149 ff. v. Weech.

Geselschap: Friedrich G., geboren am 5. Mai 1835 zu Wesel, † am 31. Mai 1898 in der Nähe von Rom. — G. war der jüngste Sproß einer kinderreichen Kaufmannsfamilie. Schon im zartesten Kindesalter beider Eltern durch den Tod beraubt, wurde der Knabe von Verwandten in Schlesien aufgenommen, die ihn die Gymnasien in Neiße und Breslau besuchen ließen. Der Zeichenunterricht, den er in Breslau bei dem Bildniß- und Landschaftsmaler Ernst Resch genoß, ließ in ihm wohl zuerst den Wunsch keimen, sich ganz der Kunst zu widmen. Nachdem er sich ein Jahr lang in Dresden dem Studium der alten Meister in der Gemäldegalerie ergeben, aber auch, durch Schnorr von Carolsfeld angeregt, in Compositionen zu Dante versucht hatte, siedelte er auf die Akademie nach Düsseldorf über, wohin ihn sein bedeutend älterer Bruder Eduard und der diesem innig befreundete religiöse Maler Theodor Mintrop zogen. An sie und den Madonnenmaler Eduard Deger schloß er sich zunächst an. Aber die Befangenheit und Weichheit ihrer Kunst konnte ihn auf die Dauer ebenso wenig befriedigen wie der schematische Unterricht auf der Akademie. Die Antike und die großen Meister der Renaissance wurden seine Vorbilder, und neben der Bibel schöpfte er aus der griechischen Mythologie, aus Homer und Dante seine geistige Nahrung und die Stoffe für seine Zeichnungen. Was von diesen in Berliner Privatsammlungen aufbewahrt wird, zeigt, bei inniger Tiefe und Schlichtheit der Empfindung, einen sofort ersichtlichen Zug ins Große, wie er den Düsseldorfern, mit Ausnahme Rethel's, fremd war. Besonders an Führich's ergreifende Holzschnitte muß man vor ihnen zuweilen denken. Von größeren Aufträgen sind einige Cartons für Kirchenfenster zu nennen. Daneben zwang ihn aber auch die Noth des Lebens, Bildnisse von Düsseldorfer Bürgern und Officieren, meist zu einem höchst armseligen Preise zu malen.

Bei einer solchen Sinnesart war natürlich Italien das Ziel seiner Sehnsucht. Aber volle zehn Jahre mußte er in der rheinischen Kunststadt ausharren, ehe er es schauen durfte. Ein edelmüthiger Kunstfreund, August Lucius in Erfurt, gewährte ihm endlich im J. 1866 die Mittel zu einem Aufenthalt in Rom. Auf der Hinreise hielt er sich einige Zeit in Florenz auf und copirte dort auf Veranlassung Müller's von Königswinter mehrere Werke von Raffael. In Rom fand er in Friedrich Overbeck, dessen edle Züge im Todesschlummer er später in einer Zeichnung festgehalten hat (jetzt in der Nationalgalerie), die Anknüpfung an die Nazarener, die, ohne alles verwirklichen zu können, was sie ersehnten, die deutsche monumentale Malerei zuerst wieder auf die richtige Bahn gewiesen hatten. Seine Ideale waren freilich von den ihren verschieden. So sehr er mit ihnen die Fresken des Quattrocento bewunderte, weit mehr packte ihn doch die Gestaltenfülle und die wuchtige Größe der Meister des Cinquecento und die Vermählung der Künste in ihren Werken. „In Rom fühlte ich recht deutlich die Nothwendigkeit der Verbindung der drei Schwesterkünste, ohne welche keine Harmonie und kein großes Werk entstehen kann. Ein großes Ziel wird nur erreicht in der richtigen Unter-

ordnung der Skulptur und Malerei innerhalb des Rahmens einer bedeutsamen und schönen Architektur.“ Im Copiren der Meisterwerke Raffael's und Michelangelo's, ohne aber über ihnen das Studium der Natur auch nur im geringsten zu vernachlässigen, suchte er sich seinen Stil zu bilden.

Die neu erstandene Herrlichkeit des deutschen Reiches, an die man bekanntlich die kühnsten Hoffnungen für ein allgemeines Aufblühen der redenden und bildenden Künste knüpfte, lockten G. 1872 nach Berlin. Aber die monumentalen Aufträge, die doch in verschwenderischer Fülle ausgetheilt wurden, gingen beharrlich an ihm vorüber, der wie kein Anderer für sie vorbereitet war. Er mußte froh sein, wenn er in den nächsten Jahren von kunstsinnigen Privatleuten zur Ausschmückung ihrer Häuser herangezogen wurde. Herr v. Hansemann, der für seinen Landsitz bei Saßnitz auf Rügen eine Anzahl mythologisch-allegorischer Compositionen in Sgraffito ausführen ließ, Frau v. Witzleben geb. Normann, die für ihr Heim in Berlin neun Schilderungen der Osterfeier u. s. w. in Auftrag gab, und der Industrielle August Heckmann sind unter diesen Mäcenen in erster Linie zu nennen. Neben dem reichen decorativen Sinn und der Phantasie unseres Künstlers kam in diesen Arbeiten auch sein glücklicher Humor zu seinem Rechte, zumal in dem Kaminfries für Heckmann, der Darstellung eines Schlotes, aus dem allerlei Hexen und Koboldgestalten herausgewirbelt werden (1873). Einen officielleren Anstrich hatten die Malereien im Treppenhause des neuen Handelsministeriums, die G. im Verein mit Meurer und Schaller ausführte, und die Figuren der deutschen Reichsstädte im Sitzungssaal der neuen Reichsbank, für die ihm deren Erbauer Hitzig den Auftrag verschaffte. Er hat dem Freunde noch nach dessen Tode mit den tief empfundenen Gestalten eines segnenden Christus und zweier stehender Engel gedankt, von denen der eine eine Posaune, der andere einen Palmenzweig und die letzte Arbeit des Verstorbenen, sein nicht ausgeführtes Modell für das Reichstagsgebäude, hält. Die im Besitz des Radirers Prof. Hans Meyer befindlichen Cartons sind in Hitzig's Grabstätte in Glasmosaik ausgeführt (1882).

Die Aufmerksamkeit eines weiteren Kreises von Kunstfreunden zog G. merkwürdiger Weise durch einen Mißerfolg auf sich. Er hatte sich nämlich zusammen mit seinem Freunde Bleibtreu, dem bekannten Schlachtenmaler, 1877 an dem Wettbewerb für die Ausschmückung der Kaiserpfalz zu Goslar betheiligt. Ob die Bevorzugung der Entwürfe von Hermann Wislicenus einen Schaden für die deutsche Kunst bedeutet, ist trotz deren unbestreitbarer Dürftigkeit fraglich, da sich Geselschap's monumentaler Sinn und Bleibtreu's ganz auf die Wirklichkeit gerichteter Geist kaum zu einer wirklichen Harmonie vereinigt haben würden. Für sich genommen aber gehören Geselschap's Entwürfe (Nationalgalerie), zumal die in ihrer herben Großartigkeit von Michelangelo beeinflußten Figuren der Wissenschaften und Künste, zu den schönsten Schöpfungen ihrer Art. Aehnlichen künstlerischen Gedanken konnte G. kurz darauf (1878) bei seinen in Glasmosaik ausgeführten, die Epochen der Kunstentwicklung versinnbildlichenden Gruppen für das neue Kunstgewerbemuseum Ausdruck verleihen. Die vom Cultusminister in Auftrag gegebene Ausschmückung des Treppenhauses des Universitätsgebäudes in Halle kam nicht über einige Vorarbeiten hinaus, von denen die wichtigste, ein großer farbiger Entwurf mit der Gestalt der Justitia und zwei „das Walten der Gerechtigkeit“ darstellenden figurenreichen Scenen in der Hochschule der bildenden Künste zu Berlin aufbewahrt wird. Mitten hinein in diese Vorarbeiten kam nämlich der heiß ersehnte wahrhaft große Auftrag: der von Hitzig zu einem Kuppelsaal umgebaute mittlere Saal des Schlüter'schen Zeughauses sollte als Ruhmeshalle

mit den Darstellungen der Thaten des großen Krieges ausgeschmückt werden. In diesem 1892 vollendeten Werke erreichte die künstlerische Laufbahn Geselschap's ihren Gipfelpunkt.

Die Ruhmeshalle ist ein von einer flachen Kuppel ohne Tambour gekrönter umfangreicher viereckiger Raum, von dessen Mauern sich zwei in je drei Bogen öffnen, während die den äußern dieser Bogenöffnungen entsprechenden vier Nischen der beiden anderen Wände mit historischen Gemälden geziert sind. G. schmückte die eigenthümlich geformten oberen Wandtheile mit vier großen allegorischen Darstellungen: Krieg, Wiederaufrichtung des Reiches, Frieden, Walhalla, und malte unterhalb der Kuppel einen kreisförmigen Triumphzug. Und zwar wählte er, wie es Rubens für die Geschichte Heinrich's IV. und der Katharina von Medici, Lebrun für die Thaten Ludwig's XIV. gethan hatten, ein ideales antikes Kostüm. Zwischen dem Fries und diesen Scenen in den Ecken thronen die vier Cardinaltugenden.

Auf ihrem von Rachefurien gezogenen Streitwagen stürmt, begleitet von der Stärke und der Gerechtigkeit und den vier apokalyptischen Reitern, Bellona aus einem Felsenthor hervor. Alles, was ihr in den Weg kommt — darunter ein Königspaar — wird erbarmungslos niedergerissen, nur ein mit einem Felsblock bewaffneter Titan im Vordergrunde wagt noch Widerstand. — Von edlen Frauen, den Vertreterinnen der deutschen Stämme, erwartet und begrüßt, naht auf dem Bilde daneben aus einer romantischen Bogenhalle die hoheitsvolle Gestalt Friedrich Barbarossa's als des Verkörperers der Herrlichkeit des deutschen Reiches. Beflügelte Genien mit den Reichsinsignien schweben ihm seitlich voran. Im Hintergrunde rechts stehen die Paladine des neuen Reiches, Bismarck, Moltke, Roon. — Ganz entsprechend fliegen gegenüber Palmen und Kränze tragende Genien vor der herrlichen Jünglingsgestalt des Friedens her, die, von musicirenden Engeln umgeben, ebenfalls aus einer Bogenhalle hervorvortritt. Reichbewegte Gruppen von heimkehrenden Kriegern, Landleuten, Frauen und musicirenden Kindern in der Freude des Wiedersehens schmücken den Vordergrund. — Zu dem irdischen Frieden aber gesellt sich auf dem letzten Bilde der ewige Friede. Herrliche Jungfrauen, halb Walküren, halb Engel tragen die im Kriege Gefallenen oder im Frieden Entschlafenen, darunter die beiden ersten Kaiser des neuen Reichs, zu einer antiken Halle empor, wo, umgeben von den Kaisern und Helden der deutschen Geschichte, von Armin bis zu den Männern der Befreiungskriege, der Genius der Auferstehung ihrer harrt.

Der erste Eindruck der Ruhmeshalle ist außerordentlich großartig. Man steht vor einem der herrlichsten Versuche, die in den letzten Jahrzehnten in der monumentalen Malerei gemacht worden sind; einem der ganz wenigen, bei denen die Malerei wirklich für den Raum empfunden, mit diesem in Eins verschmolzen ist. Der Vorwurf, daß G. zu wenig Colorist für diese Aufgabe gewesen sei, ist durchaus unbegründet; ein Makart'sches Farbenfeuerwerk hätte mit der strengen Architektur sicher einen Mißklang ergeben. Ganz harmonisch wird der Raum allerdings erst wirken, wenn die realistischen Geschichtsbilder unterhalb dieser Monumentalkunst durch schlichte Teppiche ersetzt sein werden. Eher könnte man dem Künstler die vielfachen Anklänge an die ältere Kunst zum Vorwurf machen. G. gehörte nicht zu den Himmelstürmern, die der Welt ganz Neues, Unerhörtes bescheeren wollen. Er war bewußter Epigone, wollte die Kunst der Renaissancemeister wieder aufleben lassen, in dem Sinn des Goethischen „Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön". Wo er aber, wie bei den apokalyptischen Reitern des „Krieges", vorhandene Formen fast wörtlich übernahm, mochte ihn die Absicht leiten, durch vertraute Gestalten

zur Seele des Volkes zu sprechen. Hat man doch sonst gesagt, daß er eine nur den Gelehrten verständliche Sprache redete, indem er die Helden der Gegenwart ins antike Gewand kleidete. Ohne sein Verdienst zu verkleinern, kann man einräumen, daß einige dieser antiken Helden mit den Zügen eines Bismarck oder Roon uns befremden, mit anderen, wie dem zum Himmel emporgetragenen Kaiser Friedrich, befreundet man sich ohne weiteres. Die Aufgabe, die moderne Tracht monumental zu gestalten, ist noch nicht gelöst worden, und hier war es wichtiger monumental zu sein als modern zu sein. Als Ganzes sind die vier großen Bilder unmittelbar verständlich und packend. Es sind Darstellungen des Krieges, des Friedens, der Unsterblichkeit, mit Anklängen an bestimmte Ereignisse, nicht Historienbilder. Und man stelle sich unbefangen vor das Bild mit dem Barbarossa hin. Konnte die Wiedererstehung des Reiches ergreifender dargestellt werden als durch diese hehre Sagengestalt, die nach langem Schlaf zurückkehrt? Wer das malen konnte, der kannte die Volksseele. Wenn wir trotzdem die Ausschmückung der Ruhmeshalle nicht zu den großen Kunstthaten aller Zeiten rechnen, so liegt dies an anderen Gründen. Der Composition fehlt zuweilen die volle Geschlossenheit; die Figuren sind manchmal zu gedrängt; die Acte sind beim Stilisiren nicht vereinfacht sondern übertrieben. Hin und wieder wie bei den Walküren ist es auch dem Künstler nicht gelungen, das Studium des Modells ganz vergessen zu machen. Diese Modellstudien selbst, die zum großen Theil in der Nationalgalerie aufbewahrt werden, gewähren einen unerschöpflichen Genuß. Ganz wenige moderne Künstler haben ein so inniges Verständniß für den menschlichen Körper in der Ruhe wie in der Bewegung gezeigt, ganz wenige es verstanden, die Natur so groß zu sehen.

Dies gewaltige Werk war der herrschenden Kunstrichtung so entgegengesetzt, daß es sich nur mühsam Anerkennung erzwang. Aber der Beifall der Besten blieb nicht aus. Auch erhielt der Künstler für seine Cartons, die dann vom belgischen Staate angekauft wurden und jetzt im Brüsseler Museum für Monumentalkunst neben denen von Puvis de Chavannes hängen, 1886 die große goldene Medaille der Berliner Internationalen Kunstausstellung. 1882 war er schon zum Mitglied der Akademie, 1884 zum Mitglied von deren Senat ernannt worden; in dem letzteren hat er auch eine zeitlang das Amt des Vorsitzenden der Abtheilung für die bildenden Künste bekleidet.

Leider ist das Werk auch sein letztes großes geblieben. Schon der nächste bedeutende Auftrag, die Ausschmückung der Friedenskirche in Potsdam, ist nicht zur Ausführung gekommen. Er hatte dafür die beiden Wände des Hauptschiffes in je fünf Felder eingetheilt und wollte auf ihnen die Geschichte des Herrn von der Anbetung der Könige bis zur Bekehrung des ungläubigen Thomas darstellen. Nur drei der großen Cartons sind zum Abschluß gediehen; die kleinen farbigen Entwürfe der Gesammtcomposition besitzt die Nationalgalerie. Und ebensowenig war es ihm vergönnt, an die Ausführung der jetzt im Besitz der Stadt Hamburg befindlichen Entwürfe für die Ausschmückung des dortigen Rathhaussaales zu gehen, die vielleicht sein reifstes und schönstes Werk geworden wären. (Kleine farbige Entwürfe ebenfalls in der Nationalgalerie.) Drei große Bilder an der Längswand, je eins an den Schmalwänden, sollten die Entwicklung Hamburgs versinnlichen: die Einführung des Christenthums unter Karl dem Großen, der Sieg der Holsteiner über die Dänen bei Bornhövede 1227 durch das Eingreifen der Madonna, die ihren Mantel vor die Sonne hielt, die Einbringung des Seeräubers Störtebecker, das Wiedererstehen Hamburgs nach der Franzosenzeit, schließlich eine Apotheose der mit dem Reiche vereinten Hammonia.

Zur Vollendung gelangt sind in dieser Zeit von 1892—1898 nur kleinere Arbeiten. Die wichtigsten unter ihnen sind die Mosaikmalereien am Triumphbogen der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche: die markigen Gestalten der Apostel Petrus und Paulus (Cartons in der Hochschule der bildenden Künste) und Medaillons lieblicher musicirender Engel. Die schöne für die kaiserliche Loge in dieser Kirche bestimmte Anbetung der Könige wurde wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht angekauft und befindet sich jetzt im Besitze des Pastors Pietschker in Potsdam. Auch in andern Berliner Kirchen, in der Grabkirche des Fürsten von Anhalt zu Dessau und in der Willibrordikirche seiner Vaterstadt wurden Mosaikmalereien und Fenster nach seinen Entwürfen ausgeführt.

Von decorativen Arbeiten zu besonderen Gelegenheiten sei zunächst der große zweitheilige Fries genannt, der zur Feier des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelm's I. die Façade der alten Akademie der Künste in Berlin schmückte. In einer Reihe genrehafter Gruppen hatte er hier das Heldenleben des Kaisers geschildert, von der frühesten Kindheit bis zum Friedensschluß nach dem großen Kriege, und mit einer Huldigung der Künste geendet, auch hier des antiken Costüms sich bedienend. Nicht Alles ist bei dieser kühnen Improvisation einiger weniger Wochen geglückt; die Gruppen aber, wie der Knabe zum Unterricht geführt und unter Minerva's Beistand im Speerwerfen unterwiesen wird, gehören zum anmuthigsten, was unter des Künstlers Pinsel hervorgegangen ist. Auch die Rubinstein-Adresse und die Bismarck-Adresse der Akademie (1893 und 1895) waren ihm übertragen worden. Auf der letzteren stellte er den Kanzler dar, wie er in antiker Tracht auf einem niedergeworfenen Drachen stehend der Germania die Kaiserkrone reicht und von ihr dafür den Lorbeer empfängt, während im Hintergrund das Reichstagsgebäude im Glanze der aufgehenden Sonne erstrahlt. Das tiefst empfundene und schönste dieser Blätter aber ist wol die „Geburt Beethoven's“ für das Beethovenhaus in Bonn (1895).

„Offene Herzlichkeit, glücklicher Humor und Begeisterung für sein Thema — diese Dreizahl formte einen Accord, der von seltener Harmonie war und den Kern von Geselschap's Persönlichkeit in glücklichster Weise klarlegte.“ Ganz gab er sich freilich nur im Freundeskreise, der eine erlesene Zahl Berliner Künstler und Kunstfreunde umfaßte. So schien ihm nach den schweren Zeiten ein glückliches Alter beschieden zu sein. Aber ein Fußleiden, zu dem ein Sturz seit langem den Grund gelegt hatte, verschlimmerte sich seit 1891 von Jahr zu Jahr, so daß er das Bein in einer Schiene tragen und schließlich 1897 sein Atelier Lützowplatz 12 aufgeben mußte. In der Villa seines Freundes, des Kaufmanns Alexander Flinsch, fand er liebevolle Aufnahme und Pflege. In seinem letzten Lebensjahre, das er in Rom verbrachte, gesellten sich zu dem körperlichen Leiden Wahnideen. Am 31. Mai 1898 ging er heimlich von zu Hause weg. Zwei Tage später fand man seine Leiche an einem Baume bei Acqua Acetosa. Der umnachtete Geist hatte seinem Leiden selbst ein Ende gemacht. Bei der Cestius-Pyramide, wo auch Asmus Carstens ruht, liegen seine Gebeine.

In dem Nachruf, den ihm der Senat der Akademie widmete, heißt es: „So wird die deutsche Nation, wenn sie ihn einst voll kennen lernt, in ihm einen ihrer besten Männer verehren, der deutschen Kunst aber bleibt er ein Leitstern, der künftigen Generationen den Weg weisen wird zu den Höhen des künstlerischen Ideals“. Und wie ein Echo dazu klang es aus dem Munde Adolph Menzel's, als er die am 29. October 1898 in der Akademie eröffnete Gedächtniß-Ausstellung besuchte: „Ich habe ihn nicht genug gekannt“.

Lionel v. Donop, Friedrich Geselschap und seine Wandgemälde in der Ruhmeshalle. Berlin 1890. — W. v. Oettingen, Gedächtnißrede, gehalten am 29. October 1898 in der Kgl. Akademie der Künste. — Katalog der Handzeichnungen, Aquarelle und Oelstudien in der Kgl. Nationalgalerie, bearbeitet von Lionel v. Donop. Berlin 1902. — Zahlreiche Aufsätze in Tageszeitungen und Kunstzeitschriften. — Ueber den Tod: Bericht des Professors Hans Meyer an die Akademie (Manuscript). — Aus den Nekrologen hervorzuheben: Vossische Zeitung, 3. Juni 1898. — Allgemeine Zeitung, 8. Juni 1898. — Centralblatt der Bauverwaltung, 11. Juni 1898 (Jordan). — National-Zeitung, 12. Juni (E. Kestner) u. 19. Juni (P. D. Fischer). — Nachruf der Akademie der Künste. Vossische Zeitung, 17. Juni. — Grenzboten, 5. Januar 1899 (Hans Meyer). — Kunst für Alle, 15. Februar 1899 (Vollmar). — Katalog der Gedächtniß-Ausstellung (handschriftlich). — Katalog des künstlerischen Nachlasses. Versteigerung bei C. G. Boerner in Leipzig, 12. Juni 1900. — Mündliche Mittheilungen von Freunden des Künstlers. Walther Gensel.

Geß: Wolfgang Friedrich G., ein württembergischer Theologe aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, trägt das Gepräge einer biblischen Theologenrichtung an sich, die ihre geistigen Väter in den beiden württembergischen Prälaten des 18. Jahrhunderts Joh. Albrecht Bengel und Christoph Friedrich Oetinger verehrt. Bengel ist der Gründer jener biblisch-pietistischen Richtung, welcher seit anderthalb Jahrhunderten die tüchtigsten Geistlichen der württembergischen Kirche angehört haben, und Oetinger, sein Zeitgenosse, kann als der geniale biblische Theosoph angesehen werden, der in die religiösen Kreise des gesegneten Schwabenstammes ein speculatives Agens hineingebracht hat.

Beide Männer verbindet eine strenge realistische Biblicität, die sich bei Bengel in der Auslegung der heiligen Schrift, in der Hoffnung der Vollendung des Gottesreiches auf Erden, bei Oetinger in der Annahme, daß hinter „jeder groben Materialität ein reales Sein“ stecke, daß Leiblichkeit das Ende aller Wege Gottes sei, offenbart. Zu den letzten Ausläufern dieser Bengel-Oetinger'schen Schule gehören die drei bedeutenden Kirchenlehrer Johann Tobias Beck, Isaak August Dorner und Wolfgang Friedrich Geß. Beck vertritt den reinen Biblicismus, Dorner die Speculation auf christlich-ethischer Grundlage, Geß einen von empirischen Voraussetzungen ausgehenden Biblicismus: alle drei aber waren Männer, die tiefe Spuren ihres Wirkens hinterlassen haben.

Wolfgang Friedrich G. ist als das dritte Kind einer württembergischen frommen Pfarrerfamilie am 27. Juli 1819 in Kirchheim u. T. geboren. Krankheiten und Todesfälle gaben frühe dem zartfühlenden, religiös gerichteten Knaben tiefe „Eindrücke von dem Ernst der Ewigkeit und der Zubereitung auf sie“. Was er bei seinem Vater, der nacheinander Pfarrer, Decan und Prälat wurde, sah und hörte, bestimmte ihn von früh auf, an keinen anderen Beruf zu denken, als Pfarrer zu werden. In Kirchheim begann er sich auf das Landexamen vorzubereiten. In Backnang, wo sein Vater seit 1831 Decan war, begann er Hebräisch und wagte sich sogar ans Arabische. Mit 14 Jahren (1833) rückte er in die Klosterschule in Blaubeuren ein, wo er mit dem späteren Professor Karl Reinhold Köstlin die Stube theilte und durch seine ausgezeichnete Begabung und wissenschaftliche Tüchtigkeit, nicht weniger durch seine musterhafte sittliche Reinheit und den tief religiösen Grundzug seines Wesens hervorragte. Den Anfängen des philosophischen Studiums (Plato's Dialoge, Logik und Psychologie) brachte er unter der Leitung des Repetenten G. V. Lechler, des späteren Professors in Leipzig, ein helles Verständniß entgegen.

Um diese Zeit des Blaubeurer Studiums erschien das „Leben Jesu“ von Dav. Fr. Strauß (1835), das in vielen Kreisen der gebildeten Welt Deutschlands tiefe Aufregung hervorrief. Es trug dazu bei, auch in G. das religiöse Sehnen zu stärken und das Verlangen in ihm nach Lösung so mancher religiösen Fragen zu mehren.

Im Spätjahr 1837 trat G. in das Tübinger Stift ein, um die akademischen Studien zu beginnen. Er hoffte auf der Universität Klarheit und Gewißheit über jene Fragen, die seinen Geist so sehr beschäftigten, zu bekommen. Indeß hier trat ihm statt einer lebenswarmen Theologie eine neue Philosophie, diejenige Hegel's, zunächst als eine ihn umwerbende Geistesmacht, die seine Zweifel auf befriedigende Weise zu lösen im Stande wäre, entgegen, und der Gedanke, daß die Philosophie Hegel's eine wissenschaftliche Auslegung mit dem recht verstandenen Geist des Christenthums anbahne, bannte ihn eine Zeit lang in deren Kreise. Strauß hatte wenige Jahre zuvor dieser Philosophie hier eine Siegesbahn eröffnet. Ganze Promotionen bekannten damals in den schriftlichen Examenarbeiten ihr Hegel'sches Credo; kam es doch vor, daß 1834 mit Ausnahme von drei Candidaten die ganze Promotion einmüthig die Unsterblichkeit der Seele leugnete. G. hatte jedoch zu tiefe Eindrücke von der Hoheit des Evangeliums empfangen, als daß ihn bei näherem Studium Hegel's nicht ein inneres Befremden hätte ergreifen müssen; immerhin war ihm der Baarvorrath an positiver, christlicher Glaubenssubstanz aufs äußerste zusammengeschmolzen, sein Gebetsleben zu einem glimmenden Docht geworden. Sein zartes Gewissen, sein Bedürfniß nach einem lebendigen Gott siegte indeß in diesem Kampf. Er machte die für ihn höchst wichtige Erfahrung der Selbstbezeugung Gottes in seinem Innern und zwar im Anschluß an das Evangelium Jesu Christi: „Meine Erfahrung der Unentbehrlichkeit des lebendigen Gottes für die menschliche Seele, der Unentbehrlichkeit eines Heilandes für das Gewissen war die Quelle meiner Gewißheit geworden“. Aber nun die Ueberbrückung von Wissenschaft und Erfahrung, wie sollte sie hergestellt werden für seinen nach innerer Einheit ringenden Geist? Dazu mußte ihm ein Hegelschüler wesentliche Dienste thun, es war Ferdinand Christian Baur, der seit 1835 an der theologischen Facultät ein Lehramt übernommen hatte.

Baur war ursprünglich unter dem Einfluß Schleiermacher's gestanden, war dann aber, von dessen Subjectivismus abgestoßen, zu Hegel übergegangen und hatte sich namentlich die Hegel'sche Geschichtsauffassung angeeignet. Das Auseinandergehen der sich bekämpfenden Gegensätze in der Geschichte und die diese Gegensätze ausgleichende höhere Entwicklung in Versöhnung und Einheit boten ihm willkommene Grundgedanken oder Kategorieen für seine Geschichtsauffassung. Nach der württembergischen theologischen Studienordnung pflegte man damals mit dem vierten Semester von den philosophischen Studien zu Schleiermacher's Glaubenslehre überzugehen. Diese aber wollte, wie G. selbst sich ausspricht, nichts anderes als die Beschreibung der inneren Erlebnisse wiedergeborener Christen sein, die innere Erfahrung also zu ihrem Fundament machen. Auf diesem Boden aber stand bereits G. kraft seiner eigenen inneren Erlebnisse; diese hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß das Evangelium, das vielumstrittene, die ewige Wahrheit sei. Und eben durch Baur ward er in die Erfahrungstheologie eingeführt. G. erkannte klar, daß der Hegel'schen Philosophie nichts ferner lag, als auf die Erfahrung zu achten. Nur was man deducirt hatte, konnte anständigerweise angenommen werden. Nun war G. eine innerliche, tief- und feinfühlende, von Haus aus eher melancholische Natur, eine Johannesseele, die, im Grunde receptiv, doch alles wieder in ihrer Weise selbständig innerlich verarbeitete, deren tiefste Bedürfnisse aber

immer wieder religiöse waren. So schloß er sich denn, nachdem er frohe Gewißheit in seinem Glaubensleben erhalten hatte, einer christlichen Studentenverbindung an, die ausgesprochenermaßen gemeinsame Erbauung pflegte. Männer wie J. Josenhans, später Missionsinspector in Basel, der nachmalige Prälat Kapff in Stuttgart, der im folgenden Jahrzehnt einflußreiche Prediger und Stadtpfarrer W. Hofacker in Stuttgart, der als Pfarrer von Lohn bei Schaffhausen weit bekannte Schweizer Alex. Beck, der durch seine alttestamentliche Theologie berühmt gewordene G. F. Oehler u. a. hatten diesem Verein angehört, und G. bezeugt, oftmals kräftige Erfrischung aus dessen sonntäglichen „Stunden“ empfangen zu haben.

Doch auch Professor Christ. Friedr. Schmid, der den apostolisch-kirchlichen Glauben mit großer Wärme der Ueberzeugung, die er auch in seinen Vorträgen geltend zu machen wußte, vertrat, wirkte wie auf viele Studirende, so auch auf G. mächtig ein.

Nach seinem ersten theologischen Examen im J. 1841 und nach einem Vicariat bei seinem Vater in Heilbronn, trat er, religiös bis auf einen gewissen Grad gefestigt, im Sommer 1843 von der Regierung mit einem ausreichenden Stipendium ausgerüstet, die übliche Candidatenreise an und besuchte Heidelberg (Rich. Rothe), Bonn (Karl Imm. Nitzsch), Kiel (Klaus Harms), Lübeck (Imman. Geibel), Berlin (Stuhr, Stahl, Neander), Wittenberg (Schmieder) und Halle (Jul. Müller und Tholuck), von wo er wegen schwerer Erkrankung seines Vaters heimgerufen wurde, denselben aber nicht mehr am Leben traf.

Nachdem er einige Monate in Stuttgart vicarirt hatte, übernahm er eine Pfarrverweserstelle in Maulbronn, absolvirte sein zweites theologisches Examen und trat nach zweijähriger Wirksamkeit im geistlichen Amte im J. 1846 eine Repetentenstelle in Tübingen an. Hier waren 1841 Max. Albr. Landerer, 1843 Johann Tobias Beck, beide auf dem Boden der biblischen Offenbarung stehend, von welchen besonders letzterer bald einen weitreichenden Einfluß gewinnen sollte, in die theologische Facultät eingetreten. G. sagt von Beck („Lebensabriß für seine Kinder“): „Zwar lag es in der Eigenthümlichkeit seiner Ueberzeugungen, daß er, den Mißbrauch der freien Gnade fürchtend, mit der Predigt derselben zurückhielt, so daß die Belebung der erschrockenen Gewissen fehlte; um so gewaltiger war sein Bezeugen der göttlichen Majestät, und wie nur in der Lebendigkeit des lebendigen Gottes der hinsterbende Mensch das Leben zu finden vermöge“.

Doch nur ein Jahr dauerte sein Repetentenamt. Im August 1847 führte er als designirter Pfarrer von Großaspach Emma Eytel, eine Pfarrerstochter aus Neuhausen a. Erms heim, die ihm 44 Jahre eine gleich ideal gerichtete, innig verständnißvolle Lebensgefährtin geworden ist. Nicht lange blieb er im Pfarramt: schon nach drei Jahren erging an ihn der Ruf, das theologische Lehramt an der Missionsanstalt in Basel zu übernehmen. Das Comité der evangelischen Missionsgesellschaft in Basel hatte in dieser Zeit unter dem Inspector Josenhans eine Reorganisation des Missionsbetriebes in Indien und der Missionsschule in Basel begonnen. Der bisherige Missionsinspector Hoffmann hatte seine ganze Kraft an Weckung und Ausbreitung, sagen wir an Verkirchlichung, der Mission gesetzt, weniger dagegen dem inneren Ausbau der Mission seine Aufmerksamkeit geschenkt. Der Unterricht an der Missionsschule lag in den Händen einiger Candidaten und des Inspectors; es fehlte aber an Einheitlichkeit im Unterrichtsplan, wie an Gründlichkeit der theologischen Ausbildung überhaupt. Eine centralere, gleichmäßigere, mehr fachmäßig betriebene Studienleitung that dringend noth. Das erkannte man im Comité als unabweisbare Forderung. Mit großer Umsicht und Sorgfalt wurde die

Einrichtung einer eigentlich theologischen Lehrerstelle am Basler Missionshause betrieben, erörtert und näher bestimmt. Die theologischen Fächer sollten von den sprachlichen und realistischen Fächern abgetrennt und einem gründlich geschulten, orthodox natürlich unverdächtigen Theologen übergeben werden, der zugleich nöthigenfalls den Inspector vertreten, vielfach in der Arbeit dessen Gehilfe sein, somit auch an der Missionsleitung in etwas theilnehmen sollte.

Die Wahl fiel auf den Großaspacher Pfarrer, nachdem derselbe auch von Professor Beck empfohlen worden war. G. folgte im J. 1850 dem Rufe mit Freuden; war doch ein theologisches Lehramt schon lange sein Ideal gewesen. Mit seinem Eintritt in sein neues Lehramt wurden dann die nöthig erachteten Schulplanveränderungen vorgenommen. Josenhans übernahm nun Predigtübung, Katechese und als neues Fach Missionswissenschaft, G. dagegen Dogmatik, Exegese, biblische Einleitung und Symbolik, zu Zeiten auch Kirchen- und Religionsgeschichte. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß die drei obersten Classen in den meisten theologischen Fächern zu einem Auditorium vereinigt wurden, wodurch ein Disciplinen-Turnus von drei Jahren festgesetzt werden konnte; eine heute noch bestehende Ordnung. Der Unterricht aber in Latein, Griechisch und Hebräisch nebst den Realien in den drei untersten Classen sollte in Zukunft den jüngeren, meist nur vorübergehend angestellten Candidaten zufallen.

G. trat mit Hingebung seinen neuen Beruf an, wie er denn in allem, was er that und unternahm, als ganzen Mann sich erwies. Vierzehn Jahre der gesegnetsten Wirksamkeit waren ihm hier beschieden. G. befolgte im Unterricht eine eigenartige Methode, er dictirte, fragte ab oder beantwortete Fragen und Einwürfe. Manche der Zöglinge waren durch ein Schullehrerseminar, etliche durch ein Gymnasium gegangen, die meisten waren früher Handwerker, „bei allen aber“, sagt G., „war lebendiger Eifer des Lernens, bei den meisten inneres Erlebniß des Heils, dessen Bezeugung den Kern der Bibel bildet“. Da in diesen 14 Jahren mehrere hundert Missionare für die verschiedensten Länder, außerdem eine große Zahl nach Nord- und Südamerika, nach Rußland und Australien ausgesandter Pastoren ihre theologische Schulung größtentheils von G. erhalten haben, so dürfte damit eine eingehendere Darstellung seiner Basler Wirksamkeit gerechtfertigt sein.

G. war freilich ein Bibeltheologe, aber nicht im Sinne der Verbalinspiration. Er sagt von sich, daß er auf der Universität betreffs der biblischen Kritik sehr weitherzig gewesen und auch in diesem Stück in den Spuren Schleiermacher's gegangen sei. Je gründlicher er aber als theologischer Lehrer mit den heiligen Büchern bekannt geworden sei, desto bedeutungsloser seien ihm eine Menge von Einwürfen gegen ihre Echtheit und Glaubwürdigkeit geworden.

G. war für die Missionszöglinge ein Lehrer von Gottes Gnaden, sie saßen ihm ausnahmslos mit dankbarster und wärmster Verehrung zu Füßen; sein Unterricht war wissenschaftlich klar, umsichtig und sicher, betreffs des Inhalts getragen von einer warmen lebendigen Ueberzeugung, die auf die innerlich gerichteten Schüler überaus belebend und befestigend wirkte. Der Grundbegriff, der überall in seiner Theologie hervortrat, war der des Lebens, des Lebens im geistlichen Sinne. Der heil. Geist ist ihm Princip des göttlichen Lebens, die Erlösung des Menschen seine Neubelebung, dem Leibe wie der Seele zugedacht. Erst wenn des Leibes Erlösung da ist, ist die Kindschaft im Vollsein da. In seiner Dogmatik gibt er eine „Geschichte des neuen Lebens“, redet von der Geburt der Gemeinde als von einem Hineingestelltwerden in das neue Leben aus Christus. Das Abendmahl ist auch und vornehmlich eine

„Feier des Lebens Christi und seines Kommens in uns als lebendig machender Geist“. Zu dem Wort Pauli (1. Cor. 15, 21): durch einen Menschen der Tod, so auch durch einen Menschen Auferstehung von den Todten u. s. w. sagt er: „es handelt sich nicht bloß um einen Allmachtsruf, die Todten zu erwecken aus ihrem Tod, sondern um eine Heilung derselben von innen heraus. Die leibliche Erweckung soll die Vollendung der inneren Erneuerung sein“ (Bibelstunden über den Brief an die Römer 2, S. 160). Das Evangelium Johannis war ihm wie Luther das rechte Hauptevangelium. In ihm tritt ja „das Leben“ in jedem Zeugniß Jesu hervor. Gewiß ist er darauf durch seine oben angegebene Erfahrung, in seiner theologischen Forschung aber auch wol von jenem großen genialen Theosophen Oetinger geführt worden, der einst das Wort ausgesprochen: „Ich will die Leibnitzische Philosophie passieren lassen, wenn ich ihr den Kopf abgehauen und die Idee vom Leben aufgesetzt habe“.

Richard Rothe's Ethik, die bekanntlich in einigen Anschauungen von Oetinger beeinflußt ist, sah G. als eine der wichtigsten und bedeutungsvollsten Erscheinungen auf dem Gebiet der Theologie an. Aber G. hat die Consequenzen Rothe's nicht gezogen, hat den Weltwiedergeburtsproceß im Rothe'schen Sinne nicht angenommen, viel weniger wäre es ihm möglich gewesen, kirchlich eine derjenigen Rothe's ähnliche Stellung einzunehmen. Seine biblische Anschauung wie seine kirchliche Erziehung hielten ihn davon ab. Kühn neue Bahnen zu betreten, vorab auf dem Wege der Speculation, war überhaupt nicht seine Sache; er fühlte sich an Bibel und Erfahrung gebunden und trug eine heilige Scheu in sich, hier aus Speculationssucht zu weit ins Ungewisse sich vorzuwagen. Aber an Hand der Bibel ist er doch oft genug eigene Wege gegangen: das war in der Christologie, in der Eschatologie und merkwürdiger Weise in der Stellung zur Schrift selbst der Fall.

Seine dogmatische Stellung kennzeichnet G. selbst in der den Missionszöglingen dictirten Dogmatik in folgenden Worten: „Die biblische Glaubenslehre, um welche es uns hier zu thun ist, schöpft nicht aus symbolischen Büchern irgend einer Kirche, sondern unmittelbar aus den Offenbarungsurkunden selbst. Aus ihnen will sie darstellen den Organismus der göttlichen Wahrheit. Sie setzt voraus, daß der Darstellende wirklich seinen Ausgangspunkt nehme nicht von seinen eigenen Gedanken, sondern von den Gedanken des Geistes, aus welchem die Schrift entsprungen ist, und daß er den Grundgedanken, aus welchem alle Schriftgedanken erwachsen sind, wirklich erfasse und nicht fremde Anschauungen hineintrage“.

Die Basler Mission ist ein Unionswerk. Sie ist eine Vereinigung von Missionskreisen, die der reformirten und lutherischen Kirche angehören. Sie hat auch von jeher eine ausgesprochen confessionelle Stellung nach der einen oder andern Seite hin abgelehnt. Aber hochinteressant ist hier Geß' Fassung der Vorbedingungen für seine Darstellung der Dogmatik; der Schwerpunkt liegt ihm in der Erfassung des Grundgedankens, welchem alle Schriftgedanken entsprungen sind. Wer leitet zu diesem Grundgedanken so, daß er thatsächlich erfaßt, begriffen werde? Es ist jedenfalls die an der Schrift und an den dort bezeugten Heilsthatsachen gemachte innere Erfahrung. Dies Zwiefache, das Göttliche in der Schrift und das an ihr entzündete subjective Leben des Glaubens ist der Sehwinkel, unter welchem das richtige Verständniß des Grundgedankens der Schrift erfaßt werden soll. Die innere Heilserfahrung wurde ihm dann nach und nach so wichtig, daß er ihr auch der Schrift gegenüber eine ziemlich weitgehende Freiheit einräumte. Die Orientirung durch

den Begriff des Reiches Gottes ist auf die Seite geschoben, und darum ist der Subjectivismus in seiner Theologie hie und da einseitig hervorgetreten.

In der Christologie ist G. nun, wenn nicht neue, so doch eigene, und doch in gewisser Hinsicht wieder neue Wege gegangen. Daß das ewige Wort Fleisch geworden, stand G. fest, aber er betonte in seinen dogmatischen Vorlesungen mit aller Energie die wahre Menschheit Christi und deducirte dann aus einigen Stellen die Selbstentäußerung (Kenosis) des ewigen Worts. Cardinalstellen waren ihm: „Ich bin ausgegangen vom Vater und gekommen in die Welt, wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater", dann eine Wiederherstellung und damit eine Veränderung ausdrückende Stelle Joh. 14, 28 f. und endlich das paulinische Wort in Phil. 2, 6. 7, welches die kenotische Auffassung begründe. Der Raum gestattet nicht, auf das theologische Problem hier einzugehen. Aber für die künftigen Missionare und Pastoren war diese Auffassung darum von großer Bedeutung, weil darin mit der wahren Menschheit Christi Ernst gemacht, die wahrhaft menschlich-natürliche Entwicklung Christi Recht bekam und damit alle gnostisirende Wesensauffassung Christi, wie sie gerade in pietistischen Kreisen bewußt oder unbewußt beliebt ist, abgewiesen wurde.

Damit war noch ein Zweites verbunden, was wir Schüler von G. als eine Bereicherung unserer christlichen Erkenntniß empfanden, nämlich die auf Grund von Stellen wie Johannis 5, 19. 30 gewonnene Darstellung der Abhängigkeit Jesu vom Vater und des innigen Verhältnisses des Sohnes zum Vater, der Realität der Versuchung Jesu und des dabei geführten thatsächlichen Kampfes, der Willensentäußerung Jesu im Kampfe in Gethsemane und des Verzichtes zu Gunsten des himmlischen Vaterwillens. In allen diesen und anderen Vorgängen vollzog sich die tiefinnerliche sittliche Arbeit der Selbstheiligung Jesu, die erst mit dem Sterben vollendet war. Es eröffnete sich uns auf einmal ein Reichthum von wahrhaft menschlichen Vorgängen und Entwicklungen und zugleich von hohen sittlichen Momenten, die uns die Person Jesu viel näher brachten, als alle Beschreibungen von der göttlichen Herrlichkeit und der wunderbaren Uebermenschlichkeit Jesu Christi, wie sie die bisherige Dogmatik darzustellen beliebte. — Auch das Sühneleiden wurde hier nicht im quantitativen Sinne gefaßt. Nach G. hat Christus den Tod erlitten „im Bewußtsein, daß er der Sold der Sünde ist; er hat ihn erlitten mit heiliger, Gott preisender Beugung unter die Ordnung der göttlichen Gerechtigkeit; das ist der Grund, warum seinem Tode die Kraft innewohnt, unsre Sünde zu sühnen. Freiwillig hat er das Gericht Gottes über die Sünde an sich erlebt. Nicht in dem Aeußern des Leidens und in den Wunden, in dem Blute als solchem, sondern in der heiligen Arbeit seines Geistes liegt die sühnende Kraft seines Leidens. Es ist dies die innerlichste, die gewaltigste, die freieste Geistesthat, die je in der Menschheit geschehen ist." Diese Auffassung eröffnet eine hohe und tiefe Gedankenreihe über das Hohepriesterthum Christi und stellt seine Solidarität mit der Menschheit in das hellste Licht.

Im eschatologischen Theil seiner Dogmatik trat eine eigenthümliche Anschauung von G. darin hervor, daß er eine endliche Vernichtung derer, die in ihrer Bosheit gegen Gott im Diesseits und Jenseits verharren, also der völlig Verstockten annahm. Dabei galt es ihm als selbstverständlich, daß eine weitgehende Möglichkeit nicht nur der Weiterentwicklung der im Jenseits weilenden Seelen, sondern auch eine Veranstaltung zu erneuter Möglichkeit, das Heil zu ergreifen, gegeben sei. Gegen die lutherisch-orthodoxe Auffassung, daß das Erdenleben auf ewig das Loos der Verstorbenen entscheide, macht er im III. Band seines Werkes „Das Dogma von Christi Person und Werk" ent-

schieden Front und weist auf Lucas 13, 25 ff. hin, indem er den Herrn hier als denjenigen deutet, der auf diejenigen wartet, welche in der Frist der Langmuth (im Todtenreich) durch die enge Pforte den Eingang in sein überirdisches Haus suchen.

Seine Stellung zur Schrift endlich, so lange er in der Missionsanstalt lehrte, war insofern eine freiere, als er die Verbalinspiration verwarf und in gewissen Grenzen eine kritische Auffassung zuließ. Was sein Werk „Die Helden der heil. Schrift“ betrifft, so ist darüber weiter unten zu berichten, aber es ist wohl sicher anzunehmen, daß die Ansätze zu den in diesem Werk niedergelegten Gedanken hier in Basel schon vorhanden waren. Hier schrieb er sein Werk betitelt: „Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi nach dem Reformationszeitalter bis zur Gegenwart“, 1856, ferner in die Jahrbücher für deutsche Theologie 1858 die Abhandlung „Zur Lehre von der Versühnung“ und für den Jahrgang 1859 „Die Nothwendigkeit des Sühnens Christi“.

Aber G. nahm bald auch thätigen Antheil an dem in der deutschen Schweiz entbrannten theologischen und kirchlichen Kampfe. Der Hegelianismus und die Baur'sche oder Tübinger Schule hatten auch in der Schweiz zahlreiche Anhänger und Vertreter gefunden. Zwei Männer waren die unbestrittenen Führer der neuen „Reformpartei“, Aloys Emanuel Biedermann, Professor in Zürich und Pfarrer Heinrich Lang ebenda. In Zeitschriften, Büchern und tractatähnlichen Schriften suchten sie auf das Volk Einfluß zu gewinnen und die rechtlich verbindliche Bekenntnißgrundlage, soweit sie noch vorhanden war, zu erschüttern und zu beseitigen. Man begann grundlegende Artikel des christlichen Glaubens bald mit wissenschaftlicher Schärfe, bald auch mit frivoler Dreistigkeit zu bestreiten und immer stürmischer Abänderung der Liturgie, Abschaffung des bisherigen Ordinationsgelübdes und für die Schulen Religionsunterricht im Einklang mit den Resultaten der modernen Wissenschaft zu verlangen.

In Basel waren durch Vorkämpfer dieser Partei die Gemüther in tiefgehende Bewegung gesetzt worden, und die Kirche sah sich durch die Angriffe der beiden Candidaten Rumpf und Hörler auf den altprotestantischen Glauben in heftige Parteikämpfe hineingetrieben. Die stille, ehrenfeste, pietistische, hie und da auch etwas herrnhutisch angehauchte Frömmigkeit des alten Basel war zu ernstlicher Abwehr im eigenen, sonst scheinbar so sicher gestellten Hause genöthigt, und die Erregung darüber war um so größer, als die neue Partei allmählich Boden gewann. Von der aggressiven Art des Kampfes kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß allein in Basel in den Jahren 1854—60 fünf zum Theil umfangreiche Bände gegen den bestehenden Kirchenglauben erschienen sind, danebenher noch mehrere populär geschriebene Broschüren.

Einer der Führer der Reformpartei, der genannte Cand. theol. Rumpf hatte schon im J. 1860 zu wiederholten Malen öffentliche Disputationen mit den Herren Pfr. Ernst Stähelin und Karl Aug. Auberlen, Prof. an der theol. Facultät in Basel, als seinen Opponenten, abgehalten. Jetzt aber schien es an der Zeit, öffentliche, apologetische Vorträge zu halten, die den Zweck haben sollten, der Basler gebildeten Männerwelt den guten Grund des altevangelischen Glaubens zu erweisen. Eine Reihe von hervorragenden Basler Theologen: Prof. J. J. Riggenbach, Geß, E. Stähelin, Prof. Auberlen, J. Stockmeyer und Sam. Preiswerk hielt vor zahlreicher Zuhörerschaft im Winter 1860/61 einen Cyklus solcher Vorträge.

Als ausgezeichnet wurden die zwei Vorträge von G. allgemein anerkannt,

der eine über „Natur oder Gott?“, der andere über „Christi Versühnen der menschlichen Sünde“. Der Name Geß war damals in Basel in aller Mund; man konnte in gebildeten Kreisen die ungetheilte Anerkennung seiner Gelehrsamkeit und seines christlichen Charakters wahrnehmen. Der ganze Cyklus der apologetischen Vorträge ist unter dem Titel „Zur Verantwortung des christlichen Glaubens“ in Bahnmaier's Verlag im Druck erschienen und mußte schon nach Jahresfrist neu aufgelegt werden; sie haben in Basel damals eine bedeutende Wirkung erzielt.

Ein Kreis von Damen aus den höheren Ständen Basels verlangte in jener religiös bewegten Zeit nach gründlicherer Erkenntniß in den evangelischen Schriftwahrheiten und ersuchte im Herbst 1860 G., ihnen Vorträge über biblische Materien zu halten. So kam G. dazu, mehrere Winter hindurch einen Cyklus von Bibelstunden zu halten, die 1871—94 in 3 Bänden, einzelne in 3.—5. Auflage unter dem Titel „Bibelstunden“ im Druck erschienen sind und eine weite Verbreitung gefunden haben. Vielleicht sind diese Bibelstunden unter den litterarischen Erzeugnissen von G. die bekanntesten und gesegnetsten gewesen. G. zeigt sich in ihnen als feinsinnigen Exegeten, der mit scharfer Auffassung und durchsichtiger Klarheit ein tief religiöses Verständniß verbindet. Seine Bibelstunden haben in der That bleibenden Werth.

Was die Stellung von G. als Lehrer im Missionshaus und als Mitglied des die Mission leitenden Comités betrifft, so war er für seine Zöglinge recht eigentlich der Theologe, dem sie folgten, den sie verehrten, im Missionscomité war er seinem Schwager, dem Inspector Josenhans gegenüber, das mildernde Element. Dem idealistischen Feuereifer des willensstarken Inspectors, der nicht selten über dem Erwünschten die Grenze des Erreichbaren aus dem Auge verlor, wußte G. mit nüchterner Sachkunde zu widerstehen und die Missionsleitung vor verderblichen Mißgriffen zu bewahren. Das geschah z. B. als der Inspector die Christen gewordenen Neger der Goldküste zu sofortiger Entlassung ihrer Sklaven nöthigen und für das Katechetenseminar zu Akropong den Unterricht in den drei alten Sprachen einführen wollte. Aber solche Differenzen waren vorübergehend und trübten im Grunde die Einigkeit im Geiste nicht. G. spricht es auch in seinem selbstverfertigten Lebensabriß aus, daß solche Spannungen seine bewundernde Achtung für Josenhans' unermüdliches Arbeiten, für die Hingebung seiner ganzen Seele an die heilige Sache, sowie für den Scharfsinn, mit welchem er immer neue Wege zur Förderung des Werkes suchte, nicht hätten beeinträchtigen können. G. bekennt auch ebenda, daß die Basler Mission in den 30 Jahren unter dem Inspectorat von Josenhans vor allem innerlich gewonnen habe, indem der äußere und innere Stand der Stationen so solide wie möglich ausgestaltet wurde. Für den innersten Stand aber der Mission, der seine Wurzeln in einem frischen, kräftigen Glaubensleben der Missionare hat, haben beide Männer, und G. wahrlich nicht zum wenigsten, mitgewirkt.

In den letzten fünf Jahren seines Basler Aufenthalts stand G. auf der Höhe seiner Wirksamkeit. Wie tief er hier eingewurzelt war, sprach sich in seinem Abschiedswort aus. Er hatte nämlich im Frühling 1864 einen Ruf als ordentlicher Professor für systematische Theologie an die theologische Facultät in Göttingen erhalten und angenommen. Die theologische Facultät in Basel hatte ihn noch zuvor zum D. theol. ernannt. Nun schien das Ideal seiner Jugend, als Lebensberuf eine akademische theologische Thätigkeit zu bekommen, erfüllt. Eine ähnliche Arbeit hatte er freilich bisher schon geleistet. Aber an einer Universität auf eine Schar von jungen humanistisch gut vorbereiteten Theologen zum Besten der Kirche lehrend wirken zu können, erschien

ihm als eine besonders hohe, heilige Aufgabe; sie mochte gerade ihm, der fest auf dem Offenbarungsboden der heil. Schrift stand, um so wichtiger erscheinen, als Albrecht Ritschl in Göttingen in epochemachender Weise auf die ganze bisherige Orthodoxie reformirend, bis in ihre Grundlagen erweichend, einwirkte. Nur nach Ueberwindung ernster Bedenken reifte in G. der Entschluß, dem Rufe zu folgen.

Die theologische Facultät in Göttingen bestand damals aus den Professoren Albrecht Ritschl, F. Aug. Ed. Ehrenfeuchter, Ludwig Schöberlein, Joh. Tob. Aug. Wiesinger, Jul. Wagenmann, Männern, welche größtentheils ihrer Theologie das Gepräge einer vermittelnden, den strengen Confessionalismus ablehnenden Haltung gaben. Die Geistlichkeit des hannoverschen Landes war indeß unter Führung von Pastor Adolf Petri im letzten Jahrzehnt mehr und mehr von einer confessionell lutherischen Strömung ergriffen worden und verlor damit einigermaßen das Interesse für eine rein biblische, von den Symbolen unabhängige Theologie.

Es ist einleuchtend, der Boden, den G. in Göttingen betrat, war seiner biblicistisch pietistischen Theologie wenig günstig. „Unbefangene Versenkung in die Schrift, um auch das Bekenntniß nach der Schrift zu reinigen und zu vertiefen, galt dort als ein Bestreben, das Mißtrauen erweckt“ (Geß, Aufzeichnungen für seine Kinder). Seinem Lehrauftrag entsprechend las G. Dogmatik und Ethik, erwirkte sich aber das Recht, auch noch Exegese zu lesen. Bei einer Frequenz von etwa 150 Theologie Studirenden hatte er zwischen 14 und 25 Zuhörer; es waren solche, „welche in die Gedanken der heil. Schrift eingeführt sein wollten“.

In die Göttinger Zeit fallen drei Vorträge, die G. auf der Versammlung der evangel. Allianz in Amsterdam im J. 1867 über „Mission und Nationalität“, sodann auf der allgemeinen Missionsconferenz in Bremen 1866 „Ueber die Ausbildung der Missionszöglinge“, endlich auf der Barmer Pastoralconferenz 1869 über „Stufengang Jesu in der Unterweisung seiner Jünger“ hielt.

Inzwischen war das schon im J. 1856 im Druck erschienene Werk „Lehre von der Person Christi“ vergriffen und der Verleger wünschte eine 2. Auflage. G. faßte nun aber den Plan, „das Werk Christi mit Christi Person zu verbinden und dabei zugleich in der exegetischen Grundlegung so zu verfahren, daß die organische Entfaltung von den Selbstzeugnissen Christi bis zur Höhe der johanneischen Logoslehre ins Licht trete und hiemit den Einwürfen der negativen Kritik ihre Widerlegung werde“. Gegen Ende des Jahres 1869 erschien als I. Abtheilung des so umgestalteten Werkes „Christi Selbstzeugniß“ (Basel 1870). In den Jahren 1878—1879 folgte in zwei separaten Hälften die II. Abtheilung: „Das apostolische Zeugniß von Christi Person und Werk nach seiner geschichtlichen Entwickelung“. Die III. Abtheilung „Dogmatische Verarbeitung des Zeugnisses Christi und der apostolischen Zeugnisse“ auch unter dem Titel „Das Dogma von Christi Person und Werk entwickelt aus Christi Selbstzeugniß und den Zeugnissen der Apostel“ erschien Basel 1887.

Während dieser tiefgehenden theologischen Studien hatte G. zwei Jahrzehnte eines sehr bewegten Lebens durchgemacht. In Göttingen die beiden Kriegsstürme des Jahres 1866 und 70, dann im J. 1871 seine Versetzung nach Breslau, an dessen Hochschule er neben systematischer auch praktische Theologie zu lehren hatte. Außerdem las er hier auch ein Exegeticum über das Evangelium Johannis und den Römerbrief. Aber G. sollte nun auch als Mitglied des Consistoriums Antheil an der Leitung der Schlesischen Kirche bekommen, an den theologischen Prüfungen als Decan, als Abgeordneter des Oberkirchenrathes an den Sitzungen der Provinzialsynode Posen, auch an den

Ordinationen der Candidaten, so arbeitete er sich je länger desto mehr in die inneren Angelegenheiten der Kirche ein. Seit 1876 gehörte er auch dem Vorstand des Diakonissenhauses Bethanien in Berlin an und predigte öfter an dessen Jahresfesten. In seinen Breslauer Aufenthalt fallen zwei Vorträge, die er in Liegnitz (1872) und Barmen (1879) gehalten, erstern über „Gottes Volk, ein Königreich von Priestern“, letztern über „Die Souveränität des Herrn Jesu gegenüber den Propheten“.

Seine Schüler an beiden Universitäten rühmen seinen wahrhaft christlichen Charakter, seinen den tiefsten theologischen Problemen sinnend zugewandten Geist, seine Biblicität und die durch feinsinnige Auslegung anregende und den Unterricht belebende exegetische Ausbeutung der heil. Schrift. Ein heute wohlbekannter Universitätslehrer schreibt: „er war immer dieselbe gesammelte, ernste, weihevolle Persönlichkeit, biblisch tief gegründet, aber weltabgewandt, in heiliger Einsamkeit sinnend. Die gelehrte Theologie lag ihm fern. Ich habe ihn stets sehr hoch gehalten, er war ein ganzer Mann, ein fester Charakter“.

Im J. 1879 erhielt G. die Ernennung zum Generalsuperintendenten der Provinz Posen und trat dort sein neues Amt im April 1880 an. Seine neue Stellung brachte es mit sich, einen häufigen directen Verkehr mit den Geistlichen der Provinz zu pflegen, den die Pfarrer, wie zahlreiche Zeugnisse beweisen, als sehr fördernd zu schätzen wußten. Besondere Anregung brachte er einem Kreis von Geistlichen in der Stadt Posen selbst durch Bibelbesprechungen unter seiner Leitung. Alle drei Wochen predigte er in der St. Paulikirche, die stets bis auf den letzten Platz gefüllt war.

Während seines Posener Aufenthaltes erschienen in der „Kirchlichen Monatsschrift“ zwei Vorträge: „Ueber das Bibelstudium der Geistlichen“ und über den „Prometheus des Aeschylos“. Ferner in der „Neuen Christoterpe“ vier Aufsätze: 1. „Jesus Christus vor Gericht“, 2. „Neutestamentliche Blicke in die Gegewart und Zukunft des Volkes Israel“, 3. „Jeremias der Prophet und Jesus der Sohn“, 4. „Der irdische und himmlische Beruf“. Auch am dritten Band seines Hauptwerkes „Christi Person und Werk“ arbeitete er weiter.

Vier glückliche Jahre waren in Posen vergangen, während welcher sein Beruf ihn mit großer Freudigkeit des Schaffens erfüllte, als er im Frühjahr 1884 an einem Herzleiden erkrankte, das ihn nöthigte, Ostern 1885 um Enthebung aus seinem ihm so liebgewordenen Amte einzukommen.

Er zog nach Wernigerode i. Harz und beschäftigte sich, da das Leiden sich besserte, litterarisch, indem er den ersten und zweiten Band seiner Bibelstunden (1885—88), für die Christoterpe: 1887 „Von der Einfalt“, 1888 „Ob ein Christ seines Heils gewiß werden könne“ und 1894 (aus den hinterlassenen Papieren) „Das Geheimniß Gottes und seine Offenbarung“ schrieb. Hier vollendete er sein „Person und Werk Christi“. Schon allein um dieses Werkes willen hat G. einen bleibenden Namen in der deutschen evangelischen Theologie verdient. Von der Ueberzeugung einer Harmonie des Inhaltes der synoptischen Evangelien und des johanneischen ausgehend und so auch sie gleichmäßig als Quelle benützend, durchforscht er die Zeugnisse Christi von seiner Person und seinem Werk. Er hofft, „daß die Darlegung des geschichtlichen Entwicklungsganges dieser Zeugnisse Jesu ein Beitrag werde zur Förderung derjenigen wissenschaftlichen Erkenntniß, welche für die Kirche unserer Zeit das Hauptbedürfniß ist, der geschichtlichen Erkenntniß des Lebensgangs unseres Herrn“.

G. kam zur Ueberzeugung, daß Jesus schon beim Antritt seines Amtes sich als Träger des Gottesreiches, das ihm nicht nur für die Juden, sondern für die ganze Menschheit bestimmt galt, wußte, und ebenso, daß er von Anfang

an gewußt, daß sein jetziges Wirken im Erleiden gewaltsamer Tötung ende und ihm ein zweites Kommen zum Richten der Welt und Retten der Seinen beschieden sei.

Und doch war der Vorgang bei Caesarea Philippi (Marc. 8, 27 f. und Parall.) in Jesu Zeugniß epochemachend; denn hatte er vorher nur in andeutenden Worten von seiner Messianität, in räthselhaften von seiner Tötung geredet, so besiegelt er dort in Caesarea das Bekenntniß des Petrus, das ihn den Messias nennt, und redet von nun an, da die Jünger innerlich, von seiner heiligen Macht überwunden, ihn als König erkennen, deutlich von seinem Sterben und seinem Wiederkommen.

Im zweiten Band behandelte G. das apostolische Zeugniß von Jesu Person und Werk, im dritten Band das Dogma von Christi Person und Werk, und zwar beginnt er mit Christi Werk, wobei er unterscheidet sein Wirken in den Fleischestagen, zwischen Tod und Auferstehung, zwischen Auferstehung und Himmelfahrt und Wiederkunft, bei dieser selbst und endlich sein Wirken in der Fülle der Zeiten.

Von besonderem Interesse in diesem Theil ist der Abschnitt von Jesu Wirken auf sich selbst, wobei seine wahlfreie Stellung zu gut und böse, sein Posse non peccare und demgemäß auch die Möglichkeit des Sündigens hervorgehoben wird. „Das Unvermögen zum Sündigen bei dem Manne in Gethsemane hat sich also auf einer langen Stufenfolge vorheriger Freiheitsentscheidungen auferbaut.“ Beachtenswerth ist was er sagt über die Fürbitte Christi als sein Wirken zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft. Es gründet sich auf Röm. 8. 34; Joh. 14. 16; Hebräer 7. 25; I. Joh. 2. 1 ff. Nun sind die Menschen nicht mehr Schafe, die keinen Hirten haben, die Zeit, über welche Jesaias in 53. 6 klagte, ist vorbei, der Hirte und Bischof der Seelen ist vorhanden. Die Reihenfolge der Evangelisirung der Völker wird im Himmel festgesetzt. Der Welttag hat seine Stunden (Matth. 20. 1 ff.). Ihre Zutheilung an die Völker wird zum Gegenstand der Fürbitte Jesu gehören, ebenso die Ordnung der zahllosen äußeren Umstände, welche ineinander greifen müssen, damit die Boten und das Volk bereit seien, wenn die Stunde gekommen ist.

Und wie für die Völker, so für die einzelnen Seelen gibt es ein Fürbitten Jesu. Der ganzen Entwicklung unseres inneren Lebens bis zum erreichten Ziele folgt sein Blick und Herz. Das geht hinaus über unsere Fassungskraft. Für große Epochen könnten wir es noch verstehen. Vor Gottes Augen ist eben nicht immer groß, was vor Menschen groß erscheint. Das Unbeachtete erweist sich oft als das Wirkungsreichste in der Geschichte. Luther's Anfechtungen, Gebete, Sorgen, Siege haben Größeres gewirkt, als alles Gepränge, womit Papst Julius II., Leo X., Kaiser Karl und König Franz sich wichtig machten. Bedeutend und aus Erfahrung geschöpft ist, was G. im zweiten Theil des dritten Bandes über das Herz und Wesen Gottes und den Satz, daß dieses nur aus Christi Wirken und nicht aus unserem Kopfe kennen zu lernen sei, ausspricht. Ja, so sei es; aber Christi Wirken lernen wir nur aus Christus selbst in seinem Wort. Dieser spricht: Geist ist Gott — und: so Jemand mich liebet, wird er mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen. Was ist Lieben? Menschliches Lieben ist beides: ein Ergriffensein des Herzens und eine Action des Willens. Thatlos bleibendes Ergriffensein von des Nächsten Noth ist keine Liebe, ebensowenig kaltes Helfen. Wie mag es bei dem göttlichen Lieben sein? Kann Gott bewegt werden? Gibt es ein Pathos in ihm? Oder ist sein Lieben nur Sache des Willens und der That? Die Sprache der Propheten und Apostel lautet anders. „Mein Herz klopfet über Ephraim, ich erbarme

mich sein, spricht Jehovah." „Wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten."

Die Frage ist im Grunde, ob Gott, weil er der Geist sei, nur Verstand und Wille sei, oder ob auch Gemüth? Ob also der Mensch nur sofern er Verstand und Wille ist, gottebenbildlich sei, oder auch sofern er Gemüth? Kein im Leben Erfahrener wird leugnen, daß des Menschen individueller Werth in seinem Gemüthe ruht. Wäre Gott nur Verstand und Wille, nicht aber Gemüth, so wäre gerade das, was den Menschen zu einem werthvollen Gliede der Menschheit macht, und ihm die Herzen der Menschen zuwendet, nicht mitgehörig zu seiner Gottebenbildlichkeit. Hätten wir den Vater unbewegt zu denken, nicht mit den Elenden leidend, so würde Christus nicht sagen können: „wer mich siehet, der siehet den Vater"; denn Christus blieb nicht unbewegt, sein Herz wallte auf in Freude, Erbarmen, Entrüstung. All dieses Bewegtsein Christi, dies Ergreifendste, müßte man sich erst wegdenken, um in Christus den Vater zu sehen. Sind aber in dem Vater analoge Bewegungen, so fällt ein neues Licht auf Christi Wort. Die Folge dieser Gedankenreihe erstreckt sich auf das Wesen Christi, wie Gottes und vor allem auch auf Christi Versühnen. Dabei sei noch erwähnt, daß G. die Identität des Ich Jesu im irdischen Leben, und des Ich, welches zuvor in der Herrlichkeit bei dem Vater gewesen ist, aufs stärkste betont und lehrt.

In Wernigerode schrieb er nochmals „Zur Lehre von der Versühnung mit Bezug auf Herrn Professor D. Häring" (Stud. u. Krit. 1889, S. 559 ff.). Das letzte Werk seines Lebens war „Die Inspiration der Helden der Bibel", es ist nach seinem ausdrücklich auf seinem Sterbebette ausgesprochenen Wunsch noch nach seinem Tode dem Druck übergeben worden. Daß Vieles in diesem Buche bei manchen Christen Anstoß erregen werde, war ihm völlig klar, er sprach dies auch in seiner Leidenszeit aus, fügte aber hinzu: „aber ich kann nicht gegen die Wahrheit". Noch mit der Correctur der Druckbogen beschäftigt, überfiel ihn im Mai 1891 seine letzte Krankheit, die ihm Stunden peinvollster Athemnoth und Herzbeklemmung brachte. Aber auch in diesen Nöthen bewährte sich sein Glaube. Oefters rief er aus: „Nur keinen Schein, nur keine Phrasen, nur keine Sentimentalität!" „Nur Gottes Worte halten Stich." „Jetzt ist Alles dunkel; aber Jesus ist licht, Er allein ist ganz licht." „O, es ist unaussprechlich, den Gottes- und Menschensohn zu haben." Sein letztes Wort war: „Meine Seele wird ja ganz anders". Mit weitgeöffneten, staunenden Augen sah er sich dabei halb aufgerichtet ringsum, als sähe er etwas vollkommen Neues. Dann schlossen sich seine Augen für immer. Er war, wie er es gewünscht hatte, bei vollem Bewußtsein hinübergegangen, am 1. Juni 1891. So hoch G. stand in den Kreisen der Gläubigen, so verlegen und theilweise verblüfft war man in denselben, als nach seinem Tode das Werk „Die Inspiration der Helden der Bibel" (Basel, Reich, vorm. Detloff's Buchhandlung, 1892) erschien. Um das theilweise peinliche Aufsehen in den Kreisen der Gemeinde, das dies Buch erregte, zu verstehen, haben wir uns zu vergegenwärtigen, daß die orthodoxe Lehre in der Verbalinspiration der heiligen Schrift von zahlreichen Pfarrern als ein Noli me tangere der Gemeinde gegenüber behandelt wurde und behandelt wird. Von der wissenschaftlichen Unhaltbarkeit der Lehre ist man mehr oder weniger überzeugt, allein man tastet die ererbte Vorstellung in der Gemeinde nicht an, weil man die scharfe Luft der Wahrheit für die Schwachen, den Mißbrauch der Wahrheit bei denen, die sich für stark halten, befürchtet. Dem gegenüber spricht sich G. schon im Vorwort mit wünschenswerther Deutlichkeit aus. Warum redet der Titel in erster Linie von der Inspiration der Helden der Bibel und erst in zweiter

von der Inspiration der Bücher der Bibel? Um von vornherein dem so gewöhnlichen und so verderblichen Irrthum entgegenzutreten, als wäre die Inspiration wo sie irgend geschehen, zum Zweck des Schreibens der biblischen Bücher geschehen. Elias und der Täufer haben nie ein Buch verfaßt und sind doch hochinspirirte Menschen gewesen. Der Mittler des neuen Bundes hat gar Nichts in Schrift gefaßt. Soll ferner eine Erzählung, die jeder Zeit- und Ortsgenosse von einiger Gottesfurcht im Stande war zu schreiben, gleicher Weise wie Jesaia 53 geschrieben sein? Soll es da orthodox sein, mit Calov zu rufen: Dictat des heiligen Geistes dort, Dictat des heiligen Geistes hier?

Die Meinung: die Bibel müsse entweder Wort für Wort vom Geiste Gottes eingegeben sein, oder sie sei keine zuverlässige Urkunde für Gottes Gedanken und Thaten zu unserm Heil, bezeichnet er als der Wirklichkeit der Bibel nicht entsprechend. Er lehrt, daß reichlich Gotteswort im Bibelwort enthalten sei. „Die lebendigen Christen, die die Wahrheit erkannt haben (S. 427), haben das Vermögen, zu erleben, welche Bibelworte Gottesworte seien, welche nicht, oder sollen die Worte ‚Ihr habt die Salbung und wisset alles‘, ‚Der Geistesmensch beurtheilt alles‘, 1. Joh. 2, 20 und 1. Cor. 2, 15 von den heutigen Christen nicht mehr gelten?“

G., der gründliche pietätvolle Bibelforscher, hat damit vielen einen reellen Dienst gethan und sie zu gleicher Geistesfreiheit geführt, in der Gebundenheit ihres Glaubens an Christus, und in der inneren Zucht des Geistes; denn unter dieser, aber auch nur unter dieser Bedingung, hat er rückhaltlos der Bibelkritik ihr Recht eingeräumt.

Professor D. Ehrenfeuchter, sein College an der Universität Göttingen, hat G. den größten Schrifttheologen „unserer“ Tage genannt. Er dürfte dies neben J. Chr. K. v. Hofmann und Friedr. Louis Godet in der That gewesen sein. Waren letztere zwei dies als Exegeten, so war es G. als Systematiker, und wie seine zahlreichen Schriften beweisen, im directen Dienst für die reifere Gemeinde. Bei seiner Versenkung in die Schrift kam er zu theologischen Resultaten, die ihm gewiß waren, was seinem Geiste und Charakter ein freies, klares und festes Gepräge gab, ein freies gegen rechts oder links, gegen den Pietismus (Inspiration der Helden der Schrift) oder die Orthodoxie (Kliefoth) wie gegen Ritschl, Weizsäcker und Häring (III. Bd. Dogma von Christi Person und Werk), ein klares in der Wiedergabe dessen, was hell durch seine Seele leuchtete, in edler Sprache, in knapper, heller Form, oft Thesen den Vorzug gebend, ein festes, wie man an seinem letzten Lebenswerk, an der „Inspiration der Helden der heiligen Schrift“ erkennt: „ich kann nicht wider die Wahrheit“. Mochte es bei vielen Frommen Anstoß erregen oder nicht, er stand zu seiner Ueberzeugung, die ihm wichtig genug war, sie zum Besten und zur Förderung der Gemeinde Christi auszusprechen; diese Festigkeit bewährte er auch ansehnlichen Gegnern gegenüber, wenn nach seiner Meinung wichtige evangelische Positionen von links her bedroht waren, wobei er dann oft eine scharfe Klinge führen konnte, jedoch immer sachlich, nie persönlich. Aber bei aller Freiheit, Klarheit und Festigkeit seiner theologischen Ueberzeugung war G. gegen Personen milde und weitherzig; hat er doch verstanden, in schwierigen Verhältnissen und Umgebungen Frieden zu bewahren und sich auch die Achtung von Gegnern zu erwerben. Sein Hauptwerk über die Person Christi wird noch lange eine reiche Schatzkammer für ernstforschende Theologen bleiben und wird durch den Hauch heiliger Ergriffenheit des Verfassers und die Klarheit der Gedanken fort und fort vertiefend und belebend auf sie einwirken.

Tischhauser.

Geßler: Theodor (v.) G., geboren zu Ellwangen am 16. August 1824, † zu Urach am 27. Juli 1886, hervorragender württembergischer Gelehrter und Staatsmann. Sohn des Ellwanger Cameralverwalters G., auf den Universitäten Tübingen und Heidelberg gebildet, war er zuerst als praktischer Jurist thätig, erhielt aber im J. 1856 einen Lehrauftrag für Strafrecht und Strafproceß an der Universität Tübingen, im J. 1857 die ordentliche Professur für diese Fächer. Daneben leitete er criminalistische und civilistische Praktika uud las auch weiter mehrmals namentlich Civilproceß, sowie württembergisches Privatrecht. Als größeres Werk veröffentlichte er 1860 eine Schrift: „Ueber den Begriff und die Arten des Dolus“, welche v. Wächter in seinem deutschen Strafrecht als das beste Werk über diese Lehre bezeichnete. Daneben ließ er noch eine größere Menge kleinerer Arbeiten erscheinen und war Mitherausgeber der Zeitschrift: „Der Gerichtssaal“. Im J. 1864 erhielt G. die Stelle des Regierungsvertreters bei der Universität, des Kanzlers. Schon zuvor, im J. 1862, seitens der conservativen Richtung vom Oberamt Crailsheim in die Kammer der Abgeordneten gewählt, kam er in seiner neuen Stellung in die Classe der Privilegirten, war in vielen Commissionen, öfters als Berichterstatter, thätig. Im J. 1868 wurde er nach einem heftigen Kampfe mit dem Candidaten der Demokratie im siebenten Wahlgang zum Präsidenten gewählt. Für die Festschrift der Stände zur Feier des 50jährigen Bestehens der Verfassungsurkunde von 1819 bearbeitete er die neuere Zeit von 1805 an. Als im Frühjahr 1870 ein Theil des Ministeriums seine Entlassung erhielt — darunter der großdeutsch gesinnte Cultusminister (v.) Golther und Geßler's älterer Bruder, der Minister des Innern Ernst (v.) G. — übernahm er, auf dem durch die Verträge des Jahres 1866 geschaffenen Boden stehend und in der treuen Festhaltung an der Weiterbildung des hier erreichten die richtige Lösung der deutschen Frage erkennend, nach längerem Zögern das Ministerium des Kirchen- und Schulwesens. In dieser Stellung, in der er sich beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich ohne Zaudern im Rathe der Krone in nationalem Sinne aussprach, erwartete seiner eine umfangreiche Geschäftslast. Das Verhältniß des Staates zur katholischen Kirche wurde alsbald infolge der Beschlüsse des vaticanischen Concils ein heikles, allein G. suchte im Anschluß an die Absichten König Karl's und in Verbindung mit dem württembergischen Bischof (v.) Hefele, welcher als der letzte deutsche Bischof die Beschlüsse des Concils publicirte, zwar den Standpunkt des Staates gegenüber der extremen katholischen Partei möglichst zu wahren, aber doch den Frieden thunlichst zu erhalten. Die Regierung erklärte, sie gestehe den Beschlüssen des Concils keinerlei Rechtswirkung auf staatliche und bürgerliche Verhältnisse zu, werde jeden Versuch eines Uebergriffs in das staatliche Gebiet mit allen gesetzlichen — auch vorbeugenden — Mitteln zurückweisen und erkenne keine Verpflichtung an, zur Durchführung der Concilsbeschlüsse den weltlichen Arm zu leihen. Wenn es daher auch nicht an mancher Aufregung fehlte, so blieb der kirchliche Frieden doch im Lande im allgemeinen erhalten. Im Gebiete der evangelischen Kirche wurde durch G. die Gemeindevertretung in der Landeskirche auf oberster Stufe durch die Landessynode, die schon von seinem Vorgänger eingeführt worden war, auf seinen Antrag aber die ständische Zustimmung erhielt, vollends zum Abschluß gebracht, sowie eine genauere Bestimmung der Befugnisse des Ministeriums, des Consistoriums und des Synodus inbezug auf das Kirchenregiment (das jus in sacra) gegeben, auch eine neue rechtliche Organisation der evangelischen und katholischen Ortskirchengemeinde besonders in vermögensrechtlicher Beziehung eingeleitet, die jedoch in der vorgeschlagenen Fassung zunächst die Genehmigung der Stände nicht fand. Neben seinem eigenen

Ministerium hatte G. in Abwesenheit des Präsidenten des Staatsministeriums dessen Stelle zu vertreten. Am 28. Februar 1885 mußte er, infolge seiner aufreibenden Thätigkeit an Schlaflosigkeit leidend, sich in den Ruhestand versetzen lassen — unter Anerkennung der von ihm geleisteten treuen und ausgezeichneten Dienste. Nachgerühmt wurde ihm besonders rasche Auffassung, juristischer Scharfsinn und große Geschäftsgewandtheit, unterstützt durch ein treffliches Gedächtniß, eine außerordentliche Arbeitskraft, große Ruhe und Selbstbeherrschung, ein bedeutendes Vermittlungstalent besonders in der parlamentarischen Wirksamkeit.

Nekrolog im Schwäbischen Merkur (Schwäbische Kronik) vom 12. Dec. 1886, S. 2245 u. 2246. P. Stälin.

Getelen: Augustinus von G., Dominicaner in Lüneburg, vielleicht der bedeutendste und durch Rede und Schrift wirksamste Gegner der Reformation in Hamburg und im Fürstenthum und in der Stadt Lüneburg. Zeit und Ort seiner Geburt und seines Todes sind so gut wie unbekannt. In Ersch und Gruber (Erste Section, 64. Theil, 1857) ist ein offenbar auf gründlichem Studium beruhender, von B. Röse (s. A. D. B. XXIX, 185) unterzeichneter Artikel über G. enthalten, aber leider ohne Angabe der Quellen. Demzufolge ist G. in Lübeck geboren. Sein Familienname findet sich um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zwei Mal in der Matrikel der Rostocker Universität: 1496 am 11. October ist Henningus van Ghetelen de Lubeke, und 4. April 1508 Hieronimus van Getelen Lubicensis immatriculirt worden (Hofmeister, Matrikel der Universität Rostock. Band I, S. 281 und II, S. 33). So dürfte die Herkunft und auch die Schreibung seines Namens feststehen, wenngleich er in Spalatin's Annalen (nach Uhlhorn, Urb. Rhegius, S. 359, Anm. 2) als Aug. Gottelinus, Bremensis und in Liebe's Lebensbeschreibung der vornehmsten Theologen 1530 . . . in Augsburg. Gotha 1730, S. 16 unter dem Namen Aug. v. Geterheim vorkommt.

Im J. 1525 wird G. zuerst in Hamburg erwähnt: als der Lector Primarius am Dom, Joh. Engelien, am 15. October gestorben war, bat der Rath von Hamburg in einem Schreiben vom 23. November den von Lüneburg, sich bei Joh. Koler, dem bejahrten Propst an der Johanniskirche daselbst, dafür zu verwenden, daß Bruder Augustinus noch auf sechs bis neun Monate in Hamburg verweilen dürfe, um das Volk von Irrthümern und eigensinnigen Vorsätzen abzuwenden. Durch seine Gelehrsamkeit und seine volksthümliche Predigtweise muß G. ein berechtigtes Aufsehen erregt haben. In den Augen der Evangelischen galt er für einen ihrer einflußreichsten Gegner. Als solchen sah ihn auch Bugenhagen an, der im Herbst 1524 auf die an ihn ergangene Wahl zum Pfarrherrn an St. Nikolai in Hamburg verzichtete, da der Rath sich weigerte, die Wahl zu bestätigen. Nun sandte Bugenhagen ein umfangreiches Sendschreiben an die Bürger, um sie über den Glauben und die guten Werke zu unterrichten. Dies Schreiben kam in Wittenberg 1526 heraus und enthielt am Schluß ein Sendschreiben „an Ern Augustin Getelen“ (abgedruckt bei Vogt, Bugenhagen, Elberfeld 1867, S. 262—267). In demselben wirft Bugenhagen dem Dominicaner die unziemlichen Worte vor, mit denen er gegen ein deutsches Neues Testament, das im J. 1523 gedruckt worden war, geeifert habe, Worte, die Augustinus von der Kanzel gesprochen habe, die selbst von einem Lotterbuben bei der Bierzeche gebraucht, unleidlich wären. Von dieser Ausgabe des Neuen Testamentes hatte G. in seinen Predigten während der Vacanz der ersten Lectur am Dom im Winter 1525 auf 1526 gesagt, es sei „eyn kleyn testamente, eyn swyns testamente, eyn duwelsch testamente“, die Uebersetzung sei fehlerhaft, viertehalbhundert Artikel seien ausgelassen. Getelen's

Predigtweise war um so gefährlicher, „als er das Ansehen haben wollte, das Evangelium Christi zu predigen, aber dabei die Pracht und Tyrannei des Clerus fein vertheidigen konnte“. G. gab auf Bugenhagen's Sendschreiben an ihn eine Schrift unter folgendem Titel heraus: „Wedder erdichteden sendebrief Im namen ern Joh. Puppenhagen uthgegaen Antwort an den erbaren rath tho Hamborch“ mit einer Widmung an den Rath zu Hamburg vom 15. Mai 1526 aus Lüneburg datirt. Erst nach zwei Jahren, im April 1528, antwortete Bugenhagen seinem Gegner G. Denn auf ihn wird sich der Titel der zweiten Zuschrift an die Stadt Hamburg beziehen: „eyn breff Johannis Bugenhagens Pomers wedder de lögene dorch eyn schandboeck, synem ersten boke, dat he an de Hamborgere gescreven hadde, upgeleicht“ u. s. w. Nur vorübergehend wird G. 1526 in Lüneburg gewesen sein, die meiste Zeit war er in Hamburg mit Predigten beschäftigt, bis er wol im Winter 1527 auf 1528 vom Rath zu Lüneburg dorthin berufen wurde (Wrede, Einführung der Reformation im Lüneburgischen. Gött. 1887, S. 112), um die Sache der Römischen durch seine Predigten, deren er wöchentlich zwei in der Hauptkirche St. Johannis halten sollte, zu unterstützen. Da G. zu denen gehörte, die von den Gegnern zu lernen nicht verschmäht hatten, so war er bei seiner Ankunft in Lüneburg sogar genöthigt, sich vor seinem Propst Koler vor dem Verdachte zu rechtfertigen, zu den Evangelischen zu gehören. Aus seinen zahlreichen Manuscripten, die aus Koler's Nachlaß in der Lüneburger Stadtbibliothek aufbewahrt werden, läßt sich wol auf die Art wie auf den Umfang seiner Polemik und Predigtweise schließen. Sie sind äußerst sauber geschrieben, offenbar druckfertig, theils lateinisch, theils niederdeutsch abgefaßt. Um volksthümlich zu sein ist G. genöthigt, seine Ansprachen, auch die in gereimter Sprache entworfenen, reichlich mit Citaten des Neuen Testamentes zu versehen. Vor einem kleinen lateinischen Tractat, vor 1534 geschrieben, befindet sich eine lange gereimte „vormanynge, dat uth der Gnade Gades alle guth kumpt“. Sein „Decalogus declamatus ad populum per Augustinum ab Gettelenn“, Buxtehyde 1532 enthält unter Festhaltung aller römischen Bestimmungen einen brauchbaren Katechismusentwurf. Die Inhaltsangabe eines anderen Tractats „tranquillam reddi conscientiam per opera bona, sacramentum, ecclesiam“ beweist seinen theologischen Standpunkt. Polemisch gegen den Kalenberger Reformator Corvinus ist das Manuscript: Apologia Concordiae adversus Corvinos et disperatos discordiarum satores per Aug. Getellium“ gerichtet. Die Uebersetzung einer Schrift des fanatischen Franciscaners Nikolaus v. Herborn (s. A. D. B. XII, 42—45) ins Niederdeutsche: „Orszake, worumme ick, broder Nicolaus Herborn, myne schriffte den lutherschen richtern nicht underwerpen will“, deren Original allerdings dem Unterzeichneten unbekannt ist, und die plattdeutsche Uebersetzung der Vorrede zu Hieronymus Emser's Neuem Testament dürften von weiterem als localgeschichtlichem Interesse sein. Die letztgenannte Uebersetzung insonderheit, da in Wiechmann, Meklenburgs altniedersächsische Literatur, 1. Theil, Schwerin 1864, S. 143 eine 1530 in Rostock gedruckte niederdeutsche Ausgabe von H. Emser's Neuem Testament erwähnt wird. „Getelen's Predigten wurden in Lüneburg gerne gehört; auch seine Gegner gestanden ihm zu, daß er eine außerordentliche Predigtgabe besitze“ (Wrede a. a. O., S. 113); aber wegen seiner Doppelzüngigkeit — „zuerst redete er wahr, fort Lüge, zuletzt vermengte er Wahres mit Falschem so tückisch und geschwinde, daß nur die Allerscharfsinnigsten ihn durchschauen konnten“ — wurde er von Martin Undermarck, dem Prediger Herzog Ernst's des Bekenners in der Schrift: „Wider die Lästerschrift des schwarzen Münches Augustin v. Getelen, des falschen Propheten bei den zu Lüneburg“ angegriffen. G. war der Wortführer der Geistlichen,

als vor Oſtern 1530 der Rath zu Lüneburg ſie auf ihr Gewiſſen fragte, ob die neue Lehre dem Worte Gottes gemäß oder zuwider ſei. Nach einigen Ausflüchten erklärte er, wenn man die Rathſchläge der Väter und deren geordnete Ceremonien verwerfen wolle, dann wäre Luther's Lehre nicht unrecht und ſtimme mit dem göttlichen Worte. Als G. aber bald darauf anſtatt des Rathsmandats, von dem man erwartete, daß es die Ceremonien verurtheilen würde, von der Kanzel der Johanniskirche den Befehl vorlas: „Wer ſich an den Pfaffen vergreift, der ſoll an Leib und Leben geſtraft werden“, mußte er noch an demſelben Tage die Stadt verlaſſen (Wrede, S. 120 ff.). Erzbiſchof Chriſtoph von Bremen nahm G. unter ſeinen Schutz und zunächſt auf den Reichstag zu Augsburg mit, wo Herzog Ernſt von Lüneburg die Confeſſion unterſchrieb, zu deren Confutatoren Spalatin auch G. zählte. Mit ſeinen Genoſſen Wimpina (ſ. A. D. B. XLIII, 335) und Menſing (ſ. A. D. B. XXI, 370) unterſtützte er dann von Augsburg aus das Kloſter St. Michaelis in Lüneburg in ſeinem Widerſtande gegen die Reformen des Herzogs und erſchwerte die Einführung der von Stephan Kempe (ſ. A. D. B. XV, 600) entworfenen ſtädtiſchen Kirchenordnung für Lüneburg. In Getelen's Schrift gegen Kempe „kommt beſonders Bugenhagen, auf den G. ſeit ſeiner Hamburger Zeit wol noch einen ſtarken Haß hatte, ſchlecht weg“ (Wrede a. a. O., S. 142 ff., 152 ff.). Ebenſo war es G., der den alten Propſt Koler zu St. Johannis berieth, als Urb. Rhegius ihn von der Unhaltbarkeit der päpſtlichen Lehren überzeugen wollte. Denn Koler war zu unbedeutend, um dem Urb. Rhegius gewachſen zu ſein. G. beſtärkte Koler in ſeinem Widerſpruch und als Rhegius nun G. aufforderte, mit ihm in Lüneburg zu disputiren, erklärte er ſeine Bereitſchaft, mit ihm am kaiſerlichen Hofe zu disputiren (Uhlhorn a. a. O. S. 187), mit dem er vielleicht in Ausgsburg in Verbindung getreten war. Wohlgelitten am Hofe des Erzbiſchofs zu Verden, war G. eine Hauptſtütze der katholiſchen Partei, die auch im Fürſtenthum Lüneburg Ernſt dem Bekenner das Reformationswerk erſchwerte. Waren es doch unter den vielen recht ſelbſtändig geleiteten Klöſtern des Landes gerade die drei Klöſter zu Lüneburg, Medingen und Ebſtorf, die der Verdener Diöceſe angehörten, die in ihrer hartnäckigen Gegnerſchaft gegen jeden Reformationsverſuch von dem Erzbiſchof oder G. ermuthigt wurden (Wrede, a. a. O., S. 211, 212). Und wenn auch 1534 als das Jahr bezeichnet werden kann, in dem die Stadt Lüneburg in die Reihe der evangeliſchen Städte eingetreten iſt, ſo wurde doch noch in demſelben Jahre eine Schrift an die Johanniskirche angeſchlagen, in der die lutheriſche Feier des Abendmahles unter beiderlei Geſtalt angegriffen wurde, für deren Verfaſſer man in Lüneburg allgemein G. hielt, wiewol Rhegius dies verneinte (Wrede, a. a. O., S. 193). Das letzte, was m. W. von Getelen's Thätigkeit in Deutſchland berichtet wird, iſt dies, daß er in Verden 1537 auf des dortigen Biſchofs und bremiſchen Erzbiſchofs Geheiß in den Faſten den päpſtlichen Legaten, Biſchof Petrus Fortius mit einer lateiniſchen Oration herrlich empfangen hat (Spangenberg [J. G. Leukfeld], Chronica aller Biſchöfe des Stifts Verden, S. 176). Röſe (a. a. O.) bemerkt, daß G. im J. 1540 eine Harmonia vulgaris quatuor Evangelistarum in 8° herausgegeben habe, leider ohne Angabe des Druckortes, aus dem etwa Schlüſſe über Getelen's Aufenthalt zu ziehen wären. Dann taucht G. gleich ſo manchem Sprößling der Hanſeſtädte, in Livland auf. G. Berkholz hat im elften Bande der Mittheilungen aus dem Gebiete der Geſchichte Livlands, Riga 1868, S. 521—525 einige Angaben über Getelen's letzte Lebensjahre in dem Aufſatz: „Der Rigaiſche Domherr Auguſtin v. Getelen“ veröffentlicht. Danach iſt G. wenigſtens im J. 1542 bereits in Livland geweſen. Denn aus dem J. 1543 iſt ein Brief

Getelen's an den Freiherrn Otto Uexküll auf Fickel erwähnt, in welchem G. berichtet, im Jahre zuvor dem Freiherrn eine Genealogie des Uexküll'schen Geschlechtes gesandt zu haben. Er unterzeichnete diesen Brief als „der hilligen Kerken tho Riga Domherr und Kelner". In zwei ferner angeführten Urkunden aus den Jahren 1556 und 1557 wird G. „Probst des Stiefts Curland" und Dompropst genannt. In den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft, 8. Jahrg. (1885) herausgegeben 1889, III, S. 68 wird G. als Decan des Oeseler Bisthums aufgeführt.

Quellen: Außer den bereits angeführten Schriften behandeln A. v. G. Lappenberg, Niedersächsische Chroniken, S. 50, 575, 576 und Sillem, Einführung der Reformation in Hamburg. Einige Proben aus Getelen's in Lüneburg bewahrten Manuscripten sind von dem Unterzeichneten mitgetheilt in der „Monatsschrift für die evangelische Kirche im hamburg. Staat". 1885, S. 340. W. Sillem.

Geyer: August Joh. Wilh. Andreas G., Strafrechtslehrer, wurde zu Asch in Böhmen am 31. Mai 1831 geboren, wo er im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung genoß. Er studirte zu Prag und Wien die Rechtswissenschaft und promovirte am letzteren Orte am 28. Juli 1856 zum Doctor beider Rechte. Mit großem Eifer wandte er sich auf Anregung von Volkmann (s. A. D. B. XL, 244) der Philosophie Herbart's (ebd. XII, 17 ff.) zu, habilitirte sich an der juristischen Facultät der Universität Prag mit der Schrift „Die Lehre von der Nothwehr", Jena 1857, besuchte mit Staatsunterstützung Studien halber 1859 England und wurde am 14. April 1860 zum ordentlichen Professor des Criminalrechts und der Rechtsphilosophie in Innsbruck ernannt, wo er als Rector des Studienjahres 1866/67 auch am Tiroler Landtag im deutsch-nationalen Sinne theilnahm. Unter dem 14. April 1872 wurde er nach München berufen. Werthvolle Schriften aus seiner ersten Zeit sind seine „Erörterungen über den allgemeinen Thatbestand der Verbrechen nach österr. Recht", Innsbr. 1862; „Geschichte und System der Rechtsphilosophie in Grundzügen", ebd. 1863 (auch in Uebersetzungen, zuletzt russisch von Nekludoff, St. Petersburg 1886), „Besprechung des Entwurfs eines Strafgesetzes über Verbrechen und Vergehen für die nicht-ungarischen Länder Oesterreichs v. J. 1867", Wien 1867. In München erzielte er großen Erfolg, da er sich als Lehrer wie als Schriftsteller durch geistvolle Klarheit und scharfsinnige Erfassung der zu behandelnden Fragen, ausgedehnte Kenntnisse des in- wie ausländischen Rechts und umfassende allgemeine Bildung auszeichnete. Abgesehen von zahlreichen Abhandlungen und Recensionen in den verschiedensten Zeitschriften sind als größere Arbeiten der zweiten Periode viele Beiträge zu v. Holtzendorff's Rechtslexikon, zu dessen Handbuch des deutschen Strafrechts wie des Strafproceßrechts und sein zuerst auf dem Plan erschienenes „Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafproceßrechts", Leipzig 1880, zu erwähnen. Von Einzelfragen beschäftigten ihn namentlich die der Todesstrafe („Ueber die Todesstrafe", Innsbr. 1869, ital. von Vainberg und Carrara, Lucca 1870) und die der Entschädigung unschuldig Angeklagter und Verurtheilter (Nord u. Süd, Augustheft 1881, Gerichtssaal 1882, Deutsche Zeit- und Streitfragen Heft 169). Reiche Excurse über schwierige Materien bietet sein „Grundriß zu Vorlesungen über gemeines deutsches Strafrecht", München 1884/85. Von seinen vielen kleineren Arbeiten (darunter Beiträge in der Zeitschr. f. exacte Philosophie III. V. VI) hat Harburger (München 1889) einige der wichtigsten herausgegeben. Seine letzte Arbeit war eine Kritik des russischen Strafgesetzentwurfs (Zeitschr. von v. Liszt Bd. III. IV u. VI). G. war Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften des Auslandes, Inhaber mehrerer Orden;

weitere Auszeichnungen standen ihm bevor. Seine feine Beobachtung auf Reisen zeigt der prächtige Artikel „Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern“ (Nord u. Süd, Bd. 27, S. 75—95). Ein schweres Nervenleiden, das ihn schon hier und da dem Amte ferngehalten hatte, kam nochmals zu schwerstem Ausbruch und führte am 27. Decbr. 1885 zu seinem Tode. — Gut charakterisirt ihn das dem Römischen Gefängnißcongreß kurze Zeit vor seinem Hinscheiden eingesandte Motto „Schreibt auf die Gefängnißthüren nicht: Lasciate ogni speranza, sondern: Hoffnung, Gerechtigkeit und Liebe!“

Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maximilians-Universität II, 557. — Chronik d. Univ. München für 1885/86. München 1886, S. 10/11. — Renato Manzato in d. Riv. penale XXIV, 93—98 (deutsch v. A. Teichmann im Gerichtssaal Bd. 39, S. 236—248). — Nekrolog v. Dr. H. Harburger in d. Zeitschr. von v. Liszt VII, 175—178; — v. Holtzendorff im Gerichtssaal Bd. 39, S. 18. — Souvenir du III^me Congrès pénitentiaire international, Rome 1885, p. 53. — Ueberweg-Heinze, Grundriß der Gesch. d. Philosophie d. 19. Jahrhunderts, 9. Auflage. Berlin 1902, S. 189.

A. Teichmann.

Giesche: Georg v. G., der Begründer der neueren oberschlesischen Galmeigräberei, aus dem sich in der Folge die großartige Zinkproduction entwickelte, die noch jetzt von der Bergwerksgesellschaft Georg v. Giesche's Erben in immer steigendem Umfang betrieben wird, wurde am 29. October 1653 als der Sohn eines Bauern in Schmartsch, einem Dorfe bei Breslau, geboren und wurde erst am 29. April 1712 von Kaiser Karl VI. geadelt. Sein Vermögen erwarb er zunächst als Tuchkaufmann in Breslau von 1680 ab. Der Tuchhandel war von alten Zeiten her in Breslau der lebendigste und lohnendste Handelszweig, und obwol er im 17. Jahrhundert schon im Rückgang war, da das östlich gelegene Hinterland sich je länger je mehr dagegen abzuschließen suchte, so lohnte er doch, wie Giesche's Beispiel zeigt, auch damals noch reichlich einen fleißigen und intelligenten Betrieb. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts warf sich G. auf den Handel mit dem in Oberschlesien in der Gegend von Tarnowitz gegrabenen Galmei, den man damals gar nicht als ein Mineral ansah, und dessen Gehalt an Zink die Wissenschaft noch nicht festgestellt hatte, obwol ihn die Technik seit langer Zeit zur Messingbereitung verwerthete. Norddeutsche und schwedische Messingwerke waren denn auch die Hauptabnehmer Giesche's. Die Oder ermöglichte einen billigen Transport des schweren Massenguts. Seitdem G. unter dem 22. November 1704 von Kaiser Leopold I. für sich und seine Erben auf 20 Jahre das alleinige Recht des Bergbaus auf Galmei und des Handels damit für ganz Schlesien erhalten hatte, steckte er den größten Theil seines allmählich erworbenen Vermögens in dies vielversprechende Geschäft. Er erschloß dadurch ein Unternehmen, das im Laufe von zwei Jahrhunderten zu immer steigender Größe sich entwickelt und seinen Erben einen reichen Gewinn abgeworfen hat und noch abwirft, während es zugleich Tausenden von Arbeitern einen reichlichen Verdienst gewährt. Das hebt seine Person weit über die Classe der reichgewordenen Kaufleute hinaus und sichert ihm unter den Wohlthätern seines Heimathlandes einen ehrenvollen Platz. Er selbst führte das Geschäft bis zu seinem Tode am 25. April 1716, seinen Erben wurde das Privileg von 1704 wiederholt von der österreichischen und später von der preußischen Regierung erneuert, sodaß sie ein volles Jahrhundert das Monopol des Galmeigrabens und des Galmeihandels hatten. Nach dem Tode des kinderlosen Sohnes Friedrich Wilhelm 1754 fiel das Geschäft zu gleichen Theilen an die von den drei Töchtern herstammenden adeligen Sippen und vererbte sich unter ihnen, im wesentlichen mit Ausschluß

anderer Theilnehmer, ein Jahrhundert hindurch. Erst seit Erlangung der Corporationsrechte 1860 hat die „Bergwerksgesellschaft Georg von Gieſches Erben" dadurch, daß zahlreiche Mitglieder durch Ankauf von Antheilen in sie eintraten, eine breitere Basis gewonnen.

Während des ganzen 18. Jahrhunderts blieb das Galmeigeschäft, obwol es einen sicheren und reichlichen Gewinn abwarf, in mäßigem Umfang und primitivem Betriebe, und drohte sogar beim Erlöschen des Exclusivprivilegs im J. 1802 unter den damaligen ungünstigen Zeitverhältnissen ein völliger Eingang desselben. Diese Krisis war dadurch herbeigeführt worden, daß man gegen das Ende des 18. Jahrhunderts erkannte, der Werth des Galmeis beruhe einzig in dem in ihm enthaltenen Zink, welches sich mit Kupfer zu Messing legire, und daß man das Verfahren der Ausschmelzung des Zinks aus dem Galmei erfand. Die dadurch nöthig gewordene Umwandlung des bisherigen Galmeigeschäfts in ein Zinkgeschäft erschien als ein Risiko, zu dem sich die schwerfällige Leitung des Geschäfts der „Erben" nur zögernd entschloß. Als der Schritt aber einmal gethan war, belohnte er sich auf das glänzendste, und das Geschäft wuchs nun im Laufe des 19. Jahrhunderts zu ungeahntem Umfang an. Je mehr sich mit der raschen Entwicklung der Industrie in diesem Jahrhundert der Zinkbedarf steigerte, desto mehr mußten sich die Galmeigruben ausdehnen und die Zahl der Zinkhütten sich mehren. Dann führte der steigende Kohlenbedarf für diese zur Erwerbung von Kohlengruben, und deren wachsende Ausbeute wieder zum Kohlenhandel und zur Vergrößerung der Zinkproduction. So gehören v. Giesche's Erben heute zu den größten Kohlengrubenbesitzern und Zinkindustriellen Oberschlesiens, dessen Zinkproduction fast zwei Drittel der gesammten Production Deutschlands ausmacht.

Markgraf.

Giesebrecht: Friedrich Wilhelm Benjamin von G., Historiker, geboren am 5. März 1814 in Berlin, † am 18. December 1889 in München. Die Familie stammt aus Rostock. Wilhelm's Ahnen, deren Lebensbilder er selbst (s. A. D. B. IX, 156—162) gezeichnet hat, können wir durch drei Generationen als ein Geschlecht von Pastoren und Schulmännern verfolgen. Der Großvater Benjamin war Pfarrer zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz. Eine ehrwürdige und eigenartige Persönlichkeit von ausgeprägter romantisch-mystischer Färbung war dessen Sohn Ludwig, Wilhelm's Oheim, Professor und Schulrath in Stettin, Verfasser der „Wendischen Geschichten". Wilhelm's Vater, Karl, war Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Ein von Patriotismus und Poesie angehauchtes wissenschaftliches Streben, verbunden mit regem pädagogischem Triebe, war in G. das Erbtheil seiner Ahnen. Auch der Geist des evangelischen Pfarrhauses ist immer in ihm lebendig geblieben und in jungen wie alten Jahren liebte er von seinem strengen Glauben Zeugniß abzulegen. Hat er sich doch in einem Briefe an den Oheim Ludwig aus dem Jahre 1854 sogar zu dem Satze bekannt, daß außer der Kirche kein Heil sei. Allem, was außerhalb der Schranken dieser Weltanschauung lag, trug er eine nie leidenschaftliche, doch immer entschiedene Ablehnung entgegen. Der leichte Sinn der Franzosen war ihm so zuwider wie die gesellschaftliche und moralische Ungebundenheit einer genialen Künstlernatur. Auch die kosmopolitischen und liberalen Strömungen seiner Jugendjahre übten keine Macht auf ihn. Auf die lebhafteste nationale Gesinnung wirkte die Familientradition, wirkte ebenso die Erziehung, zuerst in der Anstalt des mit Jahn befreundeten Dr. Franz Marggraff in Berlin, dann, von den mittleren Gymnasialclassen an, am Grauen Kloster. Als des Schauplatzes seiner Jugendspiele hat G. in den Erinnerungen an seinen Freund und Studiengenossen Rudolf Köpke der

mittelalterlichen Hallen und Höfe dieser Anstalt gedacht. Er wirkte bei den Theateraufführungen der Schule mit und ein Club junger Poeten, der daraus erwuchs, reichte noch in seine Universitätsjahre herein.

Zu Ostern 1833 bezog er die Universität Berlin, wo er Boeckh, Steffens, Gans, Hotho, Ranke hörte. Von Hegel's Einfluß unberührt zu bleiben war damals in Berlin nicht wohl möglich. Daß G. aber mit jugendlichen Feuer diesen Philosophen neben Goethe als seinen Halbgott proclamirte, trug ihm von Seiten eines streng rechtgläubigen Vetters und Gönners, des Justizrathes Wilke in Halle, eine ernste Warnung ein. Das Zureden dieses verehrten Mannes, das Vorbild des Stettiner Oheims (sein Vater war 1832 gestorben), die ganze Tradition der Familie bewirkte, daß seine Schwärmerei für den Philosophen der Mode nur eine rasch vorübergehende Phase in seiner Entwicklung blieb. Die Hegel'sche Philosophie hat seinen Geist aufgewühlt, wie die Pflugschar das Erdreich, aber sie vermochte nicht als fruchtbarer Samen darin Wurzeln zu schlagen, und die philosophischen Anwandlungen seiner Studienjahre übten keinen Einfluß auf die Geistesrichtung des Mannes. Dagegen fehlt es nicht an einem Zusammenhange zwischen den poetischen Bestrebungen des Jünglings und seinem späteren wissenschaftlichen Hauptwerke. Als Zwanzigjähriger dichtete G. eine Tragödie: „König Otto I. und sein Haus“. In einem Lustspiele in zwei Acten, betitelt: „Aus seinem Leben“, behandelte er eine Episode aus Goethe's Leben. Drei Mal sein Werk umarbeitend, übersetzte er die Antigone des Sophokles, und für Lieder, die er gedichtet, hoffte er in Löwe den Componisten zu finden. Das Streben des jungen Dichters fand Anerkennung, der damals gefeierte „märkische Dichterfürst“ de la Motte-Fouqué ward sein Gönner und um dem Talent die Bühnenroutine zu gesellen, wurde G. an zwei beliebigen Wochentagen freier Eintritt im kgl. Schauspielhause gewährt.

Schon in den ersten Universitätsjahren aber ist in ihm auch die vorwiegende Neigung zur Geschichte erwacht. Mit Waitz, v. Sybel, Siegfried Hirsch, Dönniges, Roger Wilmans und seinem vertrautesten Freunde Köpke nahm er an Ranke's historischen Uebungen theil und half die „Ranke'sche Schule“ begründen. Als Bearbeiter der Preisfrage über K. Heinrich I. (1834) erntete er zwar Ranke's Lob, mußte jedoch dem älteren und gereifteren Waitz den Preis und Hirsch das Accessit überlassen. Seine Jahrbücher Otto's II. aber, mit denen er 1840 als Mitarbeiter der von Ranke angeregten und geleiteten Jahrbücher des deutschen Reiches unter dem Sächsischen Hause hervortrat, waren schon eine vorzügliche Leistung, wenn auch wenig später durch den Nachweis der Chronik von La Cava als einer Fälschung ein Stein seines Baus untergraben wurde. Mittlerweile hatte er im Sommer 1836 die Prüfung für das höhere Schulamt bestanden und 1837 nach dem vorgeschriebenen Probejahre als Adjunct und Lehrer an dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, das unter der Leitung des feinsinnigen Meinecke stand, die erste Anstellung gefunden. Mit seinem Amte war die Inspection in dem Alumnate des Gymnasiums verbunden. 1846 wurde er Oberlehrer, 1851 Professor an demselben Gymnasium. In seiner litterarischen Thätigkeit bezeichneten die „Annales Altahenses“ (eine Quellenschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts, aus Fragmenten und Excerpten hergestellt, 1841) einen besonders glücklichen Wurf. Geschichtswerke des 15. und 16. Jahrhunderts, vornehmlich der bairischen Historiker Staindl und Aventin, boten den Stoff zur Wiederherstellung der verlorenen Quellenschrift aus dem bairischen Kloster Niederaltaich a. d. Donau, die für die Zeit Heinrich's III. am wichtigsten ist. Einzig war die glückliche Fügung, daß die sonst der Geschichtsforschung versagte

Probe der Ergebnisse auf ihre Richtigkeit hier gewährt wurde. Etwa zwanzig Jahre später fanden sich fast unter den Augen des Wiederherstellers die verlorenen Annalen in einer Abschrift Aventin's im Besitze eines Münchener Schülers Giesebrecht's und durch den Fund wurden seine großartigen Conjecturen in allem wesentlichen bestätigt — ein erfreulicher Beweis sowol für die Sicherheit der kritischen Methode wie für den Scharfsinn und die Sorgfalt, womit G. diese gehandhabt hatte. 1868 konnte der Wiederhersteller der Niederaltaicher Annalen gemeinsam mit Edmund v. Oefele, dem Besitzer der Handschrift (die jetzt der Münchener Staatsbibliothek zurückgegeben ist), die lange verschüttete Quelle in den Mon. Germ. veröffentlichen.

Von Herbst 1843 bis Ostern 1845 besuchte G. mit staatlicher Unterstützung die Bibliotheken von Wien, Venedig, Florenz, Rom, Montecasino. Seine Handschriftenuntersuchungen und Vergleichungen dienten vornehmlich der Papstgeschichte und dem 11. Jahrhundert; den 7. Band der Scriptores in den Mon. Germ. eröffnete „Johannis chronicon Venetum et Gradense“ nach der von ihm hergestellten Abschrift eines vaticanischen Codex. Eine weitere Frucht seiner Reise war die 1845 erschienene Schrift: „De literarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis“. Seinem künftigen Lebenswerke kam auch die genauere Beobachtung des katholischen Kirchenlebens zugute, die ihm in Italien ermöglicht war. Sie lehrte ihn, nach seinen eigenen Worten, „daß die katholische Kirche sich Vorzüge bewahrt habe, die der protestantischen verloren gegangen sind“. Seine italienischen Reiseeindrücke legte er in einer langen Reihe von Feuilletonartikeln in der Allgemeinen Preußischen Zeitung (20. Dec. 1843 bis 10. März 1845) nieder und das journalistische Geschick, das sich darin kundgab, hat es mit veranlaßt, daß Pertz im Einverständniß mit dem Minister Eichhorn G. gegen Ende des Jahres 1846 die Stelle des Hauptredacteurs einer neu zu gründenden „Deutschen Zeitung“ antrug. Der Plan gedieh jedoch nicht zur Ausführung, wie auch ein späterer Versuch, G. für die Presse zu gewinnen — man darf sagen: glücklicherweise — scheiterte.

In den Märztagen 1848 sah sich der Gelehrte in seiner Wohnung an der Leipziger Straße von den Schrecknissen der Straßenkämpfe umtobt. In seinen Erinnerungen an Köpke hat er über die Berliner Revolution ein vernichtendes Urtheil gefällt; alles, was ihre Führer in Scene setzten, schien ihm den Stempel der Gemeinheit oder der Lächerlichkeit zu tragen. „An dem Tage, da ich der Demokratie auch nur einen kleinen Finger reichte“, schrieb er später, „glaubte ich mich dem Satan ganz hingegeben zu haben“. Am Parlamentarismus aber ließ ihn das maßlose Gebaren der Opposition in der Kammer nicht verzweifeln. Im Vorstande des Patriotischen Vereins entfaltete er in Wort und Schrift eine rührige Thätigkeit für die monarchischen und conservativen Principien. Von ihm sind die beiden Ansprachen verfaßt, die der Central-Ausschuß der verbundenen monarchisch-constitutionellen Vereine erließ, als das Erfurter Parlament zusammentreten sollte. Nach dem stürmischen Jahre 48 aber — und das ist typisch für die Entwicklung unserer öffentlichen Verhältnisse — hat G. nie wieder die Arena der politischen Kämpfe betreten.

Neben der Schule nahmen ihn nun wissenschaftliche Arbeiten ganz in Anspruch. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien hatte er in einer Abhandlung über das Vaticinium Lehninense (in Schmidt's Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft 1846) die jetzt allgemein angenommene Auffassung begründet, daß diese Weissagung in den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts gefälscht worden sei. Er glaubte Wahrscheinlichkeitsgründe zu erkennen, die für Christoph Heinrich Oelven als Verfasser sprechen. Es knüpfte sich daran eine Polemik

mit dem Pfarrer Wilhelm Meinhold, dem Verfasser der „Bernsteinhexe“, der trotz der stärksten Gegenbeweise an der Autorschaft des Mönches Hermann von Lehnin festhielt. 1851 folgte eine musterhafte Uebersetzung Gregor's von Tours, 1852 eine Untersuchung über die Quellen der früheren Papstgeschichte. In der Hauptsache abschließend war die werthvolle Abhandlung über die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder (1853). Die berühmtesten dieser Lieder stammen aus Benedictbeuren — es war wie ein Omen, daß G. nun zum zweiten Male einen bairischen Stoff aufgriff.

Mittlerweile aber — bald, nachdem die politische Erregung sich etwas gelegt hatte — war der Plan eines großen Lebenswerkes in ihm gereift. Schon hatte Friedrich v. Raumer's Buch über die Hohenstaufen die Theilnahme weiter Kreise für das deutsche Mittelalter geweckt. G. gedachte nun weiter auszuholen und die Geschichte der ganzen deutschen Kaiserzeit zu erzählen. Um seine eigenen Worte zu gebrauchen: die Periode wollte er schildern, „da unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, da es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern gebot, da der deutsche Mann am meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte“. 1855 erschien der erste, bis zum Tode Otto's III. reichende Band der „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, gewidmet dem Könige Friedrich Wilhelm IV., dem Landesherrn, mit dem sich der Historiker wahlverwandt fühlte in der Lebendigkeit des christlichen Glaubens, in der Verehrung einer göttlichen Ordnung in der Monarchie, in der Bewunderung des gläubigen und heroischen Mittelalters. Wissenschaftlich gediegen, durch die Form anziehend, von Fachgenossen wie Dümmler, Wattenbach, Büdinger auf das günstigste recensirt, erhob das Buch seinen Verfasser sofort unter die angesehensten deutschen Historiker. 1857 wurde ihm als der hervorragendsten Leistung in vaterländischer Geschichte der große Königspreis in Berlin zuerkannt, einige Jahre vor dem Tode des Verfassers wurde es auch mit dem Wedekind-Preise gekrönt. Der zweite Band war dem ersten rasch gefolgt. Der dritte, der das Zeitalter des Investiturstreites behandelt, erschien erst 1868, der vierte 1874, die zwei noch von G. rührenden Theile des fünften Bandes, die bis zum Sturze Heinrich's des Löwen führen, 1880 und 1888. Der Schlußtheil dieses Bandes — bis zum Tode Friedrich Rothbart's — wurde nach des Verfassers Tode von Giesebrecht's Königsberger Schüler Simson vollendet. In fünf Auflagen wurde das Werk trotz seiner Kostspieligkeit verbreitet, und so bot sich dem Verfasser die mit unverdrossener Ausdauer benutzte Gelegenheit, die rührige, auf diesem Gebiete erwachsene Forschung sich nutzbar zu machen. Besonders in den Anmerkungen sind unerschöpfliche Schätze von wahrhaft fruchtbarer und durchschlagender Kritik aufgespeichert. Die Eigenart des Werkes zeichnet wol vor allem das Gleichgewicht zweier Gaben, deren Vereinigung nicht häufig ist: „Sie haben“, schrieb Ranke 1878 mit unübertrefflicher Charakteristik an seinen Schüler, „zu Ihrem großen Werke eine doppelte Begabung mitgebracht, die der Kritik und der liebevollen, durchsichtigen, zuweilen an das Poetische der Volksbücher streifenden, zugleich durch und durch patriotischen, ich möchte sagen, zugleich männlichen und doch kindlichen Darstellung. So ist denn auch Ihr Erfolg über alle Erwartungen, die man hegen konnte, groß gewesen. Es ist ein Werk, das in die Zeit und deren Bewegung hineingewachsen ist“.

In anderem Sinne freilich — ist nicht auch die Zeit über das Werk hinausgewachsen? Ist nicht während der achtunddreißig Jahre, die G. mit echt deutschem geduldigem Fleiß über der Arbeit saß, aus dem Antlitz des deutschen Patriotismus der Zug schmerzlicher Sehnsucht geschwunden, den das Buch so

unverkennbar spiegelt? Und ist uns nicht während dieser Zeit jeder Anflug von Romantik in wissenschaftlicher Litteratur ungenießbar geworden? Von Romantik aber ist G. nicht frei, wenn er auch nicht als ein so ausgeprägter Vertreter dieser Richtung in der Geschichtschreibung betrachtet werden kann wie Friedrich v. Raumer. Die mittelalterliche Welt und die deutsche insbesondere sieht auch er in verklärendem Schimmer, nicht mit dem kühlen und scharfen Blick des unerbittlichen Realisten. Ohne daß die Umrisse verschoben wären, sind doch seine Bilder wie in den milden, alles verschönernden Goldton des Abendroths getaucht. Und er schildert mit epischer Breite, voll Bewunderung für die christlich-heroischen Tugenden unserer Vorfahren, Persönlichkeiten, Thaten und Ereignisse, während die Zustände, auf deren Grund das alles erwachsen ist, und ihre oft so leise, kaum merkliche und doch so folgenschwere Verschiebung und Umbildung nicht gezeichnet werden. Wie die rechtlichen, socialen, wirthschaftlichen Verhältnisse bleibt auch das geistige Leben, das dem Verfasser doch so vertraut gewesen wäre, und das künstlerische, das ihm freilich fern lag, unberührt. Die Aufmerksamkeit fällt ausschließlich auf die politischen und jene kirchlichen Vorgänge, die mit ihnen in Wechselwirkung stehen. Das entspricht nicht einmal Giesebrecht's eigenem Ausspruch, wonach die Geschichte „die Entwickelung des Lebens der Menschheit in seiner Fülle ist“. Schon vor seinem Tode sind die Stimmen, welche diese Beschränkung bemängelten, immer häufiger und entschiedener geworden. Der Widerspruch gegen seine politische Auffassung, gegen seine Verherrlichung des Kaiserthums, fand seinen ersten und bedeutendsten, wiewol über das Ziel hinausschießenden Ausdruck in der Münchener Rede v. Sybel's „über neuere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“ (1859). Was G. als höchsten Ruhm feierte, die von den Kaisern erstrebte und zum Theil erreichte weltbeherrschende Stellung war hier nur als folgenschweres Unheil für die Nation und Hemmniß ihrer gesunden Entwickelung aufgefaßt. Ein gewisser Mangel an juristischer Bestimmtheit und Schärfe lag in Giesebrecht's Wesen und zeichnet sich deutlich in seinem Werke. Für sein Schweigen über Verfassungsfragen mag aber mitbestimmend gewesen sein, daß Freund Waitz eine deutsche Verfassungsgeschichte in Angriff genommen hatte. Er galt als die größte Autorität auf diesem Gebiete und G. dürfte es vorgezogen haben, ihm hier das Feld allein zu überlassen, als ihm vorzugreifen, ihn zu wiederholen oder zu bekämpfen. Mag man in allem, was wir angedeutet, Mängel sehen oder nicht, jedenfalls bleibt Giesebrecht's deutsche Kaiserzeit ein Werk, das nie ganz veralten wird und auf das die Nation stolz sein darf, weil die der Geschichte eigenthümlichen ethischen Vorzüge darin aufs glücklichste zur Geltung gebracht sind. Man darf auf sein Werk anwenden, was er selbst von der Geschichte rühmt: daß sie die Seele weit und das Herz fest macht, das Große von dem Kleinen und das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden lehrt.

Schon während seiner italienischen Reise war G. von Ranke für eine außerordentliche Professur in Marburg vorgeschlagen worden, doch vergingen noch dreizehn Jahre, bis sich ihm die Lehrthätigkeit an einer Hochschule eröffnete. Seit 1857 wirkte er als Ordinarius an der Universität Königsberg. Er hatte diesen Ruf, in dem sich die Anerkennung für den ersten Band seiner Kaiserzeit aussprach, einem gleichzeitig ergangenen nach Greifswald vorgezogen und sich mit einer Rede über die Entwicklung der modernen deutschen Geschichtswissenschaft habilitirt. Eine noch bedeutsamere Wendung nahm aber sein Leben, als 1861 v. Spruner, der Generaladjutant des Königs Maximilian II. von Baiern, bei ihm eintrat und den vom Könige zugleich brieflich ausgesprochenen Antrag überbrachte, G. möge den durch Sybel's Weggang von München frei

gewordenen Lehrstuhl der Geschichte und die Leitung des historischen Seminars übernehmen. Schon neun Jahre vorher war ein Münchner Ruf an ihn ergangen. Auf Vorschlag von Schelling und Pertz hatte Dönniges im Auftrag des Königs den Antrag an seinen Freund formuliert. Damals hatte G. mit Nachdruck und nicht ohne Wirkung die gegen die Annahme eines Münchener Lehrstuhles sprechenden Bedenken hervorgehoben, die sein Protestantismus, seine preußische Geburt und Gesinnung in ihm weckten. Mittlerweile hatte der König (1858) die Historische Commission begründet und diese hatte noch im selben Jahre G. als ordentliches Mitglied gewählt. Das verstärkte die Lockung, welche nun in der ungewöhnlich ehrenvollen Art und in den Vorteilen des bairischen Rufes lag. Es drängt mich — schrieb König Max — Sie in München zu besitzen, da ich in meinem Streben für die Förderung der historischen Wissenschaft, welche mir so sehr am Herzen liegt, meine ganze Hoffnung auf Sie setze. Gleichwohl hatte G., als er im Herbst 1861 einer Einladung des Königs an dessen Hoflager nach Berchtesgaden Folge leistete, nur die Absicht, seinen Dank für das königliche Wohlwollen auszusprechen. Er versuchte des Königs Augenmerk auf andere zu richten. Der König aber blieb auf seinem Entschlusse und seine Huld, dazu die Ueberlegung, wie wirksam unter solchem Protector die historischen Studien in München sich fördern ließen, bestimmten G. nun, seine Zusage zu geben.

Unter den vielen Berufungen norddeutscher Gelehrter auf den für sie oft schlüpfrigen Münchener Boden haben sich wenige so bedeutsam erwiesen. Im Sommersemester 1862 eröffnete G. seine Lehrthätigkeit in der bairischen Hauptstadt. Eine zahlreiche Hörerschaft — darunter gleich in den ersten Semestern Prinzen des königlichen Hauses — folgte seinen nicht durch eigentliches Rednertalent gehobenen, aber sorgfältig vorbereiteten, lehrreichen und fesselnden Vorträgen, die auch griechische und römische Geschichte umfaßten und allmählich fast über das ganze Bereich der Weltgeschichte sich ausdehnten. Daß die werthvollsten jene über das deutsche Mittelalter waren, wo der Vortragende völlig zuhause war, braucht nicht gesagt zu werden. Vielen der Münchener Studirenden ist in Giesebrecht's Person zuerst das härtere und strengere preußische Wesen, die norddeutsche Selbstbeherrschung und Concentration lebendig entgegengetreten, manchem aus seinem Munde auch zuerst der Berliner Dialekt erklungen — denn auch in der Sprache seiner Kathedervorträge war die heimathliche Färbung nicht völlig verwischt. Eine fruchtbare Thätigkeit entfaltete G. in seinem historischen Seminar, dessen Uebungen er in zwei Abtheilungen, einer pädagogischen und kritischen, abhielt. Ja man darf sagen, daß hier das Hauptgewicht seiner akademischen Wirksamkeit lag. In der Beurtheilung der Schülerarbeiten legte er stets hohes Gewicht auf die schöne und durchgefeilte Form, ja es konnte ihm begegnen, daß er den wissenschaftlichen Gehalt einer Leistung etwas unterschätzte, weil er die Gliederung des Stoffes nicht übersichtlich oder die Perioden und Absätze nicht harmonisch abgerundet fand. Die Studirenden drängten sich in seinem Seminar, wiewohl, äußerlich betrachtet, das Geschichtsstudium geringe Aussicht bot, denn es ist G. nicht gelungen, die von ihm nach preußischem Muster angestrebte principielle Uebertragung des Geschichtsunterrichts an Gymnasien auf Fachmänner durchzusetzen. Immerhin wurde unter seinem Einflusse, der sich auch für die Gestaltung des gesammten Unterrichtes an den Mittelschulen wohlthätig fühlbar machte, Ende der Sechziger Jahre Reformen im Geschichtsunterrichte der Gymnasien durchgeführt, und in der Schulordnung von 1874 ist der Lehrplan für Geschichte, wie es scheint, aus seiner Feder geflossen. Als Mitglied und stellvertretender Vorstand des obersten Schulrathes, einer neuen Behörde, für deren Einrichtung

er selbst zu Rathe gezogen worden war, verstand er die in zwanzigjähriger Ausübung des Gymnasiallehrerberufes gesammelten Erfahrungen für die bairischen Mittelschulen fruchtbar zu machen.

Mit seinen Schülern liebte er als warmer Freund der Jugend auch außerhalb der Hörsäle zu verkehren. Seit 4. April 1846 hatte er sich einen eigenen Herd gegründet, indem er die Wittwe eines Berliner Kaufmanns, Frau Dorothea Reißner, geb. Schwendy aus Berlin, heimführte. Frau Dorothea hatte ihm einen Sohn in die Ehe gebracht, während ihre Ehe mit G. kinderlos blieb. Unterstützt von der edlen, in Werken der Gastfreundschaft nie ermüdenden Gattin versammelte er seine Hörer gern bei sich zu fröhlicher Tafelrunde und selbst unter seinem Christbaum fehlten selten einige Schüler, die mit den neuesten Erscheinungen der historischen Litteratur, mit Königsberger Marzipan und anderen guten Gaben beschenkt wurden. Bis in sein hohes Greisenalter war G. ein Gesellschafter von unverwüstlicher Heiterkeit und Ausdauer, seine Unterhaltung wie ein unversieglicher, munterer Quell, seine Laune wie eine nie abbrechende Reihe schöner Sommertage, an denen kein Wölkchen den Himmel trübt. Ganz aber sollten ihm in München die Kämpfe und Schwierigkeiten, die er vorausgeahnt hatte, nicht erspart bleiben. Wohl waren seine politischen Ansichten den in Baiern herrschenden nicht in dem Maße entgegengesetzt, wie manche annahmen: weder Mitglied noch Gesinnungsgenosse des Nationalvereins, schrak er zurück vor der Blut- und Eisenpolitik eines Bismarck, vor dem Gedanken einer gewaltsamen Lösung der deutschen Frage und der erzwungenen Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland. Er war darin einig mit Waitz und der Mehrzahl seiner Berufsgenossen. Und wenn die Einheit Deutschlands unter preußischer Führung auch sein Ziel war, so dachte er doch nicht, daß die Selbstständigkeit der Einzelstaaten dadurch aufgehoben oder wesentlich beeinträchtigt werden sollte. So wäre der Preuße in München wol unbehelligt geblieben, hätte nicht der Krieg von 1866 für kurze Zeit die Stammesgegensätze noch einmal aufs heftigste entzündet. G. mußte es erleben, daß das Haus seines preußischen Stiefsohnes, der sich als Landwirth in Westerham bei Aibling angesiedelt hatte, von aufgeregten Bauern gleich einer belagerten Festung beschossen wurde. Dem Protestanten aber wären wol alle Anfechtungen erspart geblieben, wenn nicht die ihm allein anvertraute Leitung des historischen Seminars böses Blut gemacht und seine Reformpläne für den historischen Unterricht an den Gymnasien den Argwohn wachgerufen hätten, daß die Oberleitung des Geschichtsunterrichtes an den baierischen Studienanstalten in seine Hände falle und damit von protestantischem Geist durchdrungen werde. Vom Standpunkte katholischer Geschichtsauffassung aus wurden gegen seine Geschichte der deutschen Kaiserzeit in den Historisch-politischen Blättern (1862) und in der Zeitschrift: Der Katholik (1863—65) heftige Angriffe gerichtet. 1865 erschien bei Kirchheim in Mainz die anonyme Broschüre: Giesebrecht's Geschichtsmonopol im paritätischen Baiern — ein Angriff, der um so weniger gerechtfertigt war, als ja die gläubig-katholische Richtung unter den Geschichtslehrern der Universität München in Cornelius ihren Vertreter hatte. Daß den vom katholischen Collegen geleiteten historischen Uebungen nicht auch die in der Seminareinrichtung liegende besondere staatliche Förderung zu theil ward, reichte nicht aus, um den Vorwurf des Lehrmonopols gegen G. zu begründen. Indessen waren diese und andere Schwierigkeiten nicht von nachhaltiger Bedeutung und wurden um so leichter überwunden, da G. im politischen Leben sich einer klugen Zurückhaltung befliß, und da auch die Andersdenkenden dem Eindruck seiner persönlichen Eigenschaften sich nicht entziehen konnten: in der Lauterkeit seiner Gesinnung, in seinem warmen Herzen, in Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit fand er seine hülfreichsten

Bundesgenossen. 1865 lehnte er einen sehr vortheilhaften Ruf nach Leipzig ab, und 1867 schrieb er schon an den Oheim, daß er nirgends lieber leben möchte als in München, in dessen Boden wol eine geheime Attractionskraft liegen müsse. Daß aber die süddeutsche Umgebung in seinem Wesen nicht die geringste Aenderung hervorbrachte, bedarf, da er ja erst im reiferen Mannesalter übersiedelte, kaum der Erwähnung. Durchaus frei von der Neigung zu nörgelnder und zersetzender Kritik, die man dem Berliner zuschreibt, war und blieb G. in allem übrigen Berliner vom Scheitel bis zur Zehe.

Für sein patriotisches Herz war es ein schöner Triumph, daß er das ruhmvolle Festjahr unserer nationalen Wiedergeburt als Rector der Universität München feiern durfte. Mit zündenden Worten schilderte seine Rectoratsrede den mächtigen Einfluß der deutschen Universitäten auf die nationale Entwicklung. Im stillen durfte er sich sagen, daß seine begeisternde Schilderung der deutschen Größe im Mittelalter viel dazu beigetragen hatte, in den Kreisen der Jugend jene deutsche Gesinnung zu wecken, welche die Anstrengungen der Staatskunst und Kriegführung stützen und weihen mußte, wenn das Ziel erreicht werden, und noch mehr, wenn es Bestand haben sollte. Auch an den äußeren Ehren, die ihm im Laufe der Jahre zu theil wurden — erwähnt seien nur die Geheimrathswürde, der mit dem persönlichen Adel verbundene bairische Kronorden und der Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft — hat er sich herzlich, man möchte sagen kindlich gefreut. Zu den königlichen Auszeichnungen konnte er eine reihen, die ihm der Fürst im Reiche seiner Wissenschaft verlieh, als Ranke 1877 ihm, der verhindert war, zu seinem 60jährigen Doctorjubiläum in Berlin zu erscheinen, schrieb: „Mit Waitz und Sybel würden Sie meine Gloire als Lehrer vollständig gemacht haben“.

In der Historischen Commission waltete G. von 1862 bis zu seinem Tode als ihr Secretär, seit Ranke's Fernbleiben von den Sitzungen (1873) als ihre Seele. Er vertrat die Commission gegenüber den königlichen Stiftern und erntete Ranke's freudigen Dank, als er den nach dem Tode Maximilian's II. eine Zeitlang in Frage gestellten Fortbestand der Commission zu sichern verstand. Er führte die Correspondenz mit den gelehrten Mitarbeitern wie mit den Verlegern, er schloß die buchhändlerischen Verträge und überwachte den Fortgang der Arbeiten und seinem herzlichen und ausgleichenden Wesen gebührte ein Hauptverdienst an der Wahrung der Eintracht unter den mannichfache Parteien vertretenden Mitgliedern. Die Denkschrift, in der er 1883 gemeinschaftlich mit v. Sybel den 25jährigen Bestand der Commission in einem Rückblick feierte, weist nur eine Lücke auf: von den Verdiensten des Secretärs ist darin nicht die Rede.

Als G. 1874 die Redaction der bei F. A. Perthes in Gotha erscheinenden Geschichte der Europäischen Staaten übernahm und dieses von Heeren begründete, von Ukert fortgesetzte, seit längerer Zeit aber ins Stocken gerathene Sammelwerk sofort wieder in lebhaften Fluß brachte, bedeutete das ein glückliches Eingreifen in die Entwicklung der historischen Litteratur. Denn die Einzelforschung hatte hier zuletzt ein unnatürliches Uebergewicht über zusammenfassende Production erlangt. Giesebrecht's eigene litterarische Leistungen waren neben der unermüdlichen Arbeit an seinem Hauptwerke auch in der Münchener Periode noch immer ausgedehnt. Populäre Vorträge wie „Cäsar und Cleopatra“ (1864) und „Die Frauen in der deutschen Geschichte“ (1873) wechselten mit Aeußerungen über brennende Tagesfragen wie die „Pädagogischen Briefe über unsere Gymnasien“ (1883), worin sich der erfahrene Schulmann gegen jede Abschwächung der humanistischen Studien aussprach und die Klagen über Ueberbürdung der Schüler als übertrieben erklärte. An seine älteren handschrift-

lichen Funde des Babo von Bamberg und der Passio St. Adalberti reihten sich Herbord's Dialogus de vita Ottonis und Ranshofener Aufzeichnungen zur Genealogie bairischer Adelsgeschlechter. Die scharfsinnige Arbeit über die fränkischen Königsannalen und ihren Ursprung erklärte Waitz neben „Cäsar und Cleopatra" als das beste, was er von G. bisher gelesen habe. Weiter sind zu nennen: „Die Gesetzgebung der römischen Kirche zur Zeit Gregors VII.", Vorträge über einige ältere Darstellungen der deutschen Kaiserzeit und über Arnold von Brescia, die Studien über Magister Manegold von Lauterbach, zur mailändischen Geschichtschreibung im 12. und 13. Jahrhundert und über das von Monaci entdeckte gleichzeitige Gedicht auf Kaiser Friedrich I., die feinsinnige Gedächtnißrede auf Ranke (1887), den Meister, mit dem der Jünger in Denkart, Bildungs- und Lebensgang so viel gemein hatte. Ist die Geschichte nach Ranke's Sinn nicht nur Wissenschaft, sondern auch Kunst, so gehört G. zu jenen seiner Schüler, bei denen diese Auffassung, verbunden mit Gestaltungsgabe, am entschiedensten hervortritt. Eine Anzahl von Gelegenheitsreden, die der nationale Gedanke verband, die aber rhetorischen Charakter meist vermissen ließen, hatte er 1871 als „Deutsche Reden" gesammelt. Daneben war er überhäuft mit Verwaltungsgeschäften und Commissionsberathungen. Um nur das wichtigere zu erwähnen: er war Secretär der historischen Classe der königlichen Akademie der Wissenschaften, Mitglied des Kirchenvorstandes der evangelischen Gemeinde in München, Mitglied der Reichsschulcommission, des bairischen obersten Schulrathes, der Centraldirection der Mon. Germ. in Berlin, des Gelehrten- und Verwaltungsausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg. Nach kurzem Siechthum erlag er am 18. December 1889 einem Krebsleiden. Noch in den schlaflosen Nächten seiner letzten Krankheit glaubte er wichtige Actenstücke und Berichte aus der Kaiserzeit zu lesen und freute sich der kostbaren neuen Enthüllungen — um dann, wenn der Morgen graute, mit schmerzlichem Besinnen gewahr zu werden, daß nur Fieberphantasien ihm alles vorgegaukelt hatten.

Eigene Erinnerung — Correspondenzen im Besitz der Familie. — Die meisten Briefe Ranke's an G. jetzt in dessen Werken veröffentlicht (Zur eigenen Lebensgeschichte, her. v. Alfred Dove). — Nekrologe von K. Th. Heigel (Münchner Neueste Nachrichten, 1889, 22.—25. Dec.), Altmann (Tägl. Rundschau, Berlin 1889, 22. Dec.), Hans Prutz (Nationalzeitung 1890, 5. Januar), Riezler (Beilage zur Allgem. Zeitung 1890, Nr. 18), Dümmler (Neues Archiv XV, 1890, S. 611 f.), Lord Acton in The English Historical Review, 1890, S. 306—311; Ferrero, Gugl. Giesebrecht, Parole commemorative; R. Accademia delle Scienze di Torino, 1890. — Krallinger, W. v. G. u. Hermann Guthe in ihrem Verhältniß zur Ausbildung bayerischer Mittelschullehrer (Jahresbericht der k. Realschule zu Landsberg a. L. für 1889/90). — Riezler, Gedächtnißrede auf W. v. G., gehalten in der Akademie der Wiss. zu München, 21. März 1890. — Giesebrecht's Schriften verzeichnet vollständig der Almanach dieser Akademie für 1875 u. 1884 und die erwähnte Gedächtnißrede, Anm. 77.

Riezler.

Giesel: Karl Franz G., Mathematiker und Schulmann, wurde am 11. November 1826 in Torgau geboren, studirte 1845—1848 in Berlin, wo Dirichlet und Jacobi zahlreiche begabte Schüler um sich vereinigten, und begann schon 1849 vor zurückgelegtem 23. Jahre seine mathematische Lehrthätigkeit am Gymnasium seiner Vaterstadt Torgau. Sein dortiges Gymnasialprogramm von 1857 „Geschichte der Variationsrechnung 1. Theil" zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und wurde von allen Fachmännern aufs günstigste

beurtheilt. Sei es infolge dieses Bekanntwerdens von Giesel's Namen als Schriftsteller, sei es daß seine ausgezeichneten Leistungen als Lehrer Anerkennung fanden, im J. 1858 wurde er als Localschulinspector in Delitzsch angestellt, womit er eine Lehrthätigkeit am Realprogymnasium und an einer von ihm gegründeten Mädchenschule verband. Der Zeit unmittelbar vor der Uebersiedlung nach Delitzsch gehört eine Abhandlung „Leibnizens Anspruch auf die Erfindung der Differentialrechnung" an, welche in der Kritischen Zeitschrift für Chemie, Physik und Mathematik erschien, die damals unter Mitleitung des Verfassers dieser Biographie in Erlangen herausgegeben wurde. Dem Aufenthalte in Delitzsch entstammt ein kleines Programm über einen besonderen Fall des Drei-Körper-Problems (1865) und die eingehende Kritik von Gerhardt's Ausgabe von Leibnizens mathematischen Schriften im X. Bande der Zeitschr. f. Math. u. Phys. (1865), sowie die Abhandlung „Entstehung des Newton-Leibniz'schen Prioritätsstreites hinsichtlich der Erfindung der Infinitesimalrechnung" (1866). Versuche, G. nach Heidelberg zu ziehen, mißlangen, da man dort nicht im Stande war, einen solchen Gehalt zu zahlen, wie jener ihn beanspruchen konnte und seiner Familie wegen mußte. Dagegen ging G. 1868 als Director der Realschule nach Leer. Die litterarische Frucht seines dortigen Aufenthaltes war das Programm „Jakob Bernoulli" (1869). Ein letzter Wohnungswechsel führte G. 1873 nach Leipzig als Director der Realschule, des späteren Realgymnasiums. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 11. März 1892 erfolgten Tod. G. war eine ungemein liebenswürdige, bescheidene Natur. Wer die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen nicht kannte, kam leicht in Versuchung, sie nach dem persönlichen Eindruck des einfachen Mannes zu unterschätzen. Das Gebiet, auf welchem G. schriftstellerisch thätig war, ist ja ein der Zeit nach eng begrenztes, das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts etwa, aber dieses Gebiet beherrschte er wie kein Anderer. Auch seine letzte Veröffentlichung von 1884, die an ihrem 200 jährigen Geburtstage vollzogene neue Drucklegung von Leibnizens „Methodus rc." von 1684, gehört demselben Gebiete an. Die Geschichte der Mathematik hat allen Grund, zu beklagen, daß G., von Berufsgeschäften überhäuft, nicht mehr Zeit auf schriftstellerische Thätigkeit verwenden konnte, und daß er insbesondere der Torgauer Abhandlung niemals die versprochene Fortsetzung folgen ließ.

Cantor.

Gietl: Franz Xaver Ritter von G., Arzt und Professor der Medicin in München, wurde am 27. August 1803 zu Höchstädt a. d. Donau geboren, studirte in Landshut, Würzburg und München, erlangte 1827 die Doctorwürde, wurde 1834 zum Leibarzt des damaligen Kronprinzen Maximilian ernannt, eine Stellung, die er lange Jahre bekleidete, seit 1838 noch im Verein mit der Professur für medicinische Klinik an der Münchener Universität. Von 1842—51 war er zugleich Director des städtischen Krankenhauses l. J. Als Arzt und Lehrer sehr angesehen und durch zahlreiche äußere Ehrenbezeugungen ausgezeichnet, z. B. mit dem Münchener Ehrenbürgerrecht aus Anlaß seines 80. Geburtstages, entwickelte G. auch in publicistischer Beziehung eine recht fruchtbare Thätigkeit. Er erreichte das hohe Alter von fast 85 Jahren, indem er nach langem Siechthum am 19. März 1888 starb. Doch hatte er wegen seines fortschreitenden Herzleidens schon seit 1886 auf die Lehrthätigkeit verzichten müssen. Die Mehrzahl von Gietl's Schriften enthält Krankenhaus- resp. epidemiologische Berichte, z. B. über Cholera, die G. 1831 im Auftrage der Regierung in Böhmen, Mähren und Schlesien zu beobachten Gelegenheit hatte, über Typhus, auf den sich Publicationen aus den Jahren 1849, 57, 65, 70 und 75 beziehen.

Biogr. Lexikon, herausgegeben von A. Hirsch und E. Gurlt II, 551; VI, 1051. Pagel.

Gilbert: Gustav G., geboren am 24. December 1843 in Rätzlingen im Hannöverschen als jüngster Sohn des dortigen Pfarrers August G., zuletzt in Gestorf im Calenbergischen, erhielt bis Ostern 1859 Privatunterricht bei seinem Vater, widmete sich sodann kurze Zeit in einem Eisengeschäft in Hannover dem Kaufmannstande, den er aber aus Gesundheitsrücksichten wieder aufzugeben gezwungen wurde. Von Johannis 1859 bis Ostern 1861 von seinem Vater privatim vorbereitet, trat er 1861 in die Obersecunda des Gymnasium Andreanum zu Hildesheim ein, wo er 1864 das Abiturientenexamen ablegte. Von 1864—1871 studirte er in Göttingen, Leipzig, Berlin und wiederum in Göttingen classische Philologie; auf letzterer Universität promovirte er 1869 und bestand im März 1871 sein Staatsexamen. Ostern 1871 trat er, von Sauppe empfohlen, als Lehrer am Gothaer Gymn. Ernestinum ein, an dem er seit 1872 definitiv, 1882 mit dem Titel „Professor“ bis Michaelis 1898 als Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache in den Oberclassen des Gymnasiums treu und segensreich gewirkt hat. Da veranlaßte ihn ein schweres Leiden Urlaub zu nehmen; schon am 3. Januar 1899 erlag er demselben. Bekannt ist Gustav G. besonders durch sein bei Teubner erschienenes „Handbuch der griechischen Staatsalterthümer“ (I 1881. II 1885; 2. Aufl. von Band I 1893), in dem namentlich das inschriftliche Material aufs gewissenhafteste verwendet ist. Eine englische Uebersetzung des trefflichen Handbuches ist bereits erschienen, eine neugriechische vorbereitet. Außer diesem seinem Lebenswerke hat G. folgende Arbeiten erscheinen lassen, die alle sein bedeutendes Wissen und seine maßvolle Kritik zeigen: „Deliaca.“ Diss. inaug., Göttingen 1869; „Studien zur altspartanischen Geschichte“, ebenda 1872; „Die Attische Komenverfassung“, Leipzig 1874; „De anagraphis Olympiis commentatio“. Gymn.-Progr., Gotha 1875; „Beiträge zur inneren Geschichte Athens im Zeitalter des Peloponnesischen Krieges“, Leipzig 1877; „Die Quellen des Plutarchischen Theseus“ im Philologus XXXIII (1873), S. 46 ff.; „Der athenische Ratsschreiber“ ebenda XXXIX (1879), S. 131 ff.; „Zur Geschichte der Zwölfzahl der attischen Phylen“ ebenda, S. 373 ff.; „Die Philochoreischen *ὁμογάλακτες*“ in Fleckeisen's Jahrbüchern für Philologie, 1873, S. 44 ff.; „Die Attische Naukrarienverfassung“ ebenda 1875, S. 9 ff.; „Die Inschrift des Thebaners Xenokrates“ ebenda 1878, S. 304 ff.; „Erste und zweite Lesung in der Athenischen Volksversammlung“ ebenda 1879, S. 225 ff. und 1880, S. 529 ff.; „Der Beschluß der Phratrie *Δημοτιωνίδαι*“, ebenda 1887, S. 23 ff.; „Die älteste Münze Athens“, ebenda 1896, S. 537 ff.; „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Griechischen Gerichtsverfahrens und des Griechischen Rechtes“, ebenda Supplementband XXIII (1896), S. 445—536). Außerdem zahlreiche Recensionen in Leutsch's Philolog. Anzeiger, und: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist“. Rede, Gotha 1881; „Ein Wort an und für unsere Landwirte“, 1891, eine Schrift, die eine vortreffliche Darstellung der Getreidezölle enthält.

Vgl. über Gilbert: Pökel, Philolog. Schriftsteller-Lexikon, S. 94. — Ehwald im Gymn.-Progr., Gotha 1899, S. 24—26.

M. Schneider.

Gilbert: Robert Otto G., geboren am 18. September 1808 im Pfarrhause zu Limbach bei Chemnitz, entstammte dem vor der Reformation im Hennegau begütert gewesenen, aus Anlaß des Glaubenswechsels nach Kursachsen übersiedelten Geschlechte Gilbert de Spaignard. Der Sohn des 1521 zum Protestantismus übergetretenen Ahnherrn, Martin G. de Sp., war ein Freund

Luther's und wurde von diesem als Superintendent in Liebenwerda bei Merseburg eingewiesen. Die Glied für Glied urkundlich nachweisbare Nachkommenschaft des Genannten in directer Linie bewahrte drei Jahrhunderte lang insofern die Familientradition, als stets einer der Söhne sich dem geistlichen Stande widmete; das Adelsprädicat, welches das Geschlecht lange Zeit geführt hatte, kam infolgedessen allmählich außer Gebrauch, ohne daß es je förmlich aufgegeben worden wäre. Die anfängliche Neigung von G. war der Officierslaufbahn zugewendet gewesen, ohne Zweifel infolge der tiefen Eindrücke, die das Gemüth des lebhaften Knaben bei den verschiedentlichen Truppendurchmärschen durch das stille Pfarrdorf Limbach erhalten hatte. Schließlich entschied er sich aber doch für den Beruf seines Vaters, den geistlichen. Vorgebildet auf dem Lyceum zu Chemnitz, studirte G. von Michaelis 1828—1832 in Leipzig Theologie. Nachdem er im letztgenannten Jahre die Candidatur erlangt und 1833 in der philosophischen Facultät promovirt hatte, wirkte er drei Jahre in Leipzig als Vesperprediger der Universitätskirche und Lehrer an dem damals in hoher Blüthe stehenden Hander'schen Privatinstitute. In dieser Doppelstellung hatte der völlig Mittellose (der Vater war 1832 gestorben) sich so viel erworben, daß er den lange schon im stillen gehegten Plan einer Habilitation in der Leipziger theologischen Facultät 1836 zur Ausführung bringen konnte. Die Verhältnisse in der genannten Facultät waren aber einer erfolgreichen Durchführung seines Vorhabens nicht günstig, so daß er sich, obschon seine exegetischen und homiletisch-katechetischen Vorlesungen Anklang gefunden hatten, nach neun Semestern akademischer Thätigkeit genöthigt sah, als es galt, einen Hausstand zu begründen, um ein geistliches Amt sich zu bewerben. Von 1841—46 war er Diakonus zu Frankenberg, von 1847—49 Anstaltsgeistlicher und Assessor bei der Kreisdirection in Zwickau. In letzterer Eigenschaft hatte er in dem bewegten Jahre 1848 Gelegenheit, sich durch Umsicht, Geschäftsgewandtheit und Takt in der Behandlung schwieriger Angelegenheiten hervorzuthun. Infolgedessen ward dem damals 41jährigen Manne die Auszeichnung zu Theil, Ostern 1849 als Kirchenrath in die Kreisdirection Bautzen berufen zu werden. In dieser einflußreichen Stellung als Berather einer Mittelbehörde in allen Kirchen- und Schulangelegenheiten sammelte er nicht nur reiche Erfahrungen auf diesen beiden Gebieten ein, sondern lenkte auch bald durch vorzügliche Dienstleistung und hervorragende persönliche Eigenschaften die Aufmerksamkeit des unvergeßlichen Ministers Dr. Paul v. Falkenstein auf sich, der seit 1852 dem Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichtes vorstand. So kam es Ostern 1855 zur Berufung des Dr. G., der im Jahre vorher von der theologischen Facultät zu Breslau zum Ehrendoctor der Theologie ernannt worden war, in das Cultusministerium mit dem Titel und Range eines Geheimen Kirchen- und Schulraths. 24 Jahre lang, bis zu dem Uebertritt in den ehrenvollen Ruhestand Michaelis 1879, war er Mitglied dieser Oberbehörde, von Jahr zu Jahr an Gewicht und Bedeutung in dieser zunehmend, seit Michaelis 1874 Königl. Geheimer Rath, zwei Jahre später durch das Comthurkreuz zweiter Classe des Verdienst-, 1879 durch das erster Classe des Albrechtsordens ausgezeichnet.

Die Größe der Arbeitslast und Verantwortung, die der damals 47jährige Mann mit dieser neuen Stellung übernahm, kann nur der einigermaßen ermessen, der sich die damaligen sächsischen Schulverhältnisse klar macht. Erfreulichst war schon 1855 wie das gewerbliche Unterrichtswesen, so das Volksschul- und Seminarwesen im Königreich Sachsen entwickelt, so daß das kleine Land in dieser Beziehung wol für manches größere vorbildlich sein konnte. Dagegen war Sachsen rücksichtlich des höheren Schulwesens in der ersten Hälfte des

Jahrhunderts entschieden hinter anderen Bundesstaaten zurückgeblieben, nicht nur der Zahl der Schulen nach, sondern auch im Punkte der energischen Staatsaufsicht und kräftiger Staatsbeihülfe. Neben acht Lehrerseminaren hatte das damals schon dicht bevölkerte Königreich 1855 nur sieben Realanstalten (davon zwei an Gymnasien angegliedert) und zehn Gymnasien; rein staatlich waren von den letztgenannten nur die beiden Fürstenschulen, alle übrigen städtischer oder gemischter Collatur. Beim Ausscheiden von G. aus seinem Amte gab es 18 Lehrer- und Lehrerinnenseminare, 29 Realanstalten, 14 Gymnasien. Wie großen Antheil der energische, geschäftsgewandte und hoher Werthschätzung im ganzen Lande sich erfreuende G., der bis 1868 der einzige Ministerialreferent für das ganze Schulwesen war, an den Schulneugründungen und Schulumwandlungen jener Zeit gehabt hat, ist dem älteren Geschlechte in Sachsen noch jetzt in dankbarer Erinnerung. Unvergessen ist aber auch, was der die Aufgaben der Erziehung und des Unterrichts unter höchsten Gesichtspunkten ansehende Mann zur Hebung des inneren Standes der Schulen und zur Herbeiführung löblicher Ordnung in ihren Einrichtungen wie in ihrem Betriebe, weniger durch scharfe Maßnahmen als durch treue Ueberwachung und liebevolle Berathung, beigetragen hat. Auch auf die günstigere Gestaltung der äußeren Verhältnisse (Schulgebäude, Sammlungen, Lehrergehalte u. s. w.) hat er einen weitreichenden Einfluß ausgeübt. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß G. infolge der Vertrauensstellung, die er unter dem Minister v. Falkenstein (bis Mich. 1871) einnahm, auch in Universitätsangelegenheiten häufig Beirath geleistet hat. Zahlreiche Berufungen nach Leipzig sind auf seine gutachtliche Aeußerung, seine persönlichen Eindrücke hin erfolgt.

Von 1874 ab beschränkte sich G., da mittlerweile drei schultechnische Räthe in das Ministerium eingetreten waren, im wesentlichen auf das Referat über die Gymnasien, denen immer seine besondere Liebe zugewendet gewesen war. Großen Einfluß übte er aber bei dem Gewichte seiner Persönlichkeit und seiner vielseitigen Amtserfahrung nach wie vor auch auf die Behandlung allgemeiner Schulangelegenheiten aus. Wie alle Sachkundigen wissen, hat G. an den Arbeiten für die beiden noch jetzt geltenden grundlegenden Normen (das Volksschulgesetz von 1873 und das Gesetz für die höheren Schulen nebst Lehrordnungen von 1876) einen hervorragenden Antheil gehabt.

Erwähnung finde noch, daß G. von 1869—72 der Bundes-, von 1873 bis 79 der Reichsschulcommission als ständiges Mitglied angehört hat. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß diese Commission bei ihren grundlegenden Arbeiten im ersten Jahrzehnt von den reichen Erfahrungen und den abgeklärten Anschauungen ihres sächsischen Mitgliedes vielfach Nutzen gezogen hat.

Veröffentlicht hat G. abgesehen von Predigtsammlungen 1. als Privatdocent: die Bücher „De officiis“ und das „Hexaemeron des Ambrosius“ in zwei Bänden für Gersdorf's Bibliotheca patrum eccles.; 2. als Ministerialrath: eine kritische Ausgabe der Katechismen Luther's, 1856 und „Reden bei Schulfeierlichkeiten“ (gehalten 1856—74), Leipzig 1874.

Hat somit G. weder in der Geschichte einer Fachwissenschaft noch in der der Pädagogik eine Rolle gespielt, so hat der sächsische Schulbereich allen Anlaß, das segensreiche Wirken und Walten dieses Scholarchen von Gottes Gnaden dankbar in Erinnerung zu behalten, nachdem der Hochbetagte am 20. Januar 1891 zu seiner Ruhe eingegangen ist, tief betrauert von drei Töchtern und sechs Söhnen, von denen zwei ehrenvolle Stellungen an sächsischen Fürstenschulen noch jetzt einnehmen. Daß G. ein zunftmäßiger Fachmann nicht war,

erwies sich nicht nur in der Zeit als segensreich, da er als einziger Referent in Schulsachen mit dem gesammten Unterrichtswesen von der Dorfschule bis zur Universität sich zu beschäftigen hatte, auch die Gymnasien haben allen Anlaß, sich dazu Glück zu wünschen, daß sie in der Zeit des sich ungeberdig breit machenden Specialistenthums in ihrem Vorgesetzten einen Mann verehrten, der mit ausreichender Kennerschaft auf den Hauptgebieten des Gymnasialunterrichtes die treue Fürsorge dafür verband, daß Fachinteressen sich nicht auf Kosten der harmonischen Geistes- und Herzensentwicklung der Jugend vordrängten. Wie segensreich der liebenswürdig-wohlwollende, zart-feinsinnige, durchaus human gerichtete Mann persönlich auf Hunderte von Lehrern eingewirkt hat, das kommt noch jetzt bei festlichen Anlässen häufig zum dankbaren Ausdruck. An dieser Stelle muß es genügen, der Thatsache einfach Erwähnung zu thun. Th. Vogel.

Gildemeister: Johannes Gustav G., Orientalist, geboren am 20. Juli 1812 auf dem Gute Klein Siemen in Mecklenburg. Der bekannten Bremer Patricierfamilie angehörig, galt ihm Bremen als Vaterstadt. Nachdem er das dortige Gymnasium absolvirt hatte, wurde er von Pastor F. A. Krummacher, einstigem Professor der biblischen Exegese an der aufgehobenen Universität Duisburg, im Hebräischen unterrichtet. Dann bezog er 1832 die Universität Göttingen, um Theologie und besonders orientalische Sprachen unter Ewald zu studiren, wobei er sich auch gründlich in verwandten Disciplinen umsah und so die Grundlage zu der erstaunlichen Vielseitigkeit seines philologisch-historischen Wissens legte. Diese Studien setzte er in Bonn, 1834—36, fort, wo A. W. v. Schlegel und Ch. Lassen seine Lehrer im Sanskrit und Eranischen, Freytag im Semitischen waren, und promovirte daselbst 8. September 1838 mit seiner Dissertation: de rebus Indiae, quo modo in Arabum notitiam venerint, einem Theile seiner Schrift: „Scriptorum Arabum de rebus Indicis loci et opuscula inedita, fasciculus primus“, Bonn 1838. Nach einer Studienreise, die ihn nach Leyden und Paris führte, habilitirte er sich in der philosophischen Facultät zu Bonn für orientalische Sprachen und las während der folgenden fünf Jahre über Sanskrit, orientalische Sprachen und Exegese des Alten Testamentes. Seine ersten wissenschaftlichen Arbeiten bezogen sich auf die indische Philologie, und zwar erschien zunächst „Die falsche Sanscritphilologie an dem Beispiel des Herrn Dr. Hoefer in Berlin aufgezeigt“, Bonn 1840, worin er einen leichtfertigen Angriff Hoefer's auf Lassen mit großer Schärfe und beißendem Spott zurückwies. Es folgte eine Ausgabe des Meghadûta mit Glossar: „Kalidasae Meghaduta et Çringaratilaka“, Bonn 1841, ein wichtiges Hülfsmittel für das damals der Hülfsmittel noch so sehr ermangelnde Sanskritstudium. In diesem Zeitraum wurde begonnen, wenn auch erst später veröffentlicht: „Bibliothecae Sanskritae sive recensus librorum Sanskritorum hucusque typis vel lapide exscriptorum critici specimen“, Bonn 1847. Ueber seine Betheiligung an der bremischen Kirchenfehde wird weiter unten die Rede sein. Während also G. für eine hervorragende Stellung unter den Orientalisten bestimmt zu sein schien, weshalb er auch 1844 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde, trat ein Ereigniß ein, das auf seine Entwicklung einen großen Einfluß hatte und ihr zunächst eine andere Wendung gab: die Ausstellung des sogenannten heiligen Rockes zu Trier im Sommer 1844. Die kritiklose Beurtheilung, welche damals dies „sonderbare Schauspiel“ fand, veranlaßte G., öffentlich den streng historischen Beweis der Unechtheit des heiligen Rockes zu führen, von der ihn schon der Augenschein überzeugt hatte. So verfaßte er zusammen mit Professor v. Sybel (dem übrigens nur ein Viertel des Ganzen angehört), die Schrift „Der Heilige Rock zu Trier und

die zwanzig andern Heiligen Ungenähten Röcke", Düsseldorf 1844. Diese Schrift, deren erste Auflage von 3000 Exemplaren in einem Monate vergriffen war, rief eine Anzahl Gegenschriften von katholischer Seite hervor, so daß sich die Verfasser der ersteren genöthigt sahen, ihr einen zweiten Theil nachfolgen zu lassen, der in drei Heften unter dem bezeichnenden Titel erschien: „Die Advokaten des Trierer Rockes zur Ruhe verwiesen", Düsseldorf 1845. Das erste Heft und ein Theil des dritten sind von G. verfaßt. Der Streit über die Echtheit des Trierer Rockes erregte weit über die Rheinlande hinaus ein ungeheures Aufsehen; er war die directe Veranlassung, daß der Kurfürst von Hessen beide Verfasser der famosen Schrift an die Universität Marburg berufen ließ und zwar G. als Professor an die theologische Facultät, 1845. Mit diesem Amte verband G. von 1848 an das des Oberbibliothekars. In diese Jahre (1852) fiel auch seine Verheirathung mit seiner Cousine Johanna Gildemeister. — Bald sollte er in neue confessionelle Streitigkeiten verwickelt werden. Eine Partei, deren Leiter der Consistorialrath Vilmar war, ging darauf aus, die hessische Kirche, deren reformirten Charakter jene bestritt, in die Bahnen des strengen Lutherthums zu führen. Es wurde daher über die historische Frage ein Gutachten von der theologischen Facultät eingefordert, das in deren Auftrag von G. abgefaßt (ohne Nennung seines Namens) im Druck erschien unter dem Titel: „Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Katechismus- und Bekenntnisfrage", Marburg 1855. Die Entscheidung fiel zu Ungunsten der lutheranisirenden Partei aus, die nun mit einer Reihe zorniger Gegenschriften antwortete und in einem anonymen Flugblatte, als dessen Verfasser später Vilmar nachgewiesen wurde, die Facultät verdächtigte, die lutherische Kirche geschmäht zu haben. Die Facultät sah sich daher veranlaßt, eine Anklage gegen Vilmar wegen Amtsehrenbeleidigung zu stellen. Ein der Anklageschrift beigelegtes Promemoria erschien unter dem Titel: „Zur vorläufigen Abweisung einiger Mißdeutungen", Marburg 1858 und ist in dem gleich zu nennenden Bericht Gildemeister's wieder abgedruckt. Vilmar antwortete in einer Schrift: „Das lutherische Bekenntnis in Oberhessen und das Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Bekenntnis- und Katechismusfrage. Zur einstweiligen Verständigung", Marburg 1858, worauf G. in seiner Schrift: „Das Gutachten der theologischen Facultät zu Marburg über die hessische Bekenntnisfrage und seine Bestreiter. Entgegnung", Frankfurt a. M. 1859, alle Einwürfe entgültig widerlegte. Mittlerweile wurde auch der schwebende Proceß und zwar gegen Vilmar entschieden, worüber der „Bericht von Gildemeister" veröffentlicht wurde: „Die Injurienklage der theologischen Facultät zu Marburg gegen den Consistorialrath Vilmar", Frankfurt a. M. 1859. So hatte G. seine Sache siegreich durchgefochten. Er verdankte seinen Erfolg, der in allen seinen Polemiken stets der gleiche blieb, nicht so sehr einer gewandten und pikanten Dialektik, in der er ein Meister war, als vielmehr dem allseitigen und sorgfältigen Studium der strittigen Angelegenheit, in der er nicht Partei ergriff, wenn er nicht selbst von der vollständigen Richtigkeit und Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt war. Er selbst spricht sich darüber in den gleich zu nennenden „Beiträgen" S. 91 folgendermaßen aus: „Da ich mir jedoch die möglichste Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit zum Gesetz mache und nie die Mühe scheue, auch der geringsten Kleinigkeit wegen, falls sie mir nicht deutlich ist, längere Studien zu machen, so kommt man bei mir nicht weit, wenn man bloß in den Tag hineinredet und ohne Beweis, ja ohne Sachkenntniß durch nackte Behauptungen aus Weiß Schwarz machen will. Mit dem bösen Willen ist es nicht genug, man muß auch das Zeug dazu haben". Durch eine Replik verschlimmerte der Gegner seine

Niederlage. Gildemeister's erster Angriff vernichtete die Sache, sein zweiter die Person des Gegners. So war es schon bei seiner ersten Polemik, bei Gelegenheit der bremischen Kirchenfehde. Es handelte sich zwar dabei nicht um ein so bedeutendes Zeitereigniß, wie in den beiden eben besprochenen Kämpfen, aber doch um eine principiell wichtige theologische Frage, die Unrichtigkeit der rationalistischen Auslegung des ἀνάθεμα, Gal. 1, 8, als Bann statt Fluch. G. bewies dieselbe in seiner Schrift: „Blendwerke des vulgaren Rationalismus zur Beseitigung des Paulinischen Anathema", Bremen 1841, in der er im Zusammenhang mit der vorliegenden Frage das Anathem des Alten Testamentes, die rabbinische Excommunication und die Geschichte der Auslegung quellenmäßig darlegte. Als die Gegner nun über ihn herfielen, that er sie definitiv ab in den „Beiträgen zu dem Bremischen Magazin der Herren Paniel, Weber und Paulus. Nebst einem kritischen Excurs über Paniels Geschichte der christlichen Beredsamkeit", Bremen 1842. Denselben typischen Verlauf nahm auch seine letzte Fehde; in der Brochüre: „Ueber die an der königl. preußischen Universität Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius", Bonn 1866, wies er nach, daß die von Professor Floß herausgegebenen angeblich neuen Fragmente des Macarius nicht zwei, sondern nur ein Stück, und zwar nicht des Macarius, sondern des Ephraem und zudem schon wenigstens siebenzehn Mal herausgegeben seien. Auch hier suchte der Angegriffene den Schein zu retten, zog sich aber dadurch eine beschämende Abfertigung zu, die ihm G. durch sein „Zweites Wort" „Ueber die in Bonn entdeckten neuen Fragmente des Macarius", Elberfeld 1867, ertheilte.

Es nimmt also, wie wir eben gesehen haben, die Polemik einen großen Raum in Gildemeister's litterarischer Thätigkeit ein; doch trieb ihn dazu nicht Streitsucht oder Rechthaberei, sondern seine Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, die jede Entstellung der Wahrheit empörte, weshalb er, was er mehrfach ausspricht, die Klarlegung eines aus parteilicher Absicht oder anmaßendem Unvermögen des Autors verdunkelten Thatbestandes als Pflicht empfand, wenn der betreffende Gegenstand in den Kreis der von ihm vertretenen Wissenschaften fiel. Die Rolle des Schiedsrichters fiel ihm von selbst zu bei dem Umfang und der Genauigkeit seines Wissens und bei der Gewandtheit, mit der er den litterarischen Apparat zur Feststellung des erreichbaren Thatbestandes handhabte. Daher bedurfte es auch nur einer ernstgemeinten Anfrage, um ihn zu eingehender Untersuchung des fraglichen Punktes zu veranlassen; durch seine Auskunft auf allen Gebieten der von ihm vertretenen Disciplinen hat er so Forscher und Forschung in einem Maaße gefördert, das nur die Betheiligten vollständig erkennen und würdigen konnten. Aber die hervorgehobene Veranlagung und Neigung Gildemeister's war auch wol der Grund dafür, daß er trotz seiner großen Arbeitskraft und Arbeitsamkeit kein eigentliches Lebenswerk, an das er sein ganzes Wissen und Können gesetzt hätte, hinterlassen hat. Die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen stand der für eine großartige Leistung nothwendigen Beschränkung und Concentrierung hindernd im Wege. Zu den genannten inneren Gründen kam die Mannichfaltigkeit seiner Thätigkeit: in Marburg war er Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen und außerdem während eines Decenniums Oberbibliothekar, welches Amt zwar Gildemeister's Neigung sehr entsprach, aber an seinen Träger große Anforderungen an Zeit und Kraft stellt. Er war schon 47 Jahre alt, als in diesen äußeren Verhältnissen eine Aenderung eintrat. Als nämlich 1859 die Professur für orientalische Sprachen und Litteratur in Bonn durch Rücktritt Freytag's erledigt war, wurde G. als dessen Nachfolger berufen. Die letzten dreißig Jahre seines Lebens gehörte er der Bonner Universität an, der er treu

blieb trotz eines Rufes nach Halle und einer Anfrage nach Berlin. So lange Lassen die Sanskrit-Professur innehatte, aber wegen zunehmender körperlicher Leiden seine Lehrthätigkeit immer mehr einschränken mußte, las G. auch über Sanskrit und vergleichende Grammatik. Den Bedürfnissen des Sanskritunterrichtes entgegenkommend, arbeitete er Lassen's Anthologia Sanscritica um, 1865; von dieser Umarbeitung erschien schon 1868 die zweite Auflage. Aber die schnellen Fortschritte der Sanskritstudien machten es ihm unmöglich, ihnen in ihrem vollen Umfange zu folgen. Als daher 1875 Th. Aufrecht zum Nachfolger Lassen's ernannt wurde, beschränkte er sich in seinen Vorlesungen auf die eigentlich orientalische Philologie (semitische Sprachen und Persisch). Er hat gerade 100 Semester docirt; allmählich sich einstellende Gebrechen veranlaßten ihn, im Herbst 1889 seine Lehrthätigkeit einzustellen. Seine geistige Frische verblieb ihm aber bis zu seinem Tode, der am 11. März 1890 eintrat.

Betrachten wir Gildemeister's litterarische Thätigkeit, die zu einem Theile, so weit seine Polemik und seine sanskritischen Arbeiten in Betracht kommen, schon im Vorhergehenden geschildert ist, und zum anderen Theile im Folgenden dargelegt werden soll, so spiegelt sich in ihr eine ausgeprägte wissenschaftliche Persönlichkeit ab, die bei den Fachgenossen unbedingte Anerkennung fand. Bei einem Umfange des Wissens, wie er nur Wenigen nachgerühmt werden kann, kennzeichnen ihn sein Sinn für das Thatsächliche, sichere Kritik, unbeirrte Wahrheitsliebe und strengste Gewissenhaftigkeit im Benutzen aller erreichbaren Hülfsmittel zur Lösung des gerade in Frage stehenden Problems. Seine Arbeiten, die gewöhnlich von mäßigem Umfang und sehr speciellem Inhalt sind, waren daher meist für ihre Zeit abschließend, für die Folge sichere Grundlagen der Forschung und immer Muster von Akribie und philologischer Methode. Gerne griff er Probleme an, die auf dem Grenzgebiet zweier philologischen Disciplinen liegend, die Beherrschung beider zur Voraussetzung ihrer Lösung haben, derart sind: „De evangeliis in Arabicum e simplici Syriaca l. translatis", Bonn 1854; „Sexti sententiarum recensiones Latinam Graecam Syriacas conjunctim exhibuit J. G.", Bonn 1873; „Bruchstücke eines rabbinischen Hiob-Commentars" (als Ms. gedruckt 1874); „Esdrae liber quartus Arabice", Bonn 1877; „Acta S. Pelagiae Syriace et Latine", Bonn 1879; „Themistios περὶ ἀρετῆς, Pseudo Plutarchos περὶ ἀσκήσεως" (beides im Rheinischen Museum N. F. Bd. 27), seine theilweise Behandlung der punischen Verse im Poenulus (rec. Goetz et Loewe); „Zur Etymologie altpersischer Wörter im Semitischen", in der Zeitschr. f. d. Kunde des Morgenlandes Bd. 6; „Dreisprachische Inschrift von Sardinien", Bonn 1864 und einige kleinere Artikel in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellschaft (Bd. 6, 30, 40). Hierhin dürfen wir auch noch rechnen seine Beiträge in v. d. Linde's Geschichte des Schachspiels und seine Recension dieses Werkes in Z. D. M. G. Bd. 28, sowie die „Orientalische Litteratur über die Entdeckung Amerikas" im Centralblatt für Bibliothekswesen, Bd. 5. Eine Reihe von anderen Arbeiten entsprangen seinem Interesse für Palästinakunde; es sind folgende: „Theodosius de situ terrae sanctae im ächten Text und der Breviarius de Hierosolyma vervollständigt", Bonn 1882; „Antonini Placentini itinerarium im unentstellten Text mit deutscher Uebersetzung", Berlin 1889; „Beiträge zur Palästinakunde aus arabischen Quellen" (Zeitschr. d. Deutsch. Palästinavereins, Bd. 4 ff.); „Die arabischen Nachrichten zur Geschichte der Harambauten", ib. Bd. 13; „Des ʿAbd al-ghanî al-nâbulusî Reise von Damaskus nach Jerusalem", Z. D. M. G., Bd. 34. Seiner bibliographischen Neigung verdanken ihren Ursprung außer dem schon genannten „Bibliothecae Sanscritae Specimen" der „Catalogus librorum manuscriptorum Orientalium in Bibliotheca academica Bonnensi servatorum",

Bonn 1864—74, seine Recension von Steinschneider's Bibliographischem Handbuch, Z. D. M. G. Bd. 14 und seine „Antwort, hebräische sogenannte Bibliographie betreffend“ (Beilage zu Bd. 16). Endlich sei noch erwähnt, daß er eine große Reihe von Artikeln und Recensionen sowol in den schon genannten Zeitschriften, als auch in: Orient und Occident, Göttingische Gelehrte Anzeigen, Historische Zeitschrift, Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, Jenaer Litteraturzeitung, Literarisches Centralblatt veröffentlicht hat.

Ebenso vielseitig wie seine litterarische war auch seine Lehrthätigkeit und durch dieselbe Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgezeichnet. Er kündigte außer systematischen Vorlesungen stets Interpretatoria über indische, arabische, syrische, aethiopische, persische Schriftsteller an und hielt dieselben, wenn auch nur ein Lernbegieriger sich einfand. Sein Streben war dann darauf gerichtet, seinen Schüler zum genauen Uebersetzen und vollen Verständniß des Schriftstellers anzuleiten, ihm die exacte philologische Methode beizubringen, die eine charakteristische Eigenschaft der Bonner Schule geworden ist.

G. war jedoch nicht ausschließlich Gelehrter, er bewies vielmehr auch in allen geschäftlichen Dingen einen sehr praktischen Sinn. Dadurch eignete er sich vorzüglich zum Bibliothekar. Sein ehemaliger Schüler, der nachmalige Hallenser Oberbibliothekar Hartwig schildert ihn in dieser Beziehung folgendermaßen: „Es steckte in ihm von Haus aus ein durchaus praktischer, nüchterner Sinn, der ihm jede Thätigkeit an der Bibliothek erleichterte. Er schrieb die gewandtesten kaufmännischen Geschäftsbriefe in verschiedenen modernen Sprachen, kannte die besten und billigsten Bezugsquellen für Bücher und besaß ein ungewöhnliches organisatorisches Talent in allen bibliothekswissenschaftlichen Fragen. Sein Interesse an diesen Dingen hat sich auch bis in seine letzten Tage erhalten, als er schon längst nicht mehr an einer Bibliothek angestellt war. So hat er für die Bonner Universitätsbibliothek z. B. einen systematischen Katalog von einer sehr umfangreichen und werthvollen Sammlung ihm nichts weniger als sympathischer, jüdisch-talmudistischer Schriften ausgearbeitet, weil der damalige rabbinisch gebildete Oberbibliothekar daran verzweifelte, Ordnung in diese verzwickte Litteratur zu bringen und sich mit einem alphabetischen Kataloge behelfen wollte“ (Centralblatt für Bibliothekswesen Bd. 7). Gildemeister's praktische Begabung und Sicherheit in der Behandlung aller geschäftlichen Dinge machten ihn zum Berather und bei sachlichen oder persönlichen Differenzen zum Schiedsrichter in allen Vereinen, denen er angehörte, namentlich der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft und dem Deutschen Verein zur Erforschung Palästinas, zu deren Gründern und Ehrenmitgliedern er gehörte. Auch dem öffentlichen Leben brachte er ein lebhaftes Interesse entgegen; dabei scheinen aber die politischen Anschauungen, die er in seiner Vaterstadt, der freien Stadt Bremen, gewonnen hatte, von nachhaltiger Wirkung für sein ganzes Leben geworden zu sein, so daß er für die Verhältnisse der anderen Staaten, den er später angehörte, nur eine ablehnende Kritik übrig hatte. Er gehörte daher den Reihen der Opposition an, auch dann noch, als die glückliche Wendung der Dinge die meisten früheren Gegner ausgesöhnt hatte.

G. war von großer, hagerer Figur, etwas gebeugter Haltung. Im Verkehr war er reservirt und freundlich, im Freundeskreis heiter und ein interessanter Gesellschafter. Er hatte ein warmes Herz und eine offene Hand für Hülfsbedürftige, seinen Schülern und strebsamen Anfängern war er ein väterlicher Freund und Rathgeber.

Nekrologe erschienen außer in den Tageszeitungen in der Chronik der Universität Bonn für 1889/90, im Centralblatt für Bibliothekswesen Bd. 7

(von O. Hartwig und von A. Müller), in der Zeitschrift d. Palästinavereins Bd. 13 (von H. Guthe).

H. Jacobi.

Gilm: Hermann von G., deutsch-österreichischer Dichter, wurde am 1. November 1812 zu Innsbruck als Sohn eines Stadtgerichtsassessors geboren. Leider starb dessen Gattin, die Mutter Hermann's, schon im J. 1816 und der Vater verehelichte sich 1818 zum zweiten Male. Die erste Erziehung erhielt der Knabe im Gymnasium zu Feldkirch in Vorarlberg, später in Innsbruck, und zwar waren es nach der damaligen Einrichtung zumeist geistliche Lehrer, welchen die Ausbildung Hermann's anvertraut erschien. Die Art dieser vorwiegend geistlichen Erziehung aber war für das junge Gemüth eine recht abstoßende, wie G. selbst vielfach in veröffentlichten Briefen aus späterer Zeit berichtet. Für die Schönheiten der Dichtung zeigte G. schon zu jener Zeit eine besondere Empfindung und namentlich machte die Lectüre des übrigens „verbotenen“ Schiller auf ihn einen tiefen Eindruck. Im J. 1830 begann G. zunächst die sogenannten „philosophischen“ Studien und wandte sich dann an der Innsbrucker Hochschule der Rechtswissenschaft zu, welches Studium er mehr aus Pietät für seinen Vater als aus Berufsfreudigkeit gewählt hatte, denn schon zu jener Zeit entstanden die ersten seiner Lieder, welche allerdings vorläufig abschriftlich aufbewahrt blieben, nur ein Abschiedspoem an seinen bei den Studirenden sehr beliebten Professor Wessely, welcher 1836 nach Prag versetzt wurde, erschien gedruckt in einem Tiroler Blatte. Im Juli desselben Jahres wählte sich G. den Lebensberuf, indem er in Innsbruck als Rechtspraktikant beim Gericht eintrat, später zur politischen Behörde, dem Gubernium, übersetzt und October 1838 zum unbesoldeten Conceptspraktikanten bei diesem Amte ernannt wurde. Als solcher wurde er 1840 nach Schwaz versetzt. Bezeichnend für die Zeit seines Beamtenaufenthaltes in Innsbruck ist die Liebe zu der von G. so glühend verehrten Josefine Kogler, welcher Neigung, nachdem schon 1836 der reizende Liedercyklus „Märzenveilchen“ entstanden war, eine ganze Reihe die Geliebte verherrlichender Gedichte zu verdanken ist, insbesondere die mit „Sommerfrische in Natters“ bezeichnete Liederreihe. Der Titel bezieht sich auf den schön und hoch gelegenen Gebirgsort Natters, wo das verehrte Mädchen mit ihren Eltern im Sommer weilte und von G. auch öfter besucht wurde. Allerdings zeigt sich in den Herzensneigungen Gilm's eine gewisse Vorliebe für Abwechslung, denn schon 1839 besingt er die Innsbruckerin Amalie Adam und von den Gefühlen für Josefine ist nicht mehr die Rede. Die Eltern des Mädchens scheinen übrigens eine Verbindung desselben mit dem einer vorläufig kaum sehr aussichtsreichen Zukunft zusteuernden Praktikanten nicht gewünscht zu haben. Als G. im October 1840 nach Schwaz kam, war er schon als ein poetisch begabter Geist bekannt, seine gesellschaftliche Unterhaltungsgabe führte ihn in die besten Kreise des kleinen Ortes ein und machte ihn zumal in Damenkreisen sehr beliebt. Er wurde bei seinem Vorgesetzten, Kreishauptmann v. Gasteiger auch im Hause freundlich aufgenommen und fand in der schönen Nichte desselben, Theodolinde, welche oft in Schwaz weilte, eine neue Persönlichkeit seiner Verehrung. Obgleich G. anfangs auch Gegenliebe gefunden zu haben scheint, so war doch auch hier wieder die Aussichtslosigkeit Gilm's in Bezug auf seine Zukunft der Grund, daß die Angehörigen des Mädchens einer Bewerbung des Dichters um dasselbe nicht günstig gestimmt waren, auch Theodolinde selbst erschien später durch die „Leidenschaftlichkeit“ seiner Liebe „fürchterlich beunruhigt“, und da sie überaus bigott erzogen, wol auch in religiöser Beziehung keine Uebereinstimmung mit G. ersehen konnte, so kam es bald zwischen ihm und diesem Mädchen wieder zur Trennung. Die schöne Lieder-

gruppe „Theodolinde“ aber ist unter dem Eindruck seiner Leidenschaft entstanden und gibt Zeugniß von seinem Gefühl, das er hier in glänzenden Versen ausgesprochen hat, ebenso der Cyclus „Lieder eines Verschollenen“, welche die herrlichsten lyrischen Blüthen enthalten. Damals setzte sich in dem Dichter der allerdings schon während seiner Studienjahre im Keim begründete Haß gegen die finsteren geistlichen Gewalten fest, welche ihm in Schwaz hauptsächlich dadurch entgegentraten, daß sie ihm das ohnehin stolze Herz der Geliebten abwendig machten.

Aber ein froheres Leben sollte dem jungen Manne erblühen, als er im December 1842 nach dem Städtchen Bruneck versetzt wurde. Sein amtlicher Chef daselbst, Kreishauptmann Josef Kern wurde ihm dort auch Freund und Gönner und die poetische Begabung Gilm's in dem fortschrittsfreundlichen Orte voll und ganz gewürdigt, gern lauschte man den von ihm verfaßten Gedichten, die er hier in Gesellschaften vortrug oder die vorgetragen wurden, er war die Seele der Unterhaltung in allen Kreisen und kam sogar auf die Idee ein Theater zu arrangiren, auf dem er selbst in einer Reihe von großen Rollen classischer Stücke mitspielte. Das Casino in Bruneck gab Gelegenheit zu den verschiedensten Vergnügungen und geistvolle declamatorische und musikalische Unterhaltungen wechselten mit Tanzabenden und anderen heiteren Veranstaltungen ab. Nicht nur eine ganze Reihe von Gelegenheitsgedichten Gilm's entstand in den Jahren seines Aufenthaltes in Bruneck von 1843 bis 1845, sondern auch zahlreiche andere inhaltlich und formell vollendete Stücke fanden hier ihren Ursprung. Hatte schon früher die Austreibung der Zillerthaler Protestanten aus Tirol des Dichters Herz empört, so war dies noch mehr der Fall, als in Tirol die Einwanderung der Jesuiten 1843 stattfand, welche jede freiheitliche Regung und jedes freie, geistige Streben zu unterdrücken berufen schienen. Wie andere gerade damals im Lande aufstrebende, begabte Talente, so gab auch G. der gegen solche Bestrebungen gerichteten Gesinnung in machtvollen Strophen begeisterten Ausdruck. Es entstanden zu jener Zeit die berühmten „Jesuitenlieder“, welche, wenn auch nur handschriftlich, rasch im ganzen Lande verbreitet waren. In Bruneck ist aber auch entstanden der eigenartige kräftige „Sonettenkranz“, die glänzenden, mächtige politische Töne anschlagenden „Zeitsonette aus dem Pusterthale“, die kühnen, patriotischen und echt volksthümlichen „Tiroler Schützenlieder“ und endlich die „Sophienlieder“ an die Geliebte Sophie Petter, ein liebenswürdiges Mädchen, welches des Dichters Neigung herzlichst erwiderte, gerichtet. Ein kurzes Liebesverhältniß mit Kathi Kochberger, einer Brauerstochter, das sich vorher entspann, aber bald wieder löste, sei hier nur angedeutet. Dagegen hatte Sophie auf G. so mächtig eingewirkt, daß die an sie gerichteten Gedichte zu den herrlichsten Schöpfungen nicht nur Gilm's, sondern der deutschen Poesie überhaupt gehören. Auf Sophie beziehen sich auch die jedoch poetisch den ebengenannten an Werth nicht gleichkommenden „Schartellieder“, deren Namen auf das Gebirgsbad Schartel bei Bruneck deutet, wo das Mädchen mit ihren Angehörigen im Sommer einige Wochen zubrachte und von dem liebeglühenden Poeten häufig aufgesucht wurde. Die dramatischen Versuche: „Verena“ und „Oswald“, welche ebenfalls in Bruneck entstanden sind, beanspruchen weniger Aufmerksamkeit und Beachtung. Erst im J. 1843 in Bruneck war es G. gelungen, durch die Förderung seines humanen Chefs ein jährliches Adjutum von 300 Gulden zu erlangen, welches seinen finanziellen Bedrängnissen, denen ein kleines Vermögen fast ganz zum Opfer gefallen war, wenigstens einigermaßen ein Ende machte. Aber G. mußte im October 1845 den von ihm so verehrten Ort und seine Freunde verlassen, denn er wurde nach Rovereto in Südtirol versetzt, wo er allerdings ein südliches Klima mit

allen Schönheiten der Natur vorfand, die gewohnten Alpen des Nordens aber schmerzlich vermißte. Viel Verdruß machte ihm zu jener Zeit die Denunciationslust des einstigen Freundes Beda Weber, welcher geistvolle aber nicht charakterfeste Schriftsteller ganz in das geistliche Lager übergegangen war. Von den übrigen Freunden Gilm's, mit welchen er schon in der Brunecker Periode verkehrt hatte, sind namentlich Ludwig Steub und J. F. Lentner zu nennen, mit ihnen stand G. in schriftlichem Verkehr. Daran schlossen sich noch mehrere Vertreter des damaligen „Jungtirol", für deren dichterische Bestrebungen 1846 Adolf Pichler den Almanach „Frühlieder aus Tirol" herausgab. G. war in demselben durch eine Zahl seiner herrlichsten Schöpfungen vertreten. In Rovereto lebte der Dichter sehr zurückgezogen, dichtete eifrig und führte seine reiche Correspondenz zumal mit der Geliebten, Sophie. Es entstanden daselbst die Stimmungsbilder: „Lieder von den italienischen Grenzen" und später die „Sonette an eine Roveretanerin", an die schöne Gräfin Festi, eine geborene Italienerin mit deutscher Ausbildung, gerichtet. Diese Sonette gehören zu den bemerkenswerthesten Stücken der Poesie Gilm's. Liebesgluth und Landschaftsbilder sind in den formschönen Strophen zu wunderbarer Wirkung vereinigt. Trotzdem scheint in seinen Beziehungen zu Sophie in Bruneck vorläufig keine Aenderung eingetreten zu sein, ja einmal machte G. sogar einen Besuch in dem ihm so lieb gewordenen Alpenstädtchen. Im Mai 1847 wurde G. Hofkanzleipraktikant in Wien und vertauschte nun den Aufenthalt in Tirol mit dem in der Residenz. Die Schönheiten derselben und das bunte Leben machten einen bedeutenden Eindruck auf ihn, aber seine poetische Thätigkeit war daselbst sehr gering. Dagegen liegen viele Briefe an die Angehörigen und Freunde aus dieser Zeit vor, und als die berühmten Märztage des Jahres 1848 hereinbrechen, ist er voll Begeisterung für die errungene Freiheit. Er trat in die Nationalgarde ein und vertheidigte mit Eifer die freiheitlichen Bestrebungen. Als die Sturmzeit vorüber war, besuchte er häufig das Theater, machte Ausflüge in die schönen Umgebungen Wiens und genoß alles Schöne, was ihm die österreichische Residenz bot.

So war es dem Dichter beinahe unangenehm als er, allerdings in der Stellung eines Statthaltereisecretärs, im Frühlinge 1854 nach Linz versetzt wurde. Dort aber lebte er, wie er bald schrieb, „wie Gott in Frankreich"; 1856 wurde er Vorstand des Präsidialbureaus und hatte eine sehr angenehme Stellung. Hier und da besuchten ihn wohl auch alte Bekannte und Freunde, so unter Anderen sein einstiger Mitschüler Feßler, welcher sogar den Posten eines Bischofs erreicht hatte. An Poesien entstand hier Manches, namentlich dichtete G. in dieser Zeit schöne Balladen. Auch das „Rosaneum", ein poetischer Cyclus, der sich auf Rosa Dierzer in Linz bezieht, ist dem Aufenthalte in Linz zu verdanken, zählt aber nicht zu den besten lyrischen Poesien Gilm's. Was das Verhältniß mit Sophie in Bruneck betrifft, so hatte auch dieses, allerdings durch freiwilligen Rücktritt beider Theile, sein Ende im J. 1850 gefunden und Sophie sich vermählt. Der Dichter G. aber ehelichte in Linz erst 1861 Marie Dürenberger. Als die 500jährige Gedenkfeier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich 1863 in Innsbruck stattfand, nahm auch G. an derselben dort Theil und wurde vielfach als Tirols großer Dichter ausgezeichnet und bejubelt. Leider trat ein ihn schon längere Zeit peinigendes Leiden nach der Rückkehr von den Innsbrucker Festlichkeiten in Linz heftiger auf. Im Frühjahr 1864 dachte er daran, wieder sein geliebtes Tirol aufzusuchen, er hatte manche Unterstützung erlangt, auch eine Anerkennung des Staatsministers für seine poetischen Bestrebungen machte ihm große Freude. Aber leider trat nun seine Krankheit immer heftiger auf, bald war alle Hoffnung auf Rettung

vergeblich und am 31. Mai 1864 verschied der Dichter, die Gattin und einen Sohn Hermann Rudolf zurücklassend. In Innsbruck wurde 1868 Gilm's Geburtshaus mit der Büste des Dichters geschmückt und eine Straße nach seinem Namen benannt.

Hermann v. G. ist ein Dichter, welcher trotz seines großen, gewaltigen Talentes, das ihn in die erste Reihe der deutschen Lyriker stellt, bei Lebzeiten fast nur dem engeren Kreise seiner Tiroler Landsleute bekannt und von diesen gewürdigt worden ist. Erst nach seinem Tode erschien eine Ausgabe seiner Gedichte, deren manche bis dahin in verschiedenen Journalen einzeln abgedruckt worden sind, und zwar zumeist in Journalen, die auch nicht für weitere Kreise bestimmt waren. Allerdings ist G. fast ausschließlich Lyriker, womit übrigens durchaus nicht gesagt ist, daß seine wenn auch nur wenigen Balladen und erzählenden Gedichte nicht auch den werthvollen Stücken der neueren Dichtung zur Seite gestellt werden können. Wenig Anderes als die eigentlichen Gedichte liegt übrigens aus Gilm's Feder gedruckt vor und sei von seinen Schöpfungen der Vollständigkeit wegen hier etwa noch jene Novelle erwähnt, welche in den von V. Zingerle 1868 herausgegebenen „Herbstblumen zu Gunsten der Abbrändler von Terres" (Innsbruck) erschienen ist.

Daß der Dichter in den älteren Poesien Spuren seiner Jugendlectüre Schiller, Goethe, Heine aufweist ist nicht zu leugnen, aber schon in den „Märzenveilchen" beginnt er eigene Wege, von der Natur und ihren Schönheiten ausgehend weiß er das scheinbar eintönige Thema „die Veilchen" in einer ganzen Reihe von Liedern zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen und ihm die schönsten, wechselreichsten Seiten abzugewinnen, er weiß fromme und weltliche Liebesgedanken mit diesen duftenden Blüthen zu verbinden, und seine Lieder sind gleichsam selbst ein schöngewundener duftiger Strauß. Das eigentliche Liebeslied ertönt zuerst in dem Cyklus der „Sommerfrische in Natters" diese „Lieder eines Mädchens" sind so zart und innig gedacht und so fein poetisch ausgearbeitet, daß sie den schönsten deutschen Liedern solcher Gattung zur Seite gestellt werden können; auch hier geht G. oft von einem der Natur entnommenen Bilde aus und weiß sinnige Gedanken des liebenden Mädchenherzens daran zu knüpfen. Auch ernste, selbst religiöse Gedanken steigen in des liebenden Mädchens Seele auf, welche uns der Dichter hier wie ein Spiegel zeigen will, und manches kleine Bild, wie etwa z. B. der Besuch in der ärmlichen Hütte bei einem todten Mütterlein, ergreift das Herz des Lesers. Wenn sich hier noch etwa leise Heine'sche Anklänge zeigen, so erscheinen die prächtigen Strophen an Theodolinde ganz selbständig, die stolzen Apostrophen an die Geliebte, die glänzenden Bilder, die klangvollen Verse und Reime, die Innigkeit, welche oft hervorbricht, z. B. wenn der Dichter seiner sterbenden Mutter gedenkt, weisen hier schon den großen Dichter, welchem alle, auch die gewaltigsten Töne zur Verfügung stehen und der in einem Guß seinen Gedanken kunstvollen und doch scheinbar so natürlichen Ausdruck zu geben versteht. Womöglich noch höheren Werth besitzen die „Sophienlieder". Sophie Petter genießt den Ruhm durch ihren Namen mit den herrlichsten dichterischen Schöpfungen Gilm's, welche der Liebe zu dem Mädchen ihre Entstehung verdanken, für immer verbunden zu sein. Hier finden sich die so tief Herz und Sinn ergreifenden Gedichte wie „Geduld! sagst du und zeigst mit weißem Finger — auf meiner Zukunft festverschloßne Thür" — „Laß an der Wimper nicht die Thräne hangen", sowie die heute wohl schon allüberall bekannten „Allerseelen" („Stell auf den Tisch die duftenden Reseden") und „Die Georgine" („Warum so spät erst, Georgine?"), Stücke, welche ganze Bände von Gedichten anderer Poeten aufwiegen. Und würdig diesem Cyklus zur Seite zu stellen sind die „Sonette",

welche G. an die Roveretanerin richtet, der er zuletzt in Tirol auf südlichem Boden seine Liebe geweiht hat. Die süßesten Klänge in der kunstvoll und meisterhaft gehandhabten Form des Sonetts verbindet G. hier mit der Freude an der Natur des Südens, er fordert die Geliebte auf ihm das Haupt mit Mandelblüthen zu kränzen, während er ihr Waldgeschichten von seinen Bergen erzählt, er schildert seiner Liebe Leid und wieder die Seligkeit, wenn er auf ihren Wangen liest, daß ihn die Schöne liebt, sie ist sein Licht, und wenn ihm ihr Angesicht fehlt, ist es stumm und dunkel um ihn her. So entsprudeln Bilder und Gedanken dem Dichter wie ein frischer, klarer Gebirgsquell seiner Heimath dem Herzen des Berges, bis ein Schlußsonett der traurigen Scheidestunde geweiht erscheint.

Einer anderen Richtung gehören die „Schützenlieder“, die „Lieder eines Verschollenen“, die „Jesuitenlieder“, zum großen Theile auch die „Lieder von den italienischen Grenzen“, die Sonette an Kernburg und viele der übrigen nicht unter einen bestimmten Sammeltitel zu registrirenden Gedichte und Lieder an. Als in den Jahren 1839 und 1845 in Tirol wieder das altgewohnte Waffenrecht freigegeben wurde und hierdurch das Schützenleben einen mächtigen Aufschwung nahm, entstanden nach und nach jene von hohem patriotischen und dem edelsten Heimathsgefühl eingegebenen Schützenlieder Gilm's, durch welche es wie Fahnenrauschen und Flintengeknatter zieht und in denen der Dichter seinen Landsleuten in höchster Begeisterung zuruft, dem Vaterlande ihren Muth und ihre Kraft zu weihen, der Heuchelei entgegenzutreten und ihres deutschen Stammes zu gedenken. Auch Stücke epischen Charakters finden sich darunter, wie die ergreifende Geschichte des Pfarrers von Völs aus den Kampfjahren der Franzosenzeit, „Der alte Schütze am Pragser See“, die „Schützenromanze“ („Im Heimwald an die Edeltanne“) u. A. m. Die ganze Gruppe bildet eine in höchster Begeisterung flammende Verherrlichung der muthigen, sangesfreudigen Tiroler, ihrer Treue zum Vaterlande und Kaiser und ihres herrlichen Berglandes. Auch in den Liedern des „Verschollenen“ ist dem Preise der Heimath manch kräftiger Sang gewidmet, erscheint die Natur in herrlichen Bildern gepriesen, findet sich auch wol zartes Liebessehnen, aber auch so mancher Kampfruf gegen Unterdrückung des geistigen Strebens durch die geistliche Macht. Welche Macht der Dichter meint, spricht er in dröhnenden Worten aus in den „Jesuitenliedern“, von der berühmten Schilderung des „Jesuiten“ („Es geht ein finstres Wesen um“) und von den Gedichten: „Das Wort ist todt, das freie Lied gebettet“ oder „Ihr habt im Herzen längst die Scham getödtet“ (zur Grundsteinlegung des Innsbrucker Jesuitencollegiums) an bis zu den warnenden Feuersonetten an den Tiroler Landtag mit ihrer scharfen Ironie. In kräftigen Tönen geht G. auch in den „italienischen Grenzliedern“ der Heuchelei, der Dummheit und Verzagtheit zu Leibe, preist seine grünen Tannenwälder und Berge und die Freiheitsideen Jung-Tirols. Seiner schönen Heimath sind auch die Sonette an Kernburg gewidmet, welche in origineller Weise die Schönheiten einzelner Orte des Pusterthales hervorheben und des edlen Waltens gedenken, das Kernburg selbst, der politische Vorstand jenes Kreises, demselben und dem Volke jener Gegend angedeihen ließ. Von edlem, selbst frommem Sinne legen manche der übrigen Poesien Gilm's beredtes Zeugniß ab, so namentlich der wieder eine dichterische Perle bildende Festgruß an den Bischof Galura zu Brixen.

Wie trefflich der Poet auch das epische Gedicht, die Ballade zu beherrschen weiß, tritt uns in den herzergreifenden Stücken: „Jakob Steiner“, „Ein Krankenbett“, in dem patriotischen „Solferino“ und in der schon in der letzten Zeit vor seinem Tode entstandenen herrlichen Naturallegorie „Der Traunstein“

sowie im „Adoptivkind“, der allerletzten Schöpfung Gilm's entgegen. So hat G. Lieder geschaffen, die unvergänglich bleiben und sein Name nimmt jetzt von Jahr zu Jahr eine höhere Schätzung an. G. ist ein Dichter, wie der vielbelesene ausgezeichnete Litterarhistoriker Anton E. Schönbach sagt: „dem Stücke gelungen sind, welche wir dem Besten und Schönsten beizählen, was unsere deutsche Lyrik seit Goethe hervorgebracht hat“.

Sehr beachtenswerth erscheinen die von G. hinterlassenen Briefe, deren manche, jedoch bei weitem nicht alle veröffentlicht worden sind. Sie lassen uns aus früherer Zeit einen tiefen Einblick thun in das litterarische Leben Tirols, aber auch in des Dichters Gemüthsleben und bieten höchst werthvolle Beiträge zu seiner Biographie und zu den verschiedenen Phasen seines dichterischen Schaffens. Es wäre zu wünschen, daß diese Briefe gesammelt vorgelegt würden.

Von Gilm's „Gedichten“ ist die erste Ausgabe 1864/65 zu Wien in 2 Bänden erschienen, sie entbehrt aber noch der Jesuitenlieder. „Ausgewählte Dichtungen“ hat Arnold von der Passer 1889 in Leipzig herausgegeben. Eine weitere Leipziger Ausgabe „Gedichte“ liegt vom Jahre 1894 vor. Eine recht gute, mit vielen Stücken vermehrte Gesammtausgabe edirte R. H. Greinz, mit einem kurzen biographischen Vorworte versehen, 1895 in Ph. Reclam's Universalbibliothek zu Leipzig. Endlich liegt von Hugo Greinz herausgegeben, ebenfalls mit biographischer Einleitung, der schön gedruckte, mit Buchschmuck versehene Band „Hermann von Gilm's Gedichte“ aus dem J. 1902 (Innsbruck) vor. Immerhin ist, da noch so Manches ungedruckt sein dürfte und die Untersuchung über die einzelnen in verschiedenen Fassungen vorliegenden Dichtungen noch nicht abgeschlossen erscheint, eine etwa kritische Gesammtausgabe von Gilm's Gedichten sehr wünschenswerth, zumal der Poet seine Schöpfungen häufig ganz umgeformt hat und daher ältere und neuere Versionen oft sehr von einander abweichen.

Für die Litteratur über Gilm erscheint beachtenswerth: Ludwig Steub, Sängerkrieg in Tirol. Stuttgart 1882. — Hermann Sander, Hermann v. Gilm in seinen Beziehungen zu Vorarlberg. Innsbruck 1887. — Liederfrühling aus Tirol. Hsg. v. Rud. H. Greinz. Leipzig 1889, worin namentlich in der Einleitung auf S. 29, 30 eine gute Zusammenstellung der bis dahin erschienenen Gilm-Litteratur verzeichnet erscheint. — Arnold von der Passer, Hermann von Gilm. Leipzig 1889, bietet die beste Biographie und auch zahlreiche Briefe Gilm's von großem Werthe. — Anton E. Schönbach, Hermann v. Gilm in: Deutsche Dichtung. Hsg. v. K. E. Franzos VI, 1889, S. 413—421. — Winder, E., Hermann v. Gilm, seine Gedichte und Einführung in die Litteratur. Innsbruck 1889, Sep.-Abdr. — Hugo Greinz, Hermann v. Gilm. Linz 1897, Sep.-Abdr. — J. E. Wackernell, Beda Weber 1798—1858 und die tirolische Litteratur 1800—1846. Innsbruck 1903. — Wurzbach, Biogr. Lexikon V. 1859. — Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur IV. Leipzig 1872. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh. I. — Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh. 6. Aufl., Breslau 1892 II, III u. s. w. Manche Litteraturgeschichten kennen merkwürdigerweise Gilm's Namen gar nicht.

Anton Schlossar.

Gindely: Anton G. wurde geboren am 3. September 1829 in Prag als Sohn eines deutschen Vaters, der daselbst das Tischlerhandwerk betrieb, und einer slavischen Mutter, vollendete dort das Gymnasium und die sich daran anschließende „Philosophie“, bezog sodann die Universität, woselbst er theologische, juridische und philosophische Gegenstände hörte, darunter Geschichte

bei Constantin Höfler, der ihn für Arbeiten auf dem Gebiete der böhmischen Kirchengeschichte zu interessiren suchte. 1852 erwarb er den philosophischen Doctorgrad und legte gleichzeitig die Lehramtsprüfung für Geschichte, Geographie, deutsche Sprache, für den philosophischen Unterricht und auch für Mathematik und Physik ab, worauf er Lehrer an der böhmischen Realschule in Prag für deutsche Sprache wurde. Von 1853 bis 1855 wirkte er als Supplent für allgemeine und österreichische Geschichte an der Universität in Olmütz und veröffentlichte 1854 in den Schriften der Wiener Akademie seine erste Arbeit: „Ueber die dogmatischen Ansichten der böhmisch-mährischen Brüder nebst einigen Notizen zur Geschichte ihrer Entstehung“, worauf 1855 „Ueber die Verhandlungen am Landtage zu Prag im J. 1575 behufs rechtlicher Anerkennung der Lutheraner und böhmisch-mährischen Brüder in Böhmen“ und „Ueber des Johann Amos Comenius Leben und Wirksamkeit in der Fremde“, davon 1892 eine zweite, umgearbeitete Auflage bei Fournier und Haberler in Znaim erschien, folgten. Nach der Aufhebung der Olmützer Universität im J. 1855 wurde es ihm durch Unterstützung der Regierung möglich, größere archivalische Reisen in Böhmen, Polen und Deutschland zu unternehmen und vor allem das reiche Herrnhutsche Archiv kennen zu lernen. Das Ergebniß dieser Studien waren die beiden 1857—1858 in Prag erschienenen Bände „Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation“. I. Abth.: Geschichte der böhmischen Brüder (1456—1609); der Schlußband, der die Fortsetzung enthalten sollte, ist nie erschienen. Aus diesem Werke erschien ein Abschnitt auch als selbständiges Buch „Geschichte der Ertheilung des böhmischen Majestätsbriefes von 1609“ (Prag 1858), doch vermehrt um einen zweiten Theil, der in dem beabsichtigten, aber nie erschienenen dritten Bande der „Geschichte der böhmischen Brüder“ hätte enthalten sein sollen. Dagegen veröffentlichte G. im J. 1859 als 19. Band der von der Wiener Akademie herausgegebenen „Fontes Rer. Bohemicarum“ als Ergänzung zu dem Hauptwerke: „Quellen zur Geschichte der böhmischen Brüder, vornehmlich ihren Zusammenhang mit Deutschland betreffend“. 1857 nach Prag zurückgekehrt wurde er Professor an der böhmischen Realschule daselbst für deutsche Sprache und Geschichte, nachdem er eine Ernennung zum Professor für Geschichte an der Rechtsakademie in Kaschau in Ungarn abgelehnt hatte. Doch erwirkte er sich alsbald längeren Urlaub für weitere archivalische Reisen nach Deutschland, Frankreich, Belgien, Niederlande und Spanien (Simancas), über die er in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1862 u. d. T.: „Meine Forschungen in fremden und einheimischen Archiven“ eingehenden Bericht erstattete. Er unterbreitete darin der Akademie auch den Plan der Veröffentlichung des gesammten von ihm aufgefundenen historischen Materials für die Zeit von 1600 bis 1648; doch kam es zu dieser Publication nicht.

Im J. 1862 wurde G. außerordentlicher Professor an der Universität in Prag, gleichzeitig auf Palacky's Verwendung Landesarchivar von Böhmen, 1867 ordentlicher Professor.

Anstatt den ursprünglich geplanten Publicationen wandte sich G. nunmehr ausschließlich darstellenden Arbeiten zu, die sich auf dem Gebiete des dreißigjährigen Krieges und der diesem vorangehenden Periode bewegten. Er begann mit dem zweibändigen Werke „Rudolf II. und seine Zeit. 1600 bis 1612“ (Prag 1863 u. 1868), darin er eine Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges liefern wollte und auf die Gründung der Union und die Persönlichkeit des Fürsten Christian von Anhalt das Hauptgewicht legte.

Fortan beschäftigten ihn zwei Aufgaben: einerseits die Weiterführung der böhmischen Geschichte von Palacky von 1526 an, andererseits eine umfängliche

Darstellung der Geschichte des 30jährigen Krieges in vier Abtheilungen: die erste von 1618—1620, sollte die Geschichte des böhmischen Aufstands, die zweite, 1621—1629, die Zeit des dänischen Krieges, die dritte die Geschichte Gustav Adolf's und Waldstein's, die vierte die Periode vom Prager bis zum Westfälischen Frieden umfassen.

Von diesem großen Plan konnte G. trotz größten Fleißes nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil verwirklichen. Als Nebenstudie gleichsam zu der beabsichtigten Fortsetzung Palacky's erschien 1869 die ungemein werthvolle „Geschichte der böhmischen Finanzen 1526—1618“ in den Denkschriften der kaiserl. Akademie Bd. XVIII. Im selben Jahre erschien dann auch der erste Band der 1. Abtheilung der „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“ (Prag 1869), dem 1878 Band 2 und 3 der 1. Abtheilung und 1880 der vierte Band des ganzen Werkes als 2. Abtheilung mit dem Untertitel „Die Strafdekrete Ferdinand's II. und der Pfälzische Krieg“ folgten. Neben diesem Hauptwerk erschienen noch Separatabhandlungen im „Archiv für österreichische Geschichte“, in den „Sitzungsberichten der Akademie“ und anderen Zeitschriften — u. a.: „Zur Geschichte der Einwirkung Spaniens auf die Papstwahlen, namentlich bei Gelegenheit der Wahl Leo's XI. im J. 1605“ (Sitzungsber. 38. Bd.), „Der erste österreichische Reichstag im J. 1614“ (ebd. 40. Bd.), „Ueber die Erbrechte des Hauses Habsburg auf die Krone von Ungarn in der Zeit von den J. 1526—1687“ (Arch. f. ö. Gesch., Bd. 51), „Die Berichte über die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag“ (ebd. Bd. 56), „Ein Beitrag z. Biographie des Pater Dominicus a Jesu Maria, des Zeitgenossen der Schlacht auf dem weißen Berge“ (ebd. Bd. 65), „Die Gegenreformation und der Aufstand in Oberösterreich im J. 1626“ (Sitzungsber., Bd. 118), „Zur Geschichte Gabriel Bethlens“ (Ungar. Revue, 1890), „Das Zunftwesen in Böhmen vom 16. bis ins 18. Jahrhundert“ (Abh. d. kgl. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. 1884), „Die maritimen Pläne der Habsburger und die Antheilnahme K. Ferdinand's II. am polnisch-schwedischen Kriege während der Jahre 1627—1629. Ein Beitrag z. Geschichte d. 30jährigen Krieges“ (Denkschriften, Bd. 39), und verschiedene Aufsätze in böhmischer Sprache —, sowie mehrere große selbständige Werke. Unter diesen letzteren erregte „Waldstein während seines ersten Generalates im Lichte der gleichzeitigen Quellen 1625—1630“ (1885—86, 2 Bde.), in welchem Buche G. Wallenstein als Hochverräther schon in dieser Periode erklärte, Aufsehen und sehr erregte Polemiken, insbesondere mit Hallwich, auf die G. mit der Abhandlung: „Waldstein's Vertrag mit dem Kaiser bei der Uebernahme des zweiten Generalates“ (Abhdlgn. der kgl. böhm. Gesellsch. d. Wiss., 7. Folge, 3. Bd., 1889) antwortete. — In ungarischer Sprache schrieb G. nach seiner Ernennung zum Mitgliede der ungarischen Akademie die „Geschichte Bethlen Gabors“ im J. 1890 in A. Szilaghyi's „Magyar történeti életrajzok“ (Ungarische geschichtliche Denkwürdigkeiten), der sich noch im selben Jahre die Herausgabe der „Acta et documenta historiam Gabrielis Bethlen illustrantia“ in den Schriften der ungarischen Akademie anschloß. Aus seinem Nachlasse veröffentlichte Th. Tupetz 1894 die „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“.

Als Landesarchivar von Böhmen leitete G. ferner die Herausgabe des Werkes „Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an“, wovon bis zu seinem Tode sieben Bände erschienen waren. Allgemein bekannt wurde Gindely's Namen durch seine „Lehrbücher der allgemeinen Geschichte für die Mittelschulen“, die in viele Sprachen übersetzt wurden und in zahlreichen Anstalten eingeführt waren; ebenso populär ist seine kurzgefaßte dreibändige „Geschichte des dreißigjährigen Krieges“, die 1882

sowol in der „Sammlung Oesterreichischer Geschichte für das Volk", als auch im „Wissen der Gegenwart" erschien. In den Jahren 1873—1874 leitete G. den Unterricht des verstorbenen österreichischen Kronprinzen Rudolf in Geschichte. Ihm wurden reiche Auszeichnungen zu Theil, schon 1861 war er correspondirendes und seit 1870 wirkliches Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften. B. Bretholz.

Giseke: Robert G., Schriftsteller, geboren am 15. Januar 1827 zu Marienburg i. Pr., † am 12. December 1890 zu Leubus. Der Dichter Nikolaus Dietrich G. (s. A. D. B. IX, 192) war sein Urgroßvater, sein Vater ein Beamter, der später nach Posen und Breslau versetzt wurde. G. studirte von 1846 an in Breslau und Halle Theologie, dann wieder in Breslau Philosophie und Geschichte — eine gerade damals sehr häufige Entwicklung, aus der vielfach Schriftsteller mit Zeittendenzen hervorgingen. Das theologisch-philosophische Interesse blieb bei ihm herrschend. „Da er wegen Betheiligung an einer Adresse gegen die Regierung den Weg zum Staatsdienst versperrt sah, so wurde er Schriftsteller." Er erwarb 1852 in Leipzig den Doctorgrad, redigirte hier die „Novellen-Zeitung", seit 1859 in Dresden die „Constitutionelle Zeitung", 1861—63 die officielle „Coburgische Zeitung". Seit 1863 lebte er in Berlin, wo ihn 1866 eine Gemüthskrankheit befiel, die seine Ueberführung in die Heilanstalt zu Leubus nöthig machte.

G. schwebte ein großer Cyklus von Zeitromanen vor, der den Typus des theologisch-philosophischen Himmelsstürmers einer Erziehung im Sinne Goethe's unterwerfen wollte. „Moderne Titanen. Ein Roman der Gegenwart" (3 Bde., 1851), sollte den unreifen Radicalismus in der Gährung, „Pfarr-Röschen. Ein Idyll aus unserer Zeit" (2 Bde., 1854) als Gegenstück die starre Orthodoxie zeichnen; „Carriere. Ein Miniaturbild aus der Gegenwart" (2 Bde., 1853) und „Kleine Welt und große Welt" (3 Bde., 1853) sollten den gefeierten Tagesgötzen gegenüber dem ehrlichen und redlichen Streben des Alltags und im Gegensatz zu Dogma und Speculation dem Respect vor der Wirklichkeit ihre höhere Stellung anweisen. Aber schon R. Prutz, dem wir diese Deutung der Grundidee verdanken, hat (Die deutsche Litt. d. Gegenw. 2, 201 f.) betont, wie die Conception unter der flüchtigen Ausführung und der oft banalen Erfindung leidet.

In der That hat von dem groß angelegten Gesammtwerk nur der erste Theil dauernde Bedeutung. Die „Modernen Titanen" sind „der erste Versuch, objectiv die genialen Streber, die problematischen Naturen zu charakterisiren, denen keine Lage genügt, und die doch keiner genügen. Der Roman beleuchtet mit grellen Lichtern den Wirrwarr der philosophischen, religiösen und politischen Tendenzen, der den Märztagen des Jahres 1848 vorausging" (Mielke, Der deutsche Roman S. 193). Vor Gutzkow's „Rittern vom Geist" hat das Buch die strenge Concentration voraus, vor Spielhagen's „Problematischen Naturen", die (1860) immer noch in derselben Tradition stehen, die Entfernung von romanhafter Erfindung und die größere Wahrheit der Atmosphäre. Freilich hat G. diese vor allem durch eifriges Porträtiren erreicht. „Der Prophet" ist Friedrich Rohmer, Dr. Horn Max Stirner, auf dessen Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" deutlichst angespielt wird; der Schriftsteller Robert Springer (3, 57) und Andere werden hinzugezogen. Doch ist G. eben nicht bei diesen Einzelporträts haften geblieben, sondern hat die ganze Stimmung jener Zeit getroffen, die, wo sie Nichts besaß, um so eifriger Alles forderte. Der Kreis der „Freien", der sich um Stirner gruppirt, vertritt die Strömungen der begehrenden Jugend überhaupt. Die Zeitstimmung wird

(1, 81 f.; 3, 266 f.) direct und in Aussprüchen der handelnden Personen (wie 1, 23, Stellung zur Natur 1, 102, „freie Geister“ 1, 173) wirksam zum Ausdruck gebracht, wobei glückliche Wendungen wie „ein rasches zungenfertiges Denken“ (für den Begründer der Berliner Philosophischen Gesellschaft: 2, 170) nicht mangeln. In geschickter Vertheilung werden Typen wie die Emancipirte Lucie Ashton (3, 253), Ereignisse wie Strauß' Leben Jesu (1, 118), Namen wie der Sallet's (3, 39) zur Bezeichnung des Milieus verwandt, besonders aber Dichtungen wie Atta Troll (3, 59), Sue's Mystères de Paris (3, 80) und George Sand's Lélia (3, 38), Opern wie Euryanthe (1, 271), Norma (3, 19), Martha (3, 99), Robert der Teufel (3, 315) und eine Schilderung des Berliner Theater- und Litteraturlebens überhaupt (1, 287). Auf das Berliner Proletariat (3, 1 f.) hatte eben Bettina's Königsbuch die Augen gelenkt, auf den Pietismus (3, 115) und den predigenden Atheismus (3, 144) andere actuelle Erscheinungen. Aber auch kleinere Motive von bezeichnender Eigenart werden geschickt eingeflochten, so die Toast-Beredsamkeit (3, 59. 173; das historische, auch von Treitschke angezogene „Pereat Gott!“ (1, 239) der Zeit Ronge's (vgl. 1, 236; 3, 51), Tracht und Zimmereinrichtung (z. B. 2, 184 f.; 3, 154) sind nicht übersehen. So hat man hier die Elemente des geistigen Lebens in den Tagen der Berliner „Weltumstürzer“ (3, 190) und „Nihilisten“ (2, 131) in seltener Vollständigkeit beisammen. Das culturhistorisch werthvolle Document liest sich dabei zugleich als Roman nicht schlecht, wenn auch der „Held“ lediglich pathologisches Interesse erregt; und die Revolutionen in Berlin (3, 260 f.) und Wien (3, 326) sind effectvoll an den Schluß gestellt; Ernst Wagner (der Name des Helden ist wol nur zufällig der eines Jeanpaulisirenden Schriftstellers, vgl. A. D. B. XL, 486) stirbt als politischer Märtyrer unter dem Standrecht.

Die anderen Bücher bleiben hinter den „Modernen Titanen“, die Giseke's Namen mit einer merkwürdigen Episode des deutschen Geisteslebens verknüpfen, weit zurück. G. genügte seinem großen Plan so wenig wie etwa gleichzeitig Fanny Lewald mit ihren „Wandlungen“.

Von Schriften außerhalb jenes zeitgeschichtlichen Romancyklus hebe ich etwa das Drama „Lucifer oder die Demagogen“ (1861) hervor, in dem eine kraß tendenziöse Zeichnung muckerischer Intriganten und hohler Aristokraten um eine künstliche Intrigue im Graf Waldemar-Stile herumgeschlungen wird. Die Stimmungswahrheit des Erstlingswerks war nach zehn Jahren völlig dem Arrangement herkömmlicher Schablone gewichen.

Für das Biographische: Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jhs., 4. Ausg., 2, 7. Für das Litterarhistorische: Prutz und Mielke a. a. O.

Richard M. Meyer.

Gisi: Wilhelm G., schweizerischer Geschichtsforscher und Statistiker, geboren in Olten am 18. April 1843, † in Solothurn am 10. December 1893. Der Sohn eines bescheidenen und tüchtigen Primarlehrers, besuchte G. zunächst die Schulen seiner Vaterstadt Olten und dann das Gymnasium von Solothurn, das er im Herbste 1862 verließ, um an der Universität Tübingen historische, philologische und staatswissenschaftliche Studien zu betreiben. Nachdem er schon im zweiten Jahre die von der dortigen staatswirthschaftlichen Facultät gestellte Preisaufgabe: „Revision der Lehre vom Kapitalzins und Zinswucher mit Rücksicht auf ihre geschichtliche Entwicklung in der Theorie und Gesetzgebung“ bearbeitet und mit einem zweiten Preise belohnt worden war, bezog er im Herbst 1864 die Universität Leipzig und kehrte im folgenden Frühling nach Tübingen zurück, wo er am 15. März 1865 zum Doctor philosophiae promovirt wurde. Seine Dissertation erschien ein Jahr später in

erweiterter Form unter dem Titel „Der Antheil der Eidgenossen an der europäischen Politik während der Jahre 1512—1516“ (Schaffhausen 1866) und fand große Anerkennung. Nachdem G. die folgenden Sommermonate noch in Genf und Paris zugebracht hatte, übernahm er im September 1865 die Lehrstelle für Geschichte an der Kantonsschule in St. Gallen, die er im April 1868 aus Gesundheitsrücksichten aufgab, um als eidgenössischer Unterarchivar nach Bern überzusiedeln. Außer verschiedenen historischen und statistischen Arbeiten, die im „Archiv für Schweiz. Geschichte“ und in der „Zeitschrift für schweiz. Statistik“ erschienen, veröffentlichte er in dieser Zeit auch die „Bevölkerungsstatistik der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihrer Kantone“ (Aarau 1868), sein Hauptwerk auf diesem Gebiete, das, wie allgemein anerkannt wurde, trotz einiger damals kaum zu vermeidender Mängel, eine inbezug auf die schweizerische Populationistik bestehende Lücke in sehr willkommener Weise ausfüllte. Auch in seiner neuen Stellung setzte G. seine schriftstellerische Arbeit auf historischem und statistischem Gebiete fort, veröffentlichte u. a. den ohne Fortsetzung gebliebenen ersten Band seines „Quellenbuches zur Schweizergeschichte“ (Bern 1869), eine Sammlung aller auf die heutige Schweiz bezüglichen Stellen der griechischen und römischen Autoren mit einleitendem Text und erklärenden Anmerkungen, redigirte von 1871—1874 die „Zeitschrift für schweizerische Statistik“, die unter seiner Leitung einen bemerkenswerthen Aufschwung nahm, und habilitirte sich als Privatdocent an der Universität Bern, an der er während zehn Jahren (1870—1880) Vorlesungen über zahlreiche Gegenstände aus der Geschichte und Nationalökonomie hielt.

Im October 1872 wurde G. vom schweizerischen Bundesrathe zum Secretär und Bureauchef der Bundeskanzlei gewählt und rückte im Januar 1879 zum Stellvertreter des Kanzlers der Eidgenossenschaft vor. Indem er sich dank seiner Energie und Arbeitskraft rasch in diese verschiedenen Beamtungen einlebte, blieb es ihm möglich, seine Privatarbeiten fortzusetzen. So veröffentlichte er im 18. Bande des „Archivs für Schweiz. Geschichte“ (1873) eine Abhandlung „Ueber die Entstehung der Neutralität von Savoyen“ und beabsichtigte, eine Sammlung der Bundesverfassungen und Bundesverfassungsentwürfe seit 1798 in authentischem Texte herauszugeben, von der aber nur die erste Lieferung, die helvetische Constitution von 1798, erschienen ist (Bern 1872).

Veranlaßt durch Professor Georg v. Wyß lud F. A. Perthes in Gotha im J. 1873 G. ein, für die in seinem Verlag erscheinende von Heeren und Ukert begründete „Geschichte der europäischen Staaten“, die er unter die Leitung von W. v. Giesebrecht gestellt hatte, die Bearbeitung der Schweizergeschichte zu übernehmen. Nach einigem Bedenken sagte G. zu und verpflichtete sich, eine „Geschichte der Schweiz“ in fünf Bänden zu schreiben, an deren Abfassung er sich sofort machte und deren erster, bis 1039 reichender Band beinahe vollendet war, als der unermüdliche Forscher, der stets an starker Kurzsichtigkeit gelitten hatte, im Mai 1881 durch eine rasch verlaufende Erblindung in seiner Arbeit jäh aufgehalten wurde. Tief niedergeschlagen von dem schweren Schicksalsschlage reichte G. dem Bundesrath das Gesuch um seine Entlassung aus seiner amtlichen Stellung ein, die ihm unter den ehrenvollsten Ausdrücken ertheilt wurde, und zog sich zu seinem Bruder nach Solothurn zurück. Wenn er auch auf die Veröffentlichung des ersten Bandes seiner Schweizergeschichte und die Fortsetzung des Werkes verzichtete, das dann seinem Nachfolger an der St. Galler Kantonsschule, Professor Dierauer, übertragen wurde, nahm er doch nach einiger Zeit seine historischen Arbeiten wieder auf und beschäftigte sich, unterstützt von einem staunenswerthen Gedächtniß und unter Beihülfe von Vorlesern,

mit einer Reihe von Detailforschungen, die sich in den letzten Jahren meist auf die Geschichte mittelalterlicher Dynastenfamilien bezogen und die er zum größten Theil im „Anzeiger für Schweizerische Geschichte“ veröffentlichte, dessen Redaction er während des Jahres 1886 besorgte. Aber noch war der bedauernswerthe Mann nicht am Ende seiner Leiden angelangt. Zu der physischen Erblindung gesellte sich die geistige Umnachtung und im November 1889 mußte er in die Heil- und Pflegeanstalt Rosegg bei Solothurn übergeführt werden, in der er, ohne den Gebrauch seiner geistigen Fähigkeiten wieder erlangt zu haben, am 10. December 1893 starb.

G. war ein Mann von ausgedehntem, gründlichem Wissen und unermüdlicher Arbeitskraft, ein gewissenhafter, fleißiger Beamter, ein eifriger und scharfsinniger Forscher, dienstfertig und stets bereit, die Schätze seines Wissens Andern mitzutheilen und junge aufstrebende Talente zu unterstützen. So bewahrten ihm seine Schüler und seine Zuhörer von St. Gallen und Bern stets ein dankbares Andenken, und auch in den Kreisen der schweizerischen Historiker und Statistiker wird, dank seinen Arbeiten und Forschungen, sein Name nicht vergessen werden.

Vgl. des Unterzeichneten Nachruf „Zur Erinnerung an Dr. Wilhelm Gisi“ in: Zeitschrift f. schweiz. Statistik, 36. Jahrg. 1900, der auch separat erschienen und dem ein vollständiges Verzeichniß der sowol einzeln als in Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten von Gisi beigefügt ist. Eine Bibliographie gibt auch W. v. Mülinen im Anzeiger f. Schweiz. Geschichte, Bd. VII, Jahrg. 1894, S. 139. — Nekrologe: „Bund“ vom 12. Dec. und „Oltner Tagblatt“ vom 13. Dec. 1893. M. Gisi.

Gitzler: Ludwig G., Jurist, zu Guttentag in Preuß. Schlesien (Kreis Lublinitz) als Sohn eines Schneidermeisters und Glöckners am 13. Juni 1811 geboren, wurde er, nachdem er schon im fünften Jahre in die Volksschule gekommen war, infolge des früh gezeigten Talentes zum Studium der Theologie bestimmt. Eine im Josefinischen Convict erhaltene Freistelle ermöglichte Michaelis 1822 seinen Eintritt in das katholische Gymnasium zu Breslau, wo er sich nach vollständiger Aneignung der deutschen Sprache — seine Muttersprache war die polnische — gründlich vorbildete und mit einem Zeugniß ersten Grades entlassen, im Herbst 1830 an der katholischen theologischen Facultät immatriculirt wurde. Schon zu Ostern 1831 vertauschte er das theologische mit dem juristischen Studium. Es war das römische Recht, welches ihn besonders anzog. Die Absicht, eine kanonistische Preisfrage zu lösen, führte ihn dem Kirchenrechte zu, welches später sein Hauptfach bildete. Im J. 1833 wurde er mit dem Preise gekrönt für die Lösung der Preisfrage „Ueber die Grundsätze der Bestrafung durch Fahrlässigkeit begangener Verbrechen bei den alten Deutschen“. Der Abgang von Witte nach Halle (Ostern 1834) bewog ihn, ebenfalls nach Halle zu gehen. Hier löste er wieder eine Preisfrage „Ueber das Wesen der Rechte des nächsten Erben in Veräußerung von Stammgütern“, wurde auf Grund der Dissertation über die Lex Julia et Papia Poppaea im Januar 1835 zum Dr. jur. utr. promovirt. Ostern 1835 kehrte er nach Breslau zurück, habilitirte sich als Privatdocent an der juristischen Facultät, erlangte 1842 eine außerordentliche und 1850 eine ordentliche Professur an derselben. Er war ein fleißiger, gewissenhafter Lehrer, bei Collegen und Hörern beliebt. Neben dem Lehramt war er viele Jahre in der Verwaltung des Fürstbischofs als juristischer Berather thätig. In den letzten Jahren schwer leidend starb er zu Breslau am 5. August 1888. — Schriften außer kleineren Abhandlungen und Grundrissen, welche Nowack angibt: „Handbuch des gemeinen und preußischen Kirchenrechts der Katholiken und Evange-

lischen“ (1. Abth. Kirchenrecht, 2. Abth. Eherecht. Breslau 1841. 42); „De statu ecclesiae catholicae secundum jus borussicum“ (Habilitationsschrift für das Ordinariat); „Geschichte der Quellen des Kirchenrechts. Zum Gebrauche bei den Vorlesungen“ (1855).

Nowack, Schles. Schriftst.-Lex., H. 5, S. 48 ff. — Abegg, Symbolae, p. 28.
v. Schulte.

Glaser: Hans Heinrich G., Radirer, wurde im J. 1585 in Basel als Sohn eines früheren Leibeigenen des Markgrafen von Baden geboren, der zu Beginn der 1590er Jahre Schaffner im Hofe der Reiche von Reichenstein war. Er scheint eine Art von Gelehrtenbildung erhalten zu haben, da er die damals im Aufblühen begriffene „Schule auf der Burg“ in Basel besuchte. Dann ging er auf die Wanderschaft und trat in Nancy oder Straßburg zu dem tüchtigen Miniaturmaler und Radirer Friedrich Brentel in Beziehung. Man nimmt an, daß G. bei Brentel die ersten Handwerksgriffe der Aetzkunst erlernt und sich bei ihm auch in der Malerei auf Pergament versucht habe. Seit dem Jahre 1617 wieder in Basel, wurde G. im März 1618 in die Himmelzunft aufgenommen, wobei ihm die Bedingung auferlegt wurde, innerhalb der ersten drei Jahre keinen Lehrjungen oder Gesellen zu halten, da er keinen eigenen Lehrbrief hatte vorlegen können. Nachdem er sich im J. 1621 mit Maria Spät vermählt hatte, die ihn in ihrer Ehe mit acht Kindern beschenkte, wurde er zuerst im J. 1624 in weiteren Kreisen bekannt, als er für das „Schweizerische Heldenbuch“ des Pfarrers J. J. Grasser 22 Radirungen, die meist nach Arbeiten Anderer copirt waren, lieferte. Bald jedoch machte er sich auch in künstlerischer Beziehung selbständig. Im J. 1624 gab er 42 kleine Radirungen heraus, welche die Gewohnheit des damaligen Basler Lebens veranschaulichen. Diese Radirungen bilden eine wichtige Quelle für die Basler Culturgeschichte und Kostümkunde. Sie werden aber noch übertroffen durch die im J. 1634 von G. herausgegebene Folge von 58 Blättern, welche die „Basler Kleidung Aller hoch- und nidrigen Stands personen“ darstellen. Ihr eigentlicher Zweck war augenscheinlich, „den Bewohnern Basels die obrigkeitliche Kleiderordnung ad oculos zu demonstriren“. Neben diesem für die Basler Sittengeschichte ungemein werthvollen Hauptwerk lieferte G. zahlreiche illustrirte Flugblätter politischen und unpolitischen Inhalts, deren erstes aus dem Jahre 1626 herrührt. Er verherrlichte in ihnen zum Theil die evangelischen Helden des dreißigjährigen Krieges, z. B. den Schwedenkönig Gustav Adolf und den Herzog Bernhard von Weimar. Die letzte der uns erhaltenen Radirungen Glaser's trägt die Jahreszahl 1641. Vermuthlich brachte ihm sein Handwerk nur geringe Erträge. Er mußte sich zeitweilig als Buchhändler und durch Ertheilung von Zeichenunterricht forthelfen und war daher jedenfalls sehr froh, als ihn die Regenz der Universität Basel zum Präpositus des oberen Collegs ernannte. Aber da er sich, wie es scheint, allerhand Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen ließ, sah er sich genöthigt, am 12. Juli 1650 sein Amt niederzulegen und sich ins Privatleben zurückzuziehen. Als er im J. 1673 hochbetagt starb, war er selbst in seiner Vaterstadt schon so gut wie vergessen. Dennoch verdient er dies Schicksal nicht, da er einer der interessantesten Basler Chronisten des 17. Jahrhunderts war, „der zwar nicht mit der Schreibfeder, wohl aber mit Stift und Radirnadel packend seine Zeit zu schildern verstanden hat“.

Vgl. Daniel Burckhardt-Werthemann, Hans Heinrich Glaser. Ein Basler Künstler aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, im: Basler Jahrbuch 1897. Basel 1897, S. 144—186. H. A. Lier.

Glaser: Julius G. wurde am 19. März 1831 zu Postelberg im Saazer Kreis in Böhmen geboren. Sein Vater war von den Eltern, obwol auch er das in der Familie seit lange fortgeerbte Glasergewerbe erlernt hatte, zum Kaufmann bestimmt. Da aber das mit der mäßigen Mitgift seiner Frau begonnene Geschäft in der kleinen Stadt nicht gedieh, mußte er sich dazu entschließen, die Wegmauth in Leitmeritz zu pachten. Dort trat Julius, ein frühreifes Kind, ins Gymnasium ein. Damals schon hatte er die Gewohnheit, mit seinen Lieblingsdichtern, mit einem Band Uhland oder Schiller in Wald und Feld zu gehen, auch begann er schon französisch zu lernen und damit den Grund zu seiner tüchtigen Sprachenkenntniß zu legen. Zu seinem Glück nahm ihn ein Vatersbruder, der in Wien als Handlungsangestellter in bescheidenen Verhältnissen lebte, zu sich und ließ ihn bei den Schotten die Gymnasialstudien beenden, an welche sich damals in Oesterreich noch zwei Jahrgänge „Philosophie“ anschlossen. Den ersten machte er in Wien durch, begab sich aber dann auf ein Jahr (1848—49) nach Zürich, wo er philosophische und besonders bei Geib juridische Studien trieb und auf Grund einer Dissertation über „Vergeltung und Strafe“ am 13. October 1849 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. Schon diese Jugendschrift zeigt bemerkenswerthe Eigenschaften des Glaser'schen Geistes. Eine umfassende Belesenheit, fast ängstlich genaues Abwägen der Argumente und Gegenargumente und doch eine sehr bestimmte Entscheidung. Auch das Merkmal der Continuität der Erkenntnisse tritt uns hier schon entgegen, wie denn G. selbst von den in seinen ersten Jugendschriften ausgesprochenen Ansichten, so sehr er sie auch später ausgestaltete und vertiefte, kaum jemals wieder abgegangen ist. So verwarf er die zu jener Zeit an den österreichischen Universitäten herrschende Lehre Herbart's mit ihrer Ableitung des Rechtes aus dem Mißfallen am Streit und in seiner aus dem Jahre 1858 stammenden Abhandlung „Ueber die Nothwehr“ wies er im selben Sinn die Prätension, daß der Charakter der Wissenschaftlichkeit an die Unterwerfung unter eine der großen philosophischen Schulen geknüpft werde, mit der Berufung auf das Rechtsgefühl zurück, dessen einzelne Aeußerungen wir als psychologische Thatsachen sorgfältig beachten, prüfen, und bis zu ihrem Ursprung verfolgen müssen, um so aus derselben Quelle, aus welcher die Rechtsnorm, sei es in der Form der Gewohnheit, sei es in der bewußten That des Gesetzgebers, entspringt, auch das Kriterium zur Würdigung des bestehenden Rechtes, die Anleitung zur Fortbildung desselben zu gewinnen. 1850—52 studirte er in Wien Jus und lernte in den Räumen des Theresianums, wo damals infolge der Schließung der Universität die Vorlesungen abgehalten wurden, den um einige Jahre älteren Josef Unger kennen, mit dem ihn fortan bis zu seinem Tode innige Freundschaft verband. Zur selben Zeit trat er in den Bannkreis Friedrich Hebbel's. Bald war ihm dieser aus ganzer Seele gewogen, wiewol er nach Kuh's Ansicht, Glaser's unbeirrbare Selbständigkeit und Beharrlichkeit im Zusteuern auf das ihm vorschwebende Ziel nicht ohne Unmuth erkannt hatte.

G., der von jeher der Poesie leidenschaftlich ergeben war, gewann Einblick in die Production eines großen Dichters, der ihm als jungem Mann das Zeugniß gab, daß er aus seinem Munde nie etwas vernommen habe, was nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit jenen Grundideen stände, ohne die das menschliche Gehirn, sei es auch noch so vollgepfropft von Wissen und noch so reich an abgerissenen Einfällen allerdings immer und ewig ein Kaleidoscop bleibt, das nur Vexirbilder producirt. Ungleich Hebbel's eigentlichen Jüngern wußte sich G. durch die frühzeitige Klarheit über seine Bestimmung bei aller Hingabe an den sehr anspruchsvollen Meister seine Sphäre zu wahren und

blieb gerade deshalb mit ihm bis an dessen Ende befreundet, wie er auch noch der Wittwe mit treuem Rath zur Seite stand. Im Sommer 1851 machte G. eine Reise nach England, als deren Frucht er „Das englisch-schottische Strafverfahren übersichtlich dargestellt zur Vergleichung mit der französisch-deutschen, namentlich der österreichischen Legislation“ veröffentlichte. Noch im selben Jahre erschien auch die Uebersetzung von Beccaria's „Ueber Verbrechen und Strafen“ mit einer Vorrede, die den zwanzigjährigen Verfasser im Besitz meisterhafter Darstellungskunst, gereifter Ruhe des historischen Urtheils und voller Kenntniß der Aufklärungslitteratur zeigt. Manchen Gedanken, den er später als Justizminister verwirklichen sollte, sprach er in den im Archiv für Criminalrecht 1851 und 52 veröffentlichten Arbeiten „Ueber die Vernehmung des Angeklagten und der Zeugen in der Hauptverhandlung“ und „Ueber die Versetzung in den Anklagestand bei schweren Verbrechen“ aus. Auf Grund dieser Arbeiten und einer ungedruckten Abhandlung „Geschichte des Schöffenwesens im deutsch-österreichischen Strafprozeß“ habilitirte er sich, nachdem er am 27. März 1854 die juristische Doctorwürde der Wiener Universität erlangt hatte, an dieser als Privatdocent für österreichisches Strafrecht. Dem Programm seiner am 9. October 1854 gehaltenen Antrittsrede „Ueber Aufgabe und Behandlungsweise der Wissenschaft des österreichischen Strafrechtes“: sorgsames Studium, gewissenhafte Auslegung des Gesetzes, aufmerksames Verfolgen des historischen Entwicklungsganges, Berücksichtigung der Doctrin anderer Länder, wissenschaftliche Verarbeitung der Präjudicate, blieb er treu, als er 1856 zum außerordentlichen, im September 1860 zum ordentlichen Professor des Strafrechtes ernannt wurde. Vorerst prakticirte er vom 1. Mai 1855 bis 19. Jänner 58 auch noch als Advocaturscandidat in der Kanzlei des Dr. Zeiner, obschon seine Ueberzeugung stets lebhafter wurde, daß ihn dieser Beruf nie ausfüllen könnte. Auch als Vertheidiger trat er noch als Professor auf. Mit großem Eifer widmete er sich der Redaction der A. Oest. Gerichtszeitung, für die er neben Unger und Waser, aus Deutschland den von ihm hochverehrten Mittermaier und Oscar Schwarze gewann. An den Verhandlungen des deutschen Juristentages nahm G. lebhaften Antheil, wurde auch wiederholt zum Mitgliede der ständigen Deputation gewählt. Neben der Abhandlung „Das Prinzip der Strafverfolgung“ und „Zur Kontroverse über das Prinzip der Strafverfolgung“ entstand 1866 das „Gutachten über die durch den deutschen Journalistentag angeregte Gesetzgebungsfrage betreffend die Preßvergehen“, worin er mit unseres Erachtens unwiderleglichen Gründen das objective Verfahren bei den eigentlichen Preßdelicten vertheidigte.

Von der wissenschaftlichen Bearbeitung des materiellen Strafrechtes, das er durch die 1858 erschienenen scharfsinnigen und psychologisch feinen „Abhandlungen aus dem österreichischen Strafrecht“: „Ueber strafbare Drohungen“ und in noch höherem Maaße durch die zweite „Ueber strafbare Unterlassungen“ dauernd bereichert hatte, wurde G. zu dem Hauptwerk seines Lebens geführt, als der Justizminister im Cabinet Erzherzog Rainer-Schmerling, Freiherr v. Pratobevera ihn im Februar 1861 zur Betheiligung an den für die beabsichtigten Justizreformen eröffneten legislativen Arbeiten berief. Kurz vorher, am 24. Mai 1860 hatte sich G., der schon in früher Jugend vom Judenthum zum Katholicismus übergetreten war, mit Wilhelmine Löwenthal vermählt und damit das schönste häusliche Glück begründet. Volle Lebensgemeinschaft auch in allen geistigen und künstlerischen Bestrebungen verband die Gatten während der nur zu kurzen Dauer ihrer Ehe, der ein Sohn und zwei Töchter entsprossen.

Neben die Mitarbeit an dem Entwurf eines neuen Preßgesetzes trat die

Strafproceßordnung, die von da ab den Mittelpunkt von Glaser's Wirken bildet. Er hat deren Entstehungsgeschichte im zweiten Band des Handbuches des Strafprocesses selbst geschildert. Mit der Wiedereinführung der constitutionellen Staatsform erhob sich der Ruf der Rückkehr zu der von Würth nach dem Muster des badischen Gesetzes und des thüringischen Entwurfes auf der Grundlage des französisch-rheinischen Rechtes ausgearbeiteten Strafproceßordnung, die vom Jahre 1850 ab bloß durch drei Jahre in Kraft geblieben war. Nicht weniger als acht Entwürfe wurden unter verschiedenen Justizministern in den Jahren 1860—1867 verfaßt. Es kam wol vor, daß G. durch lange Zeit über das Schicksal seiner Arbeit, die im Staatsrath besonders an dessen Präsidenten v. Lichtenfels entschiedene Gegner hatte, nichts erfuhr, bis bei einem Wechsel der Regierung plötzlich die Wiederaufnahme angeordnet wurde. Der Ausschuß des Abgeordnetenhauses hielt sich schließlich in seinem am 26. November 1869 erstatteten Bericht und vorgelegten Entwurf IX fast durchgehends an den von G. ausgearbeiteten sogenannten Ministerialentwurf V von 1863, sodaß der Sieg der Glaser'schen Ideen sicher schien, als das Abgeordnetenhaus aufgelöst und damit das bisher geleistete formell hinfällig wurde. Während dieser Jahre kämpfte G. auch litterarisch für seine auf die Kenntniß der geschichtlichen Zusammenhänge begründeten, organisch verbundenen Gedanken. Die unaufhaltsame Verdrängung des geheimen, schriftlichen, an eine positive oder wie in Oesterreich nach der Strafproceßordnung von 1853 doch wenigstens an eine negative Beweistheorie gebundenen Verfahrens durch die freie Würdigung der nach Möglichkeit vor dem Richter unmittelbar mündlich aufgenommenen und verhandelten Beweise und die damit logisch gegebene Forderung der Inappellabilität des Urtheils in Bezug auf die Thatsachen ließen ihn eine Garantie gegen die sonst schwindelerregende Gewalt einer kleinen Anzahl von zu dauernder Gemeinsamkeit verbundenen Berufsrichtern suchen. Eine solche erblickte er in der Vermehrung der Urtheilsfinder und in der Doppelbildung im Geschworenengerichte, welche zur Folge habe, daß für alle Forderungen, die an einen wohlgeordneten Proceßgang gestellt werden müssen, viel ängstlicher und aufmerksamer gesorgt werde als da, wo die Entscheidung über Gang, Ausdehnung und Vollständigkeit des Verfahrens denselben Männern zukommt, welche die Resultate der Verhandlung zu constatieren haben. Im Kampf gegen die bekannten Vorträge des Sectionschefs im Justizministerium v. Hye über oder eigentlich gegen das Schwurgericht schrieb er 1864: „In adversarios", nachdem er schon 1862 in seinen Vorträgen „Ueber die Fragenstellung im Schwurgerichtsverfahren" für die Geschworenen nach englischem Vorbild die volle Subsumtion der That unter das Gesetz in Anspruch genommen hatte. Dem Streit um das Schwurgericht machte das Staatsgrundgesetz vom 21. December 1867 insoferne ein Ende, als es verfügte, daß bei den mit schweren Strafen bedrohten Verbrechen sowie bei allen politischen oder durch den Inhalt einer Druckschrift verübten Verbrechen und Vergehen Geschworene über die Schuld des Angeklagten zu entscheiden haben. Viel weiter als irgend ein Vorgänger führte G. das Anklageprincip bis zu den äußersten Consequenzen. Die Staatsanwaltschaft sollte in jedem Stadium die unbedingte Verfügung über die Anklage haben, jedes Verweisungserkenntniß entfallen, dagegen die Richter vollkommen frei sein in der rechtlichen Beurtheilung der Thatsachen und in der Bemessung der Strafe. Die Darstellung der ganzen von ihm legislativ bearbeiteten Materie gab er in seinen 1868 veröffentlichten gesammelten kleinen Schriften unter dem Titel „Zur Reform des Strafprocesses". 1866 veröffentlichte er die ebenda wieder abgedruckte „Vorbereitung der Hauptverhandlung im französischen

Schwurgerichtsverfahren“ und im selben Jahre das Hauptwerk „Anklage, Wahrspruch und Rechtsmittel im englischen Schwurgerichtsverfahren“.

Auch mit der Reform des materiellen Strafrechtes, das noch immer nach der im J. 1852 durch v. Hye ausgearbeiteten Revision im wesentlichen auf der Grundlage des Gesetzbuches von 1803 ruht, beschäftigte sich G. Der Justizminister Pratobevera hatte anläßlich der 1861 begonnenen Berathung eines neuen Preßgesetzes die Revision der die Presse und die politischen Delicte betreffenden Bestimmungen des Strafgesetzes einer Commission aufgetragen, welcher unter seinem Vorsitz neben Sectionschef Rizzy und anderen auch G. angehörte. Diese Commission beschäftigte sich auch mit dem Vorschlag einstweiliger Milderung der Bestimmungen über die Ehrenfolgen. Inzwischen erhielt v. Hye den Auftrag, einerseits einem Votum des Abgeordnetenhauses folgend eine die politischen Delicte betreffende Novelle, andererseits ein vollständiges Strafgesetzbuch auszuarbeiten. Beide Arbeiten legte er im J. 1863 vor. Weitgehende Differenzen der Anschauungen über die Grundfragen, besonders die Regelung der gegenseitigen Beziehungen von Strafe und Ehre, die Grenzlinie zwischen Verbrechen und Vergehen, die geplante Verweisung auch der selbständigen strafrechtlichen Bestimmungen über Polizeiübertretungen in das projectirte Polizeistrafgesetzbuch, endlich das ganz auf die Einzelhaft basirte Strafensystem veranlaßten G. im Zusammenhang mit der damals verfügten Sistirung der Verfassung, gleichzeitig mit seinem Universitätscollegen Wahlberg gegen Ende September 1865 aus der Commission auszutreten. Im J. 1866 begutachtete er auf Wunsch der Züricher Regierung den Entwurf von Benz zu einem Strafgesetzbuch für den Kanton. Dabei sprach er sich besonders über die Einzelhaft in bedeutungsvoller Weise aus. Er wog ihre vortheilhaften Wirkungen, daß sie den Verbrecher zu einem vollständigen Bruch mit seiner Vergangenheit, zu Einkehr in sich selbst zwinge und ihn bildenden Elementen durch das in der Einsamkeit geweckte Bedürfniß zum Lesen zugänglich mache, gegen die Gefahr ab, daß sie bei langjähriger Dauer die geistige und körperliche Gesundheit des Sträflings untergrabe, die Energie des Willens breche und ihn dadurch außer Stand setzen könnte, bei der Rückkehr in die Freiheit den Kampf um das Dasein und den wider die Versuchungen der ganz ungewohnten Freiheit mit Aussicht auf Erfolg zu unternehmen. Die praktischen Folgerungen, die G. daraus zog, Beschränkung dieser Strafe auf eine nicht allzu lange Dauer, Anrechnung zweier Monate in Einzelhaft für drei, hat er später in dem Gesetz vom 1. April 1872 über den Vollzug von Freiheitsstrafen in Einzelhaft zur Geltung gebracht. Im J. 1871 ließ er seine „Studien zum Entwurf des österreichischen Strafgesetzes“ erscheinen, den im J. 1867 noch Hye eingebracht hatte. Inzwischen war er dem Rufe Hasner's gefolgt, der in dem nach Erlassung der Decemberverfassung aus der Mehrheit des Parlaments gebildeten Cabinet Carlos Auersperg das Ministerium für Cultus und Unterricht angenommen hatte und den größten Werth darauf legte, seinen Collegen von der Universität als unmittelbarsten Berather an seiner Seite zu haben. Die große Aufgabe, das österreichische Unterrichtswesen einer Revision von unten herauf zu unterziehen und die Grundlage des ganzen Gebäudes, die Volksschule gegen Clericale und Länderautonomisten nach Art der in anderen Culturstaaten bewährten Einrichtungen zu reformiren, vollzog Hasner, von Glaser's Scharfsinn und unermüdlicher Arbeitskraft unterstützt, mit Hülfe des Ministerialreferenten Hermann und des Professors Adolf Beer in wahrhaft staatsmännischer Weise. G. hatte als erster Beamter des Ministeriums ebenso Antheil an der Gesetzgebung über die Schulaufsicht, die Realschulen und an den zur Durchführung dieser sowie der confessionellen Gesetze erforderlichen Verwaltungsmaßregeln.

Als der inzwischen Ministerpräsident gewordene Hasner dem Grafen Potocki weichen mußte, kehrte G. im April 1870 wieder an die Universität zurück. Im Sommer wurde er von der inneren Stadt Wien in den niederösterreichischen Landtag und von diesem im Herbst in den Reichsrath gewählt, welche Wahlen sich nach Auflösung des Reichsrathes und der Landtage durch den Grafen Hohenwart im Herbst 1871 wiederholten. Unter seinen Reden in diesen Vertretungskörpern, wo er meistens als Berichterstatter über Schulfragen und einige kleinere Justizgesetze auftrat, ragt die am 13. Juni 1871 im Abgeordnetenhaus gehaltene hervor, worin er als Specialberichterstatter für den Etat des Unterrichtes den Antrag auf Errichtung einer rechts- und staatswissenschaftlichen sowie einer philosophischen Facultät mit slowenischer Vortragssprache bekämpfte. Bei der Bedeutung der Sprachenfrage für die österreichische Politik erlangte G. durch die Vertretung des Standpunktes, daß man die Wissenschaft selbst ersticke, wenn man sie vorzeitig in die Fesseln einer noch nicht genug entwickelten Sprache schlage und daß man an solchen Universitäten weder Richter noch Advocaten mit wissenschaftlichem Geist ausstatten könne, erhöhte Beachtung im Parlament. Schon im Spätherbst des Jahres wurde er zu den Berathungen mit den Führern der polnischen Partei zugezogen, die ein Compromiß und damit die Möglichkeit einer verfassungstreuen Regierung schaffen sollten. Hier schon bewährte er seine unvergleichliche Gabe rascher und glücklicher Formulirung, die er im Ministerrath so oft verwerthete, nachdem er am 25. November 1871 in das Cabinet des Fürsten Adolf Auersperg als Justizminister berufen worden war. Während die Politik von Lasser und Unger geleitet wurde, beschränkte sich G. auf sein Ressort. Von den drei Aufgaben, die er hier vorerst fand, neues Strafgesetz, neues Polizeistrafgesetz und neue Strafproceßordnung, war ihm bloß die Lösung der letzteren beschieden. Schon am 16. Februar 1872 brachte G. einen X Entwurf ein, der sich von dem Elaborat IX des Ausschusses aus dem Jahre 1869 und somit von seiner eigensten Arbeit des Entwurfes V nur in unwesentlichen Punkten unterschied. Gleichzeitig aber wurde der Gesetzentwurf über die zeitweise Einstellung der Wirksamkeit der Geschworenengerichte dem Abgeordnetenhause vorgelegt. Während in diesem die Strafproceßordnung sammt Einführungsgesetz ohne Schwierigkeit am 4. Juni 1872 angenommen wurde, war die Debatte im Plenum des Herrenhauses am 18. bis 20. Februar 1873 heftiger. Zwar war der Widerstand gegen die Schwurgerichte angesichts der Bestimmung des Staatsgrundgesetzes nur akademisch und die Einschaltung der Regierungsvorlage über die Suspension der Jury kam den Wünschen des Ministers entgegen, dem die Gefahren dieser Institution in Oesterreich in bewegten Zeiten nicht entgehen konnten, aber die strenge Durchführung des Anklagegrundsatzes fand im Freiherrn v. Lichtenfels, dem josefinisch gesinnten Präsidenten des ehemaligen Staatsrathes einen sehr beredten und erfahrenen Gegner. Er blieb aber mit seinem Antrag, daß die eingeleitete Voruntersuchung nur durch Beschluß der Rathskammer eingestellt werden könne, in der Minorität. Mit Glück setzte G. den ernsten Bedenken, die sich aus der Wirksamkeit der seit 1869 eingeführten Preßjury unabweisbar ergaben, das Gleichniß von dem Baum entgegen, der auf einsamer Höhe vom ersten Sturm geknickt werden müsse, der aber Stand halten werde, wenn man ihn mit den Bäumen des Waldes, der Jury für alle schweren und politischen Verbrechen umgebe. Ebenso gelang es ihm, den Antrag auf Einbeziehung der Majestätsbeleidigung unter die politischen Delicte mit Erfolg zu bekämpfen. Nach Ausgleichung der Differenzen zwischen beiden Häusern wurde die Strafproceßordnung am 23. Mai 1873 vom Kaiser sanctionirt. Die Garantien, die G. im Gesetze selbst für das Verdict erdachte,

waren die Einräumung der Befugnisse an die Geschworenen, Fragen an die Beschuldigten und die Zeugen zu richten und Beweisanträge sowie Anträge auf Zusatz- und Eventualfragen zu stellen, die Beibehaltung des Resumé durch den Vorsitzenden, die Zulassung der Nichtigkeitsbeschwerde gegen dessen Rechtsbelehrung und im Rechtsmittelverfahren, wo mit Ausnahme der Uebertretungen jede Berufung inbezug auf Thatsachen ausgeschlossen wird, die außerordentliche Revision, wonach der Cassationshof bei Bedenken gegen die Richtigkeit von Thatsachen in einem Strafproceß auf Antrag des Generalprocurators oder selbständig eine neue Verhandlung anordnen oder den Verurtheilten sofort freisprechen darf. Die Generalprocuratur überhaupt sollte Wächter des Gesetzes sein, ihr wurde deshalb auch das Recht der Nichtigkeitsbeschwerde ohne Parteienantrag zur Wahrung des Gesetzes eingeräumt und dadurch in der Folge mancher Fehler der Jury besonders im Osten des Reiches gutgemacht. Zu bedauern ist, daß G. trotz der von ihm ausgesprochenen Erkenntniß, daß die Gestaltung der Voruntersuchung als einer geheimen, schriftlichen Inquisition bloß auf der Tradition des Continents beruhe, an diesem Mißstand durch ein ganz ungenügendes Maß von Parteienöffentlichkeit nur wenig geändert hat; dagegen sind die Vorschriften über das Verhör des Beschuldigten meisterhaft in ihrer Wahrheit und Ehrlichkeit. Schon ein Jahr nach dem Beginn seiner Ausdehnung auf nichtpolitische Verbrechen hatte das Schwurgericht in Wien selbst, im Proceß gegen den Eisenbahndirector v. Ofenheim eine schwere Belastungsprobe zu bestehen. Die Meinungen darüber, wie diese ausgefallen sei, dürften sehr auseinandergehen. Glaser's Strafgesetzentwurf, den er im J. 1874 einbrachte, wozu er dann die allgemeinen Motive 1875 vorlegte, war durch den Gedanken der möglichsten Annäherung an das deutsche Reichsstrafgesetz von 1870 beherrscht. Seine Grundanschauungen von Strafrecht hielten ihn von jeder absoluten Theorie, insbesondere der damals noch mächtigen Hegel'schen, ebenso fern, wie er die Schwächen von Feuerbach's System des psychologischen Zwanges erkannte. In dem Schutz der Rechtsordnung, in der Verhütung des idealen Schadens, den die Straflosigkeit des Verbrechens durch die Verderbung der öffentlichen Meinung anrichtet, erblickte er die Aufgabe des Strafrechtes, der Strafproceß habe sich nur mit der Verhinderung der idealen Fortwirkung des bereits verübten Delictes zu beschäftigen, die Verhinderung neuer Delicte sei eine von selbst eintretende Folge, nicht eine unmittelbare Aufgabe des Strafprocesses, er diene diesem Zweck, sei ihm aber nicht dienstbar. So blieb G. auch in der Behandlung der Todesstrafe, die beibehalten, aber auf wenige Verbrechen eingeschränkt werden sollte, der schon im J. 1862 ausgesprochenen Ansicht treu, daß die Abschaffung der Capitalstrafe sich erst dann empfehlen werde, wenn man keine zur Wiedereinführung drängende Reaction des Volksgefühles werde fürchten müssen. Der Entwurf kam nicht zur parlamentarischen Verabschiedung. Das gleiche Schicksal erlitt die im J. 1876 eingebrachte Civilproceßordnung. Bei seinem Amtsantritt hatte G. die aus den hannoverischen Berathungen zur Schaffung einer für den ganzen deutschen Bund geltenden Proceßordnung hervorgegangene Vorlage von 1867, die 1870 nur wenig modificirt worden war, übernommen. Er zog es vor, einen neuen Entwurf ausarbeiten zu lassen, in dem die Rechtsmittel mit Rücksicht auf die bestehende österreichische Gerichtsorganisation geordnet und im wesentlichen auf die Revision eingeschränkt wurden. Von bleibender Bedeutung für den zwanzig Jahre später auf theilweise anderen Grundlagen reformirten österreichischen Proceß blieb die gänzliche Abschaffung des Haupteides in jeder Form und die Einführung der Vernehmung der Parteien als Zeugen nach englischem Vorbild. Schon in seinen in den Jahren 1865, 1866 und 1867 erschienenen Studien

„über den Haupteid“ hatte G. mit überzeugenden Gründen diese Neuerung vertheidigt, die sich in der That bewährt hat, wogegen die freie Würdigung des Verhandlungsstoffes sich mit der Beibehaltung des normirten Eides in keiner Weise verträgt. Für die Behebung der ärgsten Mängel hatte er durch die Novelle vom 16. Mai 1874 gesorgt und wenigstens für die geringfügigen Sachen neben dem Mahnverfahren ein mündliches, unmittelbares, vom normirten Parteieneid befreites Bagatellverfahren mit Gesetz vom 27. April 1873 zu Stande gebracht. Auch hier hatte er durch die rechtsvergleichende Studie „über Friedensgerichte“ aus dem Jahre 1859 vorgearbeitet. Noch im J. 1879 veröffentlichte er einen Versuch zu einem das mündliche Verfahren vorbereitenden Uebergangsgesetz, das die Principien seines Proceßentwurfes wenigstens für Streitigkeiten bis 500 Gulden retten sollte. Die schon im J. 1868/69 vorbereitete Regelung des Associationswesens führte die Regierung vorerst auf das Gebiet der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften durch, wobei G. die Zulassung der beschränkten Haftung in einer staatsmännischen Rede gegen Hasner am 20. Januar 1873 im Herrenhaus vertrat. Vier Wochen nach Sanctionirung dieses Gesetzes brach die Finanzkrise über Europa herein, die ihren Ausgangspunkt vom Zusammenbruch der Wiener Börse am 9. Mai 1873 nahm.

Unter anderen Sorgen legte die Situation der Regierung die Pflicht auf, nunmehr das schon seit langem vorbereitete Gesetz, betreffend die Commanditgesellschaften auf Actien und die Actiengesellschaften vorzulegen. Das gemeinsame Elaborat aller betheiligten Ministerien wurde von G. am 5. November 1874 in der glänzendsten Rede, die er als Justizminister gehalten hat, im Abgeordnetenhaus vertheidigt und dabei ein Angriff gegen das Cabinett wegen dessen Haltung nach und vor der Katastrophe ebenso scharf als würdig zurückgewiesen. Die Reform des Actienrechtes scheiterte, dagegen gelang es, einem der Anregung von Praktikern entstammten Gedanken der gemeinsamen Vertretung der Besitzer von Prioritäten und Pfandbriefen durch einen Curator und durch Vertrauensmänner in den Gesetzen vom 24. April 1874 und 5. December 1877 Leben zu verleihen und damit einer weiteren Entwicklung die Bahn zu weisen. G. hatte während seiner Amtsthätigkeit auch einige kleinere Gesetze durchgebracht, von denen aus dem Jahre 1872 das Disciplinarstatut für Advocaten und Advocaturscandidaten, das Syndikatsgesetz über das Klagerecht der Parteien wegen von richterlichen Beamten zugefügter Rechtsverletzungen, das Gesetz, betreffend die Sicherstellung und Execution auf Bezüge aus dem Arbeits- oder Dienstverhältnisse, aus dem Jahre 1876 das Trunkenheits- und das Wuchergesetz für Galizien, Vorläufer umfassender Codificationen, erwähnt werden sollen. Auch die Sammlung der strafrechtlichen Entscheidungen des obersten Gerichtshofes aus den Jahren 1850—1871 veranlaßte er als Justizminister, wie er denn schon als a. o. Professor 1859 mit Unger die Herausgabe der civilrechtlichen Entscheidungen begonnen hatte, an deren Fortführung er sich bis zu seinem Ableben betheiligte.

Aus dieser reichen Wirksamkeit schied G., als am 12. August 1879 Graf Taaffe an die Spitze der Regierung trat.

Schon am 15. Februar 1879 hatten Fürst Auersperg und Unger das seit dem Sommer 1878 erschütterte Cabinett verlassen, während G. sein Portefeuille als Mitglied des provisorischen Ministeriums Stremayer beibehielt. — Mit Taaffe's Uebernahme der Regierung war die verfassungstreue, deutsche Aera vorüber und G. wurde auf seine Bitte zum Generalprocurator am Cassationshof ernannt. In der ersten Zeit der Wirksamkeit der neuen Strafproceßordnung, so lange die Generalprocuratur ohne Chef war, kamen die

Generaladvocaten zu G. als Minister, ihm schwierige Fragen vorzulegen, und mit der ihm eigenen Gegenwart des Geistes unterbrach er seine Arbeit und formulirte sofort die Lösungen. Nachher war v. Liszt Generalprocurator geworden, der nun auch wieder seit länger als einem halben Jahr todt war. Mit voller Hingebung an seine neue, der früheren doch sehr untergeordnete Stellung widmete sich G. der Fortentwicklung der Rechtsprechung auf dem Gebiete des materiellen und besonders des processualen Strafrechtes. An eine von ihm schon als Vertheidiger des Journals „Das Vaterland“ im J. 1862 gegen eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung gemachte Ausführung knüpfte er an, als er die Präsumption bekämpfte und zu Fall brachte, daß bei Delicten, die in Gedankenäußerungen bestehen, der böse Vorsatz in der Aeußerung selbst gelegen sei, und für die umstrittensten Fragen des Beleidigungsrechtes führte er durch Erhebung einer Reihe von Nichtigkeitsbeschwerden zur Wahrung des Gesetzes normgebende Entscheidungen herbei, wodurch die von ihm verfochtenen Ansichten über den Dolus und den Wahrheitsbeweis die oberstgerichtliche Bestätigung erhielten. Gleichzeitig mit dem Antritt seines letzten Amtes hatte G. neben Artikeln für Holtzendorff's Rechtslexikon die Bearbeitung des Handbuches des Strafprocesses für das Binding'sche Sammelwerk übernommen. Der erste Band ebenso wie die meisterhaften „Beiträge zur Lehre vom Beweis im Strafproceß“ erschienen 1883, der zweite 1885, zum dritten waren die Materialien gesammelt, als am 26. December 1885 Wien durch die Kunde erschreckt wurde, daß G. nach bloß achttägiger Krankheit an einer Lungenentzündung verschieden sei.

Nach seinem Tode wurde der Wittwe und den Kindern der erbliche Freiherrnstand verliehen, auf den G. als Großkreuz des Leopoldordens und Ritter der Eisernen Krone 1. Classe statutengemäßen Anspruch hatte. Unter den Arkaden der Wiener Universität erhält das Marmorrelief von Zumbusch, das den freundlich-ernsten Kopf mit der hohen Stirn und dem lockigen Bart- und Haupthaar im Profil darstellt, das Andenken an die äußere Erscheinung des großen Lehrers, Gelehrten und Gesetzestechnikers. Die Familie besitzt ein in den letzten Lebenswochen gemaltes Oelbild von Marie Müller, das auch den Ausdruck der eigenthümlich forschenden hellen Augen lebendig widergibt.

Voll Wärme des Empfindens blieb G. den Leidenschaften fern, vor seinem klaren und tiefen Geist stand nach Unger's schönem Wort der ganze Rechtsorganismus durchsichtig wie ein krystallenes Gebilde. Die Liebe zur Poesie begleitete ihn durch das ganze Leben, sie hat wol dazu geholfen, seinen episch-breiten, vollendet schönen Styl zu schaffen; gern las er auf Spaziergängen und zu Haus den Kindern aus seinen Lieblingsdichtern, am liebsten aus Homer, Schiller und Uhland vor. Auf Reisen, die er mit seiner Frau, später auch mit den Kindern nach Italien, Deutschland, Frankreich, Dänemark und der Schweiz machte, war er ebenso unermüdlich im Schauen wie im Zeigen, als Freund bewies er unwandelbare Treue, als Politiker war er ebenso ehrlich wie als Forscher.

Quellen: Julius Glaser, bibliographisches Verzeichniß seiner Werke, Abhandlungen, Gesetzentwürfe und Reden (von seiner Wittwe), Wien 1888. — Nekrologe: von Josef Unger 1885; Wahlberg, Juristische Blätter, 1886; Lammasch, Grünhut's Wiener Zeitschrift, 1886; ebenda Grünhut, dann Lucchini, Rivista Penale, 1886; Karl Janka, Juristische Vierteljahrsschrift, 1885; E. Ullmann, Gedenkrede, 1886; J. Ofner, österr. Centralblatt, 1886; Dareste im Bulletin de la Societé de Législation comparée, 1887; Felix Bamberg, Fr. Hebbel's Tagebücher. II. Band Nachruf; Ihering, im zweiten Band des „Zweck im Recht“, 2. Aufl. — Vgl. auch: Emil Kuh,

Biographie Fr. Hebbel's, II. Band, Berlin 1887; Fr. Hebbel's Briefwechsel, II. Band, Berlin 1892; Leopold v. Hasner, Denkwürdigkeiten, Stuttgart 1892. — Handschriftlich: Ein von Glaser verfaßtes kurzes bis 1879 reichendes Curriculum vitae, Correspondenz mit Mittermaier, O. Schwarze und Baron A. Salvotti. Edmund Benedikt.

Glauburg: Johann von G. 1503—1571. Das ritterbürtige Geschlecht derer von Glauburg, von der Reichsburg gleichen Namens in der Wetterau abstammend, ließ sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Frankfurt a. M. nieder; 1267 erscheint es zuerst unter den Schöffen; es hat im Laufe der Jahrhunderte der neuen Heimath 51 Bürgermeister gegeben und ist im J. 1830 im Mannesstamm erloschen. Unter den Mitgliedern dieser Familie ist Johann v. G. der bedeutendste; sein Einfluß und seine Bedeutung ragten in den Reformationskämpfen weit über die Mauern der alten Reichsstadt hinaus. Unter der Einwirkung seines Vormundes Hammann v. Holzhausen, eines der eifrigsten und zielbewußtesten Bekenner der lutherischen Lehre in Frankfurt, studirte Johann v. G. in Wittenberg im Verkehr mit den Reformatoren und kehrte 1526 in seine Vaterstadt zurück, um eine Frau aus dem Patriciergeschlecht der Knoblauch zu heirathen. 1527 trat er in den Rath der Stadt ein, 1532 wurde er Schöffe; in den Jahren 1537, 1542, 1547, 1552 und 1563 hat er das Amt des älteren Bürgermeisters bekleidet; diese Daten allein erweisen seine localgeschichtliche Bedeutung. Er war einer der thätigsten Beförderer der Reformation in seiner Vaterstadt, einer der angesehensten Städteboten auf den Tagen des Reichs und der Städte. 1535 war er an den Verhandlungen mit den Schmalkaldenern betheiligt, welche zu dem Anschlusse Frankfurts an den Bund führten. 1541 vertrat G. seine Stadt in Regensburg; es gelang ihm, ihr dort ein kaiserliches Privileg zu erwirken, welches die Ablösung der ewigen Zinsen gestattete — ein für die wirthschaftliche Entwicklung der Stadt wichtiger Schritt, dessen Durchführung freilich dank dem Widerstande der dadurch am meisten betroffenen katholischen Geistlichkeit noch Jahrzehnte erforderte. Von seiner Thätigkeit in den Regensburger kirchlichen Verhandlungen rühmt Johann Draconites, daß er dort „Gottes Wort und Christum von gemeiner Stadt Frankfurt wegen vor der ganzen Welt bekannt" habe. In den Jahren 1547 und 1552, da die Stadt durch Kriegsbedrängnisse in der schwierigsten Lage war, wurde G. beide Male zum älteren Bürgermeister gewählt und hat seines Amtes mit großer Klugheit und Energie gewaltet. Von 1554 ab, als sich Vlamen, Wallonen und Engländer, ihres Glaubens halber aus der Heimath vertrieben, in großer Zahl in Frankfurt niederließen, war es Johann v. G., von dessen Rathschlägen sich die Stadt in ihrem Verhalten gegenüber den fremden Einwanderern leiten ließ. In den vielen Schwierigkeiten, welche die orthodoxe Engherzigkeit der lutherischen Geistlichkeit und der Concurrenzneid der einheimischen Kaufleute und Gewerbetreibenden den Fremden bereiteten, fanden sie in dem aufgeklärten, weitschauenden G. eine feste Stütze; die Einheimischen, insbesondere die Geistlichkeit, zieh ihn des Calvinismus; welchen Ansehens er sich bei Calvin und dessen Freunden erfreute, zeigt der Briefwechsel des Reformators. In Krieg und Frieden stets auf der Wacht, den eigenen Vortheil dem Wohle der Vaterstadt hintansetzend — so rühmt die Grabschrift das öffentliche Wirken Glauburg's, eines der trefflichsten Staatsmänner, welche die Geschicke ihrer Stadt in schweren Zeiten zu leiten berufen waren.

J. K. v. Fichard's handschriftliche Geschlechtergeschichte im Stadtarchive zu Frankfurt a. M., Fasc. Glauburg. — Quellen zur Frankfurter Geschichte, Bd. 2 (Frankfurt 1888). R. Jung.

Gleichen: Karl Heinrich von G., Diplomat, geboren 1733 zu Nemmersdorf in Franken, dazumal zum Markgrafenthum Baireuth gehörig, † am 5. April 1807 zu Regensburg. G. war der einzige Sohn des markgräflich baireuthschen Oberjägermeisters Ernst v. Gleichen und dessen Gemahlin Cordula Barbara geb. Domlin v. Kronenschild. Genaueres über Gleichen's Kindheit und Erziehung ist nicht bekannt. Bezeugt ist nur, daß er um 1750 die Universität Leipzig besucht und als College eines (nachmaligen kursächsischen Gesandten in London) Grafen von Brühl Gellert's Antheil gewonnen hat. Bald nachher trat G. als Kammerjunker in markgräflich brandenburgisch-baireuthsche Dienste. Als 20jähriger besuchte er mit dem ihm befreundeten Dichter v. Cronegk zum ersten Male Paris; dort knüpfte er manche Beziehungen, u. a. mit Madame de Graffigny, an, mit der er gelegentlich Briefe wechselte. Nach seiner Heimkehr begleitete er 1755 den Markgrafen und die Markgräfin nach Italien. Am 21. August 1755 ernannte der Markgraf G. zum Kammerherrn seiner Gemahlin, die bis an ihr Lebensende (1758) G. wohlgesinnt blieb; ihre Huld war keinem Unwürdigen zu theil geworden; ritterlich stand er für seine Herrin ein, als ein an Rang und Stand hoch über ihm stehender Würdenträger die Markgräfin unbedacht bespöttelte. Der Zwischenfall ereignete sich während seines zweiten italienischen Aufenthaltes. Die Markgräfin hatte G. 1756 nach Rom geschickt, um dem Papst für alle ihr seinerzeit erwiesenen Aufmerksamkeiten zu danken und weiterhin als ihr Vertrauensmann Gemälde und andere Kunstwerke auszuwählen. Die Courtoisie gebot G., auch dem damaligen französischen Botschafter in Rom, Choiseul, seine Aufwartung zu machen; der große Herr lud den Kammerjunker in seine Villa nach Frascati zu Tisch; im Gespräch äußerte sich Choiseul an offener Gasttafel über die Markgräfin verletzend; G. wies den Ausfall so scharf zurück, daß Choiseul die Serviette auf den Tisch warf und gereizt vom Stuhl auffuhr; G. wollte auf der Stelle anspannen lassen und nach Rom zurückfahren; nur durch die begütigenden Worten von Choiseul's edler Gemahlin ließ sich G. bewegen, zu bleiben, unter der Bedingung, daß ihm der Botschafter versprach, nie wieder in seiner Gegenwart ein Wort über die Markgräfin zu sagen, das G. nicht anhören dürfte. Choiseul willfahrte als Grandseigneur; von Stund an zog er G. in den Kreis seiner nächsten und liebsten Vertrauten und bewahrte ihm, volle 30 Jahre lang, in allen Wechselfällen seiner Laufbahn Achtung und Antheilnahme. Im steten Verkehr mit dem Ehepaar Choiseul und dessen anregenden Hausfreunden, dem Abbé Barthélemy, La Condamine, dem Baillif v. Solar u. s. w. war es dem jungen Deutschen beschieden, in goldner Jugendzeit auf italienischem Boden alle Genüsse der erlesensten Pariser Geselligkeit auszukosten: l'année 1756 — so schrieb G. am Ende seiner Tage — a été la plus heureuse de ma vie, elle m'a comblé à l'âge de 20(?) ans de toutes les jouissances de l'Italie et de Paris.

1758 kehrte G. über Genf und Avignon nach Baireuth zurück. Choiseul, mittlerweile zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufen, vergaß G. so wenig, wie die anderen Stammgäste seines römischen Botschafts-Palastes. Auf seinen Fürspruch ernannte der Markgraf G. zum Gesandten in Paris. Ein so enger Wirkungskreis genügte auf die Dauer nicht einmal dem bescheidenen G. Wiederum war es Choiseul, der schon dreiviertel Jahre später Gleichen's Uebertritt in dänische Dienste veranlaßte; der Premier vermochte sogar Ludwig XV. dazu, an den Markgrafen ein Dankschreiben zu richten für die Bereitwilligkeit, mit der er den mit einer Pension von 1000 Thalern in Gnaden verabschiedeten „Baron“ G. freigegeben habe: der Barontitel, mit dem G. fortan amtlich und außeramtlich angesprochen wurde, soll keinen andern

nachweisbaren Ursprung haben, als dieses Handschreiben Ludwig's XV. an seinen Baireuther „Cousin“.

Im August 1759 begab sich G. nach Kopenhagen; die dänische Hauptstadt, Hof und Frauenwelt, erschienen dem durch Rom und Paris Verwöhnten, wie er in beweglichen, wohlgedachten und zierlich stilisirten Plauderbriefen an die Herzogin von Choiseul und den Abbé Barthélemy klagte, als ein Exil. Den ihm von Moltke und Bernstorff zugetheilten Gesandtenposten in Madrid nahm G., dessen Herz an der französischen Hauptstadt hing, erst nach längerem Schwanken an. Drei Jahre mußte er in Spanien ausharren, bis ihm endlich 1763 die heißersehnte Stelle des dänischen Gesandten in Paris zufiel. Dort war, nach dem Hubertsburger Frieden, seine Hauptaufgabe, Dänemarks Geldforderungen an Frankreich flüssig zu machen, und nicht zum wenigsten seinen freundschaftlichen Beziehungen zu Choiseul war die Zahlung eines beträchtlichen Theiles dieser Rückstände, sechs Millionen Livres, zuzuschreiben.

1768 besuchte König Christian VII. mit seinem Minister Bernstorff und dem damaligen Leibarzt Struensee Paris. G. war es ein Leichtes, die heikelsten Fragen des Ceremoniells, dank dem Entgegenkommen Choiseul's, zum Wohlgefallen seines Souveräns zu lösen. An äußeren Zeichen der Anerkennung fehlte es G. nicht; Christian VII. verlieh ihm den Danebrogorden. Desto mißfälliger war G. während dieses Fürstenbesuches dem Staatsminister Bernstorff geworden. Am 15. März 1770 wurde G. von Paris abberufen, am 13. Juli nach Neapel versetzt und damit unverkennbar ein paar Stufen tiefer in der diplomatischen Rangordnung gestellt worden. Gleichwol gefiel sich G. in Neapel in der Gesellschaft Galiani's so gut, daß er eine Weile vorhatte, sich dort anzukaufen; allein schon 1771 ließ das dänische Ministerium den neapolitanischen Gesandtenposten völlig eingehen; eine ihm neuerdings angesonnene Versetzung nach Stuttgart schlug G. aus. In der Zwischenzeit war Choiseul gestürzt worden und alle weitreichenden Pläne und weitgediehenen Bemühungen dieses Premiers zu Gunsten Gleichen's, der vermuthlich in französische Staatsdienste treten sollte, waren vereitelt worden. Bernstorff's Nachfolger, Minister v. Osten, wollte G. ein Ruhegehalt von 1000 Thalern nur unter der Voraussetzung verwilligen, daß er diese Pension in Dänemark verzehre. Zum Glück hatte G., als einziger Erbe seines 1761 verstorbenen Vaters in guten Vermögensverhältnissen, nicht Noth, auf diese lästige, späterhin von dem jüngeren Bernstorff nicht mehr aufrechterhaltene Bedingung einzugehen. Er bereiste in den Jahren 1771—1779 Italien, die Schweiz, Holland, England, Frankreich. Ueberall weiß er die Besten und Bedeutendsten zu finden. In Chanteloup, dem fürstlichen Landsitz des vom Hof verbannten Choiseul, erscheint er als guter, alter Kamerad des Abbé Barthélemy, als treuester, stets willkommener Tischnachbar der Herzogin. In Paris verkehrt er im Salon von Madame Du Deffand und Madame Geoffrin als ihr besonderer Liebling. Er unterhält Beziehungen zu Buffon, Marmontel, Diderot, d'Alembert, Holbach. Er besucht Voltaire wiederholt in Ferney und begegnet bei dem argwöhnischen Rousseau keinem Mißtrauen. Als echter Weltbürger verständigt er sich mit Horace Walpole, dem er angelegentlich von Frau Du Deffand empfohlen worden war, auf englischem Boden so sicher, wie am Rhein mit Hemsterhuis und Jacobi. Ueber den Berühmtheiten der Litteratur vergißt er die Machthaber nicht. Außer Kaisern, Königen und ihren Ministern gilt seine Wißbegier in dem Jahrhundert der großen Abenteurer und Mystagogen den Schwarm- und Schwindelgeistern seiner Tage. Der Mann, der rastlos Europa kreuz und quer bereist, hegt einen unbezwinglichen Hang, hinter die Geheimnisse der

Geisterseherei und Magie zu kommen, à voyager dans les espaces imaginaires.

Nach so viel leiblicher und geistiger Unrast verspürte G. das Bedürfniß, mindestens zeitweilig einen Stammsitz zu haben. 1779 siedelte sich G. in Regensburg an. Dort traf er nicht nur die Reichstagsgesandten und Herren vom diplomatischen Corps, umgängliche Leute, die der gastfreie Plauderkünstler gern zu behaglichen, allwöchentlich regelmäßig wiederkehrenden Symposien in seine Junggesellenwirthschaft lud. Dort besuchte er bisweilen auch das Schauspiel. Kaiser Joseph, der sich 1781 auf der Durchreise gleichfalls in die teutsche Comödie zu Diderot's „Hausvater“ begab, „schien ganz angenehm überrascht zu sein, als er den Baron G., dessen Bekanntschaft er in Wien und Paris gemacht hatte, unter der Menge der Umstehenden erblickte und bezeugte ihm seine Bewunderung, wie er nach so vielen gemachten Reisen sich an den Aufenthalt in Regensburg habe gewöhnen können. Dieser versetzte, wie er die hiesige Luft seiner Gesundheit zuträglich finde, worauf der Graf Falkenstein ihm“ — mit wahrhaft kaiserlichem Humor — „erwiderte, wie er nicht begreifen könne, daß eine durch die Politik in beständiger Erregung erhaltene Luft der Gesundheit zuträglich sein möge“. Keinesfalls hinderte die völlige Windstille der Regensburger Reichstagsverhandlungen G., seinen Liebhabereien nachzugehen, den von ihm selbst s. g. recherches hyperscientifiques, kabbalistischen und theosophischen Spielereien, sich hinzugeben. Ging es auf die Dauer in Regensburg gar zu patriarchalisch her, dann regte sich in G. mit der alten Reiselust der Wunsch, alte Freunde heimzusuchen, neue Dinge und Menschen kennen zu lernen. Und der angenehme Gesellschafter wurde überall wohl aufgenommen, wo er sich zeigte, am Wiener Kaiserhof und im Kreise Necker's, im Schloß Ferney und auf dem Landsitz des Großherzogs von Toscana.

Die Anfänge der französischen Revolution sah G. frohgemuth, optimistisch an. Der wachsende Ernst der Zeiten trieb den Vielerfahrenen nicht in das Lager der Gegner der ungeheuren Bewegung. Mehr und mehr zog sich der Alternde jedoch auf die Rolle des beschaulichen, unbefangenen Zuschauers zurück. Milde und freigebig, leutselig und barmherzig, begriff G. schlechterdings nicht, daß sein Haushofmeister, aus Furcht, Unterschleife entdeckt zu sehen, Hand an sich legte. Die Erschütterung über diesen Selbstmord beschleunigte Gleichen's Ende. Letztwillig setzte er den Armen von Regensburg ohne Unterschied der Confession ein ansehnliches Vermächtniß aus. Seine Leute bedachte er reichlich. Selbst für seine Hunde sorgte er testamentarisch vor.

Ein litterarisches Denkmal von Freundeshand wurde G. wenige Jahre nach seinem Heimgange zu theil: Mémoires de M. le Baron de Gleichen Ministre de Danemark à differentes cours depuis 1760—1771 publiées par A. W. Sulzbach à l'imprimerie de J. E. Seidel 1813. Notices biographiques mit spärlichen Proben aus Gleichen's hsr. Nachlaß. 34 Jahre hernach erschienen in Leipzig (Druck von J. B. Hirschfeld, 1847): „Denkwürdigkeiten des Barons Carl Heinrich von Gleichen. Eine Reihe aus seiner Feder geflossener Aufsätze über Personen und Verhältnisse aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts“. Litterarisch Gleichen's größte Leistung, ein Quellenwerk für die Kenntniß der Menschen und Zustände seiner Zeit.

In französischer Prosa, die er in der vornehmsten Gesellschaft von Paris und Versailles so sicher zu sprechen und so geschmeidig zu schreiben gelernt hatte, wie sein berühmterer deutscher Zeitgenosse, Baron Melchior Grimm, charakterisiert G. durchaus aus eigener Anschauung merkwürdige Persönlichkeiten, mit denen er zusammengetroffen war: den König Karl III. von Spanien und den Herzog von Choiseul; Madame Geoffrin und sein Herzblatt, die Herzogin v. Choiseul; Kaiser

Joseph und Leopold II.; Kaunitz und Necker; die männlichen und weiblichen Charakterköpfe der ihm langvertrauten Familie Mirabeau; Glücksritter und Thaumaturgen, große und kleine Propheten, Cagliostro und Saint-Germain, Lavater und Saint-Martin. In der Form hält er sich meist an die in seinen Tagen vielbeliebten Portraits, in der Sache am liebsten an Selbsterlebtes; feingewählte anekdotische Züge, manche belangreiche, neue Aufschlüsse verleihen seinen scharfen und eleganten Aufnahmen den Werth geschichtlicher Urkunden. Mit und in seinen Bildnissen offenbart der Maler zugleich absichtslos seine eigene Natur, eine seltene, glückliche Mischung von Wahrhaftigkeit und Wohlwollen. G. lügt und lästert niemals. Zuverlässig und arglos, verdiente und gewann er von den Knaben- bis zu seinen Greisentagen niemals getäuschtes Vertrauen. Den jungen Leipziger Studenten hält Gellert als Freund hoch. Die helläugige Markgräfin von Baireuth macht ihn zum Mitwisser seltsamer Recepte zu schwindelhaften Geisterbeschwörungen, die Jahrzehnte hernach zum Unheil Friedrich Wilhelm's II. ausschlugen. Die Herzogin von Choiseul betrachtet und behandelt ihn als Lebensfreund. Kaunitz begrüßte ihn mit den Worten: „Ich freue mich, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, von dem mir so viele Menschen nur Gutes und Niemand Böses gesagt hat", ein Lobspruch, der G. im Stillen zur Selbsterkenntniß führt: Je suis donc plus heureux que sage. Selbst im Urtheil des schonungslosen Horace Walpole kommt G. nicht ganz schlecht weg; er rühmt G. ein rechtschaffenes Herz und leidlichen, gesunden Menschenverstand nach; aber, so fährt der überlegene Menschenkenner fort, euer trauriger Baron verliert sich in Definitionen von Dingen, die ihrer nicht bedürfen, und im Eifer, den Sachen auf den Grund zu gehen, ertränkt er sich in einem Löffel Wasser. Das Witzwort rührt an den wundesten Punkt im Wesen Gleichen's; es nimmt überdies das bündigste und bissigste Urtheil vorweg über Gleichen's 1791 und 1792 in deutscher Sprache veröffentlichte Schriften: „Metaphysische Kezereien oder Versuche über die verborgensten Gegenstände der Weltweisheit und ihre Grundursachen" (2 Bändchen) und das selbständig 1792 erschienene ergänzende Heft: „Schöpfung durch Zahlen und Worte. Etwas über Magie, Cabala und geheime Gesellschaften von dem Herrn Verfasser der Metaphysischen Kezereien." Kaum irgendwo kommen diese von der deutschen Zeitkritik als aegri somnia abgefertigten Essais über dilettantische Anläufe hinaus. Den mangelhaften deutschen Stil der metaphysischen Kezereien erklärt und entschuldigt G. selbst mit dem Bekenntniß, daß er nie in seiner Muttersprache (er meint augenscheinlich: für die Oeffentlichkeit) geschrieben habe. Biographisch Bedeutsames findet sich indessen auch in diesen Heften: so zumal in der „Schöpfung durch Zahlen und Worte" seine eindringliche Warnung vor Ausartungen der Maurerey und der Rosenkreuzerei. „Die einzige Verbrüderung die vielleicht zweckmäßig arbeitet und die ich deswegen noch empfehlen kann, ist die" — von G. auch sonst, „Denkwürdigkeiten", Artikel Alchymie erwähnte — „Loge der vereinigten Freunde (les Amis réunis) zu Paris. Sie bewahret und sammlet die vollständigste Geschichte der Maurerey, hält ein getreues Register aller Thorheiten, Erdichtungen und Charlatanerien, die dahin einschlagen, und in ihren Archiven findet man Alles, was Geld, Mühe und die ausgebreitetsten Verbindungen zu Ehren der Wahrheit haben entdecken können. Die Resultate dieser Entdeckungen sind ein Paar 100 falsche Grade, die Lebensläufe von ein paar Duzend Betrügern und die Gewißheit, daß alle bekannten Systeme noch nichts gefunden haben." Das klingt wehmüthig, wie Abschied von langgehegten Selbsttäuschungen, wie die Grabschrift allzu theuer bezahlter, betrogener Hoffnungen. Eine Reihe von weiteren 1797 in deutscher Sprache

veröffentlichten Versuchen Gleichen's: „Gedanken über verschiedene Gegenstände der Politik und freien Künste" war mir bisher nicht erreichbar.

Ein Bildniß Gleichen's zeigt ihn im Hofkleid, ordensgeschmückt, den Dreispitz unter dem Arm, den Spazierstock mit goldenem Knauf in der Rechten, auf freiem, mit halbzerstörten, monumentalen Bauwerken bedeckten Platze sinnend Halt machen. In Regensburg wurde G. in den Anlagen der Allee vor dem St. Emmeramer Thor ein mit einer Sphinx gekröntes Monument gesetzt.

Meusel, Das gelehrte Deutschland, II, 5. Ausg., Lemgo 1796, gibt als Geburtsdatum Gleichen's den 27. November 1734 an. Die Angabe unseres Textes beruht auf den oben angeführten Notices biographiques in den Mémoires de M. le Baron Charles Henri de Gleichen publiées par A. W. [nach einer gütigen Mittheilung des fürstl. Thurn- und Taxis'schen Archivrathes Dr. Rübsam in Regensburg unterliegt es keinem Zweifel, daß A. W. = Graf Alexander v. Westerholt († 1827)]. Graf Westerholt bemerkt im Avant-propos: c'est au reste mon ami Mr. le Chevalier de Bray, ministre de S. M. le Roi de Bavière à Petersbourg, qui a engagé M. le Baron de Gleichen à entreprendre la redaction de ces mémoires. Westerholt's Publication gibt kaum einen Vorschmack dieser Memoiren; sie umfaßt mit den Notices biographiques Alles in Allem nur 52 Seiten. Allein auch die 1847 in Leipzig erschienenen, 234 S. starken Denkwürdigkeiten des Barons Karl Heinrich v. Gleichen — bis zur Stunde die Hauptquelle für die Kenntniß von Gleichen's Leben und Schriften — geben nur eine Auswahl aus seinen eigenen Memoiren und den an ihn gerichteten Briefen der Markgräfin von Baireuth, der Herzogin von Choiseul, der Marquise du Deffand u. s. w. Wohin Gleichen's litterarischer Nachlaß seitdem gerathen ist, war trotz mancher Umfragen und Nachforschungen bisher nicht zu erfahren; hoffentlich gelingt es noch, weitere Spuren aufzufinden und auf Grund umfassenderer Kenntniß Gleichen's Art und Schicksal in einem selbständigen Zeit- und Charakterbild zu würdigen. Die Souvenirs de Charles Henri Baron de Gleichen précedés d'une notice par M. Paul Grimblot (Paris, Léon Techener fils 1868) beschränken sich darauf, Gleichen's in den „Denkwürdigkeiten" mitgetheilte französische Urschriften unverändert zu wiederholen und die biographischen Texte des ungenannten Herausgebers der Denkwürdigkeiten aus dem Deutschen in das Französische zu übertragen. Grimblot's Behauptung S. XLVII, daß ein Fragment der Souvenirs 1810 im Pariser Mercure étranger veröffentlicht wurde, vermochte ich nicht nachzuprüfen. — Biographische Einzelheiten in den Briefen von Madame du Deffand, in den Oeuvres complètes von Voltaire und Diderot (vgl. die Registerbände). Dazu kleine Nachträge bei Gaston Maugras: Le duc et la duchesse de Choiseul und La disgrace du duc et de la duchesse de Choiseul. Paris 1902. — Zur Begegnung Gleichen's mit Kaiser Joseph in Regensburg vgl. Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781 (die Anekdote wird wiederholt von P. Wild, über Schauspiele und Schaustellungen in Regensburg. 1901. S. 68 ff.). — Nachricht von der Vertheilung des Baron v. Gleichen'schen Legates für die Armen zu Regensburg (o. J.). — Freundliche Nachweise von Professor Richard Fester (Erlangen), Archivrath Dr. Rübsam (Regensburg), Graf Hugo v. Walderdorff auf Schloß Hauzenstein, Bibliothekar D. Georg Wolff (München).

Anton Bettelheim.

Gleichenstein: Hans Basilius Edler von G., vorher Güpner (Gypner, Gübner) geheißen, Jurist und geschichtsfälschender Schriftsteller, ge-

boren am 23. Juni 1671 in Weimar, † am 9. November 1747 in Zwötzen bei Gera (Reuß j. L.). Seinen ersten Unterricht empfing er in Weimar, dann auf dem Gymnasium in Roßleben. Von da brachte ihn sein Vater Basilius Güpner, damals Amtmann in Niederroßla bei Apolda (vorher Steuerobereinnehmer in Weimar), im Juni 1686 auf das Gymnasium in Pforte. Der Knabe zeigte sich dort als mittelmäßig veranlagt und abergläubisch, suchte aber mit Geschick und Verschlagenheit den Schein größerer Bedeutung zu erwecken. Er verließ Pforte nach Durchlaufung der obersten Classe im Sommer 1690 und wurde am 6. September desselben Jahres in Jena immatriculirt, wo er unter J. A. Schmid, J. Chr. Hartung, P. Müller, G. A. Struve u. A. historische und juristische Studien trieb. Nach mehrjährigem Aufenthalt daselbst besuchte er auch noch andere Universitäten. Die Gelegenheit, sich als Regierungsadvocat in Merseburg niederzulassen, benutzte er nicht, sondern übte sich seit 1694 in der Verwaltung als Accessist in den Aemtern Allstedt, Großbrembach-Hardisleben und Niederroßla. Von 1698 an finden wir ihn in gotha-altenburgischen Diensten als Adjuncten des Amtes Leuchtenburg-Orlamünde, wohin ihn der Schösser Johann Emanuel Rudolphi, ein Bruder des gothaischen Lehen- und Archivsecretärs Friedrich Rudolphi (s. A. D. B. XXIX, 576 f.), gezogen hatte. Am 6. Februar 1699 erhielt er dort seine feste Anstellung als Amtscommissar und hatte, als er sich bald darauf mit Friedrich Rudolphi's einziger Tochter Anna Sophie verheirathete, seinen Wohnsitz in dem Städtchen Kahla unterhalb der Leuchtenburg. Außer seinen Amtsgeschäften widmete er sich dort der theoretischen Weiterbildung im Rechtswesen und erwarb am 1./2. August 1703 an der Universität Jena unter Professor Christian Wildvogel's Präsidium durch eine Disputation „De jure thalami“ (2. Aufl. 1717) den Grad eines Licentiatus juris (nicht die juristische Doctorwürde, wie bisweilen behauptet wird). Ist seinen eigenen Angaben Glauben zu schenken, so ertheilte er damals auch Rath und Auskunft in Rechtsangelegenheiten an Private, ja er will sogar von der Regierung in Berlin Aufträge zur Erledigung von Gerichtsfällen beim Herzogthum Magdeburg erhalten haben. Es könnte dies vielleicht geschehen sein infolge des Eintretens adeliger Verwandten, auf die er sich nicht wenig zu Gute that, wie er denn seine devote Sehnsucht nach allem Adeligen überall durchblicken ließ. In dieselbe Zeit fallen seine ersten historischen Studien: er veröffentlichte nämlich 1703 unter dem Titel „Basilius redivivus“ eine nicht erhalten gebliebene Biographie seines Großvaters Basilius Güpner, der 1688 als Pfarrer in Niederroßla gestorben war. Was spätere Schriftsteller daraus citiren, läßt annehmen, daß bereits diese historische Erstlingsarbeit mit genealogischen Fälschungen durchsetzt war. Im folgenden Jahre glückte es seinem Streben, eine Stufe höher zu kommen: er trat, wol abermals durch verwandtschaftliche Connexionen, im Juni 1704 in königlich preußische Dienste über als Oberamtmann von Calbe a. S., Gottesgnade und Brumby mit Amtswohnung im Schlosse zu Calbe. Aber schon Ende 1705 bemühte er sich wieder um Entlassung aus seinem Amte, da ihm in Gotha eine Stellung angeboten worden sei. Der König wünschte jedoch, den „bemittelten Mann“ zu halten, und dies gelang durch Verleihung des Titels „Rath“ im Januar 1706. In seiner Amtsthätigkeit zeigte er ein reizbares, anspruchsvolles, eingebildetes Wesen und ließ in seinen Schreiben gern anzügliche und scharfe Redewendungen einfließen. Die Folge davon war, daß er nicht allein, wie aus zahlreichen Beschwerden über ihn hervorgeht, bei den Amtsuntersassen wenig Beliebtheit gewann, sondern auch in viele Streitigkeiten mit den vorgesetzten Behörden (Kammer, Regierung, Consistorium) gerieth. Empfangene Zurechtweisungen steckte er entweder ein oder ließ unterwürfige

Entschuldigungen darauf folgen. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich litterarisch, indem er theils juristische Aufsätze verfaßte, die jetzt ohne Bedeutung sind, theils geschichtliche Forschungen trieb. Er kam durch letztere in Verbindung mit manchen Gelehrten, z. B. mit J. G. Leuckfeldt, der ihm später (1721) sein Buch über die Prämonstratenserklöster zu Magdeburg und Gottesgnade widmete. Als in der Verpachtung der Aemter Gottesgnade und Brumby 1707 Aenderungen eintraten, wurde ihm trotz seines Protestes die Jurisdiction darüber entzogen. Neue Irrungen ergaben sich, als man in Preußen 1711 bei den Domänen mit dem System der Vererbpachtung brach und die Zeitpacht wieder einführte. Seine Amtsthätigkeit erreichte dadurch auch in Calbe ihr Ende. Er hatte sich wol schon seit den Vorgängen von 1707, die seiner Eitelkeit verdrießlich waren, nach einem anderweiten Posten umgesehen und seinen Ehrgeiz auf kaiserliche Dienste gerichtet, wo auch sein Streben nach Adelung leichter erfüllbar schien. Im März 1711 reichte er sein Entlassungsgesuch ein, da er Gelegenheit erlangt habe, in kaiserliche Dienste zu treten, und verließ Calbe im Januar 1712. Die Abwicklung seiner Sachen war jedoch mit Schwierigkeiten verbunden und zog sich bis in den October 1713 hin. Von Gotha aus, wohin er sich zunächst begeben hatte, unternahm er alsbald seine Reise nach Wien. Zwar zerschlugen sich die Hoffnungen auf Anstellung im Dienste des Kaisers, aber sein adelsdurstiges Herz fand Befriedigung. Bereits im Sommer 1712 war ihm auf sein Ansuchen und gegen Erlegung einer beträchtlichen Geldsumme der Reichsritterstand mit dem Namen „Edler von Gleichenstein“ verliehen worden; das förmliche Diplom Karl's VI. darüber datirt erst vom 20. December 1712. In seiner Bewerbung behauptete er, er sei im Weiberstamm Nachkomme der „seit Karl's des Großen Zeiten um das Reich hochverdienten Edelinge von Gleichenstein“, und fügte deren angebliche Genealogie bei. Diese Tabelle beruht auf dreister Escamotage, denn sie erweist sich als eine Stammtafel der 1631 ausgestorbenen Grafen von Gleichen, von denen sich einmal im 13. Jahrhundert etwa 50 Jahre lang ein Zweig „Grafen von Gleichenstein“ genannt hat nach der Burg Gleichenstein bei Heiligenstadt auf dem Eichsfelde. Er behauptete auch, diese Burg zu besitzen, die doch damals der Sitz eines kurmainzischen Amtes war. In dem benachbarten Dorfe Uder gehörte das Rittergut zeitweilig der Familie seines Schwiegervaters. An der Stelle der gleichischen Stammtafel aber, wo die Weiberlinie abzweigt, aus der er stammen will, ist eine verwegene Fälschung eingeschmuggelt. Es muß dahin gestellt bleiben, ob man in der kaiserlichen Kanzlei diese Betrügereien nicht bemerkt hat oder nicht hat bemerken wollen.

Während des Jahres 1712 und bis zum Sommer 1713 blieb G. in Oesterreich, besonders wol bei einem Stiefbruder seines Vaters, dem Freiherrn Michael Achaz v. Kirchner auf Heraletz, Humpoletz und Pollerskirchen in Böhmen. Nach der Rückkehr nahm er seinen Wohnsitz zu Gotha in seines Schwiegervaters kurz zuvor (1711) erbautem Freihause „zum Fürstenhof“. Vom Herzog Friedrich II. erlangte er dort 1714 den Titel „Commissionsrath“, der ihm den Verkehr mit dem Hof erleichterte, wirkliche Geschäfte zur Erledigung aber kaum mit sich brachte. So wandte sich denn G. hauptsächlich litterarischen Studien zu, durch die er mit einer großen Anzahl von Provinzialgeschichtsforschern, wie J. P. v. Ludewig, J. M. Schamelius, Chr. Juncker, W. E. Tenzel, J. B. Mencke u. A. in Beziehungen trat. Seine erste Veröffentlichung in dieser Zeit bestand in den dreißig adelige Geschlechter umfassenden „Tabulae genealogicae derer von Adel in Sachsen-Gotha“ (1716); ihre Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit ist bisher noch nicht nachgeprüft worden. Als sein Schwiegervater Friedrich Rudolphi, dem auch das herzogliche Archiv zu Gotha

unterstand, damals an der „Gotha diplomatica“ arbeitete, betheiligte sich auch G. an dem Werke, das 1717 in fünf Theilen herauskam, und als erste gedruckte Territorialbeschreibung in deutscher Sprache von Bedeutung und Wichtigkeit ist. Die letzten beiden Theile, enthaltend gothaische Verordnungen und eine unkritische sächsische Chronik, rühren von G. her, der es auch nicht hatte unterlassen können, vor dem vierten Theile sein Porträt und Wappen in Kupferstich einzuschalten. Das abgebildete Antlitz offenbart weniger eine bedeutende Intelligenz als vielmehr Unternehmungslust, Streben nach Anerkennung, Ehre und sinnlichem Wohlleben, sowie starke Empfindlichkeit und großes, aber auch scrupelloses Geschick, sich selbst in den Vordergrund zu stellen.

Nach längeren Bemühungen gelang es G., wieder eine feste Stellung zu finden: Herzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar ernannte ihn 1724 zum Hofrath und Oberamtmann von Bürgel (östlich von Jena) mit dem Wohnsitz in Thalbürgel. Der litterarisch angesehene Mann wurde dort mit einem gedruckten Begrüßungsgedicht empfangen, seine große Bibliothek und Münzensammlung wie Wunder angestaunt. Es waltete aber auch in Bürgel kein Glücksstern über ihm. Er gerieth gleich zu Anfang mit den vorgesetzten Behörden in Irrungen, namentlich wegen des Rechtes zum Anstellen des Amtsschreibers, auch konnte er im Verkehr mit den Amtsunterthanen nicht immer den richtigen Ton treffen und fühlte sich daher bald unzufrieden. Die Amtsgeschäfte ließen ihm genügende Zeit zu litterarischen Arbeiten. Im J. 1727 erschien von ihm ein Büchlein, durch das er die Gunst des damaligen weimarischen Kanzlers Marschall, genannt Greif, gewinnen wollte, die „Commentatio de stirpe dominorum de Greif“ (wieder abgedruckt in Reinhard's Sammlung seltener Schriften II), die mit den keckſten Fälschungen versetzt ist, um dieser Familie den Schein höheren Alters zu verschaffen. Auf gleicher Stufe steht das andere Werk aus seiner Bürgeler Zeit „Burgelinensis abbatiae primitiae“, das 1729 in Jena mit einer Widmung an den Herzog Ernst August von Sachsen-Weimar herauskam und in lateinischer Uebersetzung in Otto's „Thuringia sacra“ wiederholt wurde. Wol hätte G. aus dem Amtsarchiv, mit dem er sich viel abgab, etwas gutes herausarbeiten können, aber Urkunden wie Darstellung des verworrenen, unklaren und dürftigen Buches, das von kritiklosen Zeitgenossen hoch gepriesen wurde, stecken voll von unerhört dreisten Fälschungen, die lange Zeit unbesehen für wahr hingenommen worden sind und dadurch manchen Schaden in der osterländischen Geschichtschreibung angerichtet haben. Wenige Monate nach Erscheinen dieses unrühmlichen Werkes trat G. von seinem Posten zurück; welcher Umstand die unmittelbare Veranlassung dazu gab, ist noch nicht nachgewiesen.

Er siedelte wieder nach Gotha über und bemühte sich von dort aus um eine neue Anstellung. Noch ein Mal that sich ihm eine glänzende Zukunft auf, als ihn Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels Ende August 1731 zum wirklichen Geheimen Kammerrath annahm und ihm als Vorsitzendem die Aufsicht über das ganze Kammer- und Rentenwesen, sowie die Bergsachen, mit Sitz und Stimme im Geheimrathscollegium gleich nach dem Vicekanzler, übertrug. Im November desselben Jahres ernannte ihn der Herzog auch noch zu seinem Deputirten bei der in Weißenfels bestehenden kursächsischen Subdelegirtencommission. Aber G. zeigte sich des in ihn gesetzten Vertrauens nicht würdig. Er nahm seinen Privatsecretär Förtsch, der wol schon in Bürgel bei ihm gewesen war, aber gar nicht in weißenfelsischen Diensten stand, mit in die Sitzungen des Kammercollegiums und ließ sogar herzogliche Acten von ihm durchsehen und excerpiren. Bereits Anfang April 1732 ertheilte ihm Herzog

Christian einen ernstlichen Verweis wegen dieses pflichtwidrigen Unterfangens. Der eitle Mann fühlte sich dadurch zwar gekränkt, ließ es aber doch auch weiter an sich fehlen, und so erfolgte im Juli 1732 seine Dimission.

Wiederum stellenlos kehrte G. 1733 nach Gotha zurück, wo seine Frau von ihren inzwischen verstorbenen Eltern das Freihaus „zum Fürstenhof“ ererbt hatte. Als gothaischer Commissionsrath hoffte er, dort auf irgend eine Weise mit dem Hofe Beziehungen anknüpfen zu können. Die Gründe seiner weißenfelsischen Entlassung waren aber in Gotha nicht unbekannt geblieben, stand doch der neue Herzog Friedrich III., der seine Schwester Friederike 1734 mit dem Prinzen und nachmaligen Herzog Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels verheirathete, schon damals in freundschaftlichen Beziehungen mit Weißenfels. So wurde G. am Hofe zu Gotha ignorirt und seine mehrmaligen, von Aberglauben zeugenden Bemühungen, einen Posten zu erlangen, blieben ebenso erfolglos wie seine Gesuche um eine Audienz beim Herzog, ja man gab ihm schließlich seit 1735 nicht einmal mehr Antwort auf seine Eingaben. Diese Zurücksetzungen verwundeten seine Eitelkeit empfindlich und verleideten ihm mehr und mehr den Aufenthalt in Gotha. Ein neuer Schlag traf ihn dort am 21. März 1740 durch den Tod seiner Ehefrau. Da seine Kinder alle nicht mehr bei ihm waren, verließ er nun Gotha und zog, wenn auch vielleicht nicht in der Absicht, dauernd zu bleiben, nach Zwötzen a. d. Elster bei Gera, wo seine zweite Tochter Dorothea Elisabeth an den Gutsherrn Johann Christian v. Brettin (früher auf Droschka bei Bürgel) verheirathet war. Dort fand der unstäte Mann in seinen letzten Lebensjahren Unterkunft und Pflege. Die Unfähigkeit, selbst noch thätig zu sein, und der Gedanke an das nahende Ende bewogen ihn, sich seiner litterarischen Sammlungen zu entäußern. Hatte er schon 1735 in Erinnerung an seine Schulzeit Bücherschenkungen nach Pforte gemacht, so schlug er 1744 und 1746 dem Pförtner Rector Freytag vor, daß seine ganze, aus etwa 2000 theologischen, philosophischen, geschichtlichen, juristischen und mathematischen Büchern bestehende Bibliothek nebst Globen, astronomischen Instrumenten u. s. w. von Pforte angekauft werden möchte, und zwar, was wiederum charakteristisch für ihn ist, gegen halbe Taxe, wenn alljährlich an Gleichenstein's Geburtstage eine Gedächtnißrede auf ihn von einem Schüler gehalten würde. Die kursächsische Regierung in Dresden ging auf dieses Anerbieten nicht ein. Wohin die Bibliothek gekommen ist, hat sich bisher nicht nachweisen lassen. Die handschriftlichen Sammlungen, hauptsächlich historische Materialien mit eingemengten Fälschungen, sind noch bei Gleichenstein's Lebzeiten in anderen Besitz übergegangen, wahrscheinlich an J. P. v. Ludewig in Halle und haben später ihren Weg in die sogenannten Buder'schen Sammlungen der Jenaer Universitätsbibliothek gefunden. Im Hause seines Schwiegersohnes J. Chr. v. Brettin starb G. am 9. November 1747 in Zwötzen. Sein Leichnam wurde nicht nach der Rudolphi- v. Gleichenstein'schen Familiengruft in Gotha überführt, sondern in Zwötzen beigesetzt. Von seinen fünf Kindern gelangten zwei Söhne und zwei Töchter zu erwachsenen Jahren; drei davon überlebten den Vater. Das von ihm begründete Geschlecht der Edlen v. Gleichenstein starb im Mannesstamm schon mit seinem Enkel, dem hannöverischen Hauptmann Johann Friedrich v. G. 1783 wieder aus. Mit dem badischen Freiherrngeschlechte „Gleichauf v. Gleichenstein“, das jetzt im Weiberstamm als „Huber von Gleichenstein“ fortblüht, besteht kein genealogischer Zusammenhang.

Archivalien der Staatsarchive zu Altenburg, Dresden, Gotha, Magdeburg, Weimar, Wien, des Rectoratsarchivs in Pforte, der Universität Jena. — Chr. Löber, Historie von Ronneburg (1722), S. 392 f. — Chr. H. Löber,

Historia ecclesiastica ephor. Orlamund. (2. Aufl. 1702), S. 143. — Brückner, Kirchen- und Schulstaat im Herzogthum Gotha, III. Theil, 7. Stück (1761), zwischen S. 72 und 73. — Hallbauer, Lutherus politioris litteraturae cultor et aestimator (Jena 1717), S. 53. — Reimmann, Historia litterario-genealogica Sect. II (Quedlinburg 1710), S. 123 f. — Adelung, Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon, II, Sp. 1483. — Kneschke, neues deutsches Adelslexikon I, Vorwort, S. IX, und III, S. 541. — J. G. A. Galletti, Geschichte des Herzogthums Gotha, II. Vorrede, S. 11. — J. Chr. Arnold, Monumentum sepulchrale des Fr. Rudolphi (Erfurt 1723), S. 19 f. — Sigebotos Vita Paulinae, herausg. von P. Mitzschke, S. 237 f. — P. Mitzschke, Urkundenbuch von Bürgel, I, S. XVIII ff. — J. und E. Löbe, Geschichte der Kirchen und Schulen in S.-Altenburg, II, S. 292. — Andreä, Die Familie v. Hausen (Stotternheim 1864), S. 12 f. — E. Devrient, in der Zeitschrift d. Vereins f. thür. Geschichte, XX (= N. F. XII), S. 2 und 3. — J. P. Friese, Programma inaugurale de jurisjurandi natura im Anhange der Dissertation De jure thalami (1703), S. 12—15. — M. Hoffmann, Pförtner-Album, S. 154, Nr. 4287. — O. Dobenecker, Regesta Thuringiae diplomatica, II, S. 231, Nr. 1248 und S. 491 sub „Greif". — H. B. v. Gleichenstein, Burgelinensis abbatiae primitiae, S. 38, 134 ff. und 139—154. — v. Falckenstein, Thüringische Chronica I, S. 30—31.

Mitzschke.

Gleim: Betty G., † am 27. März 1827, angesehene Erzieherin und Schriftstellerin zu Bremen. Betty (Ilsabetha) G. wurde am 13. August 1781 in Bremen geboren und am 22. d. M. auf den Namen Adelheid getauft. Wann und warum dieser Vorname später dem Namen Betty (Ilsabetha) hat weichen müssen, ist unbekannt. B. Gleim's Eltern waren der Kaufmann (Weinhändler) Johann Christian Gottlieb Gleim, ein aus Halberstadt nach Bremen eingewanderter Neffe des berühmten Johann Wilhelm Ludwig G., und dessen Gattin Adelheid, Tochter des Aeltermannes und Schwester des Bürgermeisters Franziskus Tidemann. Die angesehene Stellung des Elternhauses läßt ohne weiteres voraussetzen, daß die begabte Tochter nach dem Maße der Zeit sorgfältig erzogen und unterrichtet wurde. Doch ist näheres darüber nicht bezeugt; nur darf man als bezeichnend für die geistige Luft, in der jene aufwuchs, anführen, daß die beiden Geistlichen, welche um 1800 in Bremen für Reform des Unterrichtswesens im Sinne Pestalozzi's begeistert wirkten: der Züricher Haefeli an der Ansgarii- und der von Detmold herübergekommene J. L. Ewald an der Stephanikirche, zum Umgangskreise des Gleim'schen Hauses gehörten und an dessen heranwachsender Tochter wohlwollenden Antheil nahmen. Mit Haefeli's Tochter Regula war diese befreundet und von ihm wurde sie 1799 im Mai confirmirt. Mochte der Hinblick auf die wankende Gesundheit des nur mäßig begüterten Vaters und der Rückgang des Verlöbnisses mit einem jungen, braunschweigischen Geistlichen, das Betty bei einem Besuche in Halberstadt wohl allzurasch eingegangen war, zu dem Entschlusse mitwirken, im Jahre 1806 eine höhere Lehranstalt für Mädchen in Bremen zu gründen; gewiß durfte sie in der Ankündigung vom 14. October 1805 sagen, daß sie damit einem längst gehegten Plane, für den sie sich sorgfältig vorbereitet hätte, Wirklichkeit gäbe. Von dem ausführlichen Lehrplane den sie zu Grunde legte, urtheilt ihr sachkundiger Bremer Biograph: „Jede Seite zeugt von reifer pädagogischer Einsicht. — — — Die Verfasserin hat nicht bloß das Beste gelesen und durchdacht, namentlich die Schriften Pestalozzi's, Plamann's, — Tillich's, v. Türk's — — und anderer, sondern sie entwickelt auch

häufig die Gedanken selbständig weiter. —— Ihr klarer, besonnener Blick erkennt und vermeidet die Einseitigkeiten und Ueberschwänglichkeiten ihrer Zeit." Die Schule kam rasch in Flor. Anfangs dreiclassig abgestuft, zählte sie 1812 in vier Classen 80 Schülerinnen. Dann ging sie zurück. Allgemein geliebt und verehrt war die geistvolle, anregende Vorsteherin; aber es scheint, daß sie weniger die Gabe der Leitung besaß und besonders einer Lehrerin blindes Vertrauen schenkte, deren Ränke die Mitarbeiterinnen verstimmten und viele Eltern der Anstalt entfremdeten. Infolge dieser Verdrießlichkeiten trat Betty mit der angefeindeten Lehrerin 1815 zurück und überließ die ganze Anstalt ihrer bisherigen ersten Gehülfin Louise Köhler aus Dessau. Nachdem der schwere Schritt geschehen war, begab Betty sich für einige Zeit über Holland nach England zu einer dortigen Verwandten. Wenn es zugleich in der Hoffnung geschah, dort einen neuen, zusagenden Wirkungskreis zu finden, so erfüllte diese Hoffnung sich nicht. Wir finden sie bald wieder in Bremen, von wo sie 1816, wiederum auf den Ruf einer Verwandten, nach Elberfeld siedelte, um dort eine Bildungsanstalt für Töchter höherer Stände zu gründen. Nach vielversprechendem Anfange gerieth aber auch diese Anstalt durch den Widerspruch alsbald ins Stocken, den jene von Bremen mitgebrachte Vertraute der Vorsteherin gegen sich hervorrief. Vor die Wahl gestellt, entweder die Lehrerin zu entlassen oder das Unternehmen aufzugeben, entschied Betty sich wiederum für letzteres und kehrte unmuthig in die Heimath zurück. Ihr Interesse in der nächsten Zeit scheint besonders den graphischen Künsten gegolten zu haben. Bei längerem Aufenthalt in Frankfurt a. M. ließ sie sich (1819) von Peter Schmid in dessen Zeichenlehrmethode, ebenso von October 1818 bis Februar 1819 von Alois Senefelder, dem Erfinder der Steindruckerei, in die damals für Bremen noch neue Kunst der Lithographie einweihen, in der sie ein wünschenswerthes neues Mittel gefunden zu haben glaubte, um dem weiblichen Geschlechte die von ihr ersehnte wirthschaftliche Unabhängigkeit zu erleichtern. Heimgekehrt erbat und erhielt sie sogleich vom Senate (April 1819) Concession und fünfjähriges Privileg für die von ihr zu errichtende lithographische Anstalt. Im Mai 1819 wurde das Institut eröffnet; Lithograph und Drucker waren der Unternehmerin von München her gefolgt. Allein der erwartete Eifer der Mädchen und Frauen blieb aus, und damit verlor sich der Hauptreiz der neuen Thätigkeit. Auch erwies die geschäftliche Leitung sich schwieriger, als angenommen war. Recht zur Zeit brachte daher die Fürsorge von Verwandten und Freunden wiederum eine höhere Mädchenschule für B. G. zu Stande, die October 1819 im Locale der früheren Schule eröffnet ward. Statt der Lehrerin, deren Freundschaft ihr zweimal verhängnißvoll geworden war, hatte Betty jetzt Fräulein Sophie Lasius aus Oldenburg als Gehilfin angenommen, die ihr bis zum Tode treue Freundschaft bewies und eine wirksame Stütze war. So hätte die Vielgeprüfte nun sich ihres Wirkens rein erfreuen können, zumal seit (Herbst 1820) das lithographische Institut anderen Händen übergeben war. Aber ihre körperliche Kraft war erschöpft. Nervöse Leiden, quälende Kopf- und Hüftschmerzen ließen sie immer weniger Muße für Studium und Schriftstellerei gewinnen und hinderten sie in den letzten Jahren fast ganz am Unterrichten wie an der Lectüre. Seit Herbst 1826 schwerer krank, zuletzt längere Zeit bettlägerig, starb sie am 27. März 1827 in den Armen ihrer geliebten, treuen Gehülfin.

Neben Unterricht und Schulleitung bethätigte B. G. sich besonders während der Blüthe ihrer ersten Schule als fleißige Schriftstellerin. Die meisten ihrer Publicationen schließen sich eng dem Schulleben an. So „Erzählungs- und Bilderbuch zum Vergnügen und zur Belehrung der Jugend" (1807, 2. Aufl.

1810); „Lesebuch zur Uebung in der Deklamation“ (2 Theile, 1809/10. 2. Auflage 1815); „Fundamentallehre oder Terminologie der Grammatik nach Pestalozzi'schen Grundsätzen“ (1810); „Erfahrungen und Ansichten über Erziehungsinstitute und Schulen“ (1811); „Tellus oder Lehrbuch der Geographie nebst Kosmomathie oder kurzgefaßter Darstellung des Weltgebäudes“ (1813); „Einige Gedanken über Stilübungen; oder Beantwortung der Frage: ist es zweckmäßig, die Jugend praktische Versuche im Versbau anstellen zu lassen?“ (1813); „Anleitung zur Kunst des Versbaues“ (1814); „Ausführlichere Darstellung der Grammatik der deutschen Sprache“ (1815); „Grammatikalische Beispielsammlung oder Uebungsbuch bei der Regellehre der deutschen Sprache“ (1819). Hierher gehört vor allem auch ihr Hauptwerk: „Erziehung und Unterricht des weiblichen Geschlechts, ein Buch für Eltern und Erzieher“ (Leipzig, Göschen 1810) und dessen Nachtrag oder Theil II: „Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts“ (1814). Dieses Lehrbuch der weiblichen Erziehung ist sozusagen der ausführliche Commentar zu dem Lehrplane der Gleim'schen Schule und verdient durchaus das gleiche Lob wie dieser. Man erstaunt, wie fast modern-social, aber dabei maßvoll und edel B. G. die Frauenfrage erörtert; ein schlagender Beweis für den neuerdings mit Recht wiederholt betonten socialen Charakter der Pestalozzi'schen Pädagogik, als deren, wenngleich selbständige und eigenartige, Anhängerin sie zu bezeichnen ist. Besonders warm und doch nicht einseitig oder engherzig betont sie das religiöse, christliche Element der Erziehung im positiven Sinne etwa des Pastors Gottfried Menken, dem sie sich enger anschloß, bis er 1824 zurücktrat, wo dann der Parabeldichter Friedrich Adolf Krummacher in Bremen eintraf und dessen benachbartes Haus sich der bereits kränkelnden Betty in herzlicher Freundschaft öffnete. Daneben gilt ihre Vorliebe — wol unter dem frühen Einflusse des Halberstädter Großoheims — sichtlich der deutschen Litteratur, mit der sie in den geistvollen kritischen „Handzeichnungen zu dem Werke der Frau v. Staël über Deutschland“ (1814) sich wohl vertraut zeigt. Auch der Naturkunde legt sie hohen Werth bei. Als das Jahr 1813 die Freiheit von dem schwer ertragenen Joche der Fremdherrschaft verhieß und brachte, finden wir sie inmitten der patriotischen Bewegung der Bremer Frauenwelt, die Max v. Schenkendorf's dichterisches Lob verewigte. Schon im Sommer 1813 wagte sie unter den Augen der französischen Behörden ein Flugblatt mit der Nachricht von Oesterreichs Anschluß an Preußen und Rußland zu verbreiten. Im Winter auf 1814 folgte die wirksame, feurige, kleine Schrift: „Was hat das wiedergeborene Deutschland von seinen Frauen zu fordern? Beantwortet durch eine Deutsche. Zum Besten der aus ihrer Vaterstadt vertriebenen Hamburger“ (Bremen 1814). Außer dem ernsten Studium und dem Verkehre mit hervorragenden Männern ihrer Vaterstadt verdankte B. G. für ihr geistiges Leben viel ihren Beobachtungen und Bekanntschaften auf öfteren Reisen. Der Besuche in Halberstadt wie der graphischen Studien in Frankfurt und München ward bereits gedacht. Eine längere Reise des Jahres 1810 führte sie in Göttingen mit Joh. Fr. Blumenbach, in Frankfurt mit Karl Ritter, in Heidelberg mit Joh. Heinrich Voß, Friedr. Heinr. Chr. Schwarz und mit Karoline Rudolphi zusammen. Trotz vieler innerer Berührungspunkte fand sich jedoch gerade mit der berühmten Berufsgenossin kein rechter Einklang. Im J. 1817 nach dem Elberfelder Mißerfolge reiste Betty mit einer ihr anvertrauten jungen Verwandten über Frankfurt a. M. nach der Schweiz und begrüßte in Isserten auch den greisen Meister Pestalozzi. — In Bremen bewahrte man der eindrücklichen Gestalt der ernsten, schlichten Pädagogin lange pietätvolles Andenken. B. Gleim's Bücher dagegen wurden rascher, als sie verdienten, nicht eigentlich

überholt, aber verdrängt und vergessen. Nur ein „Kochbuch“ (1808), durch das sie der Mitwelt bewies, wie gut hauswirthschaftliche Tüchtigkeit einer Frau mit höheren geistigen Interessen sich verträgt, hat noch lange standgehalten und viele neue Auflagen — die dreizehnte 1892 — auch nach der Verfasserin Tode erfahren. — Mit einem schönen Worte F. A. Krummacher's über seine und seines Hauses Freundin schließt A. Kippenberg seinen Lebensabriß: „Selten mag soviel Bescheidenheit mit so vielem Geist und Wissen in einem weiblichen Wesen vereinigt gewesen sein wie in Betty Gleim“.

Vgl. außer Betty Gleim's eigenen Schriften: A. Kippenberg, Betty Gleim. Ein Lebens- und Charakterbild. Als Beitrag zur Geschichte der deutschen Frauenbildung und Mädchenerziehung, zugleich erwachsenen Töchtern eine Mitgabe für das Leben, Bremen 1882 und H. Morf, Betty Gleim, Winterthur 1883. Sander.

Gleim: Eduard G., Landschaftsmaler, geboren am 31. März 1812 zu Rothenburg a. d. Fulda, † am 3. März 1899 in München; erhielt den ersten Unterricht in seiner Heimath, dann auf dem Gymnasium zu Hersfeld, wo er auch zu den Schülern des nachmals durch seine Deutsche Litteratur-Geschichte berühmt gewordenen Professors A. Fr. Chr. Vilmar zählte; G. blieb mit demselben immerdar in freundlicher Beziehung. Im J. 1830 bezog G. zum Rechtsstudium die Universitäten von Marburg und Heidelberg, wo er durch ein von Ernst Fries gemaltes Bild solche Anregung verspürte, daß er nach Karlsruhe übersiedelte, um unter dieses Meisters Leitung ganz der Landschaftsmalerei obzuliegen. Als aber sein Lehrer schon am 11. October 1833 aus dem Leben schied, ging G. nach München, wo er mit Moriz v. Schwind, dem Schlachtenmaler Feodor Dietz, dem Landschafter Albert Zimmermann und dem Thiermaler Fr. Voltz verkehrte und sich selbständig auf Studienreisen im bairischen Gebirge und der Schweiz weiter bildete; auch ein längerer Aufenthalt zu Düsseldorf war von guter Wirkung. Um seine Verehelichung mit einer Tochter des Finanzrathes Matthes in Karlsruhe (eine Freundin von Schwind's Gattin) zu ermöglichen, übernahm G. unter vortheilhaften Bedingungen eine Privatstelle als Rentenverwalter zu Mannheim (1847), worüber M. von Schwind in einem am 8. August 1847 an seinen Freund Bernhard Schädel gerichteten Briefe (in „Nord und Süd“, Juli 1880, XIV, 27) spottet, G. sei „Sklavenhändler“ geworden. Von 1848 bis 1860 lebte G. zu Weinheim, ging dann aber, um sich neuerdings der Kunst zu widmen, nach München, wo derselbe auch nach dem Tode seiner Frau (1865) als ausübender Maler sich bethätigte. Seit 1840 brachte er sehr einfach componirte, warm empfundene und gut gemalte Landschaften mit Motiven aus Oberbaiern und Tirol in den Münchener Kunstverein; 1844 eine Partie vom Gardasee, einen Chiemsee-Abend, 1846 ein Schloß aus Hessen; 1865 Ambach bei Starnberg, Partien bei Altenburg und Brannenburg, den Finstermünzsee in Tirol, 1866 einen Gewitterabend, eine mit Zigeunern staffirte Höhle aus dem Odenwald, eine Erinnerung an Hohenschwangau und die Ruine Waldeck bei Schliersee, 1868 einen Abend am Lago Maggiore, 1869 Morgenlandschaft aus Hessen, 1871 ein hessisches Wiesenthal, 1872 eine duftige Morgenstimmung, 1873 und 1887 Erinnerungen vom Chiemsee; 1880 die Isargegend bei Ebenhausen, und ein anderes Motiv aus Oberbaiern, 1883 eine Waldlandschaft mit Badenden. Im J. 1894 brachte er sein letztes, immer noch erwähnenswerthes Bild zur Ausstellung. In seinem Nachlaß fand sich eine Menge angefangener Bilder; was aus ihnen und seiner zahlreichen Correspondenz geworden (darunter wie man sagte, auch viele Briefe von Schwind) ist unbekannt. — G. liebte die Verbindung von Berg und Thal, mit klaren Seespiegelungen und

fröhlichen Wasserfällen, kurz die Landschaft in ungesuchter, idyllischer Stimmung. Reproductionen in Holzschnitt oder Photographie sind nicht nachweisbar.

Vgl. Fr. v. Bötticher, 1895. I, 390. — Singer 1896. II, 61. — Kunstvereinsbericht f. 1896, S. 71. — Bettelheim, Jahrbuch 1900, S. 98 f.

Hyac. Holland.

Glitz: Christian Theodor G. wurde am 13. Februar 1819 in Hannover geboren. Nachdem er die königliche Hofschule besucht hatte, schlug er die Subalternbeamten-Laufbahn ein. 1877 wurde er zum Rechnungsrath an der Klosterkammer in Hannover ernannt. Nachdem er am 14. Februar 1886 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, trat er in den Ruhestand und starb am 29. September 1889. Seine Lieblingsbeschäftigung war schon seit seinen Knabenjahren das Studium der Lepidopteren. Da die Großschmetterlinge der Umgebung von Hannover ihm bald nichts Neues mehr boten, so wandte er sich den Microlepidopteren zu und füllte seine freie Zeit mit dem Fangen und der Aufzucht dieser kleinen Geschöpfe aus. Er war bald einer der besten Kenner derselben und entdeckte verschiedene neue Arten. Seine übergroße Bescheidenheit ließ ihn jedoch nur selten mit seinem reichen Wissen auf diesem Gebiete hervortreten. Er veröffentlichte verschiedene kleine Abhandlungen über Microlepidopteren in den Jahresberichten der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover und in der Stettiner entomologischen Zeitung. Sein Hauptwerk war: „Verzeichniß der bei Hannover im Umkreise von etwa 1 Meile vorkommenden Schmetterlinge“ in den Jahresberichten der naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover, Jahrgang 24. 25. 26, 1873—76 und 4 Nachträge ebendaselbst 1876—1887. Zwei Microlepidopteren tragen seinen Namen: Coleophora Glitzella Hofm. und Protasis Glitzella Staud.

W. Heß.

Glogau: Gustav G., Philosoph, geboren am 6. Juni 1844 zu Laukischken in Ostpreußen. Er besuchte zu Tilsit, wo sein Vater Superintendent war, das Gymnasium, studirte seit 1863 in Berlin. Frühzeitig geweckte philosophische und historisch-philologische Neigungen veranlaßten ihn hier nach einem an der Militär-Akademie verbrachten Jahre sich der Universität zuzuwenden. An dieser hat außer A. Böckh und Trendelenburg namentlich H. Steinthal auf ihn gewirkt. Er fand bei dem Begründer der Völkerpsychologie eine an der Hand namentlich sprachgeschichtlicher Studien gebildete Erweiterung und Vertiefung der genetischen, speciell der Herbartischen Psychologie, deren weittragende Wirksamkeit hinsichtlich der letzten Probleme vom Wesen und der Entwicklung des Menschen ihm schon damals sich zum Bewußtsein brachte. Er erblickte in ihr die Möglichkeit einer Fortbildung der wissenschaftlichen Methode im Geiste von W. v. Humboldt und Kant, der zufolge, wie er sich nachmals äußerte, die Philosophie nicht neben den concreten Wissenschaften einhergehe, sondern in dem Ringen mit den besonderen Aufgaben der Wissenschaft selbst erst entspringe und sich vertiefe (Abriß der philos. Grundwissenschaften, 1880, I, S. VIII). 1869 promovirte G. mit einer Abhandlung über die aristotelischen Begriffe der *μεσότης* und des *ὀρθὸς λόγος*. In dem Kriege von 1870, an dem er hierauf theilnahm, wurde er bei Beaumont schwer verwundet. Nach seiner Wiederherstellung bestand er im nächsten Jahre zu Halle das preußische Oberlehrerexamen und unterrichtete ein Jahr lang daselbst an den Francke'schen Stiftungen. Hierauf berief ihn die Schulbehörde in eine Oberlehrerstelle am Progymnasium zu Neumark in Westpreußen, wo er dann mehrere Jahre gewirkt hat. In dieser Zeit trat seine erste größere litterarische Leistung hervor: „Steinthal's psychologische Formeln, zusammenhängend entwickelt“ (Berlin

1876). In den schematischen Formulirungen vermittelst der Anwendung von Buchstaben, wodurch Steinthal in seinem Abriß der Sprachwissenschaft ein Mittel der Veranschaulichung insbesondere für die Apperceptionsvorgänge darzubieten sucht, erblickte G. die Grundlage zu einem Organon der hierfür in Betracht kommenden Methode überhaupt, um die Bewegung des theoretischen Geisteslebens, dessen Verschlungenheiten die begriffliche Sprache nicht überall zu folgen vermag, darstellbar und begreiflich zu machen. Vermittelst eines systematisch ausgebauten psychologischen Algorithmus suchte er insbesondere die Entwicklung des Denkens an der Hand von Apperception und Sprache von elementaren Formen zu höheren und complicirteren zu veranschaulichen. Das geistreiche und scharfsinnige Unternehmen hätte wol mehr Beachtung und Würdigung gefunden, als es thatsächlich der Fall gewesen ist, wenn es nicht in die Periode des ersten kräftigen Hervorbrechens der experimentellen Psychologie gefallen wäre. Durch diese wurde zunächst das Interesse für derartige, dem speculativ Deducirenden immer noch näher liegende Versuche rasch auf die Seite gedrängt. Sie hat aber, wie manche ihrer Erscheinungen in der Gegenwart zeigen, im Verlauf ihrer Entwicklung ihrerseits selbst mehr und mehr das Bedürfniß bekundet, die Ergebnisse ihrer Beobachtungen sich gegebenen Falles wiederum durch ähnliche Formeln und Schemata zu verdeutlichen und namentlich auch hinsichtlich ihres Zusammenhangs anschaulich zu machen.

Das Bedürfniß, wieder in directe Fühlung mit einer seinem geistigen Hauptinteresse zugänglichen Umgebung zu kommen, veranlaßte G., eine 1876 sich bietende Gelegenheit zu benutzen, um an das Gymnasium von Winterthur überzusiedeln. Von dort aus habilitirte er sich 1878 an der Züricher Universität mit einer Vorlesung über die psychische Mechanik (Zeitschr. f. Philosophie Bd. 75). Er erhielt auch bald die Berechtigung zu philosophischen Vorlesungen am Polytechnikum und wurde an dieser Hochschule 1882 zum Professor ernannt. Eine erkenntnißtheoretische Arbeit aus dieser Zeit ist die „Darlegung und Kritik des Grundgedankens der Cartesianischen Metaphysik“ (Zeitschr. f. Philos. Bd. 73). Die erste gedrängte Darstellung seiner systematischen Ansichten gab er in der Abhandlung über „die Grundbegriffe der Metaphysik und Ethik im Lichte der neueren Psychologie“ in Bd. 10 der Zeitschr. f. Völkerpsychologie. Als neue Fermente für seine philosophische Entwicklung waren bis dahin einerseits der Einblick in die Bedeutung der neuen Abstammungslehre, andrerseits vom Historischen her die tiefergehende Kenntnißnahme des deutschen Idealismus, insbesondere der Lehren Fichte's und Hegel's in ihm wirksam geworden. Dem Grundgedanken dieser Richtung auf der Unterlage der modernen wissenschaftlichen Errungenschaften zu einer Neuschöpfung zu verhelfen wurde der leitende Gesichtspunkt seines Hauptwerkes: „Abriß der philosophischen Grundwissenschaften“, dessen ersten Band er 1880 erscheinen ließ. Er gab darin einen neuen erkenntnißtheoretischen Unterbau des von der eben bezeichneten Richtung überkommenen Gedankens. Kant's Lehre vom „Gegenstand“ tritt hier von vornherein unter die Wirkung der Einsicht, daß das wissenschaftliche Denken eine späte Entwicklungsstufe des Geistes bezeichnet und mithin nicht wie bei jenem direct aus sich, sondern aus Niederem und Früherem als aus seinen Bedingungen verstanden werden muß. Als Mittel hierzu soll eine Weiterführung und Umbildung der neu hervorgetretenen sprachgeschichtlichen und völkerpsychologischen Gesichtspunkte dienen, unter angemessener Berücksichtigung namentlich auch der neuen Probleme, die von Seiten der Descendenztheorie sich erhoben hatten. Es handelte sich um eine neue Inangriffnahme derselben Aufgaben, die Hegel in seiner Phänomenologie sich gestellt hatte, nur eben vermittelst einer psychologisch-gene-

tischen Ableitung der Kategorien im Sinne von idealen geistigen Typen, die in der Herausbildung des Naturerkennens, wie des socialgeschichtlichen Lebens als die wirkenden Normen heraustreten. Eine durchgeführte Darstellung der Psychologie außerhalb der hier gebotenen Eingrenzung durch die erkenntnißtheoretischen Beziehungspunkte und zugleich mit Zurückstellung der schematischen Formeln unternahm G. in dem 1884 veröffentlichten „Grundriß der Psychologie".

Der zweite Band des Hauptwerks (u. d. T. „Das Wesen und die Grundformen des bewußten Geistes") erschien acht Jahre nach dem Hervortreten des ersten. In der Zwischenzeit waren für G., nachdem er das psychologisch-genetische Problem der Phänomenologie erledigt und gleichsam aus sich herausgestellt hatte, die ethischen und religiösen Motive mehr in den Mittelpunkt des speculativen Bewußtseins getreten. Sie hatten darauf hingedrängt, Begriff und Wesen des Geistes, wie er im 1. Bd. bestimmt worden war, in die Conception des Wesens Gottes als des Urgrundes der ethischen, ästhetischen und logischen Innenwelt ausmünden zu lassen. Es sollte bedeutsamer heraustreten, was es mit der ursprünglichen geistigen „Sollicitation" auf sich habe, aus der die Grundinstitutionen und der Kern des menschlich-geistigen Daseins herauswachsen, die aber dabei von Haus aus jenseits aller Reflexion und subjectiven Gedankenbildung gelegen ist. Die Selbstentfaltung des Geistes soll m. a. W. sich vertiefen durch ihre Auffassung als die Selbstoffenbarung Gottes als der „innerhalb der endlichen Geister wirksam übergreifenden Macht", die als solche für den Entwicklungsproceß des geistigen Gesammtlebens einen ursprünglichen Zusammenhang der Individuen begründet. Die verschiedenen Arten von Ideen erscheinen im Lichte dieser Gesammtanschauung „als der von Gott den erschaffenen Geistern von Gott verliehene Wesenskern, auf dessen Entfaltung zugleich der intelligible Weltzusammenhang berechnet ist". Die phänomenologische Darstellung, die innerhalb des früheren Zusammenhangs die Aufgabe hatte, die Entwicklung von Sprache und Mythus in ihrer Bedeutung für das Hervortreten des wissenschaftlichen Geistes aufzuzeigen, geht jetzt mehr darauf aus, noch über den letzteren hinaus die Hervorbringung des religiösen Bewußtseins in ihrer Nothwendigkeit und abschließenden Bedeutung ins Licht zu setzen. Die abstracte Ideenlehre soll nicht, wie bei Hegel, das Wesen und Wirken Gottes als mit der substantiellen Bewegung des göttlichen Logos in eins fallend erscheinen lassen, sondern (mehr im platonischen oder neuplatonischen Sinne) nur den Werth eines *μίμημα τοῦ ὄντος* besitzen, eines Abbildes des höchsten Seins, das als Urgrund des Wirklichen nicht lediglich in einem System abstracter Gesetze bestehen kann. Den Ideen kommt hiernach eine doppelte Art abgeleiteten Seins zu: eine subjective als „sich entbindenden Kräften des zur Gottähnlichkeit aufringenden endlichen Geistes", und eine objective als „Aequivalenten" und „Offenbarung" von Gottes Substanz.

Im J. 1883 war G. als außerordentlicher Professor nach Halle berufen worden und kam von da im nächsten Jahre als Ordinarius nach Kiel. In den Kreis seiner Vorlesungen hat er dort u. a. die Religionsphilosophie aufgenommen (hsg. von H. Clasen, Kiel 1898); außerdem die Pädagogik. Besonders anregend wirkte er als Interpret einzelner Classiker der Philosophie, sowie namentlich auch des Goethe'schen Faust. Bei Gelegenheit eines Vortrags über Goethe (im 97. Bd. der Zeitschr. f. Philosophie) kennzeichnet G. auch seine principielle Stellung zu Kant. Das Unvergängliche in dessen kritischem Unternehmen lag für ihn in drei Punkten: in dem Hinweis auf die Schöpferkraft des Geistes innerhalb der Erfahrung; in der Vernichtung des

empirischen Standpunktes als des Schlüssels auch für das innere Leben der Dinge; in der fundamentalen Thatsache des Gewissens für die Kenntniß der intelligibeln Welt. Dagegen sei „die innere Bewegung des geschichtlichen Geistes“ bei Kant nicht zur Beachtung gekommen. Eine endgültige Auseinandersetzung mit Steinthal gab G. 1886 in der Recension von dessen Ethik. Von dem Standpunkte einer specifisch anthropologisch oder völkerpsychologisch begründeten Weltanschauung aus waren ihre Wege schließlich doch in entgegengesetzter Richtung gegangen. Daß das entscheidende Wort betreffs der Probleme des empirischen Daseins, insbesondere der Begründung der Ethik, im Uebermenschlichen zu suchen sei, wurde von dem Einen in Frage gestellt, von dem Andern unbedingt bejaht, wobei freilich, wie G. bei Gelegenheit einer Kritik Tolstoi's hervorhebt, die Nothwendigkeit anzuerkennen sei, daß von dorther das Gute sich erst in der Gesinnung des ringenden Menschen „emporgebiert“.

G. starb infolge eines unglücklichen Zufalls 1894 auf einer Reise in Griechenland zu Laurion. Umrisse für den systematischen Abschluß seines Lehrgebäudes lassen sich aus den letzten Abschnitten seiner „Logik und Wissenschaftslehre“ (Kiel 1894) mit einiger Deutlichkeit entnehmen. Seine philosophische Lebensarbeit wurzelt in dem Bemühen, das Geisteswerk des deutschen nach-kantischen Idealismus von der Aufweisung der „innern (genetischen) Bewegung des geschichtlichen Geistes“ her neu zu begründen und zugleich den intellectualistischen Charakter, den es namentlich bei Hegel bekommen hatte, von den Positionen des religiösen Bewußtseins her vertiefend umzugestalten. Letzteres hauptsächlich an der Hand einer selbständig begründeten Synthese der Grundanschauungen eines Platon und Leibniz vermittelst des modernen Evolutionsgedankens und der Lehre von der Phänomenalität der Materie. Natur und Geist erscheinen dabei als die Pole einer Wesenreihe, „deren letzte Enden sie kaum noch ausdrücken mögen“. Die Grenzbegriffe aber der Erkenntniß liegen ihm von der einen Seite her in der Frage der Bedingtheit der Einzelgeister durch das schöpferische göttliche Wesen („Gott ist, weil ich bin“) — von der andern in dem tiefsten Punkte des Problems der Theodicee.

Ein Verzeichniß auch der kleineren Schriften Glogau's findet sich im 107. Bd. d. Zeitschr. f. Philosophie ꝛc. S. 129 f. — Ueber ihn selbst handeln Deussen, Zur Erinnerung an Gustav Glogau. Kiel 1895. — Siebeck, Zum Gedächtniß an G. Glogau (Zeitschr. f. Philos. 107, S. 120 ff.; — ders. in den Philosoph. Monatsheften 25, S. 432 ff. — H. Clasen, G. Glogau's System d. Philosophie (Zeitschr. f. Philos. Bd. 118. 119). — Eine Glogau-Gesellschaft, die sich seit etwa vier Jahren gebildet hat, gibt ein „Jahrbüchlein“ heraus. H. Siebeck.

Glogau: Henrik (später Heinrich) G., Geograph und Nationalökonom, wurde am 29. Juli 1821 zu Bergen in Norwegen als Sohn eines reichen Großkaufmanns von deutscher Herkunft geboren. Nach dem frühen Tode des Vaters begab sich die Mutter mit ihrem einzigen Kinde nach Deutschland. Der Knabe verlebte eine fröhliche Jugend voll Sonnenschein und wurde durch Privatunterricht gebildet, bis er für die Universität reif war. Zunächst studirte er in Gießen vorzüglich unter Justus von Liebig's Leitung Chemie und Naturwissenschaften. Hierauf wendete er sich in Jena der Medicin zu. Da ihm aber diese nicht zusagte, ging er zur Philosophie und endlich zur Nationalökonomie über. Doch fand er bei keiner Wissenschaft volle Befriedigung. Vielmehr beschäftigte er sich am liebsten mit Musik, Kunst und Dichtung. Da er hoffte, in einem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels seinen Neigungen am bequemsten und erfolgreichsten nachgehen zu können, begab er sich nach Stutt-

gart. Hier knüpfte er Beziehungen zu zahlreichen Künstlern und Schriftstellern an und gründete mit ihrer Unterstützung eine Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften und schönen Künste, die er „Bergwerk“ nannte. Am engsten schloß er sich an den Novellisten und Lustspieldichter Friedrich Wilhelm Hackländer an, der sein poetisches Talent erkannte. Auf seine Anregung hin veröffentlichte er theils anonym, theils unter dem Pseudonym Gotthold Logau verschiedene Novellen, die meist in belletristischen Zeitschriften erschienen, und drei Dramen: „Ein deutsches Herz“, „Arnold von Brescia“ und „Der Turm des Sisebut“, die zwar auf den Bühnen zu Stuttgart, Frankfurt und Weimar aufgeführt wurden, sich aber nicht auf dem Spielplan zu erhalten vermochten. Das bedeutendste unter diesen Stücken ist das erstgenannte, das sich mit der Person und dem tragischen Schicksal Ulrich's von Hutten beschäftigt und um seiner deutschnationalen Tendenz willen auf dem Frankfurter Theater in den Tagen des deutschen Parlaments sehr beifällige Aufnahme fand. Unterdessen hatten sich Glogau's wirthschaftliche Verhältnisse wesentlich verschlechtert, und da er von Jugend auf gewöhnt war, in behaglichem Wohlstande zu leben, drückten ihn jetzt die Sorgen und Entbehrungen um so schwerer. Er war deshalb genötigt, sich nach einer festen Lebensstellung umzusehen. Da er in Stuttgart kein geeignetes Unterkommen fand, siedelte er 1853 nach Frankfurt über. Um völlig mit seiner dichterischen Vergangenheit zu brechen, verbrannte er sämmtliche in seinem Besitz befindliche Exemplare seiner dramatischen Werke, so daß nur wenige rechtzeitig in Freundeshände übergegangene erhalten sind. In seinem neuen Wohnorte hatte er mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. Zunächst lieferte er geographische und handelspolitische Aufsätze für Tagesblätter und wissenschaftliche Zeitungen. 1858 versuchte er selbst eine Zeitschrift unter dem Titel „Der Compaß, Archiv für das gesammte Gebiet der Volkswirthschaft mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands und deutscher Interessen“ zu gründen, doch mußte sie bereits im nächsten Jahre wegen Mangels an Unterstützung ihr Erscheinen wieder einstellen. Dasselbe Schicksal erlitt ein anderes Unternehmen, die „Skandinavische Correspondenz.“ Endlich erhielt er 1863 eine gesicherte, seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Stellung als Secretär der Frankfurter Handelskammer. Die Jahresberichte dieser Corporation seit 1864 legen ein rühmliches Zeugniß dafür ab, mit welchem Fleiß und Erfolg er sich seinem Amte widmete. Besondere Verdienste erwarb er sich auch um den Frankfurter Verein für Geographie und Statistik, dem er seit 1856 als Mitglied, seit 1862 als Vorstand der geographischen Abtheilung und seit 1873 als Vorsitzender angehörte. Durch seine unermüdliche Thätigkeit hob sich der Verein rasch und zählte bald zu den angesehensten und einflußreichsten in seiner Art, so daß er nicht nur verschiedene geographische Expeditionen nach den Polargegenden und nach Afrika mit ansehnlichen Geldbeiträgen unterstützen, sondern auch berühmte Forscher und Reisende als Gäste und Vortragende bei sich begrüßen konnte. Auch G. selbst regte das wissenschaftliche Leben im Verein durch zahlreiche Vorträge an. Seit 1865 hielt er alljährlich einen Cyclus von Vorlesungen über die neuesten Fortschritte der Erdkunde und die damit zusammenhängenden Zeitereignisse. Dabei legte er die wichtigsten neu erschienenen geographischen Bücher und Karten vor und ging auf ihre Bedeutung ein. Diese Vorlesungen, die wegen ihrer Gründlichkeit, Klarheit und Formvollendung allgemeinen Beifall fanden, setzte er auch fort, als ihn 1874 infolge Ueberarbeitung und infolge der Aufregungen, die der Tod seiner Mutter für ihn mit sich brachte, ein schweres Gehirnleiden befiel, das langsam, aber unaufhaltsam zunahm und am 17. August 1877 nach schweren Qualen seinen Tod herbeiführte. An gedruckten Werken wissenschaftlichen Charakters hinterließ er

eine Stammtafel des schleswig-holsteinischen Fürstenhauses von 1460 bis auf die Gegenwart (Cassel 1864), eine Festrede zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Alexanders von Humboldt (Frankfurt 1869) und eine unvollendete Handelsgeographie der europäischen Staaten (Stuttgart 1874—1877), die einen Theil von Karl Andree's Geographie des Welthandels bildete.

Jahresbericht des Frankfurter Vereins für Geographie und Statistik, Jahrgang XL—XLII, 1875—1878. Frankfurt 1878. S. XIV—XVI.

Viktor Hantzsch.

Gloy: Johann Christoph G., Schauspieler, wurde am 10. Februar 1795 zu Lübeck als Sohn des Vogts am Heiligengeisthospital geboren. Er zeigte schon in seinen Knabenjahren eine gute Begabung für die Musik und durfte als Mitglied der Lübeckschen Currende die hohe Schule seiner Vaterstadt für die Hälfte des Schulgeldes besuchen. Als er fünfzehn Jahre alt war, verließ er am 13. Januar 1810 das väterliche Haus, um heimlich nach Hamburg zu entfliehen. Er wollte Künstler werden und trug diesen Wunsch dem berühmten Hamburger Theaterdirector Schröder vor, wurde aber von diesem zurückgewiesen. Dafür nahm sich der Sänger und Schauspieler Hentsch seiner an und verschaffte ihm bei der Directrice Sophie Albrecht in Altona ein höchst bescheidenes Engagement. Als sich jedoch die Gesellschaft der Albrecht auflöste, fand G. bei der Breyer'schen Truppe in Glückstadt Unterschlupf. Im nächsten Jahr finden wir ihn in Kiel, wo er bereits den Sarastro in Mozart's „Zauberflöte" sang, während er anfangs den dritten Knaben in dieser Oper dargestellt hatte. Im Winter von 1812—1813 spielte er in Flensburg und trieb sich dann mit den Resten der Breyer'schen Truppe in Tondern und auf Helgoland umher, wobei er alle möglichen Baßbuffopartien und komischen Rollen im Lustspiel gab. Am 6. September 1815 betrat er als Pachter Krautmann in Kotzebue's Lustspiel: „Die beiden Klingsberge" zum ersten Mal die Bühne des Hamburger Stadttheaters, welche seitdem die bleibende Stätte seiner langjährigen Bühnenthätigkeit werden sollte. Schröder engagirte ihn als Bassisten, Komiker und Schauspieler und übertrug ihm schon nach einigen Jahren die Regie, die er bis zum Jahre 1863 beibehielt. Am 6. September 1865 fand die Feier seiner fünfzigjährigen Thätigkeit an der Hamburger Bühne statt. Er zog sich hierauf vom Theater zurück, konnte sich aber noch viele weitere Jahre des wohlverdienten Ruhestandes erfreuen, da ihn erst am 31. Mai 1879 der Tod aus dem Leben abrief. — G. erfreute sich in Hamburg sowohl, als bei den deutschen Theaterkennern der größten Achtung. Devrient rühmt von ihm, daß er „in ernsten und komischen Rollen die Natur selbst gewesen sei," ebenso ergötzlich als Dr. Bartolo, wie rührend als Lorenz Kindlein. Außerhalb Hamburgs war er weniger bekannt; wir erfahren nur, daß er im Jahre 1825 auf Befehl des Königs von Preußen in Berlin und Potsdam ein glücklich verlaufendes Gastspiel absolvirte.

Vgl. Deutscher Bühnen-Almanach 30. Jahrgang. Hrsg. von A. Entsch. Berlin 1866, S. 119—128. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Hrsg. von Ernst Gettke. 8. Jahrg. 1880. Kassel und Leipzig o. J., S. 194—195. — Friedrich Ludwig Schmidt, Denkwürdigkeiten. Hrsg. von Uhde. Hamburg 1875. II (Register). — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg 1827—1877. Stuttgart 1879 (Register). — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 332.

H. A. Lier.

Glümer: Adolf von G., königlich preußischer General der Infanterie, am 5. Juni 1814 zu Lengefeld im Kreise Naumburg an der Saale geboren,

trat am 1. März 1831 beim 26. Infanterieregimente zu Magdeburg in den Dienst, wurde am 14. Juni 1832 Secondlieutenant, besuchte von 1835 bis 1838 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), rückte, nachdem er zum Topographischen Bureau des Großen Generalstabes, als Adjutant wie als Compagnieführer zur Landwehr commandirt gewesen war, als Divisionsadjutant unter General Graf von der Groeben den Feldzug vom Jahre 1849 gegen die Aufständischen im Großherzogthum Baden mitgemacht hatte, am 6. December 1851 zum Hauptmann und Compagniechef auf, ward 1856 zum Major im Generalstabe befördert, kehrte 1859 als solcher beim 23. Infanterieregimente zu Neiße in den Truppendienst zurück, war daneben Director der dortigen Vereinigten Divisionsschule, trat am 13. August 1861 an die Spitze des Grenadierregiments Nr. 6 zu Posen und wurde am 18. October d. J. Oberst. Als der Krieg vom Jahre 1866 bevorstand, wurde er an die Spitze einer aus Truppen, welche bis dahin in verschiedenen Standorten im Westen sich befunden hatten, gebildeten „Combinirten Infanteriebrigade“, aus 12 Bataillonen Infanterie und 5 Escadrons Cavallerie bestehend, gestellt. Sie gehörte zur „combinirten Division“ des Generalmajors v. Beyer, dessen nächste Bestimmung war, sich des Kurfürstenthums Hessen zu bemächtigen und seine Truppen unschädlich zu machen. Dann wandte sie sich gegen die hannoversche Armee. Bei diesem Unternehmen ward dem nunmehrigen General v. G. Gelegenheit geboten, auf den gesammten Gang des Feldzuges einen schwerwiegenden Einfluß auszuüben. Er hatte am 21. Juni in Reichensachsen die sichere Nachricht von dem in der Richtung gen Süden erfolgten Abmarsche der Hannoveraner aus Göttingen erhalten und beschloß am folgenden Morgen gegen sie aufzubrechen. Da erhielt er den durch den Generalstabsofficier der Division, Hauptmann v. Scherff, ihm überbrachten Befehl, statt nach Osten, sich nach Norden in Marsch zu setzen, wo kein Feind mehr stand. Er glaubte, im Widerspruch mit seiner Ueberzeugung von der Unrichtigkeit der Bewegung, dem Befehle nachkommen zu müssen und unterließ es auf eigene Verantwortung einen Schritt zu thun, der ohne Zweifel bedeutende Folgen gehabt, ihm selbst hohen Ruhm eingetragen haben würde (v. der Wengen, Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover, Gotha 1886, S. 501). Am weiteren Verlaufe des Mainfeldzuges nahm er mit der Division Beyer theil und zeigte namentlich im Gefechte bei Hammelburg richtigen militärischen Blick (F. Hoenig, Die Entscheidungskämpfe des Mainfeldzuges, Berlin 1890, S. 238). Nach Friedensschluß wurde er Commandeur der 32. Infanteriebrigade zu Trier.

Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich im Jahre 1870 führte den General v. G. wiederum in einen neuen Wirkungskreis. Er wurde zum Commandeur der 13. Infanteriedivision ernannt. Mit dieser zog er im Verbande des zur I. Armee unter Steinmetz gehörenden VII. Armeecorps unter General v. Zastrow zu Felde. Am Tage des ersten Zusammentreffens des letzteren mit dem Feinde, in der Schlacht bei Spicheren am 6. August, ließ er sich wiederum die Gelegenheit entgehen schwerwiegenden Einfluß auf den Gang des Kampfes auszuüben und Lorbeeren zu pflücken. Er versäumte in diesen einzugreifen und, wenn es für diese Unterlassungssünde auch mancherlei Erklärungen und Entschuldigungen giebt, so trifft ihn jedenfalls der Vorwurf, daß er unterlassen hat, sich genügende Nachrichten über das stattfindende Gefecht zu verschaffen. Wenn er über den Stand der Dinge nur einigermaßen unterrichtet gewesen wäre, so würde er wohl die Scheu überwunden haben etwas zu thun was den Absichten und Befehlen des Generals v. Steinmetz, den er von Posen her kannte, zuwider gewesen wäre. Seine Nichtbetheiligung rettete das Corps Frossard vor einer vollständigen Niederlage (Cardinal v. Widdern, Kritische

Tage, 1. Theil, 3. Band, 3. Heft, Berlin 1900, S. 307). Bei der nächsten Gelegenheit, am 14. August in der Schlacht bei Colombey-Nouilly, suchte er das Versäumte gut zu machen. General v. der Goltz (s. unten S. 449) riß ihn an diesem Tage mit sich fort und G. ließ ihn nicht im Stiche. Am 18. August nahm er im Corpsverbande an der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat thätigen Antheil, dann gehörte er zu der Metz einschließenden Armee des Prinzen Friedrich Karl bis ihm am 30. September das Commando der badischen Felddivision übertragen wurde. Schwerer Erkrankung wegen, welche ihn in Straßburg zurückhielt, konnte er dieses jedoch erst am 9. December antreten. Er traf die Division bei Dijon. Von hier mit 10 000—11 000 Mann gegen General Cremer zu einem Vorstoße auf Nuits entsandt, bestand er dort am 18. December ein siegreiches Gefecht, in welchem er leicht verwundet wurde, blieb jedoch bei der Truppe, räumte am 27. December Dijon und war am 9. Januar 1871 im Gefechte bei Villersexel, dann an den zur Vertheidigung von Belfort in den Tagen vom 13. bis 17. stattfindenden Kämpfen und bei der Verfolgung des geschlagenen Feindes thätig. Nach dem Kriege verblieb er in Baden, indem er zum Commandeur der 29. Division in Freiburg ernannt wurde; auch nachdem er am 8. März 1873 zum Gouverneur von Metz ernannt, aber schon am 15. October des nämlichen Jahres in Genehmigung seines Abschiedsgesuches als General der Infanterie zur Disposition gestellt war, kehrte er dorthin zurück und ist in der Stadt, die ihn 1892 zu ihrem Ehrenbürger ernannt hatte, am 3. Januar 1896 gestorben.

Im Jahre 1878 betraute ihn Kaiser Wilhelm I., vermuthlich auf Anregung des Großherzogs von Baden, mit dem Auftrage das gesammte Kriegervereinswesen des Deutschen Reiches zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Es war eine schwierige und kaum durchführbare Aufgabe. Kriegervereine gab es überall. In einigen Staaten — in Baiern, Sachsen, Württemberg und Hessen — waren sie in Landesverbände zergliedert; in Baden und in Preußen hingen die bestehenden Vereine loser zusammen. Alle waren von dem dunkeln Drange erfüllt einander näherzutreten, nur einen Körper zu bilden. Aber jeder wollte dieses Ziel auf einem anderen Wege erreichen, keiner dachte daran von seiner Eigenart etwas aufzugeben. Besonders Baiern und Sachsen verhielten sich ablehnend. Damit war die Angelegenheit eigentlich erledigt. Es fanden freilich noch mancherlei Verhandlungen statt, da sie aber keine Aussicht gaben daß der Zweck erfüllt werden würde, gab G. im Juni 1880 die Versuche auf und meldete dem Kaiser die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen.

B. v. Poten.

Gnauth: Adolf G., Architekt, Director der Kunstgewerbeschule in Nürnberg und kgl. bair. Oberbaurath. Geboren zu Stuttgart am 1. Juli 1840 als Sohn eines geschätzten Lithographen, besuchte er das dortige Polytechnikum, wo sein Talent sich rasch entwickelte. Nachdem er das erste Staatsexamen absolvirt hatte, fand er vorübergehend beim Eisenbahnhochbau Verwendung und trat dann 1861 seine erste größere Studienreise nach Italien an. Dort sammelte er einen reichen Schatz von Zeichnungen, besonders auch kunstgewerblicher Art, die für sein ganzes Leben bestimmend waren Der Genuß an den herrlichen Denkmälern der italienischen, namentlich toscanischen Frührenaissance brachte ihn in Verbindung mit seinem Freunde Paulus, dem bekannten Dichter und württembergischen Landesconservator, auf den Gedanken, die hervorragendsten Denkmäler Toscanas in einem ihrer künstlerischen Bedeutung entsprechenden umfangreichen und wissenschaftlichen Werke zu veröffentlichen. Er gewann zur Verwirklichung dieses Plans die beiden Herausgeber der Wiener

Bauzeitung, die Architekten Emil und Hermann v. Förster, welche die Sache in die Hand nahmen; Paulus sollte den Text, G. die Zeichnungen liefern. Inzwischen arbeitete G. in verschiedenen Wiener Ateliers, wiederholte Reisen nach Italien, speciell nach Florenz, förderten seine Studien und füllten seine Mappen. Leider kam aber das Werk über die toscanische Renaissance, von welchem 1865 die erste Lieferung erschien, durch die Kriegsereignisse des Jahres 1866 ins Stocken und wurde nicht weiter fortgesetzt. In diesem Jahre erhielt G. eine Lehrstelle an der Baugewerkschule in Stuttgart; in den nächsten Jahren aber finden wir ihn wieder in Italien, wo er im Auftrag der Aroundel Society in London thätig war, um die Prachtgräber in Venedig und Verona in großen Aquarellen darzustellen. Seine Bedeutung war damals schon so anerkannt, daß er den Auftrag erhielt für den Fabrikanten G. Siegle in Stuttgart eine großartige Villa zu bauen und fast zu gleicher Zeit wurde ihm ein Lehramt am kgl. Polytechnikum übertragen.

Mit dem Bau der Villa Siegle trat G. in den Kreis der berufensten Architekten und wurde der Chorführer der jüngeren Generation, weit über Württembergs Grenzen hinaus. Mit Aufträgen überhäuft, war er genöthigt, schon nach wenigen Jahren seine Stellung als Lehrer niederzulegen, um ganz der Privatpraxis sich widmen zu können. Von den wichtigeren Bauten, welche nun entstanden, nennen wir die Vereinsbank in Stuttgart, mit Anklängen an die Genueser Paläste und das Conradi'sche Haus daselbst. Außer diesen und anderen Steinbauten hat G. noch eine Anzahl kleiner Wohnhäuser geschaffen, welche er durch reichlich angewandte Sgrafitti, oder durch terracottenfarbige Arabeskenstreifen, decorirte (Goethestraße in Stuttgart). Dazu kamen Aufträge für ein Epitaphium der im französischen Krieg gefallenen Zöglinge des Stuttgarter Polytechnikums u. dgl. m. Neben den großen architektonischen Aufgaben war es das Kunstgewerbe, dem G. seine unermüdliche Aufmerksamkeit in Schrift und Wort, mit Stift und Feder widmete. Im J. 1874 gründete er im Verein mit Bruno Bucher das „Kunsthandwerk“, eine Zeitschrift von hervorragender kunstgewerblicher Bedeutung, die leider infolge der zu hohen Herstellungskosten mit dem 3. Jahrgang einging, und im J. 1876 im Verein mit Lesker das „Malerjournal“, welches 17 Jahrgänge erlebte.

In den Jahren 1875—76 machte G. in Verbindung mit Makart und Lenbach eine Reise nach Griechenland und Aegypten, neue, großartige und ungewohnte Eindrücke sammelnd. Die farbenprächtigen Bilder einer alten und doch so neuen Welt erhöhten seinen Schaffensdrang und veranlaßten ihn, längere Zeit in München sich niederzulassen, um daselbst die für seine ferneren Aufgaben ihm nöthig scheinende größere Veranschaulichung seiner Gedanken und Entwürfe sich anzueignen. In den daselbst entstandenen Bildern zeigt sich G. als Meister in der Ausgestaltung mächtiger Schloß- und Palasthallen und wir sehen in ihnen die abendländische Monumentalarchitektur von dem Farbenzauber des Orients durchweht.

Inmitten dieser Beschäftigung erging an ihn (1877) der Ruf zur Uebernahme der Direction der kgl. Kunstgewerbeschule in Nürnberg an Stelle des schon 1875 gestorbenen Directors Kreling. Hier entwickelte er eine rastlose Thätigkeit, theils als Reorganisator der Schule, theils als Förderer gemeinnütziger Unternehmungen zur Hebung und Ausbildung des Kunstgewerbes. Für alle künstlerischen Unternehmungen der Stadt wurde sein erprobter Rath eingeholt, wie er auch dem bairischen Gewerbemuseum stets mit Rath und That zur Seite stand. Für den Neubau dieses Instituts fertigte er in Gemeinschaft mit dem Director Stegmann die Pläne. Besonders fruchtbringend war seine Thätigkeit bei der bairischen Landesausstellung im J. 1882. Von

ihm stammen die ebenso originellen wie schönen und angestaunten Façaden der Ausstellungsgebäude mit ihrem malerisch monumentalen Charakter. Eine Reihe ehrenvoller Berufungen nach Berlin, Frankfurt a. M. und Frankfurt a. O. lehnte er im Interesse der liebgewordenen Anstalt ab. Außer einer Unzahl kleinerer Entwürfe war sein Nürnberger Hauptwerk die Einrichtung des Freiherrlich Cramer-Klett'schen Palais in München im Verein mit Director Stegmann. Hier tritt das eminente Decorationstalent Gnauth's in vollendetster Schönheit uns entgegen und zeigt seine künstlerische Phantasie in höchster und schönster Blüthe.

Immer neuen Anregungen folgend, unternahm G. im J. 1882 eine Reise nach Spanien, um auch hier den Kunstresten des Orients nachzuspüren und seine Phantasie zu bereichern. In der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich mit den Entwürfen für den Bau eines reichen Palastes in New-York, zu welchem Zwecke er eine Reise nach Amerika unternahm. Kränkelnd kam er zurück, ein schweres Herzleiden stellte sich ein, von welchem er vergeblich durch eine projectirte Reise nach dem Süden Besserung erhoffte. Unerwartet schnell starb er am 19. November 1884, erst 44 Jahre alt. Im Leben war G. von größter persönlicher Liebenswürdigkeit, Selbstlosigkeit und Gefälligkeit. Eine echte Künstlernatur, anregend und unterhaltend im Verkehr, bewundert und hochgeschätzt von Allen, die ihn näher kannten. Sein Andenken wird stets bewahrt bleiben.

Zeitschr. f. bild. Kunst 1875, S. 112 f. — Kunst u. Gewerbe 1886, S. 1 f. — Kunstchronik 1884/85, Nr. 9. Max Bach.

Gneist: Heinrich Rudolf Hermann Friedrich von G. wurde am 13. August 1816 zu Berlin geboren. Als Sprosse einer Familie, die ihren Mitgliedern Militärdienst und Beamtenberuf zuwies, ward er in der Lebensanschauung altpreußischen Beamtenthums erzogen. Sie ließ ihn in reiferen Jahren in der Politik nie weiter gehen, als ein gemäßigter Liberalismus auf sein Parteiprogramm schreibt, und lehrte ihn schon von früher Jugend an — wie er selbst sagt — „das Landleben kennen, würdigen und in politischen Combinationen berücksichtigen".

Sein Vater Ernst Andreas, Justizcommissar beim Berliner Kammergericht, wurde bald nach der Geburt seines Sohnes nach Eisleben und 1834 nach Aschersleben versetzt. In Eisleben besuchte G. die Elementarschule und später, nachdem er mehrere Jahre im Hause des Bruders seiner Mutter, Bernhardi, eines Landpfarrers in Pommern verbracht hatte, das Gymnasium. Als Jüngling von 17 Jahren bezog er 1833 die Universität Berlin, um Jura zu studiren. Hier saß er zu Savigny's Füßen und lauschte Worten, die ihn für die Anwendung historischer Methode auf das Staatsrecht in späteren Jahren, besonders schulten. 1836 wurde er Auscultator, 1841 Assessor, hierauf Hülfsrichter beim Berliner Kammergericht, später Hülfsrichter beim Obertribunal. Sein Eintritt in die Praxis that jedoch keineswegs den theoretischen Studien Abbruch, da er 1838 doctor juris, 1839 Privatdocent der Rechte und 1844 etatsmäßiger, außerordentlicher Professor an der Berliner Universität wurde.

Das Leben des jungen Professors verlief in unausgesetzter Arbeit, die zwischen Praxis und Theorie getheilt war, wobei die Sommerferien acht Jahre hindurch zu Studienreisen nach Italien, Frankreich, insbesondere England verwendet wurden. Im J. 1848 ließ er sich nur zur Stadtverordnetenversammlung wählen, und kam hier oft dazu, selbst bessernd Hand an die damaligen politischen Zustände zu legen und öffentlich Kritik an ihnen zu üben. Während des Zeughaussturmes vom 14. Juni finden wir ihn in

der Bürgerwehr um die Erhaltung der öffentlichen Ordnung bemüht. In den Octobertagen veranlaßt er die Stadtverordneten zum Protest gegen die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg, im November zu einer Petition, in welcher der in Berlin unter v. Unruh tagende Rumpf der Nationalversammlung vor der Steuerverweigerung gewarnt wird. Trotzdem diese Stimme unbeachtet verhallt, vertheidigt er vor dem Prinzen von Preußen, nach den Motiven der Steuerverweigerung gefragt, dieselbe unter Berufung auf sein Amt, das Recht zu lehren und zu sprechen, damit, daß die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg „ein einseitiges Abweichen vom ein Mal eingenommenen Vertragsstandpunkte bedeute".

Vom Richtercolleg des Obertribunals, dem er angehörte, wegen dieser Aeußerung vor dem Prinzen von Preußen in den Tagesblättern desavouirt, nimmt er 1850 seine Entlassung. Nunmehr widmet er sich mit vollem Eifer der Stadtverordnetenthätigkeit.

I. Lehrjahre (1848—1858).

Es war die Zeit der Verfassungsreform in Preußen, als G. auf den politischen Plan trat. Seit der Verfassungsurkunde von 1850 drehte sich der politische Kampf hauptsächlich um vier Punkte. Da war vor allem ein Parlamentarismus, repräsentirt durch zwei Kammern, von denen die eine ausschließlich auf einem Vermögenscensus ruhte, sodann eine Selbstverwaltung, die man sich aus kleinen Dorf-, Kreis-, Bezirks- und Provinzial-Parlamenten zusammengesetzt dachte. Diese kleinen Unterparlamente waren ebenfalls auf einen Wahlcensus gebaut, der nach einer Einkommensteuer abgestuft jeden Zusammenhang des Grundbesitzes mit dem Gemeindeleben ignorirte und den bisher bevorrechtigten Grundbesitz zum Anschlusse an die Gemeinde durch Incommunalisirung der Gutsbezirke zwang. Eine Consequenz dieser Herabdrückung des Großgrundbesitzes und Landadels auf die Stufe einfacher Steuererträger in der Gemeinde war, daß die Verfassung und die mit ihr in Verbindung stehende Gesetzgebung, dem Landadel außer der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Ortspolizei und die Steuerexemtionen, insbesondere die Exemtionen von der Grundsteuer nahm.

Dagegen setzte nun seit 1851 die Reaction ein, welche dem Agrarbesitz und Landadel wieder zu seiner alten Stellung verhelfen sollte. Sie vollzog sich ohne Verfassungsbruch. Der Grund hierfür lag nach Gneist's Meinung darin, daß man zuerst mit dem Dachgiebel begonnen und mit dem Fundamente geendigt hatte, statt den umgekehrten Weg zu gehen. Daß dieser zu gehen wäre, lehrten ihn seine englischen Studien. Sie waren durch die Frage nach der zweckmäßigsten Einrichtung der Geschworenengerichte angeregt. Als er näher zusah, fand er die überraschende Thatsache, daß in England dieselben nicht als Bollwerk der politischen Freiheit angesehen wurden, wie auf dem Continente, sondern lediglich als Beweismittel, das ganz friedlich und wenig aufregend wirkte. Als Grund hierfür erkannte G. die Thatsache, daß hier die Geschworenenpflicht als Communaldienstpflicht durch Communalehrenämter (Friedensrichter und Sheriff) in Thätigkeit gesetzt würde, welche alle vom zeitlichen Partei- und Minister-Regime unabhängig wären. Diese Erkenntniß verallgemeinerte er nun und fand darin ein Heilmittel für die trostlose Parteiwirthschaft in Preußen. Nicht von oben müsse man den Staat bauen, sondern von unten, nicht zuerst den Parlamentarismus um jeden Preis durchführen, sondern das Selfgovernment. Wenn man in der Gemeindeverwaltung dem alten bevorrechtigten Großgrundbesitz eine ähnliche Position gebe, wie sie in England die alte Gentry des 18. Jahrhunderts hatte, so declassire man ihn nicht. Man gäbe ihm nur

die Ortspolizei wieder, aber nicht als ständisches Recht, sondern als Ehrenamt. Man regulire die Gemeindesteuern als Grundsteuern in der Gemeinde und gebe so jedem Gemeindeangehörigen nur so viel Rechte als er Pflichten in der Gemeinde, Ehrenamt oder Steuerpflichten trüge; dann könne man dem Landadel getrost seine Steuerprivilegien nehmen. Man verbinde das Staatsamt mit der Communalverwaltung. Denn Selbstverwaltung sei Staatsverwaltung durch Ehrenämter und Steuerpflichten in der Gemeinde. Nicht Rechte, insbesondere Wahlrechte seien hier zu vergeben, sondern schwere, ernste Communalpflichten. Wenn man so jeden Staatsbürger an die Erfüllung derselben gewöhnt habe, dann mögen die Communen ihre Vertreter zum Unterhause senden, in welchem keine Interessenmajorität, kein Parteiregime mehr zu finden sei, sondern freie, unabhängige Männer, die keinem ministeriellen Drucke nachzugeben hätten.

So wird für G. das Selfgovernment zum Unterbau des Parlamentarismus, der Geschworenengerichte, der Steuerverfassung, in der die Communalbesteuerung das wichtigste Glied bleibt, kurz zum Mittelpunkt des politischen Lebens in Preußen.

II. Die Kampfjahre (1858—1868).

Aus seinem bisherigen Wirkungskreise, der Stadtverordnetenversammlung, wurde G. im J. 1858 in den politischen Kampf gezogen. Die „neue Aera“ war angebrochen und vor ihren Lichtstrahlen verzog sich die Reaction. Die Regentschaft brachte neue Minister von liberalem Ruf auf den Plan. Im November fanden die parlamentarischen Neuwahlen statt und mit den neuen Volksvertretern zog auch G. für den Wahlbezirk Rathenow-Stettin im Abgeordnetenhause ein. Er schloß sich der liberalen Partei an, die damals von Georg v. Vincke geleitet, später 1862 wegen der plan- und ziellosen Führerschaft zerfiel. Von diesem Zeitpunkt an gehörte G. dem linken Centrum an, das sich unter Leitung von Bockum-Dolffs von der Vincke'schen Partei abgetrennt hatte und dann zwischen der Rechten und der Fortschrittspartei eine vermittelnde Stellung mit starker Hinneigung an die letztere einnahm.

Schutz vor Polizeiwillkür war das Postulat der Liberalen. Ueber die Wege hierzu waren die Ansichten getheilt. Die einen wollten nur die bisherigen Beschränkungen der civil- und strafrechtlichen Beamtenverantwortlichkeit aufgehoben wissen. Eine andere Meinung wollte den Staat überall haftbar machen, wo Polizeiwillkür vorlag; eine dritte Polizeistrafverfügungen unter allen Umständen vom ordentlichen Richter überprüfen lassen. Das Resultat aller dieser Anläufe war das Gesetz vom Jahre 1861 über die Erweiterung des Rechtswegs. G. war der Referent dieses Gesetzes. Schon damals erkannte er an, daß die ordentlichen Gerichte allein zum Schutze der individuellen Rechtssphäre gegenüber staatlichen Hoheitsrechten nicht berufen sein könnten. Die Gesetzgebung müsse positive Bestimmung darüber treffen, wann Gerichte, wann Verwaltungsbehörden entscheiden sollten. Damit kam er auf sein zweites Lieblingsprincip, welches dem Ruf nach Schutz vor Polizeiwillkür aus „abstracten Principien“ stets die Durchbildung und detaillirte Feststellung der Verwaltungsrechtsnormen entgegenstellte: das Princip des Rechtsstaats.

Gerade das Fehlen durchgebildeter Verwaltungsrechtsnormen in jedem einzelnen Verwaltungszweige bewirkte damals jene polizeiliche Willkür und grenzenlose Abhängigkeit der Beamten vom Ministerium und dessen politischen Freunden. Die Verfassungsurkunde hatte eine ganze Reihe von Grundrechten gewährleistet. Aber diese „Verfassungsversprechen“ wurden durch keine organische Gesetzgebung erfüllt. Dazu sollte es auch vorläufig noch nicht kommen. Ein

Ereigniß von weittragender Bedeutung trat dazwischen: der Verfassungsconflict von 1862—1866.

G. glaubte, der Regierung den Weg zur Umkehr dadurch zu bieten, daß er im damaligen Conflict nur eine Frage der gesetzlichen Heeresorganisation, nicht eine Budgetfrage erblicken wollte. Doch stand er zur ganzen Opposition, als es galt, die Rechte der Volksvertretung zu wahren. — Damals sprach G. in der Sitzung vom 6. October 1862 die Worte: „Unsere Verfassungsartikel sind nicht ein Spielwerk mit Worten, an das die Sophistik und die Macht beliebig herantrete. Nein, in uns lebt nicht bloß die Ueberzeugung, daß diese rechtliche Grundlage die eigentliche entscheidende ist, sondern wir Deutsche haben auch die Widerstandskraft im Großen und die Kraft des Duldens im Kleinen, um die Frivolität wie die Gewalt, welche an unser Verfassungsleben herankommt, zu überwinden“. In ebenso energischer Weise nahm er gegen die Preßordonnanzen von 1863 Stellung.

Wenn wir Gneist's Wirken in dieser Periode übersehen, so hat es im Gegensatz zur früheren den Charakter des Kampfes um die Aufrechterhaltung von Recht und Gesetz. Und wie in der Zeit seiner Lehrjahre die Reaction von 1851—1858 ihm zur Lehrerin wurde, weil sie ihm das Thatsachenmaterial für seine Formel der Selbstverwaltung bot, so jetzt die Conflictszeit für sein Staatsideal „den Rechtsstaat“. Dies sei der Staat, in welchem die Verwaltung nach den Gesetzen handle und die Grenzen von Gesetz und ministerieller Verordnung streng gewahrt würden. Sie dürften nicht, wie es die constitutionelle Doctrin wollte, nach allgemeinen Formeln, sondern müßten für jeden Verwaltungszweig besonders gezogen werden. So würde die Durchbildung des Verwaltungsrechts durch Gesetze erreicht. Drei Arten von Controlle seien zu diesem Zwecke im Rechtsstaat nothwendig. Vor allem die administrative in Gestalt eines Staatsraths, der der inneren Verwaltung die Directive gebe und eine straffe Aufsichtsgewalt über untergeordnete Staats- und Communalbehörden bei gut ausgebildetem Beschwerderecht der Individuen ausübe. Sodann die Rechts- und Gerichtscontrolle, die aber nicht in einer allgemeinen Haftbarkeit der Beamten, nicht in einer allgemeinen Haftbarkeit des Staats für gesetzwidrige oder schädigende Beamtenhandlungen zu bestehen hätte, sondern in einer geregelten Ministerverantwortlichkeit und in der Anknüpfung der Verwaltungsgerichtsbarkeit an die Communalverbände. Schließlich die parlamentarische Controlle, aber nicht im Sinne der constitutionellen Doctrin, als Steuer- und Ausgabebewilligungsrecht, sondern als Mitarbeit des Parlaments an der Verwaltung, welch letztere durch politische Ministerverantwortlichkeit beaufsichtigt würde.

Jeder Satz dieser Theorie hat politischen Hintergrund und läßt eine Episode des Verfassungsconflicts durchblicken. Vor allem mußte sich ihm die Frage nach der Abgrenzung von Gesetz und Verwaltungsverordnung aufdrängen. War ja doch dies der Ausgangspunkt des Verfassungsconflicts gewesen. Auch mochten die Preßordonnanzen ihn nicht wenig dazu angeregt haben. Und die drei Controllinstanzen! Wer wird bei der „administrativen Controlle“ nicht an die sogen. oppositionellen Landräthe erinnert? Wer nicht bei der „Rechts- und Gerichtscontrolle“ der liberalisirenden Postulate gedenken, alle Verwaltungsbeamte wegen ihrer Amtshandlungen vor den ordentlichen Richter zu ziehen? Auch die „parlamentarische Controlle“ ist nichts anderes als eine Reminiscenz des Verfassungsconflicts.

Wenn wir G. im Entwurfe dieses Idealstaats folgen, so werden wir manchmal theoretischen Abweichungen von seiner, während des Verfassungsconflicts eingenommenen politischen Haltung wahrnehmen. Auch seine spätere

Wandlung in der Stellung zu Bismarck erscheint als inconsequent. Doch schweres Unrecht und schnöder Undank wäre es, wenn wir ihn deshalb wirklich der Inconsequenz zeihen wollten. G. war nie der Politiker, welcher die später gewonnene bessere Ueberzeugung einem früher eingenommenen Standpunkte zuliebe geopfert hätte. Dazu kommt noch ein Charakterzug, der zu seinem innersten Wesen gehörte, nämlich sein Vertrauen zur Unfehlbarkeit des sich durchsetzenden Staatsgedankens. Dieses Vertrauen trieb ihn mächtig zu jenem Manne hin, der nach 1866 für ihn die Verkörperung der Staatsidee darstellte, zu Bismarck. Vor dem großen staatsmännischen Genie des Reichskanzlers beugte er sich dann willenlos.

III. Meisterjahre (1868—1895).

Nach Beendigung des Verfassungsconflicts wandte man sich in Preußen wieder den Reformfragen, die durch diesen in den Hintergrund gedrängt worden waren, vor allem der Reform der Selbstverwaltung zu. Aber man hatte bereits unter Gneist's Einfluß gelernt, daß die Selbstverwaltungsreform ohne gleichzeitige Reform der gesammten Staatsverwaltung undurchführbar sei. Im October 1869 wurde der erste Entwurf der Kreisordnung dem preußischen Landtage vorgelegt. Kurz vor diesem entscheidenden Momente finden wir G. bei dem Ministerpräsidenten Grafen Bismarck, zu einer Conferenz geladen, „die sich bis in die späte Nacht fortsetzt und ihm Gelegenheit bietet, seine Auffassung der Lage und die Gründe des Scheiterns der bisherigen Gesetzgebung darzulegen und positive Vorschläge daran zu knüpfen“. Diese wurden später in einer Denkschrift zusammengefaßt und von dem Ministerpräsidenten dem Staatsministerium mitgetheilt. Drei Mal mußte der Entwurf einer Kreisordnung dem Landtag vorgelegt werden, ehe er für Altpreußen Gesetz wurde. Dies geschah am 13. December 1872. Die gesammte Reformarbeit wurde erst 1883, recht eigentlich erst 1891 mit der Landgemeindeordnung für die sieben östlichen Provinzen abgeschlossen. An allen diesen Reformarbeiten hat G. einen hervorragenden Antheil genommen. Die Reform, wie sie in ihren Grundzügen schon in der Kreisordnung von 1872 angedeutet ist, wird als gemeinsame Arbeit Gneist's und des Ministers Grafen zu Eulenburg bezeichnet werden müssen. G. hat in seinen Schriften seit den fünfziger Jahren die theoretischen Grundzüge, Eulenburg die praktische Ausgestaltung der Reform geliefert.

Ebenso erlangte Gneist's Idee vom Selfgovernment bei der Reform des preußischen Communalsteuersystems praktische Anwendung. In gleichem Sinne werden wir auch sein energisches Eintreten für jene im Gesetz begründete preußische Volksschule, „in welcher die Religion confessionell gelehrt werden muß, die Wissenschaft nicht confessionell gelehrt werden darf“, zu verstehen haben.

Wie im preußischen Abgeordnetenhause, so trat G. auch im Reichstage, dem er von 1868—1884 angehörte, für seine Lieblingsideen ein. So bei Berathung der Reichsjustizgesetze 1874 in der vom Reichstage zur Vorberathung gewählten 28gliedrigen Commission und im Plenum; so ferner, als er 1872 bis 1875 in dem großen Culturkampf an Bismarck's Seite kämpfte. Der Commissionsbericht zum Jesuitengesetze von 1872 ist ein Meisterwerk Gneist's. Er endet mit dem Satze, daß gegenüber Ordensorganisationen, die eine Gefährdung des kirchlichen Friedens enthielten, die Autorität des Staats und der Staatsgesetze nach einheitlichen Grundsätzen hergestellt werden müßte, nicht durch bloße Polizeiverbote, sondern durch zusammenhängende Maßregeln der Gesetzgebung und der Regierung innerhalb ihrer Zuständigkeit. Das war wieder die praktische Anwendung seiner Rechtsstaatidee. In leicht begreiflicher

Aufwallung schleudert er den Gegnern die Worte zu: „Bringen Sie uns nur nicht die Worte Freiheit und Recht, um die Herrschaft der Jesuiten in Deutschland einzuführen; handelt es sich um die Frage der Freiheit und des Rechts, so ist das die Seite, auf der wir stehen!"

In dieser Periode seines Lebens setzte er auch den Schlußstein seines Gedankenbaues über Englands Verfassung und Verwaltung: „Die englische Verfassungsgeschichte" (1882), die reifste und bleibendste Frucht seiner englischen Studien, welche, wie wir wissen, schon am Ausgange der 40er Jahre begonnen waren.

Um Gneist's Bedeutung als Kenner des englischen Rechts zu würdigen, müssen wir auf seine Vorgänger in Kürze zurückgehen. Beinahe alle diese Männer haben die Eigenthümlichkeit, daß sie nach England ihre Blicke wenden, wenn die Noth daheim am größten und eine Krise des heimischen Staatswesens eingetreten ist oder einzutreten droht. Mit politisch so befangenen Blicken sehen sie das englische Vorbild an und construiren in das englische Recht jene Thatsachen hinein, die sie für die weitere heimische Staatsentwicklung als nothwendig ansehen. Auch G. ist von diesem Fehler nicht freizusprechen.

Angeregt durch den Kampf, den die Regentschaft des Herzogs von Orleans mit den französischen Parlamenten seiner Zeit geführt, hat Montesquieu die ihm von Locke und Bolingbroke überkommene Theorie der Dreitheilung der Gewalten mit ihrem gegenseitigen Gleichgewichte in England wiederzufinden geglaubt, nur daß er neben die gesetzgebende und executive nicht wie Locke die Staatsverträge schließende, sondern die unabhängige richterliche Gewalt, welche Frankreich damals am meisten Noth that, setzt. Montesquieu's Methode ist politisch-vergleichend, nicht rechts-vergleichend, weil man damals die Scheidung von Recht und Politik nicht kennt. Sie verführt ihn zu jener falschen, politischen Anschauung, daß die in England von ihm gewünschte Dreitheilung der Gewalten verwirklicht sei.

Ehe die deutsche Nation mit Montesquieu's Lehren allgemein und nachhaltig erfüllt wird, ersteht ihr an der Schwelle des 19. Jahrhunderts der erste gründliche Kenner des englischen Rechts, Ludwig v. Vincke. Er schildert rein descriptiv, indem er sich — wie sein Freund Niebuhr von ihm erzählt — bei jedem Verwaltungszweig die Frage vorlegt, wie derselbe wohl in England betrieben werde. Seine Schilderung englischer Verhältnisse in seinem Schriftchen über die innere Verwaltung Großbritanniens ist so wahrheitsgetreu, daß der Freiherr v. Stein davon Abstand nimmt, englische Verwaltungsorganisation in Preußen nachzuahmen, trotzdem Vincke sie wärmstens empfiehlt. Vincke's Methode ist die staatswissenschaftliche, welche durch Adam Smith und dessen deutsche Schüler Thaer, Kraus, Jacob u. A. bei uns damals herrscht. Verwaltungsrecht und Verwaltungspolitik schlummern in ihr friedlich nebeneinander, ganz so wie in der von Büsch damals gelehrten Handlungswissenschaft, Handelsrecht und Handelswissenschaft.

Diese staatswissenschaftliche, descriptive Methode ist zu ehrlich, um lange Schule zu machen. Zur Erreichung dieses Zieles muß man damals Verfassungsrecepte aus England in Montesquieu'scher Manier zu holen verstehen. Dies geschieht auch, als die siegreiche Nation nach den Befreiungskriegen die nach englischem Vorbilde gefertigte französische Charte Ludwig XVIII. in Gestalt der süddeutschen Verfassungen auf unseren vaterländischen Boden zu verpflanzen versucht. Nun erfolgt die gründlichste Reception. Englisches Recht gilt nicht bloß, sofern es in den Staatsverfassungen Aufnahme gefunden, sondern auch außerhalb des Gesetzes als „lebendige Vernunft" jedes öffentlichen Rechtslebens. Blackstone und Delolme, deren Autorität bei uns jener

der römischen Juristen gleichkommt, predigen das monarchische Princip, und daher lassen die deutschen Regierungen der Reception englischen Rechts freien Lauf, ja sie fördern sie, ohne viel darüber nachzudenken, ob die englischen Rechtsinstitute auf heimischen Boden übertragbar seien.

Diese Reception dauert solange, als sich die deutsche Nation jenen Scheinconstitutionalismus gefallen läßt. Das Jahr 1830, die Julirevolution, bringen ein anderes Schlagwort auf: den Parlamentarismus, d. i. die Einrichtung einer Regierung, die der Mehrheit des Parlaments entnommen ist. Der Musterstaat für Deutschland ist nicht mehr England, sondern Frankreich und Belgien. Doch schon zu Beginn der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts wird man darüber belehrt, wie das französische Bürgerkönigthum seine Musterverfassung zu einer Oligarchie der besitzenden Classen eingerichtet habe, wie sehr die heißersehnte individuelle Freiheit unter dieser Classenherrschaft darniederliege. Die Opposition in der französischen Deputirtenkammer, die Staatsprocesse Weidig in Hessen und Jordan in Kurhessen, dies alles macht den Ruf nach Garantieen der individuellen Freiheit in Frankreich und Deutschland laut erschallen. Als solche Garantieen gelten damals besonders der englische Strafproceß und die Geschworenengerichte. In Frankreich sorgen Danou, Cottu, Rey und Cherbouliez, in Deutschland Mittermaier und insbesondere G. für die Verbreitung dieser Ansicht. So sind Gneist's englische Studien von vornherein durch zwei Momente bestimmt, durch das Freiheitsproblem im öffentlichen Rechte und durch die Abkehr vom Parlamentarismus. Wir hörten bereits, wie G. bei seinen englischen Studien von der Frage nach der Zweckmäßigkeit und Einrichtung der Geschworenengerichte ausging, um die Wurzel derselben im englischen Selfgovernment aufzufinden, und wie er nun diesen Satz dahin verallgemeinerte, daß das Fundament jeder Staatseinrichtung das Selfgovernment sei. So berechtigt nun dieses Selfgovernment von G. damals in den Mittelpunkt der preußischen Reformen, wie wir oben sahen, gestellt wurde: es mußte sich jedenfalls ein Zerrbild ergeben, wenn man mit diesem daheim so gewonnenen Selfgovernment an die Betrachtung der englischen Verhältnisse ging. Dies that nun G. und verfiel damit auch in denselben Fehler wie Montesquieu: er construirte England aus dem Gesichtswinkel seines Selfgovernments, wie Montesquieu aus dem der Dreitheilung der Gewalten.

Betrachten wir nun im einzelnen das Bild des englischen Staates, das uns G. in der „Geschichte und heutige Gestalt der Aemter in England", 1857 (später „Das Selfgovernment" betitelt) entwirft:

Als Fundament des Staates denkt er sich ein Selfgovernment, d. i. die Verwaltung der Grafschaften und Ortsgemeinden nach den Gesetzen des Landes durch Ehrenämter und Communalsteuern. Diese Communalverbände haben keine Autonomie. Ihre Autonomie ist schon seit Jahrhunderten gebrochen. Es existirt hier keine communale Decentralisation in dem Sinne, daß den Gemeinden ein Recht auf Ausübung ihrer Verwaltungsaufgaben gegeben wäre, sondern nur strengste Centralisation. Dies ist eben die bleibendste Erkenntniß, die wir G. danken, die er allerdings nur politisch faßt, die wir aber juristisch dahin präcisiren können, daß die englischen Communalverbände Verbände, aber keine Corporationen sind, daß Selbstverwaltung in England Staatsverwaltung ist.

Die Männer, die das Selfgovernment handhaben, die Ehrenämter ausfüllen, die Communalsteuern zahlen, sind nach G. die alte landed gentry, jener alte Grundadel, der als seine vornehmste Aufgabe die Selbstthätigkeit im parlamentarischen Leben und im communalen Ehrenamte als Friedens-

richter, als Sheriff erblickt, und der mittlere Grundbesitz, der sich damit zufrieden gibt, seinen Geschworenendienstpflichten und seinen Steuerpflichten nachzukommen. Hier liegt nun ein Construiren in Montesquieu'scher Weise vor. Weil in der preußischen Verfassungsreform seit 1848 Großgrundbesitz und Landadel wieder restaurirt werden müssen, deshalb soll in England um die Mitte der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts jene alte gentry des 18. Jahrhunderts wieder ausgegraben werden, sie, das Ideal eines pflichtgetreuen Adels. G. ignorirt hierbei die Entwicklung des englischen Selfgovernment seit 1832. Als nämlich die Reformbill in England durch Erweiterung des parlamentarischen Wahlrechts dem Capitalismus Theilnahme am Parlamente gewährte, da wurde es alsbald auch klar, daß die alte, damals wol verknöcherte landed gentry und ihre aristokratische Herrschaft im Selfgovernment nicht mehr genügten, daß zur Ergänzung der friedensrichterlichen die Thätigkeit gewählter Communalbehörden, der sog. local boards, hinzutreten müßte, um dem aristokratischen Regime der von der Krone ernannten Friedensrichter das Gegengewicht zu halten. Diese local boards waren schon seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ins Leben getreten und haben sich seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag so vollkräftig entwickelt, daß sie immer weitere Verwaltungsgebiete ehemaliger friedensrichterlicher Thätigkeit an sich ziehen oder zum mindesten im Verein mit den Friedensrichtern besorgen. Das Wirken dieser local boards ignorirt G., weil sie in den Rahmen seines Staatsideals für das damalige Preußen, nicht passen. Er schildert sie als gewissen- und pflichtenlose Interessengemeinschaften, bezeichnet sie als eine Art capitalistischer Verwaltungsräthe von Actiengesellschaften, in welche diese boards die Gemeinden umzuwandeln drohten, weil sie aus Wahlen hervorgingen, die einen Census auch unabhängig vom Grundbesitz in der Gemeinde voraussetzten. In dieser Loslösung der Communalrechte von Grund und Boden erblickt G. das gefährlichste Symptom des fortschreitenden Capitalismus und in diesem den gefährlichsten Concurrenten des Landadels. Daß, wie wir dies heute sehen, Friedensrichter und local boards, landed gentry und industrielles Capital durch eine stramme Centralgewalt zu gemeinsamer Thätigkeit im Dienste der Selbstverwaltung vereinigt werden könnten, kam ihm damals um so weniger in den Sinn, als das englische Selfgovernment diese Kraftprobe recht eigentlich erst seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts bestanden hat. Das Vorurtheil gegen die gewählten boards gab aber G. zeitlebens nicht auf.

Auch die Vorzüge des englischen Communalsteuersystems hat G. zum mindesten überschätzt, vor allem die Thatsache, daß die englischen Communalsteuern Realsteuern sind, die auf Grund und Boden ruhen und den jeweiligen Inhaber treffen. Gerade das fortwährende Anwachsen der den englischen Gemeinden vom Staate übertragenen Aufgaben stand und steht immer im Conflict mit der Thatsache, daß die Kosten dieser überwiesenen Verwaltungsaufgaben nicht immer am zweckmäßigsten durch Grundsteuern aufgebracht werden können, weil Grundbesitz nicht immer der richtigste Maßstab für die aus jenen Verwaltungsaufgaben gezogenen Vortheile der Communalangehörigen ist. Sodann erblickt G. auch einen Vorzug dieses Communalsteuersystems in der gesetzlichen Fixirung des Steuerfußes und der hierdurch hervorgerufenen Gleichmäßigkeit der Besteuerung, die übrigens in England nie bestanden hat und nicht besteht. Auch hier legt G. in englische Verhältnisse das hinein, was — wie wir oben hörten — Preußen 1848/49 Noth that: ein Communalsteuersystem, ruhend auf Grund und Boden, um den Landgemeinden den inneren Zusammenhalt und das Ansässigkeitsgefühl zu erhalten, eine gesetzliche Fixirung des Steuerfußes, um die Steuerabwälzung auf die in den Gemeinden

schwächer vertretenen Interessengruppen zu verhüten. Weil schließlich G. so sehr die alte landed gentry in ihrer friedensrichterlichen Thätigkeit und das englische Communalsteuersystem überschätzt, weil er die Thätigkeit der gewählten boards ignorirt, werthet er auch die parlamentarische Regierung in England gering.

G. führt die Entstehung der parlamentarischen Regierung in England auf die Zeit nach der Reformbill von 1832 zurück. Daher ist für ihn parlamentarische Regierung und das Aufstreben des industriellen Capitalismus, wie solches wirklich seit 1832 erfolgte, identisch und bedeutet den Verfall Englands. Weil der eben erwachte Parlamentarismus in Preußen wie im übrigen Deutschland damals so bald ausspielte, ist er nach Gneist's Auffassung ein Unglück auch für England. Denn das Parlament, die herrschenden Classen, insbesondere der industrielle Capitalbesitz, drücken, nach Gneist, auf das Parteiministerium; dieses auf die willenlosen local boards und auf deren besoldete Beamte. G. betrachtet eben hier englische Verhältnisse wieder durch die Brille des continentalen Beobachters, dem der heimische Parlamentarismus Wechselfällen und heilloser Parteiwirthschaft ausgesetzt erscheint. Er will die englische Geschichte aufhalten, den Einfluß der alten landed gentry zu neuem Leben erwecken und die neue Parlamentsherrschaft zum alten Eisen gestellt sehen.

Trotz der fehlerhaften Einzelheiten kann die geniale Conception, die Gneist's Darstellung des englischen Rechts enthält, nicht hoch genug gewürdigt werden. Wie Montesquieu die Dreitheilung der Gewalten, so hat auch G. Selfgovernment und Rechtsstaat in die englischen Verhältnisse hineinconstruirt, aber er erhebt sich auch über das Niveau Montesquieu's durch die Feststellung von unvergänglichen Wahrheiten. Bleibend ist Gneist's Erkenntniß, daß Englands Staatsverwaltung vorwiegend im Selfgovernment durch Ehrenämter und Steuern im Nachbarverbande bestehe. Bleibend ferner Gneist's Lehre, daß England für uns insofern ein Musterland ist, als infolge der Continuität seiner Rechtsordnung der Gegensatz zwischen Verwaltungs- und Verfassungsrecht überhaupt nicht gekannt wird. Jeder einzelne englische Verwaltungsrechtssatz ist infolge der Durchbildung des englischen Rechts bis in die kleinsten Punkte doch schließlich auf ein oberstes Rechtsprincip zurückzuführen, das meist common law ist. Darin liegt die Bedeutung der Unantastbarkeit der common law. Wir auf dem Continent hatten der ausgebildeten Verwaltungsordnung des Polizeistaats die constitutionelle Verfassungsform erst aufdrücken und diese Rechtscomplexe zusammenschweißen müssen: ja wir thun es auch noch heute unausgesetzt. Das ist eben das Problem des richtig verstandenen Rechtsstaates. Daher wird uns England, das seine Rechtsordnung wie aus einem Gusse fertiggebracht, immer als Vorbild dienen. Doch darf dies nicht zur sklavischen Nachahmung des fremden Rechts führen. G. selbst sagt hierüber: „Englische und französische Staatsbildung können für uns ein Mittel der Erkenntniß unseres Selbst sein, die der deutsche Geist so gerne in weiter Ferne sucht. Die wirkliche Gestaltung unseres Staatswesens kann schon deshalb weder dem englischen noch dem französischen folgen, weil es in vielen seiner Grundlagen tüchtiger, weil es in der geistigen, sittlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Massen des Volks sowol England als Frankreich überlegen ist".

Diese Worte Gneist's lenken unser Auge hinüber zu seiner methodischen Behandlung fremden Rechts. Es ist die historische und rechtsvergleichende Methode, die G. zum ersten Male auf wirklich juristische Grundlagen setzt. Montesquieu's Methode war bloß politisch-vergleichend, die Vincke's eine rein descriptive, ohne zu vergleichen und mit heimischen Rechtsverhältnissen zu contrastiren. Die Methode der Reception englischen Rechts zu Beginn des 19. Jahrhunderts trug zwar juristisches Rüstzeug der constitutionellen Doctrin aus

England herüber, ohne aber die Verschiedenheit der socialen und historischen Verhältnisse zu berücksichtigen.

Alle diese Irrthümer vermeidet G. Seine Methode ist durch ihren historischen Grundzug jener Receptionszeit überlegen. Hierin erkennen wir eben G. als würdigen Schüler Savigny's.

Aber auch Vincke's Methode überholt er, weil er fremde Rechtsverhältnisse nicht bloß beschreibt, sondern mit den heimischen contrastirt; und Montesquieu's Methode läßt er weit hinter sich, da er fremde Rechtsverhältnisse nicht bloß politisch, sondern auch juristisch wiederzugeben versteht. Doch in dieser juristischen Wiedergabe liegt, wie sein Vortheil, so auch sein Nachtheil gegenüber Montesquieu. Er construirt das fremde Recht nicht mit dessen Rechtsbegriffen, sondern mit den heimischen, preußisch-deutschen. Was wir gegenüber dieser Art fremdes Recht wiederzugeben nunmehr auch verlangen dürfen, ist fremdes, also hier das englische Recht aus englischen Rechtsbegriffen und socialen Verhältnissen heraus zu verstehen und gegen die unserigen zu contrastiren. Dann erreichen wir vielleicht die Ziele, die G., der Begründer rechtsvergleichender Methode, dieser letzteren steckte: die Erkenntniß „des eigenen Selbst“ — wie er sagt —, die Erkenntniß der heimischen Rechtsinstitute durch den Contrast mit den ausländischen. Wir bewahren uns vor dem Glauben an logisch unwandelbare Rechtskategorien, wenn wir sehen, daß ein politischer Effect mit anderer Rechtstechnik erzielt wird, als unsere eigene ist.

Außer diesem erkenntnißtheoretischen verfolgt die rechtsvergleichende Methode auch einen gesetzgebungspolitischen Zweck, und G. hat, wie wir wissen, dem letztern in hohem Grade nachgestrebt. Derselbe besteht darin, vor mißverständlichen Receptionen fremden Rechts zu warnen, weil nur zu oft ausländisches Recht, stückweise aus dem historischen und socialen Milieu und aus der heimischen Rechtsordnung herausgerissen, auf fremdem Boden ein Torso bleiben muß. Er besteht aber auch darin, und G. hat unter dem Schlagwort der „anwendbaren Grundsätze des fremden Rechts“ dieses so glänzend verstanden, fremde Rechtsinstitute zu recipiren, sodaß man ihnen in unserem Recht entsprechende functionelle Bedeutung zuweisen kann.

Das war G. — ein Kämpfer um politische Freiheit, ein Mitbegründer der deutschen Staatsrechtswissenschaft. Daneben entfaltete er eine große Theilnahme an Vereinen, die dem Wohl der Menschheit und der Wissenschaft zu dienen bestrebt sind. Jahrzehnte hindurch war er Vorsitzender des Vereins für das Wohl der arbeitenden Classen, Vorsitzender und werkthätiges Mitglied des deutschen Juristentages, Mitbegründer und der erste Präsident des Vereins für Socialpolitik. Auf solch inhaltreiches Leben zurückzublicken ist nur wenigen Gelehrten vergönnt. Hochgeschätzt von den Monarchen, unter deren Scepter er lebte — er war Geheimrath, Prinzenerzieher und 1888 geadelt worden —, von den Mitbürgern und der Wissenschaft tief betrauert, starb er am 23. Juli 1895.

Ersch u. Gruber, Encyclopädie, LXXI, 167. — Die Zeit, Jahrg. 1864. — Gneist u. J. St. Mill. Altenglische und neuenglische Staatsanschauung, eine politische Parallelle, 1869. — Walcker, Rudolf v. Gneist. Berlin (Verlag des litterarischen Deutschlands) 1888. — Gierke, R. v. Gneist, 1896. — Löning, Münchner Allgemeine Zeitung 1895 (Beil. 179/80). — Preuß in der Nation, Jahrg. 1895. — Böhmert, Rudolf v. Gneist, im Arbeiterfreund 1894 u. 1895. — Redlich, Englische Lokalverwaltung, 1901, S. 741 ff. (dazu meinen krit. Aufsatz Jurist. krit. Vierteljschr. 1902, S. 254 ff.), schließlich mein Engl. Staatsrecht (in Marquardsens Handb. d. öff. Rechts), 1904, § 4. — Unter Gneist's eigenen Schriften kommen für seine Biographie hauptsächlich

in Betracht: Berliner Zustände 1849. — Die Militärvorlage 1892 und der preußische Verfassungsconflict, 1893. — Die staatsrechtlichen Fragen des preußischen Volksschulgesetzes, 1892. — Die nationale Rechtsidee von den Ständen und das preußische Dreiclassenwahlrecht, 1894. — Der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen (Rechenschaftsbericht und Festschrift), 1894. — Vollständige Angabe der Gneist'schen Schriften bei Böhmert, a. a. O., Arbeiterfreund 1895, S. 145—148.

J. Hatschek.

Gobat: Samuel G. ist am 26. Januar 1799 als einfacher Leute Kind in Crémine, einem kleinen Dörfchen der französischen Schweiz geboren. Tief und nachhaltig war der Einfluß der schlichten Frömmigkeit der Eltern, besonders der Mutter. Der frühreife und hochbegabte Knabe hatte eine Zeit religiöser Zweifel und jugendlichen Leichtsinns durchzumachen, die aber mit einer raschen und entscheidenden Bekehrung endigte. 1820 trat er in das Basler Missionshaus ein. Mit leidenschaftlichem Eifer ging der nun einundzwanzigjährige daran, die Lücken seiner Schulbildung auszufüllen. Es spricht für die ungewöhnliche geistige Begabung des jungen Missionszöglings, daß er, der bis zu seinem 20. Jahre nur französisch gesprochen hatte, in zwei und ein halb Jahren deutsch, lateinisch, griechisch, hebräisch und die Anfangsgründe des Englischen bewältigte. Anfangs November 1823 begab er sich nach Paris, um dort die arabische Sprache bei dem bekannten Orientalisten Baron de Sacy zu lernen. Bis Ende October 1824 blieb er in Paris und hatte in dieser Zeit solche Fortschritte gemacht, daß er, wie er selbst sagt, damals schon den Koran fast ebenso gut verstand, wie die Bibel in seiner Muttersprache. Zugleich wurde damals sein Interesse für die Judenmission geweckt, so daß sein Aufenthalt in Paris ihn in ganz besonderem Maße für den Beruf, den er später ausfüllen sollte, vorbildete. Im Februar 1825 beschloß das Basler Missionscomité ihn nach England zu schicken; er empfing vor seiner Abreise die Ordination in der unirten badischen Landeskirche. Sieben Monate blieb er in London in dem Missionshaus zu Islington. Dann wurde er anfangs 1826 ausgesandt, um zunächst nach Malta und dann weiterhin nach Palästina und Aegypten zu gehen und eine von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ins Auge gefaßte Missionsexpedition nach Abyssinien vorzubereiten. Nach einer Reise durch Syrien und Palästina wurde er October 1827 in Aegypten (Cairo) stationirt, wo er bis 1829 mit großem Erfolg Missionsarbeit trieb. Am 22. October 1829 trat er mit Schriften in abyssinischer und äthiopischer Sprache reichlich versehen, die Reise nach Abyssinien an. Am 25. März 1830 traf er in Gondar, der Hauptstadt Abyssiniens ein — der erste Europäer, der in neuerer Zeit bis in das Herz Abyssiniens gelangt war. Bei aller Verkommenheit der abyssinischen Kirche, bei aller Unwissenheit der Priesterschaft und dem Aberglauben des in den erstarrten Formen eines erstorbenen Christenthums gebundenen Volkes fand G. doch eine Fülle von Anknüpfungspunkten für die evangelistische Predigt vor: eine unbedingte Achtung vor dem freilich nur sehr unvollkommen erkannten Schriftwort, eine große Neigung religiöse, vielfach allerdings auch metaphysische und spitzfindige theologische Fragen zu erörtern, auch eine gewisse Erkenntniß der abyssinischen Christen von dem traurigen Zustande ihrer kirchlichen Verhältnisse und ein Verlangen nach einer gründlichen Verbesserung und Erneuerung derselben. Diese Zeit seines ersten Aufenthaltes hat G. immer für die schönste und erfolgreichste Zeit seines ganzen langen Missionslebens angesehen. Nach einem sechsmonatlichen Aufenthalte trat er die Rückreise nach Adigrad an, mit der Absicht, bald zurückzukehren, um sich mit einem Gehilfen und ausreichenden Hilfsmitteln dauernd dort

niederzulassen. Vor seiner Abreise wurde von einflußreichen Leuten, Geistlichen und Laien eine große Versammlung einberufen, um die Nothwendigkeit einer Reformation ihrer Kirche zu berathen, von der zugleich eine Reform der ganzen Nation erwartet wurde. Nachdem eine Reihe von Reformvorschlägen Gobat's berathen und angenommen waren, tauchte sogar der Gedanke auf, G. selbst zum Landesbischof zu wählen. Die großen Hoffnungen, mit denen er damals Gondar verließ, haben sich nicht verwirklicht. Auf der Heimreise gerieth er in die Wirren eines furchtbaren, zwischen mehreren abyssinischen Großen geführten, Krieges, wobei er unter großen Entbehrungen und mehrmaliger Todesgefahr in einem abgelegenen unzugänglichen Kloster eine Zufluchtsstätte fand, in der er nahezu ein und ein halb Jahr bleiben mußte. Um die Mitte des Jahres 1833 traf er in Europa wieder ein; die nächsten Jahre, die er nach den unerhörten Strapazen seiner angegriffenen Gesundheit widmen mußte, verwendete er zu zahlreichen Vortragsreisen in England und in Deutschland, wo er besonders in Württemberg großes Aufsehen erregte und der Anerkennung der Heidenmission in den kirchlichen Kreisen die Bahn brechen half. Von Bedeutung für seine spätere Laufbahn ist es ohne Zweifel gewesen, daß er damals mit mehreren Mitgliedern des württembergischen Königshauses bekannt wurde. Außerdem beschäftigte er sich mit der Bearbeitung seines, während seines Aufenthaltes in Abyssinien mit großer Treue geführten Tagebuches, das 1834 unter dem Titel: „Journal of a three years residence in Abyssinia“ durch die Ch. M. S. herausgegeben wurde. Am 23. Mai verheirathete er sich mit Maria Zeller, einer Tochter des bekannten Pädagogen und Begründers der Beuggener Anstalten, Chr. Heinr. Zeller; und trat dann im Juni 1834 mit der muthigen jungen Frau die Reise nach Abyssinien an. Aber über dieser von den heimischen Missionsgemeinden mit der wärmsten Theilnahme und den größten Erwartungen begleiteten Reise, waltete von Anfang an ein eigenthümliches Mißgeschick. Schon die Reise bis Adowa war außerordentlich schwierig und leidensreich gewesen. Dort angekommen, erkrankte er so schwer, daß er neun Monate lang das Bett nicht verlassen konnte. Während dieser Zeit wurde sein erstes Kind geboren. Dann erkrankte seine junge Frau an der Cholera und wurde nur wie durch ein Wunder gerettet. So wurde G. genöthigt, im Herbst 1836 zu einem Erholungsaufenthalte nach Aegypten zurückzukehren. Trotz seines lebhaften Wunsches, noch einen Versuch zu machen, nach Abyssinien und speciell nach Gondar zu gelangen, mußte G. sich dazu entschließen, seiner geschwächten Gesundheit wegen nach Europa zurückzukehren. Nun traten einige Jahre des Harrens ein, während deren G. durch Wort und Schrift im Dienste der Ch. M. S. und gleichzeitig der Basler Missionsgesellschaft der Missionssache diente. Der Auftrag dieser Missionsgesellschaften führte ihn auch nach Palästina, zu den Drusen auf den Libanon und nach Malta. 1845 wurde er von dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Bischof des anglikanisch-preußischen Bisthums in Jerusalem ernannt.

Das Jerusalemer Bisthum: Das Jahr 1838 mit seinen bedeutungsvollen Ereignissen hatte die Blicke Europas auf die Türkei gelenkt. In dem Kriege mit dem mächtigen Vasallenstaate Aegypten hatte die Türkei den kürzeren gezogen. Die Schlacht bei Nisib 1839 hatte die türkische Landmacht gebrochen, die Flotte war abgefallen. Hülfeflehend hatte sich die Pforte an die europäischen Großmächte gewandt, im Hattischerif von Gülhane weitgehende Reformen zu Gunsten der christlichen Unterthanen der Osmanen versprochen. Die Mächte, entschlossen, der Türkei beizustehen, um einem allgemeinen orientalischen Kriege vorzubeugen, konnten sich nicht verhehlen, daß ein solches Eingreifen zu Gunsten der Türken christlichen Mächten ernste Verantwortung für

die christliche Bevölkerung auferlege. Am stärksten vielleicht empfand diese Verantwortung der ideal gesinnte geistvolle und tiefreligiöse König von Preußen, der damals eben den Thron bestiegen hatte. Der Augenblick, in dem England, Rußland, Oesterreich und Preußen die Quadrupelallianz schlossen, um Mehemed Ali zurückzudrängen, und die Türkei zu retten, schien in hohem Maße günstig für den Erfolg christlicher Verwendungen und Vorstellungen bei der Pforte zu Gunsten der orientalischen Christen. Außerdem schwebte dem Könige der Gedanke vor, daß die Gelegenheit, dem sich emporarbeitenden deutschen Handel feste Stützpunkte zu gewinnen, und durch Begründung wissenschaftlicher Institute im Morgenlande dem deutschen Forschungstrieb Förderung und feste Richtung zu geben, nicht vorübergelassen werden dürfe. Bei der ganzen Geistesart des Königs ist es einleuchtend, daß er sich als Mittelpunkt aller solcher Bestrebungen, wenn sie lebenskräftig und zugleich von einer segensreichen Wirkung für die Bewohner jener Länder sein sollten, ein christlich-religiöses Institut denken mußte. Wenn der König nach dem damaligen Stand der Machtverhältnisse nach einem Stützpunkt für seine Bestrebungen zu suchen genöthigt war, so konnte er ihn nur bei England finden. Nach längeren Verhandlungen, die von preußischer Seite durch den Gesandten Chevalier v. Bunsen geführt wurden, kam die Gründung des anglikanischen Bisthums zu Stande. Der Bischof sollte dem Erzbischof von Canterbury unterstellt und in England geweiht werden, die Ernennung abwechselnd von der englischen und preußischen Krone geschehen. Evangelische Geistliche aus Deutschland sollten unter der Oberaufsicht des Bischofs die deutsche Gemeinde bedienen und abwechselnd ihre Gottesdienste in derselben Kirche wie die anglikanischen Christen feiern. Durch dieses evangelische Bisthum war eine gemeinsame Vertretung der protestantischen Interessen ermöglicht. Am 6. September 1841 unterzeichnete der König die Dotationsurkunde für das neue Bisthum, wonach er die Hälfte des erforderlichen Fonds in der Höhe von 15 000 £ bewilligte. Die Einigung war nicht zu Stande gekommen im Sinne einer Verschmelzung der preußischen Landeskirche mit der anglikanischen, sondern das Bisthum war ein anglikanisches; es sollten aber einestheils die deutschen Gemeinden unter voller Wahrung ihrer nationalen und kirchlichen Selbständigkeit unter der Oberleitung des Bischofs stehen, andererseits sollte der Bischof gehalten sein, sich der Interessen dieser Gemeinden in vollem Umfange anzunehmen. Am 6. November 1841 erhielt die Parlamentsacte zur Errichtung eines Bischofssitzes in Jerusalem die Genehmigung der Königin Victoria. Am Tag darauf wurde der zum ersten Bischof ernannte Proselyt Alexander von dem Erzbischof von Canterbury geweiht und langte am 21. Januar 1842 in Jerusalem an. Die Türken beeilten sich, dem neuen Bischof die üblichen Ehren zu erweisen, dem griechischen und armenischen Patriarchen wurden Empfehlungsschreiben des englischen Primas überreicht. Die Arbeit war schwierig; der Bau der protestantischen Kirche aufgehalten. Erst 1845 gelang es, den Sultan dazu zu bewegen, die Fortsetzung des Baues zu genehmigen. Aber schon 1845 starb Bischof Alexander. Nun war die Reihe, den Bischof zu ernennen an dem König von Preußen; seine Wahl fiel auf G. Diese Wahl muß als eine nach jeder Hinsicht glückliche bezeichnet werden. G. stand als Schweizer den beiden Nationen, die er zu vertreten hatte, objectiv gegenüber; dabei war er durch seine langjährigen Beziehungen zu der englischen Mission und seine wiederholten langen Besuche mit den englischen Verhältnissen vollkommen vertraut; andererseits war er durch seine Frau und deren verwandtschaftliche Beziehungen mit Deutschland aufs engste verbunden. Seine Ausbildung war durch Vermittlung des Basler Missionshauses eine deutsche; seine in Baden, also einer deutschen Landeskirche vollzogene

Ordination hatte er immer sehr hoch geschätzt. Die drei wichtigsten Cultursprachen, das Deutsche, Englische und Französische beherrschte er vollständig, ebenso das Arabische; Italienisch war ihm nicht fremd, in den alten Sprachen war er wohl unterrichtet; ebenso hatte er gründliche Kenntnisse des Amharischen und Aethiopischen. Dabei war er durch seine persönlichen religiösen Erfahrungen vor einer allzu großen Hinneigung zum englischen Hochkirchenthum gefeit. Dr. Rosen, lange Jahre preußischer Consul in Jerusalem, urtheilt über Gobat's Persönlichkeit: „G. hat während seines 30jährigen Aufenthaltes in der heiligen Stadt nicht bloß für die protestantischen, sondern für alle Bewohner derselben als leuchtendes Vorbild eines echt christlichen Wandels dagestanden. Er war in irdischen Dingen von makelloser Rechtschaffenheit, leutselig gegen jedermann, besonders ein väterlicher Freund und Berather der Armen, von sorgfältigster Wahrhaftigkeit im Umgang, gastfrei, aller Eitelkeit abhold, ein treuliebender Gatte und Vater. Er ließ sich nie vom Augenblick, auch nicht dem Augenblick des Erfolges, hinreißen; vielmehr handelte er immer methodisch nach gewissenhaft erwogenen Grundsätzen, wie er denn auch die christliche Lebensweisheit gern als das Ideal für den in den Stürmen des Erdendaseins ringenden hinstellte.“ Mehr als 30 Jahre lang hat G. sein schweres Amt verwaltet und das jerusalemitische Bisthum ist mit seinem Namen für immer verknüpft. Mag auch dem rückschauenden Blick jene ganze Schöpfung als ein Irrtum erscheinen und mögen die historischen Entwicklungen, die man damals nicht vorauszusehen vermochte, ein Verhältniß, wie es in jenem Bisthum gedacht war, zwischen Engländern und Deutschen unhaltbar gemacht haben, so ist doch zweifellos durch die Art und Weise wie er sein Amt auffaßte und führte, für die evangelische Mission in Palästina und den Culturfortschritt im heiligen Lande ein reicher Segen erwachsen. Fast alles, was an englischen und deutschen evangelischen Missions- und Wohlfahrtseinrichtungen vorhanden, ist irgendwie auf Gobat's Thätigkeit und Anregung zurückzuführen. Die Gründung der heute bestehenden protestantischen Gemeinden, die ca. 2100 Seelen stark sind, die Niederlassung der Kaiserswerther Diakonissen in Talithakumi, die Schneller'schen Anstalten, die englische Zionsschule, das Ueberziehen des Landes mit einem Netz von Schulen, eine Druckerei und ein Lehrerseminar, schließlich die Uebernahme der von G. gegründeten Gemeinden durch die leistungsfähige und gesunde evangelische Ch. M. S., die jetzt einen Stab von zwölf Missionaren und 45 Missionarinnen, drei Missionsärzten, zehn eingeborenen Geistlichen auf zehn Stationen hat, sind die bleibenden Früchte von Gobat's Thätigkeit. Von den hochkirchlichen Kreisen in England viel angefeindet, hat er in den eigentlich englischen Missionskreisen immer viele treue Freunde gehabt. Ebenso ist ihm der deutsche und schweizerische Missionskreis immer treu geblieben. Am 11. Mai 1879 ist er im Alter von 80 Jahren gestorben.

F. Zeller.

Goeben: August Karl Friedrich Christian von G., königlich preußischer General der Infanterie und commandirender General des VIII. Armeecorps, wurde am 10. December 1816 zu Stade geboren, wo damals sein Vater lebte, welcher durch schwere als Officier der Artillerie der Englisch-Deutschen Legion auf der pyrenäischen Halbinsel und bei Quatre-Bras empfangene Wunden für den Soldatenstand unbrauchbar geworden war. Als dieser im J. 1826 eine bis dahin von ihm bekleidete Anstellung beim Zeughause mit einer besseren am Zuchthause zu Celle vertauschte, kam G. nach letzterer Stadt, deren Gymnasium er bis zur Prima besuchte. Ohne viel Fleiß aufzuwenden lernte er gut. Mit sechs Geschwistern wuchs er in bescheidenen Verhältnissen auf. Eigen war ihm von Kindheit an eine Scheu vor öffentlichem Reden und vor dem Verkehr

mit Frauen, nur seiner Gattin hing er später mit Zärtlichkeit an. Da er mit Entschiedenheit erklärte Soldat werden zu wollen und die Beförderungsaussichten in seinem Vaterlande schlecht waren, brachte der Vater ihn in das preußische Heer, für welches der Sohn eine Vorliebe hatte. Am 3. November 1833 trat dieser beim 24. Infanterieregimente zu Neu-Ruppin in den Dienst und wurde am 14. Februar 1835 Officier. Aber nicht für lange Zeit. Eine jugendliche Verirrung, hervorgegangen aus der ihm bis an sein Lebensende eigen gebliebenen Lust am Glückspiele, veranlaßte, daß er schon am 7. Februar 1836 vorläufig den preußischen Dienst verließ. Er wandte sich nach Spanien, wo damals die Kristinos mit den Karlisten um die Thronfolge kämpften und trat auf die Seite der letzteren. Ueber den nun folgenden Abschnitt seines Lebens hat er in einem ebenso lehrreichen wie unterhaltenden Buche berichtet, welches er nach seiner Heimkehr unter dem Titel „Vier Jahre in Spanien: Die Karlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang“ (Hannover 1841) veröffentlichte. Im Mai 1836 ward er als Secondlieutenant im Generalstabe von Guipuscoa angestellt. Aber schon am 11. Juli gerieth er, in einem Gefechte bei Fuenterrabia verwundet, in Gefangenschaft. Ein Fluchtversuch, den er in der nächsten Nacht wagte, schlug fehl; schon sollte er nach spanischem Kriegsrechte erschossen werden, da rettete ihn die Fürsprache des englischen Oberst de Lacy Evans vom Tode. Nachdem er fast ein Jahr, zuerst in San Sebastian, dann zu Logroño, im Kerker zugebracht hatte, sollte er über die Grenze nach Frankreich geleitet werden, entsprang seinen Wächtern und gelangte zum General Garcia nach Navarra. Zum Premierlieutenant befördert, machte er hier eine Reihe von Gefechten mit, zeichnete sich mehrfach aus, wurde zum Capitän ernannt und wiederholt verwundet, marschirte Ende des Jahres unter Garcia nach dem Innern des Landes, fiel aber schon am 13. Januar 1838 bei Sotoca, wo eine Gewehrkugel ihm den rechten Oberarm zerschmetterte, von neuem in Gefangenschaft. Sie dauerte einundeinhalbes Jahr und brachte ihm schwere Leiden. In Cadix wurde er ausgewechselt und im Juni 1839 nach Valencia eingeschifft. Hier angekommen, bat er Cabrera, der in Arragonien kämpfte, um Verwendung. Sie wurde ihm geboten. Er konnte sich mit Cabrera nicht befreunden, ging zum Grafen de España nach Catalonien, kehrte aber, als dieser seines Postens enthoben wurde, zu Cabrera zurück. Jetzt wurde das Verhältniß zwischen ihnen besser. G. wurde zum Capitain im Geniecorps ernannt, wodurch er den Rang als Major der Infanterie erhielt, und mit Leitung der Befestigungsarbeiten am Ebro, dann der in Turia und in Neucastilien beauftragt. Am 2. Juni 1840 wurde er Oberstlieutenant im Generalstabe. Aber die Aussichten der Sache, welcher er diente, gestalteten sich immer schlechter. Cabrera, körperlich und geistig gebrochen, suchte eine Zufluchtstätte jenseits der Pyrenäen und am 15. August, als alles verloren war, überschritt auch G., der bis zum Ende ausgehalten hatte, noch zuletzt durch Meuchelmörder verwundet, die französische Grenze. Allein, zu Fuß, krank und ausgehungert langte er in Perpignan an. Da er den Eintritt in die Fremdenlegion verweigerte, wurde er mittelst Zwangspasses nach Straßburg dirigirt und als Bettler erreichte er im September 1840 das väterliche Haus, welches sich jetzt in Hannover befand. Aber reich an Erfahrung, an Wunden und an Ehren, mit dem Bewußtsein, ganz und voll seine Schuldigkeit gethan zu haben, durfte er es betreten. Die ihm zunächst vergönnte Muße benutzte er, das obengenannte Buch zu schreiben. Zugleich bemühte er sich um die Wiederanstellung im preußischen Heere.

Sie wurde ihm auf die Fürsprache des Prinzen von Preußen, seines

früheren commandirenden Generals, des Menschenkenners, gewährt. Aber der spanische Oberstlieutenant mußte als Secondlieutenant im 8. Infanterie=(Leib=) Regimente von neuem anfangen. Zugleich verfügte die Cabinetsordre vom 26. Februar 1842, durch welche er dem Regimente aggregirt wurde, seine Commandirung zum Generalstabe, am 1. April 1843 wurde er in diesen versetzt, am 4. April 1844 zum Premierlieutenant und schon am 3. April 1845 zum Hauptmann befördert. Im Herbst 1845 vermählte er sich mit einer Cousine, Fräulein v. Frese, aus dem Bremenschen; die Ehe ist kinderlos geblieben. Das Jahr 1849 brachte ihm von neuem kriegerische Verwendung. Im Mai war er als Generalstabsofficier zu der mobilen Division des Generallieutenants v. Hanneken in Westfalen commandirt, nahm mit dieser am Straßenkampfe in Iserlohn theil, trat, als dem Prinzen von Preußen der Oberbefehl zur Bekämpfung des Aufstandes in der Pfalz und in Baden anvertraut wurde, zu dessen Stabe über, machte in diesem den Feldzug mit, war dann kurze Zeit Compagniechef im 16. Infanterieregimente, wurde bei der Mobilmachung gegen Oesterreich im November 1850 als Major im Generalstabe in den nämlichen Stab zurückversetzt und gehörte ihm, während der Prinz Militärgouverneur am Rhein und in Westfalen war, an, bis er im October 1855 zum Oberstlieutenant und zum Chef des Generalstabes des von General Fürst Radziwill befehligten IV. Armeecorps in Magdeburg ernannt wurde. Als solcher trat er im Mai 1858 zum VIII. Armeecorps in Coblenz über, wurde am 22. November d. J. Oberst und am 21. December 1859 durch einen Befehl des Prinz=Regenten bestimmt, mit mehreren anderen Officieren, unter denen er der älteste war, dem Feldzuge der Spanier gegen Marokko beizuwohnen. Die Verhältnisse hatten sich in der seit 1840 vergangenen Zeit geändert. G. hat über seine Sendung in einem zweibändigen Werke „Reise= und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko“ (Hannover 1863) einen interessanten Bericht erstattet. Militärisch bedeutenden Ereignissen beizuwohnen war den preußischen Officieren nicht vergönnt. Nach vier Monaten langten sie wieder in der Heimath an. Am Krönungstage, dem 18. October 1861, wurde G. Generalmajor, am 29. Januar 1863 Commandeur der 26. Infanteriebrigade in Münster. An ihrer Spitze sollte er bald Lorbeeren pflücken.

Sie wurde, als der Krieg vom Jahre 1864 gegen Dänemark bevorstand, im Verbande der 13. Division dem I. Armeecorps der verbündeten Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen zugetheilt. Während des Aufenthaltes vor den Düppeler Schanzen kamen Goeben's Truppen zuerst mit dem Feinde in Berührung. Es geschah in mehreren kleinen Gefechten, denen er, so weit er konnte, persönlich beiwohnte, um, ohne die Selbständigkeit der Führer zu beschränken, durch Lehre und Beispiel zu wirken. Die Absicht, eines Anfang April ins Werk zu setzenden Ueberganges nach Alsen, wobei G. die erste Staffel befehligen sollte, mußte des herrschenden Sturmes wegen aufgegeben werden. Diesen Uebergang am 18. d. M. während des Angriffes auf die Düppelstellung auszuführen, war G. anheimgestellt. Seiner „bewährten kaltblütigen Umsicht und Energie“ überließ der Prinz zu entscheiden ob das Unternehmen versucht werden solle oder nicht. Die Wahrscheinlichkeit des Gelingens ruhig und sorgsam erwägend, stand G. von dem Versuche ab. Als dann am 29. Juni der Gedanke mit Erfolg verwirklicht wurde, hatte er an der Einnahme der Insel vollen Antheil, der ihm durch Verleihung des Ordens pour le mérite gedankt wurde. Nachdem der Friede geschlossen war, kehrte er nach Münster zurück, dort beließ ihn auch seine am 13. Mai 1865 erfolgende Ernennung zum Commandeur der 13. Division, nachdem zuerst bestimmt

gewesen war, daß er an die Spitze der 10. in Posen treten solle. Am 18. Juni folgte die zum Generallieutenant.

Mit jener Division zog er 1866 zu Felde; sie war dem Höchstcommandirenden General Vogel v. Falckenstein unmittelbar unterstellt. Am 16. Juni von Minden aufbrechend, besetzte G. zuerst die Stadt Hannover, folgte dann der abgezogenen hannoverschen Armee über Göttingen nach Eisenach und wurde von hier gegen die Baiern entsandt, mit denen er am 3. Juli Fühlung gewann. Am 4. bestand er gegen sie bei Dermbach und bei Roßdorf ein Gefecht, welches er in einer Schrift „Das Gefecht bei Dermbach" (Darmstadt 1870) dargestellt hat und infolgedessen der Feind zurückging, am 10. vertrieb er diesen im Vereine mit dem Corps Manteuffel aus seiner Stellung an der fränkischen Saale, worüber er in einer anderen Schrift „Das Treffen bei Kissingen" (Darmstadt, 2., durchgesehene Auflage 1880) berichtet hat. Als darauf die Armee gegen den unteren Main in Marsch gesetzt wurde, bildete die Division Goeben die Vorhut, warf am 12. die Hessen bei Laufach und Waldaschach, am 14. die Oesterreicher und Hessen bei Aschaffenburg und besetzte am 16. Frankfurt. Durch das Hinzutreten nichtpreußischer Truppen wuchs die Division Goeben hier zu einem Verbande von 23 Bataillonen, 14 Escadrons, 43 Geschützen. An die Stelle von Falckenstein trat General Freiherr v. Manteuffel. Als dieser am 21. mit seiner gesammten Macht nach Osten aufbrach, bemächtigte G., der durch den Odenwald vorgegangen war, rasch entschlossen am 24. sich der vom VIII. Bundesarmeecorps vertheidigten Tauberübergänge und nöthigte am 25. den weit stärkeren Gegner durch ein Gefecht bei Gerchsheim zu weiterem Rückzuge. Mit einem ergebnißlosen Versuche die Feste Marienberg bei Würzburg zu beschießen und seinem Einzuge in diese Stadt am 2. August, endete Goeben's Theilnahme am Feldzuge. Als am 5. d. M. Manteuffel nach Berlin berufen wurde, trat G. an seine Stelle. Neben äußeren Ehren hatte der Antheil seiner Division, den er in der „Allgemeinen Militär-Zeitung" (1867, Nr. 2, 3, 12, 13) geschildert hat, den hohen Ruf seiner militärischen Tüchtigkeit und das Vertrauen, mit welchem die Armee auf ihn blickte, noch erheblich vermehrt. Nach Beendigung einer Erholungsreise, die mit seiner Gattin zu unternehmen des Königs Freigebigkeit ihn in den Stand gesetzt hatte, kehrte er in seine frühere Stellung in Münster zurück.

Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich führte ihn auf einen anderen Posten. Am 18. Juli 1870 wurde er zum commandirenden General des VIII. (Rheinischen) Armeecorps, am 26. zum General der Infanterie ernannt. Sein Corps gehörte zur I. Armee des Generals v. Steinmetz, welche den rechten Flügel der deutschen Heere bildete. Bei ihrem ersten größeren Zusammentreffen mit dem Feinde, in der am 6. August geschlagenen Schlacht bei Spicheren, der er, seinen Truppen vorauseilend, von Anfang an beiwohnte und während des Haupttheiles des Kampfes den Oberbefehl führte, half die eine Division seines Corps (die 16. unter General v. Barnekow) wesentlich zum Siege; bei dem zweiten, in der Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14., griff er, obgleich zum Beistande aufgefordert, nicht ein. Dieses Versagen seiner Hülfe ist ihm zum Vorwurfe gemacht worden. Nach v. Cardinal „Kritische Tage", 1. Theil, 1. Band, S. 80 (Berlin 1897) mit Unrecht, weil G. von der Ansicht ausging, daß er, da der Tag schon zu weit vorgerückt war, zu spät kommen würde und daß sich mehr empfehle, wenn es nöthig wäre, am folgenden Morgen mit ausgeruhten Truppen zur Stelle zu sein. An der nächsten Schlacht, der bei Vionville-Mars la Tour, war wiederum nur die genannte Division seines Armeecorps betheiligt. G. erschien nicht auf dem Kampfplatze,

weil er glaubte, ihrem Commandeur die Ehre des Tages allein überlassen zu sollen. Um so bedeutender war seine persönliche Antheilnahme zwei Tage darauf an der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat, wo das VIII. Corps einen schweren Kampf gegen den linken Flügel des Feindes zu bestehen hatte. Die Einschließung von Metz bot ihm keine Gelegenheit zu besonderer Thätigkeit. Um so mehr ward diese in dem nun folgenden Abschnitte des Krieges in Anspruch genommen. Es war der Feldzug im Norden Frankreichs, während dessen das VIII. Armeecorps dem seit dem 27. October mit dem Oberbefehle über die dorthin entsandte I. Armee betrauten General Freiherrn v. Manteuffel unterstellt war. Zuerst geschah diese Inanspruchnahme in der am 27. November geschlagenen, aus einer Reihe von Einzelgefechten bestehenden Schlacht bei Amiens, infolge deren, nachdem der Feind in der Nacht abgezogen war, G. am 28. Mittags die Stadt in Besitz nahm. Manteuffel trat nun den Vormarsch gegen Rouen an und am 5. December rückte G., dessen Corps dabei die rechte Flügelcolonne gebildet und unterwegs verschiedentlichen Widerstand zu überwinden gehabt hatte, in die Stadt ein. Am 10. wurde er von hier entsandt, um unter günstigen Umständen einen Handstreich auf Le Havre zu versuchen. Da er Grund hatte, die Wahrscheinlichkeit des Gelingens zu bezweifeln, so wandte er sich, den ihm für diesen Fall gewordenen Weisungen entsprechend, nach Dieppe und wurde von hier wieder nach Amiens herangezogen, wo Manteuffel alle seine Streitkräfte vereinigte, um am 23. die an der Hallue stehende Armee des Generals Faidherbe anzugreifen; es gelang ihm freilich nicht, den Feind aus seiner starken Stellung zu vertreiben, am folgenden Tage aber zog dieser ab und begab sich unter den Schutz seiner Festungen; G. folgte ihm bis Bapaume. Am 29. wurde ihm der Befehl über den ganzen rechten Flügel der Armee (die an der Somme stehenden Truppen) übertragen. Ein erneutes Vorgehen des Generals Faidherbe, dessen Hauptzweck der Entsatz der belagerten Festung Péronne war, führte, nachdem einleitende Gefechte stattgefunden hatten, am 3. Januar 1871 zur Schlacht bei Bapaume, in welcher G. die gegen die von ihm eingenommene Stellung gerichteten Angriffe so energisch zurückwies, daß Faidherbe wiederum nach Norden abzog; dann wurde G., als Manteuffel am 8. das Commando der Südarmee erhalten hatte, das der Nordarmee übertragen. Die in der Nacht vom 9./10. abgeschlossene Capitulation von Péronne veränderte die Kriegslage. G. vereinigte nun sämmtliche verfügbaren Kräfte (44 Bataillone, 52 Escadrons, 27 Batterien) und führte sie am 17. gegen den nach Osten abmarschirten General Faidherbe vor, fand diesen am 19. in einer Stellung bei St. Quentin und griff ihn mit der seinen Truppen erteilten Weisung an im Gefühle ihrer Ueberlegenheit alles, was sich ihnen entgegenstellen würde, über den Haufen zu werfen, wenn der Gegner aber den Angriff nicht abwarte ihn mit Aufbietung aller Kräfte zu verfolgen. Der erste Theil des Auftrages wurde, freilich nach hartem Kampfe, erfüllt, die Niederlage, die der Feind erlitt, war vollständig; der zweite aber konnte nur so weit zur Ausführung gelangen als es die Festungen gestatteten, hinter welche die geschlagene französische Armee sich zurückzog. Am 28. d. M. wurden die Feindseligkeiten durch den zu Versailles abgeschlossenen Waffenstillstand beendet. Das Großkreuz des Ordens des Eisernen Kreuzes, welches ihm für den Sieg von St. Quentin verliehen wurde, war die werthvollste unter den vielen Auszeichnungen, durch welche seine Dienste anerkannt wurden; wir führen aus ihrer großen Zahl ferner an: Die Dotirung mit einer Summe von 200000 Thalern aus der französischen Kriegsentschädigung und die am 1. September 1873 geschehene Beilegung des Namens „Fort Goeben“ an das bisherige „Fort Queuleu“ bei Metz, sowie

die am 27. Januar 1889 verfügte Benennung „Infanterie-Regiment von Goeben“ des 2. Rheinischen Infanterieregiments Nr. 28. In die Siegesfreude aber mischte sich für G. ein bitterer Schmerz, es war die Besorgniß um die Gesundheit seiner Gattin, die am 12. November 1871 zu Coblenz, wohin er nach Friedensschluß als commandirender General des VIII. Armeecorps zurückgekehrt war, ihren Leiden erlag. Sein ganzes Streben blieb jetzt auf die Ausbildung der ihm unterstellten Truppen und ihrer Führer gerichtet; die Erfolge, welche er dabei erzielte, wie seine gesammten Verdienste erfuhren eine weitere Anerkennung durch die am 4. Juli 1875, dem Jahrestage des Gefechtes bei Dermbach, erfolgte Verleihung des Schwarzen Adlerordens. Im Januar 1878 durfte er zum dritten Male nach Spanien gehen: Kaiser Wilhelm I. entsandte ihn dorthin als seinen Vertreter bei der Feier der Vermählung des König Alfons XIII. Im Gefühle der Abnahme seiner Kräfte bat er im December 1879 um den Abschied, das Gesuch wurde indessen abgelehnt. Seine Gesundheit schien sich wieder zu kräftigen, aber im November 1880 erkrankte er von neuem und am 13. d. M. ist er zu Coblenz gestorben. Ein Mann von höchster geistiger Begabung und ein vorzüglicher Soldat, kühn, entschlossen, dabei kaltblütig und überlegend, selbstlos und bescheiden, warmen Herzens und voll Wohlwollen gegen Jedermann, eine wenig militärische Erscheinung, lang, hager, gebeugt, die Augen hinter einer Brille versteckt, aber ein Führer, zu dem seine Untergebenen mit vollem Vertrauen hinaufblickten.

Lebensbeschreibungen von Generalmajor v. Hänisch (Beiheft zum Militär-Wochenblatte, Berlin 1881), und von G. Zernin (2 Bde., Berlin 1895/97), unter Benutzung der Familienpapiere, sowie ein Auszug (Berlin 1901) aus letzterem Buche, ein Lebensbild und Briefe enthaltend.

B. v. Poten.

Goch: Hermann von G., der reichste Finanzmann Kölns im 14. Jahrhundert, ist dort zuerst im J. 1365 nachweisbar. Er war geweihter Cleriker und Kanonikus zu Kaiserswerth, kam indeß schon in jungen Jahren nach Köln, wo er das rechte Feld für seine eminente geschäftliche Begabung fand. G. wurde der größte Hausbesitzer der Stadt: 45 Häuser und Höfe, zum Theil von bedeutendem Umfang, erwarb er, darunter z. B. die aus zwei großen Adelshöfen vereinigte Besitzung zur Kemenade — sein Wohnhaus, später Palais der Grafen von Fürstenberg — in der Glockengasse und das Herrengut zum Hardefust, welches noch 1456 seinen Namen trug und zum letzten Besitzer den Fürsten von der Leyen hatte; die Bodenfläche des Gutes umfaßt heute einen ganzen Straßencomplex in Köln. Damit verband G. gleichzeitig den Erwerb von Ackerland und den Betrieb bäuerlicher Eigenwirthschaft, wie er denn auch unter den Großgrundbesitzern erscheint, die 1391 die Bauerbank von St. Gereon begründen. Sein Capital ließ G. am lebendigsten und fruchtbringendsten arbeiten in Geldgeschäften zunächst mit dem niederrheinischen Adel und dem Kölner Patriciat, vor allem aber mit dem Erzbischof Friedrich von Saarwerden und dem Herzog Wilhelm III. von Geldern. Der erstere übertrug ihm nach vorausgegangenen Darlehen das Amt des obersten Sieglers der Kölner Curie und verpfändete bezw. verpachtete ihm seine Kölner Einkünfte, die G. in kluger und interessanter Weise, bei stets genauer Beobachtung des kanonischen Zinsverbots, mit doppeltem Gewinn 1378—89 ausnützte. Dieselben Jahre ungefähr umschließen seine ausgedehnten Geschäfte mit dem Herzog von Geldern, dessen immer wachsende Verbindlichkeiten gegen G. theils aus baren Darlehen, theils aus großen Lieferungen, besonders von Wein, hervorgingen. Der ungemein kluge und gewandte Mann stieg rasch in Ansehen und Ehren. Adelige und Geschlechter wählten ihn wiederholt zum Schiedsrichter; schon früh, 1373, er-

nannte ihn Karl IV. zu seinem Caplan und Familiaren, und eine ganze Reihe ähnlicher Huldbriefe schloß sich an. Wie weit verbreitet Goch's Ansehen war, zeigt der Brief des Gegenpapstes Clemens VII., der sich am 31. October 1393 aus Avignon an ihn mit dem Ersuchen wandte, gegen den Kölner Erzbischof zu wirken und ihm dafür die Hilfe des französischen Königs zusicherte. Andererseits aber zog ihm sein steigender Reichthum auch zahlreiche Anfeindungen zu, die sich endlich 1393 und 1394 in mehreren Acten summarischer Willkürjustiz des patricischen Rathes entluden. Er wurde wegen angeblichen Unregelmäßigkeiten in der Verwaltung der Grut (einer der erzbischöflichen Nutzungen in Köln) zur Zahlung von 2000 Gulden und dann zu zweimaliger halbjähriger Thurmhaft verurteilt. Diese Schläge hat G. persönlich und geschäftlich nicht mehr verwunden. Gerade seine einfachen, rein sachlichen Tagebuchnotizen aus dieser Haftzeit bekunden übrigens nochmals die Vielseitigkeit seiner Beziehungen und die Größe seines Ansehens. Den politischen Kämpfen in Köln stand G. fern; es ist unrichtig, ihn einer der Parteien zuzuweisen. Er kannte im öffentlichen Leben nur eins: das Geschäft; alles andere kam nur unter diesem Gesichtspunkte für ihn in Betracht. Nach dem Sturz der Geschlechterherrschaft ward er der Theilnahme an einem Plan, das Zunftsregiment zu beseitigen und die Stadt dem Herzog von Geldern zu überliefern, beschuldigt und mit seinem Schwager Goswin von der Kemenaden gefangen gesetzt. Beide legten auch ein „Bekenntniß" ab und wurden darauf am 7. Mai 1398 hingerichtet. Diese Bekenntnisse sind jedoch auf der Folter erzwungen und entbehren der inneren und äußeren Wahrheit; überhaupt ist die Annahme einer von den Patriciern wider die Zunftregierung geplanten Gegenrevolution völlig haltlos.

Ennen's Quellen z. Gesch. der Stadt Köln Bd. 5 und 6 enthalten eine Anzahl Stücke zur Geschichte Goch's; bei weitem das meiste aber ist noch ungedruckt. Alles über Goch vorhandene archivalische Material wird, verbunden mit einer Darstellung seiner gesammten Thätigkeit, in der nächsten Zeit zur Veröffentlichung gelangen.

Hilar Schwarz.

Goedeke: Karl Friedrich Ludwig G., Litterarhistoriker, wurde am 15. April 1814 zu Celle als Sohn eines wohlhabenden Maurermeisters geboren. Die Eltern waren einfache Leute, und es scheint, daß die kastenmäßige Absonderung des cellischen Beamtenthums früh auf den Stolz des begabten Knaben drückte. Später hat er sie jedenfalls nicht ohne Reizbarkeit empfunden und in seinen Novellen den engherzigen Geist dieser Kreise drastisch verspottet. Eine gewisse Sprödigkeit gegenüber den Vornehmen und in Rang und Würden Festgesessenen ist ihm zeitlebens eigen geblieben. Nachdem G. die untern Classen des Celler Gymnasiums durchlaufen hatte, siedelte er Michaelis 1828 auf das Kgl. Pädagogium zu Ilfeld über, dessen Zögling er fünfthalb Jahr gewesen ist. Schon 1830 stand sein Entschluß fest, Philologie zu studiren, aber eifriger als den Schulfächern war er privater Lectüre zugewendet; seine stilistische Gewandtheit durfte sich in einer aufgetragenen Schulrede über den ältesten Ilfelder Rector Michael Neander und in Vorträgen über selbstgewählte Themata entfalten: Hans Sachs, Uhland, Grillparzer verrathen früh erwachte Sympathien, die wir durch Schiller und Platen schon für diese Zeit ergänzen dürfen. Eine Schülerrevolte im Frühjahr 1833 schien auch seinem Abgang Hemmnisse zu bereiten, aber schon damals hat er seine Abneigung gegen alles lärmende Auftreten bethätigt und sich zugleich unter seinen Mitschülern eine besondere Vertrauensstellung erworben. So behielt er denn auch zu einigen seiner Lehrer, wie zu dem Historiker Havemann, dauernd ein gutes Verhältniß, nachdem er die Anstalt glücklich mit dem Reifezeugniß verlassen und sich als stud. phil. in die Matrikel der Georgia Augusta

eingetragen hatte. In Göttingen hat er ſeine ganze Studienzeit verbracht: von Oſtern 1833 bis Oſtern 1838; Benecke, die Brüder Grimm, Gervinus, Dahlmann, K. Otfried Müller ſind ſeine Lehrer geweſen; einen Abſchluß durch Staatsexamen oder Promotion haben ſeine Studien nicht gefunden, weil zeitig rege und mit wachſender Liebe gepflegte poetiſche Neigungen und nächſtdem die durch die Ereigniſſe von 1837 veranlaßte journaliſtiſche Bethätigung die wiſſenſchaftlichen Intereſſen ablöſten. Dem ſtudentiſchen Treiben hat ſich G. völlig fern gehalten, ihm genügte ein kleiner Kreis gleichgeſinnter Freunde, unter denen ihm ein Theologe Stölting beſonders eng verbunden war und blieb. Von ſeinen akademiſchen Lehrern hat Otfried Müller der durch Platen entzündeten Begeiſterung für die ſchönen Formen der Antike feſten Halt gegeben und den Studenten G. zu einer formvollendeten poetiſchen Huldigung hingeriſſen, Dahlmann iſt ihm ein ſicherer Führer in den politiſchen Wirren des auf ſeine Studienzeit folgenden Jahrzehnts geblieben, an Gervinus dagegen ſtieß ihn das an Eitelkeit grenzende Selbſtbewußtſein ab, und in Stunden des Unmuthes hat er ihn wohl gar einer „wahrhaft unanſtändigen Langweiligkeit“ geziehen; Benecke's gedachte er dankbar, aber doch ſtets mit einer leichten humoriſtiſchen Färbung: die Wortphilologie war ihm in dieſem Lehrer liebenswürdig, doch nicht eben imponirend erſchienen. Aber das ausdrucksvolle Auge des Greiſes leuchtete heller und ſeine Stimme bekam einen wärmeren Klang, ſobald er auf Jacob Grimm zu ſprechen kam: pygmäenhaft erſchien ihm das ganze folgende Germaniſtengeſchlecht neben dieſem Gewaltigen, der doch zeitlebens ſo ein ſchlichter, lieber, herzensguter Menſch geblieben war. Das Verhältniß der Treue zu dieſem unvergleichlichen Gelehrten und Menſchen war der koſtbarſte Beſitz ſeines Lebens, und wenn er, in ſpäteren Jahren zur gelehrten Arbeit hingewandt, auch ſelten auf Gebieten ſich bethätigt hat, die Jacob Grimm's eigentliches Arbeitsfeld waren, eine wahre Herzensfreude gewährte ihm jeder Fund, der um das alte feſte Band ein neues Fädchen zu ſchlingen erlaubte: ſo das niederdeutſche Lied zur Dietrichſage „Koninc Ermenrikes dot“ (Hannover 1851), ſo die Studien über den Heſſen „Burchard Waldis“ (Hann. 1852) und wieder die Jacobsbrüder des „Kunz Kiſtener“ (Hann. 1851) oder die Beiſteuer zum Deutſchen Wörterbuch. Das Dichterwort „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“ ſchien ihm wie auf Jacob Grimm geprägt zu ſein. Die erſte Gelegenheit, dieſe Liebe zur hellen Flamme zu entfachen, brachte im Spätjahr 1837 das mannhafte Auftreten der Göttinger Sieben gegenüber dem hannöverſchen Verfaſſungsbruch: damals hat ſich der Studioſus G., der bisher nur als zarter Lyriker in den Spalten des Stuttgarter „Morgenblattes“ und der Frankfurter „Didaskalia“ aufgetaucht war, zuerſt als Journaliſt verſucht: in ausführlichen Berichten über die Göttinger Vorgänge für die Augsburger Allgemeine Zeitung, die dann ihren Weg durch einen großen Theil der deutſchen Preſſe fanden. Aber auch zu dichteriſchem Ausdruck drängte es ihn, und als die geeignetſte Form zur Kritik der Gegenwart erſchien ihm das ariſtophaniſche Luſtſpiel, wie es Platen jüngſt erneuert hatte. So entſtand im J. 1838 „König Codrus. Eine Mißgeburt der Zeit“. Zunächſt handſchriftlich an Jacob Grimm mitgetheilt fand das Stück deſſen lebhaften Beifall: „Ich wüßte keinen, der vielleicht Platen's Verluſt ſo ſchnell zu erſetzen vermöchte“ ſchrieb er damals an Dahlmann (Briefw. I, 269 f.). Wir kennen das Werkchen nur in der um alle gefährlichen politiſchen Anſpielungen verkürzten Geſtalt, in der die Cenſur den Druck geſtattete: Leipzig 1839 unter dem Pſeudonym Karl Stahl, das G. auch in den Folgejahren zunächſt feſthielt. Die ſprudelnde Munterkeit in der Handhabung des Reimes und der wechſelnden Rhythmen und dann wieder der pompöſe Schritt der anapäſtiſchen Parabaſe, die reine

und tapfere Gesinnung, die sich in prickelndem Witz über unwürdige Tändelei, in grimmigem Spott über moralische Erbärmlichkeit und in kraftvoller Begeisterung für schlichte Menschengröße Luft macht, all das rechtfertigt des Lehrers freundliches Vorurtheil, während wir eine starke künstlerische Originalität weder in der Erfindung noch im Aufbau erkennen. Auch die Novellen und Novelletten, die G. seit 1838 in verschiedenen belletristischen Zeitschriften pseudonym erscheinen ließ und dann (Celle 1841) als „Novellen“ unter seinem wirklichen Namen gesammelt herausgab, verrathen bei einer gewissen Vielseitigkeit der Stimmungen und Töne und wohlgepflegter sprachlicher Form nur schwache Erfindungsgabe. Zum bühnenmäßigen Lustspiel hat G. noch viel später (1857) verschiedene Anläufe gemacht, die aber weder zum Abschluß, noch zum Druck gelangten: für einen dieser Entwürfe nahm er den Stoff aus J. J. Engel's Roman „Herr Lorenz Stark“. Wie so viele keimende Talente hatte der biedere Gustav Schwab auch unsern G. unter seine Fittiche genommen und sich vergeblich bemüht, für seine epische Dichtung in Romanzenform „Herzog Ernst“ einen Verleger zu beschaffen. Mehr zu bedauern ist es, daß die politischen Gedichte der Jahre 1837/38 auch in der Schweiz, wohin das Manuscript gewandert war, keinen Drucker fanden (J. Grimm's Annahme im Brief an Dahlmann vom 8. Nov. 1838 ist irrig); sie würden G. dauernd einen Platz unter unsern vornehmsten politischen Lyrikern gesichert haben.

In den Abschluß seiner Studienzeit fällt auch ein erster litterarhistorischer Versuch Goedeke's, die Charakteristik seines Lieblingsdichters Platen, die er zu der Cottaischen Gesammtausgabe von 1839 beisteuerte und die dann noch wiederholt gedruckt worden ist. Im Frühjahr 1838 kehrte er zunächst nach Celle zurück und brachte hier vier Jahre unter vielseitiger, zerstreuender litterarischer Beschäftigung zu: er schrieb für eine ganze Anzahl meist norddeutscher Blätter politische und litterarische Correspondenzen, lieferte Kritiken und novellistische Beiträge und erweiterte seine Bibliothek und seine Kenntniß der deutschen Litteratur zunächst der Gegenwart, dann auch der Vergangenheit. Die Stagnation des geistigen Lebens seiner engern Heimath bedrückte ihn, und er machte mit gutgesinnten, aber schwachgerüsteten Freunden allerlei wenig erfolgreiche Versuche, seine schwerfälligen Landsleute aufzurütteln, die er liebte, aber niemals überschätzt hat. Da sich Celle als der denkbar ungeeignetste Ort für solche Bestrebungen erwies, siedelte er 1842 nach Hannover über und trat hier als litterarischer Helfer und Rathgeber in ein näheres Verhältniß zu der damals energisch aufstrebenden Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. 1844 erschien seine erste litterargeschichtliche Monographie „Adolph Freiherr von Knigge“, hervorgewachsen aus einer Neubearbeitung des „Umgangs mit Menschen“ (1843); denn solche Arbeiten, ja sogar die neue Herrichtung eines bewährten und buchhändlerisch rentablen Briefstellers mußte er in dieser Stellung erledigen. Erfreulicher waren die Aufgaben, die er sich selbst stellte. Auf einen Novellen-Almanach für das Jahr 1843 folgte 1844 die erste seiner großen Anthologien: „Deutschlands Dichter von 1813—1843“, eine Auswahl aus 131 Dichtern mit biographischen und charakterisirenden Vorbemerkungen und einer umfangreichen Einleitung über die technische Bildung poetischer Formen, welche beweist, daß die Sicherheit in der Handhabung der verschiedensten Versmaße, wie sie G. selbst eigen ist, ihm nicht mühelos zugefallen, sondern das Ergebniß überaus ernsthafter Studien war. Die Auswahl ist nach Landschaften geordnet, und das Bestreben des Niedersachsen, der Eigenart der deutschen Stämme und der landschaftlichen Entwicklung unserer poetischen Cultur gerecht zu werden, bereitet uns schon auf werthvolle Tendenzen von Goedeke's litterarhistorischem Hauptwerk vor. Wohl erregt die Zahl der Kleinen und Kleinsten, denen hier Be-

achtung geschenkt wird, Besorgniß, aber für die Proben starken Talentes und die liebenswürdigen Gaben schwächerer Kraft zeigt sich im allgemeinen doch ein sicheres Unterscheidungsvermögen. Ergreifend wirkt die Wärme, mit der die deutschen Poeten des Elsaß dem Herzen der Nation nahe gelegt werden. Goedeke's Geschmacksurtheil ist hier im wesentlichen gefestigt, wie wir es später kennen lernen, aber noch fehlt die Entschiedenheit der Sympathie und Antipathie, die sich im „Grundriß“ oft zur Schroffheit steigert. Mit besonderer Herzlichkeit zeichnet er unter den Niedersachsen Emanuel Geibel aus: „seine politischen Gedichte, in Opposition mit der waffenklirrenden Richtung des Tages, sprechen aus, was der besonnene Liberalismus, der Liberalismus des treuen, auf Gott mehr als auf Menschen bauenden Geistes im Herzen trägt“. In diesem Sinne hat er an den Schluß der „Zeitgedichte“, die in einem besonderen Anhang vereinigt sind, Geibel's Gedichte „An Georg Herwegh“ und „An den König von Preußen“ (aus dem Februar und December 1842) gesetzt.

Die Beschäftigung mit den politischen Angelegenheiten des großen und des engern Vaterlandes erschien G., ohne daß er je einen sonderlichen Beruf zum Politiker empfunden hätte, mehr und mehr als eine Verpflichtung, auch wenn sie ihm vielleicht auf Jahre hinaus den Verzicht auf seine Studien und als unvermeidlich die Trennung von dem streng conservativen Buchhändler Hahn auferlegte. Es ist für seine Gründlichkeit bezeichnend, daß er sich in diesen Jahren auch mit der politischen Geschichte seiner Heimath näher vertraut machte: ein Actenfund, wie er dem glücklichen Finder — denn ein solcher war G. — in die Hände fiel, gab ihm Veranlassung zu einer eindringenden Studie „Hannovers Antheil an der Stiftung des deutschen Fürstenbundes“ (Archiv d. histor. Vereins für Niedersachsen 1847). Als Redacteur der „Zeitung für Norddeutschland“ sowie vorübergehend der „Hannöver'schen Presse“ hat er vom Frühjahr 1848 ab die Anschauungen seiner Landsleute im Sinne des gemäßigten Liberalismus und einer nationalen Politik, welche über der freiheitlichen Ausgestaltung der hannöverschen Verfassung die höheren Ziele einer Einigung der Nation nicht aus den Augen verlieren dürfe, kräftig beeinflußt, und nachdem er während des Jahres 1848, das in Hannover ruhiger als anderwärts verlief, auch im Vereinsleben stark hervorgetreten war, wählte ihn die Residenzstadt zu einem ihrer beiden Vertreter in der zweiten Kammer der Stände, die auf Grund der freisinnigen Verfassung vom 5. September 1848 im Februar 1849 zusammentraten.

Schon in der Commissionsberathung einer Antwort auf die deutungsreiche Thronrede, zu der G. von seiner Kammer einstimmig deputirt war, traten jene Schwierigkeiten hervor, die der Tagung ein rasches Ende bereiten mußten: die Abneigung des Ministeriums Stüve und der ersten Kammer, sich auf die Anerkennung der deutschen Grundrechte, die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung und die Uebertragung der deutschen Kaiserkrone an den König von Preußen irgendwie einzulassen. Am 15. März wurden die Stände vertagt, am 25. April wurden sie definitiv aufgelöst. G. hat im Auftrage der ständischen Opposition unter dem unmittelbaren Eindruck der beiden Actionen der Regierung zwei Schriften verfaßt: „Hannover und Deutschland. Darstellung des Conflicts zwischen Regierung und Ständen in Betreff der deutschen Sache“ und „Die Auflösung der zweiten Kammer“, die in würdiger Sprache die Haltung der Kammer rechtfertigen und die Stimmung der Mehrheit des hannöverschen Volkes, die hinter ihr stand, kundgeben. Die Agitation für die deutsche Reichsverfassung und die preußische Kaiserwürde — ich folge hier fragmentarischen Aufzeichnungen Goedeke's — ging ganz allein von ihm aus. Der Kampf gegen die Schwerfälligkeit und Nüchternheit seiner Landsleute, den

der Belletrist G. vergeblich geführt hatte, war in der politischen Sphäre dem Publicisten G. aussichtsvoll erschienen: er hatte die Hannoveraner aufgerüttelt — aber nun trat ihm in dem starrsinnigen Westfalen Karl Bertram Stüve der engherzige niedersächsische Particularismus und Utilitarismus verkörpert gegenüber. Nie hat er einen persönlichen Gegensatz schärfer empfunden. — Einen großen Tag brachten ihm jene Wochen doch: am 31. März durfte er an der Spitze der politischen Vereine der Landeshauptstadt die Kaiserdeputation auf der Durchreise nach Berlin begrüßen und als ihre Seele seinen innig verehrten Lehrer Dahlmann feiern. Der Höhepunkt seiner politischen Bethätigung aber war vorüber, bei den Neuwahlen unterlag G. einem ministeriellen Candidaten, und eine spätere Wiederwahl (1854/55) hat ihm keine neuen Lorbeeren gebracht. Daß ihm inzwischen das Vertrauen seiner Mitbürger nicht fehlte, konnte er als Bürgervorsteher und bei vielen Anläßen im öffentlichen Leben erfahren.

Es ist für Goedeke's Streben nach richtiger Selbsteinschätzung bezeichnend, daß er seine politische Thätigkeit im Gespräch selten und nie anders als im Sinne einer Episode berührte, aus der er mit einem reinen und stolzen Gewissen hervorgegangen war. Die Brücke von den im März 1848 liegen gelassenen zu den nun wieder aufgenommenen Studien schlägt das zweibändige Werk, das noch mit der Jahreszahl 1849 herauskam: „Elf Bücher Deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant (1500) bis auf die Gegenwart". „Aus den Quellen" durfte er mit berechtigtem Stolz hinzusetzen, denn eine Anthologie von diesem Umfang und dieser gründlichen Kenntniß der Ueberlieferung von drei und einem halben Jahrhundert war kein Werk müßigen Liebhaberthums. Auch diesmal bilden den Schluß des Ganzen, an dessen Eingang in der Widmung an die Brüder Grimm die eben überwundenen Stürme nachzittern, politische Gedichte der neuesten Zeit: Nic. Becker's Rheinlied und „Schleswig-Holstein meerumschlungen"! Das Werk verlangte eine Ergänzung nach rückwärts, für die G. nicht gleichmäßig gerüstet war. Sie erschien 1852/54 unter dem Titel „Deutsche Dichtung im Mittelalter", wiederum in elf Bücher eingetheilt, denen 1871 in einer Titelauflage ein zwölftes „Niederdeutsche Dichtung im Mittelalter" von H. Oesterley angefügt wurde. Als wissenschaftliche Leistung läßt es sich dem philologisch festgegründeten Altdeutschen Lesebuche von Wilhelm Wackernagel nicht zur Seite stellen, aber es hat doch einen wenig genug bekannten Eigenwerth: seit von der Hagen's und Büsching's „Litterarischem Grundriß" von 1812 war es der erste, und es ist bis heute der einzige Versuch geblieben, für die einzelnen Dichtungen das handschriftliche Material vollständig zu verzeichnen.

Alle diese Sammlungen waren Vorarbeiten oder waren erwachsen aus den Vorarbeiten zu dem großen Unternehmen, zu dessen Ausarbeitung sich G. 1855 mit seiner schönen Bibliothek zu der Mutter in das stille Celle zurückzog, und dessen Druck, Fortführung und Neugestaltung ihn durch 32 Jahre: bis an sein Lebensende, ja bis in seine Todesstunde begleitet hat, dem „Grundriß der Geschichte der Deutschen Dichtung aus den Quellen", von dem 1856—1859 Band 1 und 2, 1862—1881 Band 3 erschienen ist; von einer Neubearbeitung, zu der ihm der Stoff gewaltig anschwoll, hat er in den Jahren 1884—1887 drei Bände fertig gestellt, die ihn aber nur bis an das Zeitalter des siebenjährigen Krieges heranführten. Mit diesem Riesenwerke ist G. einer der mächtigsten Förderer der deutschen Litteraturgeschichte und der größte Wohlthäter für alle geworden, die auf diesem weiten Felde arbeiten. Für das Mittelalter freilich konnte er nicht mehr bieten, als eine wohlgeordnete Sammlung alles dessen, was die deutsche Philologie bald sauber verarbeitet bald nur roh zusammengehäuft hatte. Seine sprachlich-philologische Bildung war nie in dem Maße gefestigt, daß sie ihn hier

zur Mitarbeit oder auch nur zu fördernder Kritik befähigt hätte, er verkannte bei aller Verehrung auch für den Grammatiker Jacob Grimm doch den eminenten Werth sprachgeschichtlicher Schulung auch für die historische Einordnung der Litteraturdenkmäler und hat sich von dem Vorurtheil gegen die von der classischen Philologie ausgehende „Bevormundung“ nie völlig befreit. Aber für die Zeit vom Ausgang des Mittelalters ab hat er uns nicht nur das litterarische Material in ungeahnter Fülle zugänglich gemacht und mit unvergleichlicher Uebersicht geordnet, er hat uns auch ganz neue Arbeitsfelder erschlossen, Aufgaben gestellt und Gesichtspunkte gegeben, die sich auch da fruchtbar erwiesen haben, wo sie vom Beginn der wissenschaftlichen Nacharbeit ab den Widerspruch herausforderten. Schon von der Schulzeit her wohnten zwei Seelen in Goedeke's Brust: der schönheitsfrohe Formensinn, den unsere Classiker und die Antike genährt hatten, und die patriotische Freude an der Entfaltung urwüchsiger Eigenart auch da, wo sie den Sinn für äußere Schönheit völlig zu ersticken droht. So ist der treue Schüler Platen's und der warme Freund Geibel's achtzig Jahre nach Goethe ein neuer Herold des Hans Sachs geworden, dessen Dichtung ihm das Wesen unseres Volkes reiner verkörperte, als die großen Meister der Form um 1200 oder um 1800: „ein wahrer Dichter im vollsten Sinne“, „der alle Elemente der bewegenden Volksbildung umfaßte und beherrschte, der fast alles dichterisch darzustellen wußte, was bis dahin im deutschen Volke lebendig gewirkt hatte“. Aber diese Ueberschätzung des Hans Sachs und seiner Zeit hat ihm eben die Freudigkeit gegeben, das fast undurchdringliche Dickicht des 16. Jahrhunderts zu durchforschen und der Arbeit der Jüngern Aufgaben als mahnend und lockend hinzustellen, an die freilich die Lachmann und Haupt, zu denen sich G. stets im starken Gegensatz fühlte, nicht gedacht hatten. Niemand hat das dankbarer anerkannt als Wilhelm Scherer, der seine Vorlesungen über das 16. Jahrhundert ganz auf Goedeke's Grundriß basirte, und wenn er selbst an die reizvolle Aufgabe einer Geschichte des Dramas im 16. Jahrhundert — des deutschen wie des lateinischen — dachte, sich wohl bewußt war, wer uns die Tafel so schmackhaft hergerichtet hatte. In der Neubearbeitung sind ganze Capitel neu aufgebaut: die lateinische Poesie des Frühhumanismus und die späthumanistischen Neulateiner werden in fast erdrückender Schaar vorgeführt, die Kunstlyrik der Uebergangszeit vom 16. zum 17. Jahrhundert in ihrer engen Verbindung mit der Musik wird uns zu vorläufiger Würdigung bereitgestellt, und so noch vieles andere, was noch auf Menschenalter hinaus unsere Kräfte in Anspruch nehmen wird.

G. selbst griff eifrig zu, um den Reichthum und die Anziehungskraft der neu erschlossenen Gebiete energisch zu demonstriren, später auch sie weiteren Kreisen nahezubringen. In rüstiger Arbeit raffte er, wenig besorgt um feinere Eigenthumsfragen, die Preßerzeugnisse des Basler Buchdruckers und Poeten „Pamphilus Gengenbach“ zusammen (1856) und rüstete, ein unermüdlicher Copist, zahlreiche Editionen, die später in der Sammlung der „Deutschen Dichter des 16. Jahrh.“ (1867 ff.), denen sich „Deutsche Dichter des 17. Jahrh.“ (1869 ff.) anschlossen, unter seinem und Tittmann's Namen erschienen sind. Aus ihnen sei die Ausgabe der „Narrenbeschwörung“ (1879) mit einer temperamentvollen Rettung Murner's besonders hervorgehoben — die Stimmung, aus der sie geflossen ist, läßt die erste Entdeckerfreude der fünfziger Jahre wieder aufleben. —

Das Unabhängigkeitsgefühl Goedeke's war zeitlebens von einer fast verhängnißvollen Stärke — er hat nie energisch nach einer festen Stellung gestrebt, obwol seine Mittel nicht ausreichten, um ihm ein ruhiges Leben zu sichern und die Unterhaltung einer großen Privatbibliothek zu gestatten, wie er sie für seine Studien nothwendig brauchte. Zweimal winkte ihm durch die warme

Fürsprache seines edlen Freundes Geibel die Aussicht, in München eine sorgenfreie und arbeitsfrohe Existenz zu erlangen: 1854, als sich König Max II. lebhaft für die von G. begründete und mit ausgezeichnetem Tact geleitete „Deutsche Wochenschrift“ interessirte, und dann wieder 1859, als ihm die ersten Bände des „Grundrisses“ wenigstens eine königliche Ehrengabe eintrugen. In diesem Jahre entschloß er sich dann auch, seinen Wohnsitz nach Göttingen zu verlegen, im Interesse seiner wissenschaftlichen Pläne und insbesondere der Weiterführung des Hauptwerkes. Hier hat er die letzten 28 Jahre seines Lebens zugebracht, zunächst als schlichter Privatgelehrter, seit 1862 mit dem Titel eines Ehrendoctors der philosophischen Facultät zu Tübingen geschmückt, seit 1873 außerordentlicher Professor an der Universität. Die Bibliothek war seine eigentliche Heimstätte, zumal er sich 1858 des kostbaren eigenen Bücherbesitzes hatte entäußern müssen, und ihren reichen Schätzen wie dem persönlichen Umgang mit Benfey verdanken wir eine bedeutungsvolle Erweiterung seines Gesichtskreises: die Richtung auf vergleichende Litteraturgeschichte, vor allem auf vergleichende Stoffgeschichte, Schwank- und Novellenkunde; unter dem wenigen rein Erfreulichen, was die trotz allen Programmen noch immer recht junge Disciplin aufzuweisen hat, stehen Goedeke's Aufsätze in der Benfey'schen Zeitschrift „Orient und Occident“, insbesondere der bahnweisende mit dem Titel „Asinus vulgi“ (1861), der uns zuerst die Bedeutung der „Exempla“ oder Predigtmärlein würdigen gelehrt hat, und dann die höchst anziehende Monographie „Every-man, Homulus und Hekastus“ (1865) noch heute obenan. Die Sammlungen, die sich G. in jenen Jahren anlegte, hat er in mehr als uneigennütziger Weise Andern zur Verfügung gestellt, und viele die aus Oesterley's Anmerkungen zu den „Gesta Romanorum“ oder zu Pauli's „Schimpf und Ernst“ ihre Weisheit bequem vermehren, wissen gar nicht, daß das alles nur aus dem Ueberflusse Karl Goedeke's stammt.

„Ich spende gern königlich“ hat er wol gelegentlich mit dem liebenswürdigen Pathos der Selbstironie geäußert, das ihm so gut anstand. Er hat nicht viel Glück dabei gehabt, denn weder Tittmann hat je eine Aufgabe so erledigt, wie sie sein Auftraggeber selbst (der ihm alles bereit legte!) mit leichter Hand fertig gestellt haben würde, noch sind die Göttinger Mitarbeiter der historisch-kritischen Schillerausgabe, die durchgeführt zu haben immer ein Verdienst Goedeke's bleiben wird (17 Bände 1867—1876), seinen Ansprüchen gerecht geworden: er selbst hat den Hauptantheil der Arbeit getragen, bei der ihn im übrigen nur Reinhold Köhler und vor allem Wilhelm Vollmer ganz nach Wunsch unterstützten, und Leistungen wie die Wortregister (insbesondere das zu Bd. 5 I), die er prunklos wie selbstverständliche Parerga beisteuerte, wollen wir ihm trotz ihrer Unvollkommenheit hoch anrechnen.

Die wunderliche Ueberschätzung des 16. Jahrhunderts hat G. nicht gehindert, unseren Classikern ein bewundernder Verehrer und treu dienender Priester zu bleiben: zog ihn sein Herz auch mehr zu Schiller hin, so verkannte er doch nicht die überragende Bedeutung Goethe's für die gesammte geistige Cultur unseres Volkes. Und die gründliche, zu selbständigen Monographien sich auswachsende und fast den Rahmen des „Grundrisses“ sprengende Behandlung der beiden Gewaltigen zeigte, daß ihm der Maßstab für wahre Größe in dem Bücherwuste nicht abhanden gekommen war, und war eine ernste Mahnung, vor dem Cultus der Bücher den Cultus großer Menschen nicht zu vergessen. Als künstlerische Leistungen freilich treten diese Biographien, sowie die selbständige Goethebiographie, die G. 1874 im Cotta'schen Verlag erscheinen ließ („Goethe's Leben und Schriften“), weit zurück vor dem ausgezeichneten Buche, das unter fast tragischen Verhältnissen zum Torso geworden ist: „Emanuel

Geibel. Erster Theil." 1869. Es war nicht Schuld Goedeke's, daß der zweite Band nie erschienen ist — der Held dieser Biographie selbst, der der Entstehung des Werkes ganz ferngestanden hatte, verhielt sich gegenüber der bloßen Existenz dieses ersten Bandes so ablehnend, daß damit für G. die Fortsetzung fallen mußte. Geibel übte keine Kritik: er erklärte dem Duzfreund rundweg, daß er das Buch nie lesen werde. Das Verhalten beider Freunde in der Sache war gewiß höchst ehrenhaft — aber wir dürfen es auch bei einer veränderten Einschätzung von Geibel's Dichterwerth lebhaft beklagen, daß diese Biographie nicht fortgeführt worden ist: ein Altersgenosse und früher Freund, der ihn von seinen ersten Anfängen an mit liebevollem Interesse begleitet hatte, der vertraut war mit seinem äußeren und inneren Leben, der alle Bildungseinflüsse kannte, die auf den Menschen und Dichter gewirkt hatten, dieser Freund in der Reife der späten Mannesjahre, ausgestattet mit einem Bildungsbesitz wie wenige, geschult als Litterarhistoriker und Biograph an großen Aufgaben — was konnte er uns in der ruhigen und mit freiem künstlerischen Behagen ausgestalteten Darstellung dieses Dichterlebens bieten, für das ihm die Quellen so reichlich zuströmten und die schönsten Quellen, die Dichtungen selbst, so beredt erschienen! Der eine Band, bei dem es geblieben ist, erscheint mir als Goedeke's liebenswürdigstes Buch und als eine seiner allerbesten wissenschaftlichen Leistungen. Aber wer liest ihn?

Im Sommer 1873 erhielt G. in seinem 60. Lebensjahre durch das Verdienst des Ministers Falk eine außerordentliche Professur an der Göttinger Universität. Daß keine ordentliche daraus wurde, kam nicht ohne Goedeke's eigene Schuld: mit einem gewissen Eigensinn beschränkte er sich von vornherein auf einstündige Publica, deren Repertoire freilich, wie er selbst scherzte, das aller Collegen in Göttingen und außerhalb durch seine zeitliche und räumliche Ausdehnung übertraf: „es reichte von Confucius bis H. Heine". Zu den wohlvorbereiteten, formvollendeten Vorträgen versammelte er regelmäßig einen großen Zuhörerkreis, aber ein wissenschaftlicher Erzieher ist er auf dem Katheder nicht mehr geworden; und schwere Schicksalsschläge, die ihn an der Schwelle des Alters trafen, haben auch seinen Ehrgeiz und sein berechtigtes Selbstgefühl in milde Resignation gewandelt. Seit ihm ein grausames Geschick den einzigen Sohn (Emanuel) raubte, in dem er voll frühen Stolzes den Erben seiner gelehrten Interessen, den zweiten Bauherrn am „Grundriß" erblickt hatte, zog er sich mehr und mehr zurück. Aber immer blieb er ein hilfreicher Freund, auch gegen Schwache und Unwürdige, und gab ohne Zögern her, was immer er noch besaß von alten Abschriften und Auszügen. In angeregten Stunden konnte er einen Zauber der liebenswürdigen Plauderei entfalten, den hundert gedankenlose Benützer des „Grundriß" nicht ahnen mögen, den aber wohl verstehen wird, wer Goedeke's schriftstellerische Thätigkeit als Ganzes kennt. Zu seinem Wesen gehörte eine wunderliche Mischung von Akribie und Unordnung, von Arbeitsenergie und Sorglosigkeit. Bis zu seinem Ende überschätzte er immer wieder das Maß seiner gewiß ungewöhnlichen Arbeitskraft, und schwere Verdrießlichkeiten, in die er darüber mit dem Verleger seines Hauptwerkes gerieth, haben seine letzten Jahre getrübt. Mit wehmüthigem Lächeln hat er sich dann wol zuweilen einen Fronarbeiter genannt: so auch noch an jenem letzten Abend, wo er sich in später Stunde zu nächtlicher Arbeit zurückzog, um am Morgen nicht wieder zu erwachen. Ein Herzschlag hat ihn in der Frühe des 27. October 1887 sanft hinweggenommen. Die Trauer um ihn war aufrichtig und wahrhaft herzlich bei allen, die ihm persönlich nahe gestanden sind, und die Erinnerung an Karl Goedeke ist ein theurer Besitz insbesondere für die wenigen

überlebenden Fachgenossen, die zur Dankbarkeit gegenüber seinen Büchern den innigen Dank für seine persönliche Güte fügen dürfen.

G. Roethe in d. National-Zeitung 1888 Januar 27. — K. Vollmöller, Deutsche Dichtung III. Bd., 5. Heft, v. 1. Dec. 1887 (werthvoll durch die Beisteuer von Ferd. Frensdorff). — M. Heyne u. E. Jeep im Goethe-Jahrbuch IX (1888), 279—285. — Den Nachlaß des Verstorbenen hat mir die hochbetagte, aber geistesfrische Wittwe Frau Sophie Goedeke geb. Lohmeyer persönlich zugänglich gemacht, und im Gespräch mit ihr durfte ich die Erinnerung an manches auffrischen, was ich einstmals aus Goedeke's eigenem Munde erfahren hatte. Edward Schröder.

Godiswintha, Westgothenkönigin (a. 554—589), Gemahlin Athanagild's (a. 554—567), und von ihm Mutter von Brunichildis und Gaileswintha (Galsuenda, s. diese Artikel), heirathete als dessen Wittwe den gewaltigen König Leovigild (a. 567—586, s. den Artikel). Leidenschaftliche Arianerin, erblickte sie in dem Katholicismus, wie ihr zweiter Gemahl, nicht mit Unrecht die größte Gefahr für das Ketzerreich, dessen Feinde sämmtlich in dem rechtgläubigen Bekenntniß ihre Vereinung fanden. Byzanz, die Franken, die suebischen Nachbarn in Portugal und die eigenen romanischen Unterthanen der Gothen hatten zusammenwirkend das Reich wiederholt an den Rand des Verderbens gedrängt. Mit Anstrengung hatte es der starke Arm Leovigild's gerettet, gegen den sich auch der zum Katholicismus abgefallene eigene Sohn erster Ehe, Hermenigild (s. den Artikel), im Bunde mit all jenen Feinden des Vaters, empörte. Als nun dieser ihr Stiefsohn mit ihrer Enkelin, Ingunthis, der Tochter Brunichildens, vermählt ward, den Gegensatz zu den Merowingen zu mildern, hatte die Großmutter wol vorausgesetzt, daß diese ebenso zum Arianismus übertreten werde wie ihre beiden Töchter bei der Vermählung mit den Merowingen Sigibert und Chilperich (s. die Artikel) den Katholicismus angenommen hatten. Da sich aber Ingunthis, noch auf der Reise nach Spanien von dem eifrigen Bischof Fronimius von Agde in dem Festhalten an ihrem Glauben bestärkt, beharrlich des Uebertritts weigerte, scheint G. in der That sich bis zu Mißhandlung der Enkelin haben fortreißen lassen. Jedoch sind jene Berichte der eifrig katholischen Quellen — Gregor von Tours läßt sie zur Strafe für ihren Katholikenhaß auf Einem Aug' erblinden — mit Vorsicht aufzunehmen. Auf der einen Seite die einäugige, häßliche, Jugend und Schönheit beneidende böse Stiefmutter des Martyrs Hermenigild, auf der anderen die jugendlich schöne, für ihren Glauben leidende Königstochter, sind mehr Gestalten der Legende, d. h. der Kirchenfabel, wie des Märchens als der Geschichte. Als G. die Enkelin an den Haaren schleifte, mit Füßen trat, blutig schlug, in den Fischteich warf, wo blieb einstweilen der Königssohn und Gemahl? — so fragt man billig. Jedesfalls bewog Ingunthis ihren Gatten zur Annahme des Katholicismus, was ihn nothwendig zur Empörung gegen den Vater und zum Bündniß mit allen jenen katholischen Reichsfeinden drängte. Kein Wunder, daß G. nach Hermenigild's Untergang (13. April a. 585) und Leovigild's Tod (a. 587) den Uebertritt ihres zweiten Stiefsohnes, Leovigild's Nachfolgers, Rekared I. (a. 586—601, s. den Artikel) zu dem verhaßten Glauben (a. 589, III. Concil von Toledo) mit bitterstem Haß aufnahm, den sie anfangs zwar klüglich verbarg — sie trat sogar scheinbar selbst über, soll jedoch die von katholischen Priestern geweihte Hostie nie verschluckt haben —, aber später in einer gefährlichen Verschwörung mit Bischof Uldila, dem Haupt der (nun verfolgten) Arianer, und mit dem merowingischen König Guntchramn (s. den Artikel) entlud. Allein der Anschlag ward entdeckt, Uldila verbannt, das Heer Guntchramn's bei Carcassonne aufs Haupt geschlagen (a. 589). Da

überlebte die leidenschaftliche Greisin das Scheitern ihrer Pläne nicht: nach dem dunklen Ausdruck der Quelle (vitae tunc terminum dedit) ist Hinrichtung ausgeschlossen, Selbstmord nicht unmöglich, aber auch natürlicher Tod sehr wohl anzunehmen, von welchem z. B. bei Kaiser Tiberius II. derselbe Johannes von Biclaro den gleichen Ausdruck braucht.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen, V, 1870, S. 125—164; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, I, 2. Aufl. 1899, S. 371—389. Dahn.

Goldhann: Ludwig G., deutsch-österreichischer Dichter, wurde am 8. December 1823 zu Wien als der Sohn wohlhabender Eltern geboren, in deren Hause manche Vertreter der Litteratur und Kunst, besonders der Musik, jener Zeit verkehrten. Beethoven, an den er sich noch aus der Kinderzeit erinnerte, wohnte damals in dem Geburtshause Goldhann's. Schon in dem Knaben zeigte sich der Keim dichterischer Darstellung und häufiger Besuch des Theaters flößte ihm ganz besonderes Interesse für das Schauspiel ein. In Wien erhielt G. seine erste Ausbildung und vollendete daselbst auch die Gymnasialstudien, während welcher bereits kleine poetische Schöpfungen entstanden; allerdings wurden solche dichterische Bestrebungen von dem Vater nicht begünstigt. Da den Jüngling ein leidender Zustand befiel, der sich insbesondere in melancholischen Anwandlungen äußerte, kam G. im J. 1839 in das Haus seines Schwagers, des Archäologen R. v. Wolfskron, nach Bozen, von wo er vollständig erholt zurückkehrte. Nachdem er sich auch die Kenntniß moderner Sprachen angeeignet, brachten ihm Reisen mit seinen Eltern 1840 nach Baiern und Südtirol, 1842 nach Dresden und Leipzig sowie Ausflüge in die österreichischen Alpen mancherlei dichterische Anregung. Als G. an der Universität in Wien auf Wunsch des Vaters das Rechtsstudium begann, beschäftigte er sich eingehender auch mit litterarischen und poetischen Arbeiten und verkehrte mit Collegen, welche diese Bestrebungen theilten, wie E. Mauthner, J. Nordmann, Ranzoni u. A. Nachdem die Stürme des Jahres 1848 ausgebrochen waren, veröffentlichte er ein die Freiheitsbewegung feierndes Gedicht und trat begeistert in die Studentenlegion ein, entzweite sich aber hierdurch mit seinem Vater, namentlich nach den Barrikadenkämpfen am 26. und 27. Mai, an denen G. theilgenommen. Die Eltern reisten, um den Wiener Tumulten auszuweichen, nach Brünn, wohin der Sohn, als sich einige Ruhe in der revolutionären Bewegung zeigte, nachfolgte und eine wenigstens äußerliche Versöhnung mit dem erzürnten Vater zu Stande kam. Trotzdem verließ der freiheitlich gesinnte Sohn, als die Familie wieder nach Wien zurückgekehrt war, infolge stürmischer Auftritte das Vaterhaus und trat als Praktikant bei der Finanzprocuratur in Brünn in den Staatsdienst; im J. 1850 wurde er zum Doctor promovirt. Als in demselben Jahre Goldhann's Gedichte nebst dem einactigen Trauerspiele „Arsinoe“ im Drucke (doch nicht im Buchhandel) erschienen und er das Bändchen an hervorragende österreichische Poeten wie Grillparzer, Hebbel, Halm gesandt hatte, wurde die Sammlung von den Genannten freundlich und beifällig aufgenommen. Der Wunsch des Dichters, die juridische Laufbahn aufzugeben, konnte infolge des sich scharf dagegen äußernden Ausspruches des Vaters allerdings nicht in Erfüllung gehen, doch blieb G. fort poetisch und schriftstellerisch thätig. Im Winter 1851 zeigte sich seine Gesundheit erschüttert und er unternahm eine Reise nach Italien, welche ihn über Mailand, Genua und Neapel nach Sicilien und zurück über Rom, Florenz und Venedig wieder nach Wien führte. Eine Frucht dieser Reise waren die „Aesthetischen Wanderungen in Sicilien“ (1885), welches umfangreiche Buch treffliche Reiseschilderungen und gereifte ästhetisch-künstlerische An-

schauungen aufwies und sich überaus günstiger Aufnahme erfreute. Nach Brünn zurückgekehrt, lieferte er für das von der Verlagshandlung Hölzel herausgegebene „Album von Mähren und Schlesien“, hierzu eingeladen, eine Reihe ansprechender litterarischer Skizzen. Inzwischen aber fühlte G. immer lebhaftere Neigung zu dramatischem Schaffen und es entstand bald darauf das historische Schauspiel „Der Landrichter von Urbau“, welches am 22. August 1857 zu Hamburg aufgeführt den Beifall des Publicums und der Kritik fand und dem anwesenden Verfasser schätzenswerthe litterarische Bekanntschaften vermittelte. In Oesterreich konnte das Stück Anfangs wegen der darin zu Tage tretenden freiheitlichen Ideen nicht zur Aufführung kommen, obwol Hebbel, Grillparzer und Laube dem Talente Goldhann's Anerkennung zollten. Erst 1863 wurde der „Landrichter“ in Brünn und 1889 in Prag aufgeführt und gefiel allgemein. Wichtig war für G. die durch sein Schauspiel vermittelte Bekanntschaft mit Friedrich Hebbel, mit dem er nun brieflich und persönlich in Verkehr trat. In Brünn verkehrte der Dichter in den besten Gesellschaftskreisen, er zog sich im Frühjahr 1859 nach Aistersheim zurück, um die Studien zur Advocatenprüfung zu betreiben, aber auch dort auf dem Lande faßte er dramatische Pläne. Bald darauf entstand das Trauerspiel „Der Günstling des Kaisers“, welches Hebbel selbst 1862 zum Druck beförderte und dessen Held Petronius Arbiter am Hofe Nero's ist. Die Anlage und Durchführung dieses Stückes ist eine überaus poetische und auch dramatisch vortrefflich gelungene zu nennen. Ein weiteres Drama „Herostrat“, das G. entworfen, kam nicht zur vollständigen Ausführung. Tief erschütterte den Dichter im J. 1863 der Tod seines kritischen Berathers und wohlwollenden Freundes Hebbel. Die Schöpfung eines neuen Stückes „Ein Königshaus“ lenkte seine trüben Gedanken ab, doch gelang es ihm nicht, dieses Drama auf die Bühne zu bringen.

Wegen der Zurücksetzung, welche seinem dramatischen Schaffen zu Theil wurde, mißgestimmt und verdüstert, wandte sich G. scheinbar vom dramatischen Schaffen ab und verfaßte mehrere biographische und feuilletonistische Aufsätze, welche in Wiener Tagesblättern und in anderen Zeitschriften erschienen. Auch einige novellistische Stücke verfaßte er um jene Zeit und es wurde ihm in Brünner Zeitungen die Theaterkritik übertragen, welche er mit großer Sachkenntniß und mit Ernst übte. Aber auch zur Bühnenschriftstellerei kehrte er wieder zurück. So vollendete er ein bäuerliches Trauerspiel: „Tief im Gebirge“ (erschienen 1885), sowie die wirksame Tragödie „Ein verkauftes Herz“, auch beschäftigte er sich mit der Vollendung von Hebbel's „Demetrius“, in welcher Gestalt derselbe 1869 auf dem Hoftheater zu Berlin zwar zur Darstellung gelangte, aber geringen Erfolg aufwies. Was Goldhann's äußere Stellung betrifft, so wurde er schon 1860 zum Adjuncten der Finanzprocuratur in Brünn ernannt und von seinem Vetter, dem Finanzminister v. Plener, zu administrativen und publicistischen Arbeiten verwendet, 1868 wurde der Dichter pensionirt und fühlte sich nun von amtlichen Fesseln frei. Er unternahm in demselben Jahre eine Reise ins Salzkammergut, nach Baiern, in die Schweiz und nach Italien, worauf er sich zum Besuche seines Bruders nach Graz begab, leider traf ihn bald darauf ein harter Schlag durch den Tod seiner geliebten Mutter. Auf dramatischem Gebiete hatte sich G. seit 1867 Stücken heiteren Charakters zugewendet. Es wurden vollendet und an verschiedenen Bühnen auch in Wien und Brünn günstig aufgenommen der Schwank: „Ein Solofänger“ (1867), die einactige Bluette: „Im alten Raubschloß“ (1867) und das Lustspiel: „Freigegeben oder die Doctoren der Rechte“. Litterarisch werthvoller erscheint das historische Lustspiel „Ein Tanz mit der Königin“ (1867), welches, nachdem es eingereicht und geprüft war, der Intendant des

Wiener Burgtheaters Baron Münch (Friedrich Halm) dem persönlich erschienenen Verfasser mit der Bemerkung zurückstellte: „in dem Stücke kommt ein König vor, der offenbar betrügt — und das — Sie sehens doch ein — das kann ich doch nicht aufs Burgtheater bringen“. Die letzte größere dramatische Arbeit Goldhann's ist die Tragödie „Am Rande des Abgrunds“ (1867), wozu er den Stoff einer mährischen Sage entnahm und die reich an dramatischen Effecten ist. Obgleich der Dichter sich stets mit dem Gedanken trug, Brünn zu verlassen, kam er doch zu keinem festen Entschlusse. Er war in allen Gesellschaftskreisen der Stadt außerordentlich beliebt und gründete in Brünn eine Filiale der deutschen Schillerstiftung, zu deren Obmann er gewählt wurde. Eine poetische Scene „zum Concertvortrag“: „Hekuba“ wurde von Rubinstein vertont und mit großem Beifalle vorgetragen. In die letzten Lebensjahre fallen häufige Reisen nach der Schweiz und nach Italien, aber obwol der Dichter noch an verschiedenen dramatischen Plänen beschäftigt war, wurde nichts vollendet. Oefter besuchte er auch Wien und verkehrte dort mit litterarischen Freunden. Von 1886 an übernahm er das regelmäßige Schauspielreferat für den Brünner „Mährisch-schlesischen Correspondenten“ und wurde 1892 zum Präsidenten des Schriftstellervereins für Mähren und Schlesien gewählt. Aber schon machten sich öfter Anfälle eines leidenden Zustandes bemerkbar und am 18. Januar 1893, nach einer Theatervorstellung, wurde er bei einem Freunde zu Besuche unwohl und ein Herzschlag machte plötzlich seinem Leben ein Ende. Die Herausgabe des litterarischen Nachlasses hat G. seinem ebenfalls litterarisch thätigen Neffen Franz Goldhann übertragen.

Wie schon aus dem Vorhergehenden ersichtlich, wies G. eine ungewöhnliche Begabung namentlich auf dramatischem Gebiete auf, die von ihm geschaffenen zum Theile historischen Gestalten sind lebenswahr und plastisch herausgearbeitet, die Vorgänge geschickt erfunden und das dramatische Gefüge wirkungsvoll. In manchen seiner Dramen tritt uns die Einwirkung der ungebändigten Kraft seines Freundes und Förderers Hebbel entgegen. Die Verse in den Tragödien erscheinen fließend und edle Gedanken in schöne dichterische Form gebracht finden sich häufig darin. Dies gilt namentlich von der Tragödie: „Der Günstling des Kaisers“, in welcher die Figuren des Nero und Petronius scharf gezeichnet hervortreten, wie überhaupt das ganze Drama ursprüngliche und bedeutende Dichterkraft aufweist. Ein „markiges Talent“ wie der Litterarhistoriker Gottschall hervorhebt, zeigen auch die mehr auf volksthümlichem Gebiete sich abspielenden Stücke, insbesondere „Am Rande des Abgrunds“, worin der Dichter zahlreiche effectvolle Scenen und Gestalten vorführt, die, wie Frau Mona, die realistisch gezeichnete Trägerin der Handlung, oft sinnliche Wildheit aufweisen. Allerdings sind Goldhann's Frauencharaktere durchaus nicht idealisirt, wohl aber dem Leben nachgezeichnet. Reich an Effecten wenn auch weniger ausgeprägt in den Personencharakteren erscheint das Trauerspiel „Tief im Gebirge“. — Bedeutend ist der Eindruck, welchen das historische Drama „Der Landrichter von Urbau“ hervorbringt, das auf Grundlage eingehender Studien verfaßt, die Gestalt eines auf seinem verbrieften Rechte beharrenden Mannes vorführt, welcher lieber in den Tod geht, als die Ansprüche auf dieses sein altes Recht aufzugeben, womit eine fesselnde, wenn auch an grauenhaften Einzelheiten reiche Familiengeschichte in Verbindung steht. Keinem Zweifel unterliegt es, daß sich Goldhann's dramatisches Talent hätte reicher und voller entfalten können, wenn man von Seite der Bühnenleiter ihm freundlicher entgegengekommen wäre, leider hatte er in dieser Beziehung oft mit

unübersteigbaren Hindernissen zu kämpfen. — Eine große Beachtung verdienen die lyrischen Gedichte Goldhann's, welche sinnige, ernste Lebensbetrachtung, Schilderungen der Naturschönheit und des Herzenslebens enthalten und meist eine gereifte ethische Weltanschauung aufweisen, die in edler, tadelloser Form und tiefpoetischer Sprache zu Tage tritt. Auch einige Balladen und erzählende Gedichte sind unter den kleinen Dichtungen hervorzuheben.

Ein ausführliches Lebens- und Charakterbild des Dichters hat Emil Soffé in der von Franz Goldhann, dem Neffen des Dichters, veranstalteten Sammlung: „Ludwig Goldhann's Leben und Gedichte“ (Brünn 1896) geboten. Diese Biographie fußt zum Theil auf Tagebuchaufzeichnungen, deren Goldhann zahlreiche hinterlassen hat. Von den Gedichten sind die besten für den Band ausgewählt und manche aus dem Nachlasse beigefügt. — Vgl. auch Brümmer, Lexikon d. deutsch. Dichter u. Prosaist. d. 19. Jahrhunderts, Leipzig 1896, Bd. I. Anton Schlossar.

Goldner: Wolfgang Christian Karl Ludwig von G., geboren am 1. December 1764 in Wiesbaden, besuchte das Gymnasium daselbst und studirte die Rechtswissenschaft in Gießen und Göttingen. Nach mehreren Ausbildungsreisen trat er zunächst in Hanauische Dienste, folgte aber schon 1794 einem Rufe des Fürsten Ernst Wolfgang von Isenburg-Birstein, als Regierungsrath nach Offenbach. Er erwarb sich die Zufriedenheit seines Landesherrn in hohem Grade, so daß er 1797 zur Vertretung der Interessen desselben auf den Rastatter Congreß geschickt und 1801 auf dessen Antrag von Kaiser Franz II. in den Adelstand erhoben wurde. 1802 und 1803 war er als Geheimer Rath seines Fürsten bei der Reichsdeputation in Regensburg thätig. Das Jahr 1803 brachte ihm in dem Fürsten Karl einen neuen Landesherrn; bei der Neuorganisirung der Isenburgischen Verwaltung wurde G. Chef der obersten Behörde des Cabinets-Departements, dem alle Aemter mit Ausnahme des Regierungsdikasteriums und des Regierungscollegiums unterstellt wurden. In demselben Jahre schlossen die reichsständischen Häuser der Wetterau und der benachbarten Gegenden die Frankfurter Union zum Zwecke der verfassungsmäßigen Selbsterhaltung, gestützt auf Frankreich, gerichtet gegen etwaige Uebergriffe der großen deutschen Mächte; mit dem Grafen Friedrich von Solms-Laubach war G. die Seele und treibende Kraft dieses kleinen Fürsten- und Grafenbundes, dessen leitende Gesichtspunkte natürlich nichts weniger als nationale waren. 1806 verhandelte G. mit Talleyrand in Paris über eine feste politische wie militärische Organisation dieser Union, der sich dann noch weitere kleine Reichsstände anschließen sollten; dieselbe kam nicht zu Stande, da Frankreich in dem Rheinbund einen größeren und weit leistungsfähigeren Verband schaffen konnte. Dem Fürsten von Isenburg blieb nur der Beitritt übrig, falls er nicht mediatisirt werden wollte. 1810 wurde G., dessen diplomatische Thätigkeit jetzt kein Feld mehr fand, Chef der Generalcommission des kleinen Fürstenthums, dessen Regierung der bisher meist in französischem Militärdienst abwesende Landesherr jetzt selbst übernahm. Bei dem Einrücken der verbündeten Truppen in das Fürstenthum Ende 1813 wurde dieses der Centralverwaltung der eroberten deutschen Länder unter dem Freiherrn vom Stein unterstellt und dem neugebildeten General-Gouvernement Frankfurt a. M. zugewiesen; vergebens hatte der Fürst seine Entlassung aus dem französischen Dienst genommen und den Beitritt seines Landes zur Sache der Verbündeten nachgesucht. Auch seinem getreuen Rathgeber G. wurde die neue Ordnung verhängnißvoll; er wurde unter dem Verdacht des geheimen Einverständnisses und Briefwechsels mit Frankreich in seinem Offenbacher Hause internirt, eine Haussuchung förderte aber keine compromittirenden Papiere zu Tage. Auf Verfügung des Freiherrn vom Stein

mußte G. trotzdem von der Fürstin-Regentin entlassen werden. Das harte Urtheil Stein's, der voller Verachtung auf die kleinen Rheinbundfürsten und ihre Rathgeber blickte, ist nur zum Theil berechtigt; der gefährliche Ehrgeiz des kleinstaatlichen Diplomaten, in großen weltbewegenden Vorgängen für sich und seinen Fürsten eine Rolle spielen zu wollen, hat G. und seinen Landesherrn zu einer Politik getrieben, die sich bei einer Wendung der Dinge schwer rächen mußte. Daß er ein gescheiter und befähigter Mann war, zeigt seine Laufbahn; sein Ziel, das er skrupellos verfolgte, ohne sich im geringsten von deutsch-nationalen Gefühlen beirren zu lassen, war die Erhaltung der Selbständigkeit seines Fürsten, sein Lohn der Haß der deutschen Patrioten und der Verwandten und Standesgenossen seines Landesherrn, die minder erfolgreich in ihrem gleichen Bestreben waren. — G. zog sich nach seiner Entlassung ins Privatleben zurück und beschäftigte sich auf dem ihm 1807 vom Fürsten Karl in Erbleihe verliehenen Gute Biblismühle mit Landwirthschaft; die Wintermonate brachte er in seinen letzten Lebensjahren in Frankfurt a. M. zu. Hier starb er am 23. Februar 1837. Einer seiner Schwiegersöhne war der Liedercomponist Wilhelm Speyer (s. d. A.).

M. Mayer, Geschichte der Mediatisirung des Fürstenthumes Isenburg (München 1891); die Beurtheilung Goldner's in diesem Werke ist mit Vorsicht aufzunehmen, da dessen Tendenz, die Rechtfertigung des letzten souveränen Fürsten Isenburg, die Entlastung desselben auf Kosten seiner Rathgeber zu deutlich zu Tage tritt. — Mittheilungen von Nachkommen Goldner's.

R. Jung.

Goldschmidt: Abraham Meyer G., jüdischer Theolog, wurde am 2. April 1812 in dem damals rein polnisch-jüdischen Städtchen Krotoschin in Posen geboren, wuchs unter dürftigen, moderner Bildung fast ganz abgekehrten Verhältnissen auf, so zwar, daß er die deutschen und französischen Bücher des in Berlin und Dänemark gewesenen mütterlichen Großvaters Benas, wol die einzigen im Orte, als ganz besondere Culturträger ansehen mußte. 14 Jahre alt ging der strebsame Knabe mit 20 Silbergroschen nach Breslau, eine geistige und materielle Existenz zu suchen, setzte die häuslichen Studien im Hebräischen fort und verschaffte sich die Reife fürs Gymnasium, um mit 17 Jahren zweiter Lehrer an der jüdischen Elementarschule daheim zu werden. Dann vollendete er unter Entbehrungen und nur durch Stundengeben sich über Wasser haltend den Gymnasialbesuch und ging darauf, in der jüdisch-theologischen Wissenschaft und allgemeiner Bildung sich fortwährend schulend, als Hauslehrer nach Krakau. Hier sowol wie in Warschau, wohin der für ersehnten Universitätsbesuch Mittellose ebenfalls als Hauslehrer wanderte, hielt er auf Aufforderung vor einem privaten Kreise von Glaubensgenossen eine deutsche Predigt, was ein Ereigniß war und auch in sprachlich-völkerpsychologischer Hinsicht, zumal im Vergleich zu heute, culturgeschichtliche Bedeutung beansprucht. Die „Preußische Staatszeitung“ in Berlin registrirte dies als wichtige Begebenheit und die „Allgemeine Zeitung des Judenthums“ L. Philippson's (s. d.) wies auf „die schöne Art“ dieser Erwähnung hin (Jahrg. 1838). Unter seiner Aegide bildete sich in der alten polnischen Hauptstadt eine „deutsch-israelitische Gemeinde“, deren Geistlicher er selbstverständlich sein mußte. Auch die im Heimathsort gehaltene erste deutsche Predigt erregte großes Aufsehen. Mittlerweile hatte er in Berlin seine theologischen und philosophischen Studien regelrecht durchgeführt, sich mit gelehrten Strebensgenossen wie Dr. Moritz Steinschneider und Dr. David Cassel in förderlichen Verkehr gesetzt und zum Dr. phil. promovirt. Um die ersten jüdischen Kanzelredner zu hören, Salomon, Kley, Mannheimer, begab er sich nach Hamburg und Wien, fand in ersterer Stadt auch bei Gabriel Rießer

(s. d.) unvergeßliche Anregungen. In Warschau wirkte er ohne feste Anstellung unverdrossen weiter, bei allen Schichten der Bevölkerung bis zu den Spitzen des russischen Beamtenkörpers hochgeachtet. Aber sein Deutschthum und der Drang in innigere Verbindung mit deutscher Cultur, möglichst an einem Brennpunkte derselben, zu kommen, veranlaßten ihn, sich 1858 um die mit Adolf Jellinek's Weggang freie Stellung als Rabbiner der israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig zu bewerben, wozu er auch einstimmig gewählt wurde. Hier hat er 31 Jahre lang in reich gesegneter Wirksamkeit alle Pflichten als Prediger, Seelsorger, Religionslehrer (er wurde auch Dirigent der von ihm modern gestalteten „Israelitischen Religionsschule") aufs gewissenhafteste ausgefüllt, inmitten einer immer bunter sich mischenden starken Gemeinde und später mannigfach unerquicklicher Spannungen zu der antisemitisch verhetzten christlichen Majorität der Stadt. In die Oeffentlichkeit drängte er sich nie, folgte aber den Einladungen zu entsprechenden Reden, auch spontan, so schon am 22. Januar 1859 zur Feier Lessing's — eine Gelegenheit, die ihm fürder noch oft den Mund geöffnet hat — im Leipziger Schillerverein, hielt bei der Enthüllung der Lessingbüste an des Meisters Geburtshaus in Kamenz 1863 die Weiherede, die Roderich Benedix, der auch zu den bestimmten Festrednern gehörte, zum Verzicht brachte, weil „die Feier durch die eben gehörte Ansprache eine Höhe erreicht habe, die nicht überboten werden könne". Wann hat sonst ein jüdischer Geistlicher an der Errichtung eines Denkmals für einen großen deutschen Dichter mit dem officiellen Worte theilgehabt? Und wann hat ein jüdischer Geistlicher Anlaß gefunden, in einer Kirche der Aufforderung nachzukommen, sich über die Richtung des ersten Religionsunterrichts auszulassen, wie G. bei der 15. Deutschen Lehrerversammlung in der Matthäikirche zu Leipzig?! Da legte er, dem Antriebe der plötzlichen Gelegenheit folgend, unter stürmischer Zustimmung als seine Ansicht dar, daß der erste Religionsunterricht nur das die Menschen Verbindende hervorheben, aber alles, was einen Zwiespalt in des Kindes Seele hervorzurufen geeignet sei, vermeiden müsse; von Gott, dem Menschen, der Natur solle man mit dem Kinde sprechen, wie auch die Bibel erst viel später die abtrennenden „Bundeszeichen" einführe.

G. hat gemäß seiner Vergangenheit als Vorfechter der deutschen Predigt im israelitischen Gottesdienste während seiner ganzen Leipziger Function mit im Vordertreffen für dessen zeitgemäßere Umformung gestanden. Orgelspiel, deutscher (auch Frauen-) Chor- und gelegentlich deutscher Gemeindegesang, gelegentliche deutsche Gebete neben den geheiligten alttraditionellen hebräischen, das dünkten ihn Forderungen, im Interesse der Glaubenstreue und -innigkeit entschieden zu befürworten, und er hat sie mit Milde und Festigkeit mit durchgedrückt, ohne den Stürmern und Drängern der radicalen „Sonntags"-Reform sich beizugesellen. Auch auf den jüdischen Synoden und Rabbinerversammlungen kämpfte er an der Seite der Collegen fortschrittlicher Richtung, Adler, Aub, A. Geiger, Herzfeld, Philippson, Wiener usw., aber seinem Gemüthe gemäß stets in versöhnlichem, urbanem Tone. Der Leipziger „Mendelssohnstiftung" und den „Mendelssohnvereinen", deren Namengeber er so oft in Vereinsreden gezeichnet und gefeiert hatte, hat er seine werbende Kraft in engerem Kreise gewidmet, den großen „Deutsch-Israelitischen Gemeindebund" mit ins Leben gerufen und gestützt. Er hat aber nicht bloß als Koryphäe des gemäßigt-liberalen Judenthums weithin Einfluß gewonnen, sondern bei allgemeinen humanitären Bestrebungen, so der „Deutschen Gesellschaft für Volksbildung", eine Rolle gespielt. Begeisterter Sohn deutschgewordenen Bodens und deutscher Civilisation (s. gedruckte Predigten von 1863 u. 1870), hat er am 17. Juli 1870 im Briefe an den zweiten Sohn Sigismund, der als sächsischer Stabsarzt mit in den Krieg zog, den

großen sittlichen Gedanken und die patriotische Erhebung unter das Zeichen des Gottvertrauens gestellt; während des Kriegs hat er in dem ihm jederzeit verfügbaren, gewandten Französisch an Adolphe Crémieux als Mitglied der provisorischen Regierung der Republik brieflich gegen die lügenhaften Gerüchte über schlechte Behandlung der Gefangenen und Verwundeten in Deutschland protestirt, an denselben Crémieux, dem er dann 1880 in Paris als Delegirter des Leipziger Zweigvereins der eben von Crémieux gegründeten Alliance Israélite Universelle im Namen der Generalversammlung den gewünschten Nachruf gehalten hat. Nachdem G. in beglücktem Familienleben und Freundesverkehr die letzten Jahre mit mancherlei Krankheiten zu ringen gehabt, ist er, bis ans Ende durchaus geistesfrisch, fast 77 Jahre alt, am 5. Februar 1889 zu Leipzig gestorben.

In ihrem schönen Charakterbilde G.s sagt die Wittwe (S. 40), die um die Jugenderziehung im Fröbel'schen Sinne und weibliche Bildung hochverdiente Henriette G., ihm als zweite Gattin 1853 angetraut: „Ich habe nicht von gelehrten Werken zu berichten, die er hinterlassen — aber ich darf, ohne ruhmredig zu erscheinen, sagen, daß, wer seine Predigten [c. 6 gedruckt], seine Bibelerklärungen [s. auch S. 64] gehört, die Vorträge über die culturgeschichtliche Bedeutung der Juden im Mittelalter, den Vortrag über die geschichtlichen Grundlagen zum ‚Uriel Acosta' (ein Vortrag, der Gutzkow bei seiner Anwesenheit in Leipzig aufs höchste interessirte), der wird gewiß bestätigen, daß es ihm weder an Gelehrsamkeit, noch an Darstellungsgabe gefehlt." Leider ist von seinen verschiedenen Reden über Lessing und über Moses Mendelssohn, deren Freundschafts- und Geisteszusammenhang er oratorisch in den Mittelpunkt zu stellen liebte, wenig gedruckt; wenn die Wittwe a. a. O. S. 33 angibt: „Die eine im J. 1861 gehaltene, ist erschienen und zeichnet in knapper Form die umfassende Thätigkeit Mendelssohn's für Juden und Judenthum. Als providentiell und vorbildlich für das Verhältniß der Juden zum deutschen Volke betrachtete er das Verhältniß Mendelssohn's zu Lessing", so meint sie vielleicht „Moses Mendelssohn als Uebersetzer und Exeget. Eine Skizze" (gründlich und mit gediegenen weitern Ausblicken), die im „Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch. Zur hundertfünfzigjährigen Geburtsfeier von G. E. Lessing und M. Mendelssohn, sowie zur Säcularfeier von Lessings's ‚Nathan'. Herausg. vom Deutsch-Israelitischen Gemeindebunde" (1879) S. 109—129 gedruckt worden ist. Ebenda S. 317 bis 320 ward die erwähnte Kamenzer Weiherede von 1863 aufgenommen; die S. 395 nennt G. an der Spitze der langen Reihe Festredner im Leipziger „Verein für geistige Interessen im Judenthum" bezw. „Mendelssohnverein."

Eine ungemein eingreifende That vollführte G. mit Herstellung eines modernen, fast durchweg mit deutscher Nebenübersetzung ausgestatteten Gebetbuchs, das, unaufdringlich wie alles reformatorische Vorgehen Goldschmidt's, schon auf dem Titel als „zunächst für den Gebrauch der Israelitischen Gemeinde zu Leipzig" bezeichnet, in zwei Bänden erschien: der zweite, 1874 gedruckt, enthält die Gebete und Liturgien für die großen Herbstfesttage am Anfange des Kirchenjahres, der erste, 1876 folgend, mit einem vertheidigenden, grundsätzlich wichtigen Vorwort, das Material für alle übrigen Gottesdienstgelegenheiten. Der mehr conservativ gesinnte Amtsnachfolger Goldschmidt's äußerte dazu in seiner Rede zur Synagogen-Trauerfeier: „Der öffentliche Gottesdienst war ihm eine Himmelspflanzung, die er wie ein liebevoller Gärtner pflegte. Seine Hand hat die üppig wuchernden Ranken und die halbvertrockneten Zweige mancher hebräischen Gebetsstücke abgeschnitten, seine Hand hat zur Neubelebung des alten Stammes die fremden Pfropfreiser deutscher Gebete und Gesänge aufgesetzt" —, das war denn von derselben Kanzel aus, von der G. fast drei Decennien gepredigt und erbaut hatte, ein allerdings zweifelhaftes Lob des

kühnen, verantwortungsvollen, aber vollbewußten Verfahrens, die ererbten Gebetemassen, zum Theil auch in wohlgelungenen Versen, zu verdeutschen, veraltete und überlebte zu beseitigen, neuzeitlich gedachte und strophische Lieder als Ersatz einzuschieben. Einen so weiten Schritt wie sein Berufs- und Gesinnungsbruder Ludwig Philippson wagte und wollte er freilich nicht thun, der schon ein Jahrzehnt vorher ein fast rein deutsches „Neues Israelitisches Gebetbuch für die Wochentage, Sabbathe und alle Feste zum Gebrauche während des Gottesdienstes und bei der häuslichen Andacht“ (1864) verfaßt, bezw. aus den alten, endlos sich wiederholenden Litaneien zurechtgestutzt hatte. Während sich Goldschmidt's zweibändige Leistung noch heute im Cultusgebrauche befindet, ist der eben erwähnte radicale Versuch als gescheitert zu betrachten, obwohl diese Philippson'sche Arbeit einen Band der „Schriften, herausgegeben vom Institute zur Förderung der israelitischen Litteratur“ bildet, die unter der Leitung der Rabbiner Drr. Philippson, Goldschmidt und Herzfeld eine ganze Reihe von Jahren belletristische, wissenschaftliche und kirchliche Novitäten brachten; G. hat zu dieser Sammlung, die schon vor seinem Eintritte in Leipzig und die Redaction bestanden hatte, nichts eigenes beigesteuert. — Die „Gedenkblätter zur Erinnerung an Rabbiner Dr. A. M. Goldschmidt. Herausgegeben von dem Vorstande der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig“ (Privatdruck 1889) enthalten außer andern, mehr conventionellen Ansprachen anläßlich des Todes, S. 7—43 „Rabbiner Dr. A. M. G. Eine biographische Skizze von Henriette Goldschmidt“ (unsere Hauptquelle), S. 49—62 die Trauerfeier-Rede des Rabbiners Dr. N. Porges (darin S. 57 die oben citirte Stelle), S. 72—78 ‚Ein Gemeindemitglied‘ „Dr. G., der Lehrer und Geistliche“. — Den Stoff zu einem Lebens- und Charakterbilde genau zusammenzutragen hat niemand unternommen; für das Bibliographische fehlt jede Unterlage. Eigene Leipziger Jugenderinnerungen. Vgl. Abr. Geiger's Nachgelass. Schriften V (1878), S. 269, 294 f.; K. W. Whistling i. Notizen i. Lpz. Tagebl. nach G.s Tod. Ludwig Fränkel.

Goldschmidt: Levin G., hervorragender Jurist, wurde am 30. Mai 1829 als Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Danzig geboren. Er begann 1847 zunächst in Berlin Medicin zu studiren, vertauschte dieses Fach jedoch bald mit dem der Rechtswissenschaft, der er ein dreijähriges Studium an den Universitäten Berlin, Bonn und Heidelberg widmete. Von seinen Lehrern gewannen Keller in Berlin und Mittermaier in Heidelberg den bedeutendsten Einfluß auf seine Entwicklung. In Halle 1851 zum Doctor promovirt, war er danach als Auscultator und Referendar gegen vier Jahre bei den Gerichten seiner Vaterstadt beschäftigt. Mit Rücksicht auf die geringe Aussicht, die ihm als Juden das Verbleiben in der praktischen Laufbahn damals bot, entschloß er sich, sie vor dem Assessorexamen zu verlassen. Im Juni 1855 habilitirte er sich bei der juristischen Facultät der Universität Heidelberg. Hier rückte er 1860 zum außerordentlichen, 1866, nachdem er einen Ruf nach Wien erhalten, zum ordentlichen Professor auf. Die Errichtung des Bundesoberhandelsgerichts führte ihn auf einige Jahre in die praktische Thätigkeit zurück. Als das einzige, bis dahin nicht innerhalb des Norddeutschen Bundes angestellt gewesene Mitglied trat er im Jahre 1870 in das neue, oberste Gericht ein. Berufungen nach Straßburg, Heidelberg und Berlin, die in den nächsten Jahren an ihn herantraten, lehnte er ab. Erst als im Jahre 1875 ein erneuter Ruf nach Berlin an ihn unter Umständen erging, die ihm denselben zugleich als die erste Verwirklichung des Wunsches nach einer selbständigen Vertretung des Handelsrechts an einer deutschen Hochschule erscheinen ließen, gab er der längst empfundenen, aus sachlichen Gründen bisher unterdrückten Neigung zur Rück-

kehr in eine akademische Stellung nach. Vom Herbste 1875 ab gehörte er bis zu seinem Tode (16. Juli 1897) der Universität Berlin an, während der letzten Jahre freilich durch Krankheit an der Ausübung der Lehrthätigkeit verhindert.

Der Zweig der Rechtswissenschaft, dessen Pflege G. zur wichtigsten Aufgabe seines Lebens gemacht hat, ist das Handelsrecht gewesen. Schon seine Dissertation behandelte ein Thema aus dem Rechte der Handelsgesellschaften, und mit deren alten und neuen Formen beschäftigte sich auch seine letzte, mehr als vierzig Jahre später von ihm selbständig veröffentlichte Schrift. Als G. seine Thätigkeit dem Handelsrecht zu widmen begann, erfreute sich dasselbe in Deutschland nur geringer Pflege. Namentlich war ihm auch das Aufblühen der geschichtlichen Rechtsschule kaum zu gute gekommen. Durch das Zurückgehen auf das reine römische Recht konnte dem Handelsrecht eine unmittelbare Förderung nur innerhalb enger Grenzen zu theil werden. Denn der ausgedehnte Handel der Römer war nur in geringem Maße von einem besonderen Handelsrecht beherrscht, im allgemeinen den Regeln des bürgerlichen Rechts überhaupt untergestellt gewesen. Verglichen mit dem römischen Rechte erschien daher das Handelsrecht vielen Juristen noch des neunzehnten Jahrhunderts wesentlich nur als ein Complex von Abweichungen von der eigentlichen Regel. Seine Bearbeitung blieb deshalb im ganzen zunächst den Germanisten überlassen. Diese wiederum hatten vorerst noch zu viel mit der Grundlegung zu dem Gebäude ihrer jungen Wissenschaft zu thun, um sich eindringlich und erfolgreich einer speciellen Materie zuwenden zu können, deren geschichtlicher Zusammenhang mit ursprünglich germanischem Rechte zum Theil sehr schwer zu erkennen war. So konnte denn noch im Jahre 1852 ein gründlicher Kenner des Handelsrechts (C. H. L. Brinckmann) es das Stiefkind deutscher Rechtswissenschaft nennen und klagen, es habe wohl kein Theil des deutschen Privatrechts weniger als das Handelsrecht eine den Bedürfnissen entsprechende Bearbeitung gefunden.

Mittlerweile hatte aber das praktische Bedürfniß einheitlichen Rechts trotz der nur losen Verbindung der Staaten Deutschlands im Deutschen Bunde die Schaffung einer Allgemeinen Wechselordnung bewirkt, diejenige eines Allgemeinen Handelsgesetzbuchs vorbereitet. An der Gestaltung des letzteren nahm G. bereits Antheil. Namentlich erstattete er im Jahre 1860 über die vier ersten Bücher des Entwurfs zweiter Lesung der badischen Regierung ein Gutachten, dessen Forderungen die Regierung fast durchweg zu ihren eigenen machte. Gewiß ist es vornehmlich dem beschleunigten Verfahren zuzuschreiben, das nach Beendigung der zweiten Lesung des Entwurfs Platz griff, wenn von jenen Forderungen nur wenige noch Berücksichtigung finden konnten. Als etwa vierzig Jahre später im Anschluß an die Herstellung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich die Revision des Handelsgesetzbuchs stattfand, ist gerade in einer Anzahl von principiell wichtigen Fragen der einst von G. zuerst vertretene Standpunkt von vornherein eingenommen und dann auch zu dem des nunmehr geltenden Rechts gemacht worden. An der Gestaltung des letzteren hat G. infolge seiner Erkrankung nicht mehr persönlich theilnehmen können. Aber es ist ihr noch zu gute gekommen, was er für das erste deutsche Handelsgesetzbuch ein Menschenalter zuvor vergeblich angestrebt hatte. Eben mit der Herstellung dieses Gesetzbuchs stehen aber auch die beiden bedeutendsten, wissenschaftlichen Werke Goldschmidt's, die Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht und das Handbuch des Handelsrechts, in engem, nicht nur zufälligem Zusammenhange.

Den Plan, eine Zeitschrift für Handelsrecht zu gründen, hatte G. bei Beginn der Gesetzgebungsarbeiten bereits gefaßt (Anfang 1857). Aber in dem

Geleitworte, das er ihrem ersten Hefte auf den Weg gab, wies er ihr ihre Aufgabe schon im Hinblick auf die „ersehnte Vollendung eines Deutschen Handelsgesetzbuchs“ zu: „ist der Bau beendigt, so soll sie den Uebergang aus dem alten in das neue Recht vermitteln, die mühsam errungene Einheit wahren und der drohenden Zersplitterung der deutschen Praxis nach Möglichkeit vorbeugen.“ Es versteht sich, daß das Programm der Zeitschrift im Laufe der vier Jahrzehnte, während deren sie den Namen ihres Begründers als den ihres Herausgebers führen durfte, Aenderungen verschiedener Art erfahren mußte. Die Gefahr einer Zersplitterung der deutschen Handelsrechtspraxis wurde durch die Errichtung des Bundes- (später Reichs-)oberhandelsgerichts gründlich und endgültig beseitigt. Andererseits verlangten die Mitarbeit an der Weiterbildung des deutschen Handelsrechts in Gemäßheit der veränderten und gesteigerten Ansprüche des Verkehrs und die ständige Berücksichtigung der Entwicklung des ausländischen Rechts mit dem Ausblick auf die Schaffung eines einheitlichen Welthandelsrechts Aufnahme in den Kreis der von der Zeitschrift zu lösenden Aufgaben. Mit unermüdlicher Sorgsamkeit hielt der Gründer und Leiter der Zeitschrift den Blick auf die neuen Erscheinungen des Lebens und des Rechts gerichtet. Er selbst veröffentlichte in seinem Organ eine überaus große Zahl stets gleich werthvoller Untersuchungen und Besprechungen. Als Mitarbeiter wußte er ebenso bewährte Kräfte zu gewinnen, wie junge heranzuziehen. Seiner Aufgabe als Redacteur wurde er mit der unbedingten, sich nie genug thuenden Gewissenhaftigkeit gerecht, die einen Grundzug seines Wesens bildete. Seine Controle erstreckte sich bis auf die Correcturen der Mitarbeiter der Zeitschrift. Diese ist durch ihn zu einem die gesammte Entwicklung des Handelsrechts zuverlässig wiedergebenden und zugleich fördernden Organ gemacht worden.

Kurze Zeit, nachdem das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch zu seinem Abschlusse gelangt war (1861), entschloß sich G., ein „Handbuch des Handelsrechts“ zu schreiben. Er setzte sich zur Aufgabe, durch dasselbe zur Ueberwindung der Gefahren beizutragen, um deren Preis die Vortheile einer Codification erkauft werden müssen. Die formelle Selbständigkeit, in welcher eine solche dem ihr vorangegangenen Rechtszustande gegenübertritt, die Geschlossenheit und gegenseitige Bedingtheit ihrer einzelnen Theile, die Wucht des mit elementarer Gewalt in die Lebensverhältnisse eingreifenden Gesetzgebungsactes sind nur zu geeignet, der Anschauung Vorschub zu leisten, als sei mit dem neuen Gesetzeswerke auch materiell eine völlige Loslösung der Gegenwart von der Vergangenheit erfolgt, als bedürfe es zum Verständniß des Jetzt eines Zurückgehens auf das Einst nicht mehr. Dieser Vorstellung sollte das Handbuch entgegentreten, ihre Gefährlichkeit und Unrichtigkeit durch die That erweisen. Zwar entnimmt es selbstverständlich seinen eigentlichen Gegenstand dem geltenden Rechte, das überall mit der entsprechenden Gründlichkeit zur Darstellung gelangt. Aber principiell wird dieses Recht nicht als ein gegebenes, sondern als ein gewordenes behandelt, nicht als ein isolirtes Ereigniß, sondern als das Ergebniß einer Entwicklung, die zu ihm geführt hat und von ihm aus weiter führen wird. So hat G. nicht nur sich selbst in dem Handbuche ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Seiner Absicht entsprechend stellt dasselbe vielmehr die Verwirklichung eines wissenschaftlichen Programms dar. Es will ein tieferes Verständniß des geltenden Rechts auf dem Wege der geschichtlichen Betrachtung einerseits und der Berücksichtigung der es bedingenden, thatsächlichen Verhältnisse andererseits zu gewinnen suchen.

Das großartig gedachte Werk ist nicht vollendet worden. Die einzelnen, zum Theil in zweiter und dritter Auflage erschienenen Theile sind in dem

Zeitraum von 1864—1891 veröffentlicht worden. Auch die erste Auflage, obwohl am weitesten vorgerückt, behandelt doch nur etwa den fünften Theil des Stoffes, den G. vorzuführen gedachte. Auf eine Einleitung, die sich hauptsächlich mit den Quellen und der Litteratur des Handelsrechts beschäftigt, folgt in drei Büchern die Lehre von den Handelsrechtsquellen, dem Handel und den Handelsgeschäften, der Waare — diese jedoch zunächst mit Ausschluß der Werthpapiere, deren Darstellung den nächsten Band eröffnen sollte, aber niemals erschienen ist. Die zweite, auf einer völligen Umarbeitung beruhende Auflage wiederum begreift nur die Hälfte des in der ersten behandelten Stoffes. Und die dritte, die den ersten Theil einer Universalgeschichte des Handelsrechts bietet, stellt sich als ein vollkommen neues Werk dar, das aber gleichfalls nicht zum Abschlusse gelangt ist. Es bedeutet einen unersetzlichen Verlust für die Rechtswissenschaft, daß dem so ist. Aber was wir von dem Handbuche besitzen, ist doch so viel, daß gegenüber der Dankbarkeit für das Empfangene das Bedauern über das Fehlende in den Hintergrund treten muß. Einen sehr bedeutenden Theil des deutschen Handelsrechts der Gegenwart sehen wir hier aus den allgemeinen geschichtlichen Bedingungen seiner Entstehung heraus, im Zusammenhange mit dem Rechte der sonst am Welthandel betheiligten Völker und im steten Hinblick auf die volkswirtschaftlichen Aufgaben des Handels zur Darstellung gebracht. Ein Staunen erregendes, den verschiedensten Seiten menschlicher Thätigkeit zugewendetes Wissen wird in den Dienst der Erkenntniß der rechtsbildenden Factoren und damit der Ergründung des von ihnen erzeugten Rechts selber gestellt. In knapper, die Fülle des Mitzutheilenden oft nur schwer in sich fassender Form führt der Text die Ergebnisse der Forschung vor. Das Quellenmaterial, aus dem sie gewonnen sind, wird in den Noten dem Leser in umfassender Weise und unter Berücksichtigung auch der entlegensten Litteratur unterbreitet. Die einzelnen, sich an einander reihenden Untersuchungen erscheinen als eben so viele Monographien, ohne daß doch das leitende Ziel einer dem geltenden deutschen Rechte der Gegenwart gewidmeten Gesammtdarstellung vom Verfasser je aus dem Auge gelassen würde. Wissenschaft und Praxis haben daher auch in gleichem Maße den fördernden und nachhaltigen Einfluß des Handbuchs an sich verspüren können.

Daß es in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt noch nöthig war, der historischen Methode die gebührende Anerkennung auf dem Gebiete des Handelsrechts zu verschaffen, erklärt sich nur aus der Vernachlässigung, welche dieser Zweig des bürgerlichen Rechts sich bis dahin hatte gefallen lassen müssen. Ohne sie hätte die Erkenntniß, daß das gewordene Recht ohne ein Zurückgreifen auf seinen Werdegang nicht voll verstanden werden könnte, eben für das Handelsrecht längst gewonnen werden müssen. Denn dieses hatte seine besondere Gestalt unter dem steten Drange der Verkehrsbedürfnisse unabhängig von der Gesetzgebung, zum Theil im Gegensatz zu ihr auf dem Wege der Gewohnheitsrechtsbildung im Kreise der am Handel Betheiligten angenommen. Gerade hierdurch waren freilich seiner eigentlich juristischen Behandlung Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Sie hatte zur Voraussetzung die Loslösung des Rechtsstoffes von den thatsächlichen Verhältnissen, durch die seine Gestaltung bedingt und ohne die sein Verständniß nicht möglich ist, deren Wesensverschiedenheit aber erkannt und stets im Auge behalten werden muß, wenn nicht eine arge Verwirrung der Begriffe eintreten soll. Der Meisterhand Thöl's vor allem haben wir es zu danken, daß diese Aufgabe noch vor dem Zustandekommen einer einheitlichen, deutschen Handelsgesetzgebung ihre Lösung gefunden hat. Durch ihn ist, wie G. selbst in dem

Programm seiner Zeitschrift sagt, der streng juristische Boden und die richtige Methode für das Handelsrecht dauernd gewonnen worden.

Der hiermit gegebenen Gemeinsamkeit der Grundanschauung gegenüber konnte die Verschiedenheit der juristischen Methode Thöl's und Goldschmidt's zunächst noch als eine Frage nur des Mehr oder Minder betrachtet werden. Aber je weniger die Zuverlässigkeit der Thöl'schen Grundlegung zu dem Bau des Handelsrechts in Zweifel gerückt wurde, um so größere Bedeutung mußte eben der Gegensatz der Auffassungen von der richtigen Art der Ausführung des Gebäudes sehr bald gewinnen. In Thöl erkannte G. den hervorragendsten Vertreter der von ihm gelegentlich so genannten „dogmatischen Isolirungsmethode", welche in der sicheren Herausarbeitung möglichst vieler scharf begrenzter Rechtssätze aus dem positiven Gesetz ihre wesentliche, wenn nicht gar einzige Aufgabe erblicke, und welche naturgemäß zu der überwiegend grammatischen Interpretation des Einzelgesetzes auf der allein für ausreichend sicher gehaltenen Grundlage seines formulirten Wortlauts führe (Zeitschr. f. d. ges. Handelsrecht Bd. XXVIII, S. 449). Wenige Jahre, nachdem G. dem ihn mit Thöl Verbindenden gegenüber das beide Trennende in den Hintergrund gerückt hatte, sehen wir ihn zum Kampfe auch gegen die dogmatische und für die geschichtliche Methode sein Handbuch beginnen. Es war die beste Art, diesen Kampf zu eröffnen. Nicht Gründe sollten ins Feld geführt werden, sondern Leistungen. Und von dem so errungenen Siege Goldschmidt's legte Zeugniß ab die gewichtige Stimme Georg Beseler's, der noch wenige Jahre zuvor den praktischen Ertrag der rechtsgeschichtlichen Forschung auf dem Gebiete des Handelsrechts als verhältnißmäßig nur gering bezeichnet hatte und seine frühere Behauptung infolge von Goldschmidt's historischen Untersuchungen erheblich beschränken zu können erklärte. Ein Urtheil dieser Art mußte für G. besonders erfreulich sein. Denn ihm war das Studium der Rechtsgeschichte wesentlich nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke der Erkenntniß und Fortbildung des geltenden Rechts. Die Förderung der praktischen Aufgabe des gesammten Rechts überhaupt galt ihm als das Endziel, dem auch die historische Forschung, wenngleich auf langen und oft verschlungenen Pfaden, stetig zuzustreben habe. Es versteht sich, daß mittelst der Rechtsgeschichte allein jene Aufgabe nicht gelöst werden kann. Die Vergangenheit, wie viel sie auch zum Verständniß der Gegenwart beitragen kann, vermag doch nicht für alle ihre Erscheinungen den Schlüssel der Erkenntniß zu bieten. Es hieße wahrhaft unhistorisch denken, wenn man über den in früherer Zeit wirksam gewesenen Factoren der Rechtsbildung die gegenwärtig wirkenden übersehen oder hintansetzen wollte. Auch G. ist sich stets darüber klar gewesen, daß neben der Erforschung der Entwicklungsgeschichte des geltenden Rechts die Erkenntniß dieser auf staatswissenschaftlichem, ethischem, anthropologischem Gebiete liegenden Grundlagen ein unentbehrliches, jener vollkommen ebenbürtiges Hülfsmittel für das Verständniß der Gegenwart und für die Vorbereitung der Zukunft bilde. Eben die möglichst allseitige Würdigung der treibenden Kräfte, die principielle Ablehnung einseitiger Berücksichtigung nur eines oder des anderen Theils von ihnen verleiht seinen Untersuchungen ihr eigenartiges Gepräge.

Der Einfluß dieser universellen Anschauungsweise Goldschmidt's ist auch für seine Stellungnahme in dem Kampfe der Geistesrichtungen von Belang gewesen, der durch den Gegensatz von Romanisten und Germanisten bezeichnet zu werden pflegt. Dem allgemeinen Studiengange seiner Zeit folgend, hatte G. sich zuvörderst dem römischen Rechte zugewendet. Von ihm aus ist er direct, nicht auf dem gewöhnlichen Umwege über das deutsche Recht, zum Handelsrechte gelangt. Aber auch nachdem dies geschehen, ist er zeitlebens dem römischen

Rechte treu geblieben. Das lebhafte Interesse, welches er dem classischen Alterthum entgegenbrachte, hielt er auch dessen bedeutsamstem Erzeugnisse auf dem Gebiete des Rechtes zugewendet. Im römischen Recht erblickte er das Muster, aus dem juristische Bildung ebenso gewonnen werden könne, wie künstlerische aus dem Studium der Antike. Und mit den hervorragendsten unter den römischen Juristen theilte er die Eigenschaften, die er vornehmlich an ihnen bewunderte, die Klarheit des Denkens, die richtige Würdigung des Verhältnisses der juristischen Construction zu dem ihren Gegenstand bildenden, positiven Rechte und die praktische, auf Gewinnung angemessener, den Forderungen des Lebens entsprechender Ergebnisse gerichtete Sinnesart. So war es ihm denn die liebste Thätigkeit, in geschichtlicher und dogmatischer Forschung den Spuren nachzugehen, welche die Geistesarbeit der Römer in der Gestaltung auch des modernen Rechtes, zumal des Handelsrechts, hinterlassen hat. Das Obligationenrecht, das diese Spuren am deutlichsten erkennen läßt, bildete den vornehmsten Gegenstand seiner Beschäftigung.

Nach alledem begreift es sich, daß G. dem Antheil germanischer Rechtsgedanken an der Entwicklung unseres geltenden Rechts nicht immer vollkommen gerecht geworden ist. Wenn er wiederholt betont, die römische Theorie setze, richtig verstanden, dem wirklich reifen Gedanken keine Schranken, so nimmt er damit für sie eine allgemeine Geltung in Anspruch, die mit der eben von ihm vertretenen, geschichtlichen Rechtsanschauung nicht vereinbar ist. Aber der Umfang und die Gewissenhaftigkeit seiner historischen Forschung, die sich kein ihr zugängliches Zeugniß für das Werden des Rechts entgehen ließ, verringerten doch die Gefahren jener principiellen Auffassung Goldschmidt's sehr erheblich. Es verdankt ihm daher auch die germanistische Rechtswissenschaft mannichfache, zum Theil in monographischer Behandlung gebotene Bereicherung (wie für die Geschichte der Verbrüderung, der Fahrnißklage, des Schiffsraths). Und darüber hinaus sind für sie seine meisterhaften Untersuchungen über das Verkehrsrecht des Mittelalters auch da von unvergänglichem Werthe, wo sie sich an der Feststellung seiner Selbständigkeit gegenüber dem römischen Rechte genügen lassen, ohne der Frage nach seinem etwa germanischen Ursprunge näher zu treten. Darauf, daß die sichere Kenntniß der germanischen Quellen eine unentbehrliche Vorbedingung für das Verständniß der Entwicklung des modernen Handelsrechts bildet, hat er selbst zu wiederholten Malen nachdrücklich hingewiesen. Als seine Erkrankung im Jahre 1892 den Unermüdlichen zwang, die Feder aus der Hand zu legen, war er eben mit Untersuchungen über das germanische Gildenwesen beschäftigt, dessen Bedeutung für die Geschichte des Handelsrechts bei der Fortsetzung der Universalgeschichte zunächst zur Darstellung gelangen sollte. Die Grundgedanken, von denen diese Fortsetzung getragen werden sollte, sind aus dem „Abriß der Geschichte des Handelsrechts" erkennbar, den G. nach Fertigstellung des ersten Theils der Universalgeschichte für das Handwörterbuch der Staatswissenschaften (Bd. IV, S. 329 ff.) geschrieben hat.

Das gründlichste Studium der Rechtsgeschichte und die umfassendste Berücksichtigung der geltenden, fremden Rechte waren, wie angedeutet, für G. in erster Linie nur Mittel zur vollkommenen Ergründung und Beherrschung des deutschen Rechts der Gegenwart. Wie seine Auffassung von den Aufgaben des Rechts als einer vernünftigen Lebensordnung diesem durchaus praktische Ziele wies, so blieb er auch bei den entlegensten Untersuchungen dessen stets eingedenk, daß die Rechtswissenschaft dem Leben zu dienen hat. Der Gegensatz von Theorie und Praxis existirte für ihn nicht. Ihm war es klar, daß beide aufeinander angewiesen sind, da die Theorie auf dem Boden des Lebens fußen muß, wenn sie nicht zu einer schemenhaften Begriffsjurisprudenz führen soll,

und die Praxis zur handwerksmäßigen Technik werden würde, wenn sie auf die wissenschaftliche Beherrschung des Rechtsstoffes verzichten wollte. Er selbst ist denn auch sein Leben lang gleichzeitig theoretisch und praktisch thätig gewesen. Als Mitglied des Reichsoberhandelsgerichts hat er in einem Collegium auserwählter Männer eine hervorragende Thätigkeit entfaltet, die ebenso ihm selbst zur größten Befriedigung gereichte, wie sie von Seiten seiner Mitarbeiter, namentlich auch des ihm persönlich nahestehenden Präsidenten Pape, volle und bereitwillige Anerkennung fand. In der Zeit vor und nach seiner Zugehörigkeit zu dem obersten Gerichtshofe nahm er durch Erstattung zahlreicher Gutachten in Rechtsstreitigkeiten in einer auch der Wissenschaft reichen Ertrag bringenden Weise an der Rechtspflege Theil. Der den Schiedsspruch des deutschen Kaisers in der San-Juan-Frage vorbereitenden Commission gehörte er (1872) als Mitglied an. Als Ergebniß daran anschließender Studien konnte er dem Institut de droit international, dem er als Mitgründer angehörte, das ausgezeichnete Reglement für internationale Schiedsgerichte vorlegen (1874). Vor allem aber war es ihm vergönnt, bei der Gestaltung neuen Rechts auf den Gebieten des Handels- und Civilrechts während eines Menschenalters vielfach maßgebend mitzuwirken. Das Recht der Handelsgesellschaften und der Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften hat ihm auch nach dieser Richtung hin besonders viel zu verdanken. Des Einflusses, den seine Kritik des Entwurfs eines Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs (1860) auf die Gestaltung des Handelsgesetzbuchs vom 10. Mai 1897 ausgeübt hat, ist bereits gedacht worden. Vornehmlich bedeutsam aber war die Anregung, die er durch einen am 11. März 1872 zu Leipzig gehaltenen Vortrag über die Nothwendigkeit eines deutschen Civilgesetzbuchs gab, für dessen Herstellung er dann als Referent der vom Bundesrathe berufenen Fünfercommission (1874) die maßgebenden Berichte zu erstatten hatte.

In dem Maaße, wie G. die wissenschaftliche Erforschung des Rechts als die Vorbedingung seiner gehörigen Handhabung ansah, erblickte er in der wissenschaftlichen Ausbildung der Juristen die unentbehrliche Vorbereitung auf ihre praktische Thätigkeit. Darnach bestimmte sich ihm die Aufgabe des Universitätsunterrichts, der nicht dazu dienen soll, lediglich den Zugang zum praktischen Vorbereitungsdienst zu eröffnen oder einen Theil der diesem obliegenden Functionen ihm abzunehmen. Er selbst ist als Lehrer stets in diesem Sinne thätig gewesen. Seine Vorlesungen sollten in erster Reihe dem Studirenden nicht sowohl den positiven Stoff etwa in der von G. für angemessen gehaltenen Beleuchtung vorführen, als vielmehr ihm die Augen dafür öffnen, welche Verhältnisse und welche Geistesarbeit der Völker und der Zeiten zu der das derzeitige Ergebniß der geschichtlichen Entwicklung bildenden Gestaltung des Rechts geführt haben. Zum selbständigen Denken sollte der Hörer erzogen werden, und an seiner eigenen Arbeit ließ ihn G. deshalb unausgesetzt theilnehmen. Es kam ihm darauf an, sich verstanden zu wissen, und er legte Gewicht darauf, mit seinen Zuhörern stets in jenem geistigen Contact zu stehen, der allein dem Universitätslehrer den sicheren Maßstab dafür verschafft, wie er im Einzelnen seinen Vortrag zu gestalten hat. Neben den Vorlesungen wandte G. den Uebungen bereits zu einer Zeit, wo deren Werth nur vereinzelt erkannt war, seine volle Aufmerksamkeit zu. Die Anforderungen, die er auch hier an die Theilnehmer stellte, waren nicht gering. Wer aber ernsthaft arbeiten wollte, war gewiß, hier alles zu erhalten, was die umfassende Gelehrsamkeit und die nicht ermüdende Hülfsbereitschaft des Lehrers dem Schüler zu bieten vermag. Das Handelsrecht bildete in der Berliner Zeit den Hauptgegenstand der Lehrthätigkeit Goldschmidt's. Daneben las er, wie zum Theil

schon in Heidelberg, über Völkerrecht, Encyklopädie und Methodologie, internationales Privat- und Strafrecht und einzelne Theile des römischen Rechts. Er hat zumal auf seinem Hauptgebiete auch durch die Vorlesungen einen maßgebenden Einfluß auf die kommende Generation der in- und ausländischen Juristen ausgeübt.

In engem Zusammenhange zwar nicht mit seiner eigenen Lehrthätigkeit — denn er durfte mit dem Eifer seiner Zuhörer wohl zufrieden sein —, wol aber mit der Bedeutung, die er für den akademischen Unterricht der Juristen in Anspruch nahm, stand sein unausgesetztes Bemühen, eine gründliche Reform des preußischen Prüfungs- und Ausbildungswesens herbeizuführen. Sein Leben lang kämpfte er dafür, daß die Erwerbung einer wissenschaftlichen Ausbildung für ihren Beruf den Studirenden nicht nur ermöglicht, sondern durch eine entsprechende Regelung der ersten Prüfung zur Nothwendigkeit gemacht werde. Zumal sein umfassendes Buch über „Rechtsstudium und Prüfungsordnung“ (1887) stellt durch die Gründlichkeit und Vielseitigkeit, mit der es diese Frage behandelt, einen überaus werthvollen Beitrag zur Rechts- und Culturgeschichte Preußens dar.

In der Mitwirkung Goldschmidt's bei der Schaffung einheitlichen, deutschen Rechts haben wir mit einer wichtigen Seite seiner juristischen Thätigkeit zugleich den hervorragendsten Theil seiner politischen kennen gelernt. Die einheitliche Regelung der den Handels- und weiter den bürgerlichen Verkehr überhaupt beherrschenden Rechte hat er bereits zur Zeit des deutschen Bundes als eine durch nationalpolitische Erwägungen nicht weniger, als durch wissenschaftliche, gerechtfertigte Aufgabe bezeichnet. Das geschah zu einer Zeit (1859), wo das Ideal eines einigen, starken Deutschlands, für welches schon mehr als zehn Jahre früher der Student sich begeistert hatte, dem gereiften Manne weiter als je von der Verwirklichung entfernt zu sein schien. Die Hoffnung auf diese hat er aber nie verloren. Als Preuße hat er in Baden im engeren Kreise wie auch öffentlich für ein Deutschland unter Ausschließung Oesterreichs und unter Führung Preußens gewirkt, als der preußische Staat selbst ihm wie so vielen anderen seine deutsche Mission vergessen zu haben schien. Auch er hat in den Wirren der preußischen Conflictszeit nicht zu erkennen vermocht, daß die verschlungenen Wege, die der geniale Leiter der preußischen Politik zu gehen genöthigt war, auf das von ihm selbst ersehnte Ziel hin gerichtet waren. Aber die Erkenntniß der geistigen Potenz, die in Bismarck verkörpert war, und deren gänzliche Verkennung auch seitens hervorragender Männer uns jetzt geradezu unbegreiflich erscheint, ist, wie wir aus seinem Briefwechsel sehen, ihm früher als manchem andern zu Theil geworden, und freudig begrüßte er unmittelbar nach den großen Schlachten des Jahres 1866 die „ungeheuren Errungenschaften der letzten Monate“ und die „ebenso weise wie energische Politik“, die darauf abzielte, einen dauernden Erfolg aus ihnen hervorgehen zu lassen. Als ein Festhalten an den Idealen seiner Jugendzeit betrachtete er es daher auch, wie er an seinen Freund, den badischen Ministerpräsidenten Julius Jolly schrieb (1869), daß er die beschauliche Ruhe des akademischen Lehramts dahingebe, um als Mitglied des Bundesoberhandelsgerichs „durch die That an der Vereinigung von Nord und Süd . . . mitzuwirken“. Noch ehe er sein neues Amt antrat, brach der deutsch-französische Krieg aus. Auf die nicht überall sichere Stimmung in Süddeutschland suchte im Sinne einheitlichen Zusammenhaltens gegen den gemeinsamen Feind ein Flugblatt mit der Ueberschrift „Buben und Verräther!“ einzuwirken, das am 23. Juli 1870 veröffentlicht wurde. Es rührte von G. her, der hier in wuchtigen, von glühender Vaterlandsliebe eingegebenen Worten aussprach, daß es nach der

Kriegserklärung in Deutschland nicht mehr Parteien gebe, sondern nur noch treue Söhne des Vaterlandes auf der einen, Buben und Verräther auf der anderen Seite. Und noch ein Mal trat er auf den Plan. Es war fast zwei Jahrzehnte später. Das deutsche Reich stand fest begründet da. Aber die Erhaltung des so schwer Errungenen schien nicht ausreichend gesichert. Die sogenannten Septennatswahlen (1887) standen bevor, zu denen die drohende Gefahr den Anlaß gegeben hatte. Am Tage, bevor sie stattfanden, trat G. in der National-Zeitung mit einer Erklärung hervor, in der er, unbekümmert um die ihm nach Lage der Umstände in Aussicht stehende, persönliche Mißdeutung mannhaft für die Sicherheit des Reiches eintrat. Wie einst zur Zeit des Krieges nahm er wiederum den Standpunkt ein, daß gegenüber dem durch das Wohl des Ganzen Gebotenen auch die sonst an sich berechtigten Anschauungen und Wünsche der Theile zurückzutreten hätten. Die Selbstüberwindung, die er hier übte und lehrte, gründete sich auf die klare Erkenntniß des unschätzbaren Werthes der auf dem Spiele stehenden Güter einerseits und auf ein ungewöhnliches Maaß wahrer politischer Bildung andererseits. Es erfüllte ihn mit gerechtfertigter Befriedigung, daß Fürst Bismarck selbst ihm aus Anlaß seines Auftretens die Ehre einer längeren Unterredung zu Theil werden ließ.

Von Goldschmidt's activer Betheiligung an der Politik ist noch zu erwähnen, daß er von 1875 bis 1877 als Mitglied der nationalliberalen Partei ein Reichstagsmandat für Leipzig inne hatte. Er ist als Redner nicht häufig im Plenum aufgetreten, hat aber namentlich in der Commission für die Concursordnung als deren zweiter Vorsitzender eine einflußreiche Thätigkeit entwickeln können. Gesundheitsrücksichten nöthigten ihn, die Wiederwahl abzulehnen. Die Art, wie er die verantwortliche Aufgabe des Volksvertreters verstand, hatte in Verbindung mit der Rückkehr aus der Richterstellung in Leipzig zur Professur und den aus dieser erwachsenden Verpflichtungen seine Kraft auf das äußerste erschöpft. Es war der erste schwere Anfall des Leidens, das, wiederholt überwunden und zurückgekehrt, ihn schließlich vor der Zeit bezwingen sollte.

Was G. in seinem Leben geleistet hat, ist in erster Linie der Rechtsordnung und der Rechtswissenschaft zu Gute gekommen. Aber in seinem Sinne am wenigsten würden wir handeln, wenn wir bei der Würdigung seiner Persönlichkeit über dem Juristen den Menschen vergessen wollten. Wie er das Recht selbst stets nur als eine im Zusammenhange der gesammten Cultur eines Volkes entstehende und zu verstehende Erscheinung betrachtete, so ruhte auch seine eigene Rechtskenntniß auf dem sicheren und stetig weiter gefestigten Fundamente einer umfassenden, allgemein humanistischen Bildung. Die Liebe zu den Werken des classischen Alterthums, die er als Schüler aus dem Unterrichte besonders trefflicher Lehrer heimgetragen hatte, begleitete ihn bis an sein Lebensende. Und des einzigartigen Werthes dieses Bildungselementes blieb er sich, ohne einseitig zu werden, stets bewußt. Von hier aus aber baute er sich auch die Brücke, die Verstand und Gemüth verbinden muß, wenn die Gewähr für eine harmonische Ausbildung des Menschen gegeben sein soll. Auch ihm galt das Reich des Wahren zugleich als das der Sittlichkeit, das Erkennen daher nicht nur als eine Bethätigung des Intellects, sondern auch als Mittel der sittlichen Bildung. Seine wissenschaftliche Thätigkeit, wie all sein Handeln, wurde beherrscht von dem kategorischen Imperativ des Pflichtgebots. Nur auf die Sache, der er diente, kam es ihm an; ihr opferte er bereitwillig jede Rücksicht auf seine persönlichen Wünsche. Obwol im allgemeinen wenig geneigt, am politischen Parteikampfe activ sich zu betheiligen, hat er es

doch, wie erwähnt, mehrfach über sich gewonnen, wo er dem Interesse des deutschen Vaterlandes damit dienen zu können glaubte. Das ist ihm um so höher anzurechnen, als er nicht den Gleichmuth des Berufspolitikers besaß, der die unausbleiblichen, selbst böswilligen Angriffe der Gegner leicht erträglich macht. Er selbst war stets auf das ängstlichste bedacht, niemandem Unrecht zu thun. Wo er auch nur von der Meinung eines Anderen in einer noch so untergeordneten, wissenschaftlichen Frage abwich, that er dies niemals, ohne seine Gründe darzulegen. Vergeblich würde man in seinen überaus zahlreichen Besprechungen von juristischen Schriften sehr verschiedener Art nach einem Beispiel für jenen wohlfeilen Recensententon suchen, der eben durch seine Sicherheit den einigermaßen Kundigen sehr schnell die wahre Sachlage erkennen läßt. Goldschmidt's Besprechungen sind wissenschaftliche Untersuchungen durchaus gleichen Werthes, wie seine selbständigen Arbeiten; nur durch Anlaß und Umfang unterscheiden sie sich von diesen. Wol war er ein strenger Kritiker. Aber er übte sein Amt unbedingt gewissenhaft. Wer von ihm gelobt wurde, war dessen gewiß, daß er dies nicht etwa nur der Scheu seines Beurtheilers vor der Mühe eigener Nachprüfung zu verdanken hatte. Wen er tadelte, der erfuhr, aus welchen Gründen dies geschah. Und wenn G. im Interesse der Sache gegen Andere streng war, unendlich viel mehr war er dies gegen sich selber. Unbekannt war ihm, was es heißt, sich die Arbeit bequem zu machen. Die wohlfeile Kunst, sich mit Schwierigkeiten irgendwie abzufinden, statt mit ihnen zu ringen, hat er nie geübt. Immer sah er bei der Arbeit nur auf das, was noch fehlte, und er unterschätzte dem gegenüber leicht, was er bereits erreicht. So kam es, daß ihn seine eigenen Leistungen meist schon sehr bald nach ihrer Fertigstellung nicht mehr befriedigten. Bis zur Veröffentlichung besserte er unermüdlich an ihnen; nach ihr begann er wieder an die Weiterführung der Forschung zu denken. Aber viel Treffliches hat er auch überhaupt nicht publicirt, weil es seinen auf das höchste gespannten Anforderungen nicht zu genügen schien. Die Menge dessen, was er veröffentlicht hat — das den „Vermischten Schriften“ vorangeschickte Verzeichniß zählt 305 Nummern —, erscheint dadurch um so viel staunenswerther. Sie konnte nur von einer ganz ungewöhnlichen Arbeitskraft bewältigt werden, zumal da Goldschmidt's schon in der Kindheit zarte Gesundheit später nur selten den ihr zugemutheten Anstrengungen eine längere Reihe von Jahren ohne Unterbrechung standgehalten hat. Aber wenn er für seine Person mit der Zeit geizen mußte, anderen versagte er sich gleichwol nie. Er betrachtete es, wie etwa einer seiner römischen Fachgenossen, als ein nobile officium, den ihn um Rath Fragenden „de iure respondere“. Daß seine Güte zuweilen arg gemißbraucht wurde, hat daran nichts zu ändern vermocht.

Unter den Namen der Männer, denen es die deutsche Rechtswissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts verdankt, daß sie eine führende Stellung erlangt hat, wird derjenige Goldschmidt's stets in der ersten Reihe prangen. In Forschung und Lehre, auf Rechtsprechung und Gesetzgebung hat er maßgebenden Einfluß ausgeübt. Die Wissenschaft des Handelsrechts aber hat in ihm den Vertreter verloren, der, wie kein anderer, dazu beigetragen hat, sie auf eine früher nicht geahnte Höhe zu erheben.

Laband, Levin Goldschmidt. In Deutsche Juristenzeitung 1897, S. 296 bis 298. — Pappenheim, Levin Goldschmidt. In Zeitschr. f. d. ges. Handelsrecht, Bd. 47, S. 1—49. — Rießer, L. Goldschmidt. Berlin 1897. — A. Sacerdoti, L'opera scientifica di Lewin Goldschmidt (Studii giuridici dedicati e offerti a Francesco Schupfer, Diritto odierno p. 66—69). Milano 1898. — Levin Goldschmidt. Ein Lebensbild in Briefen. Als Mscr. gedruckt.

Berlin 1898 (mit Vorwort von Adele Goldschmidt). — Vermischte Schriften von L. Goldschmidt. Zwei Bände. Berlin 1901 (aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Rechtsanwalt Dr. H. V. Simon).

Max Pappenheim.

Goltdammer: Eduard G., Arzt und Director der inneren Abtheilung am Krankenhaus Bethanien in Berlin, war hier als Sohn des als juristischen Schriftstellers, wie auch Dichters bekannten Obertribunalsraths Theodor G. am 10. April 1842 geboren, machte seine Fachstudien zunächst von 1860—65 in Berlin und Heidelberg, dann zu weiterer Vervollkommnung in Wien, Paris und an englischen Universitäten. Die Doctorwürde erlangte er 1865 in Berlin. Nachdem er von 1866 ab drei Jahre lang als Assistenzarzt an Bethanien gewirkt und während des Krieges von 1870/71 das Lazareth in der Moabiter Ulanenkaserne geleitet hatte, wurde er als Nachfolger von Christian August Bartels 1873 zum dirigirenden Arzt der inneren Station an Bethanien ernannt und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem am 18. April 1891 erfolgten Ableben. G. ist Verfasser zahlreicher Veröffentlichungen, welche verschiedene Gegenstände aus der inneren Medicin betreffen. Ein fast vollständiges Verzeichniß gibt die unten genannte Quelle. Erwähnenswerth ist besonders ein recht interessanter Aufsatz über die Berliner Kost- und Logirhäuser, die sog. „Pennen“ (in Eulenberg's Vierteljahrsschr. f. ger. Medicin 1878).

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt II, 595.

Pagel.

Goltermann: Georg Eduard G., ein bedeutender Violoncellist, geboren am 19. August 1824 zu Hannover, † am 29. December 1898 zu Frankfurt a. Main. Er war der Sohn eines Organisten und zeigte schon in früher Jugend hervorragende Anlagen zur Musik, so daß ihn der Vater von Prell (Sohn) im Violoncellspiel unterrichten ließ und von 1847—49 von Menter in München. Lachner war sein Lehrer in der Composition. In den Jahren 1850—52 trat er vielfach als Violoncellvirtuose auf und unternahm Concertreisen, vernachlässigte dabei aber nicht seine Compositionsthätigkeit und brachte im J. 1851 in Leipzig eine Sinfonie für Orchester zur Aufführung; 1852 wurde er Musikdirector in Würzburg, 1853 zweiter und 1874 erster Capellmeister am Stadttheater in Frankfurt a. M. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er im Ruhestande zu. Als Componist schrieb er besonders zahlreiche Violoncellcompositionen, die zwar das Bestreben zeigen der seichten Mode auszuweichen, dennoch in der Erfindung nicht bedeutend genug sind, um dem eingerissenen Schlendrian im Passagenwerk einen kräftigen Damm entgegenzusetzen. Es scheint fast, als wenn das Violoncell als Soloinstrument nicht tauglich sei, denn immer verfallen sämmtliche Violoncellvirtuosen in denselben Passagenschlendrian und doch hat Beethoven in seinen Sonaten gezeigt, wie das Violoncell zu behandeln sei. Außerdem erschienen im Druck in den 50er Jahren eine Symphonie für Orchester, opus 20, bei Breitkopf & Härtel in Leipzig, ein Concert für Violoncell mit Orchester, opus 14 ebendort; opus 13, 15, 17, 22, 24, 25, Salonpiècen für Violoncell mit Pianoforte, erschienen bei Peters, André in Offenbach und Nagel in Hannover. Opus 2, 11, 16, 21, 23, 26 und 27 sind Liederhefte, die zur selben Zeit ebendort und bei Henkel in Frankfurt a. M. erschienen. Sie schließen sich der edleren Richtung an ohne gerade hervorragendes zu bringen. Opus 8, 18, 19 sind Duette für 2 Singstimmen mit Pianoforte, denen sich auch ein gemischtes Quartett anschließt. In den 60er Jahren erschien ein zweites Violoncell-Concert mit Orchester bei André in Offenbach und Salonpiècen für Violoncell und Pianoforte unter

den Opuszahlen 41—43, 47—49 und zwei Pièces aus Mozart's „Idomeneo“ für Violoncell übertragen; auch zahlreiche Lieder für eine und mehrere Stimmen erschienen zu der Zeit. In den 70er Jahren ist er in Hofmeister's Verzeichnissen noch zahlreich mit einem dritten Violoncell-Concerte, Salonpièces und Liedern bis opus 75 vertreten. Noch 1882 erschien ein neues Violoncell-Concert in D-dur als opus 100 und 1883 noch ein opus 101, 6 Tonbilder für Violoncell und Pianoforte, dann verschwindet sein Name und erscheinen nur noch einige Neuausgaben älterer Werke, die sich beim Publicum in Gunst gesetzt haben. (Riemann's und Mendel's Lexika.)

Rob. Eitner.

Goltz: Eduard Kuno Freiherr von der G., königl. preußischer General der Infanterie, am 2. Februar 1817 zu Wilhelmsthal im Kreise Ortelsburg geboren, kam am 14. August 1834 aus dem Cadettencorps als Secondlieutenant zum Kaiser Alexander Garde-Grenadierregimente Nr. 1 in Berlin, mit welchem er 1848 am Kriege gegen Dänemark und insbesondere an der Schlacht bei Schleswig theilnahm. Im nächstfolgenden Jahre machte er als Führer einer Garde-Landwehrcompagnie den Feldzug gegen die Aufständischen in der bairischen Pfalz und in Baden mit, im October 1851 wurde er Hauptmann, im April 1857 zum Garde-Schützenbataillone nach Potsdam und im Mai 1858, ohne die Allgemeine Kriegsschule besucht und durch diese die der Regel nach für erforderlich gehaltene Vorbildung empfangen zu haben, als Major in den Generalstab versetzt, in welchem er, im October 1861 zum Oberstlieutenant aufrückend, verblieb bis er im Mai 1862 als Bataillonscommandeur nach Minden in das 2. Westfälische Infanterieregiment Nr. 15 versetzt wurde, mit welchem er in allen drei Einigungskriegen zu Felde gezogen ist. Zum ersten Male, in jener Stellung, zum Kampfe gegen die Dänen, in welchem er am 29. Juni 1864 beim Uebergange nach Alsen den Orden pour le mérite erwarb; dann, zum zweiten Male, im Kriege des Jahres 1866, wo er als Oberst und Commandeur des Regiments in der Division des Generals v. Goeben, seines Brigadecommandeurs von 1864, im Mainfeldzuge das Eichenlaub zu jenem Orden erhielt.

Im Juni 1869 zum Generalmajor und zum Commandeur der aus seinem bisherigen und dem 55. Regimente bestehenden 26. Infanteriebrigade befördert, gehörte er bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich mit dem VII. Armeecorps unter General v. Zastrow zu der von General v. Steinmetz befehligten I. Armee. Sein Divisionscommandeur war General v. Glümer (s. o. S. 399), welcher veranlaßte, daß ein von G. beabsichtigtes Eingreifen in die Schlacht bei Spicheren am 6. August 1870 nicht zur Ausführung kam. Um so entschiedener trat letzterer am 14. August auf, wo er, wie am 6., die Avantgarde der Division führte, auf eigene Verantwortung den nach Metz abziehenden Feind angriff und so den Rückmarsch der französischen Armee aufhielt. Sein eigenmächtiges Vorgehen führte zu der weder von seinen nächsten Vorgesetzten, den Generalen v. Glümer, v. Zastrow und v. Steinmetz, noch von der obersten Heeresleitung beabsichtigten Schlacht von Colombey-Nouilly an welcher alsbald, außer dem VII., auch das I. Armeecorps theilnahm und in welche auch Theile der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl und der I. Cavalleriedivision eingriffen. Sie war ein folgenschweres Ereigniß, denn sie fesselte die gegenüberstehende Armée du Rhin an Metz und ermöglichte das Umklammern der Festung, welches dem Marschall Bazaine den Rückzug nach Westen verlegte. Die Brigade verlor in der Schlacht an Todten und Verwundeten 40 Officiere und 988 Mann. Vier Tage darauf war sie bei Grave-

lotte-St. Privat von neuem thätig, sie verlor hier 8 Officiere und 165 Mann. G., dem für ein Nachhutgefecht bei Forbach schon am 7. August das Eiserne Kreuz II. Classe verliehen war, erhielt für seine Leistungen am 14. die I. Classe. Die nun folgende Theilnahme an der Einschließung von Metz bot ihm keine Gelegenheit hervorzutreten. Als aber die Feste gefallen war wurde er ausersehen das Commando einer aus 2 Infanterie- und 2 Cavallerieregimentern nebst 18 Geschützen zusammengesetzten Abtheilung zu übernehmen, welche unter der Bezeichnung als „Detachement Goltz“ in den Kämpfen auf dem Kriegsschauplatze im Süden sich einen guten Namen gemacht hat. Es gehörte zu dem neugebildeten XIV. Armeecorps des Generals v. Werder, dessen Hauptquartier, als G. am 18. November sein Commando antrat, sich in Dijon befand. Das erste Gefecht, an welchem er theilnahm, war das am 27. d. M. in Gemeinschaft mit der badischen Brigade Degenfeld bei Pasques gelieferte gegen die im Rückzug auf Autun begriffenen Garibaldianer; schon am nächsten Tage wurde das Detachement auf Châtillon sur Seine entsandt, wo in der Nachbarschaft Neuformationen und Volkserhebung sich in störender Weise bemerkbar gemacht haben sollten; als G. erkannte, daß es dort seiner Anwesenheit nicht bedurfte, kehrte er am 6. December nach Dijon zurück. Am 14. wurde er von neuem in Marsch gesetzt, um die Festung Langres, den Ausgangspunkt der Unternehmungen gegen die deutschen rückwärtigen Verbindungslinien, von der Außenwelt abzusperren. Die Erfüllung des Auftrags führte zu mehreren Gefechten, gelang aber vollkommen, indem G. die Festung ringsum einschloß; von einem Angriffe auf sie nahm er Abstand, weil er die Unmöglichkeit einsah, sie mit seinen Feldgeschützen wirksam beschießen zu können. Da nöthigte am 28. Decbr. die allgemeine Kriegslage den General v. Werder ihn zurückzurufen; er erhielt Befehl in Eilmärschen nach Vesoul zu kommen. Von hier marschirte er nach Esprels und Villersexel, wo am 5. Januar auch die badische Brigade Wechmar an seine Befehle gewiesen wurde; am 9. focht er mit diesen Truppen in dem Gefechte von Villersexel und am 15., 16. und 17., nach vorausgegangenen kleineren Kämpfen, mit seinem Detachement in der dreitägigen Schlacht vor Belfort oder an der Lisaine, dann war er an der Verfolgung des abgewiesenen Feindes betheiligt; am 1. Februar, dem Tage, mit welchem sie an der Schweizer Grenze endete, stand das Detachement Goltz bei Pontarlier in Reserve. Kurz bevor auf dem südlichen Kriegsschauplatze die Feindseligkeiten zu Ende gingen wurde G. zum zweiten Male gegen Langres entsandt, das Eintreten der Waffenruhe kam aber der ihm zugedachten Wirksamkeit zuvor und durch einen königlichen Befehl vom 6. März wurde das Detachement aufgelöst. Es hatte einen Gesammtverlust von 22 Officieren und 509 Mann gehabt.

G. wurde im Mai d. J. zum Inspecteur der Jäger und Schützen, im Mai 1873 zum Commandeur der 1. Division in Königsberg i. Pr. und im September zum Generallieutenant befördert, vertauschte jene Stellung im December 1877 mit der gleichen an der Spitze der 13. Division zu Münster, trat im März 1880 mit dem Charakter als General der Infanterie in den Ruhestand und nahm nun seinen Wohnsitz in Fülme bei Eisbergen im Kreise Minden, wo er am 29. October 1897 gestorben ist. Der Ostpreuße hatte Westfalen und seine Bewohner lieb gewonnen, er erfreute sich dort hohen Ansehens und großen Vertrauens. Letzteres hatte sich schon 1867 dadurch bethätigt, daß ihn der Wahlkreis Minden-Lübbecke zu seinem Vertreter im constituirenden Reichstage des Norddeutschen Bundes sowie in das Zollparlament entsandte und ihn, als er im J. 1869 infolge seiner Ernennung zum Brigadecommandeur das Mandat niederlegen mußte, von neuem wählte. Als

Abgeordneter nahm er seinen Platz auf der äußersten Rechten. Die Grabrede hielt ihm sein Gesinnungsgenosse, der Pastor v. Bodelschwingh aus Bielefeld.

Oberst v. Cardinal (Kritische Tage rc., 1. Theil, III. Band, 3. Heft; Berlin 1900, S. 354: Die Befehlsführung am Schlachttage von Spicheren und am Tage darauf, 6. und 7. August 1870) schildert den General v. der Goltz als voll Selbstgefühl, kräftig im Wollen, rasch von Entschluß, voller Initiative, immer bereit Verantwortung auf sich zu nehmen, ehrgeizig allerdings auch in dem Drange selbst zur Geltung zu kommen, kein bequemer Untergebener. Die letztere Eigenschaft kam Glümer gegenüber, dessen Befehlsgebung schroff war und leicht etwas Verletzendes haben konnte, besonders zur Geltung. B. v. Poten.

Gonzenbach: August von G., schweizerischer Politiker und Historiker, geboren am 16. Mai 1808 in St. Gallen, † am 29. September 1887 in Muri bei Bern. G. war ein Sohn des A. D. B. IX, 368—370 erwähnten Präsidenten des kaufmännischen Directoriums zu St. Gallen Karl August, Bruder des A. D. B. XXVII, 601, genannten 1886 verstorbenen Präsidenten des kaufmännischen Directoriums Emil und des im Anzeiger für schweizerische Geschichte III, 371 aufgeführten 1880 verstorbenen Juristen und Historikers, seit 1860 Stiftsarchivars zu St. Gallen Wilhelm Eugen. G. war einer der Zöglinge des unter Fellenberg's Leitung (s. A. D. B. VI, 612 u. 613) so berühmten Erziehungsinstitutes in Hofwyl bei Bern, und Erinnerungen an diese Zeit hat er noch 1878 im „Lebensbild“ seines dortigen Mitschülers Wilhelm Vischer (s. A. D. B. XL, 67—70), in den „Kleinen Schriften“ desselben II, IX—LXIII, niedergelegt. Nach Studienjahren in Basel und Jena folgte 1831 die Promotion zum Doctor der Rechte, und noch im gleichen Jahre trat er als Staatsanwalt in den Staatsdienst seines Heimathkantons. 1833 wurde er Mitglied des Großen Rathes, zweiter Gesandter des Kantons St. Gallen an der in Zürich versammelten Tagsatzung. Diese nun wählte ihn am 15. October des Jahres zum eidgenössischen Staatsschreiber, das heißt, zum zweiten Beamten der Kanzlei der Tagsatzung und des vorörtlichen Staatsrathes, neben dem ersten, dem Kanzler Am Rhyn (s. A. D. B. I, 410 u. 411). Da diese Kanzlei damals die einzige ständige eidgenössische Verwaltungsbehörde war, hatte sie den alle zwei Jahre wechselnden Sitz des Vorortes — Zürich, Bern, Luzern — zu theilen. Es waren zunächst die Jahre der steten von den Mächten der Schweiz infolge der Flüchtlingsfragen — darunter auch diejenige des Prinzen Napoleon — gemachten Zumuthungen; dann begannen von 1839, der Bewegung in Zürich, an die inneren Erschütterungen in den einzelnen Kantonen, die Klösteraufhebung im Aargau, die Berufung der Jesuiten nach Luzern, infolge dessen die Freischarenzüge, der Abschluß des Bündnisses der sieben katholischen Kantone und endlich 1847 der Executionskrieg gegen diesen „Sonderbund“. G. war mit allen diesen Angelegenheiten als Führer der Protokolle, in der Ausarbeitung der wichtigsten Actenstücke auf das engste verknüpft; bei dem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten, die stets wieder auf die Kanzlei als den einzig bleibenden Factor angewiesen waren, erschienen seine Sachkunde, seine Erfahrung und Personalkenntniß ganz unentbehrlich; wenn er auch selbst dabei individuell im Hintergrunde sich befand, war er thatsächlich durch diese Beziehungen von wesentlichem Einflusse. Einige Arbeiten, die diesen Jahren entstammen, erschienen im Drucke: 1842 die „Darstellung der Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und Frankreich im Jahre 1840“, 1845 „Ueber die Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und den

Zollvereinsstaaten im Jahre 1840", 1846 „Ueber die englische Tarifreform", 1847 „Darstellung der Handelsverhältnisse zwischen der Schweiz und Oesterreich in den Jahren 1840 und 1845". Auf Grund umfassender statistischer Materialien sprach sich G. in diesen Arbeiten durchaus als Anhänger des Freihandels aus. Noch 1846 hatte ihm die Tagsatzung ihre „ausgezeichnete Zufriedenheit" in ausnahmsweise gewählter Form bezeugt. Allein bei den seit dem Beginn der Vierziger Jahre eingetretenen Verschiebungen im radicalen Parteisinne erschien die Beibehaltung eines conservativ gesinnten hohen Kanzleibeamten, mochte er sich durch seine Gewandtheit, besonders auch im diplomatischen Verkehre, noch so sehr empfohlen haben, nicht mehr möglich. Als Vorwand zu seiner Beseitigung wurde der Umstand ergriffen, daß in seiner Annahme von Orden fremder Staaten — bei Anlaß der Unterhandlungen für den Abschluß von Verträgen — „eine Abhängigkeit vom Auslande" ausgesprochen sei, und so wurde er in den schwülen Monaten vor Ausbruch des Sonderbundskrieges, am 5. Juli 1847, nicht wiedergewählt. Am 9. Juli schrieb G. darüber einen „Offenen Brief an seine Freunde". Er behielt seinen Wohnsitz in Bern, wo die eidgenössische Kanzlei zuletzt gewesen war, hielt sich aber während der zwei nächsten Jahre ganz zurückgezogen.

Erst 1850, als in Bern eine conservative Regierung gewählt worden war (s. A. D. B. II, 725), trat G., jetzt zunächst auf diesem kantonalen Boden, wieder hervor. Als ein hauptsächlicher Führer und Redner im Großen Rathe vertrat er die Maßregeln der Regierung, und gedruckt wurden 1850 die Reden über die Aufhebung des kantonalen Werbeverbotes für den capitulirten Militärdienst und über die Salzfrage. Ganz besonders aber vertheidigte er 1851 gegen die unterlegene radicale Partei, die in ihrer Vergeltungslust, mit unerhörten Verdrehungen und Unwahrheiten, auf die Ereignisse von 1798 zurückgegriffen und begonnen hatte, von Millionen zu reden, die damals, bei der französischen Plünderung des Berner Staatsschatzes, durch die „Patricier" unterschlagen worden seien, die Verleumdeten gegen diese Verdächtigungen. Im Auftrag des Großen Rathes arbeitete er, nach eindringlichen Studien, 1851 den „Bericht der Mehrheit der zur Untersuchung der Schatzgelder-Angelegenheit niedergesetzten Commission" aus und führte damit den Sieg der Wahrheit herbei. Auch als dann die conservative Partei wieder aus der Leitung des Kantons verdrängt worden war, blieb G. als Mitglied des Großen Rathes, jetzt in der Opposition, eine Hauptperson in der parlamentarischen Debatte; er hatte inzwischen das Bürgerrecht der Stadt Bern, in der er sich völlig einlebte, erlangt. Außerdem war er 1854 vom bernischen Mittelland auch als Mitglied des Nationalrathes in die Bundesversammlung gewählt worden, wo er, wenn er schon nicht zur vollen Geltung gelangte, ein sehr beachteter Redner war. Ein College im Rathe sagte von ihm, er habe sich, wenn auch grundsätzlich conservativ und föderalistisch, nicht streng an das, was man später Parteidisciplin betitelte, gehalten, sondern seinen eigenen, immer wohlmotivirten Anschauungen freien Lauf gelassen und sehr oft Mittelwege zwischen scharf sich entgegenstehenden Anträgen gesucht. In der Zeit des neuerdings erhitzten Parteikampfes, infolge der Revision der Bundesverfassung 1874, wurde G. auch aus diesen parlamentarischen Stellungen hinweggeschoben. In Befriedigung einer gewissen persönlichen Eitelkeit machte er von einer 1875 bei Anlaß einer Romreise von Papst Pius IX. erlangten Audienz zu viel Aufsehen, und das wurde gern benutzt, um durch das heraufbeschworene Gespenst der Religionsgefahr ihn bei seinen Wählern zu discreditiren, sodaß er weder in die Bundesversammlung, noch in den Großen Rath mehr gewählt wurde.

So schied G. für die letzten Jahre aus dem öffentlichen Leben völlig aus. Doch blieb er, theils in seiner Sommerwohnung in Muri bei Bern, theils in der Stadt, in der Mitte eines großen anregenden, vielseitigen Verkehres, und er wandte nun noch mehr, als schon früher, seinen Fleiß historischen Studien zu, die vielfach auch wieder mit praktischen politischen Fragen im Zusammenhang standen; schon 1859, 1860 auch französisch, waren „Beiträge zur Erklärung der Einverleibung eines Theils von Savoyen in die schweizerische Neutralität“ erschienen. Als Präsident des historischen Vereins des Kantons Bern war G. von 1876 bis 1882 bethätigt, und sein Nachfolger im Vorsitze bezeugte nach dem Tode, wie G. auch hier in seiner unnachahmlichen Weise von der Geschichte erzählt habe, die er erforscht, die er erlebt, oder die er selbst gemacht hatte. Dem „Archiv“ des Vereins gab er 1879, zu Band IX, „Die schweizerische Abordnung an den Friedenscongreß in Münster und Osnabrück“, 1886, zu Band XI, „Ueber die Rechtsbeständigkeit des Schiedsrichterspruches von Lausanne vom 30. October 1564“. Ein wahres, nicht bloß wissenschaftliches Verdienst aber erwarb sich G. seit 1880 durch die Veröffentlichung des auf breiter Grundlage aufgebauten und deshalb nicht überall leicht übersichtlichen Werkes „Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen, ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges“ (Bern, Band I—III). Durch die finanzielle Katastrophe des Eigenthümers des Schlosses Spiez am Thunersee war infolge Versteigerung der Bibliothek des Hauses Erlach auch die ganz vergessene Correspondenz des Generals v. Erlach (s. A. D. B. VI, 216—220) wieder zu Tage getreten, und daraus schöpfte nun G. den Stoff für sein Werk, in dem er mit dem redlichen Eifer des von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugten Anwaltes den Beweis dafür führte, daß die gegen Erlach geschleuderten Anklagen, unredlich, „durch Geld bestochen“, gehandelt zu haben (s. A. D. B. II, 450), jeglicher Grundlage entbehren, daß vielmehr von einem Verrathe, einer bewußten Unrechtlichkeit des Generals keine Rede sein könne, deswegen weil er 1639 nach dem Tode Herzog Bernhard's einfach das zur Erfüllung brachte, was durch diesen selbst herbeigeführt worden war; denn der Ernestiner hatte mit einer von Frankreich her besoldeten Armee, die unter der Autorität des französischen Königs stand, Gebiete erobert, in deren dauernden Besitz allerdings er selbst wahrscheinlich bei fortgesetztem Waffenglück und längerem Leben, in anders gearteten Beziehungen, getreten sein würde. Zwei sehr anerkennenswerthe Beiträge gab G. auch zu der Jahrespublication der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, deren lebhaft sich betheiligendes Mitglied er schon seit deren Anfängen war, 1874 zu Band XIX des „Archivs für schweizerische Geschichte“ die auf umfangreichem Actenmaterial geschaffene Abhandlung über die 1814 und 1815 infolge der beiden Pariser Friedensverträge zwischen der Schweiz und Frankreich festgestellten Abmachungen wegen der Kriegskosten und anderer Kriegsentschädigungen, hernach 1885 zu Band X des „Jahrbuches für schweizerische Geschichte“, nochmals eine Kritik der Vorgänge, die in der Erklärung der Lostrennung der Eidgenossenschaft vom Verbande des deutschen Reiches 1648 maßgebend wurden, mit dem Ergebnisse, daß der geschickte Unterhändler Wettstein (s. A. D. B. XLII, 243—245) nicht, wie früher angenommen ward, der französischen Einwirkung, sondern den kaiserlichen Gesandten zum Friedenscongresse sein gutes Endresultat zu verdanken hatte. Andere ausgedehnte Studien über den 10. August 1792, die Schicksale des Schweizergarderegiments in den Pariser Tuilerien, stellte G. 1866 in das „Berner Taschenbuch“, dessen Jahrgänge außerdem noch andere Beiträge von ihm enthalten, besonders derjenige von 1864 den Anfang einer Biographie des eid-

genössischen Kanzlers Mousson (s. A. D. B. XXII, 412—415), die aber leider mit dem Jahre 1798 abbricht und keine Fortsetzung fand. Einzelne Nekrologe ließ G. an verschiedenen Orten erscheinen. Für sein großes Werk über Erlach hatte ihn 1885 die Universität Basel zum Ehrendoctor der Philosophie ernannt.

G. war bis in sein hohes Alter körperlich wie geistig unvermindert kräftig geblieben, bis ihn die kurz dauernde Todeskrankheit ergriff. Eine imponirende hochgewachsene Gestalt, von ausgezeichneter Frische und Lebendigkeit, in der Gesellschaft im höchsten Grade anregend, ein vorzüglicher Erzähler von weit zurückreichendem sicherem Gedächtniß, ein fesselnder Redner, der gleich gut französisch, wie deutsch, sprach, so erschien G. als eine eindrucksvolle Persönlichkeit.

Vgl. die im Anzeiger für schweizerische Geschichte, Band V, S. 344 genannten Nekrologe, besonders denjenigen von Segesser (A. D. B. XXXIII, 594—605), in der Allgemeinen Schweizer Zeitung von 1887, Nr. 236—239.

Meyer von Knonau.

Göppert: Heinrich Robert G., Jurist, zuletzt vortragender Rath im preußischen Cultusministerium, Sohn des berühmten Botanikers und Paläontologen Heinrich Robert G. (s. S. 455 ff.), der seinen Sohn gerade um zwei Jahre überlebte, wurde zu Breslau am 14. März 1838 geboren, studirte nach Ausbildung am Gymnasium zu St. Maria Magdalena je ein Jahr in Breslau, Heidelberg und Berlin, promovirte in Breslau am 23. Januar 1858 mit der Schrift „De lege Furia quae vocatur testamentaria“ zum Doctor beider Rechte und habilitirte sich, nebenbei auch am Gerichte praktisch thätig, im October 1863 an der juristischen Facultät der Universität Breslau mit der Arbeit „De remedio ob laesionem ultra duplum jure communi borussico concesso“, um Vorlesungen über römisches Civilrecht und preußisches Landrecht zu halten. Nach Erscheinen seines Werkes „Beiträge zur Lehre vom Miteigenthum nach dem preuß. allg. Landrecht“, Halle 1864, wurde er im Herbst 1865 außerordentlicher und im August 1868 ordentlicher Professor. 1867 aus dem Justizdienst ausgetreten, widmete er sich emsig wissenschaftlicher Thätigkeit, bei der er durch seine reichen naturwissenschaftlichen und medicinischen Kenntnisse für die von ihm zumeist behandelten Materien wesentlich unterstützt wurde. So entstanden seine Arbeiten „Ueber die organischen Erzeugnisse. Eine Untersuchung aus dem Römischen Sachenrecht“, Halle 1869; „Ueber die Bedeutung von ferruminare und adplumbare in den Pandekten“, Breslau 1870 (dazu ein Nachtrag in der Ztschr. für Rechtsgeschichte IX, 241—244); „Ueber einheitliche, zusammengesetzte und Gesammtsachen nach Römischem Recht“, ebd. 1871. Hierin wurde endlich klar der große Einfluß der stoischen Philosophie auf die classische römische Jurisprudenz erwiesen. Erwähnenswerth sind ferner seine Beiträge zur Lehre von den praedes (Ztsch. f. Rgesch. IV, 249—298) und über den mittelalterlichen Unterricht des Römischen Rechts auf Gymnasien (ebd. V, 299—303), auch seine „Bemerkungen zu dem Entwurf eines Gesetzes über die juristischen Prüfungen und die Vorbeitung zum höheren Justizdienst“, Berlin 1869. Vorarbeiten zu einem großen Werk über die Frage der Rückwirkung der Gesetze blieben leider Fragment und wurden erst nach dem Tode von Prof. Dr. E. Eck († am 6. Januar 1901) in Jhering's Jahrbüchern XXII, 1—206 herausgegeben. Seit 1870 war G. auch politisch und als Stadtverordneter thätig, hauptsächlich auf dem Gebiete des Schul- und Sanitätswesens, sowie für die Breslauer Stadtbibliothek. Mitte 1873 erhielt er einen Ruf des damaligen Cultusministers Dr. Falk als Hülfsarbeiter in dieses Ministerium, dem er gern Folge leistete. In dieser Stellung hat er während

etwa eines Decenniums sich bei großer Geschäfts- und Personenkenntniß durch ausgezeichnetes Verwaltungstalent und vornehme Gesinnung um die gedeihliche Entwicklung des Universitätswesens große Verdienste erworben. Bei den nunmehr zu Gebote stehenden größeren Geldmitteln wurden an vielen Universitäten die nach dem neueren Stande der Wissenschaft nöthigen Anstalten eingerichtet. Im Landtage hatte G. den Universitätsetat zu vertreten, was ihm stets gelang, da er ausgleichend und versöhnend auftrat. Seine Leistungen fanden Anerkennung, indem er am 16. Februar 1874 zum Geheimen Regierungsrath, am 5. April 1877 zum Geh. Ober-Regierungsrath befördert wurde, auch den Rothen Adlerorden 4. Classe (1877), dann 3. Classe (1881) erhielt. Auf einer Dienstreise erlitt er im Bahnhofe zu Göttingen einen Unfall, wurde zwar bald davon wieder hergestellt, erlag dann aber einer acuten Lungenentzündung am 18. Mai 1882. Wegen vieler geselliger Vorzüge hatte er sich in weiten Kreisen großer Sympathien erfreut. Aus glücklicher Ehe mit Gertrud Landsberg überlebten ihn neben zwei Töchtern fünf Söhne, von denen zwei Juristen, zwei Mediciner und einer Militär wurde.

Schlesische Zeitung 1882, Nr. 355. — Gefällige Notizen der Wittwe. — Nekrolog des Generaldirectors der Kgl. Museen Dr. Richard Schoene im Deutschen Reichs- und preuß. Staatsanzeiger v. 23. Mai 1882. — 60. Jahresbericht d. Gesellsch. f. vaterl. Kultur in Breslau für 1882, S. 423—425. — Allgemeine Zeitung 1882 II, 2087. — Archiv f. die civil. Praxis Bd. 52, S. 150; Bd. 53, S. 435. — Arch. f. prakt. Rwiss. N. F. VI, 222—224. — Gruchot's Beiträge VIII, 618; XIII, 636; XV, 318. — Ztsch. f. d. Gesgebg. in Preußen Bd. V und VI. — Kritische Vierteljahresschrift VI, 577; XI, 503—526. — Lit. Centralblatt 1865, Sp. 401; 1870, Sp. 435—437; 1872, S. 218. — Iherings Jahrbb. XII, 273—276. — Affolter, Das intertemporale Recht I, Lpz. 1902, S. 646—652 u. öfters. — Meili, Das internationale Civil- und Handelsrecht I, Zürich 1902, S. 128. — Archivio giuridico XXIII, 240 ff. (Pampaloni). — Sokolowski, Philosophie im Privatrecht, Halle 1902. A. Teichmann.

Göppert: Heinrich Robert G., Botaniker, geboren am 25. Juli 1800 in Sprottau in Schlesien, † am 18. Mai 1884 in Breslau. Nachdem G. den ersten Unterricht in seiner Heimathsstadt empfangen, besuchte er in den Jahren 1812 und 13 das Gymnasium in Glogau und darauf bis 1816 das Matthiasgymnasium in Breslau. Sein dortiger Lehrer, nachmaliger Pfarrer Kaluza war es, der zuerst in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde weckte, der sein langes arbeitsreiches Leben gewidmet blieb. Schon als Tertianer verließ G. das Gymnasium, um, den Traditionen seiner Familie folgend, in die pharmaceutische Laufbahn einzutreten. Nach einer fünfjährigen Thätigkeit als Apotheker, während welcher er seine Mußestunden zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen und zugleich zur Vervollständigung seiner abgebrochenen gymnasialen Ausbildung benutzte, kehrte er nochmals zum Gymnasium zurück und bestand nach einjährigem Besuch der Prima 1821 das Maturitätsexamen. Noch in demselben Jahre bezog G. die Universität Breslau, um Medicin zu studiren. In Christian Ludolf Treviranus (A. D. B. XXXVIII, 588) fand er hier für seine botanischen Neigungen einen anregenden, ihm wohlwollenden Lehrer. Von 1824 an studirte er in Berlin, in engere Beziehungen zu den Botanikern Chamisso, Hayne, Link und Schlechtendal tretend und wurde am 11. Januar 1825 von der dortigen medicinischen Facultät auf Grund einer Experimentaluntersuchung: „Nonnulla de plantarum nutritione“ zum Dr. med. promovirt. Im Verkehr mit seinen Berliner Commilitonen Brandt und Ratzeburg, von denen ersterer als Director des Petersburger Zoologischen Museums, letzterer

als Forstbotaniker sich einen geachteten Namen in der Wissenschaft erwarben, vertiefte sich G. immer mehr in das Studium der Pflanzenwelt und verschaffte sich auch auf dem Gebiete der damals noch wenig berücksichtigten Kryptogamen eine umfassende Kenntniß. Es war deshalb eine würdige Ehrung des Gelehrten, gelegentlich seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums, daß die schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur die auf Göppert's Anregung entstandene und unter Ferd. Cohn's (A. D. B. XLVII, 503) Leitung ins Leben gerufene Kryptogamenflora von Schlesien dem greisen Jubilar, ihrem langjährigen Präsidenten als Festgabe widmete. Im Jahre 1826 ließ sich G. in Breslau als praktischer Arzt, Operateur und Augenarzt nieder, beschloß aber bald, da die ärztliche Praxis allein ihn nicht befriedigte, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er habilitirte sich 1827 als Privatdocent für Medicin und Botanik in Breslau mit einer Schrift: „De acidi hydrocyanici vi in plantas commentatio“ und nahm gleichzeitig unter Treviranus eine Assistentenstelle am Botanischen Garten an. 1831 rückte er zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Professor auf. Als 1852 durch die Amtsentsetzung von Christian Nees v. Esenbeck (A. D. B. XXIII, 306) der Lehrstuhl für Botanik frei wurde, übernahm ihn, zugleich mit dem Directorat über den Botanischen Garten, G., der damit in die philosophische Facultät übertrat. Bei dieser Gelegenheit verlieh ihm die Gießener philosophische Facultät die Würde eines Ehrendoctors. Selten hat ein Gelehrter an einer und derselben Stätte eine so lange und so gesegnete Wirksamkeit entfaltet als G. Nahezu 60 Jahre seines arbeitsreichen Lebens kamen Breslau zu Gute. Aber nicht Breslau allein, ganz Schlesien verehrte in ihm in gleicher Weise den Forscher, wie den Menschen. „Der alte Göppert“ war eine in der ganzen Provinz bekannte Persönlichkeit, um die, als er im 84. Lebensjahre nach kurzer Krankheit die Augen schloß, wie um einen Familienvater ungezählte Tausende in aufrichtigem Schmerze trauerten.

Wenn G. auch nicht zu den allerersten in der botanischen Wissenschaft gehört hat, insofern er der Forschung neue Wege gewiesen hätte, so hat er doch mit außerordentlichem Fleiß durch zahlreiche Schriften viele Theile der Botanik wesentlich gefördert und durch seinen großen persönlichen Einfluß Erfolge erzielt, die auch wieder der Wissenschaft Nutzen gebracht haben. Ein Verzeichniß seiner Schriften bis zum Jahre 1875 findet sich in einer von ihm selbst verfaßten, als Manuscript gedruckten Aufzählung, ein vollständigeres in dem unten angegebenen Nachrufe von Conwentz.

Göppert's erste botanischen Arbeiten entstanden unter dem Einflusse seines Lehrers Treviranus und behandeln vorwiegend physiologische Fragen. Die botanische Physiologie, wiewohl schon in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts von verschiedenen Forschern, darunter A. v. Humboldt, angebahnt, war doch in den beiden ersten Decennien des 19. Jahrhunderts noch ein sehr junger Zweig der botanischen Forschung, der außerdem in Gefahr war, durch die Einwirkung Hegel-Schelling'scher Ideen und unter dem Einfluß der herrschenden Lehre von der Lebenskraft zu verdorren. Um so mehr Anerkennung verdient G., daß er sich den Trugbildern einer falschen Speculation zu entziehen wußte und das Experiment als den festen Boden für die Erforschung auch des vegetabilischen Lebens erkannte. In diesem Sinne sind seine schon erwähnte Dissertation und seine Habilitationsschrift, sowie einige spätere Arbeiten zu rühmen, die sich mit der Einwirkung von Giften und einiger stimulirender Stoffe wie Campher und Moschus auf die Pflanze beschäftigen. Er weist in ihnen nach, daß die narcotischen Gifte, welche das Nervenleben der Thiere so stark beeinflussen, auf die nervenlosen Pflanzen keine Macht haben, daß dagegen

die geringsten Spuren der Mineralgifte für Pflanzen tödlich sind. Eine andere physiologische Frage, die G. beschäftigte, auf die ihn seine Beobachtungen in den Gewächshäusern des Breslauer Gartens und der ausnehmend strenge Winter 1829/30 hinlenkten, war die nach dem Einflusse der Temperatur auf das Pflanzenwachsthum. 1830 veröffentlichte er ein selbständiges Werk: „Ueber die Wärmeentwicklung in den Pflanzen, deren Gefrieren und die Schutzmittel gegen dasselbe“ und zwei Jahre später hielt er auf der in Wien tagenden Naturforscherversammlung einen Vortrag: „Ueber Wärmeentwicklung in der lebenden Pflanze“. Er zeigte darin, daß die Blüthezeit der Gewächse proportional den Temperaturschwankungen verlaufe, ferner, daß der bereits 1800 von Senebier vermuthete und 1822 durch Th. de Saussure experimentell nachgewiesene Zusammenhang zwischen Sauerstoffathmung und Eigenwärme der Pflanze in der That existire, indem er an zusammengehäuften Keimpflanzen, Knollen, Zwiebeln und grünen Gewächsen eine durch Athmung veranlaßte Temperatursteigerung durch das Thermometer nachweisen konnte. Im Zusammenhange damit standen weitere Untersuchungen über das Gefrieren in den Pflanzenzellen, welche er sehr viel später, veranlaßt durch den harten Winter von 1870 auf 71 wieder aufnahm und durch neue Beobachtungen bestätigt fand. Das Endergebniß stellte er in dem ein Jahr vor seinem Tode, 1883 erschienenen Buche: „Ueber Gefrieren, Erstarren der Pflanzen und Schutzmittel dagegen“ übersichtlich zusammen. Neben diesen Forschungen beschäftigte sich G. vorzugsweise mit dem Leben der Bäume, besonders der Wald- und Obstbäume, für die er eine, man kann fast sagen schwärmerische Neigung bis in sein hohes Alter bewahrte. Er liebte es nicht, wenn der Gärtner durch Schneiden die Natur zu corrigiren versuchte und in seiner Eigenschaft als Gartendirector hat er nur sehr schwer seine Zustimmung zu einem tieferen Eingriff in das Wachsthum oder gar zur Fällung eines Baumes gegeben. Im Jahre 1842 veröffentlichte er die mit 6 Tafeln geschmückte Abhandlung: „Beobachtungen über das sogenannte Ueberwallen der Tannenstöcke“, worin er die merkwürdige Thatsache nachwies, daß alle Bäume im Fichten- und Tannenbestande mit den Wurzeln unter einander verwachsen, so daß, wenn ein Stamm gefällt werde, der Stumpf von den Nachbarn solange ernährt wird, bis die Wunde durch Ueberwallung geschlossen ist. Eine andere Untersuchungsreihe behandelte das Verhalten der Bäume gegen mechanische Verletzungen, Frostspalten, Einschneiden von Inschriften in die Rinde, Impfen, Propfen u. s. w. und gab Veranlassung zu dem 1874 herausgegebenen, mit zahlreichen Textabbildungen und einem Atlas von 10 lithographirten Tafeln versehenen Buche: „Ueber die Folgen äußerer Verletzungen der Bäume u. s. w.“ Das reiche Material zu seiner Arbeit, das die merkwürdigsten Stücke dem Breslauer Museum abgegeben hat, verdankte G. den schlesischen Forstbesitzern, in erster Linie seinem gleichalterigen Freunde Erich v. Thielau auf Lampersdorf unter dem Eulengebirge. G. war ferner einer der ersten, der auf die durch Pilze verursachten Krankheiten der Waldbäume hinwies und noch in der letzten Arbeit seines Lebens suchte er durch eine Darstellung der Entwicklung des Hausschwammes weitere Kreise für die Bekämpfung dieses verderblichen Pilzes zu interessiren. Eine besonders pietätvolle Verehrung widmete G. den wenigen von Menschenhand noch unberührt gebliebenen Gebirgswaldungen Deutschlands. Zeugniß davon geben die beiden Schriften: „Ueber die Urwälder Deutschlands, insbesondere des Böhmerwaldes“ (40. Jahresber. d. Schles. Gesellsch. 1865) und das 1868 besonders herausgekommene interessante Werk: „Skizzen zur Kenntniß der Urwälder Schlesiens und Böhmens“, worin er auf 9 Tafeln die eigenthümlichen Wachsthumsverhältnisse der waldbildenden Fichten veranschaulicht. Endlich verdankt man G.

noch eine „Chronik der alten Bäume Schlesiens“ (Verhandl. d. Schles. Forstvereins 1846), welche in der 23 Jahre später erschienenen Schrift: „Ueber die Riesen des Pflanzenreichs“ eine werthvolle Ergänzung fand. Unter den Beiträgen Göppert's zur descriptiven Botanik seien hervorgehoben eine „Allgemeine Uebersicht der in Deutschland im Freien ausdauernden Holzgewächse“ (Verh. d. Schles. Ges. 1850) und „Beiträge zur Kenntniß der Dracaeneen“ (Verhandl. d. Leopoldina 1854) und von seinen anatomischen Arbeiten drei Abhandlungen aus dem Jahre 1841: „Bemerkungen über den anatomischen Bau der Casuarineen“ (Linnaea); „Ueber den Bau der Balanophoreen“ (Leopold.); „De Coniferarum structura anatomica“, sowie die Studie: „Ueber die Structur einiger Magnoliaceen“ (Linnaea 1842), die in dem Mangel an Gefäßen bei Drimys Winteri und der Beschaffenheit der Tracheiden eine große Aehnlichkeit dieser Pflanzen mit den Nadelhölzern nachwies. Das Hauptverdienst Göppert's um die Botanik aber liegt auf einem Gebiete, das erst durch ihn eine umfassende Bearbeitung, für Deutschland wenigstens, erfahren hat. Mit Brogniart und dem Grafen Caspar Sternberg wurde G. der Mitbegründer einer wissenschaftlichen Paläontologie des Gewächsreiches. Seine früheste Schrift über diesen Gegenstand geht auf das Jahr 1836 zurück, in welchem er durch das Erscheinen seines mit 46 Tafeln ausgestatteten Werkes: „Die fossilen Farnkräuter“ seinen Ruf als Paläontologe begründete. Er zieht hierin einen Vergleich der Farne der Gegenwart mit denen der Steinkohlezeit und widmet dieser geologischen Epoche eine genaue Untersuchung. Sie gipfelt in dem Nachweis, daß die ausgedehnten Steinkohlenlager des Waldenburger Gebietes und der oberschlesischen Reviere aus urweltlichen Mooren hervorgegangen sind, deren üppige Vegetation auf niedrigen Inseln lebte und am Orte ihres Entstehens, nicht, wie man früher wohl annahm, durch Feuers Gewalt verkohlte, sondern im Laufe von Jahrtausenden unter dem Drucke gewaltiger Wasser- und Gesteinsmassen langsam vermoderte. Bezüglich der Arten der Steinkohlenflora stellte er fest, daß nur ein Theil derselben unter den Farnen, Bärlapparten und Schachtelhalmen der Gegenwart nahe Verwandte zählt, daß die vorherrschenden Baumarten, die Sigillarien, Lepidodendreen, Calamarien, wie die mikroscopische Structur der versteinten Holzreste beweist, Zwischenglieder zwischen den höheren Kryptogamen und den Coniferen darstellten, während die eigentlichen Nadelhölzer der Steinkohlenperiode auf eine Verwandtschaft mit den gegenwärtig auf Südamerika und einige oceanische Inseln beschränkten Araucarien hinweist. Eine Monographie der fossilen Araucarien, mit Unterstützung der Berliner Akademie begonnen, konnte G. noch unmittelbar vor seinem Tode zum Abschluß bringen. Fünf Jahre nach dem Erscheinen seines ersten phytopaläontologischen Werkes begann er in zwanglosen Heften die Herausgabe der „Gattungen der fossilen Pflanzen, verglichen mit denen der Jetztwelt“, mit deutschem und französischem Text, wovon sechs Lieferungen mit 60 Tafeln bis 1846 erschienen sind. Durch die Beantwortung einer seitens der Haarlemer Akademie 1846 gestellten Preisfrage über die Entstehungsart der Steinkohlenflöze erwarb er sich einen doppelten Preis, ebenso durch sein 1850 herausgekommenes Werk: „Die fossilen Coniferen“. Auch die 1848 gemeinsam mit dem Apotheker Beinert in Charlottenbrunn verfaßte Arbeit über die Beschaffenheit und Verhältnisse der fossilen Flora in den verschiedenen Steinkohlenablagerungen eines und desselben Reviers wurde in Leyden mit dem Preise gekrönt. Das in den genannten Werken behandelte Gebiet ist in so ausgezeichneter und erschöpfender Weise von keinem Forscher nach ihm wieder in Angriff genommen worden. Ein ebenso eingehendes Studium widmete G. auch den jüngeren Formationen, so daß es kaum eine geologische Epoche

gibt, deren botanische Erforschung er nicht wesentlich gefördert hätte. Mit Vorliebe studirte er die Flora der Tertiärzeit. Er zeigte, daß einst der Fuß der Trebnitzer Berge bei Stroppen am Katzengebirge von Palmen umgürtet war, daß herrliche Taxodien- und Platanenwälder die Ufer früherer Seeen bei Canth unweit des Zobten umsäumten und Cypressenhaine die Gegend des heutigen Königszelt bedeckten. An letzterem Orte gelang es ihm, aus einer Braunkohlengrube einen Coniferenstamm von nahezu 12 m Umfang bloßzulegen, der, im Botanischen Garten in Breslau aufgestellt, den Beweis liefert, daß in den Urwäldern unseres Flachlandes sich einst Baumriesen erhoben, wie sie sich gegenwärtig nur in den Mammuthainen der californischen Sierra Nevada wiederfinden. Andrerseits konnte G. durch Untersuchung der Tertiärflora von Java den Beweis führen, daß die Vegetation dieser Insel schon in der Urzeit ihren heutigen tropischen Charakter trug. Die Hauptresultate seiner Untersuchung der erwähnten Erdepoche gibt sein mit 6 Tafeln ausgestattetes Werk: „Beiträge zur Tertiärflora Schlesiens“ (1852). Die späteren Jahre seines Lebens verwandte G. mit glänzendem Erfolge zur Erforschung der Bernsteinflora. Auf Grund mikroscopischer Untersuchung hatte er längst die Ansicht ausgesprochen, daß vorweltliche Fichten und Cypressen die Mutterpflanzen des Bernsteins seien und hatte später über das Vorkommen desselben und seine Einschlüsse berichtet (Verhandl. d. Schles. Ges. von 1842, 44 u. 45). Als ihm dann die reiche Bernsteinsammlung des Directors der Danziger naturforschenden Gesellschaft, Sanitätsrathes Dr. Berendt zuging, gab er mit diesem zusammen 1845 die erste Abtheilung einer umfangreich angelegten Bernsteinflora mit 7 Tafeln heraus, deren Fortsetzung durch den Tod Berendt's unterblieb. Im Ganzen sind hier 44 verschiedene Pflanzenarten beschrieben. Erst 1883 erschien eine Vervollständigung dieser Flora, mit Unterstützung des westpreußischen Landtags von der Danziger naturforschenden Gesellschaft herausgegeben. Mit Göppert's litterarischen Schöpfungen, die ihm in der Wissenschaft einen dauernden Namen sichern, ist aber seine Bedeutung nicht erschöpft. Ein hervorragendes Verdienst erwarb er sich durch seine Bestrebungen auf Ausbildung der Lehrmittel sowohl für den unmittelbaren akademischen Unterricht, als auch für die Belehrung weiterer Kreise. In den fünfzig Jahren seiner Lehrthätigkeit hat er eine außerordentliche Fülle von Demonstrationsmaterial, namentlich von paläontologischem gesammelt und in dem von ihm 1850 eingerichteten botanischen Museum in sehr übersichtlicher Weise zur Aufstellung gebracht. Mit Hülfe der Photographie, die G. zuerst mit Erfolg zur Wiedergabe naturwissenschaftlicher Objecte benutzte, erläuterte er die Structurverhältnisse der Steinkohle in 29 Quartblättern für die Pariser Weltausstellung von 1867 und erhielt dafür die goldene Medaille. Zehn Jahre vorher hatte er im Botanischen Garten durch großartige Profile die Stein- und Braunkohlenformation allgemein veranschaulicht. Auch physiologische, morphologische, sowie für Praxis und Technik wichtige Gegenstände ließ er im Garten aufstellen, um sie, zur Vervollständigung der systematischen Abtheilung, als Bildungsmittel zu verwerthen. Ueberhaupt war der Breslauer Garten, dem er seine volle Herzensneigung entgegenbrachte, sein berechtigter Stolz. In der That verdankt dieses Institut Göppert's mehr als fünfzigjähriger hingebungsvoller Thätigkeit sein großartiges Aufblühen und seine Stellung als Musteranstalt unter den wissenschaftlichen Gärten Europa's. Er selbst wurde nicht müde, in populären wie in wissenschaftlichen Blättern die öffentliche Aufmerksamkeit auf Reformen der botanischen Gärten hinzulenken, denen er die Aufgabe zuwies, nicht nur dem Fachstudium zu dienen, sondern dadurch, daß sie sich jedem Gebildeten erschließen, eine Stätte edler Erholung und reicher

Belehrung für die Allgemeinheit zu werden. Mit gleicher Wärme nahm sich G. aller gärtnerischer Bestrebungen an, stellte überhaupt seine ungewöhnliche Vielseitigkeit, Arbeitslust und Arbeitskraft bis ins Greisenalter hinein in den Dienst aller gemeinnütziger Unternehmungen. So verdankt die Stadt Breslau in erster Linie G. die Einrichtung ihrer öffentlichen Anlagen und schönen Promenaden, wofür ihm durch Ertheilung des Ehrenbürgerrechts gedankt wurde. Doch abgesehen von diesen äußeren Ehrungen, deren ihm reichliche auch von wissenschaftlicher Seite entgegengebracht wurden, schrieb er sich tief in das Herz seiner Mitbürger ein durch die imponirende Macht seiner ganzen Persönlichkeit und seine edle Liebenswürdigkeit, so daß es kaum einen zweiten Gelehrten gegeben haben mag, der, so wie G. im besten Sinne des Wortes populär gewesen wäre.

H. Conwentz, Gedächtnißrede, geh. in d. allg. Sitzung der Naturforsch. Gesellsch. in Danzig, am 5. Novbr. 1884. — Ferd. Cohn, Breslauer Zeitung vom 20. u. 27. Mai u. 8. Juni 1884. — Ascherson, Bericht d. Deutschen Bot. Gesellsch. 1884. — B. Stein, Gartenflora 1884. — Wortmann, Bot. Zeitung. 42. Jahrg. 1884.

E. Wunschmann.

Görcke: Moritz G. wurde am 26. September 1803 dem Rendanten Gottlieb G. in Stettin als das neunte von zwölf Kindern geboren und wurde als Mann eins der thätigsten Werkzeuge zur Neuerweckung geistlichen Lebens in Pommern und darüber hinaus. Im Elternhause herrschte strenge äußerliche Gottesfurcht, die Kinder wurden zum Gebet angehalten und mußten stets mit gefalteten Händen einschlafen; war das nicht geschehen, so zog die revidirende Großmutter den Pantoffel aus und versetzte dem kleinen Missethäter einen sanften Schlag. Wurde durch diese Art der Erziehung in dem jungen G. auch nicht wahrhaft geistliches Leben erweckt, so wurde er doch vor Abwegen bewahrt. Neben guten Geistesgaben erfreute er sich großer Körperkraft und Gewandtheit und war als Student auf den Universitäten Halle und Berlin ein gefürchteter Schläger, aber für sein inneres Leben nahm er von dort nicht viel mit. Im J. 1827 kam er als Conrector und Hülfsprediger nach Pyritz. Seine klare, warme und sehr entschiedene Predigtweise und treue Seelsorge brachte eine gewaltige Wirkung hervor; Erweckungen folgten bei Jung und Alt, aber auch an scharfer Feindschaft fehlte es nicht. G. nahm letztere sehr kühl auf, und als man ihm einst die Fenster einzuwerfen drohte, erwiderte er ruhig, daß er davon abrathen müsse, er habe eine städtische Amtswohnung und die Bürger würden daher den Schaden selber bezahlen müssen. Die amtlichen Lasten, die auf seinen Schultern ruhten, und die er mit großer Gewissenhaftigkeit besorgte, mehrten sich, als G. im J. 1833 Rector der Stadtschule wurde, er erkrankte von der übermäßigen Arbeit und nahm daher 1836 freudig die Berufung auf eine Landpfarre in Zarben, Synode Treptow a. d. Rega, an. Beim Consistorium war G. nicht eben gut angeschrieben, er war wegen seines seelsorgerischen Wirkens und seiner Erbauungsstunden in den Häusern mehrfach denuncirt worden, und wie in jener dürren Zeit des Rationalismus die kirchlichen Behörden standen, ist bekannt. G. wußte jedoch den trefflichen Consistorialpräsidenten v. Mittelstädt zu beruhigen, wenn er auch nicht verhehlte, „daß es mit dem Conventikelwesen nun auch in Zarben losgehen werde“. Ein energisches Eingreifen war dort aber auch sehr nöthig, denn der Tiefstand kirchlichen Lebens war groß, und die Zustände in der neuen Gemeinde waren arg. Ein Mann hatte einem andern seine Frau verkauft, Trunksucht und Laster aller Art herrschten in erschreckender Weise. Das kräftige Zeugniß des neuen Pastors wirkte auch hier sichtbar, doch muß betont

werden, daß sein Wirken durchaus nüchtern und gesund war, und er jede Neigung zu Schwarmgeisterei abwehrte. Daher entging er der ähnlichen Bewegungen leicht verhängnißvoll werdenden Gefahr der Separation. Nur durch Wort und Sacrament wollte er wirken und wies stets und mit starkem Nachdruck auf die Bibel und auf das Gebet. Als einst schon beim Beginn einer Erbauungsstunde die Leute zu schluchzen anfingen, schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief: „Kinder, was macht ihr da? Laßt das Heulen sein oder ich mache die Bibel zu!“ Eine traurige Störung kam in das Gemeindeleben durch die Separation. G. stand in der vordersten Reihe der Kämpfer für das Recht der lutherischen Kirche in der Union, aber ebenso entschieden bekämpfte er den Standpunkt der Altlutheraner, die ihn dafür in unverantwortlicher Weise persönlich verketzerten. Für die Heidenmission hatte G. ein brennendes Herz; von den jährlichen Missionsfesten in Zarben, zu denen große Scharen meilenweit strömten, ist reicher Segen ausgegangen; er selbst predigte auf zahllosen Missionsfesten und entwickelte eine erstaunliche Leistungsfähigkeit. Seine Predigtweise war sehr einfach, er redete fließend aber ohne rhetorische Kunst, ohne jedes weichliche, süßliche Wesen, mit natürlicher Derbheit. G. ist vielfach schriftstellerisch thätig gewesen; außer kleinen Schriften und Artikeln für Zeitschriften gab er eine Erklärung der ganzen Bibel, „Das Bibeljahr“, in vier Bänden heraus, auf alle Tage des Jahres vertheilt; besonders hervorzuheben ist aber seine poetische Begabung. Er dichtete gern und viel, doch hat er wol nichts veröffentlicht. Zwei Missionslieder: „Auf, laßt uns Zion bauen“ und „Mach dich auf und werde Licht“ haben im neuen Gesangbuch für Pommern 1896 Aufnahme gefunden. — In vierzigjähriger, reichgesegneter Ehe mit Auguste Wendt, einer ihm geistesverwandten Pastorstochter aus der Umgegend von Pyritz, mit der er sich am 3. October 1830 verheirathete, erlebte er die Freude, daß sein einziger Sohn ganz in seine Bahnen trat. Außer demselben hatte er noch fünf Töchter. Die letzten Amtsjahre wurden durch körperliche Leiden getrübt, der Geist aber blieb lebendig und stark. Am 6. März 1883 erlag er den Folgen eines Schlaganfalls.

Friedemann, Hundertjahr-Erinnerung an Pastor Moritz Görcke in der Neuen Preußischen Zeitung 1903, Nr. 451, nach Görcke's eigenen Aufzeichnungen. v. Bülow.

Gordon: Andreas G., Benedictiner, Philosoph, geboren am 15. Juli 1712 zu Coforoch, Provinz Angus, in Schottland, † am 22. August 1750 zu Erfurt. Einem alten schottischen Adelsgeschlecht entstammend, kam G. 1724 nach Regensburg, studirte hier Philosophie und Sprachen, machte eine Reise durch Frankreich und Italien und trat hierauf, nach Regensburg zurückgekehrt, daselbst 1732 im Schottenstift St. Jakob in den Benedictinerorden ein. 1735 wurde er zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung an die Universität Salzburg gesandt. Von 1737 bis zu seinem Tode wirkte er als Professor der Philosophie in Erfurt. Aufsehen erregte er durch seine Polemik gegen die scholastische Logik und Physik in den beiden akademischen Reden: „Oratio philosophiam novam veteri praeferendam suadens“ (Erfordiae 1745) und „Oratio philosophiam novam utilitatis ergo amplectendam, et scholasticam philosophiam futilitatis causa eliminandam suadens (ib. 1747). Seine eigene etwas seichte Philosophie, die im Anschlusse an die neueren philosophischen Bestrebungen seit Descartes und im Gegensatze zur Scholastik unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit die Behandlung des Gegenstandes zu vereinfachen und zu erleichtern suchte, hatte er unter dem für seine Tendenz bezeichnenden Titel herausgegeben: „Philosophia utilis et iucunda“ (3 Theile, Erfordiae 1745). Zur Vertheidigung der scholastischen Philosophie traten drei gelehrte Jesuiten mit Gegenschriften

gegen ihn auf, Lucas Opfermann zu Erfurt (vgl. Werner in der A. D. B. XXIV, 367; Sommervogel, Bibliothèque de la Compagnie de Jésus, T. V, 1894, p. 1922—24), Peter Eisentraut zu Würzburg (vgl. Sommervogel T. III, 1892, p. 372) und Joseph Pfriemb in Mainz (vgl. Reusch in der A. D. B. XXV, 704 f.; Sommervogel, T. VI, 1895, p. 662 s.). Auf Eisentraut's Angriff antwortete G. in der „Epistola ad amicum Wirceburgi degentem scripta, qua loca quaedam dissertationum Wirceburgi nuper editarum ad trutinam revocantur“ (Erfordiae 1748), auf diejenigen Pfriemb's in der „Epistola altera ad amicum Wirceburgi degentem scripta, qua philosophia nova ab iniquis apologiae praemissae cavillationibus vindicatur“ (ib. 1748). Einen Wiederabdruck der beiden Reden von 1745 und 1747 nebst den sich anschließenden Streitschriften veröffentlichte er in der Schrift: „Varia philosophiae mutationem spectantia“ (ib. 1749). Pfriemb antwortete nochmals in einer „Dissertatio irenica contra Gordonum“ (1750). Von Gordon's übrigen Schriften sind außer einer Reihe von Dissertationen, die Lindner aufführt, zu nennen: „Programma de studii philosophici dignitate et utilitate“ (Erfordiae 1737); „Phaenomena electricitatis exposita“ (ib. 1744); dasselbe deutsch: „Versuch einer Erklärung der Elektricität“ (Erfurt 1746 u. ö.); aus seinem Nachlasse erschien, von P. B. Grant herausgegeben: „Physicae experimentalis elementa ad usus academicos composita, cum tabulis aeneis“ (ib. 1751 bis 1753).

Baader, Das gelehrte Baiern, I (Nürnberg und Sulzbach 1804), Sp. 394 f. — A. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictiner-Ordens in Bayern, Bd. II (Regensburg 1880), S. 233 f. — Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrten-Lexikon, Bd. II (1787), Sp. 1527—29. — Zur Geschichte der Streitigkeiten vgl. Ziegelbauer, Historia rei literariae Ordinis S. Benedicti, Pars II (Aug. Vind. et Herbipoli 1754) p. 286—288; Pars IV, p. 518. — K. Werner, Gesch. der kathol. Theologie (München 1866), S. 163 f. Lauchert.

Görner: Karl August G., Schauspieler und dramatischer Dichter, wurde am 29. Januar 1806 in Berlin als Sohn eines hochgestellten Beamten im Finanzministerium geboren, der im näheren Umgang mit den damaligen Größen des Berliner Schauspiels stand. Dadurch kam G. frühzeitig mit dem Theater in Berührung. Namentlich nahm sich Ludwig Devrient, der mit den Eltern Görner's in ein und demselben Hause im Thiergarten wohnte, des Knaben an. Während er ihn beim Memoriren als Souffleur benutzte, leitete er selbst die ersten dramatischen Studien des werdenden Schauspielers. Da jedoch der Vater von seinen Plänen, zur Bühne zu gehen, nichts wissen wollte, verließ G. im J. 1822 heimlich das elterliche Haus und wanderte zu Fuß nach Stettin, wo er bei dem Director Curiol ein Engagement fand und zuerst am 3. April 1822 als Naphtali in „Joseph in Egypten“ auftrat. Schon im folgenden Jahre kam er an das herzogliche Hoftheater in Köthen. Als dieses einging, weil der Hof katholisch wurde, stellte er sich, selbst noch ein halber Jüngling, an die Spitze der Truppe und zog mit ihr namentlich in den mittleren sächsischen Städten herum. Im April 1827 wurde er als Charakterspieler an das Hoftheater zu Neustrelitz berufen, an dem er bald zum Oberregisseur und zum Director vorrückte. Als im J. 1848 dieses Theater aufgelöst wurde, ging er zunächst an das Stadttheater in Breslau und kam von dort für die Zeit von 1856—1857 als Leiter an das Kroll'sche Theater in Berlin. Im J. 1857 wurde er als Oberregisseur und Schauspieler an das Hamburger Stadttheater berufen, dem er auch in den Jahren 1866—1869 angehörte, während er in der Zwischenzeit von 1863 an Mitglied des Ham-

burger Thaliatheaters war. Seit dem Jahre 1869 widmete er sich ganz dem Thaliatheater, als dessen Regisseur er im Theater kurz vor der Vorstellung seines letzten Stückes „Amerikanisch“ am 9. April 1884 starb. — G. gehörte als Schauspieler der Iffland'schen Schule an und war namentlich als Charakterspieler tüchtig. In weiten Kreisen wurde er durch seine zahlreichen Dramen und dramatisirten Märchen bekannt, von denen sich einzelne, wie „Aschenbrödel“, „Schneewittchen“ und „Frau Holle“ bis heute auf der Bühne erhalten haben. Von seinen zahlreichen Dramen, die Franz Brümmer im „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts“ (Leipzig 1902, Bd. II, S. 25, 26) ziemlich vollständig verzeichnet, ist der „geadelte Kaufmann“ das bekannteste und beste.

Vgl. Illustrirte Zeitung, Leipzig 1872, 58. Bd., S. 244—246. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausg. von Ernst Gettke, 5. Jahrg. 1877. Berlin o. J., S. 47—50; 11. Jahrg. 1883. Kassel und Leipzig o. J., S. 38—40; 13. Jahrg. 1885. S. 90, 91. — Deutscher Bühnen-Almanach, 49. Jahrg. Herausg. von Th. Entsch, Berlin 1885, S. 223—227. — H. Uhde, Das Stadttheater in Hamburg. Stuttgart 1879 (Register). — Alfred Schönwald, Das Thalia-Theater in Hamburg von 1843—1893. Hamburg 1893, S. 64, 77—79 und Taf. IX. — L. Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 334, 335.

H. A. Lier.

Görtz-Wrisberg: Wilhelm Otto Hans Hermann Graf v. G.-W., Staatsmann, † 1889, Sohn des bairischen Kammerherrn und Erbherrn auf Brunkensen und Brünighausen Grafen Moritz v. G.-W., wurde am 5. April 1819 zu Hannover geboren, wo damals der Herzog Adolf Friedrich von Cambridge Generalgouverneur war und seine Eltern, namentlich seine Mutter Luise Eugenie geb. v. Staff, in Hofkreisen verkehrt haben werden. Eheliche Zwistigkeiten führten 1821 zu einer Scheidung der Ehe, die durch ein Rescript des hannoverschen Cabinetsministeriums vollzogen wurde. Die Mutter wurde im October 1830 als Parteigängerin Herzog Karl's aus Braunschweig ausgewiesen und im April 1832 im nahen hannoverschen Dorfe Wahrenholz wegen Hochverraths verhaftet, doch erkannte das herzogliche Landesgericht zu Wolfenbüttel in seinem Urtheile vom 2. Juli 1833, daß die Strafgerichtsbarkeit gegen sie in den hiesigen Landen nicht begründet sei. Dabei wollte der Gerichtshof die Feindseligkeit der von ihr unternommenen Handlungen keineswegs verkennen, glaubte es aber dem Ermessen der Staatspolizei überlassen zu müssen, die erforderlichen Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen, die dann noch zu einer längeren Haft der Gräfin führten. Sie starb am 17. Mai 1847 zu Raisan in Rußland.

Der Sohn besuchte von 1829 ab das Gymnasium Martino-Katharineum, seit Michaelis 1836 das Collegium Carolinum in Braunschweig und bezog dann Ostern 1838 die Universität Jena, um Rechtswissenschaft zu studiren. Er siedelte Michaelis 1838 nach Göttingen über, wo er bis Michaelis 1840 und während des Sommers 1841 verblieb, während er den Winter 1840/41 bei seinem Oheime Graf Plato v. Görtz-Wrisberg in Brunkensen Privatstudien oblag. Am 19. März 1842 bestand er in Wolfenbüttel die erste juristische Prüfung und arbeitete er die folgenden Jahre dann als Auditor bei den Kreisgerichten zu Braunschweig und Wolfenbüttel, sowie bei dem Amte Seesen. Hier rettete er mit eigener Lebensgefahr einen jungen Mann vor dem Ertrinken, wofür ihm die Rettungsmedaille verliehen wurde. Nachdem er am 29. Mai 1847 die zweite juristische Prüfung wiederum gut bestanden hatte, wurde er schon zum 1. Juni 1847 als Stabs- und Garnisonauditeur angestellt. Als

solcher begleitete er 1848 und 1849 die braunschweigischen Truppen nach Schleswig-Holstein. Im März 1850 wurde er Kreisassessor bei der Kreisdirection Braunschweig, im December 1857 als Steuerrath Mitglied des herzoglichen Steuercollegiums. Am 13. August 1864 erhielt er den Titel eines Finanzraths. Im Juni 1866 mit der Führung eines Departements in der Direction der Domänen bei herzoglicher Kammer beauftragt, wurde er im Mai 1868 ausschließliches Mitglied dieser Behörde, und erhielt er am 1. Mai den Titel eines Kammerraths. Am 1. März 1872 wurde er Mitglied des herzoglichen Finanzcollegs, zugleich auch des Eisenbahncommissariats und Regierungscommissar bei der Braunschweiger Bank, sodann am 25. April 1873 Geheimer Finanzrath. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn schon 1866 zum Abgeordneten in die Landes- und 1868 in die Stadtverordnetenversammlung. Aus beiden schied er gegen Ende des Jahres 1876 aus, da er zum 1. November dieses Jahres zum Wirklichen Geheimrath und stimmführenden Mitgliede des herzoglichen Staatsministeriums ernannt wurde, wo er insbesondere das Finanzwesen zu leiten hatte. Am 25. April 1880 erhielt er das Prädicat Excellenz, am 1. October 1883 an Stelle des ausscheidenden Staatsministers W. Schulz den Vorsitz im herzoglichen Staatsministerium; auch wurde er Bevollmächtigter im Bundesrathe; am 5. November 1883 erhielt er den Titel eines Staatsministers.

Am 18. October 1884 starb Herzog Wilhelm, der letzte Sproß der älteren Linie des Hauses Braunschweig. Da nun der zweifellos berechtigte Thronerbe, der Herzog Ernst August von Cumberland und zu Braunschweig und Lüneburg, am sofortigen Regierungsantritte behindert war, so trat der Fall ein, den das Regentschaftsgesetz vom 16. Februar 1879 vorgesehen hatte. Es mußte eine provisorische Regierung des Landes durch einen Regentschaftsrath gebildet werden, der aus den stimmführenden Mitgliedern des herzoglichen Staatsministeriums, dem Präsidenten der Landesversammlung und dem Präsidenten des Oberlandesgerichtes zu bestehen hatte. In dem so zusammengesetzten Collegium, das sich sogleich constituirte, führte Graf G.-W. den Vorsitz, und es wurde auf seinen Vorschlag, da sich die Behinderung des Regierungsantritts des Thronfolgers leider nicht beseitigen ließ, auch die Uebernahme der Regierungsverwesung durch einen berechtigten Regenten innerhalb des nächsten Jahres nicht erfolgte, am 21. October 1885 Prinz Albrecht von Preußen von der Landesversammlung zum Regenten des Herzogthums erwählt. G.-W. führte die Deputation, die dem Prinzen am 24. October die auf ihn gefallene Wahl auf Schloß Camenz anzuzeigen hatte, und begleitete den neuen Regenten von Helmstedt aus am 2. November bei seinem Einzuge in das Land und die Stadt Braunschweig. Die Aufgabe, die G.-W. in seiner Stellung als Vorsitzender des Regentschaftsraths zu erfüllen hatte, war eine äußerst schwere und verantwortungsvolle. Es steht hierbei außer Frage, daß er es verstanden hat, die Selbständigkeit des Herzogthums, die Ruhe im Innern des Landes und den ungehinderten Fortgang in allen Zweigen der Landesverwaltung vor allen etwa drohenden äußeren und inneren Gefahren und Störungen sicher zu erhalten. Er hat als die Seele der Regierung stets in vollem Einverständnisse mit der Landesversammlung gehandelt, die ihm am Schlusse des Regentschaftsrathjahres ihren Dank in anerkennendster Weise aussprach. Aus streng legitimistischen Kreisen hat dagegen seine Thätigkeit die lebhaftesten Angriffe erfahren. Eine besonnene Geschichtsforschung wird mit ihrem Urtheile noch zurückhalten müssen. Ehe man die einschlagenden Acten nicht kennt, nicht weiß, welche Verhandlungen im Geheimen geführt, welche Versuche zur Beseitigung der Behinderung des Regierungsantritts des berechtigten Thronfolgers gemacht,

welche Einwirkungen von anderer Seite hier ausgeübt worden sind, ist es unmöglich, die Lage, in der G.-W. sich befand, sowie seine Handlungen objectiv und gerecht zu beurtheilen. Zu bedauern bleibt dabei aber doch, daß er es nicht vermied, durch Mittheilung von losgelösten Bruchstücken aus einem Schreiben des Herzogs von Cumberland, die durch die Veröffentlichung des vollständigen Briefes bald in ganz anderes Licht gerückt wurden, allerlei Verdächtigungen gegen den Fürsten Vorschub zu leisten, so daß sein Amtsvorgänger, der wackere Staatsminister a. D. W. Schulz, eine öffentliche Erklärung dagegen zu veranlassen sich verpflichtet fühlte. Ein hochgeachteter Rechtsanwalt, Alb. Baumgarten, beiläufig gesagt kein Welfe, bezichtigte den Grafen in seinem Verhalten gegen den Herzog von Cumberland im März 1886 offen der Unredlichkeit, und es erregte Befremden, daß gegen ihn keine Anklage erhoben wurde. Auch hat es in den wirklich monarchisch gesinnten Kreisen peinlich berührt, daß G.-W. bei Berathung des Huldigungseides für den Regenten im Landtage im Februar 1886 das Zugeständniß, der neue Eid solle die Verbindlichkeit des alten Erbhuldigungseides nicht aufheben, erst nach langem Zögern sich hat entwinden lassen. Es ist dem charaktervollen Auftreten des Abts D. th. Sallentien zu verdanken, daß hier Erklärungen durchgesetzt wurden, die auch die Bedenken der gewissenhaftesten Männer befriedigen konnten.

G.-W. behielt auch bei dem neuen Regenten den Vorsitz im herzoglichen Staatsministerium. Um für ihn eine Entlastung herbeizuführen, übernahm im Frühjahr 1888 Geheimrath Dr. Otto das Ressort der Finanzen. Da aber die Kräfte immer mehr nachließen, bat G.-W. im November 1888 um seine Versetzung in den Ruhestand, die der Regent nur ungern und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für seine verdienstliche Wirksamkeit zum 1. April 1889 bewilligte. Doch er sollte sich der ersehnten Ruhe hier auf Erden nicht mehr erfreuen; schon am 22. Februar 1889 machte der Tod seinem Leben ein Ende. Seine Leiche wurde vom Dome St. Blasii ab, wo der Sarg vor dem Grabdenkmal Herzog Heinrich's des Löwen aufgebahrt war, am 25. Februar mit großer Feierlichkeit nach dem St. Michaelisfriedhofe geführt. — An äußeren Ehren hatte es ihm auch im Leben nicht gefehlt. Den höchsten braunschweigischen Orden hatte er schon bei Lebzeiten Herzog Wilhelm's erhalten. Von Kaiser Wilhelm wurde er 1886 mit dem rothen Adlerorden 1. Classe ausgezeichnet und zum Ehrenritter des Johanniterordens befördert. Von der juristischen Facultät der Universität Göttingen wurde er am 8. August 1887 als iuris vindex et defensor zum Ehrendoctor ernannt. — G.-W. war drei Mal verheirathet. Zuerst (19. Sept. 1847) mit Helene v. Meyer, die am 4. September 1863 starb, dann (26. Oct. 1864) mit deren Schwester Anna, die ihm am 12. Juli 1865 schon wieder entrissen wurde, zuletzt (12. März 1885) mit Marie, verwittwete Degener, geb. Schmidt, die ihn überlebte.

P. Zimmermann.

Gorup: Eugen Franz Freiherr von G.-Besanez wurde als Sohn des österreichischen Feldmarschalllieutenants und wirklichen Geheimen Rathes Franz Matthias Gorup v. Besanez am 15. Januar 1817 zu Graz in Steiermark geboren, wo er auch seine ersten humanistischen Studien auf dem dortigen Gymnasium begann. Im Herbst 1836 bestand er das Absolutorium zu Klagenfurt und bezog darauf im Wintersemester 1836/37 die Universität Wien, um seine naturwissenschaftlichen Studien zum Zweck der Vorbereitung für das Studium der Medicin zu beginnen. Nach viersemestrigem Aufenthalt in Wien ging er nach Padua, wo er ein Semester lang klinischen Studien oblag. Hierauf ging er nach München, wo er bei Walther, Gietl, Ringseis, Weiß-

brod, Stromeyer u. a. hörte; daneben fand er jedoch noch Zeit, als flotter Corpsstudent die Freuden des Burschenlebens zu genießen. Im Jahre 1842 bestand er mit Auszeichnung das Examen „pro gradu“, worauf er wiederum ein Semester in Wien mit dem Studium der pathologischen Anatomie und physikalischen Diagnostik verbrachte. Darauf bestand er im Sommersemester 1843 bei dem k. Medicinalcomité die Proberelation ebenfalls mit Auszeichnung. In diese Zeit fällt auch das Hervortreten seiner Neigung zur Chemie. Im Jahre 1844/45 hatte er sich vorwiegend litterarisch und so gut wie gar nicht mit praktischer Medicin beschäftigt. Er hatte das Lehrbuch von Pétrequin über die medicinisch-chirurgische und topographische Anatomie aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt und eine Abhandlung über „die Skepsis in der Medicin und die junge Wiener Schule“ veröffentlicht. Inzwischen hatte er bei dem damaligen Privatdocenten L. A. Buchner Vorträge über physiologische und pathologische Chemie gehört. Auch war damals gerade Liebig's Werk über die Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie erschienen, Umstände, die begreiflich erscheinen lassen, daß er sich von jetzt ab ganz dem Gebiete der physiologischen Chemie zu widmen beschloß. Nachdem er im Jahre 1844 das medicinische Staatsexamen mit vorzüglichem Erfolge (unter 65 Candidaten als Zweitbester) bestanden, finden wir ihn vier Semester lang in dem pharmaceutisch-chemischen Laboratorium von Buchner in München unter Buchner's specieller Leitung thätig. Neben vielen kleineren Arbeiten veröffentlichte er aus dem Buchner'schen Laboratorium die höchst beachtenswerthen Arbeiten über die Galle des Ochsen, des Schweines und des Menschen, welche namentlich über die Producte der Fäulniß der Galle Aufklärung brachten. Die ersten Resultate dieser Arbeit theilte er der chemischen Section der 23. Versammlung Deutscher Naturforscher in Nürnberg mit, während das Gesammtergebniß dieser Untersuchungen in einer größeren Arbeit „Untersuchungen über die Galle“ mitgetheilt ist, die ihm im Jahre 1846 als Habilitationsschrift diente. Im Sommersemester 1847 hielt er sich vorübergehend in Göttingen auf, um unter Wöhler's Leitung chemisch zu arbeiten. Durch Buchner ermuntert, hatte er inzwischen der medicinischen Facultät der Universität Erlangen sein Habilitationsgesuch eingereicht, das sofort genehmigt wurde. Seine Probevorlesung handelte: Ueber das richtige Verhältniß der organischen Chemie zur Physiologie und Pathologie.

Im Wintersemester 1846/47 begann er nun seine akademische Laufbahn unter nicht gerade glänzenden Verhältnissen, denn er hatte die für einen jungen Docenten höchst unangenehme Sorge für ein eigenes Privatlaboratorium zu tragen. Indessen verschafften ihm seine Lehrbegabung ebenso rasch die Anerkennung seiner Hörer, wie seine rastlose Thätigkeit die der Facultät. Am 25. April 1849 erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der organischen Chemie an der medicinischen Facultät. Sechs Jahre später wurde er nach Kastner's Tode am 18. April 1855 zum ordentlichen Professor der Chemie in der philosophischen Facultät ernannt. Diese ersten neun Jahre seiner akademischen Laufbahn bezeichnete G.-B. als die schwersten seines Lebens, indessen fand er von den Sorgen des Berufes Ruhe und Erholung in dem gemüthlichen Heim, das ihm seine im Januar 1847 heimgeführte Gattin Rosalie Deuringer aus München bereitete. Seine wissenschaftlichen Arbeiten während dieser Zeit bewegten sich vorwiegend auf physiologisch-chemischem Gebiete.

Mit der Uebernahme der neuen Professur begann für ihn auch eine neue Zeit hinsichtlich der Arbeitsräume. Die Facultät und der Senat waren, wenn auch langsam, endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß das jämmerliche Laboratorium, das er von seinem Vorgänger überkommen, völlig unzureichend sei, und hatten den Neubau eines zweckentsprechenden chemischen Laboratoriums

beschlossen, der noch im Jahre 1855 begonnen, 1858 vollendet wurde. Von dieser Zeit an erweiterte sich sein Schülerkreis ersichtlich. Denn G.-B. war vor allen Dingen ein begeisterter Lehrer, was in seinen Vorträgen deutlich zu erkennen war, ein Laboratoriumsvorstand von angenehmem, liebenswürdigem Verkehr, von wohlthuendem Interesse für seine Schüler. Die Universität und der Staat lernten allmählich seine Bedeutung kennen und schätzen, und Auszeichnungen mannichfacher Art wurden ihm zu theil. Wiederholt wurde er zum Prüfungscommissar für Realschulen sowie für Prüfungen für das naturwissenschaftliche Lehramt ernannt. Auch war er correspondirendes Mitglied der Akademien zu München und Göttingen. Ebenso hatte er in seiner Eigenschaft als Vorstand der pharmaceutischen Approbationsprüfungscommission sowie als Vertreter der bairischen Universitäten bei den Berathungen über die pharmaceutische Staatsprüfung Gelegenheit, für das allgemeine Wohl thätig zu sein. Seine Collegen ehrten ihn dadurch, daß sie ihn im Studienjahre 1864/75 zum Prorector der Universität ernannten (Rector ist der jeweilige König von Baiern). Auch das Ausland wußte seine Bedeutung zu würdigen. Im Jahre 1873 erhielt er einen Ruf nach Wien zur Uebernahme einer Professur für physiologische Chemie, deren Ablehnung der König durch Verleihung des Civilverdienstordens der bairischen Krone dankbar anerkannte, nachdem G.-B. schon 1871 das Ritterkreuz I. Classe des Michaelordens erhalten hatte. Die Ablehnung dieses Rufes sicherte ihm außerdem die Erweiterung des Universitätslaboratoriums, dessen Vollendung er jedoch leider nicht mehr erleben sollte.

Wenn wir G.-Besanez's Veröffentlichungen genauer betrachten, so fällt uns in seinen Schriften vor allen Dingen seine schlichte, knappe Darstellungsweise verbunden mit streng logischem Aufbau und eine außerordentliche Klarheit auf. Am besten lassen wir wohl Zahlen für die Beliebtheit seiner Werke sprechen. Seine „Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse“ erlebte 1850 die erste, 1854 die zweite, 1871 die dritte Auflage. Seine anorganische Chemie hat sieben, die organische sechs Auflagen erlebt.

Er war einer der ersten, die erfüllt von der Bedeutung der Chemie für die erfolgreiche Entwicklung der medicinischen Forschung waren. Sein ganzes Streben war dem Gedanken zugewendet, die Chemie für die Erklärung der physiologischen und pathologischen Vorgänge im Organismus heranzuziehen. Ein bedeutender Charakterzug von ihm war es, daß er mit Vorliebe zu demselben Thema immer wieder zurückkehrte, um neue Gesichtspunkte zu seiner Klärung zu finden. Diesen Zug finden wir auch seiner Lebensarbeit aufgeprägt. Wie seine ersten bedeutenden Arbeiten über die Chemie der Galle dem Gebiete der Physiologie angehören, so begegnen wir bei seinen letzten Mittheilungen über die diastatischen und peptonbildenden Fermente demselben Gebiete. Wenn wir das Material mustern, das er bearbeitet, so finden wir Arbeiten aus allen Gebieten der Chemie. Insbesondere hat er sich wiederholt mit der Chemie der Galle, der Entstehung und Wirkung des Ozons, und besonders in seinen letzten Lebensjahren mit der Wirkung der Fermente im Pflanzenreiche beschäftigt, auf welchem Gebiete wir ihm viele grundlegende Arbeiten verdanken. Auch auf dem Gebiete der gerichtlichen Chemie hatte er sich in seiner Eigenschaft als langjähriger Beisitzer des königl. Medicinalcomités große Erfahrung erworben.

Am 20. November 1878 wurde er am Nachmittag, als er gerade von der Besichtigung der Erweiterungsbauten des Laboratoriums heimgekehrt war, von einem Schlaganfall betroffen. Er erlangte die Besinnung nicht wieder und verschied am 24. in den Morgenstunden.

Schriften: „Untersuchungen über die Galle", Erlangen 1846; „Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse", Erlangen 1850 (III. Ed. Braunschweig 1871); „Vergleichende Untersuchungen im Gebiet der zoochemischen Analyse", Erlangen 1850; „Tafeln zur Typentheorie", Braunschweig 1860; „Lehrbuch der Chemie", Braunschweig. Bd. I: Anorganische Chemie 1861. (7. Ed. 1885), Bd. II: Organische Chemie 1862. (6. Ed. 1881), Bd. III: Physiologische Chemie 1863. (4. Ed. 1878). — Neue medicin.-chirurg. Ztg. 1844: „Ueber die Blutmischung bei Chlorose und Typhus." Roser und Wunderlich's Archiv 1844: „Ueber die Skepsis in der Medicin und die junge Wiener Schule". Heller's Archiv 1846: „Ueber die Natur der Ranulaflüssigkeit", „Beiträge zur Constitution des Harnes bei Krankheiten", „Ueber ein eigenthümliches Verhalten des Albumins", „Analyse von Lungenconcretionen". Buchner's Repertorium 1846: „Ueber das Vorkommen von Kupfer in der Galle und über ein Verfahren zur Auffindung von Spuren dieses Metalls"; 1848: „Ueber das Vorkommen von schwefelsaurem Bittererdekali in der Kissinger Mutterlauge"; 1850: „Zur Phosphornachweisung"; 1852: „Chemische Analyse des Mineralwassers zu Steben; 1853: „Ueber das Kreosot und einige seiner Zersetzungsproducte. Sitzungsberichte der Soc. Phys.-med. Erlangen 1868: „Ueber Phloron", Bd. V: „Ueber Brenzkatechin im Beerensaft von Ampelopis hederacea", „Chemische Untersuchung bei linearer Leukämie"; 1877: „Melissylalkohol und organische Selenverbindungen", „Fette und Säuren der Butter", „Milchanalyse", „Heptylsäure und Derivate", „Derivate von Buchenholz-Theerkreosot". Erdmann's Jb. f. pract. Chem. 1850: „Methoden der Blutanalyse"; 1878: „Schönbornsquelle bei Kissingen". Griesinger's Archiv 1849: „Beiträge zur pathologischen Chemie und Histologie", „Ueber die Respiration bei Krankheiten", „Untersuchung von Blut vor und nach der Aetherisation", „Harnanalyse bei Krankheiten", „Analyse der Milch von Ziegen und Frauen", „Zur Blutanalyse". Prager Vierteljahrsschrift III, 51: „Ein Beitrag zur Zusammensetzung thierischer Flüssigkeiten", „Chemische Untersuchung der Galle zweier Hingerichteter". Zeitschr. f. analyt. Chem. I: „Elementaranalysen bromhaltiger organischer Substanzen". Zeitschr. f. Biologie I: Verschlechterung der Zimmerluft durch Beheizung". Münchener akad. Ber. 1866: „Zur Kenntniß des Kreosots"; 1867: „Pyrocatechin"; 1868: „Phloron aus Kreosot". Pflüger's Archiv 1877: „Ueber Faserstoffgerinnung" (zur Abwehr gegen Al. Schmidt). Liebig's Annalen 61: „Ueber den Kieselerdegehalt der Vogelfedern", „Ueber die Zusammensetzung des Schleimhautepitheliums; 66: „Ueber die Verbreitung der Kieselsäure im Thierreich"; 69: „Ueber Buttersäure in den Früchten des Seifenbaumes und über die flüchtigen Säuren in den Tamarinden", „Guanin, ein wesentlicher Bestandtheil der Secrete wirbelloser Thiere"; 72: „Ameisensäure in Brennesseln"; 78: „Chlorhaltiges Zersetzungsproduct des Kreosots"; 79: „Chemische Untersuchungen der Mineralquellen von Steben und der Max-Marienquelle in der Langenau bei Geroldsheim O. Fr.". (auch 89); 86: Beitrag zur Kenntniß des Kreosots und seiner Zersetzungsproducte" (auch 96); 89: „Ueber eine neue Säure im Gewebe der Thymusdrüse", „Ueber die ätherischen Oele von Osmitopsis astericoides"; 93: „Beschreibung eines Sublimationsapparatas"; 94: „Ueber eine eigenthümliche Modification des Faserstoffes"; 98: „Ueber die chemischen Bestandtheile einiger Drüsensäfte"; 100: „Ueber einen bedeutenden Eisen- und Mangangehalt der Asche einer Wasserpflanze", „Ueber Guanin; 110: „Ueber die Einwirkung des Ozons auf organische Verbindungen"; 111: „Ueber Amidovaleriansäure"; 118: „Ueber eine einfache Gewinnung und Reindarstellung des Glykogens", „Ueber die Entschweflung des Leucins", „Ueber die Anwendung von Ozon zur Reinigung

alter Drucke, Holzschnitte und Kupferstiche", „Zur Kenntniß des Glycyroticin", „Ueber Monobrombuttersäure und Bromvaleriansäure", „Einwirkung von Platin auf Mannit", „Analyse der Asche von Tropa natans und des Teichwassers, in dem die Pflanze gewachsen war"; 119: „Die Mineralquellen von Wiesau"; 125: „Fortgesetzte Untersuchungen über die Einwirkung des Ozons auf organische Verbindungen", „Ueber die Einwirkung von Brom auf Tyrosin", „Asparagin in der Wurzel von Scorsonera hispanica"; 126: „Ueber die Einwirkung von Brom auf Zimmtsäure"; 127: „Ueber das Verhalten der vegetirenden Pflanzen und der Ackererde gegen Metallgifte"; 142: „Amidovaleriansäure"; 143: „Rheinisches Buchenholz-Theerkreosot"; 147: „Synthese des Guajacols"; 157: „Synthese des Rautenöls", „Zur Kenntniß der Cholalsäure", „Darstellung der Glycocholsäure"; 161: „Ueber Ozonreactionen der Luft in der Nähe von Gradirhäusern", „Ueber die chemischen Bestandtheile der Blätter von Ampelopis hederacea"; 173: „Leucin neben Tyrosin im frischen Saft der Wickenkeime"; 176: „Ditaïn, ein Chininsurrogat"; 183: „Ueber das Osthrutin." Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft 4: „Brenzcatechin, Bestandtheil einer lebenden Pflanze"; 5: „Bemerkungen zu Flückigers Mittheilung über das Vorkommen von Pyrocatechin in Kino"; 7: „Ueber Osthrutin, einen neuen krystallisirbaren Pflanzenbitterstoff"; 7—9: „Diastatische und peptonbildende Fermente im Pflanzenreich"; 7 und 10: Leucin und Glutaminsäure im Saft der Wickenkeime.

Oppenheimer.

Gosche: Richard Adolf G., Litterarhistoriker und Orientalist, wurde am 4. Juni 1824 zu Neuendorf bei Krossen in der preußischen Niederlausitz geboren, als erstes von neun Kindern des dortigen jungen Pfarrers. 1826 nahm der Vater, ein gläubiger und doch duldsamer Seelsorger vielseitigster Pflichterfüllung, dessen Aufmerksamkeit auf litterargeschichtliche Novitäten und Orientalia den Zukunftskeim in den Sohn gelegt haben dürfte, die Pfarre in dem großen Dorfe Wellmitz bei Guben an, wo sich fürder das ganze Dasein der Familie abgespielt hat. Richard G. pflegte später mündlich gern das nahe Stift Neuzelle mit der 1817 aufgehobenen Cistercienserabtei, wo er oft bei den aussterbenden freundlichen alten Mönchen weilte, als seine Heimath zu bezeichnen. Bis zum 14. Jahre vom Vater unterrichtet, absolvirte er dann in drei Jahren zu Leipzig, beim Vater der dort beheimatheten Mutter, das Nicolai-Gymnasium, dessen Abgangszeugniß u. a. seine poetische Anlage betonte: bis zum Tode hat G. stets form- und inhaltsschöne lyrische, auch dramatische Gelegenheitspoesie leicht erzeugt, im übrigen aber jenes Urtheil in Tiefe des Interesses und Verständnisses für Dichtkunst und Verwandtes als dauernden Grundtrieb seines Denkens und Schaffens bewahrheitet. Seit April 1842 studirte er fünf Semester an der Leipziger Universität neben der bald aufgegebenen Theologie, als deren Jünger er officiell begonnen, orientalische Sprachen, vor allem Hebräisch, aber auch Arabisch und Persisch bei Fleischer, Zend und Sanskrit bei Brockhaus, classische Philologie bei G. Hermann, W. A. Becker, Moriz Haupt, welch letzterer ihn auch in alt- und mittelhochdeutsche Poesie und Grammatik einführte. Herbst 1844 übersiedelte er nach Berlin, in dessen geistiges und geselliges Leben er nun im Verlaufe von fast zwei Decennien allmählich immer tiefer eingetaucht ist. Zunächst setzte er seine philologischen Studien fort, wobei er sich einen möglichst weiten Horizont zu erhalten und namentlich sowol die morgenländischen Sprachen als das Gesammtgebiet der Litteraturgeschichte in aller Breite zu eigen zu machen trachtete. August Böckh, dessen Griechischer Abtheilung des Philologischen Seminars er als sehr thätiges Mitglied angehörte, war ihm besonders zugethan. Am 17. August 1847 promovirte G. mit der Dissertation „De Ariana linguae gentisque Armeniacae indole prolegomena"

(auf dem Titel des Drucks nennt er sich schon ganz stolz: Societatis Orientalis Germanicae socius), die auf Grund einer Unmasse alter wie neuer Fachlitteratur sammt Belegen aus den verschiedensten Idiomen Asiens das Armenische und mit ihm das Phrygische zu den arischen Sprachen stellt, zugleich frühe Ansässigkeit von Ariern im alten Kleinasien erweist. Hatte er bisher wie in Leipzig Privatunterricht in wohlhabenden Häusern, als Haupterwerbsquelle für den Unterhalt, erteilen müssen, woneben er mit beachteten Aufsätzen für die Vossische und die Spener'sche Zeitung, bei diesen auch mit — den bis ins Alter erstatteteten — Theaterreferaten, seine publicistische Laufbahn eröffnete, so sicherte ihn nun die Anstellung als Custos an der Kgl. Bibliothek vor materieller Besorgniß und brachte ihn mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten der gelehrten und litterarischen Welt in nahe Berührung, auch weiterreichende Beziehung. Das von ihm angelegte Verzeichniß der arabischen Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin blieb leider unvollendet. Am 5. Februar 1853 habilitirte er sich an der Universität für Orientalistik, die er vornehmlich für Persisch und Arabisch rührig vertrat, las daneben aber auch über allgemeine, vergleichende, mittelalterliche und deutsche classische Litteraturgeschichte, mit wachsendem Rufe vor bis 600 Zuhörern aus allen bildungsfreundlichen Kreisen. So hat dieser orientalistische Docent damals der allgemeinen und sogar der neudeutschen Litteraturgeschichte die Geltung als Wissenschaft wie das akademische Bürgerrecht mit erobert, auch einer vergleichenden Litteraturbetrachtung zuerst mit Bahn gebrochen, wie er z. B. in der Vorlesung über Goethe's Westöstlichen Divan seine Schlaglichter auf die Verbindung altorientalischer mit moderneuropäischer Poesie warf. Die Festigung seiner Position hatte 1854 den Ehebund mit der seit mehreren Jahren ihm angelobten Tochter Klara des Statistikers W. Dieterici (s. d.), Schwester seines Studiengenossen Friedrich Dieterici, des bekannten Arabisten, ermöglicht: eine gesegnete, erst durch Gosche's Tod nach drei Jahrzehnten gelöste Gemeinschaft, die ein überaus glückliches Familienleben mit drei trefflichen Töchtern nach sich zog. Der Erfolg seiner Kathederwirksamkeit zeitigte 1859 die Ernennung zum Lehrer der allgemeinen Litteraturgeschichte an der Kriegsakademie, 24. Juni 1860 die für dasselbe Fach als außerordentlicher Universitätsprofessor. Außerdem hat er in den zehn Jahren der Berliner Hochschulthätigkeit, dem Drange nach Wirkung auf größere Kreise der Bevölkerung, sowie der Lust an freier Rede nachgebend, sich rege an den in der Singakademie veranstalteten abgerundeten populärwissenschaftlichen Einzelvorträgen zum Besten des von Frdr. v. Raumer u. a. angeregten Vereins für Volksbibliotheken betheiligt: über Lohengrin, Hafis, provençalische Poesie u. a. hat er dort vor einem Gedränge Gebildeter gesprochen, und wie die Schrift über „Die Alhambra" (1854) hierin fußt, so „Sebastian Frank als Geograph" (1853) in einem Vortrage vor der Geographischen Gesellschaft — dies beides seit der Dissertation das Erste, was er selbständig drucken ließ.

Trotz all solcher gedeihlichen Wirksamkeit und eines gleich erhebenden wie anregenden Verhältnisses zu Angehörigen, Freunden, Schülern, fühlte sich G. nach etlichen Jahren doch durch die zersplitternde Dreiheit seiner Amtirung überlastet und wünschte sich eine einheitliche Berufsübung. So nahm er den am 8. December 1862 an ihn ergehenden Ruf auf das erledigte Ordinariat für semitische Sprachen „in dem an gelehrten Traditionen zwar reicheren, an wissenschaftlichen Mitteln aber ungleich ärmeren Halle" (Jahrb. f. Litteraturgeschichte S. V) an, als provisorisch mit dem Versprechen baldiger Rückberufung in die ihm ans Herz gewachsene Hauptstadt in der Tasche. Er ist in der Saalestadt verblieben, allmählich daselbst immer mehr eingewurzelt, ein gern kommender und gern empfangener Berather seiner neuen Mitbürger geworden,

den sie sowol zur Silberhochzeit wie bei der Beerdigung hoch geehrt haben, und erst in Halle hat er Muße und Kraft entwickeln können, alle die Einzelfelder seines Strebens rüstig zu bebauen. In seiner engeren Disciplin, die gerade in Halle durch die dortige Fixirung des Vorstands der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ — er saß lange Jahre mit in diesem — einen festen Stützpunkt gewann, bildete sich um ihn ein Kreis lernbegieriger Schüler, aus deren Reihen berühmt gewordene, selbst wieder auf akademische Lehrstühle gelangte Orientalisten, seiner Lehre und vertraulichen Einweisung Grundlage und Richtung dankbar zuschreibend, hervorgegangen sind. Zu Anfang und dann wieder in späterer Zeit hat er cyklisch über allgemeine und deutsche Litteraturgeschichte gelesen, dazu über englische, Lessing's „Nathan“, die schwäbische Dichterschule, Rückert, die Schriften seines Freundes Ernest Renan u. a. Als Publicist suchte er nicht bloß streng wissenschaftliche Pfade zu wandeln, wofür er eigene Fachorgane ins Leben rief, sondern verhalf auch durch Beirath und zielbewußtes Eingreifen der neuen Heimath zu einem achtunggebietenden großstädtischen Tagesblatte in der rasch von 2500 auf 25 000 Abonnenten emporschnellenden „Saale-Zeitung“ — gemäßigt-, doch ausgesprochen liberaler Tendenz — der er ein gediegenes Originalfeuilleton schuf und durch regelmäßige geistvolle, ausgefeilte und fesselnde Berichte aus den laufenden Vorgängen im Geistesleben, rückschauende Aufsätze, Nekrologe, endlich die 18 Jahre besorgte Theaterkritik auf der Höhe erhielt. So dünkte er sich nicht zu gut, mit den Tagesjournalisten und anderen Berufslitteraten im „Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verband“ energisch für Zusammenschluß und Standeswohlfahrt thätig zu sein, was willig anerkannt und durch wiederholte Wahl in den Ausschuß besiegelt wurde. Lag ihm doch gleichsam der Journalismus im guten Sinne im Blute, und fast alle seine Buchveröffentlichungen, so wissenschaftlich auch ihre Anlage aussieht, erwuchsen aus essayartiger Ausarbeitung, die zuerst in Journalen das Licht des Tages erblickte. Auf demselben Brette liegt endlich seine immer weitere Ringe ziehende Mittheilsamkeit, in allen Arten von Bildungs- und öffentlichen Berufsvereinen aus der bunten Fülle seiner ausgedehnten gelehrten Interessen packende Ausschnitte in anmuthiger runder Fassung zu spenden. Im Bezirke beider Sachsen und Thüringens, aber auch bis nach Elberfeld, Düsseldorf, Dortmund, andererseits Stettin und Danzig war der imposante Mann mit dem bedeutenden Kopfe, der durch blühendes Gesicht, beredte Augen, die silbergrauen Locken sofort beschlagnahmte, ein stets willkommener Redner, ungeachtet er in der Regel leidenschafts- und effectlos, klar und gemessen den Strom natürlicher Rhetorik dahinfließen ließ. An den beiden Stätten, denen er seine Bildung verdankte, in Leipzig und Berlin, ist er mit Vorliebe aufs Podium getreten, beispielsweise 1881 anläßlich des Säculardatums des Todes Lessing's, des von ihm aufs höchste geschätzten Meisters, erst hier, dann dort. Man bemerkt bei einer Durchsicht der etwa hundert Themen, die G. allmählich vom Rednerpult in verschiedensten Sälen und vor wechselndem Publicum behandelt hat, wie erstaunlich sich sein Blick geweitet, fast über die gesammte Litteratur, und noch erklecklich in die Grenzgebiete der Kunst, Aesthetik, Culturgeschichte hinein erstreckt hat. Klingt's da unerwartet, daß er sich mit den beiden Volksschuldirectoren Rud. und Wold. Dietlein und dem ausgezeichneten Volksschulpädagogen Frdr. Polack zu dem Sammelwerke „Aus deutschen Lesebüchern. Dichtungen in Poesie und Prosa, erläutert für Schule und Haus“ verband?

Bei all seinem mannichfaltigen Eingreifen in die Oeffentlichkeit, soweit es sich um Ausbreitung allgemeinen Wissens und Anregung idealer Triebe von Verstand und Gemüth drehte — politische und kirchliche Streitfragen

standen nicht auf dem Programme des durchaus modern denkenden, aber nichts weniger als agitatorisch angelegten Bildungsapostels — war der ihm allerseits nachgerühmte humane Sinn das innere, der von ihm „populär-lehrhaft“ genannte Trieb gleichsam das äußere Leitmotiv. Aus Lectüre und Studium tiefsinniger Denker aller Zonen hatte sich in ihm der Humanitätsgedanke als Träger aller höheren Culturentfaltung so sicher eingegraben, daß hierin sein Empfinden, Forschen und Wirken ankerten. Fest in seinen Grundsätzen, aber musterhaft tolerant gegenüber jeder anderen ehrlichen, in sich begründeten Ueberzeugung, voll durchdrungen von Preußens Beruf und ein kerniger Deutscher, verketzerte er abweichende, sogar diametral zuwiderlaufende Ansichten nicht — das Bedauern, von ihm warm gepriesene Männer wie Uhland und Gervinus politisch zu Gegnern zu haben, am Schlusse der Schrift über letztern liefert ein Musterbeispiel charaktervoller Duldsamkeit. So machte er unter Freund und Feind (letzte Gattung beschränkte der Idealist sehr) keinerlei Unterschied nach Stand, Confession, Nationalität: der Pfarrerssohn und einstige Theologiestudent verkehrte mit sympathischen Israeliten wie der Knabe mit den Neuzeller Mönchen und hielt Vorträge in den reinjüdischen „Verein zur Förderung geistiger Interessen im Judenthum“ zu Leipzig und „(Moses) Mendelssohn-Vereinen“. In Wohlthätigkeit und anderweitiger persönlicher Förderung kannte der Edelgesinnte nicht Schranke, nicht Selbstschonung; freilich ebensowenig Nachsicht oder Schweigen, wo es Heuchelei, Roheit, blindes Vorurtheil strafen, an den Pranger rücken galt. So war G. für uneigennützige Vertretung allgemeiner Angelegenheiten der Rechte: 1856 betraute ihn das preußische Cultusministerium damit, mehrere Wochen in London arabische Handschriften auf ihren Ankaufswerth zu prüfen, 1874 schickte es ihn ebendahin als Repräsentanten zum Internationalen Orientalistencongreß. In den letzten Jahren jedoch mußte sich der nimmer Müde ergiebige Ferien im Waldgebirg oder an der See gönnen. Aber dem Ueberanstrengten, durch den Tod der geliebten Aeltesten 1883 schwer Getroffenen halfen diese vorübergehenden Ausspannungen vor Herzleiden und Schwermuth ebensowenig wie die rührende Pflege seiner weiblichen Nächsten und die aufmunternde Antheilnahme guter Freunde. Nach scheinbarer Besserung schlug die heimtückische Krankheit sich auf den geängstigten Geist und am Morgen des 29. October 1889 legte er in hinterher anatomisch erklärter Trübung des Bewußtseins Hand an sich selbst mit dem Rasiermesser. Die Universität, die zahllosen Verehrer und Bekannten, die Bürgerschaft mit ihren Vereinen bereiteten ihm ein großartiges, würdiges Leichenbegängniß.

Den nach so vielen Seiten in Anspruch genommenen Gelehrten hat wol vornehmlich seine schon bezeichnete Arbeitsweise an größeren wissenschaftlich-litterarischen Leistungen verhindert. Die zeitlich ältere Hälfte seiner Veröffentlichungen bewegt sich ausschließlich im orientalistischen Revier, aus dem in gewissem Sinne auch das Heft „Sebastian Frank als Geograph“ (1853), das, wo nur möglich, auf Morgenländisches Bezug nimmt, nicht herausfällt; die zweite eigentlich nur auf litterarhistorischem. Auf die Dissertation und das eben genannte Schriftchen folgen nämlich: das geschmack-, oft poetisch schwungvolle „Die Alhambra oder der Untergang der Araber in Spanien“ (1854); die gründliche Abhandlung „Ueber Ghazzâlîs Leben und Werke“, i. d. Philolog. u. histor. Abhandlungen der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften aus dem Jahre 1858 (1859), S. 239—311, die über Al-Ghazzâli (1059—1111), den letzten arabisch-persischen Speculations-Religionsphilosophen, das ganze handschriftliche Material zu eingehender Darlegung seines Systems und Sprachgebrauchs darbietet; sodann „Wissenschaftlicher Jahresbericht über die morgenländischen Studien“ für 1856, 1857/58, 1859/61, 1862/67, je im 11., 14. und 17.,

Supplement zum 20. und Supplement zum 24. Bande der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“ enthalten, die von ihm im Auftrage der Gesellschaft als langjährigem Mit-Geschäftsführer erstattet und 1871 mit dem ersten Hefte für die Spanne 1862/67 abgebrochen wurden, die sämmtlichen Druckerscheinungen der Orientalistik innerhalb der angegebenen Jahre nachweisend, gruppirend, ausziehend, beurtheilend — eine Riesenarbeit, übrigens gut lesbar und bisweilen interessant stilisirt; „(Die Kitâb-el-awâil der Araber oder) Die zehnte Muse“ (1868), Festvortrag, mustergültige Lösung einer arabistisch-litterarhistorischen Arbeitsaufgabe. Als freihändiger Litterarhistoriker tritt er in den von ihm gegründeten Sonderorganen „Jahrbuch für Litteraturgeschichte“, I. (einziger) Band 1865, und „Archiv für Litteraturgeschichte“, Band I (1870) und II (1871/72), auf, sowohl ein höchst umsichtiger Redacteur wie auch mit eigener Pflege des Fachs durch Abhandlungen, Miscellen, Bibliographie; in ersterer Hinsicht sind die eingehenden Arbeiten über Jonathan Swift, Idyll und Dorfgeschichte im Alterthum und Mittelalter, die Lieder und Reime von Straßburg bis zum Beginn der Reformation, zu nennen, in letzterer die bewundernswerthen Uebersichten der litterarhistorischen Arbeiten 1863—69, über jene drei Bände vertheilt, und die der Bewegung der französischen Litteratur in den Jahren 1865/67 im „Archiv“ I (trotzdem R. Chaulieu mitzeichnet, fast ganz von G.), von denen, besonders von der litterarhistorischen Uebersicht, das oben dem analogen orientalistischen Unternehmen ausgedrückte Lob in erhöhtem Maaße gilt, endlich kleinere Beiträge verschiedensten Inhalts in den drei Bänden, während er mit dem Uebergange der Herausgeberschaft an Franz Schnorr v. Carolsfeld leider auch als Mitarbeiter verstummte. Gosche's Verdienst, die erste moderne litterarhistorische Zeitschrift begründet und auf festes Postament gestellt zu haben, so daß 1888 an das „Archiv“ die „Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte“ B. Seuffert's, die in A. Sauer's „Euphorion“ weiterläuft, anschließen konnte, ist noch nicht nach Gebühr betont worden. Feinsinnig und alle Saiten einer reichen Figur deutschen Lebens anschlagend, porträtirt Gosche G. G. Gervinus in der ihm geltenden Monographie: zweiter, verbesserter und vermehrter Abdruck 1871 aus den Sonntagsnummern 18—23 der „Vossischen Zeitung“. Selbständig erschien 1887 als Band 3 der Sammlung „Deutsche Dichter der Gegenwart. Biographisch-litterarische Charakterbilder“ ‚Georg Ebers der Forscher und Dichter dargestellt‘, wo G. allerdings in der Freude des Orientalisten über die poetische Modernisirung einer antik-morgenländischen Sphäre den Standpunkt nüchterner litterarästhetischer Kritik fast aus den Augen verliert, wie 1883 im erläuternden Texte zu dem Prachtwerke „Richard Wagner's Frauengestalten“ — in Bildern von Bauer und Limmer — der alterprobte theoretische und praktische Kenner classischer Musik in ihm völlig vor dem Tondrama Baireuths capitulirt hatte. Der vieljährige Anhänger und Lobredner des britischen Dichterfürsten, er, der selten bei den Weimarer Jahresversammlungen der deutschen Shakespeare-Gesellschaft fehlte, — woselbst er auch zwei Mal, 1881 und 1885, einen originellen Festvortrag gehalten hat — revidirte und commentirte mit seinem Hallenser Mitforscher Benno Tschischwitz die sogen. Schlegel-Tieck'sche Shakespeare-Uebersetzung für Grote's illustrirte Ausgabe (1874, neue Aufl. 1889), wofür er namentlich knappe, phrasenlose Einleitungen beisteuerte; ähnlich hat er gemeinsam mit R. Boxberger für denselben Verlegers künstlerisch illustrirte Ausgabe (1875; 2. Aufl. und Ausgabe ohne Bilder 1882) „Lessing's Werke“ durchgesehen, theilweise eingeleitet und mit einem „in künstlerischer Gedrungenheit meisterhaft gezeichneten“ Lebens- und Charakterbilde seines anderen Lieblingsclassikers überaus angemessen bevorwortet. — Ein halb Jahr nach R. Gosche's bitter beklagenswerthem Selbstmord

brachte ein Sammelband „Richard Gosche. Erinnerungen für seine Freunde. Biographie und ausgewählte Aufsätze" (1890; mit Porträt) dreizehn litterar-, cultur- und kunstgeschichtliche Vorträge und Arbeiten aus den Jahren 1858 bis 1889, die damit aus verwehenden Journalblättern gerettet werden und wenigstens in einer Auslese den weitumschauenden Essayisten für die Nachwelt festhalten; vorausgehen da von seinem alten Altersgenossen und Freunde Dr. Albert Fränkel (1822—1902) pietät- und einsichtsvolle „Rückblicke auf Richard Gosche's Leben" (S. V—XXXV), die die Hauptquelle dafür bleiben, und eine Skizze Prof. Georg Ebers' „Richard G. als Orientalist" (S. XXXVI—XXXVIII). Ich selbst hatte vorher, meist auf eigene Kenntniß bezw. die Eindrücke von meinem mit G. befreundet gewesenen Vater Max Fr. († 1881) hin in Druck gegeben „Richard Gosche. Ein Charakterbild", „Unsere Zeit", Jhrg. 1890, 7. H., S. 90—94, dessen Ausführungen die diesmalige Darstellung vielfach ergänzen mag und daher hier nicht ausgeschrieben worden ist, ebensowenig wie mein vorher erschienener Artikel „Richard Gosche, ein deutscher Musterbibliograph" in: „Das Archiv. Bibliographische Wochenschrift" III (1890), Nr. 8, S. 63. — Unter den Zeitungsnachrufen, deren Kenntniß ich größtentheils den Töchtern R. Gosche's verdanke, ragen nur hervor der des Freundes A. Fr(änkel) in der „Illustrirt. Ztg." Nr. 2419, S. 483 f. (mit Porträt), der von A(dolf) B(rieger) in der „Saale-Ztg." Nr. 255 vom 31. Oct. 1889 (s. auch ebenda Nr. 171 von 1890 Ad. Brieger's ausführliche, kundige Anzeige obengenannter Erinnerungen und Aufsätze), „Neue Stettiner Ztg." Nr. 508 vom 30. Oct. 1889 (anonym). Die genauen Tagesdaten für vier wichtige Staffeln in Gosche's Gelehrtenlaufbahn oben S. 470 f. nach den Angaben im kurzen Nekrolog Beilage zu Nr. 254 des „Halle'schen Tageblatts" vom 30. Oct. 1889, die für die beiden Professurverleihungen in den Jahresziffern von allen übrigen Quellen (inbegriffen A. Fränkel's authentisch angelegten Aufsatz, der auch 1861 und 1863 nennt) abweichen. — Meyer's Deutsches Jahrbuch I (1872) S. 956 über Gosche's wissenschaftliche Leistungen. Dessen Vorreden zu den drei Jahrgängen seiner zwei litterarhistorischen Periodica, sowie Eingänge und Schlüsse seiner bibliographischen Uebersichten sind für seine bezüglichen Anschauungen, aber auch für Persönliches wichtig. — Vgl. Shakespeare-Jahrbuch 17, 1 u. 4; 21, 1 bis 14; 25, 307—9 (Nekrolog). Ludwig Fränkel.

Göschl: Heinrich G., Bildhauer, geboren am 24. Juni 1839 zu München, † am 16. December 1896 ebendaselbst, erhielt als Sohn des sehr vermöglichen Privatiers Nikolaus G. eine vorzügliche Erziehung und Gymnasialbildung, lernte zuerst bei dem namentlich in Ornamenten sehr geschickten „bürgerlichen Bildhauer" Alois Fink, dann bei J. O. Entres und Jos. Knabl, besuchte hierauf die Kunstakademie, wo er sich unter Professor Max Widnmann zum Bildhauer schulte und die silberne Medaille erwarb. Infolge seiner kunsthistorischen Studien modellirte G. zu Rom 1870 eine „Madonna" in der Weise des Luca della Robbia. Nach seiner Rückkehr begann G. eine Reihe von zierlichen Gruppen auf dem Gebiete der Kleinplastik mit meist nur 20 cm hohen, übrigens fein durchgebildeten Statuetten, darunter ein „Italiener mit seiner Donna" (1873), ein reizendes Liebespärchen im Kostüm der „Jeunesse dorée" und dito des „l'Empire" (1874), ebenso aus der Zeit der Renaissance und des dreißigjährigen Krieges (1883); ganz deliciös-charakteristisch war eine ähnliche Gruppe, wie Voltaire dem vor ihm sitzenden König Friedrich II. mit dem jovialsten Esprit declamirend vorliest, und den sarkastischen Stachel durch rhythmische Hand- und Fingerbewegung accentuirend zum wohlgefälligen Ausdruck bringt: ein minutiös ausgeführtes Meisterwerk ersten Ranges! Arbeiten, welche in wohldurchdachter Linienführung und Voll-

endung der Form allein schon genügten, Göschl's Namen in bleibenden Ehren zu halten. Abgegossen in Bronze und besonders in Elfenbeinmasse bildeten sie lange Zeit eine besondere Zier der Ausstellungen am Königsplatz und im Kunstgewerbeverein. Außerdem oblag G. in seinem wohl ausgestatteten Atelier einer sorgsam gewählten Lectüre, ebenso der Musik und erfreute durch sein tiefempfundenes Violinspiel den kleinen Kreis seiner Freunde. Ein hereditäres, in den letzten acht Jahren hartnäckig auftretendes Nervenleiden beeinträchtigte jedoch sein sonst so sorgloses Dasein, lähmte sein Schaffen und versetzte den Patienten in tiefste Melancholie; der arme Dulder wurde schließlich in eine Heilanstalt gebracht, wo derselbe in unerwarteter Weise plötzlich die Hand an sein unerträgliches Leben legte. Rühmenswerth war seine außerordentliche Bescheidenheit, womit er jedes Lob für seine Leistungen abwehrte. Ihm eignete ein außerordentlicher Wohlthätigkeitssinn, wozu ihm seine ungewöhnlichen Mittel dienten. Unverheirathet und ohne Verwandte hatte er längst schon vor Beginn seiner Krankheit sowol über sein schönes, auch historisch merkwürdiges, im besten Stadttheile gelegenes Haus zu charitativen Zwecken verfügt, auch über sein beträchtliches Barvermögen. Mit erheblichen Legaten und Schenkungen bedachte er viele zum allgemeinen Wohle arbeitenden Gesellschaften: die Kretinen-Anstalt in Ecksberg, den Künstler-Unterstützungs- und Reconvalescenten-Verein, den Lehrlings-Schutz, das Taubstummen-Institut, das Armenhaus Dachau, die ambulante Krankenpflege, das Asyl für Obdachlose, den Mädchen- und Knabenhort, die Feriencolonien für arme Kinder, den Mariahilf-Samariter-Verein, die Anstalt für Unheilbare, das Nikolai-Spital und außer der Freiwilligen Feuerwehr auch zahlreiche Freunde und Bekannte.

Vgl. Kunstvereins-Bericht für 1896, S. 76. — Bettelheim's Jahrbuch 1897. I, 51 ff. — Sein Hausrath und artistischer Nachlaß wurden am 29. März 1897 durch H. Helbing versteigert.

Hyac. Holland.

Gossenbrot: Sigismund G. ist der Sprosse einer der ältesten Augsburger Geschlechterfamilien. Er wurde geboren im J. 1417, vermählte sich 1436 mit der aus einem ansehnlichen und reichen Hause stammenden Ursula Arzt, studirte in Wien, wo er das Baccalaureat erwarb, widmete sich, einer Handelsgesellschaft beitretend, dem Kaufmannsberufe und erscheint von den vierziger Jahren an als Mitglied des Stadtrathes, in welchem er 1457 das Amt eines Sieglers, 1458 das eines Bürgermeisters, 1459 wieder das eines Sieglers bekleidete; in den Jahren 1460 und 1461 wird er als Mitglied des „kleinen Rathes" aufgeführt. Die letzten Jahre waren kriegerisch und unruhig gewesen, noch schlimmeren Zeiten sah man entgegen, und dies mag wenigstens mit dazu beigetragen haben, ihn zu bewegen, daß er am 22. December 1461 vor dem Rathe erklärte, er wolle, nachdem er all sein Hab und Gut seinen Söhnen übergeben habe, „von seiner Seele Seligkeit wegen" sich „mit seinem Wesen anderthalben enthalten" und sein Bürgerrecht aufgeben, was er, trotz der Bitte des Rathes „dieses Vorhaben länger zu bedenken", auch ausführte, um sich in das Kloster der Johanniter zum grünen Wörth in Straßburg zurückzuziehen. Sein Todesjahr ist nicht bekannt, das letzte uns bekannte Lebenszeichen ist aus dem Jahre 1488.

G. ist beachtenswerth als eine der hervorragendsten Persönlichkeiten unter den Repräsentanten des deutschen Frühhumanismus. Er wurde zum ersten Male in helleres Licht gestellt von Wattenbach, der ausführliche Mittheilungen aus Gossenbrot's Briefwechsel mit dessen früherem Lehrer, dem Wiener Professor Konrad Säldner, veröffentlichte. Diese Briefe sind interessante Docu-

mente, insofern sich in ihnen der tiefe Gegensatz zwischen der durch die historische Autorität gefestigten Lebens- und Studienweise des Mittelalters und der neuen, revolutionär sich dagegen erhebenden humanistischen Richtung im engen Rahmen eines individuellen Meinungsaustausches auf das anschaulichste offenbart. G. zeigt sich darin als begeisterter Anhänger und Vorkämpfer der „Poeten" und ihrer schimmernden Eleganz, während Säldner in ihrem Auftreten und ihren Leistungen fast nur Abstoßendes zu erblicken vermag: ihr Stil erscheint ihm geziert und anspruchsvoll, der Inhalt ihrer Erzeugnisse inhaltslos und windig, die daraus sprechende Denkweise überspannt und dünkelhaft, ihr ganzer Charakter unzuverlässig und zweideutig. Auf G. selbst waren diese Vorwürfe wol nicht gemünzt und wären bei ihm auch nicht zutreffend gewesen; denn seine Bildung ruhte bei all seiner Verehrung für die classische Latinität doch wesentlich auf scholastischen Grundlagen, seine Persönlichkeit deutet, so weit wir sie zu erfassen vermögen, auf einen achtenswerthen, tüchtigen Charakter, und von der Gefahr mit dem Christenthum und der Kirche zu zerfallen, war der Mann, der seine glänzende äußere Stellung in der Blüthe der Lebensjahre mit der Stille des Klosterlebens vertauschte, doch weit entfernt.

Von eigenen Erzeugnissen sind nur seine Briefe — nur wenige scheinen sich erhalten zu haben — und einige „Dichtungen" zu nennen, und auch diese sind nicht geeignet, uns für seinen lateinischen Stil in Prosa und Vers besonders hohe Achtung einzuflößen. G. war eben eine durchaus receptive Natur, die es sich genügen ließ, sich an dem Vorhandenen zu erfreuen, Zerstreutes zu sammeln und Andere zur Production anzuregen. Er legte sich, hauptsächlich in Straßburg, theils durch Erwerbung von Büchern und Handschriften, theils durch Abschriften von solchen in Sammelbänden eine für seine Zeit bedeutende Bibliothek an, in welcher scholastische und humanistische, frühchristliche, mittelalterliche und zeitgenössische Autoren in bunter Mischung vertreten waren. Mit vielen Zeitgenossen, die in der Gelehrtengeschichte genannt werden, stand er in freundschaftlichem Verkehr, so mit Ludwig Rad, Valentin Eber, Johann Rot, Niclas von Wyle, Peter Luder, Hieronymus Rotenpeck von Rebdorf, Thomas Oedenhofer aus München, Wilhelm von Reichenau (später Bischof von Eichstätt), Hartmann Schedel, mit dem er nach manchen Richtungen hin viel Aehnlichkeit besitzt, mit Peter Schott, Geiler von Kaisersberg, Bohuslaw von Lobkowitz, Ludwig Dringenberg und Anderen. In besonders innigem Verhältniß aber stand er zu dem bekannten Benedictiner Sigismund Meisterlin, der mit ihm öfter gemeinsame Studien betrieb, ihm bei der Anlegung seiner Sammelbände behülflich war und von ihm die Anregung zu einem seiner Erstlingswerke, zu seiner „Chronographia Augustana", „dem ersten humanistischen Geschichtsbuch in Deutschland", empfing.

Von seinen Söhnen widmeten sich zwei, der älteste, Ulrich, und der jüngste, Georg, mit Eifer und Erfolg den humanistischen Studien auf italienischen Universitäten. Ulrich, ein sehr begabter junger Mann, auf den der Vater wol große Hoffnungen setzte, wurde Chorherr zu St. Moritz und Mitglied der kaiserlichen Kanzlei und starb, noch in jungen Jahren, 1465 zu Rom. Georg kam zu hohen Ehren, zuerst im Dienste Herzog Sigmund's von Tirol, dann im Dienste König Maximilian's; er war Pfleger zu Ehrenberg, einem der bevorzugtesten Jagdreviere des Königs, Haupt der „Raitkammer" in Tirol, ein geschickter und wohlerfahrener Finanzmann, der die Interessen seines Herrn mit Energie zu wahren wußte, und starb im J. 1502 unter Umständen, die den Verdacht aufkommen ließen, er sei durch seine vielen Feinde vergiftet worden. Mit ihm endete der männliche Stamm seines Hauses.

Seine Gemahlin Kunigunde, eine geborene Egenberger († 1520), brachte ihr und ihres Mannes Andenken durch eine wohlthätige Stiftung vom Jahre 1508 auf die Nachwelt. Ein dritter Sohn des alten G., nach dem Großvater und dem Vater Sigmund benannt, war wie der letztere von Beruf Kaufmann und spielte eine hervorragende Rolle im Stadtregiment seiner Vaterstadt, indem er mit dazu beitrug, den berüchtigten Bürgermeister Ulrich Schwarz zu stürzen; von 1484 an bis zu seinem Tode im J. 1500 nahm er in allen Jahren mit gerader Zahl die Stelle eines Bürgermeisters ein. Von den vier Töchtern unseres Humanisten wird Sibilla, die an einen Langenmantel von Radau verheirathet war, als Freundin der Musik und als dichterisch begabt gerühmt.

Wattenbach, Peter Luder in d. Zeitschr. f. die Geschichte d. Oberrheins Bd. XXII (1869), wo im Anhang mehrere Handschriften aus d. Münchener Staatsbibliothek aufgeführt sind, die sich auf Gossenbrot und seine Söhne beziehen oder von ihnen herrührende Schriftstücke enthalten; — Derselbe, Sigismund Gossenbrot als Vorkämpfer der Humanisten und seine Gegner, ebenda Bd. XXV (1873). — Lier, Der Augsburger Humanistenkreis mit besonderer Berücksichtigung Bernhard Adelmann's von Adelmannsfelden in der Zeitschr. d. hist. Vereins f. Schwaben u. Neuburg, Jahrg. 1880. — Joachimsohn, Aus der Bibliothek Sigismund Gossenbrot's im Centralblatt f. Bibliothekswesen Bd. XI (1894), Heft 6 u. 7; — Derselbe, Hermann Schedel's Briefwechsel in der Bibliothek des litter. Vereins in Stuttgart, Bd. 196 (1893); — Derselbe, Frühhumanismus in Schwaben in den Württembergischen Vierteljahrsheften, Jahrg. 1896. — Ueber Georg Gossenbrot s. Ladurner, Zeitschr. des Ferdinandeums, 3. Folge, 16. Heft. — Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. I (1884), S. 818.

Fr. Roth.

Göth: Georg G., Topograph und Historiker, wurde am 29. December 1803 zu Reindorf bei Wien (jetzt Rudolfsheim in Wien) geboren. Früh vaterlos geworden und wenig bemittelt, errang er sich nur durch Fleiß und Thatkraft jene ehrenvollen Stellungen, welche er später als Mann bekleidete. Er widmete sich als Jüngling dem Studium der Mathematik und der Astronomie unter der Leitung des berühmten Astronomen Littrow, trug gleichzeitig durch eifriges Privatstudium und Prüfungen die Gymnasialstudien nach und besuchte sodann Vorlesungen an der Universität zu Wien. December 1827 übernahm er die Stelle eines Erziehers in der Familie eines Oberbeamten im k. k. Gußwerke bei Maria Zell in Obersteiermark. Hier lernte ihn Erzherzog Johann kennen, der unfern vom Gußwerk soeben den Bau seines Landsitzes Brandhof vollendet hatte. Der Erzherzog übertrug G. die Ordnung der Registratur der Landwirthschaftsgesellschafts-Filiale Brandhof und die Führung der Protokolle in den Sitzungen derselben. Dadurch gewann er die Gunst des kaiserlichen Prinzen, der sich selbst von der Geschäftstüchtigkeit Göth's überzeugt hatte und ihn 1830 als Archivar, Bibliothekar und zweiten Privatsecretär in Vordernberg in seine Dienste nahm. Hier hatte er die reichhaltige Bibliothek des Erzherzogs, dessen Urkundensammlung, Aquarellgemälde und Kupferstiche zu ordnen und zu katalogisiren. Durch diese Arbeiten, durch die vielfältigen ihm übertragenen Geschäfte bei den erzherzoglichen Besitzungen, sowie durch die Begleitung des Erzherzogs auf dessen jährlichen Bereisungen der Landwirthschaftsfilialen in ganz Steiermark erweiterten sich Göth's Kenntnisse und lernte er Land und Leute kennen. So zunächst die Alpenwirthschaft auf dem Brandhof, wohin G. häufig kam, wenn sich der Erzherzog dort zur Zeit der Auerhahn-, Hirsch- und Gemsjagd aufhielt. Von diesen Umständen

begünstigt verfaßte G. seine erste zum Drucke gelangte Schrift: „Darstellung des landwirthschaftlichen Zustandes der Filiale Brandhof“, welche 1832 in den „Verhandlungen und Aufsätzen der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft für Steiermark“ veröffentlicht und zwei Jahre später als Musterschrift in zahlreichen Sonderabdrücken im Lande verbreitet wurde.

Dieser Schrift folgte eine Monographie: „Vordernberg in der neuesten Zeit oder geschichtliche Darstellung der Vereinigung der Radgewerken nebst Beschreibung des Berg- und Hüttenbetriebes daselbst“, Wien 1839, in welchem der Hauptwendepunkt im Berg- und Hüttenwesen in Vordernberg, die durch den Erzherzog Johann zu Stande gekommene Union der Radgewerken (Hochofenbesitzer) dargestellt wird. Diese Schrift über das steiermärkische Eisenwesen fand allseitig Anerkennung, und ihrem Verfasser wurde vom Könige von Schweden die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

März 1838 verließ G. Vordernberg und übernahm die Bibliothekar- und Custosstelle bei der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien, 1839 vermählte er sich mit der Vordernberger Gewerkenstochter Josefine Prandstetter und 1841 wurde er zum Professor der Mathematik an der technischen Lehranstalt am Joanneum in Graz ernannt. Inzwischen war der erste Band seines für die Geschichte und Ortskunde der Steiermark ungemein werthvollen Werkes erschienen: „Das Herzogthum Steiermark, geographisch-statistisch-topographisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen“, Wien 1840 (Allgemeine Uebersicht, Brucker Kreis), dem 1841 der zweite (Brucker Kreis), 1843 der dritte Band (Judenburger Kreis) folgten. — 1845 erhob ihn die Universität Jena wegen seiner litterarischen Leistungen zum Doctor philosophiae. „Das Herzogthum Steiermark“ blieb unvollendet, weil die darin geschilderten bisherigen Verhältnisse, nämlich die politische Eintheilung des Landes in fünf Kreise und in eine große Anzahl patrimonialer Bezirksobrigkeiten, die nun den neuen staatlichen Gerichts- und Verwaltungsbehörden gewichen waren, dem thatsächlichen neuen Zustande nicht entsprachen. Der vierte Band (Grazer Kreis) befindet sich handschriftlich im steiermärkischen Landesarchiv.

Hingegen eröffnete sich nun für G. ein Feld neuer, fruchtbarer Thätigkeit. Er wurde 1850 zum Mitgliede des Ausschusses des historischen Vereins für Steiermark, 1852 zum Secretär und 1861 zum Director desselben gewählt, welche Stelle er bis 1868 bekleidete. Als Secretär führte er mit Umsicht und Emsigkeit die Geschäfte des Vereins, als Director bewährte er den an ihm schon gewohnten unermüdlichen Eifer und er verstand es, durch sein wohlwollendes Wesen und seine angenehme Verkehrsweise stets ein freundschaftliches Zusammenwirken der Ausschußmitglieder aufrecht zu erhalten. Was der historische Verein für Steiermark in der Zeit von 1852 bis 1868 leistete, ist entweder durch seine Initiative oder mindestens durch sein thatkräftiges Mitwirken zu Stande gekommen.

Daneben war seine wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit eine ungemein reiche. In der „Steiermärkischen Zeitschrift“ erschien 1848: „Das Schloß Feistritz bei Ilz und dessen Besitzer“; in den „Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark“ die Beschreibung der Schlösser und Burgen Riegersburg (1851), Waldstein (1852), Strechau (1853), Gösting (1854), Pöllau (1855); sodann Aufsätze: „Haus- und Hofmarken“ (1854), „Zur Geschichte der Hansgrafen in Steiermark“ (1858), „Erzherzog Johann von Oesterreich. Seine Wirksamkeit für die steiermärkische Geschichte“ (1866),

„Carlmann Tangl“ (1867) und in den Heften 6—14 sehr werthvolle Regesten zur Geschichte der Steiermark.

Als 1861 in Graz der fünfzigjährige Bestand des von Erzherzog Johann gegründeten Joanneums gefeiert wurde, schrieb G. die Festschrift: „Das Joanneum in Graz, geschichtlich dargestellt zur Erinnerung an seine Gründung vor 50 Jahren“, Graz 1861. — Auch die exacten Wissenschaften, von denen G. ausgegangen, blieben nicht ganz unbearbeitet; in dem Berichte über die 23. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Nürnberg 1845 erschien Göth's „Vortrag über eine directe Auflösung der Aufgabe, den Stundenwinkel und die Polhöhe eines terrestren Objectes zum Behufe der Zeitbestimmung in großen geographischen Breiten zu bestimmen“; und in Haidinger's „Naturwissenschaftlichen Abhandlungen“ (I, Wien 1847) „über die Hagelstürme in Steiermark“. — Seine letzte Arbeit war die mühe- aber werthvolle Zusammenstellung des Registers zu Muchar's achtbändiger Geschichte der Steiermark, welches als neunter Band derselben erschien (Graz 1874) und wodurch dieses Werk erst allgemein brauchbar wurde. — Im J. 1859 wurde G. zum Studiendirector des Joanneums in Graz ernannt, womit ihm die Leitung der technischen Lehranstalt und als Custos die der naturhistorischen Museen, des botanischen Gartens, des Münz- und Antikencabinettes, des Archivs und der Bibliothek zufiel. 1865 trat er von der Leitung der technischen Lehranstalt und 1868 krankheitshalber von der Custodie am Joanneum zurück. Er starb am 4. März 1873.

Leitner, Dr. Georg Göth. (Im Gedenkbuch d. XXVI. Heftes d. Mittheilungen d. hist. Vereins f. Steiermark, Graz 1878, S. 65—90.)

Franz Ilwof.

Goethe: Maximilian Wolfgang von G., des Dichters jüngster Enkel, August v. Goethe's zweiter Sohn, wurde am 18. September 1820 geboren. Ihm so wenig als seinem älteren Bruder Walther ist seine Abstammung zum Heile gediehen. Des Vaters düstere Verworrenheit, der Mutter zügellose Phantastik, in freudeloser Ehe sich aneinander verschärfend und steigernd, sind nicht die Elemente gewesen, aus denen ein harmonisch gesundes Gebilde erwachsen konnte; hinter den Eltern steht die riesenhafte Gestalt des Großvaters, der zu seiner ins Unendliche erhöhten Lebens- und Regenerationsfähigkeit die Kraft der Folgegeschlechter vorweg genommen hatte, dessen erhabenes Vorbild den Geist des Enkels zur Nacheiferung aufstachelte und der ihm die physiologische Möglichkeit dazu benahm. Den verderblichen Einflüssen der Herkunft schuf Erziehung und Ausbildung freie Bahn. Wolf war des Großvaters Lieblingsenkel. Nur mit tiefer Rührung kann man den innig-zutraulichen Verkehr Beider verfolgen, wie er seine Spuren fast auf jedem Blatte im Tagebuch des alternden Dichters hinterlassen hat. Goethe hielt den lebhaften aufgeweckten Knaben in seiner Nähe fest, freute sich seiner kindischen Possen und ertrug mit verzeihender Geduld wie seine unbequeme Geschäftigkeit so auch ein gelegentlich hervorbrechendes eigensinniges, ungebärdiges Betragen. Der Unterricht war einem Hofmeister, einem Candidaten Rothe, anvertraut, aber Goethe ließ es sich nicht nehmen, auch seinerseits auf die geistige Entwicklung des Enkels einzuwirken, ihm die Gestirne des Himmels zu benennen, ihn an bildende Kunst alter und neuer Zeit heranzuführen. Viel zu früh wurde der Knabe in der Welt der Kunst heimisch; zu früh und zu oft wurde ihm neben der seinem Geiste gemäßen Nahrung das Schaumgebäck theatralischen Zeitvertreibs und die ihm unverdauliche Kost erhabenster Dichtung dargebracht: ein Neunjähriger, wohnt er der Vorstellung des „Faust“ bei, mit elf Jahren sieht er den „Lear“. Die Atmosphäre, in der er aufwächst, ist

der Dunstkreis des Salons, durchweht von feinster gesellschaftlicher Bildung, erregt von den höchsten menschlichen Interessen; sein Inneres ist eine Pflanze im Treibhaus, von künstlicher Wärme schnell zu künstlicher Höhe und Blüthe emporgefördert, aber die aufgeregte Kraft gibt sich gleich beim ersten Male ganz aus, kein natürlicher Trieb und Schuß läßt der ersten Frucht eine zweite gleichwerthige folgen, den Lebenssäften mangelt das Gleichmaß von Schärfe und Milde. Die Sinnlichkeit, dem Großvater ein Göttergeschenk, den Eltern beiden mißleitete Leidenschaft, wird in ihm ein beunruhigendes Gedankenspiel, dem er nur zaghaft in seinen Schriften ein verstohlenes Ventil zu öffnen wagt; in krankhaft verfälschter Einbildung verkennt er die Welt und sich selbst. Die Realitäten seiner Umgebung sieht er durch das Medium einer exaltirten Empfindlichkeit wie durch einen Nebel, der sie zu unheimlichen Gestalten verzerrt; die eigenen Fähigkeiten werden bald in überspanntem Selbstgefühl maßlos überschätzt, bald in selbstquälerischem Kleinmuth mißachtet. Brennender Ehrgeiz treibt ihn an, als Dichter dem Großvater nachzustreben, er stellt sich faustische Probleme, aber seine Begabung entspringt aus erworbener Bildung, nicht aus angeborener elementarer Kraft.

Am 22. April 1830 nahm August v. Goethe Abschied von seiner Familie, um seine Reise nach Italien anzutreten, von der er nicht zurückkehren sollte; am 22. März 1832 schied der Großvater vom Leben. Die Vormundschaft suchte in wohlmeinender Fürsorge strenger in der Erziehung der Kinder durchzugreifen, trotz des Widerstandes der Mutter setzte sie es durch, daß Wolf im Herbst 1835 nach Schulpforta geschickt wurde, aber schon zu Weihnachten kehrte der reizbare Jüngling heim, abgestoßen von dem derb-männlichen Geiste der Anstalt, weniger verschüchtert als verstockt. Neue, heftigere Conflicte der Mutter mit der Vormundschaft führten zu einem Ausgleich: Wolf blieb dem Familienleben erhalten, trat aber Ostern 1836 in die Obersecunda des Weimarischen Gymnasiums ein.

Deutlich zeigt sich hier, wie verschieden die Genien waren, die das Leben des Enkels und das des Großvaters leiteten. Der Großvater der Götterliebling, dem alle Dinge zum Besten dienten, der Enkel ein „Ritter Unstern“ — jeder Zustand schlägt ihm zum Unsegen aus. Wolf ist recht eigentlich die problematische Natur, wie sie der bekannte Ausspruch des Großvaters geschildert hat, von jeder Lebenslage werden ihm nur die Schattenseiten zu Theil. Die Trennung von der Mutter war ihm nicht fördersam gewesen, ihre Nähe war ihm unheilvoll. Schon darum, weil der frauenhafte Zug seines Wesens sich vertiefte und vorherrschend wurde: frauenhaft ist er in seinen Vorzügen und Schwächen, in der fliegenden Hitze großer Pläne und der schnell erlahmenden Kraft bei der Ausführung, in Edelsinn und Eigensinn, nicht am wenigsten in dem naiven Egoismus des subjectiven Gefühls, mit dem er in späteren Jahren den berechtigten Forderungen nach dem Nationalgut des Goethe'schen Nachlasses auswich. Dann und vor allem darum, weil er, selbst eine sinnlich erregbare Natur, mit einem Verständniß für erotische Beziehungen, das durch frühen und häufigen Theaterbesuch geschärft worden war, die Mutter von leidenschaftlichen Erregungen umhergeworfen sehen mußte, die Mutter, die er über alles liebte, weil er von ihr, der alternden Frau, die nicht resigniren wollte, den Namen Goethe, der ihm das Höchste auf der Welt war, dem begründeten Gespött der Gesellschaft preisgegeben sah. Niemals freilich hat er es über sich vermocht, seiner Verurtheilung dieses würdelosen Gebahrens Ausdruck zu geben, wie er auch später, als Ottilie v. Goethe das nicht unbeträchtliche Vermögen der Familie vertändelt hatte, mit Schweigen die peinliche Dürftigkeit auf sich nahm, in die eine kindische Verschwendung ihn gestürzt

hatte. Ein Anderes aber hat selbst ihm bittere Worte auf die Lippen gelegt, das Bewußtsein, wie wenig die Erziehung der Mutter ihn für das Leben gestählt habe. „Du weißt ja, wie wir durch unsere Mutter auf das Edle, auf große Gesinnung dressirt worden sind", dieser herbe Ausspruch, den er als Mann einer vertrauten Freundin gegenüber gethan, charakterisirt das nichtige, hohle Treiben Ottiliens, die sich an erhabenen Vorstellungen berauschte, die mit ihrem Phrasenschwall auch den Sinn ihrer Söhne betäubte und sie untüchtig machte, das Gemeine, Allgemeine des Lebens zu erfassen. Es ist bezeichnend für Wolf, daß nur die Gewißheit, durch solchen ausgeblasenen Idealismus wahrem Menschenwerth entfremdet worden zu sein, daß nur sie ihm ein scharfes Wort über die Mutter entlocken konnte; über die Schädigungen, die seine äußere Existenz betrafen, schwieg er. Er schwieg, aber er zog sich in sich selbst zurück, versteckte sich vor der Welt, an deren Urtheil er nur mit Beschämung denken konnte. Daß aus dem heiteren offenen Kinde ein menschenscheuer Mann geworden ist, daran tragen die Verfehlungen der Mutter einen großen Theil der Schuld; schon als Primaner zog Wolf es vor, einsam für sich im Gartenhause vor der Stadt zu wohnen. Freilich hatte er damals noch einen weiteren Grund, der ihn die Stille suchen ließ: December 1836 hatte er die ersten Anfälle jener Krankheit zu überstehen, die in mannichfaltigen Aeußerungen, wenn auch mit zeitweiliger Unterbrechung, ihn durch sein ganzes ferneres Leben begleitet hat, der zu Grunde lag die Nervenzerrüttung eines im Niedergange begriffenen ausgelebten Geschlechtes. Auf mehrmonatlichen Bade- und Erholungsreisen suchte er Heilung und die Fähigkeit, dem Maturitätsexamen zustreben zu können; er bestand die Prüfung mit Auszeichnung am 18. September 1839.

Von 1839—1845 studirte Wolf Jurisprudenz und Philologie in Bonn, Jena, Heidelberg, Berlin und promovirte Anfang 1845 in Heidelberg zum Dr. juris. Aus dieser Zeit stammen seine ersten Veröffentlichungen.

Ganz conventionell sind die „Studenten-Briefe. Erstes Semester. Briefe und Lieder eines alten Burschen und eines krassen Fuchses", die 1842 in Jena bei Friedrich Frommann erschienen sind, ein dünnes Heftchen in Octav von 72 Seiten. In der alt-bequemen Briefform werden Interessen des akademischen Lebens behandelt, in etwas gar zu abstract doctrinärer Weise, auch sind es mehr die allgemeinen, gewissermaßen zeitlosen Probleme deutschen Studententhums, die zur Besprechung stehen, als die individuellen Strömungen und Bestrebungen der damaligen Studentenschaft: der politischen Erregung wird nicht gedacht. Erfreulich sind hübsche Naturschilderungen, weniger angenehm wirkt hier und da ein forcirt burschikoser Ton, zu solchem gelegentlichem Bierbaß taugt das weiche Organ des Briefschreibers nicht. Des Büchleins Bedeutung liegt in seinem autobiographischen Charakter, es ist das eigene ideale Streben, das Wolf G. schildert, die eigene Unbefriedigung, die eigenen Liebesregungen. — Im Gegensatz zu diesen „Studenten-Briefen" tragen die folgenden Erzeugnisse genau bestimmtes Gepräge, ein Gepräge, das sonderbar genug im Jahrzehnt der Revolution anmuthet, und nichts kennzeichnet besser des jungen Dichters einsiedlerische, weltfremde Denkweise, als in einer Epoche, da nur ein Jahr später die gellenden Stimmen der Zeit sich zu Freiligrath's „Ça ira" vereinigten, als Nur-Dichter, Nur-Denker auf den Markt hinauszutreten, der von Politik und Tendenzgeschrei widerhallte, das Banner der Romantik noch einmal zu erheben genau in dem Zeitpunkt, da sich Heine anschickte, der Romantik das „letzte freie Waldlied" im Atta Troll zu singen. Wie im Leben, so ist auch in der Dichtung Wolf G. nur der kümmerliche

Sproß absterbender Geschlechter gewesen, und jenes scharfe Urtheil, das einst der Großvater über romantische Kunst und Lebensauffassung gefällt hat: „Classisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke“, ungerecht in dieser Verallgemeinerung, hat sich für den Enkel als nur zu treffend erwiesen.

„Der Mensch und die elementarische Natur“, 1845 im J. G. Cotta'schen Verlag zu Stuttgart und Tübingen erschienen, zerfällt in drei „Beiträge“, deren jeder für sich entstanden und dann auch gesondert für sich in Einzeldruck gegeben worden ist. Schon diese Methode ist romantisch, einer Frage nach einander auf philosophisch-wissenschaftlichem und auf dichterischem Wege nachzugehen. Der erste „Beitrag“ hat dem ganzen Buche den Titel gegeben, er stellt eine historisch-kritische Untersuchung dar, die zuerst 1844 in Jena bei Frommann herausgekommen ist, eine Charakteristik der im Laufe der Zeiten vielfach modificirten Anschauung des Menschen von seinem Verhältniß zur Natur. Mit raschen Schritten, nur selten bei besonders verehrten Denkern verweilend, eilt die Darstellung aus der Periode des Polytheismus zur jüngsten Gegenwart herab, mit großen Zügen wird die Auffassung umschrieben, die jeweilig herrschend gewesen ist. Das Interesse an der Frage, wie der Mensch seine Stellung zur unbeseelten Natur betrachtet habe, wie er sie betrachten solle, konnte nur romantischer Geistesrichtung entspringen. Das war eben der Fortschritt der Romantiker über die classische Weltanschauung gewesen, erkannt zu haben, wie der Kreis sittlicher Beziehungen nicht auf die Gemeinschaft der Menschen unter sich beschränkt sei; in der Ahnung einer uranfänglichen Verwandtschaft zwischen der Natur des Menschen und der der Elemente hatten sie die Wechselwirkungen beider zu erkennen und poetisch zu fixiren gesucht. Schelling's Identitätsphilosophie ist der systematische Ausbau dieser Speculationen. Wolf G. war in Berlin Schelling's begeisterter Schüler geworden, seine Arbeit steht ganz unter dem Einflusse seines Lehrers. Natur und Geist sind auch ihm identisch im Absoluten; die polaren Gegensätze, in die die ursprüngliche Einheit auseinander getreten ist, streben unablässig nach Wiederverbindung. Wie im Menschen ein unverdrängliches Bedürfniß einer höheren Vereinigung mit der Natur lebendig ist, so hebt sich die Natur dem Menschen in Sehnsucht entgegen, ihre Kräfte, ihr Lebensprincip — Wolf spricht von der S e e l e der Natur, wie Schelling von der Weltseele — wirken beständig auf das menschliche Dasein in allen seinen Formen. Den Juristen interessirt namentlich die Abhängigkeit des Rechtslebens von der Natur; daß dabei das deutsche Recht des frühen Mittelalters die Hauptaufmerksamkeit auf sich lenkt, ist nur selbstverständlich bei dem Romantiker, dem auch sonst die germanistischen Studien der Romantik nicht fremd geblieben sind. Weiß er doch sogar einen Vers Neidhart's in mittelhochdeutscher Fassung zu citiren. — Durchaus der juristischen Seite des Problems ist der zweite „Beitrag“ gewidmet: „De fragmento Vegoiae, cuius sit momenti in tractandis antiquitatibus iuris romani, dissertatio“. Es ist Wolf Goethe's Doctordissertation, als solche zuerst Heidelberg 1845 erschienen. Sie beschäftigt sich mit dem altetruskischen Agrimensorenfragment des Vegoia, in dem die Unverletzlichkeit der Ackergrenzen auf Jupiters unmittelbare Willensäußerung zurückgeführt wird. Gewissenhaft angeführte Litteratur läßt den weiten Umkreis überschauen, den der fleißige Student nach Parallelen zu jenem italischen Gesetze durchschritten hat, Sprache und Weisheit der Indier, durch Friedrich Schlegel vermittelt, wird ebenso herangezogen als Deutsche Mythologie und Deutsche Rechtsalterthümer, wie er sie aus Jacob Grimm's Untersuchungen kennen gelernt hatte, die Vorliebe für romantisch-germanistische Forschung ist unverkennbar.

Was aber der erste Beitrag in der abstracten Form eines philosophischen

Aufsatzes zum Ausdruck bringt, das hatte schon lange im Geiste des Verfassers nach plastischer Gestaltung durch ein Dichterwerk gerungen. Nach den Jahreszahlen, die auf dem Zwischentitel stehen, ist der dritte, umfangreichste „Beitrag“ in den Jahren 1839—1842 entstanden, das lyrische Drama „Erlinde“. Die alte Melusinensage, die in Fouqué's „Undine“ 1811 in lieblichster Neudichtung aufgelebt war, ist hier zur Trägerin Schelling'scher Naturphilosophie gemacht worden. Das Verlangen der Elemente nach der gottgewollten Vereinigung mit dem Menschen, ihre Sehnsucht nach Neubegründung der anfänglichen Harmonie, die durch Kirchenwahn und Teufelsglauben vernichtet worden ist, wird in der Nixe Erlinde symbolisirt, die aus den Wellen der Ilm aufsteigt, um sich mit Eginolph, dem Grafen von Berka, zu verbinden. Aber die Menschheit erweist sich in ihrem Repräsentanten noch nicht reif zu solchem innigem Verkehr; Eginolph, durch Priesterwort mit Heilwig verbunden, schwankt haltlos zwischen seiner Gemahlin und Erlinde hin und her, zwischen beschränktem Gehorsam gegen die Kirchensatzung und freier Hingabe an die Natur. Befangen in der finsteren Mönchslehre, die in der Natur das Reich des Teufels sieht, vermag er sich nicht zur Ueberzeugung von dem göttlichen Lebensprincip der Elemente zu erheben, zur Ueberzeugung, daß kein noch so liebevolles Umfassen der Natur Sittlichkeit und Religion verletze. Wie Fouqué's Undine ihre elementarische Herrlichkeit freudig verläßt, um einer Seele theilhaftig zu werden, wie sie die Taufe in demüthigem Schauer empfängt, so bekennt sich auch Erlinde zu einer von Menschenzuthat freien Form des Christenthums, ihrem Wesen ist lauterste Religion zu eigen, denn Religion ist ja doch selbst nur Aeußerung einer elementarischen Kraft, einer psychologischen. Eginolph's Herz nur ist zu enge, sein Geist zu pfäffisch verdumpft, um Religion und Naturverehrung, die Liebe zu Heilwig und die Leidenschaft für Erlinde zu reinem Einklang, zu schönem Doppelglück zu verschmelzen — da raffen ihn denn die erzürnten Naturgewalten hinweg, und auch Erlinde muß ihr verfrühtes Vertrauen mit langem elementarischem Schlummer büßen. Doch scheidet sie nicht, ohne ihrer Hoffnung auf einen „Bruder des Gekreuzigten“ Ausdruck gegeben zu haben, der Mittler werde zwischen Natur und Menschen, wie Christus Versöhner zwischen den Menschen und Gott gewesen ist — die „Johanneskirche“, die Schelling in der Zukunft aufgerichtet sah, in der alle Gegensätze verschwunden sein werden, steigt am Horizonte auf: „An Johannes“, so lautet die Widmung des Dramas.

Es ist dem Dichter nicht gelungen, den Grundgedanken seines Werkes, wie er hier dargestellt worden ist, mit wünschenswerther Deutlichkeit herauszuarbeiten. Vielmehr hat er ihn selbst zugedeckt durch das dilettantenhafte Bestreben, das Verhältniß des Menschen zur Natur möglichst nach allen Seiten hin zu beleuchten. Da ist des Grafen Knappe Engelram, die beliebte Pansa-Folie des Helden, der sich von übermüthigen Nixen nasführen läßt; da ist der Bruder Felix, den das Wunder, das an ihm geschehen ist, hundert Jahre in einer Stunde zu verleben, in geistigem Hochmuthe nur verstockt hat, der für seine mönchische Verachtung der Natur durch Fall und Sinnenschuld bestraft wird; da ist vor allem der Sänger des Grafen, Kurt der Langenwiesner, den trotz treuen Suchens die Natur nicht annimmt, den aber der „weise Meister“, eine nebelhafte Klingsorgestalt, wie sie durch die romantischen Dichtungen zu wandeln liebt, dem Ideal romantischer Geistesausbildung zuzuführen sucht. Vertraute Freunde des Dichters haben in Kurt ein Selbstporträt Wolf Goethe's zu finden geglaubt, die Figur des „weisen Meisters“ hat Züge von der Persönlichkeit Schelling's geborgt. Ihren Gesprächen, in denen höchste Fragen der Menschheit verhandelt werden, Klarheit und folge-

rechte Durchführung zu ertheilen, hat weder des Dichters poetische Kraft noch die eigene philosophische Bildung ausgereicht.

Das Grundgebrechen der „Erlinde“ liegt darin, daß die Schuld des Helden, die seinen Untergang herbeiführt, vom moralischen Gebiet auf das intellectuelle hinübergespielt wird, daß er für einen Irrthum büßt, der ihm mit seinem Jahrhundert gemein ist — Eginolph fällt, weil seine Erkenntniß sich nicht aus den Schranken seiner Zeit hervorgehoben hat. Die formale Unzulänglichkeit der Dichtung, dieser losen Folge selbständiger Scenen, kommt der materialen gegenüber kaum in Betracht. An trefflichen Einzelheiten freilich ist kein Mangel. Seine Gabe anschaulicher Naturschilderungen hat Wolf auch hier aufs schönste bewährt; liebevolles Versenken in das Wesen und Weben der Elemente befähigte ihn zu glücklichen Personificationen, so daß Fouqué's Kühleborn kaum sicherer geschaut und dargestellt ist als die Wellenkindelein, in denen die kurzen, schnellen, spielerischen Wogen der kleinen Ilme personificirt werden. Die Gewandtheit der Sprache, die Fülle des Wortes, die Herrschaft über Ausdruck und Reim sind erstaunlich; wäre die Sprache nur nicht zu glatt, die Diction zu beredt, der Ausdruck zu abgeschliffen: die Vorzüge des Epigonen sind es, über die der Dichter verfügt, es ist die technische Fertigkeit, die ein feingebildeter Geist als mühelos erworbenes Erbgut von der schweren Arbeit der Vorgeschlechter übernimmt. Und so trägt die politisch-reale Tendenz der Zeit nicht allein die Schuld daran, daß „Erlinde“ den erhofften Erfolg nicht gefunden hat.

Wolf hat die schwere Enttäuschung, die ihm aus der Ablehnung seines Erstlingswerkes erwachsen ist, niemals verwinden können, dieser Mißerfolg hat nach seinem eigenen Geständniß großen Einfluß auf sein ganzes Leben ausgeübt. Nach welcher Richtung hin, ist unschwer zu erkennen. Mit Stolz hatte er sich bisher als den geliebten Enkel des Mannes gefühlt, dem als Dichter das deutsche Volk keinen Ebenbürtigen zur Seite zu stellen hatte, seinem jugendlichen Ehrgeiz war es ein lockendes Ziel gewesen, diesem Manne nachzustreben, den Namen „Goethe“ zu *verdienen*, die räumlich-verwandtschaftliche Nähe der Personen hatte auch die Nähe solches Zieles vortäuschen gedurft — nun aber sah er sich schonungslos über die Grenzen seiner Kraft aufgeklärt, sah seinen Traum zerstört, und jener erhabene Name, dessen durch Thaten würdig zu sein er verzweifelte, wurde ihm zur Pein. Nun erkannte er sich als den dürftigen Zwerg, vom Schicksal in ein stolzes Prunkgewand gesteckt, das mit schweren Faltenmassen ihn zu erdrücken droht; nun kamen die dunklen Stunden, in denen er dem Gedanken an seine erlauchte Abstammung gegenüberstand wie der zahlungsunfähige Schuldner dem dringenden Gläubiger. Im Verhältniß zur Mutter war die Unbefangenheit längst gestört, nun schwand sie auch dem Andenken an den Großvater: ohne Bitterkeit konnte die Erinnerung an ihn fürder nicht mehr sein. Und für die Welt schloß Wolf sich vollends zu. Hatte er früher schon, namentlich in der reizbaren Stimmung physischen Unbehagens, die Neugier als lästig empfunden, die dem Nachkommen Goethe's wie „einem wilden Thiere“ folgte, so ward sie ihm von nun an ganz und gar unerträglich, weil sie die Vorstellung in ihm wach erhielt, die er gern für immer vergessen hätte, und mit wachsender Erregung fühlte er, der kein Goethe sein konnte, durch diese aufdringliche Theilnahme sich daran verhindert, ein namenloser Mensch zu sein. In der Bewunderung für den Großvater argwöhnte er die Kritik der eigenen Leistung, andererseits mochte er sich für berechtigt halten zu glauben, daß die Verehrung für den Großvater ein größeres Wohlwollen für des Enkels Schaffen hätte zur Folge haben dürfen. So im Tiefsten verletzt und jeder tröstenden Zuversicht des inneren Werthes

beraubt, verstrickte er sich mehr und mehr in Menschenflucht und Weltscheu; es hat sich an ihm das schlimmste Verhängniß erfüllt, durch treue Arbeit nicht gefördert und befreit, nur gehemmt und gefesselt zu werden.

Die geistigen Anstrengungen der letzten Studentenjahre hatten höchst ungünstig auf Wolfgang's Gesundheit eingewirkt. Seine nervösen Leiden traten mit erneuter Heftigkeit auf und suchten ihn mit unerträglichen neuralgischen Gesichtsschmerzen heim. Sie zu lindern begab sich der Kranke nach geschehener Promotion in die heißen Bäder von Capri, die keine Heilung brachten. Fünf qualvolle Jahre folgten. In „körperlicher Verzweiflung“, während der ersten Zeit unfähig, das Gesicht auch nur zu bewegen, zwei Mal dem Tode nahe, so brachte Wolf die Jahre zu, gepflegt von der Mutter, die selbst leidend war. Die drei ersten Winter verlebte er in Rom, die beiden letzten in Wien, wohin Ottilie v. Goethe ihren Wohnsitz verlegt hatte; Frühling und Sommer hielt er sich von 1848 ab mehrfach in Freiwaldau bei Prießnitz auf, um dessen Wassercur zu gebrauchen. Der Winter 1850/51 fand ihn wieder in Rom. Familienangelegenheiten führten ihn 1850 und 1851 im Sommer nach Weimar, wo er vom Großherzog Karl Friedrich zum Kammerherrn ernannt wurde; sein Befinden hatte sich inzwischen so weit gebessert, daß zu gleicher Zeit ernstlich der Gedanke an eventuellen Eintritt in den weimarischen Staatsdienst erwogen werden konnte. Bereits im August 1844, da Wolf noch in Berlin studirte, hatte der Erbgroßherzog Karl Alexander dieserhalb bei seinem Jugend- und Spielgefährten anfragen lassen; damals hatte Wolf, ein kranker Mann schon damals, keine entscheidende Antwort geben können, jetzt war überhaupt nur ein ablehnender Entschluß möglich: ein Dreißigjähriger, konnte er bei seinem schwankenden Gesundheitszustand nicht daran denken, sich der Anstrengung des erforderlichen Staatsexamens zu unterziehen. So suchte er in der preußischen Diplomatie Anstellung. Prinz Wilhelm von Preußen verwandte sich für ihn, zweifellos bestimmt durch seine Gemahlin Augusta, die weimarische Prinzessin; auch Alexander v. Humboldt, mit Varnhagen einer der wenigen, die dem Dichter der „Erlinde“ ein freundliches Wort der Anerkennung gegönnt hatten, trat für ihn ein: als Gesandtschaftsattaché kehrte Wolf G. Frühling 1852 in das geliebte Rom zurück. Eine neue Periode begann für ihn, die Periode praktischer Wirksamkeit, und gleichsam als ob er ihre Schwelle als ein neuer Mensch hätte überschreiten wollen, als ob er vorher hätte abthun wollen, was ihn früher im phantastischen Spiel seiner Dichterträume bewegt hatte, hat er im Jahr vorher eine Sammlung seiner Poesien, seine letzte dichterische Gabe, erscheinen lassen: „Gedichte von Wolfgang von Goethe. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1851“. Gar wenig Erfreuliches bietet dieses Büchlein, so schmächtig es ist. Entstanden in kraftlosen Stunden jener fünf Leidensjahre, bringt es matte Empfindungen, blasse Gedanken, elegische Eintönigkeit — Reconvalescentenpoesie. Selbst zum vollen Seufzer des Schmerzes wagt die kranke Brust sich kaum auszuweiten. Dafür findet sich viel Triviales, Abgeschmacktes. Sieht man, wie Wolf sich nicht selten damit begnügt, statt eines Gedichtes zwei reimlose Zeilen zu geben, nur den Schluß eines Gedichtes, die Pointe, die dann in naiver Selbstgefälligkeit die ganze Buchseite für sich in Beschlag nimmt, so möchte man ihm fast die Absicht romantisch-souveräner Verhöhnung des Publicums unterschieben — aber solche Opposition verlangt Kraft und Selbstgefühl; oder den Gedanken bitterer Selbstironie — aber dazu gehört der traurige Muth, der Kunst selbst zu spotten. Die metrische Form ist auch in den „Gedichten“ nicht zu tadeln; Ghaselen, streng gebaut nach Platen'schem Muster, einwandfreie Sonette legen Zeugniß ab von der Bildung ihres Verfassers. Eben die Sonette, namentlich die

„Römischen“, entziehen sich inhaltlich einigermaßen dem Werthurtheil über das Buch im ganzen, und autobiographisch ist das zwölfte von ihnen bedeutungsvoll, indem es in einer Vorstellung wurzelt, mit der Wolf in der römischen Leidenszeit, durch körperliche Schmerzen seelisch niedergedrückt, zu spielen geliebt, in der Vorstellung vom Uebertritt zum Katholicismus, ja zum katholischen Priesterthum. Er war ein Nachfahr der Romantiker, das durfte selbst in gelegentlich so ausgeprägter Hinneigung zum Glauben des Mittelalters nicht unausgesprochen bleiben; einer gewissen unentschiedenen, läßlichen Haltung Rom gegenüber hat Wolf sich zeitlebens nicht entschlagen können. Doch war er nicht umsonst ein Enkel jenes freien modernen Geisteshelden, der niemals müde geworden war, in Kunst und Wissenschaft zu protestiren, und so hat er sich, helleren Sinnes und erneuerter Kraft, auf sein Erbgut protestantischer Ueberzeugung immer wieder zurückbesonnen, hat sogar, wie ein eingeweihter Freund zu berichten weiß, später, Ende der fünfziger Jahre, lieber der Verbindung mit einem theuren Weibe entsagt, als die Kinder aus dieser Ehe, dem kirchlichen Bekenntniß der Mutter entsprechend, katholisch werden sehen zu müssen. Es war die Zeit, in der ein ständig wachsender Ultramontanismus die Erinnerung an den Streit über die Mischehen nicht zur Ruhe kommen ließ.

Durch den Ultramontanismus hatte Wolf sich schon vorher eine andere Geliebte entfremdet gesehen — sein „einzig Lieb“, wie er sie in seinen Gedichten genannt hatte, sein Rom. Den Aufgaben seiner diplomatischen Stellung war er im allgemeinen gerecht geworden, selbst als ihm in Abwesenheit des Gesandten zeitweilig die Führung der Geschäfte zugefallen war; April 1854 hatte er den Charakter eines Legationssecretärs erhalten. Aber das Mißtrauen, mit dem man sich seit Anfang der fünfziger Jahre im Vatican gewöhnt hatte, in der preußischen Gesandtschaft ein Institut protestantischer Propaganda zu wittern, war nur zu sehr geeignet, ihm seine Stellung zu verleiden, um so leichter, als zu gleicher Zeit neue Anfälle seines alten Leidens ihn mit nervöser Verstimmung und krankhafter Ungeduld heimsuchten. So wurde er denn persönlich in Berlin wegen seiner Versetzung vorstellig, im Juni 1856 erfolgte seine Ernennung zum etatmäßigen Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Dresden. Das Schillergedenkjahr 1859 brachte am 28. August, am Geburtstage des Großvaters, dem Enkel die Erhebung in den erblichen Freiherrnstand. Von seinem Aufenthalt in Dresden fühlte Wolf sich noch weniger befriedigt als von dem in Rom, weder das Klima noch die Gesellschaft noch seine Thätigkeit sagten ihm zu, daher richtete er von Wien aus, wohin er im Herbst 1860 zur Erholung gegangen war, an den Minister das Ersuchen, seine in Aussicht gestellte Beförderung und Versetzung im Urlaub abwarten zu dürfen. Ende 1860 erhielt er den Titel Legationsrath, in den activen Dienst ist er nicht wieder zuückgekehrt.

Acht Jahre nur hat Wolf's amtliche Wirksamkeit gedauert; es ist die dürrste Zeit in diesem früchteleeren Leben gewesen. Dem phantastischen, sensitiven Sonderling war nichts weniger verliehen denn das Haupterforderniß des Diplomaten, reale Verhältnisse zu erfassen, zu beherrschen. Was auch im einzelnen den Ausbruch seiner Mißstimmung hervorrufen mochte, diese Mißstimmung selbst war doch nur das Ergebniß der Unfähigkeit einer problematischen Natur, ihrer Lage gerecht zu werden. Den Erscheinungen der Wirklichkeit stand er fremd gegenüber, sein Reich war das Gebiet geistiger Gestalten, sei es nun, daß er selbst als Dichter sie aus dem Nichts hervorrief, oder als Gelehrter sie in historischen Forschungen aus der Nacht der Vergangenheit wieder auftauchen ließ. Den geschichtlichen Studien hat er den Rest seines Lebens gewidmet. Hier wurde er mit seinen Interessen seßhaft, in der äußeren

Existenz hingegen mußte er unstäter sein als je zuvor. Wien, fürs erste sein eigentlicher Wohnsitz, sah ihn verhältnißmäßig selten. Zur Bekämpfung seiner Krankheit mußte er die Bäder Böhmens aufsuchen, seine Stellung als weimarischer Kammerherr legte ihm die Verpflichtung auf, am Hofe in Weimar und Wilhelmsthal zu erscheinen, zu gelehrten Zwecken bereiste er Oberitalien oder hielt sich zeitweilig in Jena auf. Das wissenschaftliche Interesse war schon in seinen ersten italienischen Jahren historischen Problemen zugekehrt gewesen, aber es hatte seinen Hauptreiz für Wolf vornehmlich von der romantisch-poetischen Tendenz der in Aussicht genommenen Aufgaben geborgt, die alle mehr oder weniger darauf hinausliefen, die Nachwirkung vorchristlichen Glaubens in Satzungen und Gebräuchen des Christenthums nachzuweisen: wie „Erlinde" den Gegensatz zwischen der Kirche und der heidnischen Personification der Elemente dargestellt hatte, so sollte nun ihre thatsächliche Verschmelzung aufgedeckt werden. Noch als Wolf Ende 1849 nach manchem anderen den Plan gefaßt hatte, die „erhaltenen Bruchstücke eines der letzten Bücher des Dio Cassius" zu commentiren, eine Arbeit, in deren Mittelpunkt Heliogabalus stehen sollte, gedachte er sein Thema als Denker, Gelehrter und Dichter anzugreifen, in innigerer Verschwisterung dieser drei Anschauungsweisen als es in der „Trilogie": „Der Mensch und die elementarische Natur" geschehen war. Collectaneen wurden gesammelt, Excerpte gehäuft, Localstudien betrieben — von all den Vorsätzen, die sich in seinem regsamen Geiste drängten, ist nichts zur Ausführung gelangt; denn was ihnen früher zur Empfehlung gedient hatte, ihre dichterische Seite, mußte sie in gleichem Maße entwerthen, wie Wolf seinem Dichtertraum mehr und mehr entsagte. Er resignirte, das rein wissenschaftliche Interesse behielt die Oberhand, greifbare Ergebnisse traten nun zu Tage. Es war eine Untersuchung über „die italienischen Bibliotheken bis zum Jahre 1500 und ihre Verzeichnisse", von der Wolf Anfang der sechziger Jahre angelockt wurde und von da an bis zum Ende seines Lebens festgehalten worden ist, freilich nicht, ohne daß dieses Thema mehrfache Verschiebungen zu erfahren gehabt hätte. Man kann es als typisch für seine Gemüthsverfassung betrachten, die sich bald in weitfliegendem Enthusiasmus über alle Schwierigkeiten hinwegsetzte, bald muthlos in sich selbst zurückzog, wie er seine Aufgabe bald erweiterte, bald beschränkte. Die Studien, die den italienischen Bibliotheken im allgemeinen gelten sollten, concentrirten sich auf die Büchersammlung des Cardinals Bessarion vor ihrer Constituirung als die Marcusbibliothek Venedigs, dehnten sich aus von da zu einer Betrachtung des gesammten Wirkens des Bessarion, zogen sich zusammen zu einer Monographie über den Antheil des Cardinals am Einigungsconcil zu Florenz. In dieser seiner letzten Beschränkung war das Werk im August 1869 bis auf einen geringen Rest so weit gediehen, daß der Verfasser, der seine Arbeit gern bald gedruckt gesehen hätte, das Manuscript einem bewährten Freunde, dem hallischen Kirchenrechtslehrer Otto Mejer zur Begutachtung unterbreiten konnte, mit der Bitte, ihm einen Verleger zu besorgen. Mejer mochte die Verantwortung nicht auf sich nehmen, dem Werke, wie es ihm vorlag, den Weg in die Oeffentlichkeit zu bahnen. Er verkannte nicht die unsägliche Mühe, die daran gewendet worden war, die „eingehendste, ernsthafteste, treueste, gelehrteste Forscherarbeit", aber er vermißte mit Recht die wissenschaftliche Verarbeitung des zusammengetragenen Stoffes. Und damit war denn das Grundgebrechen des Werkes getroffen, mit dem es schon in der Conception behaftet worden war; denn Wolf's Absicht ging eben von vornherein nur auf bloße „Zusammenstellung, Inventarisirung und theilweise unmittelbare Nutzbarmachung der über Bessarion bereits durch den Druck veröffentlichten, in den verschiedensten Werken zerstreuten Schriftstücke" aus; ein

Mann der Extreme, hatte er es bei seiner principiellen Abkehr von dichterischer, künstlerischer Behandlung mit Absicht vermieden, seinen Untersuchungen einen bestimmten Abschluß zu verleihen — so war denn seine Arbeit eben nur Apparat, eine „kaum zu überblickende Menge von Einzelheiten höchst verschiedener Bedeutung“. Mejer erklärte sich außer Stande, für den Freund etwas zu thun; Wolf's Enttäuschung war furchtbar. Sein Werk in der Weise, wie es Mejer als nöthig bezeichnet hatte, umzuarbeiten, mangelte ihm die Kraft, war er doch nicht einmal fähig, den bislang fehlenden Schluß hinzuzufügen, da entschloß er sich, es als Manuscript bei Frommann in Jena drucken zu lassen: „Studien und Forschungen über das Leben und die Zeit des Cardinals Bessarion 1395—1472. Abhandlungen, Regesten und Collectaneen von Wolfgang von Goethe. I. Die Zeit des Concils von Florenz. Erstes Heft. (Als Manuscript gedruckt.)“ 8°. VI, 222 S. Im Jahre 1873 hat er dann noch ein Handschriftenverzeichniß des Paduaner Klosters Sancta Justina von 1462, das er Winter 1863 in der Municipalbibliothek zu Padua gefunden hatte, bei Frommann in Druck gegeben, womit er den ersten Band der geplanten „Verzeichnisse italienischer Bibliotheken des Mittelalters“ zu eröffnen gedachte; an der Einleitung dazu hat er bis zu seinem Tode gearbeitet, ohne zur Vollendung zu gelangen. Seinen gesammten wissenschaftlichen Nachlaß hat er testamentarisch der Universität Jena überwiesen.

Spärlich beachtet ging „Bessarion“ vorüber, die poetischen Versuche waren längst der Erinnerung der Mitwelt entschwunden, seine persönliche Existenz barg Wolf in scheuer Abgeschiedenheit, dennoch war er der Welt, der wissenschaftlichen wenigstens, nicht vergessen. Aber wenn sie seiner gedachte, des Mannes, dem seine Freunde stets nur aufrichtige Verehrung dargebracht haben, so geschah es nicht in wohlwollender Gesinnung: die furchtsame, engherzige Art, wie er und sein Bruder Walther ihr Amt als Hüter des großväterlichen Nachlasses ausübten, war nicht geeignet, ihnen neue Freunde zu erwerben. Wer immer bei ihnen um Materialien aus dem Goethearchiv anklopfte, sah sich abgewiesen. Unter ihrer Obhut war der reiche Schatz kein lebendiges Gut, aus dem sie mit freigebiger Hand austheilten, sondern ein ängstlich verhülltes Geheimniß, den Besitzern selbst nicht ein Ehrentitel, nur eine todte schwere Last, eine Quelle des Aergernisses, nicht freudiger Erhebung. Schon als nach Goethe's Tode der Kanzler Friedrich v. Müller, der gemäß des Dichters letztwilliger Verfügung die Verwaltung des Archivs übernommen hatte, sein Recht der Schwiegertochter des Abgeschiedenen gegenüber in schroffer Weise zur Geltung brachte, mußten die Söhne die der Mutter widerfahrenen Kränkungen aufs schwerste mitempfinden — fand doch Ottilie einmal die Räume, in denen sie dem „Vater“ so oft Gesellschaft geleistet, in denen sie ihn in seinen letzten Stunden gepflegt hatte, mit einem Vorlegeschloß abgesperrt! Und in ihren zartesten Erinnerungen durften sich die Hinterbliebenen verletzt fühlen, wenn in den Folgejahren die Stätten einstigen traulichen Verkehrs fremder Neugier geöffnet wurden. Daher stellten im Mai 1840 Walther und Wolf den Antrag, daß des Großvaters Zimmer und Sammlungen fürderhin nicht mehr besichtigt werden dürften, und die Regierung als Obervormundschaft entschied am 26. Juni 1840 in diesem Sinne. Die Brüder fürchteten Indiscretionen, sie fürchteten für die Erhaltung des Archivs. Nicht mit Unrecht. Schriftstücke fehlten, selbst der Kanzler hatte sich eigenmächtige Schmälerung des Bestandes erlaubt. Im August 1842 — Wolf war ein Jahr vorher mündig geworden — kamen die Brüder bei der Regierung darum ein, daß ohne ihre Einwilligung weiterhin nichts mehr aus dem Archiv ausgeliehen werden dürfe, es war ein Act der Nothwehr gegen Müller, der in der Ueber-

legenheit seines kühl-praktischen Wesens ihre Erbitterung aufs schärfste gegen sich herausgefordert hatte. Es war ihm im selben Jahre gelungen, den Deutschen Bund zu dem Entschluß zu bestimmen, das Goethe'sche Haus mit seinen Schätzen um die Summe von 60 000 Thalern als Nationaleigenthum erwerben zu wollen, aber aus Mißtrauen gegen den Vermittler lehnten die Brüder jeden Verkauf ab, und als die Regierung das Gebot des Bundes wenigstens für die noch unmündige Schwester Alma annehmen zu müssen erklärte, kauften sie dieser ihren Antheil an dem Erbe um einen der Schätzung des Bundes entsprechenden Betrag ab. So waren es keine freudigen Erinnerungen, die sich für Wolf mit dem Gedanken an des Großvaters Nachlaß verknüpften. Und das Wichtigste: in diesem Nachlaß verkörperte sich gewissermaßen die dunkle Gewalt, die alle Aeußerungen eigenen selbständigen Lebens zurückdrängte, und die Kette, mit der Wolf sich an den Namen „Goethe" gefesselt fühlte. Den Bedenken, die er jedem Wunsche nach Benutzung des Familienarchivs entgegenstellte, lag zutiefst, wenn gleich ihm selbst unbewußt, der Widerwillen zu Grunde, mit eigener Hand immer neue Steine darzureichen, die sein Dasein zu verschütten bestimmt waren, und damit verbunden die Unlust, seine Persönlichkeit als die Stufe betrachtet zu sehen, über die man in die letzten Räume und Winkel im Leben und Dichten des Großvaters hineindrängen wollte. Nicht übermäßig zahlreich waren daher auch die Veröffentlichungen, die von der Familie selbst veranstaltet wurden. Im J. 1850 gab Karl v. Reinhard im Namen der eigenen und der Familie Goethe's den Briefwechsel Goethe's mit dem Grafen K. F. v. Reinhard heraus; im J. 1851 folgte die Correspondenz mit Knebel, von Guhrauer besorgt, im J. 1863 die mit Karl August, die Vogel geordnet hatte. Besonders war es F. Th. Bratranek, dem die Familie ihr Vertrauen geschenkt hatte; ihm übertrug sie die Bearbeitung des Briefwechsels mit dem Grafen v. Sternberg (1866), der Naturwissenschaftlichen Correspondenz (2 Bände, 1874) und des Briefwechsels mit den Brüdern v. Humboldt (1876). Waren auch alle diese gehaltvollen Publicationen mit großem Danke entgegenzunehmen, so ward darum der Abweisung, die ausnahmelos erfolgte, wenn die Forschung an selbst gewähltem Punkte einsetzen wollte, nichts von ihrer peinlichen Wirkung genommen. Das Goethearchiv blieb verschlossen, sein unermeßlicher Reichthum war verloren — „ist reich vergrabner Urne Bauch?"

Die Beschäftigung mit dem Nachlaß des Großvaters hatte Wolf mehrfach in den letzten Jahren nach Weimar geführt; seitdem die Mutter 1870 endgültig hier ihren Wohnsitz wieder aufgeschlagen hatte, wurde auch für Wolf die Geburtsstadt wiederum zur Heimath. Die kleine Familie bewohnte den Oberstock des Goethehauses. Am 26. October 1872 starb Ottilie v. Goethe; bis zuletzt hatte ihr lebhafter Geist Gäste um sich versammelt, nach ihrem Abscheiden fielen die Söhne gänzlich der Vereinsamung anheim. Wolf's Befinden wurde von Jahr zu Jahr schlechter, die ständigen Badereisen brachten nur unvollkommene Linderung. Nächtliche asthmatische Krämpfe traten hinzu, verbunden mit schweren Angstgefühlen. Der ständigen Nähe und Hülfe eines Wärters konnte der Kranke nicht entrathen. Und da sich im Goethehaus ein Diener nicht unterbringen ließ, siedelte Wolf im Herbste 1879 nach Leipzig über, wo er einen jungen Mann, Namens Thalmann, gefunden hatte, der ihm Pfleger, Secretär, Freund wurde, bei dessen Eltern er lebte. Nicht lange mehr. Am 20. Januar 1883 ist er aus einem Krampfe, der ihn bald nach Mitternacht befallen, nicht wieder zu sich gekommen. Sein Tod ist ihm leichter geworden als sein Leben ihm gewesen war.

Herman Grimm, Goethe's Enkel (Vorrede zur vierten Auflage von „Goethe" 1887). — Géza Kuun, Erinnerungen an Goethe's Enkel (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 84. 24. März 1888). — Otto Mejer, Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt. Weimar 1889. — Ludwig Geiger, Wolfgang Goethe der Enkel (Wissenschaftliche Rundschau der Münchener Neuesten Nachrichten. 42. Jahrg. Nr. 310. 9. Juli 1889). — Lily v. Kretschman, Ottilie v. Goethe und ihre Söhne (Westermann's Monatshefte. 35. Jahrg. 415. Heft). — J. Schwabe, Goethe's Enkel (Deutsche Revue. 16. Jahrg. Decemberheft). — F. Katt, Goethe's Lieblingsenkel Wolf (Burschenschaftliche Blätter. 6. Jahrg. Nr. 9, 10. 1., 15. Februar 1892). — Jenny v. Gustedt, August v. Goethe und seine Söhne (Aus Goethe's Freundeskreise. Braunschweig 1892). — G. Rohlfs, Goethe's Enkel (Deutsche Revue. 22. Jahrg.). — Jenny v. Gerstenbergk, Ottilie v. Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf. Stuttgart 1901. Max F. Hecker.

Gotthardt: Georg G., katholischer Polemiker, Domherr in Passau, † am 6. März 1589. Der Name wird von ihm selbst in der Unterschrift deutscher Briefe Gotthardt geschrieben, latinisirt auf den Titeln seiner Werke Gotthardus und Gothardus. G. wurde zu Ingolstadt als Sohn des Professors an der Artistenfacultät Wolfgang G. († 1564) geboren; das Geburtsjahr ließ sich nicht feststellen. Sein älterer Bruder war der bischöflich passauische Kanzler Johannes G., der zu Speyer während des dortigen Reichstages 1570 starb. G. begab sich, nachdem er schon an der heimischen Universität philosophische Studien gemacht hatte, 1573 nach Rom, studirte hier bis 1576 Philosophie und Theologie und wurde Dr. theol. et phil. Hierauf erhielt er ein Kanonikat im Domcapitel zu Passau, in das er am 19. October 1576 eingeführt wurde. Am 21. April 1577 feierte er seine Primiz. In den ersten Jahren versah er einige Zeit auch die Aemter des Rectors der Domschule und Dombaumeisters. Im März 1584 wurde ihm die Pfarrei Sirning (Sierning) in Oberösterreich übertragen, wo er im Sinne der katholischen Restauration zu wirken suchte, aber nach einem zweimaligen Tumult der protestantischen Partei sich zur Flucht genöthigt sah. Die Pfarrei wurde ihm hierauf vom Bischof und Domcapitel von Passau in einer ihn tief verletzenden Weise wieder entzogen, und diese Angelegenheit hinterließ in ihm eine dauernde Verstimmung gegen den Passauer Bischof Urban von Trennbach, und disponirte ihn dazu, sich bei günstiger Gelegenheit in eine Unternehmung gegen denselben einzulassen. Seit Sommer 1587 finden wir ihn als Vertrauensmann des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, in Unterstützung der Bestrebungen des Herzogs, die Nachfolge im Hochstift Passau seinem Sohne, dem Prinzen Ferdinand (dem nachmaligen Kurfürsten von Köln) zu sichern. Es handelte sich zunächst darum, daß G., gegen eine entsprechende Entschädigung von Seiten des Herzogs, zu Gunsten des Prinzen auf sein Kanonikat resigniren sollte, damit diesem, wenn er erst Fuß im Capitel gefaßt, die Würde des Coadjutors verschafft werden könnte. Bei dem Widerstand des Bischofs Urban gegen die Annahme eines Coadjutors aus dem Hause Wittelsbach wurden die Verhandlungen über Abtretung des Kanonikats ganz geheim geführt. Im J. 1588 erhielt G. auch den Titel eines herzoglich bairischen Raths. Vor Weihnachten 1588 kam er nach München, um die Verhandlungen mit dem Herzog zum Abschluß zu bringen. Er seinerseits verband aber mit seiner Thätigkeit für die Interessen des Herzogs in seiner Verbitterung gegen den Bischof Urban noch eine weitere Action gegen diesen, gegen den er die schwersten Anklagen erhob, die er noch von München aus an den Metropoliten des Passauer Bischofs, den Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich v. Raitenau sandte, dann in derselben schriftlichen Formu-

lirung in Prag, wohin er sich im Januar 1589 von München aus über Regensburg begab, dem dortigen Nuntius einhändigte, der sie nach Rom senden sollte. Inzwischen hatte aber der Erzbischof von Salzburg Gotthardt's Brief an den Bischof von Passau gesandt, und als G. am 1. Februar nach Passau zurückgekommen war, ließ ihn der Bischof am folgenden Tage verhaften und in dem Schloß Oberhaus gefangen setzen. Die hierauf in seinem Hause vorgenommene Haussuchung und Confiscation seiner Papiere lieferte so reichliches Material über seine „Praktiken“, daß der kanonische Proceß wegen Hochverraths gegen ihn eingeleitet werden konnte. Nachdem er aber, das Gefährliche seiner Lage erkennend, in der Nacht des 12. Februar einen mißlungenen Fluchtversuch gemacht und dabei zu diesem Zwecke seinen Wächter erschlagen hatte, konnte ihm auf Grund dieser That der Proceß gemacht und das Ende beschleunigt werden; am 1. März wurde er degradirt, an den beiden folgenden Tagen nochmals inbezug auf die politischen „Praktiken“ verhört und am 6. März hingerichtet.

Gotthardt's schriftstellerische Thätigkeit trägt wesentlich apologetisch-polemischen Charakter und umfaßt folgende fünf Schriften: „Controversia de bonorum operum et sacramentorum necessitate, adversus nostrae tempestatis haereticos duabus orationibus comprehensa“ (Ingolstadii 1577); „Tractatus primus de confessione, quae est altera pars sacramenti poenitentiae, in quo praecipuae quaestiones, quae in scholis agitari solent, quam diligentissime explicantur“ (ib. 1579); „Defensio Ecclesiae Catholicae; adversus Jacobi Herbrandi, Doctoris Theologi et Professoris Tubingensis, et aliorum Sectariorum calumnias, qua Ecclesia Catholica ab omnibus conviciis, quibus aspergitur, vindicatur, materia de fidei et operum iustitia totiusque iustificationis negotium discutitur“ (ib. 1586; sein Gegner antwortete darauf mit der „Defensio Jacobi Heerbrandi . . . Adversus Georgii Gotthardi, Doctoris Theologi, Canonici Pataviensis, calumnias, impietates, et convicia“ . . . Tubingae 1587; dagegen erschien wieder von G.:) „Pro defensione Ecclesiae Catholicae, adversus Doctorem Jacobum Heerbrandum et reliquos adversarios, Apologiae pars prima“ (Ingolst. 1588; die darauf veröffentlichte zweite Gegenschrift Heerbrand's sah G. nicht mehr); zwischen den beiden Schriften gegen Heerbrand erschien die Sammelschrift: „Orationes, Disputationes, et Praefationes aliquot, una cum aliis exercitationibus“ (ib. 1587).

Vgl. meine größere Arbeit über Gotthardt's Leben, für das die im kgl. bair. Allgemeinen Reichsarchiv zu München aufbewahrten Acten des Criminalprocesses das meiste Material lieferten, und über seine Schriften: „Der Passauer Domherr Georg Gotthardt. Ein Beitrag zur Geschichte der kathol. Theologie des 16. Jahrhunderts“; Katholik 1904.

Lauchert.

Gottsche: Karl Moritz G., Arzt und botanischer Schriftsteller, geboren zu Altona am 3. Juli 1808, † ebendort am 28. September 1892. Nachdem G. in seiner Heimathsstadt bis zu seinem sechszehnten Jahre privaten Unterricht erhalten hatte, kam er auf das Gymnasium nach Hirschberg in Schlesien, wo seine Familie fünf Generationen hindurch ansässig gewesen war und bezog nach beendeter Gymnasialzeit 1828 die Universität Berlin, um Medicin zu studiren. Hier führten ihn Brandt und Ratzeburg in die Naturwissenschaften, vornehmlich in die Botanik ein, für welche er schon während seiner Schulzeit besondere Neigung gezeigt hatte. Am 24. August 1831 wurde er auf Grund seiner Dissertation: „De diagnosi stethoscopica“ zum Dr. med. promovirt und ging alsdann nach Kopenhagen, um noch die für das Staatsexamen erforderlichen zwei Pflichtsemester auf einer Landesuniversität zu hören. Denn seine

Vaterstadt Altona war zu jener Zeit noch dänisch. In Kopenhagen verblieb G. bis April 1834, eine Zeit lang als Assistent an der königlichen Gebäranstalt thätig, absolvirte dann seine Staatsprüfung und kehrte nach Altona zurück. Während seines Aufenthaltes in der dänischen Hauptstadt trat er zu dem Zoologen Eschricht in nähere Beziehung, der ihn für die Zoologie so zu interessiren wußte, daß die Botanik für einige Zeit ganz zurücktrat. Auch in Altona, wo er sich als praktischer Arzt niederließ, verwendete er seine freie Zeit zu anatomischen und zoologischen Untersuchungen, in der Absicht, sich ganz der Zoologie zu widmen, wozu ihm die damalige Vermögenslage seines Vaters, eines wohlhabenden Rheders, günstige Aussicht bot. Er mußte indessen seinen Plan aufgeben, als 1837 sein Vater starb und die erwarteten Geldmittel infolge inzwischen eingetretener großer Verluste nicht vorhanden waren. So widmete er sich denn der ärztlichen Praxis und kehrte daneben zu seiner botanischen Liebhaberei zurück. Zunächst sammelte er die Phanerogamen von Altona, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Moosen. Begleiter auf seinen Excursionen war der damalige Apothekerprovisor Hampe, der ihn mit dem Director des Hamburger botanischen Gartens, Lehmann bekannt machte. G. besaß ein nicht gewöhnliches Zeichentalent und die Sorgfalt, mit welcher er alles, was er beobachtete aufzeichnete, besonders seine Zeichnungen der Laub- und Lebermoose, veranlaßten Lehmann, ihn bei Lindenberg, damals Amtmann in Bergedorf, einzuführen, der seinerseits wieder Chr. Nees v. Esenbeck in Breslau auf ihn aufmerksam machte. Dieser Kreis von Männern wurde für Gottsche's botanische Richtung entscheidend. Er wendete sein Interesse dem von Nees und Lindenberg geplanten Werk: „Synopsis Hepaticarum“ zu und erhielt durch seine Beschäftigung mit diesem Gegenstand zum ersten Male einen Einblick in die Welt der tropischen Lebermoose und deren Formenreichthum, so daß er sich neben seinem Berufe von nun an ausschließlich dem Studium dieser niederen Gewächse widmete. 1841 forderte ihn Nees auf, sich an der Mitherausgabe der Synopsis zu betheiligen. G. ging nicht allein auf den Vorschlag ein, sondern übernahm auch den Löwenantheil der Arbeit an dem Werke, in welchem alle bis dahin bekannten Lebermoosformen der Erde beschrieben wurden und welches auch jetzt noch für jeden Hepaticologen als Grundlage zu seinen Studien dient. Mit außerordentlichem Fleiße und der peinlichsten Sorgfalt in den Zeichnungen lieferte G. bis zum Jahre 1847 die Bearbeitung der beiden größten Tribus, der Trichomanoideae und der Jubuleae, die Hälfte des ganzen Buches, und mußte außerdem noch die Manuscripte seiner beiden Mitarbeiter redigiren und die Druckcorrecturen lesen. Inzwischen hatte er noch zwei andere botanische Arbeiten vollendet: die ausgezeichnete anatomisch-physiologische Untersuchung über Haplomitrium Hookeri (Acta Acad. Leop. Vol. XX, 1843), die weithin große Anerkennung fand, und eine Beschreibung neuer Gattungen und Arten von Lebermoosen für Lehmann's „Pugillus novarum stirpium“ (Bd. 8), als Osterprogramm des Akademischen Gymnasiums zu Hamburg 1844 erschienen. Ein umfassendes Material von Nachträgen zur Synopsis Hepaticarum, wozu G. zahlreiche Zeichnungen angefertigt, sollte als Supplementband herauskommen. Doch konnte sich der Verleger mit Rücksicht auf die Kostspieligkeit des Unternehmens nicht dazu entschließen. Ebensowenig wurde aus demselben Grunde die Herausgabe der „Species Hepaticarum“, zu welcher sich G. mit Lindenberg verband, zu Ende geführt. Es sind nur die Gattungen Lepidozia mit 12 Tafeln und Mastigobryum und Micropterygium, zusammen mit 13 Tafeln als zweiter Band in den Jahren 1846—51 im Druck erschienen. Eine durch die Genauigkeit der Abbildungen sehr werthvolle Arbeit veröffentlichte G. 1845 in den Acten der Leopoldina: „Ueber die Fructi-

fication der Jungermanniae geocalyceae", welcher er als Fortsetzung „Neuere Untersuchungen u. s. w." in den Abhandlungen des Hamburger Naturwissenschaftlichen Vereins 1880 folgen ließ. Auch an dem von Rabenhorst herausgegebenen Exsiccatenwerke europäischer Lebermoose betheiligte sich G. von 1862 an durch Uebernahme der Decaden 21—66. Mit dem Jahre 1879 schloß das Unternehmen ab und blieb dann nach dem zwei Jahre später erfolgten Tode Rabenhorst's ganz liegen. Gottsche's außerordentliche Litteraturkenntniß auf dem Gebiete der Lebermoose und seine Vertrautheit mit den meisten europäischen Sprachen ließen ihn dem Herausgeber der Botanischen Zeitung, v. Schlechtendal sehr geeignet erscheinen, eine „Uebersicht und kritische Würdigung der seit dem Erscheinen der Synopsis Hepaticarum bekannt gewordenen Leistungen in der Hepaticologie" zu verfassen. G. lieferte den gewünschten Artikel im Beiblatt zum 16. Jahrgang der Zeitung 1858, der durch sein kritisches, zum Theil rücksichtslos scharfes Urtheil das Interesse der Fachgenossen erweckte. Es folgte in der späteren Zeit noch eine ganze Reihe größerer und kleinerer Publicationen über außereuropäische Lebermoose, von denen in erster Linie die 1867 in Kopenhagen erschienenen: „Hepaticae Mexicanae", welche 20 Tafeln und 284 Seiten Text bringen, hervorzuheben sind. Ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Veröffentlichungen Gottsche's, auch der medicinischen und zoologischen, findet sich in dem unten angegebenen Nachrufe von Joseph Jack. Da G. seine wissenschaftlichen Studien neben seiner ärztlichen Praxis treiben mußte, so kürzte er, um Zeit zu gewinnen, oft seine Nachtruhe ganz erheblich, mikroscopirte auch nicht selten bei Lampenlicht. Dadurch zog er sich eine Schwäche der Augen zu. Zwar konnte er noch am 24. August 1881 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum in voller Frische feiern, bei welcher Gelegenheit ihn die Kieler Universität zum Dr. phil. hon. c. erhob, doch verschlechterte sich sein körperliches Befinden immer mehr, und nachdem er 1888 mehrere schwere Krankheiten überstanden hatte, schied er vier Jahre darauf im Alter von 84 Jahren infolge eines Schlagflusses aus dem Leben. Gottsche's reiche Lebermoossammlung nebst seinen auf 4000 Quartblättern in 12 Bänden angefertigten Zeichnungen, sowie 5 Bände schriftlicher Aufzeichnungen sind durch Kauf an das Berliner Botanische Museum übergegangen.

Joseph B. Jack, Nachruf (Berichte d. Deutsch. Bot. Gesellsch. Bd. XI, 1893). — F. Stephani, Hedwigia 1892, Heft 6.

E. Wunschmann.

Gottstein: Jacob G., Arzt und Laryngolog in Breslau, geboren am 7. November 1832 in Lissa, in Breslau hauptsächlich unter Frerichs und Middeldorpff ausgebildet, erlangte hier 1856 die Doctorwürde (mit einer Abhandlung über Bichat), ließ sich 1857 nach abgelegter Staatsprüfung in Breslau als Arzt nieder, widmete sich dann seit 1864 dem Specialfach der Hals- und Kehlkopfkrankheiten, seit 1867 auch der Ohrenkrankheiten, habilitirte sich für die genannten Sonderzweige der Medicin 1872, erhielt 1890 den Professortitel und starb am 10. Januar 1895. G. gehörte mit zu den ältesten Vertretern der Laryngologie während des verflossenen Jahrhunderts. Außer kleineren, casuistischen Mittheilungen über Stimmbandlähmung, Kehlkopfabscesse, Behandlung des Croup, Ausrottung von Kehlkopfpolypen veröffentlichte G. umfassendere Untersuchungen über den feineren Bau der Gehörschnecke bei Menschen und Säugethieren, sowie Abhandlungen über Nasenkrankheiten, über Menière'sche Krankheit, über subjective Gehörsempfindungen, über Nekrose des Schläfenbeins, Kehlkopfkrebs, adenoide Vegetationen im Nasenrachenraum, endlich noch ein öfter aufgelegtes und in fremde Sprachen übersetztes „Lehrbuch der Kehlkopfkrankheiten".

Biograph. Lexikon hervorr. Aerzte. Hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt II, 609. Pagel.

Götze: Zacharias G. ist geboren am 13. Mai 1662 zu Mühlhausen in Thüringen, wo sein Großvater Rathsherr, sein Vater Zacharias Götze Brauer und Gildemeister des Schmiedeamts war. Die erste Unterweisung erhielt er zwar in der öffentlichen Schule; daneben unterrichteten ihn aber auch Hauslehrer. 1678 ging er nach Lemgo auf die Lateinschule, die damals bedeutenden Ruf hatte. 1680 bezog er die Universität Jena, wo er sich dem Studium der Philosophie, der Sprachen und der Theologie widmete. 1683 brach in seiner Vaterstadt, während er bei seinen Eltern zum Besuche weilte, die Pest aus; er durfte infolge dessen nicht eher Mühlhausen verlassen, als bis die verheerende Seuche, an der auch seine beiden Eltern starben, erloschen war. Die unfreiwillige Muße benutzte er, um das theologische Examen zu machen und sich im Predigen zu üben. Dann ging er nach Leipzig, um seine philosophischen und theologischen Studien fortzusetzen, und erwarb hier 1685 die Magisterwürde. Noch im selben Jahre wurde er als Conrector nach Lemgo und 1690 in gleicher Eigenschaft nach Lippstadt berufen, wo er 1693 Rector wurde. Der Osnabrücker Rath machte ihn anstatt des wider seinen Willen des Amts enthobenen Ponatus zum Rector des Rathsgymnasiums, welche Stelle er bis zu seinem am 6. Mai 1729 erfolgten Tode bekleidete.

G. scheint als Mensch nicht eben angenehme Eigenschaften gehabt zu haben. Besonders tritt das hervor in seinem Verhältniß zu seinem Vorgänger in Osnabrück, Ponatus, mit dem er wegen der Vertheilung der Unterrichtsstunden und wegen des Einkommens im Streit lag: Ponatus warf ihm anscheinend nicht ohne Grund vor, daß er ihn durch Intriguen und Verleumdungen aus seiner Stelle verdrängt habe, und G. blieb seinem Gegner nichts schuldig. Daher ist der Ton, den beide in den noch vorhandenen Briefen und Eingaben anschlagen, nichts weniger als höflich. — Als Gelehrter hatte er eine ganze Anzahl von Programmen, aber auch mehrere andere Werke veröffentlicht, in denen er die verschiedensten Gegenstände behandelt. Die darin von ihm vertretenen Ansichten forderten schon den Widerspruch seiner Zeitgenossen heraus, da sie oft zu absonderlich waren. Mit zahlreichen gleichzeitigen Gelehrten stand er im Briefwechsel, von dem er einen Theil veröffentlicht hat in dem Werke: „Celeberrimorum virorum epistolae de re numismatica ad M. Zachariam Goezium, illustr. Gymn. Osnabrug. R. d. Accessit Musaeum Goezianum etc.“ Vitembergae 1716. In dem letzteren beschreibt er seine Sammlung, die zum Theil ganz absonderliche Raritäten enthielt, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß auch höchst werthvolle Sachen, z. B. Handschriften, sich darin befanden, von denen zu bedauern ist, daß sie seitdem spurlos verschwunden sind.

J. C. Strodtmann's Historie des Schulwesens und der Akademie zu Osnabrück, veröffentlicht vom Director em. Stüve im Progr. des Rathsgymnasiums 1869, S. 25 ff. (dort finden sich auch Götze's Schriften angegeben). — Runge, Geschichte des Rathsgymnasiums zu Osnabrück, Osnabrück 1895. — Acten des Rathsarchivs. F. Runge.

Götzinger: Ernst G., Germanist und Historiker, geboren am 23. September 1837 in Schaffhausen, † am 10. August 1896 in St. Gallen. G. war ein Sohn des aus Sachsen stammenden Grammatikers und Litterarhistorikers Max Wilhelm G. († 1856), der von 1827—1850 die Lehrstelle der deutschen Sprache und Litteratur am Gymnasium in Schaffhausen innehatte. Der strenge, an Kant geschulte Vater gab ihm die wissenschaftliche Richtung und das Formtalent; von der feinsinnigen Mutter, einer geb. Kirchhofer, erbte er die heitere Grundstimmung seines Wesens und die tiefe Anlage des Gemüths. Am

Gymnasium führte ihn der tüchtige Philologe Robert Adolf Morstadt in die classischen Sprachen und der Rechtshistoriker Karl Knies in die Geschichte ein. Mit dem Entschlusse, Sprachwissenschaften zu studiren, bezog er im Frühjahr 1856 die Universität. In Basel erhielt er wissenschaftlich bestimmende Anregungen durch Karl Steffensen, Karl Ludwig Roth und Wilhelm Wackernagel; in Bonn hörte er Ritschl, Jahn, Welcker und Diez; in Göttingen schloß er sich besonders an Leo Meyer und Wilhelm Müller an. Dort wurde er am 10. März 1860 mit einer Dissertation über den angelsächsischen Dichter Caedmon zum Doctor promovirt. Noch im gleichen Frühjahr erhielt er die Stelle eines Professors der deutschen Sprache an der Kantonsschule (Gymnasium und Industrieschule) in St. Gallen. Er versah sie 36 Jahre lang, bis an das Ende seines Lebens. Anfangs hatte der aus dem akademischen Hörsaal in das Classenzimmer versetzte junge Mann einige Mühe, sich an methodische Schulführung zu gewöhnen. Bei zunehmender pädagogischer Erfahrung und freier Stoffbeherrschung wurde er aber ein vortrefflicher Lehrer, der auf Generationen von Schülern einen nachhaltigen Einfluß ausübte. Er weihte die oberen Classen an der Hand der Nibelungen und der Lieder Walther's von der Vogelweide in die Sprache und die Culturformen des Mittelalters ein, erschloß ihnen das Verständniß der neuhochdeutschen Sprache und wußte die reifsten Schüler vor allem für die Dichtung Goethe's, deren mächtigen Gehalt er in angestrengtem Studium erfaßt hatte, zu begeistern. Durch ein Menschenalter erschien er als der wahrhaft berufene Verwalter und Uebermittler des centralen Gutes der allgemeinen Bildung an der St. Gallischen Kantonsschule. Darin lag seine Bedeutung als Lehrer.

Neben der Schule entfaltete G. eine ausgebreitete wissenschaftliche Thätigkeit. Sofort nach seiner Ankunft in St. Gallen wurde er Mitglied des 1859 von seinem Studienfreunde Dr. Herm. Wartmann gegründeten Historischen Vereins. Indem er sich der Gesellschaft mit den Ergebnissen seiner Studien zur Verfügung stellte, bot sie ihm umgekehrt eine schätzbare Stütze für seine Publicationen. Er wandte sich den zum großen Theil noch ungehobenen handschriftlichen Schätzen der Stadtbibliothek (Vadiana) aus der Reformationszeit zu. Nach einigen kleineren Stücken (Kopp'scher und Murner'scher Kalender vom Jahre 1527, Vita Vadiani) gab er 1866—1868 in den wissenschaftlichen „Mittheilungen“ des Vereins die „Sabbata“ Johannes Keßler's heraus, jene anmuthige Hauschronik, die nun zum ersten Male als eine wichtige Quelle für die schweizerische und süddeutsche Reformationsgeschichte in ihrem vollen Werth erkannt wurde (s. A. D. B. XV, 657). Etwa zehn Jahre später, 1875—1879, konnte er auf Veranstaltung des Historischen Vereins und mit Unterstützung des Kaufmännischen Directoriums die deutschen historischen Schriften Vadian's in drei stattlichen Bänden dem Drucke übergeben. Der St. Gallische Humanist, Reformator und Geschichtschreiber blieb fortan seine Lieblingsgestalt, und noch kurz vor seinem Tode war es ihm vergönnt, theils in dieser Sammlung (s. A. D. B. XLI, 239), theils in den „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte“ (Nr. 50) das Leben und Wirken Vadian's für weitere Kreise darzustellen. Für die „Mittheilungen“ des Historischen Vereins bearbeitete er ferner die ebenfalls der Reformationszeit angehörenden Chroniken des Bischofzeller Klerikers Fridolin Sicher (Bd. 20, 1885) und des Toggenburgers Hermann Miles (nach Götzinger's Tode herausgegeben von T. Schieß in Bd. 28, 1902), dem er bereits im 14. Bande der „Mittheilungen“ (1872) eine eingehende Untersuchung gewidmet hatte. Von Hause aus mit dem feinsten Sprachgefühl begabt, lebte sich G. während dieser Editionsthätigkeit vollkommen in die Formen des

16. Jahrhunderts ein, und es machte ihm Vergnügen, in kleinen Gelegenheitsschriften den treuherzigen Chronikstil seiner Vorbilder nachzuahmen. Die weiteste Verbreitung fand seine „Warhafftige nuwe zittung des jungst vergangnen tutschen kriegs", die er nach der Herstellung des Friedens im Frühjahr 1871 niederschrieb. Das scheinbar leicht hingeworfene Büchlein war ein Meisterwerk, dem sprachliche Kunst und köstlicher Humor einen ungewöhnlichen Reiz verliehen. Eben die Freude an dem kernhaften Sprachgut der Reformationsepoche veranlaßte ihn auch, des Erasmus „Lob der Thorheit" in der von Sebastian Frank geprägten deutschen Form wieder aufzuwecken und dieses populärste Werk des großen Humanisten in neuem Gewande, mit instructiver Einleitung und sprachlich-sachlichem Commentar, in die Welt zu schicken (Leipzig 1884). So neigte sich der Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit andauernd dem 16. Jahrhundert zu. Aber mit derselben Lust und Kraft versenkte er sich auch in die neuern Perioden der deutschen Litteratur. Er besorgte neue Auflagen des „Dichtersaals" und der „Deutschen Dichter" seines Vaters. Er beschäftigte sich immer gründlicher mit Goethe. Er erforschte die „Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in St. Gallen" und der schon 1650 gegründeten „Singgesellschaft zum Antlitz" (beide Arbeiten gedruckt in seinen „Litteraturbeiträgen aus St. Gallen", 1870) und veranstaltete eine neue Ausgabe der Gedichte Joh. Peter Hebel's, für die er als Einleitung eine Geschichte der alemannischen Mundart schrieb (Aarau 1873). In den achtziger Jahren erreichte G. die Höhezeit seiner Schaffenskraft. 1880 verfaßte er eine „Deutsche Grammatik", in der er, abweichend von der seiner Zeit sehr geschätzten „Deutschen Sprachlehre" seines Vaters (10. Aufl. Aarau 1869), die sprachlichen Erscheinungen in genetischer Darstellung vorführte. Dann übernahm er nach dem Auftrag eines Leipziger Verlegers die Ausarbeitung eines umfangreichen „Reallexikons der deutschen Alterthümer", das 1881 in erster, 1885 in zweiter, wesentlich erweiterter und verbesserter Auflage erschien. Das etwas hastig hergestellte Buch erhob nicht den Anspruch, den gelehrten Germanisten zu dienen; es wandte sich einfach an „Freunde und Liebhaber des deutschen Alterthums, welche ohne besondere Studien dieser Art zu pflegen, einen in seiner Art ausgiebigen Rathgeber gerne zur Seite haben". Und den Bedürfnissen dieser Kreise in und außerhalb der Schule leistete es vollauf Genüge. Dazwischen schrieb G. für verschiedene Zeitschriften eine Reihe kleinerer Abhandlungen über sprachliche, litterarische und historische Gegenstände. Sie bezeugten, wie vortrefflich er es verstand, „das Lokale an das Allgemeine zu knüpfen, den Beziehungen nachzugehen, in denen das Kleine zum Großen, das Besondere zum Allgemeinen gestanden hat". In dem schönen Buche: „Altes und Neues" (St. Gallen 1891) ist eine Auswahl dieser Aufsätze zusammengestellt. Endlich veröffentlichte G. eine ganze Serie von Arbeiten in den „Neujahrsblättern", jenen allgemein verständlichen Darstellungen, mit welchen sich der St. Galler Historische Verein seit 1861 jeweilen an ein größeres Publicum zu wenden pflegt. Er begann mit den Minnesängern Ulrich von Singenberg und Konrad von Landegg (1866), wählte dann einige Stoffe aus der Reformationszeit (so 1873 Vadian als Geschichtschreiber) und reihte hieran die Geschichte der Herrschaft Bürglen im Thurgau (1884), der Familie Zollikofer (1887), des „armen Mannes im Toggenburg" (1889) und des „Barden von Riva" (1890). Mit besonders warmer Theilnahme schrieb er die beiden letzteren Stücke: die Lebensbilder des von der schwärmerischen Gefühlsrichtung der Sturm- und Drangperiode erfaßten Toggenburgers Ulrich Bräker (1735 bis 1798) und des originellen Walenstadters Franz Jos. Benedict Bernold

(1765—1841), dessen bedeutsamste Dichtungen und Briefe er an anderer Stelle („Mittheilungen“ 24, St. Gallen 1891) herausgab.

G. lebte in freundlichen Familienverhältnissen. Der Tod einer in Palermo weilenden Tochter traf ihn schwer. Aber er überwand rasch den herben Schlag. Noch beim Antritt des neunundfünfzigsten Lebensjahres erschien er kerngesund: eine breitschultrige, hochgewachsene Gestalt, mit hellen, lebhaften Augen, heiter, gesprächig, arbeitsfreudig. Da plötzlich, im Frühjahr 1896, zeigten sich Symptome einer Gehirnkrankheit, der er nach wenigen Monaten erlag. Die zweite, große Ausgabe der „Sabbata“ (St. Gallen 1902), die er nicht mehr besorgen konnte, hat Hermann Wartmann seinem Andenken gewidmet.

Vergl. Ernst Götzinger. Ein Lebensbild von Johannes Dierauer. St. Gallen 1897 (mit Porträt in Heliogravüre und einer chronologischen Uebersicht der litterarischen Arbeiten Götzinger's). Dazu die biographischen Artikel in der Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift, 6. Jahrg., Zürich 1896, S. 193—204 und im Biographischen Jahrbuch I (Berlin 1897), S. 231—235. J. Dierauer.

Graeb: Karl Georg Anton G., Architektur- und Landschaftsmaler, geboren zu Berlin am 18. März 1816, † daselbst am 8. April 1884. — Nach beendetem Schulbesuch trat G. in das Atelier des Hoftheatermalers J. Gerst ein, der später sein Schwiegervater wurde, und besuchte daneben die Kunstakademie. Schon 1838 wurde er als Decorationsmaler am Königstädtischen Theater angestellt. Neben diesem Zweige seiner Kunst pflegte er aber auch damals schon die Staffeleimalerei und hatte größere Reisen zu Studienzwecken gemacht, wie zwei in der akademischen Ausstellung desselben Jahres ausgestellte Tiroler Landschaften (Ansicht von Rattenberg und Zell am See) beweisen, bei denen im Katalog ausdrücklich „nach der Natur“ vermerkt ist. Die Früchte einer noch umfangreicheren Reise nach den Alpen und Südfrankreich brachte dann die Ausstellung von 1840: landschaftliche Scenerien aus Altorf, Innsbruck und Gavarnie im Departement Hautes Pyrénées. Dazwischen aber finden sich bereits zwei Darstellungen desjenigen Genres, dem G. später seinen Ruhm in erster Linie verdanken sollte: ein Kreuzgang in Berchtesgaden und eine Kirche der Stadt Vienne am Rhône. Von noch größerem Einfluß auf seine Entwicklung wurde eine 1843 unternommene Reise nach Italien, von der er nicht nur mehrere farbige Bilder, sondern auch reiches Studienmaterial für Berliner Arbeiten mitbrachte. Auf der Ausstellung von 1844 finden wir bereits Ansichten von Catania, Rom, Neapel, denen 1846 eine Meerenge von Messina, 1848 vier Bilder aus Neapel und Sicilien und im nächsten Jahrzehnt eine ganze Reihe anderer folgten. Auch nach Armenien scheint ihn seine Reiselust geführt zu haben, wenigstens stellte er 1850 neben einem Kreuzgang am Dom zu Regensburg und einem Strand bei Amalfi auch eine Gegend am Ararat und eine Ansicht der Festung Kars in Armenien aus. Inzwischen war er 1844 wieder in das Gerst'sche Atelier für Decorationsmalerei eingetreten, in dessen Leitung er sich mit seinem Schwiegervater, bis zu dessen Rücktritt, 1851, theilte. Nun aber glaubte er auf die Decorationsmalerei verzichten und sich ganz der Staffeleimalerei widmen zu können. Daß er bei den Berliner Sammlern damals schon großen Anklang fand, wird durch den seit 1852 bei fast allen von ihm ausgestellten Werken stehenden Vermerk „aus Privatbesitz“ oder „aus der Sammlung ....“ bewiesen. Auch der Hof war auf ihn aufmerksam gemacht worden. Friedrich Wilhelm IV. und die Königin Elisabeth bestellten bei ihm zahlreiche Arbeiten, besonders Aquarelle mit Motiven aus Stolzenfels, den Potsdamer Parks und Schlössern, „liebenswürdige kleine Meisterwerke“ (zum Theil im Hohenzollern-Museum). Und

ebenso wurde er zur Ausschmückung des Neuen Museums, in dem er in einem der Säle der Abtheilung für Gipsabgüsse zwei Reconstructionen von Athen und Olympia malte, später auch mit seinem Sohne Paul († am 5. Januar 1892) zusammen zur Ausschmückung des Thurmzimmers im „Grünen Hut“ des Schlosses mit Berliner Ansichten aus kurfürstlicher Zeit herangezogen. 1851 kam die Ernennung zum Hofmaler. Aber auch bei seinen Collegen fand er freudigste Anerkennung. 1852 wurde ihm für sieben Bilder, Aquarelle und Zeichnungen, unter denen sich eine Ansicht des Hofes im kgl. Schlosse zu Potsdam mit Figuren von Wilhelm Meyerheim, die Obere Terrasse von Sanssouci und die Krypta der Schloßkirche in Quedlinburg befanden, die kleine goldene Medaille, 1854 für eine Ansicht der Fontana Medina in Neapel (im Besitz des Königs), das Innere des Domes zu Halberstadt und ein kleines Architekturbild die goldene Medaille zuertheilt, Anerkennungen, denen 1855 die Ernennung zum Professor folgte. In den beiden Bildern von 1854, von denen sich die letzten zwei jetzt in der Galerie Ravené befinden, sehen wir den Meister auf der Höhe seiner Kunst. Was ihn auszeichnet, ist vor allem ein vortreffliches Verständniß für die architektonischen Formen und perspectivische Wirkung und eine sehr feine Lichtbehandlung. Die Farben sind hell und zart, die Schatten farbig und durchsichtig. Ueberraschend ist, daß überall bei der außerordentlich peinlichen Durchführung auch der kleinsten Einzelheiten, selbst der oft winzigen Staffagefiguren, die Wirkung des Ganzen nicht verloren geht. In die Ravené-Galerie kamen auch die beiden 1856 von ihm ausgestellten Bilder, die Fontana Medina, wol eine Replik des früheren Bildes, und die Gegend bei Narni. Italienische und deutsche Motive wechseln auch in den nächsten Jahren in seinem Werke ab. Die wichtigsten Bilder der ersten Gattung sind der Hof der Capella Pazzi (1858), der Blick auf Florenz von San Miniato und die Grabmäler der Scaligeri in Verona (1860), bei Vietri am Golf von Salerno (1864). Später aber entnahm er seine Motive fast ausschließlich den Kirchen Deutschlands und der Schweiz. Wir nennen: Aus der Frauenkirche zu Halberstadt und der hohe Chor der St. Georgskirche zu Tübingen (1866), St. Laurentiuskirche zu Fluens in der Schweiz. Aus dem Dom von Chur, Kreuzgang am Dom zu Merseburg (1868), Monumente an der Kirche St. Anastasia zu Verona (1870), Kanzel aus der Kirche zu Nördlingen (1872). Innere Ansicht der alten Synagoge zu Prag (1876). Aus dem St. Luciusdom zu Chur und Kanzel im Dom zu Freiburg (1879), Aus der Domkirche zu Alt-Breisach und Aus dem Dom von Sta. Maria auf Torrello bei Venedig (1880). Zum letzten Male stellte er 1883 ein Interieur aus. Unter den Sammlern, die diese Werke erwarben, befinden sich die bekanntesten Namen der damaligen Berliner Bürgerschaft: Commerzienrath Mendelssohn-Bartholdy, Strousberg, Generalconsul Maurer, Consul Menger, Stadtrath A. Löwe. In die Nationalgalerie gelangten vier Bilder von ihm; zwei aus der Sammlung Wagner: Gräber der Familie Mansfeld in Eisleben und Lettner im Dom zu Halberstadt (beide Berlin 1860 bezeichnet), ein kleines Bildchen Thüringer Mühle aus der Sammlung Maurer und ein 1868 bezeichnetes Kircheninneres. G. war seit 1860 Mitglied der Akademie und wurde 1875 in deren Senat gewählt, ebenso Mitglied der Akademien in Amsterdam und Wien. Außer seinen Berliner Auszeichnungen hat er Medaillen in Holland und auf der Wiener Weltausstellung erhalten. Er war kein Bahnbrecher und kein umfassender, aber ein durch und durch tüchtiger Künstler. „Ihm ist es vergönnt gewesen“, heißt es in dem Nekrolog der Akademie, „sich als einen der Ersten in seinem Fach unter den Lebenden bis ans Ende zu behaupten.

Walther Gensel.

Graber: Vitus G., bekannt durch seine mustergültigen Arbeiten über die Sinnesorgane und die Embryologie der Insecten, wurde am 2. Juli 1844 im Dorfe Weer in Tirol geboren. Nach Absolvirung des Gymnasiums in Innsbruck bezog er 1864 die dortige Universität, um Naturwissenschaften zu studiren. Besonders zog ihn die Zoologie an und widmete er sich dieser Wissenschaft mit Vorliebe. 1867 bestand er das Examen für den höheren Schuldienst. Nach Absolvirung des Probejahres an einer städtischen Oberrealschule in Wien und nach seiner Promotion wurde er als Lehrer der Naturwissenschaften am Obergymnasium zu Vinkovce angestellt, welche Stellung er 1869 mit der gleichen am zweiten Staatsgymnasium in Graz vertauschte. Hier habilitirte er sich 1871 als Privatdocent für Zoologie. 1876 wurde er als ordentlicher Professor der Zoologie an die Universität Czernowitz in der Bukowina berufen. Auf einer Reise nach Neapel, wo er in der zoologischen Station arbeiten wollte, erkrankte er in Rom und starb daselbst im Hospital der deutschen Botschaft am 3. März 1892.

Außer zahlreichen wichtigen kleineren Arbeiten in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften in Wien, Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Archiv für mikroskopische Anatomie u. a. schrieb G.: „Die Insekten", zwei Bände. München 1877 und 79 (Naturkräfte Band XXI und XXII). „Grundlinien zur Erforschung des Helligkeits- und Farbensinns der Thiere", Prag 1884. „Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Wirbelthiere", Prag 1886. „Leitfaden der Zoologie", Prag 1888.

W. Heß.

Grabichler: Aloys G., Bildhauer, geboren am 15. August 1839 zu Rosenheim, † am 18. August 1886 in München, anfangs zur Schreinerei, dem Handwerk des Vaters bestimmt, kam 1855 zum Bildhauer Sickinger nach München, besuchte die Akademie, dann das Atelier Joh. Halbig's, nach dessen Modell G. das colossale, vom Chorgewölbe der Münchener Frauenkirche herabhängende Crucifix sculpirte, eine ganz außerordentliche Leistung, welche G. allein vollführte, da Halbig nicht in Holz zu arbeiten vermochte. Für den von Ludwig Foltz gezeichneten Auferstehungsaltar in der Frauenkirche brachte G. nach der kleinen von Widnmann modellirten Skizze die Hauptgruppe des auferstandenen Erlösers mit den Grabwächtern in überlebensgroßen Holzsculpturen zur Ausführung (1861). Durch eine für Prof. Max Widnmann in Stein ausgeführte colossale Figur erhielt G. 1868 die Stelle als Lehrer an der herzoglichen Baugewerkschule zu Holzminden. Bald darauf wieder in München thätig, lieferte G. für Anton Heß einen Engel in Marmor zu einem nach Innsbruck bestimmten Grabdenkmal, auch verwendete ihn Ph. Perron bei den für König Ludwig's II. Schloßbauten, insbesondere in Chiemsee, nöthigen zahlreichen Sculpturen. Obwol für viele andere Collegen thätig, erreichten ihn leider nur wenige selbständige Aufträge, die er mit größter Umsicht und Liebe vollführte, darunter 1876 eine Marmorbüste des Generals Freiherrn v. Aufseß, welche für weitere Familienglieder vielfach abgegossen wurde, eine prächtige Reiterstatuette des Kronprinzen Friedrich von Preußen und eine biblische Gruppe „die Rückkehr des verlornen Sohnes". Dann lieferte G. zu mehreren Monumentalbauten vielfach heraldische Aufgaben mit ornamentalem Schmuck und die colossalen Städtewappen am Archivgebäude in Nürnberg 1876, am Justizpalaste zu Augsburg 1878, am neuen Schullehrerseminar in Amberg und an der Attika des Gymnasiums zu Schweinfurt. Auch die den Giebel des Münchener Volkstheaters am Gärtnerplatz schmückende Gestalt der „Mimik" (nach Widnmann) war Grabichler's Werk. — Der Künstler besaß ein stilles, nur zu bescheidenes, doch heiteres Wesen; gerne

gesehen in Freundeskreisen, war er begabt für allerlei Schalkheit, die er mit Freuden ausführte und ebenso willig ertrug. Verstimmend mußte zuletzt doch die Wahrnehmung wirken, wie vielfach seine Collegen, denen er treue werthvolle Dienste geleistet, zu Ansehen und materiellen Erfolgen gelangten, während dieselben ihm zeitlebens versagt blieben. Die ehrenvollen Zeugnisse, welche sich von Auftraggebern in seinem Nachlasse fanden, hätten zu ganz anderen Erwartungen berechtigt. Er hatte ein unüberwindliches Talent sich nirgends vorzudrängen und überall im Schatten der Bescheidenheit stehen zu bleiben. Infolge dieser wenig beneidenswerthen Fähigkeit geschah es auch, daß er beim Umbau und der durchgreifenden Neueinrichtung der Pfarrkirche seiner Vaterstadt Rosenheim mit keinem Auftrage betraut wurde. G. erlag einem wiederholten Schlaganfalle. Mit ihm schied ein Künstler, welcher in die richtige Bahn gebracht, zu den höchsten Leistungen fähig gewesen wäre.

Vgl. Max Fürst, Biographisches Lexikon für das Gebiet zwischen Inn und Salzach. München 1901, S. 153 f.

Hyac. Holland.

Grädener: Karl Georg Peter G. wurde am 14. Januar 1812 in Rostock geboren. Sein Vater war dort Gerichtssecretär; die Mutter zeichnete sich durch geistige Gewandtheit und rasche Feder aus, so daß sie in Ausnahmefällen die Arbeiten ihres Mannes übernehmen konnte. Beide starben sehr früh; für den erst wenige Jahre alten Karl und seine beiden Schwestern Henriette und Caroline sorgte die Tante der Kinder, Frau Betty Hennings in Altona, indem sie dieselben zu sich nahm. Wer Grädener's ungemein energisches Wesen gekannt, wird mit Verwunderung hören, daß er als Knabe nun durch eine Reihe von Jahren (bis zu seinem 14.) in dem von Frau Hennings geleiteten Mädcheninstitut erzogen wurde. Als der kleine Karl nach einiger Zeit an der üblichen Musikpflege theilnehmen sollte, und zu diesem Zwecke zu einem Clavier geführt wurde, weigerte er sich, dasselbe Instrument zu spielen wie die Mädchen; er verlangte jenes, auf welchem der Herr spielte, welcher öfters kam, ein Violoncell. Es blieb daher nichts anderes übrig, als den mit dem Hause befreundeten Cellisten Mattstädt zu veranlassen, für ein kleines Violoncell zu sorgen, und den für ein solches Instrument fast noch zu kleinen Schüler muthig zu übernehmen. Karl gewann seinen Lehrer Mattstädt ganz ungemein lieb; machte ihm doch derselbe die Musikstunden zu Stunden höchster Anregung, von denen später der Künstler G. mit Begeisterung und Wärme sprach. Sein Talent zur Musik wurde hier erkannt, seine nun wachsende Liebe zu derselben mitempfunden und unterstützt. Zu seinem Leidwesen aber wollten seine Verwandten von einer eigentlichen Ausbildung für diese Kunst nichts wissen, Karl wurde eines Tages von seinem geliebten Lehrer getrennt und nach Lübeck auf das Gymnasium geschickt, wo er sein liebgewonnenes Cellospiel nur in beschränktem Maaße und allein betreiben konnte; er hatte, wenn er sich dem Spiel länger widmete als die Verwandten, bei denen er wohnte, zulassen wollten, manchen Kampf zu bestehen. Als endlich der Jüngling die Universität Halle (wo er bei seinem Onkel, dem Universitätsprofessor Mühlenbruch, liebevolle Aufnahme fand) und später Göttingen bezog, hofften seine Verwandten, seine allzustarke Liebe zur Musik werde durch die juristischen Studien erstickt werden; aber trieb der Student auch recht fleißig jus, so spielte er doch noch fleißiger sein Instrument — ja dies genügte ihm nicht mehr, er componirte kleine Solostücke, spielte in Gesellschaften und Concerten und war zum Erstaunen seiner Freunde eines Tages verschwunden — außer Stande, die Musik nur nebenbei zu betreiben, hatte er der Wissenschaft Lebewohl gesagt, um mit Hülfe eines Freundes Patius, eines Schülers von Spohr und Concertmeisters in

Helsingfors, daselbst die Stelle eines Solocellisten zu erlangen. Hier trat G. zugleich als Quartettist auf, unternahm Concertreisen und componirte emsig — vorderhand allerdings fast ausschließlich Cello-Soli mit Orchesterbegleitung, Fantasien, Variationen und „alla Polacca“ mit sehr vielen Flageoletttönen, den nöthigen Arpeggios und Sechstenpassagen, aber vorsichtiger Weise ohne seinen Namen, an dessen Stelle „Carl Felix“ angenommen ward.

Nach dreijähriger Thätigkeit verließ G. Helsingfors, um einem Rufe nach Kiel als Universitäts-Musikdirector Folge zu leisten. Wenn er schon in der letzten Zeit seines früheren Aufenthaltes auf ernstere, schöpferische Bahnen gerieth und auch für Singstimme, ja für Chor schrieb, so gewann in Kiel der Boden auf dem er sich bewegte noch mehr an Breite und seine Schaffensweise an Ernst und Selbständigkeit. Die Polacca wurde mit der viel originelleren Sonate für Clavier und Violine „à la Dompfaff“, in welcher die Weise dieses Vogels den Mittelpunkt bildet, vertauscht. Manches Chorwerk aus dieser Zeit, z. B. das Oratorium „Johannes der Täufer“, verräth schon den bedeutenden Contrapunctisten. Die ersten Lieder entstanden und die Freude, mit der dieselben begrüßt wurden, befestigten seinen Glauben an sein Talent. Seine Stellung veranlaßte den Verkehr mit bedeutenden Männern und somit eminente geistige Anregung. Besonders trat er Otto Jahn, dem nachmaligen Mozartbiographen nahe, den er als Privatdocenten an der Universität fand; bald auch dem Historiker Droysen, dem persönlichen Freunde Mendelssohn's; auch zu dem jetzigen Leiter der Allgemeinen Deutschen Biographie Rochus v. Liliencron, der 1840 seine Universitätsstudien in Kiel begann, bildeten sich enge Beziehungen, zuerst nur durch Clavierunterricht, bald aber in herzlicher Freundschaft, die bis zu Grädener's Tode in beiden Männern nachklang. Das sehr alt und altmodisch gewordene Musiktreiben in Kiel hatte Grädener's jugendlicher Feuereifer schnell in neue bessere Bahnen fortgerissen, Vereine wurden gebildet, in denen sich die musikalische Jugend mit Begeisterung um den originellen Führer scharte. G. wurde in dieser Arbeit vor allem in verständnißvoller und energischer Mitthätigkeit durch Otto Jahn's Schwester, die Gattin des Gynäkologen Michaelis, unterstützt. Zuerst wurde Beethoven und die älteren Meister innerhalb des Musiklebens und der Concerte an den ihnen gebührenden Ehrenplatz gehoben, dann eine glühende Begeisterung, hauptsächlich auch unter Droysen's Einfluß für Mendelssohn angefacht, der soeben in den Höhepunkt seines Ruhmes stieg; neben ihm erschien dann auch Robert Schumann, so war bald alles anders und neu geworden und es verbreitete sich von Kiel aus ein frisches musikalisches Leben durch die Herzogthümer. Inzwischen holte sich G. aus dem häufig aufgesuchten Hamburg seine hervorragend musikalische Gattin, Wilhelmine Sack, welche in seinem Schaffen ganz mitleben konnte, und deren Kunstsinn und feine Empfindung nicht ohne Einfluß auf seine Werke blieb. Seltsamer Weise errichtete G. nun, um seine äußeren Verhältnisse günstiger zu gestalten, eine kleine Musikalienhandlung und ein Leihinstitut; wer den „Geschäftsmann“ G. zu beobachten Gelegenheit hatte, wird mit Recht voraussetzen, daß diese Unternehmung nicht von langer Dauer sein konnte. Die vorhandenen Musikalien wurden Freunden in freundschaftlicher Weise überlassen und hin und wieder sogar geschenkt. Mit dem Schaffen aber ging es nun jenen frischen Gang, den Talent, Begeisterung und Kunstfleiß in ihrer Vereinigung hervorzubringen pflegen, und es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit der Autodidakt sich in jeder Weise vervollkommnete; ein Werk folgte dem andern, eines wurde besser als das andere, und als G. endlich, sich nach einem bedeutenderen musikalischen Boden sehnend, nach Hamburg übersiedelte, konnte er, außer dem

g-moll Clavierquintett, der Clavier-Violinsonate in d-moll und den ersten „Fliegenden Blättern" für Clavier, schon eines der drei später bekannt und beliebt gewordenen Streichquartette mitbringen, das erste in B-dur. Wenn wir von diesen Werken auf die in Helsingfors entstandenen zurückblicken, welche, in dem damals üblichen Virtuosenstil gehalten, individuellen Gepräges fast gänzlich entbehren, so staunen wir, daß sie von derselben Hand sind, welche später charakteristische, scharf gezeichnete Züge aufweist, die die persönlichen Eigenthümlichkeiten des Autors oft so sehr wiederspiegeln, daß wir beim Anhören seiner Werke fast zu lebhaft an ihn selbst gemahnt werden. Und doch ist uns diese so recht aus dem eignen Born quellende Schaffensweise einer temperamentvollen und warmen Natur so lieb geworden, daß wir dieses Moment in seinen Werken nicht entbehren, oder manche schneidige Kante mit größerer Glätte vertauschen möchten. Bei der ersten Bekanntschaft mit manchem dieser Werke fand man dieselben allerdings bizarr und unverständlich und stand ihnen fremd gegenüber; nachdem man sich aber in dieselben hineinzufinden gesucht hatte, empfand man mehr und mehr wie doch alles nicht nur ganz natürlich erfunden sei, sondern sich auch ganz außerordentlich logisch entwickle; das „Bizarre" hatte sich für den Hörer in jenen ungemein frischen Zug verwandelt, in jenes kecke und doch so warm pulsirende Leben, welches die Tongebilde Grädener's durchströmt und sie ganz besonders auszeichnet.

In Hamburg trat G. in hervorragender Weise als Dirigent auf. Er gab mehrere große Compositionsconcerte und leitete von 1851—1861 die von ihm selbst ins Leben gerufene „Singakademie von 1851". Bis zum Jahre 1855 leitete er auch die Singakademie in Altona. Als bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete ist die Aufführung der J. S. Bach'schen Matthäuspassion in der St. Catharinenkirche in Hamburg zu nennen. Diese Aufführung, überhaupt die erste dieses Werkes zu Hamburg, mit einem bedeutend großen Chor, einem enormen Knabenchor für den eingeflochtenen Choral, einem entsprechend großen Orchester mit Hinzuziehung vorzüglicher auswärtiger Solokräfte für die Bläserpartien und Joachim's Sologeige, machten einen so tiefen Eindruck, daß bald darauf, auf allseitigen Wunsch, eine Wiederholung der Aufführung stattfand.

G. verstand es auch, die Feder zu führen; gewandt im Stil, gelang es ihm des öfteren, seine fast unbesiegbare Logik als Waffe schwingend, einen Gegner niederzustrecken. Sein Wort ist geistreich und voll sprühenden Witzes. Viele seiner Schriften sind in den „Gesammelten Aufsätzen" zusammengestellt; ein Lehrbuch der Harmonie enthält seine theoretischen Grundsätze. Auch als Redner trat G. wiederholt vor die Oeffentlichkeit; anfangs ruhig, konnte er, durch sein wachsendes Feuer und seine Begeisterung zündend, den Zuhörer bald mitreißen. Das, was ihm erhaben dünkte, vertheidigte er mit wahrem Feuereifer und suchte es künstlerisch zur Geltung zu bringen wo und wie er konnte. Das aber, was mit der Höhe der Kunst in Widerspruch zu stehen schien, bekämpfte er auf das allerenergischeste. Ihm handelte es sich hier einzig und allein um die Sache und nie konnte ihn Mißverstehen von Seite Anderer oder eigener persönlicher Vortheil von den Wegen, die er für die richtigen hielt, abbringen. So konnte es denn freilich nicht ausbleiben, daß seine unbeugsame Ehrlichkeit sich seiner Laufbahn nur zu oft hindernd in den Weg stellte. Infolge seiner Freundschaft mit dem ihm in so mancher Hinsicht sinnes- und geistesverwandten Hans v. Bülow waren in Weimar Aufführungen einiger seiner Werke geplant; zur Ausführung dieses Planes aber wäre bedingungslose Anerkennung der damals dort herrschenden Mächte unerläßlich gewesen — G. jedoch konnte und wollte nicht, eigenen Vortheils halber seine

Ueberzeugung verleugnend, sich beugen —, die Folge war, daß man ihn dort für immer fallen ließ. Mit der durch den Namen „Zukunftsmusik“ bezeichneten Richtung war G. nun einmal nicht einverstanden — desto eifriger trat er für den jungen Brahms ein, welchem damals allgemeine Anerkennung noch versagt war; immer von neuem hob er in Musik- und anderen Blättern dessen Bedeutung und Größe hervor, Lanze auf Lanze für ihn brechend. Brahms fand zu jener Zeit Worte wärmsten Dankes dafür. Und so hat G. durch eine Reihe von Jahren auf verschiedene Weise in das Musikleben, namentlich Hamburgs, bedeutend mit eingegriffen. Die während dieser Zeit entstandenen Werke sind: König Harald, heroisch-romantische Oper, später mit „non edendum“ bezeichnet, ein Beweis seiner Strenge gegen sich selbst — Lieder in großer Anzahl, Duette, gemischte Chöre a capella, unter denen der Irrwischsang Furore machte, der zaubervolle „Zwiegesang der Elfen“ für gemischten Chor und kleines Orchester, zwei weitere Streichquartette und zwei Claviertrios, weitere „Fliegende Blätter“ und „Fliegende Blättchen“ für Clavier, die Ouvertüren zu „Fiesco“ und dem „Raub der Sabinerinnen“, Symphonie in C-moll, ein figurirter Choral für Chor und Orchester (den Manen Joh. Sebastian's), hervorragend wegen seiner bedeutenden Contrapunctik, und eine komische Oper „Der Müllerin Hochzeit“, ebenfalls non edendum.

Plötzlich trieb ihn sein unruhiger Geist nach Wien: am Conservatorium daselbst wirkte er einige Jahre hindurch als Professor des Gesanges und der Composition. Grädener's eigenartige Natur machte es ihm schwer, sich in ungewohnte Sitten zu fügen; sein für Fremde verblüffendes, kurzes und rasches Wesen wurde oft für Schroffheit genommen und ehe man noch dazu hatte kommen können seine Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit oder seinen sprudelnden Humor zu erkennen, war der bewegliche Mann längst fortgesaust, um wieder in etwas anderes sich nicht hineinfinden zu können, oder von anderen wieder nicht begriffen und als ein sehr sonderliches Wesen mit Verwunderung betrachtet zu werden. Seine Offenheit erregte fast allgemein Anstoß. Zu den wenigen die ihn verstanden und mit denen er daher hier in näheren, ja innigen Verkehr treten konnte, gehörten Gustav Nottebohm, der Musikforscher, der Pianist Julius Epstein, dessen warmer Freundschaft er stets mit Liebe gedachte und Franz Flatz, in dessen Hause G. durch Frau Ida Flatz seine Lieder prächtig hören konnte. Leider mußte dieser anregende Verkehr abgebrochen werden, weil es G. nicht glückte, in Wien festen Fuß zu fassen, wenngleich Professor Dr. Eduard Hanslick ihn in liebenswürdigster Weise in seinen Bestrebungen unterstützte; er beschloß nach Hamburg zurückzukehren. Hier wußte man ihn zu würdigen; die Hamburger, vor allem der prächtige Theodor Avé Lallemant, hatten ihren Freund nicht vergessen, und er war gerührt und bewegt über die ungemein liebevolle Aufnahme, welche er bei seinen zahlreichen Freunden fand. Von nun an wollte er Hamburg nicht mehr verlassen. Er erhielt die Professur für die Composition am Conservatorium und man wählte ihn zum Präsidenten des Tonkünstlervereins.

Seinen aus Wien mitgebrachten „Reise- und Wanderliedern“, einem Männerchor mit Orchester (Kampf der Geister und Bergknappen nach Körner), dem Streich-Trio und -Octett folgte nun die h-moll-Symphonie mit ihrer rhythmischen Frische, das zweite Clavier-Quintett (cis-moll) und zwei weitere Streichquartette in F und D. Daß G. in seiner künstlerischen Entwicklung nicht stehen blieb, beweist der Umstand, daß er ein bisher von ihm nicht benütztes Instrument, die Orgel, nun mit Glück aufsuchte; die Sonate für Clavier und Violoncell, von seiner Liebe zu seinem Jugendinstrument getragen, gehört wol zu seinen allerbesten und reichsten Schöpfungen.

Schließlich näherte sich dem freilich immer noch jugendlich Frischen der siebzigste Geburtstag. Derselbe war ein Festtag für ihn, da das ganze musikalische Hamburg ihn durch eine öffentliche Feier auszeichnete und er von Nah und Fern mit allen erdenklichen Liebesbeweisen überschüttet wurde. Nur kurze Zeit noch war es ihm vergönnt, an der Seite seiner Gattin, die Freud und Leid getreulich mit ihm getheilt, und die er sozusagen auf Händen trug, unter seinen Freunden zu weilen. Nach zwei Jahren erkältete er sich durch plötzliche Abkühlung nach einer von ihm geleiteten erhitzenden Musikprobe und erlag einer Lungenentzündung ebenso schnell wie bei ihm alles schnell und ungesäumt geschah. In seinen allerletzten Lebensjahren war G. ruhiger und sanfter geworden; wer aber unter denjenigen, die ihn gekannt haben, erinnerte sich nicht des Feuergeistes, der nichts ohne Temperament und Leben erfaßte, wer nicht seines elektrisirenden Humors, seines geistreichen Witzes und seiner oft wunderlichen Originalität, welche in vielen Anekdoten manchem in Erinnerung sein mag.

Als er z. B. einst in früher Morgenstunde seinem Sohne Hermann Harmonieunterricht ertheilte, erklangen plötzlich von der Straße her Drehorgeltöne; G. schoß sofort ans Fenster, öffnete es und befahl dem Musensohne, aufzuhören, was demselben aber gar nicht einfiel. G., angethan mit langem Schlafrock, Morgenschuhen und einer Morgenhaube, stürzt entrüstet die Treppe hinab, fliegt bei der Hausthüre hinaus, packt mit grimmer Geberde die Deichsel des Musikwagens und zieht denselben weit fort. „So, hier können Sie orgeln“, ruft er dem verdutzten Werkelmann zu, „übrigens ist das Ding da ja ganz verstimmt“. Der alte Werkelmann drauf gutmüthig: „Ach Herr, ich glaube Sie sind verstimmt“. Ueber diesen mit Sanftmuth gepaarten Humor ward der Zürnende so gerührt, daß er dem Manne lächelnd auf die Schulter klopfte und mit einem: „Da haben Sie allerdings vielleicht nicht so ganz Unrecht“ ihn für die ihm angethane Kränkung reichlich entschädigte. Ueber seinem Schreibtische hing unter anderen Bildern eines, dessen Rückseite nach außen gekehrt war. Ein ihn besuchender Freund, seine Verwunderung über diese Anordnung ausdrückend, machte zugleich eine unwillkürliche Armbewegung, wol um das Bild auf die richtige Seite zu wenden. Aber dieser in die Hausordnung störend eingreifende Arm wurde sofort fest gepackt und es ertönte: „Halt, laß das, ich will mit dem Menschen da auf dem Bilde nichts mehr zu thun haben, ich will ihn nicht sehen“. Der Freund: „Aber Grädener, so entferne doch das Bild von der Wand.“ G.: „Entfernen? Entfernen? I bewahre! Ich will ja sehen daß ich den Mann nicht sehen will“.

Denen, die G. näher standen, offenbarte sich die Wärme und Tiefe seines Gemüthes, welche ja auch aus seinen Werken, seinen seelenvollen Adagios, aus so vielen seiner Lieder zu uns spricht.

Seine Schüler betrachteten ihn als ihren Freund; seine Kinder vergötterten ihn und fanden in ihm den stets sorgenden, liebevollsten Vater. Seine Freunde schätzten seine Treue und seinen unbeugsam ehrlichen Charakter und um diesen und seine Künstlerschaft, für die er sein ganzes Leben eingesetzt, zu ehren, schmückten sie sein Grab mit einem Denkmal. H. G.

Graf: Eduard G., Geheimer Sanitätsrath in Elberfeld, geboren am 11. März 1829, machte seine Studien in Halle, Greifswald und Berlin, wurde 1851 Doctor, war 1853—54 Assistenzarzt am städtischen Lazareth zu Danzig, dann successive praktischer Arzt in Imgenbroich (Eifel), Ronsdorf und seit 1860 dauernd in Elberfeld, wo er von 1861—80 zugleich die Stellung als leitender Arzt des St. Josephs-Hospitals inne hatte. Am Feldzuge von 1866 nahm er als Stabsarzt eines Feldlazareths theil; im Kriege

von 1870/71 leitete er die königlichen Reservelazarethe in Düsseldorf; über die dort gemachten Beobachtungen berichtete er in einer besonderen Schrift, welche zu Elberfeld 1872 erschien. G. betheiligte sich später außerordentlich rege an allen ärztlichen Standesbestrebungen, wurde 1867 Vorsitzender des Aerztevereins des Regierungsbezirks Düsseldorf, 1869 des Niederrheinischen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, 1873 des deutschen Aerztevereinsbunds, dessen Verhandlungen in Eisenach er regelmäßig bis ein Jahr vor seinem Ableben als Vorsitzender leitete, erhielt 1880 eine Berufung als außerordentliches Mitglied des Kaiserlichen Reichsgesundheitsamtes und war seit 1883 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, in dem er sich an den Debatten über alle den ärztlichen Stand betreffenden Angelegenheiten mit großem Eifer, wenn auch nicht immer mit dem gewünschten Erfolg betheiligte, wurde zuletzt zum Geh. Sanitätsrath, sowie 1894 zu Generalarzt zweiter Classe befördert und starb am 19. August 1895 zu Konstanz, wohin er sich infolge längerer Krankheit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zurückgezogen hatte. G. besaß eine imposante Persönlichkeit, war von hervorragender rednerischer Gewandtheit und verfügte über große Geschicklichkeit in der Leitung parlamentarischer Körperschaften. Um den Aerztestand und die Bestrebungen zur Hebung desselben, speciell des Vereinslebens hat er sich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben, das eine äußere Anerkennung in dem ihm, sowie dem Begründer des deutschen Aerztevereinsbundes Hermann Eberhard Richter zu Ehren, zu Eisenach am 10. September 1897 enthüllten Denkmal fand.

Bigr. Lex. hervorr. Aerzte II, 624. Pagel.

Graefe: Alfred Karl G., Augenarzt in Halle, Neffe seines berühmten Oheims und Specialgenossen Albrecht v. G. (s. A. D. B. IX, 550), war am 23. November 1830 zu Martinskirchen bei Mühlberg a. d. Elbe geboren, studirte seit 1850 in Halle, Heidelberg, Würzburg und Prag, erlangte 1854 in Halle die Doctorwürde mit einer Abhandlung über die Natur der Thränencanäle, widmete sich dann speciell dem Studium der Augenheilkunde als Assistent seines Oheims von 1855—59, besuchte inzwischen auch Paris und bildete sich hier bei Desmarres und Sichel aus. Dann habilitirte er sich in Halle, gründete gleichzeitig eine Privatklinik für Augenkranke, die später vom Staate unterstützt wurde. Nach Gründung einer staatlichen Universitätsklinik wurde er 1864 mit der Leitung derselben als Extraordinarius betraut, 1873 zum Ordinarius ernannt, später auch zum Geheimen Medicinalrath. Aus Gesundheitsrücksichten trat G. 1892 in den Ruhestand und siedelte nach Weimar über, wo er am 12. April 1899 starb.

G. gehört zu den bedeutendsten Augenärzten des 19. Jahrhunderts. Viel gerühmt wurde er auch wegen der Vorzüge, die er als Mensch besaß. Die Zahl seiner schriftstellerischen Leistungen ist beträchtlich. Populär ist sein Name durch das bekannte, umfassend angelegte, mit seinem Genossen Saemisch zu Leipzig zusammen herausgegebene „Handbuch der gesammten Augenheilkunde“ (1874—80; 2. Aufl. 1900 begonnen), ein Sammelwerk, in welchem er selbst verschiedene Capitel bearbeitete. Der größere Theil von Graefe's übrigen Arbeiten erschien als Journalabhandlungen in v. Graefe's „Archiv für Ophthalmologie“ und Zehender's „Klinischen Monatsblättern für Augenheilkunde“.

Vgl. Pagel, Biogr. Lex. hervorr. Aerzte d. XIX. Jahrh. Berlin u. Wien 1901, S. 622 (nebst Bild), ferner Virchow-Posner, Jahresbericht v. 1899. Berlin 1900, I, 333.

Pagel.

Graefle: Albert G., badischer Hofmaler, geboren am 2. Mai 1809 zu Freiburg im Breisgau, † am 27. December 1889 in München. Seine Eltern wollten ihn dem gelehrten Stande zuführen, so absolvirte G. das Gymnasium, besuchte die Universität und hörte einige Semester philosophische Vorlesungen; nebenbei zeichnete er eifrig nach der Natur und genoß die Unterweisung des badischen Hofmalers Franz Jos. Zoll (1770—1833). Von da fand er seinen Weg nach München, wo er sich unter Cornelius und Schnorr weiter bildete. Hier entstand die „Weihe des Bischofs Gebhard von Zähringen 1084“ (Kunstblatt 1832, S. 210), eine in hübscher Landschaft thronende Madonna, ein harfenspielender „Ossian mit Malvina“ (Stuttgarter Kunstblatt 1834, S. 319) und ganz im Stile der damaligen historischen Schule die „Schlacht Berthold's von Zähringen“, die „Aufhebung der Belagerung von Eberstein“ und die „Vermählung des Markgrafen Rudolf von Baden mit der Gräfin Kunigunde von Eberstein“ im Auftrag des Großherzogs von Baden für das Schloß Eberstein bei Gernsbach (vgl. Nr. 55 Kunstblatt vom 9. Juli 1835, gestochen von Wilh. Heßlöhl 1839 für den Kunstverein in Karlsruhe). Darauf folgten einige Genrebilder, wie „Tasso's Tod“ (Kunstblatt 1837, S. 147) und die Scene wie ein Dragoner für sein Mädel von einem Kroaten Schmuck kauft (Kunstblatt 1838, S. 55) und dergleichen damals gerne gesehene Unbedeutendheiten. Wichtiger wurde für G. die in München geschlossene Freundschaft mit Franz Xaver Winterhalter, wovon Graefle's eigenes, scharf charakterisirtes und in Effect gesetztes Bildniß (Kunstblatt 1839, S. 31) zeugt; Beide gingen 1840 nach Paris, wo G. ein Jahr lang bei seinem Freunde malte, dann aber ein eigenes Atelier bezog und durch Winterhalter's Empfehlung eine Reihe ehrender Aufträge als Porträtist bekam. Fast gleichzeitig mit Coblitz, B. Goldschmidt, Bontibonne u. A. arbeitend erhielt G. als Winterhalter's „Adjutant“ für seine 1846 im „Salon“ ausgestellten Arbeiten von Louis Philippe die goldene Medaille (Kunstblatt 1845, S. 265 und 1846, S. 175). Daselbst entstand auch Graefle's figurenreiches „Die Schilderhebung Hermann des Cheruskers“ betiteltes Bild, welches anfänglich viel gerühmt und gepriesen, bei seiner Rundfahrt in Deutschland, in Berlin, Düsseldorf und München immer kühlere Aufnahme und endlich in der Kunsthalle zu Karlsruhe eine bleibende Stätte fand (in einem von Anton v. Werner gezeichneten Holzschnitt noch in Nr. 1589 der Lpz. Illustr. Ztg. vom 13. Dec. 1873). Es war, wie man in Deutschland bald unverhohlen bemerkte, ein Mißgriff dieses Thema in Paris zu malen, wo ihm alles Material fehlte und der Künstler statt Teutoburger Wäldlern mehr ein „Ballet mit französischen Grisetten in altdeutschen Costümen“, eine „Opernscene mit zierlicher Formgebung und süßvirtuoser Carnation“ zu Stande brachte (Eggers' Kunstblatt 1850, S. 171 und 1853, S. 428). Im J. 1848 ging G. nach dem Elsaß, wo er Porträts malte und Bauernstudien im Schwarzwald zu einem Genrestoffe sammelte; hier traf ihn ein Ruf nach England zur Königin Victoria. Bald darauf weilte er wieder zu Paris, wo der „bekannte Mitarbeiter des berühmten Winterhalter“ am 18. October 1849 den Tags vorher verstorbenen Fr. Chopin auf dem Todtenbett zeichnete (vgl. Nr. 1894 der Lpz. Illustr. Ztg. vom 18. Oct. 1879). Im J. 1852 ließ sich G. bleibend in München nieder und eröffnete eine anfänglich stark frequentirte Malschule in denselben Räumen, wo ehedem Josef Bernhardt seine Scholaren versammelt hatte. Er selbst gab mit Stillleben, Genrestücken und Bildnissen immer noch ein bahnbrechendes Beispiel. Zu letzteren zählten die Porträts der Königin Victoria, der Großherzogin Luise und des Erbgroßherzogs von Baden, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Kronprinzeß von Preußen, des nachmaligen Kaisers und der

Kaiserin von Mexiko, des Grafen von Quadt-Wykradt-Isny und dessen Gemahlin u. s. w. Auch Altarbilder für Lahr und Dundenheim in Baden entstanden, dann die „Jahreszeiten“ (Karlsruhe), eine „Dachauer Procession“ à la Reinhardt Sebastian Zimmermann, ein „Elfenreigen“ und „Die Intimen bei Beethoven“, wo der in Begeisterung hingegossene Schindler, der zufriedene Steiner, der tiefergriffene Abbé Vogler und der kritische Dr. van Swieten dem am Clavier phantasirenden Meister lauschen — eine gut empfundene, tief gemalte aber doch nicht ganz phrasenfreie Composition. Auch „Konradins Abschied von seiner Mutter in Schwangau“ (vgl. Julius Grosse in Nr. 94 des Morgenblatts der Bayer. Ztg. vom 4. April 1863) erhob sich nicht über die damals herkömmliche Auffassung. König Ludwig II. betraute ihn mit verschiedenen Aufträgen, mit Darstellungen aus der Zeit Ludwig's XIV. und dessen Nachfolger, darunter die Schönheiten und andere Porträts für das sog. gelbe Cabinet im Linderhof. Zu seinem 80. Geburtstag veranstaltete der vielgefeierte und ausgezeichnete Maler eine Collection seiner älteren Schöpfungen, nachdem er seiner ausübenden Kunst schon früher Valet gesagt hatte. Der außerordentlich liebenswürdige, gesellige, anregende und heitere Mann schied ohne Krankheit und Schmerz ruhig aus dem Leben. Seine zahlreichen Freunde betteten ihm neben Kirchner und Ebert unter vielen Kränzen und Abschiedsworten die letzte Rast. Sein ganzer Nachlaß wurde am 17. Juni 1890 durch J. Steuber in einer Auction nach allen Winden zerstreut.

Vgl. Raczynski 1840. II, 400, 572 ff. — Nagler 1837. V, 315. — Fr. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst, 1888, S. 142 und in v. Weech, Bad. Biographien, 1891. IV, 158 f. — Kunstvereins-Bericht f. 1889, S. 73. — Fr. v. Bötticher, 1895. I, 404 ff.

Hyac. Holland.

Gralath: Daniel G. (der Aeltere 1708—1767). G. war am 30. Mai 1708 in Danzig geboren, wurde zuerst Gerichtsherr der rechten Stadtseite, dann Bürgermeister von Danzig. Im J. 1742 gründete er im Verein mit seinem Schwiegervater, dem Naturhistoriker Jakob Theodor Klein, die „Naturforschende Gesellschaft“, die am 2. Januar 1743 ihre erste Sitzung hielt und noch heute besteht. G. war „Director“ der Vereinigung und ihr führender Physiker. Die Mitgliederzahl betrug zuerst neun, davon nur zwei Mathematik bezw. Physik als Fach studirt hatten. Dennoch hat die kleine Vereinigung hervorragendes geleistet, so lange ihr Gründer lebte. Nach Gralath's Tod gerieth sie lange ins Stocken.

Poggendorff hat in seinem „Biographisch-litterarischen Wörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften“, (Bd. I, Sp. 938, Leipzig 1863) gesagt, G. sei 1739 geboren und 1809 gestorben. Dieser Irrthum, Poggendorff hat aus Meusel's gelehrtem Teutschland den Sohn statt den Vater aufgenommen, ist in fast alle spätere Litteratur zur Geschichte der Physik übergegangen. Selbst in Heller's vorzüglicher Geschichte der Physik (Bd. 1, 1882, S. 485 bis 486) steht dies unmögliche Datum der Geburt, ebenso bei Gerland und Traumüller (Geschichte d. physikal. Experimentirkunst 1899, S. 338) wird in derselben Zeile gesagt, G. sei 1739 geboren und habe 1747 eine Erfindung gemacht. E. Hoppe's Geschichte der Elektricität (Leipzig 1884, S. 17) hat nicht nur zuerst den Fehler in den Lebensdaten richtig gestellt, sondern auch die Verdienste und Arbeiten dieses Laienphysikers ausführlich geschildert.

Neben dem Leipziger Physiker J. H. Winkler ist G. der erste deutsche Schriftsteller über Elektricität. Mögen sich die beiden in ihren wissenschaftlichen Leistungen die Wage halten, so überwiegt G. entschieden durch eine klare Sprache, während Winkler ein kaum erträgliches Deutsch schreibt. In den

„Versuchen und Abhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Dantzig" brachte G. zunächst eine „Geschichte der Elektricität" (Bd. 1—3). Es ist dies nicht nur der erste Versuch dieser Art, sondern auch eine mustergültige Leistung und für jene denkwürdige Periode der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, da die Physik um so viele elektrischen Versuche bereichert wurde, ein dauerndes Quellenwerk. Auch ist G. der erste, der ein kritisches Litteraturverzeichniß für die Schriften über Elektricität herausgab; es steht im zweiten und dritten Bande der Danziger Versuche und Abhandlungen unter dem Titel: „Elektrische Bibliothek". Gralath's Verdienste um die Förderung der jungen Elektricitätswissenschaft in Deutschland dürften sich wol erst genau feststellen lassen, wenn die in Danzig handschriftlich vorhandenen Acten: „Historia Societatis" und „Comment. Soc. Phys. Gedan." edirt, bezw. kritisch durchgesehen sind. Sicher ist G. als Erfinder der elektrischen Flaschenbatterie zu betrachten. Die Erfindung muß zwischen Anfang December 1745, da v. Kleist's erste Nachricht von der Erfindung der Verstärkungsflasche nach Danzig gekommen und dem Jahre 1747 erfolgt sein (Vers. u. Abh. I, 1747, S. 442). G. starb am 23. Juli 1767 zu Danzig.

Außer den angeführten Arbeiten: Briefl. Mittheilungen der Naturf. Gesellsch. Danzig. — Feldhaus, Die Erfindung der elektr. Verstärkungsflasche, Heidelberg 1903. F. M. Feldhaus.

Grammann: Karl G., Componist, war am 3. Juni 1842 zu Lübeck als Sohn eines Kaufmanns geboren. Vom Vater für die Landwirthschaft bestimmt, studirte er in Bonn und Halle. Hier fing er an zu componiren und die Musik fachmännisch zu betreiben. In den Jahren 1866 bis 1871 besuchte er das Leipziger Conservatorium für Musik, wo unter anderen Papperitz, Reinecke, David, Hauptmann und Moscheles seine Lehrer waren. Diese Studien setzte er in Wien fort, wo er sich ganz der Composition widmete. Später lebte er als Junggeselle in behaglichen Verhältnissen in Dresden und starb hier am 30. Januar 1897. Unter Grammann's musikalischen Arbeiten haben seine Opern einen größeren Erfolg gehabt, als seine Instrumentalcompositionen. Am längsten hat sich seine Oper „Melusine" auf dem Repertoire gehalten, doch ist auch „Das Andreasfest" und die „Thusnelda" in Dresden und Wien aufgeführt worden. Seine namentlich an französischen belletristischen Werken ziemlich reiche Bibliothek wurde von Grammann's überlebender Schwester der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden überwiesen.

Vgl. Neue Zeitschrift f. Musik 1897, 64. Jahrg. (Bd. 93). Leipzig o. J., S. 67. — Signale für die musikalische Welt, 55. Jahrg. Leipzig 1897, S. 155. — Hugo Riemann, Musik-Lexikon, 5. Aufl. Leipzig 1900, S. 412. — Biogr. Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Hrsg. von Anton Bettelheim. Berlin 1898, II. Bd., S. 118. — Verzeichniß der im Druck erschienenen Werke von Carl Grammann. Dresden 1900.

H. A. Lier.

Graser: Rudolph G., Benedictiner, Homilet, geboren am 4. Juli 1728 zu Linz in Oberösterreich, † am 20. Januar 1787 zu Ried. Sein Taufname war Johann Nepomuk. Er absolvirte die humanistischen Studien in den Klöstern Garsten und Kremsmünster, trat dann 1744 zu Kremsmünster in den Benedictinerorden, legte daselbst am 13. November 1745 Profeß ab, absolvirte die höheren philosophischen und theologischen Studien theils hier, theils an der Universität Salzburg und wurde am 1. October 1752 zum Priester geweiht. Seine eingehendere Beschäftigung mit dem Studium der deutschen Sprache brachte ihn in Briefwechsel mit Gottsched und dessen Frau. 1757—1760 wirkte er als Professor der Poetik in seinem Kloster und machte

hierauf im August 1760 eine Studienreise nach Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er 1762 Cooperator in Viechtwang, dann in Buchkirchen, 1767 Pfarrer zu Eberstallzell, 1768 zu Fischlham, 1775 zu Ried. G. war zu seiner Zeit als Prediger wie als homiletischer Theoretiker sehr geschätzt. 1779 ernannte ihn die kurfürstlich baierische Gesellschaft zur Pflege der geistlichen Beredsamkeit in München zu ihrem Mitglied.

Schriften (außer einigen kleineren Gelegenheitsschriften): „Vollständige Lehrart zu predigen, oder wahre Beredsamkeit der christlichen Kanzel nach den Vorschriften der berühmten Redner Frankreichs und Teutschlands in gründlichen Regeln verfaßt“ (Salzburg 1766; Augsburg 1768); „Praktische Beredsamkeit der christlichen Kanzel, in Regeln, Exempeln und vollständigen Mustern“ (Augsburg 1769); „Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres“ (2 Bde., Augsburg 1772, 1775; 2. Aufl. 1774, 1776; Bd. 1, 3. Aufl. 1776); „Verschiedene Predigten auf Sonn- und Festtage nebst einem Vorschlage, das Predigtamt zu erleichtern, und einem Entwurfe einer vollständigen Christenlehre für das Landvolk“ (Augsburg 1776; 2. Aufl. 1777); „P. Zacharias Laselve sämmtliche Predigten auf alle Sonn- und Festtage, wie auch für den Advent und die Fasten. Uebersetzt, abgeändert und nach dem heutigen Geschmack eingerichtet“ (2 Bde., Augsburg 1778).

Wurzbach's Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, 5. Theil (Wien 1859), S. 310 f. — Scriptores Ordinis S. Benedicti qui 1750—1880 fuerunt in Imperio Austriaco-Hungarico (Vindobonae 1881), p. 143 s. — L. Guppenberger, Bibliographie des Clerus der Diöcese Linz (Linz 1893), S. 65 f. Lauchert.

Gratz: Lorenz Clemens G., katholischer Exeget, geboren am 26. Januar 1806 zu Stötten am Auerberg unweit Füssen, † am 18. November 1884 zu Augsburg. G. war ein Neffe des älteren Peter Aloys Gratz. Er besuchte seit 1819 das Gymnasium bei St. Anna in Augsburg, absolvirte 1825—1829 die in Landshut begonnenen philosophischen und theologischen Studien nach Uebertragung der Universität in München, promovirte daselbst am 7. August 1829 zum Dr. theol. und empfing am 20. August 1829 die Priesterweihe. Am 9. September 1829 wurde er Stadtcaplan in Kempten, am 6. April 1831 Religionslehrer und Lehrer des Hebräischen am Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg und Präfect am k. Studienseminar, am 24. December 1832 Professor der Exegese in Dillingen, am 28. April 1850 Domcapitular in Augsburg, am 2. December 1856 Generalvicar (bis 1882), am 10. März 1869 zugleich Domdecan. — Seine Schriften: „Sacra Scriptura num eodem modo interpretanda sit, quo reliquos antiquitatis libros interpretari solemus?“ (Diss., Kempten 1832); „Euchologium graeco-latinum in usum juventutis literarum studiosae“ (Tübingen 1837; 4. Aufl. 1899); „Ueber Charakter und Deutung der prophetischen Schrift des neuen Bundes. Eine exegetische Abhandlung“ (Programm; Dillingen 1841; erschien auch in der Freiburger Zeitschrift für Theologie, Bd. VII, 1842, S. 231—316); für das Handbuch der biblischen Alterthumskunde von Allioli, an welchem G. und Haneberg mitarbeiteten, bearbeitete G. im 1. Band (Landshut 1844) die „Häuslichen Alterthümer“; den 2. Band des Werkes bildet das von ihm verfaßte „Handbuch der biblischen Erd- und Länderkunde“ (Landshut 1844); in 2. Auflage gab G. die letztere Arbeit später als selbständiges Werk wieder heraus unter dem Titel: „Schauplatz der Heiligen Schrift oder das alte und neue Morgenland mit Rücksicht auf die biblischen und kirchlichen Zustände. Zugleich als Handbuch zu dem Dr. J. F. v. Allioli'schen Bibelwerke“ (München 1858; 3. Aufl. 1865; davon auch eine französische Uebersetzung von Gimarey:

„Théâtre des évènements racontés dans les divines Ecritures ou l'ancien et le nouvel Orient“, 2 Bde., Paris 1869—70); als kurzgefaßter populärer Auszug: „Erd- und Länderkunde der heiligen Schrift für katholische Schulen und Familien zur Erläuterung der heiligen Geschichte des Alten und Neuen Bundes“ (Kempten 1848). In seinen späteren Jahren beschäftigte sich G. mit Studien zur Geschichte seiner engeren Heimath; er hinterließ Sammlungen zur Geschichte der Stadt und des Benedictinerstiftes zu Füssen und eine Sammlung von Lebensbildern von Gelehrten, Künstlern ꝛc. aus dem oberen Lech-, Wertach- und Illerthale; gedruckt wurde nichts davon.

Leistle im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, 2. Aufl. V, 1041 f.

Lauchert.

Graetz: Hirsch (Heinrich) G., Dr., hervorragender Geschichtsforscher und Exeget, geboren am 31. October 1817 in Xions, † am 7. September 1891 in München. G. genoß den ersten Unterricht in seiner Heimathgemeinde. Während der Lehrer, der ihm die Elementarkenntnisse beibrachte, ihn wegen seiner geistigen Anlagen sehr lieb gewann, hielt ihn sein zweiter Lehrer auf reiferer Stufe in Zerkow, für beschränkt und unfähig. 1830 kam G. nach Wollstein, wo er durch den Rabbiner auch Unterricht im Talmud erhielt. G., der sich hier unter mannichfachen Kämpfen und Entbehrungen bei seinem mächtigen Drange nach Wissen Kenntnisse angeeignet hatte, sehnte sich aus den engen geistigen Verhältnissen heraus und ging, angezogen durch die Persönlichkeit des Landrabbiners Samson Raphael Hirsch, des Anwaltes und Wortführers des conservativen Judenthums, nach Oldenburg, woselbst er auch das Gymnasium besuchte. 1842 bezog er die Universität in Breslau und erlangte 1845 in Jena die Doctorwürde, auf Grund seiner 1846 erschienenen Schrift: „Gnosticismus und Judenthum“. 1848 war G. Hauslehrer bei S. R. Hirsch in Nicolsburg, der aus Oldenburg dahin als Landesrabbiner von Mähren berufen wurde. Doch scheint er sich dort geistig nicht besonders behaglich gefühlt zu haben und zeigte sich schon damals die Kluft, die sich zwischen ihm und seinem Lehrer aufthat, der ihn später aufs schärfste bekämpfte. Am 22. August 1850 wendet sich G. von Nicolsburg an Leopold Löw mit der Bitte, ihn in Kanisza als Rabbiner in Vorschlag zu bringen. Mit wenig verschleierter Anspielung auf S. R. Hirsch schreibt er: „Männer von entschieden principieller Gesinnung die ihre Ueberzeugung nicht aus dem faden Gebräu romantischen Dusels, sondern aus der frischen Quelle geläuterter Wissenschaft schöpfen, sind zu selten, als daß eine solche Erscheinung nicht ein andauerndes Interesse erwecken sollte und man gewinnt sie um so lieber, je mehr sie gelehrte und ungelehrte Alltagsmenschen verketzern und verfolgen — — — auch ich fühle den Drang in mir, die Wissenschaft als einzige Gottheit hinzustellen, der alles übrige zum Opfer fallen muß“ (Gesammelte Schriften von Leopold Löw V. Band, S. 142). Durch den Weggang des Landrabbiners Hirsch von Nicolsburg nach Frankfurt a. M. finden wir G. als Religionslehrer in Lundenburg thätig, woselbst er harte Kämpfe zu bestehen hatte (vgl. seinen Brief an den Landesrabbiner Abraham Placzek vom 23. Januar 1852, abgedruckt in der Geschichte der Juden in Kremsier von Rabb. Dr. A. Frankl-Grün III. Theil, S. 9). Sein Lebenswerk: „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ nahm dort seinen Anfang und fand in Veit in Berlin einen bereitwilligen Verleger. G., der sich zum Prediger nicht gut eignete, weil er die Scheu öffentlich zu sprechen, nicht überwinden konnte, folgte von Berlin aus einem Rufe an das jüdisch-theologische Seminar nach Breslau — eröffnet am 10. August 1854 —, dem Dr. Zacharias Franke als Director vorstand. Dort entfaltete G. durch

37 Jahre eine äußerst segensreiche Thätigkeit. Als Lehrer der jüdischen Geschichte und Exegese übte er einen großen Einfluß auf seine Schüler aus, die in das innere Getriebe seines geistigen Schaffens Einblick genommen und denen er stets mit liebevoller Theilnahme, ohne sie in ihrer individuellen Geistesrichtung zu hemmen, fördernd zur Seite stand. Er leitete seine Schüler nicht in dogmatischer Einseitigkeit und Engherzigkeit und hat gerade dadurch auf dieselben sehr wohlthätig eingewirkt. Eine Frucht seiner reichen Studien, denen er in Breslau, woselbst er auch 24 Jahre Professor an der Universität war, mit seltenem Fleiße hingegeben war, ist die Fortführung und Vollendung seiner „Geschichte der Juden bis auf die Gegenwart“ in 11 Bänden. Während sein Vorgänger in der jüdischen Geschichtsschreibung Isaac Marcus Jost mit noch ziemlich unzulänglichen Mitteln arbeitete, weil die historischen Studien vor ihm nur wenig Pflege fanden und er zudem in seinem Streben nach Objectivität geschichtliche Erscheinungen mehr vom Standpunkte einer modernen Beobachtungsweise als aus den jeweiligen Zeitverhältnissen heraus beurtheilte, war G. im Gegentheile in der Behandlung von Persönlichkeiten und Verhältnissen oft zu subjectiv, was besonders bei der Darstellung der Geschichte der Juden in der Neuzeit sehr stark hervortrat. Aber trotzdem, daß die Darstellung nicht überall künstlerisch abgerundet ist und ihr manchmal der ruhige und sachliche Ton abgeht, bleibt sein Werk doch unbestritten ein Denkmal ausdauernder Arbeitskraft, preiswürdigen Scharfsinns und Scharfblicks und ist selbst als eine bedeutende geschichtliche Geistesthat anzusehen, die in weiten Kreisen Liebe und Begeisterung für die jüdische Wissenschaft geweckt hat. Im J. 1874 war sein Geschichtswerk, das in verschiedene fremde Sprachen übertragen wurde, beendet, nachdem er früher, ehe er an die Darstellung der biblischen Geschichte herantrat, in welcher er einen überaus freisinnigen Standpunkt einnimmt, Palästina bereist hatte. Im J. 1871 trat G. mit seinem Commentare zu Koheleth und dem Hohen Liede, dem 1882—1883 ein solcher zu den Psalmen folgte, an die Oeffentlichkeit. Haben auch Graetz' exegetische Arbeiten, in welchen er einen radicalen Standpunkt einnimmt, besonders wegen der Texteshypothesen, die allgemeine Anerkennung nicht gefunden, so bleibt ihm doch das unbestreitbare Verdienst, Bibelexegetisches in der talmudischen Litteratur nutzbar gemacht und manche bleibende Verbesserung des Textes vorgeschlagen zu haben. Zu erwähnen wäre noch seine Schrift: „Leket Schoschanim. Blumenlese neuhebräischer Dichtungen vom zweiten bis zum dreizehnten Jahrhundert chronologisch geordnet“ (1872) und seine werthvollen Programmarbeiten: „Die westgothische Gesetzgebung in Betreff der Juden“ (1858), „Dauer der gewaltsamen Hellenisirung der Juden und die Tempelentweihung des Antiochus Epiphanes“ (1864), „Frank und die Frankisten aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts“ (1869), „Der einheitliche Charakter der Prophetie Joels und die künstlerische Gliederung seiner Theile“ (1873), „Das Königreich Messene und seine jüdische Bevölkerung“ (1879). Im J. 1879 erschien von G. eine anonyme Schrift: „Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus“ (Stuttgart). Am 10. September 1891 wurde G. unter großer Antheilnahme weiter Kreise auf dem jüdischen Friedhofe in Breslau beerdigt. Adolf Brüll.

Gratzmüller: Hieronymus G., Benedictiner und Förderer der Gabelsberger'schen Stenographie, geboren in München am 19. Januar 1824, † in Augsburg am 16. Mai 1895. Er verlebte seine Jugend und Schulzeit in München und Augsburg und trat nach Absolvirung des Gymnasiums 1842 in das neuerweckte Benedictinerstift zu St. Stephan in Augsburg ein. Dort

legte er 1845 Profeß ab, wurde 1847 zum Priester geweiht, war 1847 bis 1850 Studienlehrer, 1850—1886 Director der höheren Bildungsanstalt des Stiftes, seit 1880 Prior des Stiftes, daneben bis 1890 Superior des neubegründeten Augsburger Mutterklosters der Barmherzigen Schwestern und erhielt 1894 den Titel als kgl. Geistlicher Rath.

Schon 1840 lernte G. bei Gabelsberger selbst in München die Stenographie und ward durch sein lebhaftes Interesse an der Kurzschrift bald mit Gabelsberger innig befreundet. Auf Gabelsberger's Anregung legte G. 1846 als erster Candidat die bairische Staatsprüfung für das Lehramt der Stenographie ab und war sogleich von Beginn seiner Lehrthätigkeit an darauf bedacht, der Gabelsberger'schen Stenographie an dem Institute seines Stifts eine feste Stätte zu errichten. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, kam auf seinen Ruf Gabelsberger 1848 von München nach Augsburg und eröffnete vor 70 Schülern durch einen Vortrag den Unterricht in der Stenographie. Das Institut zu St. Stephan in Augsburg wurde dadurch die erste Lehranstalt in Baiern, die den stenographischen Unterricht einführte; G. leitete seitdem regelmäßig den stenograpischen Unterricht fast bis an sein Lebensende und hat viele Tausende von Schülern mit der Kurzschrift bekannt gemacht. Als Gabelsberger gestorben war, setzte G. ihm in Nr. 54 der Allgemeinen Zeitung 1849 durch einen Nekrolog ein Denkmal und bearbeitete noch in demselben Jahre die zweite Auflage von Gabelsberger's großem Lehrbuche. Der Mangel eines kleinen und billigen Lehrbuches der Gabelsb. Stenographie, der durch das Auftreten des Stolze'schen Systems mit seiner compendiösen „Anleitung“ empfindlich fühlbar wurde, veranlaßte die 1852 in München tagende Stenographenversammlung zur Aussetzung eines Preises für das beste Compendium der Gabelsberger'schen Stenographie. Unter den eingelieferten Arbeiten ward die von G. mit dem Preise gekrönt. Diese „Preisschrift“ („Kurzgefaßtes Lehrbuch“) ist 1853 zuerst erschienen und 1903 in 94. Auflage herausgekommen; nach ihrem Muster bearbeitete auch David Dessau 1859 ein Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie für das Dänische und A. Huber 1868 ein solches für das Schwedische. Im Jahre 1855 schrieb G. für das Programm seiner Studienanstalt eine Abhandlung: „Wie kann die Erlernung der Stenographie an den bayerischen Gymnasien gefördert werden?“ und 1856 gründete er den Gabelsb. Stenographenverein in Augsburg, der jetzt als größter der Gabelsb. Schule dasteht. Das von ihm ins Leben gerufene Organ dieses Vereins, die „Monatsblätter des Gabelsb. Stenographenvereins in Augsburg“ hat G. von 1856 bis 1863 in vortrefflicher Weise selbst autographirt. Durch Schönheit der Schrift zeichnet sich auch die von ihm (1870) besorgte und autographirte stenographische Ausgabe des Thomas a Kempis aus, die mehrmals neu aufgelegt worden ist. Auch sonst betheiligte sich G. lebhaft an der stenographischen Bewegung und nahm an den großen Stenographenversammlungen regelmäßig theil, so insbesondere 1857 an der zu Dresden für Revision des Gabelsb. Systems, deren Resultate die sogenannten „Dresdener Beschlüsse“, für die Entwicklung des Gabelsb. Systems von Wichtigkeit geworden sind. Der Gabelsb. Stenographenverein zu Augsburg, den G. viele Jahre leitete, und eine größere Anzahl anderer Gabelsb. Vereine ehrten die Verdienste des opferfreudigen, thatkräftigen, gewissenhaften und strengen, aber wohlmeinenden, wie bescheidenen Mannes durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Augsburger Sonntagsblatt 1884, Nr. 6. — Korrespondenzblatt des Kgl. Stenogr. Instituts zu Dresden 1894, Nr. 1, S. 1—3. — Sonntags-

beilage zum Augsb. Kurier 1894, Nr. 3. — Bairische Blätter f. Stenographie 1894, S. 18 f.; 1895, S. 90 ff. — Deutsche Stenographenzeitung 1894, S. 33 ff.; 1895, S. 161 f. — Allgem. deutsche Stenographenzeitung 1895, S. 84. — Monatsblätter des Gabelsb. Stenographenvereins in Augsburg 1894, Nr. 1 und 1895, Nr. 6. — La stenografia (Rom) 1894, S. 6 u. 55; 1895, S. 83. — Oesterr. Blätter f. Stenographie 1895, S. 58 f. — Stenogr. Blätter aus Tirol 1895, S. 39 f. — Neue Augsb. Zeitung 1895, Nr. 118. — Kronsbein's Stenogr. Kurier 1895, Juni. — Zander's Taschenbuch f. stenographirende Schüler 1896, S. 51 ff. — Krumbein, Entwicklungsgesch. d. Schule Gabelsberger's (2. Aufl. 1901), S. 234. — Augsb. Postztg. 16. V. 1895. — Studien u. Mitth. a. d. Benedictiner- u. Cist.-Orden XVI, 364 f. Mitzschke.

Grau: Rudolf Friedrich G., bekannter lutherischer Theolog der positiven Richtung. Er wurde geboren am 20. April 1835 in Heringen a. Werra, einem Dorfe des alten Kurhessen, etwa 22 km östlich von Hersfeld. Sein Vater war Pfarrer in Heringen. Im Elternhause blieb er bis zum 9. Lebensjahre. Dann nahm ihn seines Vaters Bruder, Pfarrer in Richelsdorf, in sein Haus, um ihm die Anfangsgründe der Gymnasialfächer beizubringen. Von seinem 15. Jahre ab besuchte er durch vier Jahre das Gymnasium in Hersfeld, nach dessen Absolvirung er sich den Universitätsstudien zuwandte. Ein Benefiz, das ihm zugesichert worden war, bewog ihn, zunächst die Leipziger Universität aufzusuchen, wo er drei Semester blieb. Nach seiner eigenen Aussage zogen ihn in Leipzig am meisten die Vorlesungen von Liebner an, die ihn zur Beschäftigung mit Systematik und Philosophie veranlaßten. Damals befaßte er sich mit Kant und Fichte, Cartesius und Spinoza. Neben Liebner wirkte Kahnis auf ihn ein. In Leipzig schloß er sich dem theologischen Studentenverein, zeitweilig auch der Philadelphia an. Von Leipzig ging G. auf zwei Semester nach Erlangen, wo er sich unter v. Hofmann's sehr starkem Einfluß intensiv mit Exegese beschäftigte. Zum Abschluß seiner Studien suchte er die heimische Universität Marburg auf. Dort lehrte seit 1855 Vilmar, der schroffe Lutheraner, den der Kurfürst aus Kassel hierher geschickt hatte. Er wurde neben v. Hofmann der andre Mann, der auf G. am nachhaltigsten einwirkte. Nach Ablauf seines Trienniums, das 1854—57 fiel, bestand G. das 1. theologische Examen und ging dann nach Hause, wo er seine Brüder ad studia humaniora vorbereitete. Als es sich für ihn darum handelte, das 2. theologische Examen zu bestehen, beredete ihn Vilmar, statt dessen die Licentiatenwürde anzustreben. G. folgte dem Rathe und reichte im Sommersemester 1859 seine Dissertation ein: „De Andreae Osiandri doctrina commentatio, cui dogmatum, quae Osiander tractavit, auctoris propria expositio est annexa“. Nach Annahme der Arbeit durch die Facultät und ihrer Drucklegung (IV, 88) promovirte G. im December 1859. Im nächsten Jahre wurde er Repetent an der Marburger Stipendiatenanstalt, dem Seminarium Philippinum. Seine schon zur Promotion verwendete wissenschaftliche Abhandlung über Osiander, nur um einen kleinen Zusatz vermehrt (Marburg 1860; IV, 92) eröffnete ihm den Zugang zur Privatdocentur. Wintersemester 1860/61 begann er seine Vorlesungsthätigkeit. Die Marburger Professoren lasen in ihren eigenen Häusern, wo sie sich Auditorien eingerichtet hatten. G. stand als Privatdocent auf Vilmar's Katheder. Seine Collegien umfaßten exegetische, systematische und apologetische Gegenstände.

In seiner Marburger Zeit verband ihn Freundschaft und enger persönlicher Verkehr mit Zöckler und v. Zezschwitz im nahen Gießen. Mit Zöckler gemeinsam gab er seit Juli 1865 die apologetische Zeitschrift „Der Beweis des

Glaubens" heraus, in deren Redaction er bis zu seinem Tode wirkte. Grau's Lehrerfolge waren gut, im Wintersemester 1865/66 wurde er zum Extraordinarius ernannt. Sehr bald darauf, im Kriegsjahr, erfolgte der Abbruch seiner Marburger Wirksamkeit. Durch Kögel's Vermittlung erhielt G. das Ordinariat für Neues Testament in Königsberg, wohin er im Laufe des Sommersemesters 1866 übersiedelte. Von da ab verfloß sein Leben in der Königsberger Wirksamkeit. Seine Lehrthätigkeit erstreckte sich auf die Fächer des Neuen Testaments, aber auch noch, seinen Anfängen getreu, auf dogmatische und apologetische Gegenstände. Mit Vorträgen, die er auf Conferenzen oder vor weiterem Publicum hielt, wandte er sich an nichtakademische Kreise. 1870 ging er die Ehe mit Martha v. Behr ein. Im selben Jahre verlieh ihm die Rostocker philosophische Facultät, 1875 die Leipziger theologische Facultät den Ehrendoctor. Für das Jahr 1888/89 wählte ihn der Königsberger Senat zum Prorector. G. war seit rund 50 Jahren der erste Theologe, der wieder dieses Amt bekleidete, ein Zeichen für die Beliebtheit, deren sich seine Persönlichkeit im Kreise der Collegen erfreute. Sein Tod erfolgte 1893. Er starb am 5. August nach einer Operation, die ein schon seit längerer Zeit vorhandenes krebsartiges Darmgeschwür nöthig gemacht hatte.

G. war ein positiver Theologe des Luther'schen Bekenntnisses, doch von persönlicher Milde und von Weltaufgeschlossenheit. Seine Bedeutung als theologischer Schriftsteller ist, wie auch von seinen Freunden anerkannt wird, nicht so groß wie seine Bedeutung als akademischer Lehrer. Ein gut Theil seiner litterarischen Thätigkeit steckt in Aufsätzen der schon erwähnten Zeitschrift „Der Beweis des Glaubens", deren Mitherausgeber er war. Im 26. Bande dieser Zeitschrift (1890) befindet sich ein Inhaltsverzeichniß der in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens darin erschienenen Aufsätze; das Verzeichniß der Grau'schen Beiträge steht S. 241, 39 Titel umfassend, unter ihnen die Gedenkrede auf J. G. Hamann, 1888 bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages gehalten (Beweis des Glaubens Bd. 24, S. 283 ff.) und die Rectoratsrede Grau's: „Einem unbekannten Gott" (ebd. Bd. 26, 201 ff.). Auch die folgenden Bände der Zeitschrift bis zum 31. (1895) enthalten Beiträge, zum Theil posthume, von G. Von den abgesondert, in Buchform, erschienenen Publicationen Grau's kommen folgende in Betracht (in chronologischer Reihenfolge). Noch in seiner Marburger Zeit erschien die apologetische, gegen Renan und Strauß gerichtete Schrift: „Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Eine Apologie des Christenthums vom Standpunkte der Völkerpsychologie" (Stuttgart, 1. Aufl. 1864, VIII, 244; 2. Aufl. 1867, XII, 261). Eine reiche Anwendung von Phantasie charakterisirt dies Erstlingsbuch. G. versucht den Nachweis zu führen, daß Renan die semitische Rasse, der er nur monotheistischen Instinct beilegt, zu schlecht beurtheilt habe, und daß von ihm und Strauß die Bedeutung der israelitischen Heilsgeschichte und die Bedeutung Jesu zu gering eingeschätzt werde gegenüber dem „Evangelium der heidnischen Völker", der Wissenschaft. — 1871 erschien die „Entwicklungsgeschichte des neutestamentlichen Schriftthums" (Gütersloh, 2 Bände, XVIII, 344, 532). Dies Werk behandelt, wie schon der Titel andeutet, die neutestamentliche Einleitung. In drei Stufen bringt G. die Schriften des Neuen Testaments unter: der kerygmatischen (Synoptiker), der epistolischen (katholische und paulinische Briefe), der prophetischen (Hebräerbrief, Apokalypse, Johannesevangelium). Diese drei Stufen sollen dem Epos, der Lyrik und dem Drama der classischen Völker entsprechen, sowie auch drei Stufen der alttestamentlichen Religion: Geschichtsbüchern, poetischen, prophetischen Schriften. — Das Jahr 1875 brachte eine zweite

apologetische Schrift Grau's: „Ursprünge und Ziele unserer Kulturentwicklung" (Gütersloh, VIII, 280). G. geht in diesem Buche, wieder vom völkerpsychologischen Standpunkt aus, an der Hand der Geschichte den alten Culturen der Hamiten, Semiten, Japhetiten nach, faßt Ursprung und Entwicklung dieser Culturen ins Auge, um in einem Schlußcapitel („Gegenwart und Zukunft") auf Gefahren der modernen Geistesentwicklung hinzuweisen. — Noch in den 70er Jahren gab G., von Mitarbeitern (Kübel, Behrmann, Röntsch, Füller) unterstützt ein „Bibelwerk für die Gemeinde" heraus (Bielefeld und Leipzig, 2 Bände, 1877—1880; 2. Aufl. 1889—1890). Er selbst legte darin Matth., Joh., I. u. II. Kor., Apok. aus. — 1883 bot er in Zöckler's Handbuch der theologischen Wissenschaften (Bd. I, S. 549—630; in der 3. Aufl. Bd. II, S. 275 ff., Nördlingen) eine kurze, zusammengedrängte Darstellung über die Biblische Theologie des Neuen Testaments. In seiner auch anderswo zu beobachtenden geistreichen und fesselnden, aber von Einseitigkeit nicht freien Weise behandelt er hier unter dem Gesichtspunkte, daß das Neue Testament der Same sei, aus dem das Reich Gottes wächst, die drei Wachsthumsstufen dieses Samens: 1. die Lehre Jesu (synoptisches Schriftthum); 2. die paulinische Theologie (Paulusbriefe); 3. die johanneische Theologie (Hebr., Apok., Ev. und Briefe des Joh.). — 1887 erschien: „Das Selbstbewußtsein Jesu" (XVI, 393, Nördlingen), wieder das Gebiet der biblischen Theologie behandelnd. Das zur Discussion kommende Problem ist die Frage: wie hat Jesus über sich, seinen Beruf, die Bedeutung seiner Person gedacht? G. wendet sich gegen die Auffassung der kritisch-historischen Schule, aber auch gegen die Ritschl's und seiner Anhänger. Immerhin merkt man (vergl. besonders Cap. 5: Vom Reiche Gottes) den Einfluß des Gegners, und Widerspruch von streng conservativer Seite ist nicht ausgeblieben. — An letzter Stelle sei die kurze Glaubenslehre erwähnt, die 1891 unter dem Titel erschien: „Luther's Katechismus, erklärt aus biblischer Theologie. Eine kurze Glaubenslehre" (VIII, 112, Gütersloh).

C. W. von Kügelgen, Rudolf Grau, ein akademischer Zeuge der lutherischen Kirche. München 1894. — O. Zöckler, Rudolf Friedrich Grau (Beweis des Glaubens, Bd. 29, 1893, S. 357 ff.); — Ders., Rudolf Friedrich Grau (Realencykl. f. prot. Theol. u. Kirche, Bd. 7, 1899, S. 66 ff.).

Rudolf Knopf.

Gravenhorst: Joh. Heinrich Christoph G., Bienenzüchter, † 1898, wurde am 26. September 1823 in dem Dorfe Watzum im Herzogthum Braunschweig, (Kreis Wolfenbüttel) geboren. Sein Vater Joh. Heinr. Jürgen G. war Gärtner auf dem Rittergute Schliestedt, seine Mutter Anna Marie Dorothee eine geborene Gödecke. Später übernahm der Vater die Verwaltung des Parkes des Schlosses Hedwigsburg bei Kissenbrück, wo der Sohn aufwuchs und schon früh lebhaften Sinn für die Natur und Lust zur Imkerei zeigte. Zu Ostern 1844 kam dieser als Präparand auf das Schullehrerseminar nach Wolfenbüttel, das er 1849 verließ, um zunächst eine Hauslehrerstelle in Wispenstein anzunehmen. Dann kam er als Lehrer adj. nach Völkenrode, wo er im Jahre 1852 als Opfermann und Organist definitiv angestellt wurde. Am 26. August 1855 vermählte er sich hier mit der Tochter des verstorbenen Wundarztes G. J. L. Bielitz in Bortfeld, Franziska Bertha Christiana. Leider mußte er den von ihm erfolgreich versehenen Lehrberuf früh aufgeben, da er das Gehör verlor; er wurde schon zum März 1860 emeritirt. Da warf er sich ganz auf die Bienenzucht. Er studirte besonders die Werke Aug. v. Berlepsch's und des Pfarrers Dzierzon zu Karlsmarkt in Schlesien und verfolgte auch die Fortschritte der Bienenzucht im Auslande. Im J. 1864 kaufte er sich ein

Grundstück am kleinen Exercirplatze zu Braunschweig, wo er 1865 nur 4 Körbe, seit 1868 aber jährlich mehr als 100, 1883 126 Bienenstöcke aufstellte. Er suchte die Vortheile der alten Lüneburger Haidimkerweise mit denen der neueren Verfahren zu vereinigen, den alten Strohstülper mit beweglicher Wabe einzurichten. So erfand er den sogenannten Bogenstülper, der sich bald große Anerkennung errang. Er veröffentlichte seine Erfahrungen in „Der praktische Imker. Anleitung sich den Bogenstülper, einen anerkannt guten und billigen Strohkorb mit Mobilbau selbst anzufertigen und darin die Bienenzucht mit Nutzen zu betreiben", ein Werk, das zuerst 1873, 1887 aber schon in 4. Auflage erschien und auch in fremde Sprachen, wie die russische, übersetzt wurde. Seit October 1883 gab er auch eine Zeitschrift, die „Deutsche illustrirte Bienenzeitung" heraus, daneben später ein „Imkeralbum. Porträts und Lebensbeschreibungen verdienstvoller Bienenzüchter", von dem 1889 die erste, 1895 die zweite Folge ausgegeben wurde. Die Ausdehnung, die Gravenhorst's Bienenzucht genommen hatte, veranlaßte seinen Nachbar, ihn wegen Eigenthumsstörung zu verklagen. Da das Oberlandesgericht zu Braunschweig durch Erkenntniß vom 19. März 1884 dem Kläger recht gab und das Reichsgericht am 23. September d. J. eine Revision des Urtheils zurückwies, so sah sich G. genöthigt, Braunschweig zu verlassen und eine einsamere Stätte aufzusuchen. Er ließ sich bewegen das Gut Sterbeckshof bei Glöwen zu übernehmen, bei dem er bald sein Vermögen in der Hauptsache zusetzte. Er siedelte 1887 nach dem nahen Städtchen Wilsnack über, wo er mit großer Willenskraft und rastlosem Fleiße, von Gattin und Sohn treu unterstützt, einen neuen Bienenstand anlegte, den er von Jahr zu Jahr vergrößern konnte, und den er dann allmählich, wie auch die Herausgabe der Zeitschrift, seinem Sohne Hugo überließ. Er starb am 21. August 1898, im Kreise der Bienenzüchter eine bekannte und geachtete Persönlichkeit, dessen verdienstvoller Thätigkeit auch die öffentliche Anerkennung nicht fehlte. P. Zimmermann.

Gravenhorst: Karl Theodor G., Schulmann und Dichter, † 1886, wurde am 1. November 1810 zu Braunschweig geboren, wo sein Vater Ernst Heinr. Jul. G. damals Präfecturrath war und am 27. October 1840 als Geh. Finanzrath gestorben ist; seine Mutter Anna Wilhelmine war die Tochter des Kaufmanns J. J. J. Langerfeldt in Hannover. Er besuchte bis Michaelis 1828 das Gymnasium Katharineum seiner Vaterstadt unter dem Directorat von K. Heusinger, Scheffler und Friedemann, darauf ein halbes Jahr das Collegium Carolinum und bezog dann die Universität Leipzig, Ostern 1830 aber die zu Göttingen, um Philologie und Geschichte zu studiren. Hier haben Gottfr. Hermann, Karl Otfr. Müller, Dahlmann und J. Grimm als Lehrer am einflußreichsten auf ihn eingewirkt; besonders befreundet war er mit dem Aegyptologen Rich. Lepsius und dem späteren Wolfenbüttler Bibliothekar Ludw. Konr. Bethmann. Nachdem er Ostern 1833 in Göttingen das Staatsexamen bestanden hatte, wurde er hier ein Jahr als Hülfslehrer beschäftigt. Dann kam er als Hofmeister an die Ritterakademie zu Lüneburg, ging dort aber zu Neujahr 1837 als erster Collaborator an das Johanneum über. Ostern 1841 ward er Conrector am Gymnasium zu Göttingen, doch kehrte er schon Michaelis 1845 nach Lüneburg als zweiter Professor an der Ritterakademie zurück; 1847 wurde ihm hier auch das Inspectorat, d. i. die Leitung des Alumnats übertragen. Im folgenden Jahre wurde er für den 11. hannoverschen Wahlkreis (Harburg) an Professor Albrecht's Stelle zum Abgeordneten für die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt, in die er am 11. September eintrat. Er wirkte hier in sehr freisinnigem Geiste, indem er z. B. für Abschaffung des Adels, der nicht mit einem Amte verbundenen Titel, der Orden,

der Todesstrafe, der Censur u. a. stimmte und sich für die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an einen regierenden deutschen Fürsten erklärte. Anfang Juni 1849 kehrte er nach Lüneburg zurück; von den Besprechungen in Gotha hielt er sich fern, auch hat er nicht für das Erfurter Parlament candidirt. Vom Patronate der Akademie seines Amtes enthoben wurde er auf seine Beschwerde durch Verfügung des Kgl. Staatsministeriums bald darauf wieder eingesetzt. Doch wurde er noch zu Michaelis 1849 auf seinen Wunsch an das Andreanum in Hildesheim versetzt, wo er die Stelle eines Fachlehrers für alte Sprachen und Geschichte übernahm. Michaelis 1857 folgte er einem Rufe der Freien Stadt Bremen; er wirkte hier mit an der Reorganisation der Hauptschule und wurde der Director der sogenannten Gelehrtenschule. Er blieb hier bis Ostern 1866, wo er in seiner Vaterstadt Braunschweig die Leitung des vereinigten Ober- und Progymnasiums mit dem Titel eines Schulraths erhielt, zugleich Mitglied der Herzogl. Ministerialcommission sowie der Prüfungscommission für Candidaten des höheren Lehramts wurde. Im Jahre 1875 ward ihm im Nebenamte das Referat für das höhere Schulwesen im Consistorium in Wolfenbüttel übertragen, und als im Anfang 1877 für diese Angelegenheiten eine Oberschulcommission begründet war, wurde er stimmführendes Mitglied dieser Behörde. Für die höheren Schulen des Herzogthums ist G. eine Reihe von Jahren von großem Einflusse gewesen; so beruht das Reglement für Reifeprüfungen von 1879 wesentlich auf seinen Ausarbeitungen. Das Vertrauen, das er bei der Regierung genoß, zeigte sich auch darin, daß sie ihn für die Jahre 1869—79 als Abgeordneten in die Landessynode entsandte. Da seine Kräfte allmählich nachließen, trat er zu Ostern 1881 mit dem Titel eines Oberschulraths in den Ruhestand. Seine Absicht, ein größeres pädagogisches Werk auszuarbeiten, in dem er die Erfahrungen seiner 48jährigen Lehrthätigkeit niederzulegen dachte, und noch einige dichterische Uebersetzungen griechischer Dramen für den Druck fertig zu machen, hat er nicht mehr ausführen können. Er verfiel körperlich und geistig, bis am 28. Januar 1886 der Tod seinem Leben ein Ende machte. Ihn überlebte seine Gattin Sophie geb. Schultz, die er am 5. October 1838 in Lüneburg geheirathet hatte, bis zum 14. October 1889. — G. war in der Schule wie im geselligen Verkehre eine äußerst anregende, geistreiche Persönlichkeit, nichts weniger als ein einseitiger Schulmonarch. Er war seinem Berufe mit Eifer ergeben und hat in ihm die schönsten Erfolge erzielt. Kein Mann der Schablone und ein Feind allzugroßer Einengung des Lehrers durch das Reglement sah er das Ziel aller Erziehung in wahrer Humanität, in einer harmonischen Gesamtbildung aller geistigen und sittlichen Kräfte. Weder den Lehrern noch den Schülern gegenüber auf Formen großen Werth legend suchte er freie Entwicklung zu fördern, jeder Eigenart nach Möglichkeit Spielraum zu lassen. Fehlte es ihm auch etwas an einer energischen Geschlossenheit des Charakters, so ersetzte er das reichlich durch Güte und Aufrichtigkeit des Wesens, durch einen festen, optimistischen Glauben an einen guten Kern im Menschen, durch vielseitige Bildung, deren Ergebniß er beredt und gewandt vorzutragen wußte, durch Schlagfertigkeit und verständnißvolles Eingehen auf Anderer Gedanken und Meinungen. Er stand mit seinen Schülern auf fast freundschaftlichem Fuße, ohne daß diese, wenigstens so lange er in der Vollkraft seines Wirkens stand, jemals die innere Hochachtung vor ihm vorloren oder die äußere außer Acht setzten, wenn sie ihn gelegentlich auch an seiner schwachen Seite, insbesondere seinem Autorenstolze, zu fassen wußten. Mit seinen Lehrern verkehrte er voll liebenswürdiger Rücksichtnahme, fast nur den collegialen, selten den amtlichen Ton anschlagend. Seine Gelehrsamkeit ging mehr in die Breite als in die Tiefe; mühsame

Einzelarbeit war nicht seine Sache. Ihn zog vor allem die ästhetische Seite des Alterthums an, und es war sein Hauptbestreben, das er für weitere Kreise mit gutem Ergebniß verfolgte, auch für diese die classischen Studien fruchtbar zu machen. Mit großem Erfolge hielt er namentlich in Hildesheim und Bremen öffentliche Vorträge aus dem Gebiete des classischen Alterthums. Diesem Zwecke sollten auch seine Uebersetzungen aus den griechischen Tragikern, sowie die der Odyssee dienen, die er, zum Teil in ganz anderem Versmaße, mit feinem Formgefühl und dichterischer Gestaltungskraft in edler Sprache dem Geschmacke der neueren Zeit anzupassen suchte. Eine selbständige Bearbeitung eines antiken Stoffes ist seine Tragödie Klytemnestra, die 1866 auf dem Stadttheater zu Bremen und 1872 auf den Hoftheatern zu Braunschweig und Wolfenbüttel zur Aufführung gelangt ist.

Vgl. Schulnachrichten des Martino-Katharineum zu Braunschweig, von 1882 S. 20 f. — Koldewey, Verzeichniß der Directoren und Lehrer des Gymnasiums Mart.-Kath. S. 24 f. — L. Drewes in den Jahrb. f. Philologie u. Pädagogik, II. Abtheilung, 33. Jahrg. (1887) S. 37—43, 65—76, wo auch Gravenhorst's gedruckte und ungedruckte Schriften aufgeführt werden.

P. Zimmermann.

Gravenreuth: Karl Freiherr von G., Colonialbeamter und Afrikaforscher, wurde am 12. December 1858 in München als Sohn eines Kgl. bairischen Kämmerers geboren. Er erhielt den Traditionen seiner Familie gemäß eine militärische Erziehung, trat im Sommer 1877 in das 3. bairische Infanterieregiment ein und wurde am 7. Mai 1879 zum Secondlieutenant in demselben befördert. Als er mehrere Jahre gedient hatte, empfand er das Verlangen nach einem größeren und abwechselungsreicheren Wirkungskreise. Er ging deshalb im Februar 1885 zur Reserve über und trat in den Dienst der Deutschostafrikanischen Gesellschaft. Diese schickte ihn nach Ostafrika, wo er 1886 die Station Korogwe in Usambara gründete. Als 1888 der Aufstand der durch die deutsche Besitznahme in ihren Interessen bedrohten arabischen Händler ausbrach, zeichnete er sich, unterstützt von den deutschen Kriegsschiffen, bei der Vertheidigung von Bagamoyo aus und wurde dafür vom Kaiser noch in demselben Jahre mit dem rothen Adlerorden decorirt. Als im Frühjahr 1889 der Reichscommissar Wißmann an der Küste eintraf, um eine Expedition zur Wiederherstellung der Ruhe im Schutzgebiete auszurüsten, schloß sich G. ihm an, trat in den Reichsdienst und wurde zum Premierlieutenant befördert. Er betheiligte sich nun in hervorragender Weise an der Niederwerfung des Aufstandes, namentlich an der Eroberung der stark verschanzten arabischen Stellungen. So zeichnete er sich besonders bei der Erstürmung des Lagers von Buschiri bei Bagamoyo am 8. Mai, sowie bei der Einahme von Saadani am 6. Juni 1889 aus. Als Wißmann im September desselben Jahres seinen bekannten Zug nach Mpwapwa unternahm, ließ er G. als seinen Stellvertreter an der Küste zurück. Dieser besetzte zunächst Kondutschi, einen wichtigen Stützpunkt der Sklavenhändler, besuchte dann die Station Tanga, wo er die Bevölkerung auf friedliche Weise beruhigte, und zog darauf entlang der Küste durch das Gebiet der Wadigos. In Pangani und Bagamoyo fand er die Ordnung ungestört, doch kamen ihm Gerüchte zu Ohren, daß Buschiri den wilden und räuberischen Stamm der Mafiti zu einem Plünderungszuge nach der Küste überredet hätte. Anfang October langten große Scharen von Flüchtigen in Bagamoyo an und berichteten, daß Buschiri wenige Tagereisen weit bei Jombo in einem stark befestigten Lager stehe. G. brach sofort auf, um den Gegner zu überraschen, erschien am 19. October ganz unerwartet vor dem Lager und eroberte es nach halbstündigem Kampfe. Kaum hatte er sich der Verschanzungen bemächtigt,

so wurde er von den Mafitis überfallen. Diese kämpften mit äußerster Tapferkeit, mußten aber nach dreimaligem vergeblichem Angriffe fliehen. G. kehrte nach dieser glänzenden Waffenthat an die Küste zurück. Ende 1889 und Anfang 1890 sicherte er durch eine größere Expedition das Hinterland von Bagamoyo und Saadani, sodaß der Karawanenverkehr nach dem Innern wieder eröffnet werden konnte. Am 4. Januar 1890 half er das Araberlager bei Mlembule erobern, und am 9. März trieb er gemeinschaftlich mit Wißmann die letzten Reste der Aufständischen unter Bana Heri, dem früheren Wali von Saadani, bei Palamakaa auseinander. Bana Heri entfloh zwar, konnte sich aber nicht länger halten und ergab sich deshalb bereits am 6. April in Saadani an G., nachdem ihm dieser Begnadigung und Rückgabe seiner beschlagnahmten Güter versprochen hatte. Nach der Niederwerfung des Aufstandes kehrte G. in die Heimath zurück. Hier wurde er in Anerkennung seiner Verdienste zum Hauptmann befördert, doch ernannte man ihn nicht, wie von vielen Seiten und wohl auch von ihm selbst erwartet worden war, zum Commandeur der ostafrikanischen Schutztruppe. Nachdem er einige Zeit in der Colonialabtheilung des Auswärtigen Amtes gearbeitet hatte, wurde er beauftragt, eine vom Premierlieutenant Morgen in umfassender Weise vorbereitete Forschungsexpedition in das Hinterland von Südkamerun zu führen. Im Juli 1891 reiste er von Hamburg ab und kam glücklich in Westafrika an. Er lebte sich schnell in die neuen Verhältnisse ein, vermochte aber die geplante Forschungsreise nicht zur Ausführung zu bringen, da sich vorerst ein Streifzug gegen die aufständischen Stämme am Abofluß nöthig machte. Diese hatten dem Gouverneur von Kamerun den Gehorsam verweigert und den zu ihrer Beruhigung herbeigeeilten Kanzler Leist angegriffen. G. rückte gegen sie vor und erstürmte nach heftigem Kampfe ihre beiden befestigten Hauptorte, Miang und Bonakwase. Leider fand er bald darauf bei einem Angriffe auf das hartnäckig vertheidigte Dorf Buea im Gebiete der Bakwiri an der Ostseite des Kamerungebirges am 5. November 1891 heldenmüthig kämpfend durch einen Schuß seinen Tod. Er wurde neben dem Missionshause dieses Ortes begraben. Er war nicht nur ein hervorragender Soldat und Truppenführer, sondern auch ein tüchtiger Verwaltungsbeamter und ein warmer Freund der Mission, namentlich der katholischen, der er als strenggläubiger Katholik besonders nahestand.

Deutsche Kolonialzeitung 1888—92. — Deutsches Kolonialblatt 1890 bis 1892. — Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1891. — Geogr. Jahrbuch 16, 479. Viktor Hantzsch.

Grebe: Karl Friedrich August G., Dr. phil., Forstmann; geboren am 20. Juni 1816 in Großenritte, einem kurhessischen Dorfe am Habichtswalde, † am 12. April 1890 in Eisenach. Als Sohn eines Brigadierförsters, dessen Vorfahren — so weit die Nachrichten reichen — fast durchweg der grünen Farbe angehört haben, entschied er sich schon frühzeitig für den väterlichen Beruf. Den größten Theil seiner Jugend verlebte er im Elternhause (später zu Gottsbüren), mitten in den schönen Buchenforsten des Reinhardtswaldes und in fast ausschließlichem Verkehr mit Forstmännern. Auf diese Weise lernte er den vielgestaltigen Wald, sowie den Forstdienst mit seinen Licht- und Schattenseiten schon im Knabenalter kennen. Nach dem Besuche der polytechnischen Schule in Cassel, auf welcher er unter Männern wie Wöhler, Bunsen, Buff und Dunker besonders in den Gebieten der Chemie, Physik, Mineralogie und Geognosie tüchtige Kenntnisse sich angeeignet hatte, absolvirte er die erforderliche praktische Lehrzeit bei seinem Vater in den Revieren Gottsbüren und Hümme. Hierauf besuchte er 1836 und 1837 die kurhessische Forst-

lehranstalt zu Melsungen und setzte — nach einer glänzend bestandenen Staatsprüfung — 1838 und 1839 seine naturwissenschaftlichen, rechts- und volkswirthschaftlichen Studien auf der Universität Berlin fort.

Die nächste Zeit nach dem Abschluß seiner akademischen Studien benutzte er zu einer größeren forstwissenschaftlichen Studienreise durch das nördliche Böhmen, Erzgebirge, Fichtelgebirge und den Thüringer Wald. Hier lernte er (1839) den damaligen Director der Forstlehranstalt zu Eisenach, Oberforstrath Dr. G. König (s. A. D. B. XVI, 509) kennen, welcher auf sein späteres Geschick einen hervorragenden Einfluß ausübte. Nach Erwerbung des philosophischen Doctorgrades an der Universität Marburg und kurzer Beschäftigung im kurhessischen Forstdienste, begann er am 1. April 1840 seine Laufbahn als Docent der Forstwissenschaft und einzelner naturwissenschaftlicher Zweige (Mineralogie, Gebirgskunde und Botanik), für welche er eine besondere Vorliebe hegte, an der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena. 1842 erwarb er sich zugleich die venia legendi an der Universität Greifswald. Bereits 1844 folgte er aber einem ihm durch König's Vermittelung zu theil gewordenen Rufe der Großherzogl. weimarischen Regierung als Forstrath, zweites Mitglied der Forsttaxationscommission und Lehrer an der Forstlehranstalt in Eisenach. Zwar kehrte er am 1. Juli 1849 nochmals nach Greifswald zurück, um als akademischer Forstmeister der Universität und zugleich als Professor der Forstwissenschaft an der Akademie Eldena zu wirken, allein — nachdem König am 22. October 1849 mit Tode abgegangen war — berief ihn die weimarische Regierung am 1. April 1850 abermals, unter Verleihung des Prädicats „Oberforstrath“, als Nachfolger König's zum Director der Forstlehranstalt zu Eisenach und zugleich zum Vorstande der Großherzoglichen Forsttaxationscommission daselbst. In dieser Stellung verblieb er, seit 1865 zum „Geheimen Oberforstrath“ und 1880 — bei dem Schlusse des 100. Semesters — zum „Oberlandforstmeister“ ernannt, bis zu seinem Tode.

An Anerkennungen und Ehrenbezeugungen hat es ihm schon bei Lebzeiten nicht gefehlt. Er war Inhaber mehrerer hoher Orden und Mitglied verschiedener Forstvereine, gelehrter Gesellschaften und sonstiger Vereinigungen. Bei der 15. Versammlung des Hessischen Forstvereins zu Rothenburg a. L. (1888) wurde ihm zu Ehren in der Oberförsterei Hentershausen eine Vereinseiche gepflanzt. Im Verein der Thüringer Forstwirthe bekleidete er lange Jahre hindurch das Amt des ersten Präsidenten, für welches er in hohem Grade qualificirt war. Auch im Centralverein für Landwirthschaft zu Eisenach 2c. amtirte er als Vorstand. Mit hervorragenden Ehren und Auszeichnungen, wie sie bisher kaum einem anderen Forstmann zu theil geworden, wurde er aber bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums am 1. April 1890 überhäuft. Der Großherzog von Sachsen-Weimar ernannte ihn an diesem Ehrentage zum „Wirklichen Geheimrath“ mit dem Prädicate „Excellenz“ und verlieh ihm das Großkreuz des Sachsen-Ernestinischen Hausordens. Weitere Ordensauszeichnungen wurden ihm von dem König von Preußen und dem Herzog von Anhalt zu theil. Die juristische Facultät der Universität Jena ließ ihm durch einen Abgesandten das Diplom als Dr. jur. h. c. überreichen. Außerdem wurde ihm ein von Fachgenossen und Freunden gesammeltes Capital von 5000 Mark behufs einer „Grebe-Stiftung“ übergeben. Leider war es ihm nicht vergönnt, sich dieser Ehrenbezeugungen lange zu erfreuen, da schon zwölf Tage nach dieser Feier sein Ableben erfolgte.

G. war zunächst ein geborener Lehrer; ausgezeichnet durch gediegenes Wissen im Forstfache, reiche Kenntnisse in den Naturwissenschaften, richtiges Erfassen des Kerns der Dinge, klaren Gedankenfluß, Objectivität im Urtheil,

glänzende Beredsamkeit und die Gabe, seine Lehren auch in die Praxis zu übersetzen. Sein Vortrag war klar, logisch geordnet, übersichtlich und zugleich fesselnd; dabei bewegte sich derselbe stets in dem Verständnisse seiner Hörer angepaßten Bahnen. G. glänzte in seinen Vorlesungen zwar weniger durch neue productive Gedanken, so daß zum Verständniß eine receptive geistige Thätigkeit seiner Zuhörer genügte, allein er faßte das im Walde als richtig Erkannte und durch die Praxis Bewährte in einer so formvollendeten Abrundung zusammen, daß der Hörer sogleich ein abgeschlossenes Bild von dem behandelten Gegenstande erhielt. Diese Lehrmethode war für die Mehrzahl seiner Hörer, da er nicht Forstgelehrte, sondern tüchtige, gewissenhafte, praktische Forstmänner voll warmer Liebe zum Wald und Beruf zu erziehen bestrebt war — und mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse der Eisenacher Forstschule, deren Erörterung hier zu weit führen würde — damals gewiß die richtige. Seine Beliebtheit bei den Studirenden verdankte er aber nicht nur seiner glänzenden Lehrbegabung, sondern auch der Milde seines ganzen Wesens. Er war den Studirenden zu jeder Zeit ein väterlicher Freund und gütiger Berather.

Als Schriftsteller hat G. eine vielleicht zu vielseitige Thätigkeit entwickelt. Seine erste gedruckte Arbeit war die der philosophischen Facultät zu Marburg 1840 vorgelegte Dissertation: „De conditionibus ad arborum nostrarum saltuensium vitam necessariis“, wodurch er sich den Doctorhut erwarb. Einen Beweis großer Belesenheit, namentlich im Gebiete der Forstpolitik, und der Befähigung einen umfangreichen und schwierigen Stoff in knappem Gewande zu bearbeiten, lieferte die Schrift: „Die Beaufsichtigung der Privatwaldungen von Seiten des Staates“ (1845), welche mit einem Preise gekrönt wurde. 1853 folgte die Monographie „Gebirgskunde, Bodenkunde und Klimalehre in ihrer Anwendung auf Forstwirtschaft“, welche noch drei Auflagen (1858, 1865 und 1886) erlebte. Diese Schrift, welche das wichtigste über diese Grundwissenschaften für den forstlichen Beruf — unter Zugrundelegung der Epoche machenden Lehren eines Liebig und anderer hervorragender Agriculturchemiker dieser Richtung in kurzer, übersichtlicher und leicht verständlicher Weise zusammenfaßte und somit die Hauptgrundsätze der neueren Agriculturchemie auch dem Forstmann erschloß, entsprach s. Z. einem wirklichen Bedürfniß. Ihr Verfasser war unter den damaligen forstlichen Schriftstellern wohl am besten in der Bodenkunde bewandert; allein die letzte Auflage wäre doch besser ungeschrieben geblieben. Die in den früheren Auflagen gebotene, forstlich zugestutzte Darstellung der Gebirgskunde &c. konnte den damaligen Ansprüchen noch genügen, die letzte Auflage aber deshalb nicht mehr, weil sie von den inzwischen gänzlich veränderten Grundanschauungen, insbesondere im Gebiete der Petrographie, gar keine Notiz nimmt. Auch ist der agriculturchemische Theil gar zu knapp behandelt und der neueren Auffassung der meteorologischen Erscheinungen nicht hinreichend Rechnung getragen.

Warme Anerkennung muß hingegen der Monographie „Der Buchenhochwaldbetrieb“ (1856) gezollt werden. Hier zeigt sich der Verfasser als meisterhafter Kenner des Verhaltens und der besten Bewirthschaftung der mitteldeutschen Buchenforste im Gebiete der älteren Flötzformation. Das in dem Buche entwickelte, dem Walde abgelauschte und für denselben geschriebene Programm entwickelt Grundsätze, die für den reinen Buchenhochwald noch heute jede Kritik bestehen können. Ein weiteres, ebenfalls vorwiegend auf waldbaulichem Gebiete sich bewegendes Schriftchen war die aus Anlaß der (1858) in Eisenach abgehaltenen 8. Versammlung der Forstwirthe aus Thüringen als

Festgabe überreichte Beschreibung der „Lehrforste der Eisenacher Forstschule: Eisenach, Wilhelmsthal und Ruhla".

Das bedeutendste Werk von G. ist aber ohne Zweifel „Die Betriebs- und Ertragsregulierung der Forsten" (1867, in 2. Aufl. 1879), denn auf dem Gebiete der praktischen Forsteinrichtung war er infolge seiner Eigenschaft als langjähriger Chef des Forsteinrichtungswesens im Großherzogthum Sachsen-Weimar eine Autorität ersten Ranges. Das aus der Praxis geschöpfte und seiner ganzen Tendenz nach für dieselbe berechnete Werk liefert eine specielle Darstellung der von dem Verfasser bis ins kleinste Detail ausgebildeten, in den weimarischen Forsten in Anwendung stehenden combinirten Fachwerksmethode. Es ist mehr ein Handbuch für den dortigen Praktiker als ein Lehrbuch, bietet aber doch eine so reiche Fundgrube von Material, daß es auch für andere Schriftsteller auf diesem Gebiete und überhaupt für Anhänger einer anderen Forsteinrichtungsmethode von außerordentlichem Werth ist.

Abgesehen von diesen selbständigen Schriften gab G. noch folgende König'sche Werke in neuer Bearbeitung und in mehreren Auflagen heraus: „Die Forstbenutzung." Ein Nachlaß von Dr. G. König (1851, 1861 und 1882); „Die Waldpflege aus der Natur und Erfahrung neu aufgefaßt" (1859, ferner 1875 u. d. T. „Der Waldschutz und die Waldpflege"); „Die Forst-Mathematik in den Grenzen wirthschaftlicher Anwendung nebst Hülfstafeln für die Forstschätzung und den täglichen Forstdienst" (1854 und 1864). Wesentliche materielle Verbesserungen der König'schen Darstellung sind zwar nur in beschränktem Umfange eingetreten, was wohl damit zusammenhängt, daß der Herausgeber die Eigenart des Verfassers aus Pietät möglichst erhalten wollte. Auch ist den Fortschritten der Wissenschaft nicht genügend Rechnung getragen. Es muß aber unbedingt anerkannt werden, daß insbesondere „Die Forst-Mathematik", welche in ihren ersten Auflagen nicht leicht verständlich und etwas schwerfällig war, durch die gewandte Feder Grebe's in formeller Beziehung wesentlich gewonnen hat. Dieses inhaltreiche Werk fand daher auch an anderen Forstlehranstalten und bei den Praktikern, welche sich mit forstmathematischen Dingen beschäftigen wollten oder mußten, Eingang, während „Die Forstbenutzung" und „Der Waldschutz" hauptsächlich auf die im ganzen einfachen Eisenacher Verhältnisse zugeschnitten waren und jetzt durch neuere Werke auf diesen Gebieten überholt sind. G. entfaltete außerdem auch noch eine bemerkenswerthe Thätigkeit in der Journallitteratur, früher in der Allgemeinen Forst- und Jagd-Zeitung, später mehr in Burckhardt's „Aus dem Walde" und in Danckelmann's „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen", weil er mit diesen beiden Herausgebern innig befreundet war.

Als Forsttaxationsdirigent schuf G. der Betriebsregulirung der weimarischen Forste ganz neue Bahnen. Von dem Cotta'schen Principe ausgehend, daß die Bearbeitung eines den concreten Verhältnissen sorgfältig angepaßten Wirthschaftsplanes viel wichtiger sei als eine minutiös zugespitzte, auf Künsteleien und unsichere Zukunftsrechnungen basirte Etatsermittelung, gelang es ihm, die Materialerträge der Weimarschen Staatsforste in einer mehr als 40 jährigen Wirksamkeit — trotz strengster Nachhaltigkeit — über die Hälfte zu steigern, zugleich deren gesammten Zustand nach außen und innen wesentlich zu verbessern.

Als Charakter gehört G. zu den anziehendsten und achtungswerthesten Erscheinungen. Er war von unendlicher Dankbarkeit gegen sein Fürstenhaus erfüllt, welchem zuliebe er mehrere ehrenvolle Berufungen (nach Zürich, Eberswalde, Tharand und Münden) ausschlug. Dem Großherzoglichen Hause stand er als treuer Rathgeber in Bezug auf die Verwaltung der Güter der Frau

Großherzogin in Schlesien sehr nahe. Selbst bei innerer Bewegung äußerlich doch ruhig und stets würdevoll, war er milde im Urtheil über andere, bei auftretenden Gegensätzen stets zur Vermittelung und Nachgiebigkeit bereit, klug und tactvoll im gewöhnlichen Verkehr, zuvorkommend und gefällig selbst gegen Untergebene, treu seinen zahlreichen Freunden und von einer großen Bescheidenheit. Das ihm bei seinem Jubiläum zur Errichtung einer Stiftung übergebene Capital ging — da ihn sein frühzeitiger Tod an der Ausführung verhinderte — auf Grund eines Beschlusses der Stifter an seine Wittwe über. Nachdem es bis 1901 sammt weiteren Beiträgen und den inzwischen aufgelaufenen Zinsen den Betrag von 7300 Mark erreicht hatte, wurde es von seiten der Wittwe nebst einer Stiftungsurkunde dem Großherzoglichen Staatsministerium zu Weimar mit der Bestimmung übergeben, daß die Zinsen weiter zum Capital geschlagen werden sollen, bis dieses auf den Betrag von 10 000 Mark angewachsen ist. Hierauf sollen aus den Zinsen alljährlich zwei Stipendien an würdige und bedürftige Studirende der Forstlehranstalt Eisenach vergeben werden.

G. v. Schwarzer, Biographien, S. 12. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie, III, 1, S. 720. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, S. 201. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums &c. III, S. 137, 286, 310, 322, 323 und 376. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands, 2. Band, S. 793, 799 und 834. — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung 1889, S. 436 (Aufruf zur Feier des Jubiläums); 1890, S. 196 (Todesanzeige), S. 265 (Jubiläumsfeier). — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1890, S. 127 (Dienstjubiläum); S. 388 (Todesanzeige); 1891, S. 277 (Nekrolog, von Heß). — Forstliche Blätter, Neue Folge, 1890, S. 158 (Nekrolog), S. 191 (Nachruf, von den Studirenden). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1890, S. 241 (Nekrolog, von Stötzer). — Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1890, S. 289 (Dienstjubiläum, von Matthes), S. 297 (Die letzten Tage von Karl Grebe, von Danckelmann), S. 383 (Nachruf, von den Studirenden).

Grebestiftung (Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1901, S. 304; Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1901, S. 488; Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1901, S. 280; Aus dem Walde, Nr. 23 vom 6. Juni 1901, S. 183, Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen, 1901, S. 506).

R. Heß.

Greef: Richard G. wurde am 14. März 1829 in Elberfeld geboren. Er studirte Medicin und Naturwissenschaften, namentlich Zoologie. Nach seiner Promotion und dem medicinischen Staatsexamen unternahm er wissenschaftliche Reisen. 1856 besuchte er die adriatische Küste und 1857 Ungarn und Serbien. 1858 wurde er Assistenzarzt am städtischen Krankenhause in Danzig und zog ihn hier das Studium der niederen Thiere der Ostsee an. 1859 ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt Elberfeld nieder. Doch blieb er nicht lange in dieser Stellung. Seiner Neigung zur Zoologie folgend, wandte er sich 1862 nach Bonn und habilitirte sich dort als Privatdocent für Zoologie und vergleichende Anatomie. 1866—67 unternahm er eine Reise nach den canarischen Inseln und verweilte namentlich auf der Insel Lanzarote längere Zeit. Nach seiner Zurückkunft veröffentlichte er: „Reise nach den canarischen Inseln“, Bonn 1868, und im folgenden Jahre: „Untersuchungen über einige merkwürdige Thiergruppen des Arthropoden- und Wurm-Typus“, Berlin 1869. 1870 wurde G. als Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie und Director des zoologisch-zootomischen In-

stituts an die Universität Marburg berufen. 1874 war er in Neapel und veröffentlichte die Resultate seiner dortigen Studien unter dem Titel: „Ueber das Auge der Alciopiden“, Marburg 1876. 1879—80 unternahm er wieder größere Reisen nach der Schweiz, Portugal und den canarischen Inseln, welche ihm Veranlassung gaben zu seinen „Studien über die pelagischen Annaliden der canarischen Inseln“ in: Zeitschr. f. wissenschaftl. Zoologie, Bd. 32, 1879 und: „Die Echiuren“ (aus Nova Acta der Kais. Leop.-Carol. Akad. d. Naturforscher), Halle 1879. Bemerkenswerth ist ferner noch seine Bearbeitung der Echinodermen-Fauna Japans in Rein's: „Japan nach Studien zusammengestellt“, 1881.

G. starb als Geheimer Regierungsrath am 30. August 1892.

W. Heß.

Gregorovius: Ferdinand G., Geschichtschreiber, geboren am 19. Januar 1821 in der ehemaligen Ordensstadt Neidenburg in Ostpreußen, † am 1. Mai 1891 in München, entstammte einer protestantischen Familie, welche seit mehr als 300 Jahren in Masuren ansässig war und außer einer größeren Anzahl von Theologen auch einige gelehrte Juristen hervorgebracht hatte. Ferdinand war der jüngste Sohn eines Kreisjustizrathes, der seinen Wohnsitz in der ehemaligen Deutschordensritterburg aufschlagen durfte, zu deren Renovirung er selbst wesentlich beitrug. Der Aufenthalt in den Hallen und Gelassen des gothischen Schlosses hat auf G. in der Jugend einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck gemacht, daß er, wie er selbst später äußerte, ohne ihn die Geschichte Roms im Mittelalter vielleicht niemals geschrieben hätte. — Zuerst auf einer Privatschule zu Neidenburg, dann seit dem Herbste 1832 auf dem Gymnasium zu Gumbinnen erhielt er seine humanistische Vorbildung; 1838 bezog er die Universität Königsberg. Dem Wunsche seines Vaters entsprechend, widmete er sich hier dem Studium der Theologie, das er auch absolvirte. Zwei Mal hat er sogar, in seiner Vaterstadt und in einem anderen kleinen Städtchen, gepredigt, hierauf aber diesem Berufe, für den er keine wahre, innere Neigung empfand, für immer Valet gesagt. Karl Rosenkranz war es, dessen Vorlesungen und persönlicher Umgang ihn nach seiner eigenen Aussage veranlaßten, sich nun philosophischen und litteraturgeschichtlichen Studien hinzugeben. Ende 1843 promovirte er in Königsberg mit einer schriftlich eingereichten Dissertation „Plotini de pulcro doctrina“, welche von Rosenkranz als „selten trefflich“ censirt und später (1855) unter dem Titel: „Grundlinien einer Aesthetik des Plotin“ in der Zeitschrift für Philosophie, N. F. Bd. 25, 113 ff. veröffentlicht wurde.

Im gleichen Jahre (1843) hatte G. unter einem Pseudonym: „Konrad Siebenhorn's Höllenbriefe an seine lieben Freunde in Deutschland, herausgegeben von Ferdinand Fuchsmund“ eine witzige Satire auf die Zeitverhältnisse erscheinen lassen. Es folgte (1845) der zweibändige Roman „Werdomar und Wladislav aus der Wüste Romantik“, mit dem er der Sturm- und Drangperiode der vierziger Jahre, wie seiner eigenen, darf man sagen, sein Opfer brachte. Aus einer anderen Zeitströmung ging die Schrift hervor: „Die Idee des Polenthums. Zwei Bücher polnischer Leidensgeschichte“, gewidmet (Mai 1848) dem polnischen Patrioten und Historiker Joachim Lelewel, worin G., wie in den „Polen- und Magyarenliedern“ (1849) seinen Sympathien speciell für die unglücklichen Polen um so beredteren Ausdruck verlieh, je besser er deren traurige Schicksale in jungen Jahren gelegentlich der Ueberführung der kriegsgefangenen Truppen Gielgud's durch die Preußen über die Grenze 1830/31 aus eigener Anschauung in nächster Nähe hatte kennen lernen. Er plante sogar ein größeres Werk über Polen, aber eingehender Beschäftigung mit Goethe

entsprang die zu dessen Säcularfeier (1849) veröffentlichte geistvolle, heut zu Tage besonders interessirende Schrift: „Goethe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt". G. zeigt, wie Goethe in den „Lehrjahren" sein eigenes Zeitalter charakterisiren und in den „Wanderjahren" die Umgestaltung des gesellschaftlichen Lebens in der Zukunft zeichnen wollte. Der Roman gilt G. als ein „Denkmal des hehrsten Idealismus", Goethe als der „Columbus, der in seinem Wilhelm Meister das Amerika des Humanismus für uns entdeckt hat"; die „Wanderjahre" stellte er treffend in eine Reihe mit Platon's Republik, der neuen Atlantis von Bacon und anderen ähnlichen socialistischen Schriften.

Wenn auch G. selbst später von diesen Jugendwerken nichts wissen wollte, sie sind doch für die Erkenntniß seiner Entwicklung nicht unwesentlich. Sie zeigen einen ausgesprochenen Freiheitssinn und kosmopolitischen Idealismus, eine edle Humanität neben „hoher Bildung und philosophischem Geiste" (Münz). Sehr wichtig wurde dann aber für G., daß er sich der römischen Geschichte zuwandte. Einerseits war es die Gestalt des humanen Kaisers Hadrian, andererseits die des finsteren Tiberius, welche den Historiker und den Dichter in G. reizten. 1851 erschien sein erstes und einziges Drama: „Der Tod des Tiberius", welches freilich Buchdrama geblieben ist, aber trotz der fehlenden lebendigen Handlung „in der Schilderung der versumpften römischen Welt den Hauch des wahren Dichters nicht vermissen läßt" (Heigel). Im gleichen Jahre (1851) veröffentlichte G., ermuntert durch den Historiker Drumann, seine Studien über die Epoche Hadrian's unter dem Titel: „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit", und diese Schrift ist, wie er selbst im Vorwort zu deren zweiter Auflage (1884) gesagt hat, für ihn „der Wegweiser nach Rom" geworden.

Es war ein äußerer Anlaß, der Besuch eines erkrankten jungen Freundes (Ludwig Bornträger), welcher G. im April 1852 aus Königsberg hinwegführte. Innerlich freilich war Italien, dessen größten Dichter Dante er inzwischen mit beachtenswerther Wendung zum Mittelalter eifrig studirt hatte, schon längst das Land auch seiner heißen Sehnsucht, die zu stillen es ihm jedoch durchaus an den nöthigen Mitteln gebrach. Denn bisher hatte er sich nur durch Unterricht an einer Privatschule und durch publicistische Thätigkeit an der demokratischen „Königsberger Neuen Zeitung", wie an dem von Robert Prutz herausgegebenen „Deutschen Museum" dürftigen Unterhalt erworben, wo u. a. 1852, Bd. I, S. 81 ff. seine „Sommeridyllen vom Samländischen Ufer" erschienen, ein „kleines Meisterstück von feiner Beobachtung und sinniger Darstellung". Es war daher ein ungeheures Wagniß, daß er, nur auf sein Talent vertrauend, von der weiten Reise nach Italien sich nicht abhalten ließ. Er betrat es zuerst (am 19. April 1852) in Venedig, fand aber nicht das, was er erwartet hatte, nicht „jene Steigerung aller Lebensgeister, nicht jene Ueberfluthung mit schöpferischen Ideen", deren er zu bedürfen glaubte, um „nicht an sich selbst zu verzweifeln". Es war sein Glück und in gewissem Sinne seine Rettung, daß er den Entschluß faßte, von Livorno aus nach der Insel Corsica überzusetzen, die ihn, wie er bemerkt, schon „als Kind mächtig gereizt" hatte, insbesondere aber, was er dort sah, mit der Feder für sich und die Mitwelt in eigener, neuer Weise festzuhalten. Land und Leute auf historischem Hintergrund zeichnend, hat er so die „historische Landschaft" als ein neues Genre in die Litteratur eingeführt. Eine Reihe von Aufsätzen, die er in dieser Art sogleich mit vollendeter Meisterschaft über Corsica für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, gewann ihm das Interesse weiterer Kreise und verschaffte ihm die erwünschte pecuniäre Grundlage. Er hat selbst später dankbar bekannt:

„Corsica hat mir den festen Boden unter die Füße gestellt“, Althaus aber fand in den Aufsätzen mit Recht „etwas von Goethe'schem Schönheitssinn und eine außerordentliche, das Naturgemälde belebende Größe und Wärme des historischen Gefühls“. So ist das Buch „Corsica“ entstanden (1854, in 2. Aufl. 1869, in 3. 1878), welches mit seinem reichen, vielseitigen Inhalt entschieden zu den besten Arbeiten von G. gehört, wie es denn auch bald ins Italienische (1857) und ins Französische (1883 ff.) übersetzt worden ist.

Wenn ein überaus günstiger Recensent in dem „Deutschen Museum“ (1854, Bd. II, S. 913 ff.) daran die Hoffnung knüpfte, „der talentvolle Verfasser möge bald und glücklich auf deutschen Boden heimkehren und dann mit derselben Liebe und demselben Erfolg in die Geschichte des eigenen Volkes eindringen, wie es ihm hier mit der Geschichte Corsicas gelungen“, so sollte sich dies nicht verwirklichen: die ewige Stadt nahm G. gefangen.

Als er zuerst am 2. October 1852 nach Rom kam, dachte er nicht entfernt daran, sich mit demselben irgendwie litterarisch zu beschäftigen; er wollte nur, wie so viele Andere, die ewige Stadt besuchen. Aber der Reiz, schriftlich die gewonnenen Eindrücke zu fixiren, machte sich auch hier bald geltend. Die „Römischen Figuren“ erschienen und legten den Grund zu den „Wanderjahren in Italien“ (in vier Bänden 1856—1877), der köstlichen Frucht jener glücklichen Tage, wo er „entzückt den wechselvollen Eindrücken der Natur und der Kunst sich hingebend“ die ganze Halbinsel durchwanderte, später dabei ganz erfüllt von dem großen Stoffe, den er sich inzwischen als Lebensaufgabe erwählt hatte. Er stand eines Tages (1854), wie er erzählt, auf der Tiberbrücke vor der Engelsburg und hier ward er, wie durch eine Art Inspiration, von dem Gedanken ergriffen, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben (Röm. Tagebücher 3. October 1854). Es war ein überaus kühner, ja gewagter, aber andererseits ebenso großartiger, wie glücklicher Gedanke. Denn gerade noch im rechten Augenblick, eben noch vor dem Untergange des mittelalterlichen Roms, den G. prophetisch vorausahnte, konnte er daran gehen, mit sozusagen photographischer Treue das antik-mittelalterliche Bild der ewigen Stadt, wie es sich ihm noch darbot, zu reproduciren, um es verständnißvoll der Nachwelt zu überliefern. Noch strahlte das päpstliche Rom in seinem vollen Glanze, noch stellte sich Rom „in seinem alten kirchlichen Festgewande dar, noch war der Vatican der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens Roms und dieses selbst das kosmopolitische Haupt der christlichen Republik. Die Stadt war noch durchweht von dem melancholischen Zauber mittelalterlicher Verwilderung, in welcher sich Papst und Cardinäle als traditionelle Charaktergestalten bewegten“. Während er mit einem wahren Feuereifer in den Bibliotheken und Archiven das Material sammelte, ließ er 1857 als eine originelle Vorstudie die „Grabdenkmäler der Päpste“ erscheinen (2. Aufl. 1881), nachdem er ein Jahr zuvor die Lieder des sicilianischen Dichters Giovanni Meli musterhaft ins Deutsche übersetzt und sein eigenes classisch-schönes, formvollendetes Gedicht über den Untergang Pompejis „Euphorion“ veröffentlicht hatte. Schon 1859 erschienen zu gleicher Zeit die beiden ersten Bände der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, 1860 der dritte Band. Wenn G. als Motto die Worte „Roma caput mundi“ gewählt hatte, so wollte er damit sagen, daß Rom ihm als „die hohe Warte“ galt, „von der aus die Bewegung der ganzen mittelalterlichen Welt zu betrachten sei“. Dagegen wurde ihm wol vorgeworfen, daß die Vermengung von Stadt- oder Specialgeschichte (die sich auf die innere, die Verfassungsgeschichte werfen müsse) mit der Papstgeschichte (die gleichbedeutend sei mit einer Universalgeschichte von Europa) ungehörig und unrichtig sei. G. ließ sich durch solche falsche Kritik mit Recht nicht

beirren. 1862 folgte der vierte, 1865 der fünfte, 1867 der sechste, 1869 der siebente Band; am 19. Januar 1872, seinem 51. Geburtstage, konnte er das Schlußwort des achten und letzten Bandes schreiben. Herrlich war ihm der große Wurf gelungen, mit berechtigter Freude konnte er auf das vollendete Werk blicken. Vor allem durfte es ihm eine hohe, innere Befriedigung gewähren, daß er in der Wahl des Themas und in dem Zeitpunkt der Bearbeitung desselben so glücklich gewesen war. Was er vorausgeahnt und vorausgesagt, hatte sich erfüllt. Fast gleichzeitig mit seinem Werke, fast schrittweise mit jedem Bande, hatte die weltliche Herrschaft der Päpste ihr Ende erreicht, und damit auch das mittelalterliche Rom den Todesstoß erhalten: es war somit ein Schwanenlied, was G. seiner geliebten mittelalterlichen Roma geschrieben. — Auch materiellen Gewinn und mancherlei Ehrungen hatte ihm das Werk gebracht. Die preußische Regierung hatte ihm ohne sein Zuthun auf Vermittlung Bunsen's und des Staatssecretärs Hermann v. Thile († 1889) schon nach den ersten Bänden 1860 in sehr dankenswerther Weise eine Unterstützung von 400 Thalern auf zwei Jahre zu Theil werden lassen, welche später verlängert wurde und ihn im Verein mit den wachsenden Einnahmen aus seinen Arbeiten der Sorgen um den Unterhalt überhob. Die bairische Akademie der Wissenschaften ehrte ihn 1865 durch die Ernennung zum correspondirenden Mitglied; von der Geschichte der Stadt Rom wurde alsbald eine italienische Uebersetzung begonnen, von den zwei ersten Bänden mußte bereits 1869 eine zweite Auflage erscheinen — ein vollgültiges Zeugniß für die Beliebtheit des Werkes in weiten Kreisen, welche G. trösten konnte für abfälligere Kritiken von anderer Seite. Man darf nicht vergessen, daß damals bei uns die kritische Detailforschung in der Geschichte ihre Hauptblüthezeit hatte. Da konnte es wohl vorkommen, daß dem Manne, der kein zünftiger Gelehrter und der nicht durch die kritische Schule eines historischen Seminars hindurchgegangen war, dem auch in Italien nicht alle litterarischen Hülfsmittel zu Gebote standen, da und dort ein Irrthum oder ein Fehler nachgewiesen werden konnte. Aber was besagen solche Kleinigkeiten gegenüber der eminenten Gesammtleistung! Wie viel neues Material hat G. nicht aus verschiedenen Bibliotheken und Archiven Italiens, zu denen ihm seine Freundschaft mit den edlen Besitzern zuerst den Zugang ermöglichte, selbst beschafft! Und mit welcher Sorgfalt hat er dann den gesammelten Stoff bearbeitet und ihn so lesbar zu machen verstanden, daß sein Werk wirklich als ein populäres bezeichnet werden darf. Mit Recht kann es Bernheim (Lehrbuch der histor. Methode, 3. und 4. Aufl., S. 738) als „ein Muster gelungener Vereinigung streng wissenschaftlicher und ästhetisch anziehender Darstellung selbst eines vielfach spröden Stoffes“ empfehlen.

G. war ein begeisterter Anhänger der deutschen Reformation, die er als „die größte Nationalthat des deutschen Volkes“ gepriesen hat (Wanderjahre IV, 128). Er erblickte in ihr „die Renaissance des Christenthums, die Neubildung der Culturwelt durch den deutschen Nationalgeist, die Befreierin der menschlichen Vernunft, des Gewissens und des Rechtes der Persönlichkeit, der Wissenschaft und des Staates vom Bann einer übernatürlichen Autorität“ (Gesch. d. St. Rom VIII, 253 ff.). Er hat diesen freisinnigen, protestantisch-ghibellinischen Standpunkt auch in der Geschichte der Stadt Rom nirgends verleugnet. Begreiflich daher, daß die päpstliche Regierung das Werk auf den Index setzte, wohingegen der römische Gemeinderath nicht bloß 1872 die Vollendung der italienischen Uebersetzung auf Kosten des Municipiums beschloß, sondern G. auch 1876 (8. März) einstimmig die höchste Auszeichnung verlieh, über die er verfügen konnte, indem er ihn zum römischen Ehrenbürger ernannte. Mit Fug und Recht durfte G. auf diese seltene Ehrung stolz sein, die ihm als

dem ersten Deutschen und noch dazu ersten Protestanten zu Theil wurde. Sie galt ihm „als die schönste Palme für seine langen Mühen“, die er „weder um eine Million noch um ein Herzogthum hingeben“ wollte (Briefe an Thile S. 98). Und er durfte den Namen eines „civis Romanus“ noch in einem höheren, weltbürgerlichen Sinne auffassen (cf. Die großen Monarchien etc. Kleine Schriften III, 241). Er durfte darin auch eine Anerkennung seiner weltgeschichtlichen Mission sehen, gleich Männern, wie Hillebrand, Reumont, G. M. Thomas — und er sogar noch mehr als diese — ein festes geistiges Band zwischen Deutschland und Italien geknüpft und dadurch die politische Freundschaft beider Nationen angebahnt zu haben, wenn er sich auch über deren allzulange Dauer keinen Illusionen hingab (Wanderjahre V, 150).

Es hat unter solchen Umständen nicht an Versuchen gefehlt, den Gelehrten für die deutsche Heimath zu gewinnen. König Maximilian II. von Baiern, der hochherzige, ideale Fürst, der ja alle bedeutenden Persönlichkeiten mit Interesse verfolgte und an sich zu ziehen suchte, hat G. zwei Mal (durch den Grafen Schack und durch W. v. Giesebrecht) eine Professur für Geschichte an der Münchener Universität angeboten, aber ohne Erfolg. G. hielt sich (1863) für „zu alt und zu unwissend, um eine Universitätscarriere anzufangen“; andererseits wollte er nicht „als Zierpflanze eines litterarischen Treibhauses dem König auf der Tasche liegen“ (Briefe an Thile S. 58). Insbesondere aber erklärte er (1863): „Ich war nie in irgend einem Dienst; meine Natur erträgt das nicht. Ich verdanke alles mir selbst und ich will frei bleiben; diese Unabhängigkeit ist mein einziges Gut“, und dabei ist er um so fester geblieben, je länger er die herrliche, freie Luft des südlichen Himmels athmete. Aus diesem Grunde wol hat er auch nie die Fesseln der Ehe auf sich genommen. Aber eine Aenderung in seinem äußeren Leben trat nach Beendigung der Geschichte der Stadt Rom doch insofern ein, als er, schweren Herzens allerdings, sich veranlaßt sah, seinen dauernden Aufenthalt von dem geliebten Rom wegzuverlegen, so festen Fuß er daselbst auch und besonders in der vornehmen römischen Gesellschaft gefaßt hatte. Er fühlte seine Mission in der ewigen Stadt beendigt und konnte sich andererseits mit der Umgestaltung seines mittelalterlichen Roms in die Hauptstadt des neuen Königreiches Italien — bei aller Sympathie für das letztere — und namentlich mit den gewaltsamen baulichen Veränderungen der Stadt schlechterdings nicht befreunden, gegen die er sogar öffentlich seine Stimme glaubte erheben zu müssen. Er siedelte nach München über, wo er, mit seinen Geschwistern (einem preußischen Oberst a. D., der sich im siebziger Kriege ausgezeichnet, und einer Arztenswittwe) zusammenlebend, dem Süden nahe genug war (wohin es ihn doch immer wieder zog) und wo er zugleich die Materialien fand zu neuen Arbeiten.

Denn G. war eine so durch und durch arbeitsame, schaffensfreudige Natur, daß die Arbeit ihm zu allen Zeiten geradezu „Lebenselement“ gewesen ist (Frz. Xav. Kraus). Ein Mann wie er konnte auf die Dauer nicht feiern und rasten. Dies erlaubten übrigens schon die nothwendig werdenden neuen Auflagen seiner früheren Publicationen nicht; den schöpferischen Geist beschäftigten aber bald auch andere Probleme. Zum Theil waren es ganz neue, zum Theil standen sie in Zusammenhang mit seinen bisherigen Studien. So entstand jetzt seine Monographie über die Lucrezia Borgia (1874, in 3. Aufl. 1875), welche jedenfalls die Geschichte der Tochter Alexander's VI., der „Kleopatra des 15. Jahrhunderts“, von dem Romanhaften befreite, das ihr bis dahin angehaftet hatte. Zugleich ist die Schrift bei der außerordentlichen Kunst von G., das Einzelne mit dem Allgemeinen zu verbinden, durch die eingeflochtenen Beschreibungen des damaligen Lebens in Rom und am päpstlichen Hofe, der

Festlichkeiten aller Art und andere Details ein überaus glanzvolles, farbenprächtiges Culturbild der Renaissance überhaupt geworden. — Eine werthvolle Ergänzung zur Geschichte der Stadt Rom bildete der Aufsatz „Das Römische Staatsarchiv“ (Histor. Ztschr. 1876, Bd. 36), da G. hier über deren Hauptquellen berichtete. — Vielleicht seine kritisch beste Arbeit ist die 1879 veröffentlichte (im gleichen Jahre ins Italienische übersetzte) Studie: „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser. Eine Episode des 30jährigen Krieges“, hervorgegangen aus Vorträgen in der Münchener Akademie und in der de'Lincei zu Rom. — Auch die „Wanderjahre“ waren inzwischen (1877) um ein neues, fünftes, anziehendes Bändchen „Apulische Landschaften“ bereichert worden (1882 ins Italienische übersetzt). Aber dann beschäftigte ihn ein anderes, größeres Thema in steigendem Maße, das sich in seinen ersten Keimen bis in das Jahr 1859 (Gesch. d. Stadt Rom II, 167) zurückverfolgen läßt: eine Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter als eine Art Supplement zu jener Roms. Denn Athen und Rom schienen ihm „unzertrennlich verbunden. Sie entsprechen einander wie Geist und Wille, wie Gedanke und That.“ Festere Gestalt gewann der Plan freilich erst viel später, nachdem G. im Frühjahr 1880 eine größere Reise nach Athen und Hellas und dann eine zweite 1882 nach dem Orient — noch ohne weitere litterarische Nebenabsichten — unternommen hatte. Aber schon bald darauf (1882) veröffentlichte er die reizende „jonische Idylle Korfu“, ein treffliches Seitenstück zu dem Juwel „Capri“ im ersten Bande der „Wanderjahre“. Es folgte eine Reihe anderer Aufsätze („Die Mirabilien Athens“, „Athen in den dunkeln Jahrhunderten“ u. a.), welche als selbständige Untersuchungen zur Geschichte Griechenlands im Mittelalter gedacht waren, aber schließlich doch Vorarbeiten zu seinem zweiten Hauptwerke geworden sind. Die meisten derselben sind später mit ähnlichen Arbeiten in den „Kleinen Schriften zur Geschichte und Kultur“ vereinigt worden, von denen G. selbst noch zwei Bändchen (1887 und 1888) veröffentlicht hat, ein drittes nach seinem Tode (1892) erschienen ist. „Seine griechischen Landschaftsbilder haben die lateinischen zum Hintergrund und sind vielleicht noch reizvoller als diese, von feinerem erinnerungsgesättigterem Aether“ (A. Oldenberg in der Köln. Ztg. 1890 Nr. 101). 1882 folgte die größere Monographie „Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin“, welcher die Uebersetzung eines Gesangs ihres Gedichtes ‚Cyprianus und Justina‘ beigegeben war, gewissermaßen „der ersten dichterischen Behandlung des Themas der Faustsage“ (3. Aufl. 1892). Athenais war die geistvolle Tochter des heidnischen Philosophen Leontius, trat zum Christenthum über, wurde als Gemahlin Theodosius' II. Kaiserin Eudokia (421—441 oder 444) und endete, seit 450 Wittwe, ihr Leben ca. 460 zu Jerusalem im Exil. Ihre Geschichte interessirte G. um so mehr, als sie ihm „eine zweifache Metamorphose Griechenlands“ versinnbildlichte: „den Uebergang vom Heidenthum in das Christenthum und vom Hellenenthum in das Byzantinerthum“. So konnte er mit der Erzählung der Geschicke der Athenais wieder eine höchst anschauliche, lehrreiche Schilderung jenes Umwandlungsprocesses verbinden, der ihn, wie ähnliche andere Uebergangsperioden, ausnehmend fesselte. Mit besonderer Freude ging er daher auch an die Neubearbeitung seines Jugendwerkes über Kaiser Hadrian, dem er bei der 2. Auflage (1889) den bezeichnenden Titel beisetzte: „Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit“.

Endlich 1889 erschien die „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter“ in zwei Bänden: eine nach allgemeinem Urtheil in jeder Hinsicht vollendete Meisterleistung, beruhend auf mehrjähriger, eindringendster Arbeit und selb-

ständiger Forschung in den Archiven Venedigs, Neapels, Palermos, wie auf umfassender Verwerthung des gedruckten Materiales — gleich ausgezeichnet durch die geniale Bezwingung des ungemein spröden Stoffes, der die Gefahr öder, langweiliger Zersplitterung und Detailmalerei in sich barg, wie durch die künstlerische Gestaltungskraft, welche neben der politischen Geschichte auch die übrigen culturellen Factoren, die geistigen und wirthschaftlichen Verhältnisse, die Bau- und Kunstgeschichte wieder in gleicher Weise berücksichtigte, wie endlich durch die hier vorzüglich wirksame universal-historische Betrachtungsweise, welche eine Local- und Provinzialgeschichte zu einem Stück Weltgeschichte umschuf. Denn Athen war in der ersten Hälfte des Mittelalters unter der Herrschaft der byzantinischen Kaiser zu einer kleinen, ärmlichen Provinzialstadt herabgesunken und fristete auch nach 1204 unter der Herrschaft der Franken als Residenz eines Herzogs nur ein bescheidenes Leben. Um so glänzender bewährte sich auch hier die Eigenart von Gregorovius' Geschichtsschreibung, bei welcher der Künstler den Forscher ja beinahe übertrifft.

Es ist bezeichnend für die Arbeitslust von G., daß er, angespornt von diesem schönen Erfolg, trotz des vorgerückten Lebensalters den Plan faßte, nun auch noch die dritte der „für die Geschichte der Menschheit bedeutungsvollsten Stätten", Jerusalem, in ihrem Schicksal während des Mittelalters zu behandeln, wozu als erste Vorarbeiten sein Vortrag „die Gründung der römischen Colonie Aelia Capitolina", sowie seine Aufsätze „Von Kairo nach Jerusalem" und „Ritt nach dem Todten Meer" („Unsere Zeit" 1883 und 1884) gelten können. Zu weiterem ist er aber dann leider nicht mehr gekommen. Am 15. November 1890 hielt er noch die Festrede in der öffentlichen Sitzung der bairischen Akademie der Wissenschaften in München — in banger Sorge um das Leben des gefährlich erkrankten Bruders und selbst durch mancherlei ernste Vorboten von dem Gedanken an das nahende Ende erfüllt. Auch das Thema dieser Rede „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" war wieder charakteristisch für G. Es war eine letzte philosophische Wanderung durch die Weltgeschichte in epigrammatischer Kürze und lapidarer Sprache, von seltener Weite und Großartigkeit der Auffassung. Wie er klaren Blickes selbst vorausgesagt — es war seine letzte Arbeit. Am 19. Januar 1891 beging er seinen 70. Geburtstag, zu dem er alle Ehrenbezeigungen abgelehnt; am darauffolgenden 1. Mai ist er nach kurzem Krankenlager gestorben, aufs tiefste betrauert von der ganzen gebildeten Welt. Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß zur Verbrennung nach Jena übergeführt, seine Asche wird auf dem Gute seines Freundes, des Grafen Werthern, zu Beichlingen aufbewahrt. Sein Vermögen vermachte er seiner Vaterstadt Neidenburg, ein sprechender Beweis für die Anhänglichkeit an seine nordische Heimath.

Auch aus seinem Nachlasse sind noch mehrere werthvolle Gaben erschienen. Ein Bändchen stimmungsvoller (meist in früherer Zeit in Italien entstandener) Gedichte veröffentlichte (1892) der ihm eng befreundete, geistesverwandte Graf v. Schack. Im gleichen Jahre 1892 gab ein anderer langjähriger Freund von G., der obengenannte Friedrich Althaus, die ihm schon früher anvertrauten (1889 sorgfältig revidirten) „Römischen Tagebücher" von G. heraus (2. Aufl. 1893) — einerseits eine wichtige Fundgrube für die Lebensgeschichte von G. selbst und besonders für die Entstehung seines ersten Hauptwerkes, andererseits eine Geschichtsquelle ersten Ranges für die welthistorischen Ereignisse von 1854 bis 1872 in Rom und in Italien, wie für die Kenntniß der großen Anzahl von Persönlichkeiten aus allen Kreisen und Nationen, mit denen G. während seines langen Aufenthaltes in Rom in Berührung gekommen war, deren Wesen und Art er in prägnanter Kürze scharf umrissen zeichnete — immer geistreich

und interessant, wenn auch manchmal zum Widerspruch herausfordernd. — Eine sehr wichtige Ergänzung hierzu bilden die „Briefe von Ferdinand Gregorovius an den Staatssecretär Hermann v. Thile" (aus den Jahren 1857 bis 1864, 1870—1891 ohne 1874 und 1875), herausgegeben von Hermann v. Petersdorff (1894), denen am Schlusse das Gedicht „Hermus" von G. beigefügt ist, die dramatische Schilderung des Unterganges eines Dampfers „Aventin" im Mittelmeere in der Nacht vom 28. auf den 29. September 1858, der mit dem Dampfer „Hermus" zusammenstieß, auf dem sich G. eben befand — ein Ereigniß, das insofern bestimmend auf G. einwirkte, als er durch die glückliche Errettung aus Todesgefahr sich zur Weiterarbeit an der Geschichte der Stadt Rom bestärkt fühlte. — Weniger inhaltreich, doch gleichfalls von Belang sind eine Anzahl Briefe, welche G. (in italienischer Sprache) in den Jahen 1866—1891 an die gelehrte Gräfin Ersilia Caetani Lovatelli (die Tochter des ihm besonders befreundeten Herzogs von Sermoneta) gerichtet und (in deutschem Auszug) Sigmund Münz in seiner Schrift: „Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin E. C. L." zugleich mit einigen, an die Tochter Friedrich Rückert's, Marie, (1869 und 1870) geschriebenen (im J. 1896) veröffentlicht hat.

Was aus allen diesen Publicationen noch besonders deutlich erhellte, war die freilich auch sonst bekannte Thatsache, daß G. bei aller Vorliebe für Italien ein durch und durch deutsch fühlender Patriot von wärmster Empfindung geblieben war. Unerschütterlich vertrauend auf die nationale Kraft des deutschen Volkes, durfte auch er die Erfüllung des Traumes seiner Jugend, die Wiedergeburt des deutschen Reiches, die er in dieser neuen Form längst vorher verkündigt hatte, mit Begeisterung begrüßen. Er war ein warmer Verehrer des ersten Heldenkaisers Wilhelm und des unglücklichen Kronprinzen Friedrich Wilhelm; er würdigte voll und ganz die Größe und Bedeutung eines Bismarck, den er „den staatsmännischen Luther unserer politischen Reformation" genannt hat (Briefe an Thile S. 205). Daneben ist er stets der kosmopolitischen Richtung seiner Jugend, wenn auch in gemilderterem Maße treu geblieben; stets zeigt er sich als beredten Anwalt eines freien, humanen Weltbürgerthums, selbst ein „edler Humanist im besten Sinne des Wortes" (Althaus). Begeistert für die ewigen Ideale des Schönen, war er ein Feind alles Gemeinen und Häßlichen, erfüllt von „frohem Glauben an das Gute und Wahre in der Menschheit", durchdrungen von der Ueberzeugung „eines unter allen Umständen organischen Fortganges der Geschichte" (Briefe an Thile S. 51), demokratisch in seinen Anschauungen und Gesinnungen, Aristokrat in seinem Wesen und Auftreten: „eine schlanke, stattliche Gestalt, von würdiger und zugleich anmuthig bequemer Haltung, der Kopf männlich ausdrucksvoll, mit hoher, offener Stirn und lebhaft blickenden, dunklen Augen, der Grundton der Züge ernst, aber rasch aufgehellt durch das Spiel der Phantasie und in der Unterhaltung ein gedankenvoller Fluß, ein weicher und voller Klang, der reiche Geistesschätze und ein poetisches Temperament verkündete" (Althaus). Bisweilen, zumal gegen Fremde, zurückhaltend und verschlossen, besaß er daneben eine gewinnende, bezaubernde Liebenswürdigkeit; nicht Jedermanns Freund, aber wem er sich einmal angeschlossen, treu ergeben — dergestalt gleich vortrefflich als Mensch wie als Schriftsteller, hat er durch seinen Gedankenreichthum, seine philosophische Auffassung, seine poetische Darstellungskunst inhaltlich und formell in gleichem Maße hervorragende monumentale Werke geschaffen, welche durch die Uebertragungen in fremde Sprachen Gemeingut der Weltlitteratur geworden sind und seinem Namen einen dauernden Ehrenplatz unter den Historikern aller Zeiten sichern werden.

Ein (nicht ganz vollständiges) Verzeichniß seiner Schriften s. Almanach der k. bair. Akad. d. Wiss. 1884, S. 380 ff. — Von der Gesch. d. Stadt Rom erscheint jetzt eine 5. Aufl. und eine neue italienische, reich illustrirte Ausgabe; eine russische Uebersetzung davon erschien 1886—1888. — „Corfu“ wurde 1885 ins Griechische übersetzt. Von den „Wanderjahren“ haben die einzelnen Bändchen 3—8 Auflagen erlebt. Von „Capri“ (3. Aufl. 1897) erschien eine Ausgabe mit Bildern und Skizzen von K. Lindemann-Frommel 1868, von „Euphorion“ (6. Aufl. 1891) eine illustrirte Prachtausgabe mit Originalcompositionen von Th. Grosse 1872 (2. Aufl. 1884). — Außer den biographischen Einleitungen von Althaus, Sigm. Münz und Schack zu den obengenannten Publicationen sind zu vergleichen die bei dem 70. Geburtstage und dann nach dem Ableben von Gregorovius erschienenen Aufsätze von Althaus (Nord u. Süd 1882, 322 ff.), Batka (Ueber Land u. Meer 1890/91 Nr. 16), Cipolla (Atti della R. Accademia delle scienze di Torino XXVI, 660 ff.), Cornelius (Sitzungsberichte der k. bair. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. u. histor. Cl. 1892, S. 173 ff.), Heigel (Biograph. Jahrbuch f. Alterthumskunde Jahrg. XV, 106 ff.), Frz. Xav. Kraus (Essays, 2. Samml. 139 ff.), Krumbacher (Münchener Neueste Nachrichten, 1891 Nr. 213 und Unsere Zeit 1891, 561 ff.), Franz Rühl (Gedächtnißrede, gehalten in der K. deutsch. Gesellsch. in Königsberg am 28. Mai 1891) und von dem Verfasser (Allgem. Ztg. 1891 Beil. Nr. 106). — Vgl. ferner Julius Gregorovius (der obenerwähnte Bruder), die Ordensstadt Neidenburg in Ostpreußen (1883). H. Simonsfeld.

Greiderer: Vigilius G., Franciscaner, geboren 1715 zu Kufstein in Tirol, † am 26. December 1780 zu Schwaz in Tirol. G. absolvirte die Gymnasialstudien zu Hall bei den Jesuiten, den philosophischen Curs an der Universität Innsbruck und trat dann 1736 zu Schwaz in den Franciscanerorden. Nach Vollendung der theologischen Studien und Empfang der Priesterweihe wirkte er während vierzehn Jahren als Lector der Theologie an den verschiedenen Hauslehranstalten der tirolischen Ordensprovinz, war dann öfter Guardian, zwei Mal Definitor, zwei Mal Custos der Ordensprovinz und wurde am 9. November 1774 zum Vicarius Provincialis der tirolischen Ordensprovinz gewählt. Im J. 1768 begab er sich als damaliger Custos der Ordensprovinz nach Spanien, um an dem in Valencia abgehaltenen Generalcapitel des Ordens theilzunehmen. Als Muster und Vorbild aller Tugenden eines Ordensmannes allgemein verehrt, starb er in seinem Kloster im 65. Lebensjahre. — Greiderer's wissenschaftliche Studien sind der Geschichte seines Ordens gewidmet. Sein bekanntes Hauptwerk, mit dessen Vorarbeiten er seit 1750 beschäftigt war, ist die „Germania Franciscana, seu Chronicon geographo-historicum Ordinis S. P. Francisci in Germania“ (T. I. II. fol., Oeniponte 1777, 1781). Der erste Band, „Germania Franciscana orientali-australis“, behandelt nach einer Einleitung über die Anfänge des Ordens in Deutschland die kroatisch-krainische, die österreichische, die böhmische und die schlesische Ordensprovinz; der zweite, erst nach Greiderer's Tode erschienene Band, „Germania Franciscana australi-occidentalis“, die tirolische, die bairische und die tridentinische Ordensprovinz und die Helvetia Franciscana; jedem Band ist eine Uebersichtskarte beigegeben. Das von G. ungedruckt hinterlassene Manuscript des dritten Bandes, der die Straßburger oder oberdeutsche Ordensprovinz (Provincia Argentinensis) behandelt, war lange verschollen und wurde erst 1879 im Franciscanerkloster zu Hall in Tirol von P. Joh. Ev. Scheiber wieder entdeckt, der die Herausgabe beabsichtigte (vgl. dessen unten citirten Bericht); es befindet sich jetzt im Kloster zu Schwaz (vgl. Minges, Geschichte

der Franciscaner in Baiern, München 1896, S. XIV). Vom ersten Buch des zweiten Bandes: „Chronica reformatae provinciae S. Leopoldi Tyrolensis“ erschien zu Quaracchi (ad Claras Aquas) 1894 ein Neudruck. Das Werk Greiderer's ist als eine ungemein reichhaltige Fundgrube von bleibendem Werth, insbesondere deshalb, weil G. eine Fülle von Material noch benutzen konnte, das seitdem durch den Vandalismus der Säcularisation verschleudert wurde. — Vor seinem großen Werke hatte G. geographische Uebersichtskarten über die Niederlassungen des Ordens in Deutschland, Ungarn und Polen entworfen und veröffentlicht: „Germania Seraphico-observans“ (Augustae Vindelicorum 1751); „Hungaria Seraphico-observans“ (ib. 1752); „Polonia Seraphico-observans“ (ib. 1754).

Lebensskizze vor dem zweiten Bande der Germania Franciscana. Auch abgedruckt in der Nova Bibliotheca ecclesiastica Friburgensis, Vol. VI (1781), p. 329 s. — Germania Franciscana II, p. 30 u. p. 218. — P. Joh. Ev. Scheiber, „Germania Franciscana“; Katholische Kirchenzeitung (Salzburg), 1891, Nr. 54 u. 55, S. 438 f., 446 f. Lauchert.

Greith: Karl Johann G., Bischof von St. Gallen, geboren am 25. Mai 1807 zu Rapperschwyl am Züricher See, Kanton St. Gallen, † am 17. Mai 1882. G. erhielt seine Gymnasialbildung in den Schulen seiner Vaterstadt und in der Kantonsschule zu St. Gallen. Die philosophischen und theologischen Studien absolvirte er von 1822—1827 am Lyceum zu Luzern, wo insbesondere die Professoren Gügler und Widmer Einfluß auf ihn gewannen. Als Gügler am 28. Februar 1827 starb, hielt G. bei der von der Studentenschaft abgehaltenen Trauerfeier die Rede, die als seine erste Schrift im Druck erschien: „Rede, gehalten bey der Trauerfeyer zu Ehren Aloys Gügler's, weiland Professors der Theologie am Lyceum in Luzern“ (Luzern 1827). Im Herbst 1827 bezog er die Universität München, wo er weitere philosophische und historische Studien betrieb und, von Widmer empfohlen, insbesondere zu Görres und dessen Kreise in dauernde nähere Beziehungen trat. Im Herbst 1829 erhielt er von dem katholischen Administrationsrath in St. Gallen einen Ruf an die dortige Stiftsbibliothek als Gehülfe und künftiger Nachfolger des damaligen Stiftsbibliothekars P. Ildephons v. Arx. Vor Antritt dieser Stellung begab er sich, um sich für diese weiter auszubilden, nach Paris, wo er die Bibliotheken näher kennen lernte und die Vorlesungen von Guizot, Villemain und anderen Gelehrten hörte. Hier erst traf er endlich auch seine definitive Berufswahl, trat in das Seminar St. Sulpice, um sich nochmals durch gründlichere theologische Studien auf den Eintritt in den geistlichen Stand vorzubereiten und empfing am 28. Mai 1831 durch den Erzbischof de Quelen von Paris die Priesterweihe. Hierauf kehrte er nach St. Gallen zurück, trat das Amt des Unterbibliothekars an, wurde aber zugleich auch von dem Fürstbischof von Chur-St. Gallen, Karl Rudolph Grafen v. Buol-Schauenstein unter schwierigen Verhältnissen zum Subregens und Professor am Priesterseminar von St. Gallen ernannt. Aus dieser Zeit, durch die bibliothekarische Thätigkeit veranlaßt, datiren seine freundschaftlichen Beziehungen zu dem Freiherrn Joseph v. Laßberg, die bis zu dessen Tode (1855) gepflegt wurden. G. setzte dem Freiherrn später ein schönes litterarisches Denkmal: „Erinnerung an Joseph Freiherrn v. Laßberg auf der alten Meersburg“ (Historisch-politische Blätter, Bd. 53, 1864, S. 425—441; 505—522). Als Rathgeber des Bischofs wurde G. in die damaligen kirchenpolitischen Kämpfe hineingezogen, und als er nach dem Tode des Bischofs († am 30. October 1833) in der Schrift: „Allgemeine Grundzüge der Entwicklung und Reform der Kirche, zur Beurtheilung der neuesten kirchlichen Ereignisse im Bisthum St. Gallen in der

Schweiz, und in eigener Angelegenheit“ (Luzern 1834) gegenüber den Uebergriffen der Kantonsregierung und gegenüber den verworrenen unkirchlichen Anschauungen, die hier wie in Süddeutschland auch einen Theil des Clerus ergriffen hatten, muthig für die Rechte der Kirche eintrat, wurde er von der Regierung seiner Aemter enthoben. Da er unter diesen Verhältnissen in der Heimath vorläufig keine anderweitige Anstellung finden konnte, nahm er einen Auftrag des Board of Records, eines englischen Parlaments-Ausschusses, an, in den Bibliotheken zu Rom die auf die englische Geschichte bezüglichen Urkunden zu sammeln. Das Resultat dieser Arbeiten, eine umfangreiche „Bibliotheca Vaticano-Britannica“, wurde von G. nach London abgeliefert; die Drucklegung kam nicht zu Stande. Auch in anderer Hinsicht erwies sich indessen der römische Aufenthalt fruchtbar für Greith's historische Studien. Die Ergebnisse seiner Forschungen in den dortigen Bibliotheken für die Geschichte der deutschen Litteratur des Mittelalters veröffentlichte er in dem Werk: „Spicilegium Vaticanum. Beiträge zur näheren Kenntniß der Vaticanischen Bibliothek für deutsche Poesie des Mittelalters“ (Frauenfeld 1838), in welchem unter anderem auch der „Gregorius“ des Hartmann v. Aue nach der Vaticanischen Handschrift zum ersten Mal gedruckt ist. Die Veröffentlichung dieser Arbeit erwarb ihm u. a. auch die Anerkennung von Pertz und Böhmer, mit denen er, 1837 zum Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ernannt, in dauernder Verbindung blieb. Ende 1836 aus Rom zurückgekehrt, versuchte er vergeblich, die inzwischen erledigte Bibliothekarstelle in St. Gallen zu erhalten und fand vorläufig gastliche Aufnahme bei Fr. H. Schlosser auf Stift Neuburg bei Heidelberg. Im Februar 1837 wurde er Pfarrer zu Mörschwyl am Bodensee; in demselben Jahre wurde er von dem Bezirk Rorschach auch zum Mitgliede des Großen Rathes des Kantons St. Gallen gewählt, wo er besonders für die Interessen der schon mit der Aufhebung bedrohten schweizerischen Klöster eintrat. Am 9. Januar 1839 wurde G. zweiter Pfarrer an der Stiftskirche in St. Gallen, im Juni desselben Jahres auch Mitglied des katholischen Erziehungsrathes und im November 1840 Präsident desselben, 1843 Decan des Landcapitels St. Gallen-Rorschach und geistlicher Rath des apostolischen Vicars Dr. Johann Peter Mirer. Nachdem durch die Circumscriptionsbulle vom 12. April 1847 das neue Bisthum St. Gallen errichtet war, wurde G., der an den vorausgehenden Unterhandlungen neben G. J. Baumgartner und L. Gmür hervorragenden Antheil genommen hatte, Domdecan und stand als solcher dem ersten Bischof Mirer „sechzehn Jahre lang mit Rath und That zur Seite, ein unermüdlicher Arbeiter auf dem Gebiete pastoraler Administration, ein ausgezeichneter Rathgeber in schwierigen Conflicten, ein ausgezeichneter Organisator im Schul- und Erziehungsfach, ein beredter und gewandter Apologet der Kirche nach jeder Richtung hin“ (Baumgartner). Von seiner bedeutenden kirchlichen Thätigkeit in diesen Jahren legen insbesondere die kirchenpolitischen Denkschriften Zeugniß ab: „Die Rechte des Bischofs und der Geistlichkeit nach der Verfassung der katholischen Kirche“ (St. Gallen 1855); „Zur Erhaltung der bisherigen katholischen Kantonsschule und gegen die Gründung einer paritätischen Lehranstalt“ (St. Gallen 1856); „Die Lage der katholischen Kirche unter der Herrschaft des Staatskirchenrechts im Kanton St. Gallen“ (St. Gallen 1858; davon auch eine französische Uebersetzung, Einsiedeln 1858); „Was uns zum Frieden dient. Vorstellungsschrift an den Verfassungsrath des Kantons St. Gallen“ (St. Gallen 1861). Aus seiner bedeutenden und wirksamen Thätigkeit als Prediger gingen neben zahlreichen einzeln gedruckten Gelegenheitspredigten (vgl. Histor.-polit. Blätter 90, S. 513

bis 515) insbesondere die beiden werthvollen Sammlungen apologetischer Predigten hervor: „Apologien in Kanzelreden über katholische Glaubenswahrheiten gegenüber den Irrlehren alter und neuer Zeit, für Priester und Laien" (Schaffhausen 1847); „Die katholische Apologetik in Kanzelreden" (a. u. d. T.: „Neue Apologien in Kanzelreden über katholische Glaubenswahrheiten, gegenüber den Irrlehren alter und neuer Zeit", 2 Bde., Schaffhausen 1849 und 1852; 2. Aufl. Regensburg 1885). Praktisch-liturgischen Zwecken diente die Herausgabe des „Cantuarium S. Galli" (St. Gallen 1845), mit einer historischen Einleitung über den Choralgesang im Kloster St. Gallen, des „Rituale Romano-Sangallense" (St. Gallen 1849) und des „Proprium Sangallense" (St. Gallen 1858). Im J. 1849 gründete G. in Verbindung mit einigen Professoren der katholischen Kantonsschule ein katholisches Lyceum in St. Gallen, an welchem die Studirenden die Ausbildung in den philosophischen Wissenschaften sollten erhalten können; er selbst docirte die Philosophie an dieser Anstalt, bis dieselbe 1855 von der herrschenden radicalen Partei wieder unterdrückt wurde. Aus dieser Lehrthätigkeit ging das „Handbuch der Philosophie für die Schule und das Leben" hervor, das G. in Verbindung mit dem Benedictiner P. Georg Ulber von Einsiedeln herausgab, von dem aber nur drei Abtheilungen erschienen („Propädeutik oder Einleitung in die Philosophie", Freiburg i. B. 1853; „Anthropologie oder Lehre vom Wesen des Menschen", 1854; „Logik oder Denklehre", 1857). Inmitten einer so vielseitigen und verantwortungsvollen praktischen Wirksamkeit ließ der unermüdlich thätige Mann auch die seiner wissenschaftlichen Neigung am nächsten liegenden historischen Studien nicht ruhen. Für die erste Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte lieferte er in den Jahren 1849—1853 mehrere größere Artikel zur schweizerischen Kirchengeschichte (über die Ekkeharde von St. Gallen, das Bisthum Lausanne-Genf, den hl. Lucius, Notker, den hl. Othmar, das Bisthum Sitten), die zum Theil, von anderen überarbeitet, auch in die zweite Auflage des Kirchenlexikons übergingen. Gegen Ende dieser Periode seines Lebens erschien noch als reife Frucht langjähriger germanistischer und historischer Studien das schöne Buch: „Die deutsche Mystik im Prediger-Orden (von 1250—1350) nach ihren Grundlehren, Liedern und Lebensbildern aus handschriftlichen Quellen" (Freiburg i. B. 1861), ein Werk von bleibendem Werth auf diesem Gebiete.

Nach dem Tode des Bischofs Mirer wurde Domdecan G. am 29. August 1862 zum Capitelsvicar, am 11. September zum Bischof von St. Gallen gewählt; am 17. März 1863 wurde er von Papst Pius IX. präconisirt, am 3. Mai 1863 in der Kathedrale von St. Gallen von Bischof Feßler, der damals als Weihbischof für Vorarlberg in Feldkirch residirte, consecrirt, um nun die Diöcese, um deren Verwaltung er sich in seinem bisherigen Amte schon so große Verdienste erworben hatte, noch neunzehn Jahre als Bischof zu leiten. Durch die besonders schwierigen Zeitverhältnisse dieser Jahre führte er die St. Gallische Kirche glücklich hindurch, um sie in gutem Zustande seinem Nachfolger zu hinterlassen. Von seinen Kämpfen gegen den am Anfang der siebziger Jahre mit erneutem Eifer seine Macht zur Unterdrückung der Kirche gebrauchenden schweizerischen Radicalismus legen die Denkschriften Zeugniß ab, die er im Namen des schweizerischen Episcopates ausarbeitete: „Die Lehre von dem unfehlbaren Lehramte des römischen Papstes und ihr wahrer Sinn" (1871); „Die Lage der katholischen Kirche und das öffentliche Recht in der Schweiz" (1871); „Die Unterdrückung der katholischen Religion und Kirche durch die Staatsbehörden im Kanton Aargau" (1872); „Die Kirchenverfolgung in der Schweiz, insbesondere in Genf und im Bisthum Basel" (1873); und

die zu seiner Rechtfertigung gegen die gegen ihn persönlich gerichteten Angriffe veröffentlichte Schrift: „Licht und Recht zur Vertheidigung seiner bischöflichen Pflichtstellung von Dr. Carl Johann Greith, Bischof von St. Gallen" (Einsiedeln 1874). Wie dem Schutze des Bestandes seiner Diöcese gegen die Angriffe von außen wandte er auch der Pflege des kirchlichen Lebens im Innern wie der Bildung seines Clerus die größte Sorgfalt zu. Zahlreiche Kirchen wurden in der Diöcese während seiner Amtsführung theils neu gebaut, theils renovirt, auch die Domkirche in St. Gallen renovirt und am 17. August 1867 neu consecrirt. Greith's schöne, ebenso gedankenreiche wie formvollendete Hirtenbriefe, von denen es leider keine Sammlung gibt, behandeln theils Gegenstände des inneren kirchlichen Lebens, theils dienen sie der Belehrung über actuelle Fragen in den Stürmen der Zeit. (Vgl. die Verzeichnisse derselben bei Rothenflue in den Histor.-polit. Blättern 90, S. 524 f. und bei Baumgartner in der Litterar. Rundschau 1882, 390.) — Die historischen Arbeiten, die G. in den verhältnißmäßig ruhigeren ersten Jahren seines bischöflichen Wirkens noch vollenden konnte, dienen der Darstellung der Anfänge der St. Gallischen Kirchengeschichte. Zur Abwehr seichter und oberflächlicher Schreibereien über die älteste Geschichte St. Gallens veröffentlichte er die beiden kleineren Schriften: „Der heilige Gallus, der Apostel Alemanniens, nach den ältesten Quellen und den neuesten Fabeln" (St. Gallen 1864), und: „Die heiligen Glaubensboten Kolumban und Gall und ihre Stellung in der Urgeschichte St. Gallens" (St. Gallen 1865). Aus demselben Interesse für die Anfänge der St. Gallischen Kirche ging endlich das weiter zurückgreifende, in vieljähriger Arbeit vorbereitete wissenschaftliche Hauptwerk Greith's hervor, das er seinem Domcapitel und dem Clerus seiner Diöcese zum Andenken an die Consecrations- und Säcularfeier der Domkirche (17. und 18. August 1867) widmete: „Geschichte der altirischen Kirche und ihrer Verbindung mit Rom, Gallien und Alemannien (von 430—630) als Einleitung in die Geschichte des Stifts St. Gallen. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellenschriften" (Freiburg i. B. 1867). Zweck und Charakter dieses Werkes, das sich als Greith's „litterarisches Testament und Glaubensbekenntniß" (Baumgartner) darstellt, kommt schon im Titel desselben zum Ausdruck. Durch die Darlegung des historischen Zusammenhanges, wonach „die Kirche des heiligen Gallus ein Zweig der irischen des heiligen Patrizius, diese aber eine Tochter der römischen Kirche, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen der Welt ist" (Vorrede), wollte G. zugleich den Nachweis liefern, „daß unsere Kirche von ihrem ersten Ursprunge an mit den ältesten Kirchen und mit der apostolischen Kirche Roms übereinstimmt"; aus dem kostbaren Schatze der Ueberlieferung der Kirche des hl. Gallus möge sein Clerus mit ihm „Stärkung in dieser schweren Zeit und immer neue Lebensfrische finden". So wurde das Werk nicht nur zu einer historisch werthvollen Arbeit, sondern zugleich auch „zum bedeutsamen bischöflichen Manifest an den Clerus seiner Diöcese".

Fr. Rothenflue, Dr. Carl Joh. Greith, Bischof von St. Gallen, Würzburg 1874. Mit Porträt (Deutschlands Episcopat, Bd. II, Heft 6); — Derselbe, Dr. Karl Joh. Greith, Bischof von St. Gallen; Historisch-politische Blätter, Bd. 90, 1882, S. 501—525. — A. Baumgartner, Erinnerungen an Dr. Karl Joh. Greith, Bischof von St. Gallen; Stimmen aus Maria-Laach, Bd. 24, 1883, S. 486—510; Bd. 26, 1884, S. 364—387, 479—501. Dasselbe separat in Buchform, mit einigen Zusätzen, Freiburg i. B. 1884. Mit Porträt; — Derselbe, Bischof Dr. Karl Joh. Greith; Litterarische Rundschau 1882, Nr. 13, Sp. 385—392.

Lauchert.

Greith: Karl G., Tondichter, geboren am 21. Februar 1828 in Aarau, † am 17. November 1887 als Domcapellmeister zu München. Sein Vater Joseph G. (geboren am 15. August 1798 zu Rapperswyl, † am 2. Januar 1869 zu St. Fiden bei St. Gallen) hatte als Musiklehrer in St. Gallen einen ehrenvollen Namen erworben, noch mehr als Componist vieler volksthümlich gewordener Lieder, darunter auch das über die Grenzen der Schweiz hinausgetragene, von Joh. Georg Krauer gedichtete „Rütli-Lied“. Der Knabe erhielt eine classische Bildung und wurde ein guter Lateiner, was ihm später als Kirchencomponist wohl zu statten kam; er absolvirte mit Auszeichnung das Gymnasium, trat aber dann, seiner hervorragenden Neigung und Begabung folgend, ganz in die Fußstapfen seines Vaters. In München studirte er unter Kaspar Ett Harmonie und Contrapunkt und bei J. G. Herzog das Orgelspiel. G. war nicht nur ein guter Orgelspieler, er veröffentlichte auch viele Präludien, mehrere Messen mit obligater Orgel und ein Orgelbuch zum Gesangbuch der Diöcese St. Gallen (1863), wobei er sich als Meister im Orgelsatze und Kenner des Baues selbst bekundete, so daß er als Experte oft zu Rathe gezogen wurde. In seinem Nachlasse fanden sich aus der Schweizerperiode über ein Viertelhundert Gutachten vor, wonach er als Orgelbaukundiger seines Amtes waltete. Während seines Münchener Aufenthaltes sprach er bei dem Orgelwerke des Domes ein entscheidendes Wort; an ihn erfolgte auch der ehrenvolle Ruf zur Collaudation der neuen Domorgel in Speyer.

Nach Vollendung seiner Compositionsstudien bei Drobisch zu Augsburg kehrte G. nach St. Gallen zurück, übernahm die Leitung des Gesangvereins, die theoretische und praktische Pflege der Musik und darauf bezügliche Vorträge an den höheren Lehranstalten. Gleichzeitig vollendete er mehrere Compositionen für Orchester und sein erstes Oratorium „Der hl. Gallus“, welches 1849 zu Winterthur großen Beifall und die aufmunterndste Theilnahme erntete. Außer mehreren Choralmessen und Streichquartetten folgten die Melodramen „Frauenherz“ und „Die Waise aus Genf“, welche in St. Gallen und Basel gleich freundliche Aufnahme fanden, wodurch sich die Gewißheit erhöhte und befestigte, daß der junge, talentvolle, an seiner Weiterbildung rastlos schaffende Tonkünstler mit diesen vielverheißenden Werken eine neue Bahn betreten habe. Damals machte der vorwärtsstrebende Jüngling auch die Bekanntschaft mit Richard Wagner, zwei anfänglich wechselseitig sich anziehende, im späteren Verlaufe wieder weit nach anderen Idealen ablenkenden Naturen. — Im J. 1854 übersiedelte G. nach Frankfurt a. M., wo das rege musikalische Leben eine weitere Entwicklung in erwünschter Weise förderte. Hier schrieb er eine Symphonie und wirkte als vielgesuchter und gefeierter Musiklehrer; 1856 erfolgte seine Berufung als Musikrector an die „Stella matutina“ in Feldkirch und 1857 als Professor und Chordirigent nach Schwyz, wo er unverdrossen an der Heranbildung eines gutgeschulten Kirchenchors arbeitete und die Jugend für die Musik und alles Schöne durch Vorlesungen über Aesthetik begeisterte. Nur schwer trennte er sich 1861 von dieser ihm ganz zusagenden Wirksamkeit, um dem alternden Vater in seiner Stellung zu St. Gallen als Stütze und Ersatz zu dienen. Hier bekleidete G. an der Kathedrale (woselbst 1863 sein als Redner und Gelehrter hervorragender Oheim Dr. Karl Johann Greith als Bischof inthronisirt wurde) von 1861—1871 die unter den damaligen Verhältnissen nicht neidenswerthe Stelle eines Chordirectors. Es gab schwere Mühen und bittere Kämpfe, einerseits aus dilettantischen Kräften ein erträgliches Orchester zu schulen, andererseits einer strengeren, kirchlich-musikalischen Richtung die Wege zu bereiten. Zehn Jahre lang kämpfte er mit zahllosen Schwierigkeiten; es galt eine verrottete Menge von altem Schlendrian, her-

gebrachten Vorurtheils und unbotmäßigen Willens zu besiegen. G. arbeitete mit energischem Eifer und ging selbst mit dem besten uneigennützigsten Beispiel voran. Seine unbeugsame Kraft und sein Vorbild drangen endlich durch. In dieser vielbewegten, angestrengten Zeit fand G. immer noch Stimmung und Lust zu eigenen Schöpfungen, welche gerade durch den Gegendruck nur um so frischer und fröhlicher, in originellster Weise sich drängten. Er schrieb eine Anzahl von Vocal- und Instrumentalmessen, viele Motetten und Graduale, Vespern und Litaneien, religiöse und auch weltliche, an den Volkston anklingende Lieder, je nach Stimmung oder Bedarf des ihm gerade zuständigen Auditoriums. Endlich überwog der Wunsch, wenigstens einige Zeit, ganz der Ausführung seiner Lieblingsprojecte zu leben, alle Bedenklichkeiten und zeitigte den Entschluß, vorläufig interimistisch seine Stelle niederzulegen

Seit 1864 auf das glücklichste verheirathet, ließ er sich mit seiner sehr musikalisch gebildeten, feinfühligen Gattin zu München nieder, daselbst nur dem eigenen Schaffen zu obliegen. Hier reiften die Singspiele für Frauenstimmen „Jung Rubens“ (Text von Elise Baronin v. Sainte-Marie-Eglise, mit Clavier, Violine und Cello, Regensburg bei Manz, auch mit engl. Text von J. H. Sprange, München 1880 bei Aibl), „Der Mutter Lied“ (Text von Grety Zenner, München bei Falter & Sohn, in zwei Auflagen), „Der verzauberte Frosch“ (von Franz Bonn, Leipzig bei Breitkopf & Härtel), acht „Charakterstücke für Clavier“ (Cassel bei Luckhardt) u. a., welche im Institut Ascher, wo G. den begabtesten Elevinnen Clavierunterricht ertheilte und durch seine Strenge wie durch seinen Humor enthusiastisch als Lehrer verehrt wurde, zuerst zur Freude von Jung und Alt aufgeführt wurden und von da ihren Weg in weitere, verwandte Kreise antraten. Außer vielen, jugendlichen Kräften nicht immer leicht liegenden Liedern und Chören (darunter auch die Musik zu der durch Eduard v. Steinle mit Bildern ausgestatteten dramatischen Dichtung W. Molitor's „Der Weihnachtstraum“, Mainz 1867) componirte G. ein wuchtiges „Requiem“ (bei Rieter-Biedermann in Winterthur), verschiedene Festmessen, z. B. „in honorem St. Clarae“ (bei Benziger in Einsiedeln), zu Ehren des hl. Joseph (bei Pustet in Regensburg) und Gallus (bei Falter & Sohn München), fünf reich instrumentirte Festmessen u. s. w. Der nahe liegende Wunsch, seine eigenen Werke zu dirigiren und wieder an der Spitze eines selbstgeschulten Orchesters zu stehen, brachte ihn dazu, 1877 die Capellmeisterstelle an der Münchener Frauenkirche zu übernehmen. Hier waltete er nun mit stählerner, rücksichtsloser Energie und aufopferndem, unermüdlichem Fleiß, um Herkömmliches auszurotten und Besseres anzubahnen. Seinem ganzen Bildungsgange gemäß und als Schüler von Ett hatte er immer die altclassische Musik gepflegt und längst vor dem Auftreten und Bekanntwerden der sogen. „Caecilianer“ sich der größten Strenge beflissen. Später mit Franz Witt befreundet und principiell dessen puristischen Bestrebungen zugethan, trennte er sich von den einseitigen und archaistischen dieser, gleich der Beuroner Malerschule, allzu retrospectiven Tendenzen huldigenden Richtung. Er schritt auf seinen eigenen Wegen vereinsamt weiter, welche bei der geringen Beachtung von Seite des damaligen Domcapitels auf sehr gleichgültiges Verständniß stießen. Ein Feind aller Reclame — brachte er sogar seine eigenen neuesten Tonschöpfungen ohne den Namen des Autors zur Aufführung — ging er allen Musikreferenten und Fachschriftstellern aus dem Wege, indem er zur Verzweiflung seiner Freunde unerbittlich dem Grundsatze huldigte: was zur Erbauung, Erhebung und Förderung der Andacht gereiche, bedürfe keines „Theaterzettels“. Zusammenhängend mit dieser Ansicht, veranstaltete er in engeren Kreisen kleine Concerte, wobei die Compositionen verschiedener Meister, aber ohne Namen-

angabe zur Aufführung kamen, weil das Schöne nur durch seinen inneren Werth erfaßt werden müsse. Theilweise in Einklang mit dieser Auffassung, andererseits aber auch in der immerhin löblichen Intention, die ziemlich veraltete Domchor-Bibliothek mit ihren vergessenen früheren Tondichtern wieder brauchbar zu machen und auszunützen und die ohnehin schwach fundirte Cassa durch Neuanschaffungen nicht zu sehr zu belasten, übersetzte, excerpirte und transcribirte er unzählige Arbeiten der alten Zopfmeister, die daselbst gefundenen Goldkörner seiner Fassung einfügend und anbequemend: eine mehr als 8000 Folioseiten füllende, im buchstäblichen Sinne gewiß ganz namenlose Mühe und Arbeit! So kam es, daß außer den wenigen Kennern seiner übrigens sehr eigengearteten, zur Tonmalerei und melodiösen Rhythmik hinneigenden Musik, das große Publicum in München den Componisten kaum kannte, indeß die stattliche Zahl seiner im Druck edirten sechzig Opera auswärts zahlreiche Freunde, gleiche Pflege und weiteren Boden gewannen. G. lebte eingezogen und persönlich beinahe unbekannt in der behaglichen Stille seines idyllischen Heims, welches er nach etlichen Versuchen endlich in einem clavierfreien Winkelchen gefunden hatte. Hier, mit der Aussicht auf einen Singvogel-durchschwirrten Garten, die an seinem Fenster immer reichlich gedeckte Weide fanden, oblag G. der angestrengtesten Arbeit, in rastlosem Wechsel Neues schaffend, Altes umgießend, so daß die spätere Zeit erst seiner Thätigkeit gerecht werden mag. Hier hatte der mit Chordiensten, Verwaltung, Abrechnungen u. s. w. überlastete Mann ein wahres Künstlerleben etablirt, welches einzig im eigenen Schaffen Ruhe und Genügen fand. Er blieb immerdar neidlos, edel, frei, ein echter Sohn seiner Berge. Wie im Umgang, so kennzeichnete ihn auch in seinen Briefen, officiellen Berichten, kritischen Aufsätzen und sonstigen schriftlichen Kundgaben ein leise ironisch, auch sarkastisch gefärbter gerne mit lateinischen Citaten bespickter Humor. Materielle Genüsse, mit Ausnahme einer guten Cigarre, kannte er nicht, Alkohol und Zukunftsmusik, obwol mit dem Hauptträger derselben in jungen Jahren befreundet, liebte er nicht. Die wetterfeste, knochige Gestalt mit der merkwürdig hohen klaren Stirne und den tiefliegenden, hellbraunen, ein mildes Feuer ausstrahlenden Augen, schien ein langes Leben beanspruchen zu dürfen. Da setzte ein scheinbar leichter Schlaganfall, nach kurzen, qualvoll gesteigerten Leiden, ein unerwartetes Ende. Der herrliche Psalm „Beatus vir, qui timet Dominum“ gab den Text zu seiner letzten Composition. Das kann als Motto seines ganzen Denkens und Strebens gelten, welches immer in höheren Sphären und ewigen Harmonien schwebte. — Die Mehrzahl seiner Compositionen erschienen im Verlag von Benziger in Einsiedeln; sein Nachlaß wurde durch Ign. Mitterer (Propst von Ehrenburg und Domchordirector in Brixen) bei Joh. Groß zu Innsbruck in sechs Lieferungen herausgegeben. „Für Carl Greith's Freunde ein Andenken aus seinen Briefen“ edirte seine Frau (Freiburg 1888 bei Herder, 84 S., kl. 8° mit Bildniß).

Vgl. H. Mendel's Musikal. Conversationslexikon. Berlin 1874. IV, 350. — Beil. 325 d. Allgem. Ztg., 23. November 1887. — Battlogg in „Der Kirchenchor“ (Organ der Caeciliavereine Vorarlbergs u. der Diöcese Gurk. Nr. 4 ff. 1888. XVIII. Jahrg.). — Maria Rapp (geb. Baronin di Pauli) in „Kathol. Warte“. Salzburg 1895, S. 183 ff. — Rede des Pfarrer Eisenring von Mosnang (Kanton St. Gallen) auf Karl Greith „den größten schweizerischen Musiker“ (in der Section für Cultur- und Kunstgeschichte auf dem fünften internationalen Congreß theolog. Gelehrter zu München 1897).

Hyac. Holland.

Grell: August Eduard G., ein hervorragender Contrapunktiker im Gesangsstil, geboren am 6. November 1800 zu Berlin, † am 10. August 1886 in seiner Sommerwohnung in Steglitz bei Berlin. Der Sohn eines Subalternbeamten, der auch musikalisch begabt war und den Organistenposten an der Parochialkirche zu Berlin seit 1808 bekleidete. Eduard's musikalische Veranlagung zeigte sich schon in den frühesten Jahren, so daß ihn der Vater selbst in die Kunst einführen konnte, später übernahm Türrschmied den Clavierunterricht, darauf der Chordirector Lehmann, Violinunterricht erhielt er bei dem Kammermusikus Lagus, und als er das Gymnasium zum grauen Kloster besuchte und sich im Gesange auszeichnete, unterrichtete der Gesangslehrer Ritschel ihn freiwillig privatim. Compositionsunterricht erhielt er von Zelter, später von Rungenhagen. An Ostern 1816, als er noch Gymnasiast war und die Secunda besuchte, hatte er freiwillig die Vertretung seines Lehrers Lehmann als Organist an der Nicolaikirche übernommen, und als derselbe bald darauf (1816) starb, meldete er sich zu dem Posten, erhielt ihn und verließ mit dem Reifezeugniß für Prima das Gymnasium. Seit 1. Januar 1817 bezog er den erbärmlichen Gehalt von 150 Thlr. 2 Groschen (450 Mk. 20 Pf.) und von dem Rentamte Mühlenhof jährlich einen Wispel Roggen, erhielt aber erst am 23. December die definitive Anstellung. In demselben Jahre trat er auch als Mitglied in die Singakademie, obgleich er gar keine Gesangsstimme besaß, sondern an Athemnoth litt, selbst sein Sprachorgan war tonlos, dennoch war er als Bassist eingetragen und betrachtete die wöchentlichen Uebungen als Studien im Gesangsfache, worin er einst Meister werden sollte. Auch gab ihm Zelter hier Gelegenheit, seine eigenen Compositionen zu Gehör zu bringen, ein Vortheil, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Sein Biograph Bellermann führt eine Gesangsfuge über den Text: „Et incarnatus est“ an, die das Datum trägt „Am 7. December 1818 auf der Singakademie gesungen“. Exemplar in der Berliner Singakademie. Eine Cantate „Laßt hoch in neuen Hallen“, Text von Rudolph Agricola, für Chor, Soli und Flöte, 2 Violinen, Viola, Violoncell und Contrabaß ist sogar schon datirt vom 23. October 1817 und befindet sich in derselben Bibliothek. Auch für Festlichkeiten in der Nicolaikirche schrieb er mehrfach Cantaten, die daselbst aufgeführt wurden und über die sein Biograph schreibt: sie zeugen von Grell's auffallender Sicherheit in der Compositionstechnik, doch enthalten die Stücke fast alle große Härten in den Harmonien, aber sie sind schnell und leicht hingeworfen, oft in wenigen Tagen entstanden. Zur selben Zeit genoß der Concertmeister Michael Gotthardt Fischer in Erfurt den Ruf eines ausgezeichneten Orgelvirtuosen und Contrapunktikers und durch Vermittlung des Bischofs Ritschl erhielt G. auf ein halbes Jahr Urlaub, freie Reise und vom Cultusministerium 50 Thlr., um während des Winterhalbjahres 1819/20 sich bei Fischer zu vervollkommnen. Daß er redlich den Unterricht benützt hat, beweist das günstige Zeugniß, was ihm Fischer am 30. Mai 1819 ausstellte. Interessant ist das eigene Urtheil Grell's über seine Lehrer, was er im J. 1857 in seinen Emser Aufzeichnungen niederlegte. Er schreibt dort, Zelter habe ihn, nach der Ansicht vieler, zu streng in der Beobachtung der Kunstregeln unterrichtet (Mendelssohn hat sich dagegen darüber nie beklagt, nebenbei bemerkt), Rungenhagen dagegen habe hiervon ganz abgesehen und nur auf einen treffenden musikalischen Ausdruck gehalten. „Nach dieser Zeit bin ich zu Fischer in Erfurt gekommen, der brachte mich, obgleich sein Lehrer Kittel ein unmittelbarer Schüler Sebastian Bach's war, in die Spohr'sche Chromatik, kurzum ich kann gar nicht beschreiben, wie ich hin- und hergeworfen worden bin.“ Nach Berlin zurückgekehrt, entwickelte G. eine rastlose Compositionsthätigkeit, nicht nur in geistlichen Gesängen, die er theils

in der Nicolaikirche zur Aufführung brachte, sondern er schrieb vier Oratorien, eine Oper, fünf Singspiele, Lieder für eine und mehr Stimmen, Sinfonien, sechs Streichquartette u. a. Als im J. 1822 das Kgl. Institut für Kirchenmusik in Berlin errichtet wurde, erhielt G. die Stelle als Clavierlehrer mit einem Gehalte von 100 Thlr. jährlich bei vier Unterrichtsstunden die Woche, doch reichte dies nebst dem kleinen Gehalte von der Nicolaikirche zum Lebensunterhalte nicht aus und Privatclavierunterricht, den G. als „tötendes Gift“ bezeichnet, mußte das Fehlende ersetzen, er griff daher mit Freuden im J. 1830, nach Gründung eines kirchlichen Normalchores, zu der ihm durch Zelter angetragenen Gesangslehrerstelle, die allerdings auch wieder bis auf 100 Thlr. jährlich beschnitten, trotzdem dieselbe auf Befehl Friedrich Wilhelm III. ins Leben gerufen wurde. Dieser, aus Knaben- und Männerstimmen — letztere wurden durch den Major Einbeck aus dem Soldatenstand ausgewählt und eingeübt — bestehende Chor bildete den Grundstock des späteren von Friedrich Wilhelm IV. errichteten sogenannten Domchors, zu dem man aber nicht mehr Soldaten commandirte, sondern gebildete Sänger mit entsprechendem Honorar anstellte. Dies geschah im J. 1843 und Neithardt und G. erhielten die Gesangslehrerstellen für den Knabenchor, der täglich zwei Unterrichtsstunden erhielt. Die beiden Lehrer erhielten je 400 Thlr. jährlich. Doch schon am 1. Januar 1845 kündigte G. seine Stellung, da sie mit seiner inzwischen erfolgten Wahl zum zweiten Director der Singakademie, sowie mit dem Organistenamte am Dome, welches er seit 1839 bekleidete, unvereinbar war. Seit 1841 war er auch am Gymnasium zum grauen Kloster Gesanglehrer mit einem Gehalte von 732 Mk. jährlich und schon seit 1832 Lehrer am Kgl. Institut für Kirchenmusik. 1841 wurde er zum ordentlichen Mitgliede der Kgl. Akademie der Künste ernannt und 1852 zum Senatsmitgliede und zum Lehrer der „musikalischen Composition“ an der Akademie. Als er am 1. März 1853 zum ersten Director der Singakademie gewählt wurde, gab er alle anderen Aemter auf und verwandte alle Kraft auf die sehr heruntergekommenen Leistungen des Chores der Singakademie. Im J. 1839 componirte er das Oratorium „Die Israeliten in der Wüste“ für Chor, Soli und Orchester, Text von Hermann Bitter (dem späteren Finanzminister). Dies scheint sein letztes Werk mit Orchester zu sein und wandte er sich von da ab mehr und mehr der Gesangsmusik zu, bis er schließlich ein solcher Verächter der Instrumentalmusik wurde, daß er ihr jegliche Berechtigung absprach und nur die Gesangsmusik für Musik hielt, ein Standpunkt, der bei seiner Einseitigkeit auch nur ganz wenige Freunde fand. Grell's zahlreiche Gesangscompositionen schließen sich mehr oder weniger den Werken des 16. Jahrhunderts an, d. h. sie sind auf kleinen Motiven im contrapunktischen Stile aufgebaut. G. und seine wenigen Nachfolger übersahen dabei nur, daß das 16. Jahrhundert eine Harmonielehre nicht kannte, sondern Stimme an Stimme reihte und dadurch den harmonischen Wohlklang erreichte, der aber nur allein durch die contrapunktische Führung erzeugt war, während die Neueren in der Harmonielehre erzogen, trotz aller Bemühungen contrapunktisch zu schreiben, doch stets harmonisch denken und empfinden und daher nur einen nachhaltigen Eindruck durch ihre Compositionen erhalten, wenn sie eine fesselnde und tief ansprechende Melodie denselben zu Grunde legen. G. hat nur ein Werk geschaffen was allen Ansprüchen eines Kunstwerkes entspricht und das ist seine 16stimmige Messe, die er von 1855—1858 schrieb und die seit 1861 mehrfach aufgeführt wurde. In diesem Werke weiß er mit geschickter Hand den Contrapunkt auf fesselnde melodische Motive und ausgesponnene Melodien zu stützen und erreicht damit einen tiefen Eindruck. Seine übrigen Gesangswerke sind zwar durchweg geschickt gemacht, ähneln aber einander durch die Benützung

von kleinen, unbedeutenden Motiven in einer Weise, daß sie bei Anhörung von mehreren seiner Gesangssätze monoton wirken. Recht charakteristisch für Grell's musikalisches Empfinden und seine Erfindungskraft ist das Duett mit Pianofortebegleitung „Lorbeer und Rose“, was allerdings in seine jugendliche Periode fällt, aber doch bezeichnend für seine sentimentale Empfindungsweise ist. Im ganzen wurden von Grell's Compositionen Opus 1 bis Opus 86 gedruckt, vom J. 1836 ab bis 1870. Außerdem erschienen 21 Werke ohne Opuszahl und einige Gesangswerke in Sammlungen verschiedener Componisten. An Instrumentalwerken sind nur unter Opus 4, Sechs kurze und leichte dreistimmige Vorspiele für Orgel, Opus 29, Sechsunddreißig kurze und leichte vierstimmige Orgelpräludien bei Bote & Bock in Berlin erschienen und Vier Pièces für 1 und 2 Violoncells. Nur einige frühere Gesangswerke, wie Lieder, Duette und Terzette, haben eine Clavierbegleitung, Opus 26 und 27 sogar eine Orchesterbegleitung, doch die späteren Gesangswerke sind alle ohne jegliche Begleitung. Ein ausführliches Verzeichniß enthält Bellermann's Biographie Seite 160 ff. Im J. 1873/74 erblindete G. am grauen Staar, wurde 1875 operirt und erhielt wieder sein Augenlicht. So vortrefflich G. einen Chor zu schulen verstand und auf absolut reine Klangfarbe achtete, so wenig war er zum Dirigiren begabt, besonders, wenn es sich um Orchester und Chor handelte. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts trat diese Schwäche, wohl durch das Alter Grell's bedingt, ganz besonders hervor und die Oratorienaufführungen gingen selbst in den Chorleistungen immer mehr zurück. Als nun G. durch sein Augenleiden an der Ausübung seines Amtes verhindert und dem zweiten Dirigenten, Martin Blumner, die alleinige Leitung überlassen war, beschloß der Vorstand 1876 G. zum Ehrendirector mit vollem Gehalte und freier Wohnung im Gebäude der Singakademie zu ernennen und Blumner zum ersten Director (eingeführt am 13. Juni 1876). Zehn Jahre waren G. in behaglicher Ruhe noch gegönnt, dann schloß er auf immer seine Augen.

Biographie von Heinr. Bellermann, Berlin 1899, Weidmann. Gr. 8°. 220 S.

Rob. Eitner.

Grewingk: Kaspar Andreas Constantin G., namhafter Geologe und Archäologe, entstammt einer wahrscheinlich aus Holland nach Kurland eingewanderten Familie. Constantin G. wurde am 2./14. Januar 1819 als Sohn des Stadtsyndikus C. J. Grewingk zu Fellin (in Livland) geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im elterlichen Hause genossen, kam er schon früh (1828) in die rühmlichst bekannte Hollander'sche Pension bei Wenden, die er sieben Jahre besuchte. Dann trat er 1835 in die Secunda des Gymnasiums zu Dorpat und verließ die Schule 1837 nach glücklich bestandener Reifeprüfung. Im August 1837 wurde er an der Universität Dorpat als Studiosus der Naturwissenschaften immatriculirt und beschäftigte sich vorzüglich mit Mineralogie und Geologie; bereits 1838 durchwanderte er in Begleitung von Alex. Lehmann das südliche Finnland und besuchte die merkwürdige Insel Hochland, um geologische Studien zu machen. Am 12. December 1840 erhielt G. für eine Preisarbeit („Ueber die Fällung von Metalloxyden und organischen Substanzen durch Kohle“) die goldene Medaille. Ende des Jahres 1841 erledigte er die Abgangsprüfung und verließ als cand. phil. im Februar 1842 die Universität. Die eingereichte Candidatenschrift führt den Titel: „Die Mitscherlich'sche Lehre von Haemöomorphismus und deren Einfluß auf die Mineralogie.“ Wie damals üblich, schloß sich an die beendigte Studienzeit ein Besuch des Auslandes. Um die Studien in Deutschland fortzusetzen begab sich G. nach Berlin. Er arbeitete und hörte Vorlesungen bei den Professoren

Weiß, Gustav Rose, Magnus, Heinrich Rose, Rammelsberg u. A., machte während der Ferien Ausflüge und kleine Reisen und suchte die verschiedenen Gebirge Deutschlands, Oesterreichs und Oberitaliens kennen zu lernen. Während des Winters 1843—44 studirte er in Freiberg unter Plattner, Weisbach, Cotta und erwarb sich am 22. December 1843 in Jena auf Grund einer Dissertation: „Ueber Chromverbindungen“ den Dr. phil. Im Sommer 1844 besuchte er das Rheinland, den Winter 1844/45 verlebte er nochmals in Berlin und kehrte dann in seine Heimath zurück. Im April 1846 wurde G. als Conservator der mineralogischen Sammlung der k. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg angestellt und mit der Neuordnung des Museums betraut. Bereits 1847 konnte er als Frucht seines Fleißes der Akademie einen Catalogue raisonné und eine systematische Uebersicht der Sammlung vorlegen. Im Sommer 1848 bereiste der junge Forscher die Gouvernements Olenez und Archangel, sowie die bisher wenig erforschte Halbinsel Kanin. Leider ist über diese interessante Reise nur ein kurzer Bericht veröffentlicht. Im Sommer 1850 machte G. eine geologische Reise durch Schweden und Norwegen und im Sommer 1853 durchforschte er die Smaragdgruben im mittleren Uralgebirge. Die Berichte über diese Reise und über die dabei gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen waren die Veranlassung, daß G. im J. 1854 zum Professor der Mineralogie und Geologie nach Dorpat berufen wurde. Hier hat er mit großer Berufstreue und außerordentlichem Fleiß 33 Jahre — bis zu seinem Tode am 18./30. Juni 1887 — als Lehrer und Forscher gewirkt. Von Dorpat aus hat er wiederholt Deutschland und Oesterreich besucht, aber sonst weitere Reisen nicht unternommen, vielmehr seine Kraft der Durchforschung seiner Heimathprovinz gewidmet.

G. war ein außerordentlich fleißiger Lehrer, der seine Schüler sicher zu leiten und zu führen wußte — es seien unter seinen Schülern genannt der kürzlich verstorbene Professor Baron v. Rosen in Kasan und der jetzige Director des technologischen Instituts in Warschau, ehemaliger Professor der Mineralogie Lagorio. In wissenschaftlicher Hinsicht war G. nach doppelter Richtung hin thätig: als Geologe und Archäologe. Unter seinen geologischen Arbeiten ist neben einer großen Anzahl kleiner Abhandlungen vor allem zu nennen „Geologie von Liv- und Kurland“ (Arch. f. Naturkunde Liv-, Esth- und Kurlands 1861, mit einer geographischen Karte). Später (1873) folgte eine „Geologie Kurlands“ (I. Theil); leider ist kein zweiter Theil erschienen. (Eine zweite Ausgabe der geologischen Karte der Ostseeprovinzen erschien 1873.) Geologie und Archäologie stehen einander sehr nahe, die Verbindungsbrücke zwischen beiden Wissenschaften ist kurz. G. wurde bei seinen Reisen und Forschungen, die er zu geologischen Zwecken unternahm, bei seinen vielfachen Nachgrabungen auf die Spuren alter, längst verschwundener Cultur im Boden, auf die Reste alter längst untergegangener Menschen und Thiere aufmerksam; er blieb nicht stehen an dem Erdboden, sondern untersuchte auch den Inhalt des Bodens — so wurde er zu einem Forscher der Urgeschichte und der Archäologie. Mit G. beginnt die wissenschaftliche Erforschung der russischen Ostseeprovinzen in archäologischer Hinsicht. An Vorgängern hat er nur Wenige gehabt, er hat nicht allein den Grund zur wissenschaftlichen Bearbeitung gelegt, sondern auch einen recht soliden Bau aufgeführt. Er bereiste das Land, sammelte und forschte unermüdlich; er studirte fleißig und bemühte sich die wissenschaftlichen Ergebnisse deutscher und skandinavischer Gelehrten bei Beurtheilung der vorgeschichtlichen Zeit der Ostseeprovinzen zu verwerthen.

Grewingk's zahlreiche und fleißige archäologische Abhandlungen sind für die russischen Ostseeprovinzen so wichtig, daß eine Uebersicht seiner Arbeiten einer

Geschichte der archäologischen Erforschung der Ostseeprovinzen während der letzten 30 Jahre gleichkommt. Es ist hier nicht zulässig, alle einschlägigen Arbeiten zu nennen. Es seien hervorgehoben: „Steinalter der Ostseeprovinzen Liv-, Esth- und Kurlands und einiger angrenzenden Landstriche“ (Dorpat 1865); „Zur Kenntniß der in Liv-, Esth- und Kurland aufgefundenen Steinwerkzeuge heidnischer Vorzeit“ (Dorpat 1871); „Zur Archäologie des Balticums und Rußlands“ (Archiv f. Anthropologie 1874. 1879). Unter anderem lenkte G. hier die Aufmerksamkeit auf die eigenthümlichen schifförmigen Steinsetzungen, deren Beschreibung er später noch einige andere specielle Abhandlungen widmete. G. blieb aber mit seinen Arbeiten nicht nur in den engen Grenzen seiner Heimath, er streifte auch hinüber nach Osten. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit Untersuchungen der merkwürdigen Steinfiguren, die auf Kurganen stehn, mit den sog. Kamenija Baby. Leider hinderte ihn der Tod an der Herausgabe dieser fast vollendeten Arbeit. Grewingk's Verdienste um die Wissenschaften fanden Anerkennung durch die übliche Verleihung von Orden, durch Ernennung zum Ehrenmitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften.

Ein fast vollständiges Verzeichniß aller Arbeiten Grewingk's findet sich im „Lebensbild des Prof. C. A. Grevingk“ von Dr. C. Schmidt (Verhdl. d. gel. esthn. Gesellschaft Bd. XIII, Dorpat 1887); eine eingehende Würdigung seiner archäologischen Arbeiten in den Sitzungsberichten der Alterthumsgesellschaft Prussia in Königsberg 1887/88 von L. Stieda.

G. war eine stille, fleißige Gelehrtennatur; im öffentlichen Leben spielte er keine Rolle, aber im wissenschaftlichen Leben der kleinen Universitätsstadt Dorpat wirkte er anregend und fördernd — davon wissen die Sitzungen und Verhandlungen der beiden gelehrten deutschen Gesellschaften zu berichten: die Dorpater Naturforscher-Gesellschaft und die Gelehrte esthnische Gesellschaft, in deren Annalen der Name Grewingk nicht vergessen werden wird. G. war verheirathet und seine Ehe war mit Kindern gesegnet. Er führte ein glückliches Familienleben; seinen zahlreichen Freunden war er ein wahrer aufrichtiger Freund. L. Stieda.

Grieben: Hermann G. wurde am 8. Februar 1822 in Köslin (Pommern) als der Sohn des Subrectors am dortigen Gymnasium geboren, genoß eine ausgezeichnete Erziehung im elterlichen Hause und hatte auch den Vorzug, längere Zeit des trefflichen Vaters Schüler zu sein. Im J. 1841 bezog er die Universität Breslau, um Theologie zu studiren; doch wandte er sich von diesem engeren Gebiete allmählich dem weiteren Felde der Philosophie, Geschichte und Litteratur zu und brachte diese Studien 1845 durch die Schrift: „De variis quibus Dantis Aligerii Divina Comoedia explicatur rationibus“, mit welcher er zum Dr. phil. promovirt ward, zum Abschluß. In dieser Dissertation führte er den Beweis, daß Dante's Dichtung als eine politische Allegorie aufzufassen sei, als eine Satire auf den Verfall des Papstthums, das, seiner hohen kirchlichen Aufgabe untreu geworden, durch die Entfaltung der kaiserlichen Herrschaft in seine geistlichen Schranken zurückgedrängt werden müsse. Diesen Gedanken behandelt Gr. später in seinem Buche „Dante Alighieri“ (1865) in weiterer Ausführung, die, wie Bornmüller behauptet, „den Dante-Kennern viel Herzeleid verursacht hat“. Politik und Poesie, die Grieben's Begleiterinnen durch sein ganzes Leben bleiben sollten, fanden sich schon vereint in den noch während der Universitätszeit entstandenen „Liedern eines Studenten“ (1843); Politik und schriftstellerischer Gestaltungsdrang bestimmten auch seine Berufswahl. Nachdem er in Köslin die Herausgabe seiner „Bußpsalmen. Sonette“ (1846) und die metrische Verdeutschung von

„Aeschylos' Prometheus" (1846) besorgt hatte, und 1846—48 zu Laskowitz in Westpreußen als Hauslehrer thätig gewesen war, machte er in seiner Vaterstadt seine journalistischen Lehrjahre durch, wurde 1850 Redacteur der „Ostsee-Zeitung" in Stettin, 1852 Redacteur der „Lübeckischen Zeitung" in Lübeck, kehrte 1853 nach Stettin zurück, wo er die „Pommersche Zeitung" begründete, und ward 1859 in die Redaction der „Kölnischen Zeitung" berufen, welcher er drei Jahrzehnte lang ununterbrochen seine eifrige und pflichttreue Thätigkeit gewidmet hat, bis zuletzt ein asthmatisches Leiden seine körperliche Kraft unterwühlte und am 24. September 1890 seinen Tod herbeiführte.

Als Politiker gehörte G. der liberalen Partei an, und seine politisch-litterarischen Aufsätze, die in der „Kölnischen Zeitung" zerstreut sind, geben stets dem nationalen Gedanken von einer kraftvollen Einigung Deutschlands Ausdruck; er durfte ja auch die Freude erleben, seine Ideale verwirklicht zu sehen. Hier interessirt uns vorwiegend der Dichter G. Seinen oben genannten beiden Sammlungen folgten „Liebfraue. Gedichte" (1854; 2. Aufl. 1856), „Norddeutsche Frühlingsterzinen" (1859), „Zwei Tage an der Ahr" (episch-lyrischer Reisescherz, 4. Aufl. 1868), „Ernst Moritz Arndt von Rügen. Beitrag zum Arndt-Denkmal auf dem Rugard" (Gedichte, 1869), „Rheinische Wanderlieder" (1870), „Zeitstimmen" (1870), „Durch Wald und Wasser" (Reisescherz, 1873), „Gott grüß' die Kunst" (Buchdruckerlieder, 1874) und endlich „Gesammelte Gedichte" (1875; 3. Aufl. u. d. T. „Rheinische Wanderlieder und andere Dichtungen" 1884). Die freundliche Aufnahme, welche die letzte Sammlung gefunden, spricht für den Werth der Gedichte. Es sind Gelegenheitsgedichte im guten Sinne des Worts; denn jedes derselben ist aus der vollen, unmittelbaren Inspiration des Augenblicks hervorgegangen, ungekünstelt, lebendig und vollkräftig, nicht gemacht, sondern erlebt. Dabei besitzt G., wie Em. Geibel ihn beurtheilt, „die vorzügliche Gabe, auch die einfachsten Dinge in schönster Form zu sagen; sein Gefühl ist von reinster, edelster Art, und er ist als einer unserer besten lebenden Lyriker hoch zu schätzen". Auch zwei dramatische Dichtungen hat G. verfaßt: „Es ist zu spät. Ein politisches Trauerspiel" (1848) und „Drei Monate nach Dato" (Lustspiel, 1857), die aber beide verschollen sind.

Persönl. Mittheilungen. — Köln. Zeitung vom 27. Sept. 1890.

Franz Brümmer.

Griesinger: (Karl) Theodor G., Schriftsteller, am 11. December 1809 in dem damals württembergischen, seit 1810 badischen Dorfe Kirnbach bei Wolfach im Schwarzwald geboren, machte den üblichen Bildungsgang des schwäbischen Theologen durch, wurde nach bestandenem Examen Pfarrvicar in Trossingen (württ. Oberamt Tuttlingen) und Freudenstadt, entsagte aber 1835 dem geistlichen Stande, um sich fortan in Stuttgart dem Schriftstellerberufe zu widmen, womit er zeitweise den buchhändlerischen verband. Zunächst redigirte er den „Württembergischen Landboten". 1839 bis 1841 gab er eine Zeitschrift „Der Schwäbische Humorist" heraus. Von den revolutionären Stürmen des Jahres 1848 ergriffen, gründete er ein demokratisches Blatt „Die Volkswehr" (1849/50), betheiligte sich an der großen Reutlinger Volksversammlung, die Pfingsten 1849 von der radicalen Partei veranstaltet wurde, gerieth infolgedessen mit vielen Andern in Anklagezustand wegen Hochverrathes und hatte eine zweijährige Untersuchungshaft auf der Festung Hohenasperg zu überstehen. Obgleich er von den Geschworenen schließlich freigesprochen wurde, war ihm durch diese Erfahrungen der Aufenthalt in Deutschland doch so sehr verleidet, daß er 1852 mit seiner Familie nach Amerika auswanderte.

Aber auch die politischen und socialen Verhältnisse des republikanischen Nordamerika erfüllten seine Hoffnungen nicht, und enttäuscht kehrte er 1857 mit den Seinen nach Stuttgart zurück, wo er bis an sein Ende seinem schriftstellerischen Berufe mit rastlosem Eifer oblag, verschiedene Unternehmungen, wie z. B. eine „Schwäbische Familien-Chronik“ als Beilage zum Staats-Anzeiger (1859/60), ins Leben rief und 1876 ein „Litteratur-Komptoir“ begründete. Er starb am 2. März 1884.

G. führte sich mit den „Silhouetten aus Schwaben“ (Heilbronn 1838, 4. Aufl. Stuttgart 1868) glücklich in die Litteratur ein: es sind hübsche, von gutem Humor und scharfer Beobachtungsgabe zeugende Skizzen aus dem schwäbischen Stadt- und Landleben. Drei ähnliche Werke reihten sich an: „Humoristische Bilder aus Schwaben“ (Heilbronn 1839), „Satyrische Briefe über Altes und Neues“ (Stuttgart 1840) und „Skizzenbuch“ (im eigenen Verlag 1841). 1839 eröffnete er seine epische Production mit einer Anzahl aus der schwäbisch-württembergischen Geschichte entnommener Novellen: „Die letzten Zeiten der Grävenitz“, „Ida, Gräfin von Salmandingen“, „Cagliostriana“, „Friederich von Zollern“. Schon 1843/44 gab er seine „Sämmtlichen Belletristischen Schriften“ in 6 Bänden heraus. Während der Zeit seiner politischen Thätigkeit und Auswanderung trat eine Pause in seinen litterarischen Arbeiten ein. Nach seiner Rückkehr aus Amerika verwendete er mit Vorliebe seine dortigen Erlebnisse und Erfahrungen und traf damit den Geschmack des großen Publicums. Mit den Jahren stieg er zu diesem immer weiter herab, legte seine Schriften mehr und mehr auf sensationelle Wirkung an. 1858 veröffentlichte er „Lebende Bilder aus Amerika“ und zwei Bände Erzählungen unter dem Titel „Emigrantengeschichten“, 1859 das dreibändige Werk „Die alte Brauerei oder Criminalmysterien von New-York“ (2. Auflage 1873). Im folgenden Jahre betrat er mit dem zweibändigen Roman aus der vaterländischen Geschichte „Heinrich von Mömpelgard und Elisabetha von Bitsch“ noch einmal sein altes Stoffgebiet. 1861 folgte „Das politische Welttheater“ und die „Mysterien des Vatikans“ (2 Bände, 4. Aufl. 1865!), 1862 „Freiheit und Sklaverei im Lande unter dem Sternbanner oder Land und Leute in Amerika“ (2 Bände, 2. Aufl. 1863), 1864 „Im hohen Norden. Reisen und Abenteuer“, 1866 „Die Jesuiten“ (2 Bände), 1866/68 „Das Damenregiment an den verschiedenen Höfen Europas“ (2 Bände) mit einer gleichfalls zweibändigen „Neuen Folge“ (1869/70), 1868 „Die heilige Maria von Mörl“, 1869/70 „Die Geheimnisse des Escurial“, 1870 „Zwölf Schicksalswege. Bunte Blätter aus alter und neuer Zeit“. Das Jahr 1872 brachte zwei Volksbücher: „Prinz Eugen von Savoyen“ und eine Neubearbeitung des „altösterreichischen Zauber- und Geistermärchens“: „Die Teufelsmühle am Wienerberg“. 1874 führte er „Die Maitressenwirthschaft in Deutschland“ in zwei Bänden vor und lieferte in den Jahren 1876 bis 1879 je eine Erzählung: „Das große Krach“, „Ein transatlantisches Brüderpaar“, „Die Prophezeiung der Zigeunerin“ und „Des Spielers Ende“.

G. bekundet in allen seinen Schriften eine leichte und vielgewandte Begabung, ein angenehmes Erzählertalent, das aber an der Oberfläche haften bleibt und von höherem, künstlerischem Ehrgeiz nichts weiß. Am sichersten bewegt er sich auf heimathlichem Boden. Seinen belletristischen Arbeiten, die sich auf Schwaben beziehen, hat er auch einige rein historische beigefügt, darunter ein heute noch nicht ganz entwerthetes „Universal-Lexicon von Württemberg, Hechingen und Sigmaringen“ (Stuttgart 1841, 2. Ausgabe 1843) sowie ein illustrirtes Werk: „Württemberg. Nach seiner Vergangenheit und Gegenwart in Land und Leuten gezeichnet“ (Stuttgart 1866). Endlich gehört auch

eine „Geschichte der Deutschen von ihrem Beginn bis auf unsere Tage“ (4 Bde., Stuttgart 1872/74) zu den Früchten seiner wissenschaftlichen Studien.

Franz Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter u. Prosaisten d. 19. Jahrhunderts (5. Ausgabe) II, 41 f. — Rudolf Krauß, Schwäb. Litteraturgeschichte II, 275. — Konversationslexika von Brockhaus und Meyer.

Rudolf Krauß.

Grieß: Johann Peter G. wurde am 6. September 1829 zu Kirchhosbach, einem Dörfchen in der Nähe von Kassel, als Sohn des Schmiedes Johann Heinrich G. geboren. Sein Vater war ziemlich begütert und besaß außer seiner Schmiede mehrere Aecker. Bereits in der Dorfschule legte der Knabe eine bedeutende Begabung an den Tag, so daß sein Vater sich veranlaßt sah, ihm von dem Dorfgeistlichen einige Privatstunden geben zu lassen. Er beabsichtigte den Sohn zu einem tüchtigen, gebildeten Landwirth zu erziehen und suchte ihn schon frühzeitig für diesen Beruf zu interessiren. Trotzdem Johann Peter den Aufgaben des Ackerbaues gerade keinen besonderen Geschmack abgewinnen konnte, vermochte sein Vater sich nicht zur Aufgabe seines Lieblingsplanes, den Sohn zu einem Landwirth heranbilden zu lassen, zu entschließen; und so finden wir ihn in seinem 15. oder 16. Lebensjahre in einer angesehenen landwirthschaftlichen Privatschule wieder, die der Amtmann Ulrich auf der von ihm gepachteten Domäne Beberbeck bei Hofgeismar errichtet hatte. Von hier siedelte er jedoch bald an die polytechnische Schule nach Kassel über, die damals unter Winkelblech's Leitung stand, bei dem G. den ersten Unterricht in der Chemie erhielt. Die Nachrichten, die wir über diese Zeit haben, sind sehr spärlich. Sicher ist nur, daß er damals großes Interesse und auch bedeutende Kenntniß der Botanik besaß. Auch soll er sich in Kassel für das Examen vorbereitet haben, um zu dem kurz zuvor in Kurhessen eingeführten einjährig-freiwilligen Dienst zugelassen zu werden. Angeblich soll er auch wenige Monate ohne sonderlichen Gefallen als Husar gedient haben. Dank den in Kurhessen damals herrschenden Zuständen gelang es seinem Vater, ihn für 600 Thaler vom Militärdienste loszukaufen. Sicher wissen wir erst wieder, daß er das Wintersemester 1850/51 und das Sommersemester 1851 an der Universität Jena zubrachte. Hier besuchte er mit Vorliebe die botanischen Vorträge von Matthias Schleiden, sonst scheint er jedoch ganz im Studentenleben aufgegangen zu sein. Ob er auch die Vorlesungen von Wackenroder, der damals Professor der Chemie in Jena war, besucht hat, bleibt zweifelhaft. Sicher ist, daß er großes Interesse für die Chemie nicht an den Tag legte.

Von Jena ging G. im Herbst 1851 nach Marburg, wo er sich indessen auch nicht wesentlich um das Studium der Naturwissenschaften gekümmert zu haben scheint. Fleißiger besuchte er nur die Vorträge des jungen Physikers Hermann Knoblauch, der 1849 von Berlin nach Marburg gekommen war. Mit besonderer Vorliebe gab er sich damals philosophischen Studien unter der Leitung von Eduard Zeller und Theodor Waitz hin. Im übrigen scheint er das lustige Leben auch hier fortgesetzt zu haben. Er war als ein vergnügter Kneipcumpan bekannt, der manchen dummen Streich mit seinen Kameraden verübte, manches Mal auch den Carcer mit seinem Besuche beehrte. Am 1. December 1853 wurde wegen Burgfriedenbruchs über ihn die Relegation auf ein Jahr verhängt.

Er ging dann nach München, wo er einige Zeit bei Liebig und Carriere Vorlesungen hörte, ohne indessen an der Universität immatriculirt gewesen zu sein. Nach kurzer Zeit jedoch kehrte er wieder nach Hessen zurück, wo er sich theils bei seinem Vater, theils wieder in Marburg aufhielt, wozu ihm durch Ministerialerlaß im October 1854 nach Verbüßung einer Carcerstrafe die

Erlaubniß ertheilt wurde. 1855 wurde er auch wieder immatriculirt und bald sehen wir ihn wieder in dem alten Freundeskreise. — Er gehörte der seit 1846 bestehenden Fortschrittsverbindung Franconia an. —

Inzwischen hatten sich jedoch seine Geldverhältnisse wesentlich verschlechtert, da sein Vater einen großen Theil seines Besitzthums bereits für ihn verausgabt hatte und nicht mehr in der Lage war, ihn reichlich zu unterstützen. Demgemäß mußte er ernstlich daran denken, sich einen Erwerb zu verschaffen. Jetzt also, im zwölften Semester, begann er erst seine Studien auf das Gebiet der Chemie zu concentriren und auch zeitweilig im chemischen Laboratorium zu arbeiten. Auf Empfehlung seines Lehrers Kolle erhielt er im Herbst 1856 eine Stelle in der Oehler'schen Fabrik zu Offenbach a. M., einer der ältesten Anlagen für Theerdestillation in Deutschland. Seine dortige Thätigkeit war jedoch nicht von langer Dauer, da die Fabrik bereits kurze Zeit nach seiner Ankunft infolge einer Entzündung von Benzol völlig abbrannte. Nach seiner Entlassung ging er nach Marburg zurück, wo er wiederum im Kolle'schen Laboratorium arbeitete. Es war inzwischen mit ihm eine völlige Umwandlung vorgegangen. Aus dem leichtlebigen Bruder Studio war ein strebsamer junger Mann von seltenem Eifer und Arbeitskraft geworden, der ganz im Gegensatz zu früher völlig zurückgezogen von jedem Verkehr kümmerlich lebte und nur mit allen Kräften bestrebt war, seine Schulden zu bezahlen. Bei der Erweiterung und Ausbildung seiner chemischen Kenntnisse kam ihm die Freundschaft mit Rudolf Schmitt sehr zu statten, der bisher Repetent am Stuttgarter Polytechnikum, damals als erster Assistent ans Marburger chemische Universitätslaboratorium kam. In dieser Zeit entstand seine erste Veröffentlichung über die Einwirkung von salpetriger Säure auf Amidinitro- und Aminitrophenylsäure. Gelegentlich dieser Arbeiten wurde er durch Kolle mit A. W. v. Hofmann bekannt gemacht, der sich damals zu Besuch in Deutschland aufhielt. Bei seiner Rückkehr nach London nahm dieser G. als supernumerären Assistenten an das Royal College of Chemistry mit. Hier setzte G. seine in Marburg begonnenen Arbeiten zur Erforschung der aromatischen Diazoverbindungen fort, deren endgültiges Ergebniß er der Royal Society im J. 1864 vorlegen konnte. Außerdem arbeitete er mit seinem Freunde Leibius noch über die Verbindung des Cyans mit den Amidosäuren und mit Martius über das Aethylenplatinchlorid.

In London verkehrte G. viel in dem Hause seines Chefs, wo er den in der Brauerei von Alsopp & Sons in Burton angestellten Dr. Heinrich Böttiger kennen lernte. Böttiger weilte oft in London, um mit Hofmann zusammen Untersuchungen für seine Brauerei vorzunehmen, wobei ihnen G. treffliche Dienste leistete. Infolge Böttiger's eifrigen Bemühungen gelang es G. endlich im J. 1862 als Chemiker zu Alsopp & Sons zu kommen. Dadurch war es ihm nun schließlich gelungen, sich eine Lebensstellung zu schaffen, die ihn vor materiellen Sorgen schützte. Anfangs fiel es ihm herzlich schwer, sich in seine Stellung hineinzufinden, denn es wartete seiner viel Arbeit, die auf einem ganz anderen Gebiete wie seine früheren Studien lag und ihn zeitweise zwang, dieselben ganz aufzugeben. Doch bald hatte er sich vollkommen in seine neue Lage gefunden, und seine in jener Zeit erschienenen Arbeiten legen ein beredtes Zeugniß für seinen Fleiß ab. Im September 1869 vermählte er sich mit der Tochter des in Burton ansässigen Arztes, Louisa Anna Mason. Jedoch nach kurzer Zeit schon begann seine Gattin zu kränkeln und fast andauernd bettlägerig zu werden. So kam es, daß G., der seine Frau zärtlich liebte und seine ganze freie Zeit zu ihrer Pflege und Erheiterung verwandte, sich fast ganz von jedem geselligen Verkehr zurückzog.

Um so mehr nahm er jedoch Gelegenheit, sich wissenschaftlich zu bethätigen. Sein Hauptverdienst um die Wissenschaft bilden die Entdeckung und genauere Erforschung der aromatischen Diazoverbindungen. Die betreffenden Arbeiten beginnen im J. 1858 und haben ihn mit geringen Unterbrechungen bis an sein Lebensende beschäftigt. Für den Ausbau der aromatischen Gruppe waren sie von unschätzbarem Werth. Seine diesbezüglichen grundlegenden Versuche hat G. in vier großen Abhandlungen beschrieben, welche in den Jahren 1860 bis 1866 in den Annalen der Chemie und Pharmacie erschienen und den Titel führen: „Ueber eine neue Klasse organischer Verbindungen, in denen Sauerstoff durch Stickstoff vertreten ist“. Mit seinen Versuchen hat G. eine so erschöpfende Studie der aromatischen Diazokörper geliefert, daß seinen Nachfolgern nicht viel zu thun übrig blieb. Meist sind seine Methoden in unveränderter Form mit großem Erfolge zum Ausbau der aromatischen Gruppe benutzt, nur in wenigen Fällen sind sie modificirt oder verbessert worden. G. war Mitglied der Royal Society und der englischen und der deutschen chemischen Gesellschaft, bei denen er wiederholt als Vorstandsmitglied fungirte. Im J. 1877 wurde er in München gelegentlich der fünfzigjährigen Jubelfeier der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte, der er persönlich beiwohnte, von der Münchener philosophischen Facultät zum Ehrendoctor ernannt.

Von seinen Berufsarbeiten ist keine Kunde auf uns gekommen, aber aus gelegentlichen Andeutungen seinen Freunden gegenüber läßt sich entnehmen, daß er auch auf diesem Gebiete große praktische Erfolge erzielt hatte. Ein Schlaganfall setzte am 30. August 1888 seinem ereignißreichen Leben plötzlich ein Ende, als er sich gerade zur Erholung in dem Seebade Bournemouth aufhielt.

Da seine wichtigen Arbeiten in Zeitschriften zerstreut sind, scheint es angezeigt, sie hier zusammenfassend aufzuführen. Liebig's Annalen. 1858, 106: „Vorläufige Notiz über die Einwirkung von salpetriger Säure auf Amidinitro- und Aminitrophenylsäure“; 1859, 109: „Neue Abkömmlinge der Phenylsäure“; 1860, 113: „Verbindungen des Cyans mit den Amidosäuren“; 1861, 120: „Ueber Diazobenzoesäure“; 1864, 131: „Zur Kenntniß des Azobenzols“; 1865, 134: „Dem Alizarin isomere Verbindungen aus Naphthalin“, 135: „Hyperbromide der Diazosäuren“; 1870, 154: „Diamidonitrophenylsäure“, „Azobenzolschwefelsäure“, „Diamidobenzoesäure“; 1873, 166: „Bildung der Metanitrobenzoesäure beim Nitriren der Benzoesäure“; 1874, 172: „Entschwefelung der Schwefelharnstoffbenzoesäure (Dicarboxylsulfocarbanilid)“. — London. Phil. Transact. 1865: „New series of bodies in which N is substituted for H“. — London. Royal Soc. Proceedings, 1857/59: „New nitrogenous derivatives of the phenyl and benzoyl series“; 1860: „On a new method of substitution and on the formation of Jodobenzoic, Jodotoluylic and Jodoanisic acids“; 1860: „New compounds produced by the substitution of Nitrogen for Hydrogen“; 1861: „On a new class of organic Bases in which Nitrogen is substituted for Hydrogen“; 1862: „Reproduction of non-nitrogenous acids from amidic acids“; 1863: „On som new Compounds obtained by Nitrogen-substitution and new alcohols derived therefrom. — Erlenmeyer's Zeitschrift. 1862: „Neue Körper aus der Benzoesäuregruppe“; 1865: „Umwandlung der Anthranilsäure in Benzoesäure“, „Jodphenylsäure“; 1866: „Oxybenzaminsäure“; 1866/67: „Neue Substitutionsprodukte der Benzoesäure“; 1867: „Ueber das Triamidoazobenzol als Bestandtheil des Phenylenbrauns“; 1867/68: „Einwirkung des Cyans auf Amidosäuren“. — Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft. 1: „Oxyhippursäure und Jodhippursäure; Zwei neue organische Basen“; 2: „Einwirkung des Harnstoffs auf aromatische

Amidosäuren und auf Glykokoll", „Diazocyanbenzol", „Einwirkung des Cyans auf Anthranilsäure", „Abkömmling der Uramidobenzoesäure (auch 5)"; 3: „Benzkreatin"; 4: „Isomere Jodbenzoesäure"; 5: „Abkömmling der Uramidodakrylsäure"; 5: „Aromatische Amidosäuren mit Alkoholradicalen (auch 6, 12)"; 6: „Trimethylbenzbetaïn und Trimethylanisbetaïn"; 7: „Einwirkung von Jodmethyl auf Diamidobenzoesäure", „Einwirkung der salpetrigen Säure auf Aethylanilin", „Neue Bildungsweise des Benzkreatins", „Einwirkung von Salpeter-Schwefelsäure auf Orthonitrobenzoesäure"; 7—16: „Ueber Diazoverbindungen"; 8: „Kreatinartige Verbindungen aus der aromatischen Gruppe", „Nitrobenzoesäure", „Cyanphenylalkohol", „Neue Bildungsweise des Metacyananilins", „Neue Synthese des Betaïns"; 9: „Einwirkung des Blutlaugensalzes auf Diazobenzol, Phenolbidiazobenzol und analoge Verbindungen", „Zersetzung der Oxäthylcarbimidamidobenzoesäure mit salpetriger Säure", „Constitution der Diazobenzoesäureverbindungen"; 10: „Einwirkung der Diazoverbindungen auf tertiäre Amine", „Orthoazobenzoesäure"; 11: „Metadiamidobenzol als Reagenz auf salpetrige Säure", „Benzoesäurederivate", „Einwirkung einiger Diazosulfosäuren auf Phenole"; 12: „Dreifach methylirte Sulfanilsäure und Amidosalicylsäure", „Einwirkung von Jodmethyl auf Asparagin", „Einwirkung von Cyanverbindungen auf Diazobenzol"; 13: „Trimethylphenolammoniumbasen", „Trimethylnitrophenolammonium", „Orthobenzglycocyamidin", „Neue Art von Ammoniumverbindungen", „β-Naphthalindisulfosäure und Dioxynaphthalindisulfosäure"; 14: „Verbindung der Diazobenzoesäure und anderer aromatischer Diazosäuren mit Phenolen"; 15: „Einwirkung von Cyan auf Picraminsäure"; 18: „Vorkommen von Cholin in Hopfen und Bier"; 20: „Einwirkung der aromatischen Diamine auf die Zuckerarten"; 21: „Versuche über die Verwendbarkeit des Formaldehyds für synthetische Zwecke", „Zur Kenntniß des Hexamethylentetranim". — Erdmann's J. f. prakt. Chemie. 97: „Amidodiphenylimid"; 109: „Neue Zersetzungsproducte der Diazobenzoesäure", „Neue Abkömmlinge aromatischer Amidosäuren"; 111: „Ein neues Phenylendiamin"; 112: „Uramidobenzoesäure"; 113: „Zwei neue isomere Sulfosäuren der Amidobenzoesäure", „Derivate der Uramidobenzoesäure".

Oppenheimer.

Grimm: Joseph G., katholischer Theologe, geboren am 23. Januar 1827 zu Freising, † am 1. Januar 1896 zu Würzburg. G. absolvirte die Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt Freising, die philosophischen und theologischen Studien von Herbst 1845—1850 an der Universität München und wurde am 24. Juni 1850 zum Priester geweiht. In München übte außer den Professoren der theologischen Facultät insbesondere der damalige Domcapitular Friedrich Windischmann, der gelehrte und geistvolle Exeget und Orientalist, einen nachhaltigen Einfluß auf ihn aus und wirkte bestimmend mit auf seinen Entschluß ein, sich die biblische Exegese als besonderes Studienfeld zu erwählen. Indessen gehört sein in die erste Studienzeit fallender frühester wissenschaftlicher Versuch einem anderen Gebiete an: er bearbeitete die von der philosophischen Facultät für das Jahr 1847 gestellte Preisaufgabe über Otto v. Freising, und seine Arbeit wurde wie die Concurrenzarbeiten von Bonifacius Huber (München 1847) und Theodor Wiedemann (Passau 1849) mit dem Preise gekrönt, blieb aber ungedruckt. Seine erste Anstellung nach der Priesterweihe erhielt er als Commendist bei St. Peter in München (vom 1. October 1850 bis 1. Mai 1852). 1852—1854 bekleidete er eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen Arco-Valley. Während dieser Jahre bereitete er sich zugleich auf die theologische Promotion vor und arbeitete an seiner Dissertation über die Samariter, auf Grund deren er am 3. August 1854 die

theologische Doctorwürde erhielt. Am 16. October 1854 wurde er Cooperator an der Domkirche in München, am 20. Februar 1856 Professor der Exegese am Lyceum zu Regensburg, zuerst bis 1864 für das Alte und Neue Testament; bei der Trennung der beiden Fächer im Herbst 1864 behielt er die alttestamentliche Exegese bei. Nachdem er am 2. Mai 1868 den Titel eines bischöflichen geistlichen Rathes erhalten und 1869 einen Ruf an die Universität Prag abgelehnt hatte, wurde er am 4. August 1874 zum ordentlichen Professor der neutestamentlichen Exegese an der Universität Würzburg ernannt, wo er seitdem bis zu seinem Tode als sehr anregender Lehrer eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete und insbesondere in den Culturkampfsjahren junge Theologen aus allen Theilen Deutschlands unter seinen Schülern sah. Einen Ruf nach München im J. 1885 nach dem Tode Schegg's lehnte er ab. Im Studienjahr 1888/89 war er Rector der Universität. — Die Reihe der wissenschaftlichen Publicationen Grimm's beginnt mit der schon erwähnten Dissertation: „Die Samariter und ihre Stellung in der Weltgeschichte. (Mit besonderer Rücksicht auf Simon den Magier.) Ein Beitrag zur Kirchengeschichte“ (München 1854). In die Regensburger Zeit fallen die Arbeiten: „Die vier Frauen im Stammbaum des Herrn bei Matthäus“ (Theologische Quartalschrift 1859, S. 408 bis 447); „Der κατέχων des zweiten Thessaloniker-Briefes. (2. Thess. 2, 7)“, im Jahresbericht über das k. Lyceum und über das k. Gymnasium zu Regensburg für das Jahr 1860/61 (Stadtamhof 1861); „Die Einheit des Lukas-Evangeliums. Ein Beitrag zur Evangelien-Harmonie und biblischen Einleitung“ (Regensburg 1863); „Die Einheit der vier Evangelien“ (Regensburg 1868). Die Jahre seiner Würzburger Wirksamkeit sind ganz erfüllt von der Arbeit an seinem großen Hauptwerk: „Das Leben Jesu. Nach den vier Evangelien dargestellt“. (7 Bde., Regensburg 1876—1899. Bd. I, 1876, a. u. d. T.: „Geschichte der Kindheit Jesu“. Bd. II—V, 1878, 1882, 1885, 1887, a. u. d. T.: „Geschichte der öffentlichen Thätigkeit Jesu, I.—IV. Bd.“ Bd. VI und VII, 1894, 1899, a. u. d. T.: „Geschichte des Leidens Jesu, I. u. II. Bd.“ Der 7. Bd., für den G. nur unvollendete Vorarbeiten hinterließ, ist auf Grund derselben von Joseph Zahn bearbeitet und fortgesetzt. Von der seit 1890 erscheinenden 2. Auflage sind die drei ersten Bände noch von G. selbst bearbeitet, 1890, 1893, 1895, die bisher erschienenen 2. Auflagen der Bände IV—VI von Zahn, 1897, 1900, 1903.) Ein Werk vieljähriger ernstester Forschung, das die Summe der wissenschaftlichen Lebensarbeit des Verfassers zusammenfaßt und jedenfalls als ein Werk von bleibender Bedeutung eine hervorragende Stelle in der neueren exegetischen Litteratur einnimmt. Daneben ist aus der Würzburger Zeit noch die Rectoratsrede zu nennen: „Das alte Israel und die bildenden Künste. Festrede zur Feier des 307. Stiftungstages der k. Julius-Maximilians-Universität, gehalten am 2. Januar 1889“ (Würzburg 1889).

A. Ehrhard und H. Schell, Gedenkblätter zu Ehren des hochw. geistlichen Rathes Dr. Joseph Grimm, Würzburg 1897. Lauchert.

Grisebach: August G., Botaniker, geboren am 17. April 1814 in Hannover, † in Göttingen am 9. Mai 1879. Nach neunjährigem Besuche des Lyceums seiner Vaterstadt kam G., 15 Jahre alt, Ostern 1829 auf die Klosterschule zu Ilfeld, die er 1831 nach vorzüglich bestandenem Maturitätsexamen verließ. Seine Neigung zur Botanik prägte sich früh bei ihm aus. Schon als zwölfjähriger Knabe trat er mit dem Hallenser Botaniker Kurt Sprengel behufs Pflanzenaustausches in Briefwechsel und legte als Gymnasiast bereits den Grund zu seinem Herbarium, das im Laufe der Jahre zu einer der werthvollsten Fund-

gruben für die systematische Forschung anwuchs. Dieser Zweig der Botanik in Verbindung mit Pflanzengeographie blieb das eigenste Feld seiner Wirksamkeit, obwol er auch auf anderen Gebieten ein umfassendes Wissen besaß. Im Herbst 1832 bezog G. die Universität Göttingen zum Studium der Medicin und Naturwissenschaften. Seine botanischen Lehrer hier waren Schrader und Bartling. Unter seinen Göttinger Commilitonen befand sich auch der spätere deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck, mit dem er in engerem Kreise verkehrte und in welchem sein Scharfblick, wie eine gelegentlich hingeworfene Aeußerung verrieth, den dereinstigen großen Staatsmann schon voraussah. In die Herbstferien des Jahres 1833 fiel Grisebach's erste größere wissenschaftliche Reise nach der Dauphiné und Provence, worüber er als erste litterarische Arbeit einen Bericht in der Zeitschrift Flora vom Jahre 1834 veröffentlichte. Im April dieses Jahres ging G. zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Außer Link und dem Systematiker Kunth fesselte ihn hier besonders die anregende Persönlichkeit Meyen's, der sein Lehrer in der Pflanzenphysiologie wurde. Außerdem unterhielt er regen Verkehr mit dem damals ebenfalls in Berlin weilenden geistvollen Schleiden und schloß Freundschaft mit dem Zoologen Schwann und dem Grafen Alexander Keyserling. Obwol G., eine durchaus maßvolle und bei aller Begeisterung für große Ideale, doch allem Extremen abholde Natur, sich irgendwelcher Parteinahme in jener politisch erregten Zeit enthielt, wurde er doch durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen auf kurze Zeit in Untersuchung gezogen durch den berüchtigten Demagogeninquirenten Dambach, der ihm allerdings trotz scharfen Verhörs nichts Belastendes nachweisen konnte. Seine Studien brachte G. 1836 in Berlin zum Abschluß mit einer Inauguraldissertation: „Observationes quaedam de Gentianearum familiae charactere“. Das Material dazu hatte er zum Theil auf seiner französischen Reise selbst gesammelt, zum Theil der Hooker'schen Sammlung entnommen, die ihm vom Besitzer bereitwilligst überlassen war. Schon damals mit der phanerogamen Flora Mitteleuropas und der Alpen völlig vertraut, war es hauptsächlich Grisebach's Ziel, bestimmte Vegetationsbilder, die von ihm so bezeichneten Pflanzenformationen, zu ermitteln, wie sie aus der Vergesellschaftung gewisser Pflanzenarten entstehen und die Physiognomie der Pflanzenbekleidung an verschiedenen Orten der Erde ausmachen. So trat der Hauptinhalt seines späteren Lebenswerkes, die Systematik und physiognomische Pflanzengeographie schon in dieser Schrift in den Vordergrund.

Nach seiner Promotion wollte sich G. als Privatdocent in Berlin niederlassen, mußte aber, durch den Tod seines Vaters veranlaßt, schon 1837 nach Göttingen zurückkehren. Hier verlebte er zunächst ein Jahr in Zurückgezogenheit, mit systematischen und geograpischen Studien beschäftigt, die zur Herausgabe seiner ersten größeren Monographie: „Genera et species Gentianearum adjectis observationibus quibusdam phytogeographicis“ 1839 führten. Gleichzeitig traf er Vorbereitungen zu einer wissenschaftlichen Reise nach der Türkei. Diese „Reise durch Rumelien und nach Brussa“ hat G. 1841 in einem zweibändigen Werke einem weiteren Leserkreise geschildert. Sie erstreckte sich von Wien aus über Constantinopel nach Brussa, dann von dort nach Constantinopel zurück und von hier über Rodosto durch Thrazien nach dem Berge Athos und nach Salonichi. Die Weiterreise durch Macedonien und Albanien bis Scutari führte durch Landstriche, welche damals wissenschaftlich noch ganz unerschlossen waren. Bereits das Erscheinen des ersten Bandes dieses Reisewerks verschaffte G. 1841 die Berufung als außerordentlicher Professor für allgemeine Naturgeschichte in die Göttinger medicinische Facultät.

Ein Jahr später bereiste er sodann Norwegen und erzielte hiermit wichtige Ergebnisse in pflanzengeographischer Richtung. Die botanischen Forschungsresultate seiner türkischen Reise machte G. in dem zweibändigen Werke: „Spicilegium florae Rumelicae et Bithynicae“ 1843 und 1844 den Fachgenossen zugänglich. Nachdem er 1846 einen Ruf als Ordinarius nach Gießen abgelehnt hatte, wurde er infolge davon 1847 in Göttingen ordentlicher Professor der medicinischen Facultät. Seine Vorlesungen behandelten in den ersten Jahren allgemeine Naturgeschichte, wurden indessen später auf systematische und physiologische Botanik eingeschränkt. Neben seinem Lehrberuf und seiner wissenschaftlich-litterarischen Thätigkeit lag G. mit besonderem Interesse und Geschick den Verwaltungsgeschäften der Universität ob, wobei man ihm besonders schwierige und mit diplomatischer Kunst zu erledigende Unterhandlungen mit Vorliebe zuwies. Seine Anhänglichkeit an die Georgia Augusta währte durch sein ganzes Leben. Er blieb ihr treu trotz wiederholt an ihn ergangener Berufungen an größere Universitäten. Er unternahm noch behufs pflanzengeographischer Forschung gemeinsam mit Schenk 1852 eine Reise durch die Karpathen und 1853 durch die Pyrenäen. Von einer Ostern 1879 mit seiner Familie unternommenen Erholungsreise nach Italien zurückgekehrt, erkrankte G. infolge Erkältung durch den klimatischen Wechsel so heftig, daß sich eine tödliche Krankheit daraus entwickelte, welche ihn nach kurzem Leiden im Alter von wenig mehr als 65 Jahren dahinraffte.

Als Pflanzengeograph hat sich G. in der Wissenschaft für alle Zeiten einen hervorragenden Platz gesichert; seine Leistungen in der Systematik treten dagegen zurück. Die größte Zahl seiner Publicationen auf letzterem Gebiete betrifft die Vegetationsverhältnisse Westindiens. Im J. 1857 erhielt er von der britischen Regierung den Auftrag, die Flora der westindischen Colonien zu bearbeiten, wozu ihm das einschlägige Herbarienmaterial überwiesen wurde. Er veröffentlichte die Resultate seiner Forschung in einer Reihe von Beiträgen in verschiedenen fachwissenschaftlichen Zeitschriften und in den Abhandlungen der Göttinger Akademie während der fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und ließ sie auch als Sonderabdrücke erscheinen. Man findet sie nebst sämmtlichen übrigen Publicationen in dem unten angeführten Nekrologe von Reinke (Bot. Zeitung, 37. Jahrg. 1879) in einem von Drude verfaßten Anhange aufgezählt. Die wichtigste Arbeit in dieser Richtung, welche G. selbst als das systematische Hauptwerk seines Lebens ansah, war die „Flora of the British West Indian Islands“, die heftweise von 1859—1864 in 7 Theilen herauskam. Das hierin niedergelegte umfangreiche Material wird stets als Grundlage für alle ferneren systematischen Studien über das fragliche Ländergebiet dienen müssen, wenn auch Nachuntersuchungen seitens späterer Forscher in den Bestimmungen der Pflanzen wiederholt Irrthümer und Ungenauigkeiten nachgewiesen haben. Grisebach's Neigung und Befähigung lag eben nicht sowol in der minutösen Kleinarbeit, wie sie das Pflanzenbestimmen erfordert, als vielmehr in der Kunst, seine Forschungsresultate vergleichend zu behandeln und unter allgemeinere Gesichtspunkte zu bringen. Von späteren systematischen Werken ist noch die Bearbeitung der Flora von Argentinien zu nennen, wozu Lorentz und Hieronymus die Pflanzen gesammelt hatten. Nach Vollendung dieser „Symbolae ad Floram Argentinam“ (Abhandl. d. Götting. Soc. XXIV. 1879) faßte G. den Plan zur Herausgabe einer in großem Maßstabe angelegten europäischen Flora, an deren Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Sein umfangreiches Herbarium schenkten die Erben dem Göttinger Botanischen Museum. Aus A. v. Humboldt's Schriften, besonders aus dessen „Reise in die Aequinoctialgegenden“ schöpfte G. die Anregung für seine Beschäftigung

mit der Pflanzengeographie und es dürfte nicht zu viel gesagt sein, wenn man ihn als ebenbürtigen Nachfolger jenes großen Naturforschers auf dem Gebiete der Pflanzengeographie bezeichnet. Seiner Zeit jedenfalls war er der bedeutendste Forscher, der den Zusammenhang der Pflanzendecke mit den klimatischen und Bodenverhältnissen erkannte und aufhellte. Dazu kam, daß G. eine hervorragende Gestaltungskraft seiner Ideen und die Gabe besaß, sie in künstlerischer Form auszudrücken. Alle diese Vorzüge kommen seinem großen zweibändigen Werk: „Die Vegetation der Erde“ zu gute, das 1872 erschienen ist. Seine große Pflanzenkenntniß und reiche Erfahrung befähigten ihn, aus getrockneten Herbarpflanzen an der Hand guter Reisebeschreibungen von entfernten Continenten lebenswahre Vegetationsbilder zu entwerfen, von denen ortskundige Reisende versicherten, daß sie bis in die Details hinein völlig der Natur entsprächen. Die pflanzengeographische Litteratur beherrschte er naturgemäß vollständig. Seine „Berichte über die Leistungen in der Pflanzengeographie“ während eines mit dem Jahre 1840 beginnenden Zeitraumes, die er in Wiegmann's Archiv 1841—1855 und in späterer Fortsetzung für die Jahre 1872—1876 in Behm's geographischem Jahrbuch erscheinen ließ, sind daher von bleibendem Werth.

Botanische Zeitung. Bd. 37, 1879. Nachruf von Reinke (ins Französische übers. v. Ed. Morren in „La Belgique Horticole“ 1881). — Regel, Gartenflora, 1879. — J. Urban, Symbolae Antillanae. Vol. I, 1898.

E. Wunschmann.

Grobecker: Philipp G. wurde am 11. September 1815 in Spandau geboren. Er widmete sich wie sein Bruder Ewald schon früh der Bühnenthätigkeit und schloß sich zunächst den Wandertruppen an, die in der Provinz Brandenburg, Posen und Pommern Vorstellungen gaben. Im J. 1847 wurde er durch den Commissionsrath Cerf für die Bühne des Königstädtischen Theaters in Berlin engagirt. Er spielte hier zunächst jugendlich-komische Rollen, ging aber bald darauf in das Fach der eigentlichen Komiker über, in dem er es zu den denkbar größten Localerfolgen brachte. Für ihn schrieb Kalisch seine populärsten Rollen, z. B. den Rentier Fischer in „Berlin bei Nacht“ und den Bullrich in „100 000 Thaler“. Als das Königstädtische Theater in der Mitte der fünfziger Jahre geschlossen wurde, ging er mit seiner Gattin auf Gastspielreisen nach Rußland. In den Jahren 1858—1861 wirkte er am Carl-Theater in Wien, von wo ihn Wallner für seine Bühne in Berlin zurückgewann. Als der jüngere Cerf die Leitung des Berliner Victoriatheaters übernahm, ließ sich G. durch glänzende Bedingungen für diese Bühne gewinnen. Nach dreijähriger Wirksamkeit an ihr, ließ er sich als Regisseur an das kaiserliche Theater in Lyon engagiren, wo er im J. 1864 die Feerie „Hasenfuß“ herausbrachte. Im Jahre darauf übernahm er ein Hôtel in Quedlinburg, gab es aber bald wieder auf und zog sich, zu bedeutendem Vermögen gelangt, nach Moabit bei Berlin zurück, wo er am 18. (oder 22.) Februar 1883 starb und das Andenken hinterließ, einer der besten Berliner Localkomiker gewesen zu sein.

Vgl. Deutscher Bühnen-Almanach. 48. Jahrg. Herausg. von Th. Entsch. Berlin 1884, S. 150—151. — Almanach der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. Herausg. von Ernst Gettke. 12. Jahrg. 1884. Kassel und Leipzig o. J., S. 92, 93. — Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903, S. 354.

H. A. Lier.

Groeben: Georg Graf von der G., königlich preußischer General der Cavallerie, ein Sohn des Generals Graf Karl v. d. G. (s. A. D. B. IX, 705), wurde am 16. Juni 1817 zu Neudörfchen im Kreise Marienwerder in Westpreußen geboren, trat am 1. April 1836 beim 2. Garde-(Landwehr-)Ulanenregimente zu Berlin in den Dienst, wurde am 16. Januar 1837 Secondlieutenant und 1841 Adjutant des Prinzen von Preußen, nachmals Kaiser Wilhelm I., machte im Stabe seines Vaters den Feldzug von 1849 gegen die Aufständischen in der Pfalz und in Baden mit, kehrte 1851 als Rittmeister beim 1. Garde-Ulanenregimente zu Potsdam in den Frontdienst zurück, schied 1853 aus diesem von neuem aus um Flügeladjutant König Friedrich Wilhelm's IV. zu werden, erhielt 1858 als Major das Commando des 3. Husarenregiments in Rathenow, führte es, zum Oberst aufgestiegen, 1864 in den Krieg gegen Dänemark, mußte im Mai wegen schwerer Erkrankung am Typhus die Heimath aufsuchen, wurde im November Commandeur der 8. Cavalleriebrigade in Erfurt, am 18. Juni 1865 Generalmajor und bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 gegen Oesterreich Commandeur der 3. leichten Cavalleriebrigade, welche aus dem 3. Dragoner- und dem 12. Husarenregimente bestand. Mit dieser leitete er am 3. Juli in der Schlacht von Königgrätz den Reiterkampf bei Stresetitz ein, wurde dabei durch die Hüfte geschossen und erwarb den Orden pour le mérite. Nach Friedensschlusse wurde er Commandeur der 14. Cavalleriebrigade in Düsseldorf und bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1870 gegen Frankreich Commandeur der III. Cavalleriedivision, welche der dem General v. Steinmetz unterstellten I. Armee zugetheilt wurde, und Generallieutenant. Die Aufgabe, welche er an der Spitze seiner Division zu erfüllen hatte, war um so schwieriger, als keins der vier Regimenter, aus denen sie zusammengesetzt war, eine für das Gefecht brauchbare Feuerwaffe besaß, alle vielmehr nur Pistolen hatten. Wie die Mehrzahl der Cavalleriedivisions-Commandeure hat General Graf G. sich dieser Aufgabe nicht gewachsen erwiesen. Während des ersten Theiles des Feldzuges hatte er freilich kaum Gelegenheit zum Eingreifen in die Kämpfe, denen er beiwohnte. Theils weil Steinmetz seine Cavallerie hinter der Front zurückhielt statt sie vor dieser zu verwenden, theils weil das Gelände ungünstig war oder die strategischen Verhältnisse entgegenstanden. Im zweiten Abschnitte des Krieges, während des Feldzuges im Norden Frankreichs verstand G. nicht die ihm gebotene Gelegenheit zu benutzen, während die ihm unterstellten Truppen allen an sie gemachten Anforderungen entsprachen. In der Schlacht bei Amiens am 27. November, welcher eine ungenügende Aufklärung vorangegangen war, hätte solche Gelegenheit sich gefunden, sie wurde aber nicht verwerthet. Nach der Schlacht blieb G. mit einer gemischten Heeresabtheilung in Amiens zurück; daß er die Stadt, als General Faidherbe gegen sie anrückte, am 16. December ohne weiteres räumte, machte ihm der Oberbefehlshaber, General Freiherr v. Manteuffel, sehr zum Vorwurfe. Es führte dies zu scharfen Auseinandersetzungen und zu Mißhelligkeiten zwischen beiden und war schließlich die Veranlassung, daß G. den Dienst ganz verließ. Im späteren Verlaufe des Feldzuges wurde die III. Cavalleriedivision in ihrer Gesammtheit nicht mehr einheitlich verwendet. G. führte gemischte Truppenabtheilungen. So am 18. Januar 1871, wo er bei Tertry-Pouilly die französischen Marschcolonnen kräftig angriff, und in der letzten am 19. d. M. bei St. Quentin gelieferten Schlacht, wo seine auf dem linken Flügel fechtende „gemischte Division“ gute Dienste leistete, indem sie sich dem Anstürmen des Feindes mannhaft und erfolgreich widersetzte. Als der Krieg beendet war, erhielt er das Commando der 4. Division in Bromberg, vertauschte dieses am 13. Januar 1872 mit dem

der 5. Division zu Frankfurt a. O., erhielt aber schon am 13. November d. J. den erbetenen Abschied und zog sich auf sein Gut Neudörfchen zurück, wo er am 25. Januar 1894 gestorben ist. Am 18. April 1875 war ihm der Charakter als General der Cavallerie verliehen. B. v. Poten.

Groeben: August von der G., k. k. Hauptmann, Ritter des Maria-Theresienordens. Geboren im J. 1828 in Ebersburg bei Osnabrück als Sohn eines hannoveranischen Oberstlieutenants, trat G. nach absolvirten Gymnasialstudien am 10. Juli 1844 als Cadett in das kaiserliche 2. Feldartillerieregiment und nahm, zum Bombardiercorps transferirt, an der Einnahme von Wien, 28. bis 31. October 1848, theil. Am 1. April 1849 zum Unterlieutenant im 1. Feldartillerieregimente befördert, machte G. in der Brigade Montenuovo den Feldzug in Ungarn mit und focht in den Kämpfen bei Isaszeg, am Rákos, bei Szered und Raab, bei Komorn und Temesvar. Im J. 1853 zum Oberlieutenant, 1859 zum Hauptmann zweiter, 1862 zum Hauptmann erster Classe befördert, erhielt G. beim Ausbruch des Krieges gegen Preußen als Commandant der 7. Batterie des VIII. Feldartillerieregiments seine Eintheilung in die Corpsgeschützreserve des III. Armeecorps FML. Erzherzog Ernst. Dieses Corps hatte während der Schlacht bei Königgrätz im Centrum die Stellung von Lipa-Chlum zu vertheidigen. Während des einleitenden Kampfes deckte die Batterie Groeben's nebst der 8. Batterie den Rückmarsch zweier Brigaden des Corps von den Vorposten im Bistritzthale nach der Stellung Lipa-Chlum, dann rückten beide Batterien zur Unterstützung der Brigade Appiano beim Kampfe um den Swipwald bis in die Höhe von Čistawes vor und schlossen sich dann dem weiteren Rückmarsche dieser Brigade an. Die Batterie G. nahm westlich Chlum auf dem rechten Flügel des III. Armeecorps Stellung und betheiligte sich hier an dem mörderischen Artilleriekampfe, in welchem die preußische I. Armee sich nahezu verblutete. Durch das Vordringen und Eingreifen der beiden Flügel des preußischen Heeres, insbesondere aber der Armee des Kronprinzen, nahm die Schlacht zu Mittag des 3. Juli eine jähe Wendung. Geschwächt durch den unheilvollen Kampf um den Swipwald war der österreichische rechte Flügel gezwungen, so weit zurückzugehen, daß die Spitze der preußischen Armee, die 1. Gardedivision, völlig unbemerkt bis in Flanke und Rücken des österreichischen Centrums gelangen konnte. Zwischen 2 und 2½ Uhr drangen plötzlich das preußische 1. Bataillon des 1. Garderegiments und eine Gardejägercompagnie, bald darauf auch ein Füsilierbataillon von der Ostseite in Chlum ein und überrumpelten das den Ort besetzt haltende 2. Bataillon Sachsen-Meiningen, während andere preußische Abtheilungen weiter südlich gegen Rozběřic vorrückten. Die in Chlum eingedrungenen preußischen Abtheilungen besetzten den Westrand des Ortes und eröffneten gegen den Rücken der zwischen Chlum und Lipa aufgestellten Truppen und in den Geschützdeckungen placirten Batterien des III. Corps sowie gegen das auf dem Plateau von Chlum haltende Hauptquartier ein verheerendes Schnellfeuer. Ein von dem FZM. Benedek selbst angeordneter Sturm zweier Bataillone auf Chlum scheiterte an dem Feuer des Gegners und nun begannen auch die preußischen Abtheilungen aus Chlum gegen den Rücken des III. Corps zu debouchiren, bevor noch dieses seine Front gegen den Ort verändern konnte. G. erkannte sofort die Gefahr, welche der Artillerie des III. Corps vom Rücken her drohte, als die Gardefüsiliere, eine weite Schützenkette bildend, gegen die Batterien vordrangen, welche nur zwei Compagnien zur Deckung hatten. Er beschloß deshalb, sich mit seinen acht Geschützen dem Gegner entgegenzuwerfen, obwol er offensichtlich verloren war, da die Schwärme des Feindes nur wenige hundert Schritte weit ihr Feuer abgaben. Nur darauf bedacht, das Abfahren der in

den nächsten Geschützdeckungen placirten Batterien der Corpsgeschützreserve, der Batterien 9 und 10 zu ermöglichen, für die Infanterie Zeit zur Sammlung, zur Front- und Flügelveränderung zu gewinnen, fuhr er im Galopp bis auf 200 Schritte an den Westrand von Chlum an und empfing die Preußen mit Kartätschen. Das furchtbare Schnellfeuer des Gegners macht jedoch die Batterie, kaum daß sie zu schießen begonnen, wieder verstummen. Nur einzelne Geschütze feuern wiederholt, andere gar nicht mehr; beim zehnten Schuß liegt fast die ganze Batterie, 2 Officiere, 52 Mann und 68 Pferde, gefallen da, unter ihnen G. Die letzten Lebenden von der „Batterie der Todten“, Lieutenant Merkel und Führer Schunk, warfen sich auf einen Munitionswagen und sprengten, von Kugeln gefolgt, davon. Als der Kronprinz von Preußen mit seiner Suite an den auf ihren Geschützen oder auf den todten Pferden liegenden Braven vorüberritt, entblößte er grüßend sein Haupt. Der Erfolg dieser entschlossenen That Groeben's war groß. Indem er das feindliche Feuer aus Chlum auf sich ablenkte, konnten die Batterien 9 und 10 der Corpsgeschützreserve abfahren und geeignetere Stellung unter entsprechender Bedeckung nehmen; auch wurde dadurch dem Hervorbrechen der Preußen aus Chlum gegen Lipa für längere Zeit Halt geboten und zwei Bataillone Sokčević der zwischen den beiden Orten aufgestellten Brigaden gewannen Zeit, Front und Flügel zu verändern und einen Vorstoß gegen Chlum zu versuchen, welchem sich eines der bei dem ersten Angriffe geworfenen Bataillone von Franz Carl anschloß. Außerdem vermochte ein anderes Bataillon dieses Regiments den zwischen Chlum und Lipa besetzten Wald gegen andere preußische Abtheilungen noch einige Zeit zu behaupten, welche von Osten her gegen die rechte Flanke des III. Corps vordrangen. Zugleich war es der südöstlich Chlum aufgestellten Brigade Appiano des III. Corps möglich, sich in eine günstigere Stellung geordnet zurückzuziehen. Endlich gewannen die westlich von Lissa stehenden Brigaden Prochaska und Kirchsberg des III. Corps Zeit, Front gegen Chlum zu nehmen, so daß eine der Brigadebatterien den Ort sogar geraume Zeit beschießen konnte, wodurch es den beiden Brigaden ermöglicht wurde, geordnet bei Rosnitz Stellung zu nehmen.

Dem auf dem Felde der Ehre gefallenen Hauptmann G. wurde am 29. August 1866 das Ritterkreuz des Maria-Theresienordens zuerkannt.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Lukeš, Militärischer Maria-Theresienorden. — Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.

Oscar Criste.

Grohé: Friedrich G., pathologischer Anatom, wurde am 12. März 1830 zu Speyer als der Sohn des dortigen Kaufmanns Friedrich Jakob G. geboren, studirte, nachdem er das Gymnasium und Lyceum seiner Vaterstadt besucht hatte, in Würzburg und Gießen von 1850—53 Medicin und hörte zugleich Liebig's Vorträge über Chemie. Seit dem Jahre 1853 Assistent bei Virchow in Würzburg, begleitete er diesen (1857) nach Berlin und wurde dann (1858) als Extraordinarius nach Greifswald berufen, wo er (1862) ein Ordinariat für pathologische Anatomie und das Directorium des neu erbauten pathologischen Instituts erhielt. Mit einem umfangreichen Wissen in seinen Specialfächern vereinigte er eine vielseitige Bildung namentlich in der Geschichte und Litteratur, und wurde in seinen Arbeiten auch durch eine sorgfältig ausgewählte Bibliothek gefördert. Seine zahlreichen Aufsätze im Gebiet der pathologischen Anatomie und in anderen medicinischen Fächern finden sich in Liebig's und Wöhler's Annalen für Chemie und Pharmacie, in den Verhandlungen der Phys. Med. Gesellschaft in Würzburg, in Virchow's Archiv und der Wiener Med. Wochenschrift; auch war er Mitarbeiter an den von Canstatt, später von Virchow

und Hirsch herausgegebenen Jahresberichten. Sein lebensfrisches Wirken wurde in den letzten Jahren durch ein bedeutendes Herzleiden getrübt, bis ihn am 21. November 1886, nachdem ihm kurz zuvor der Titel eines Geheimen Medicinalrathes verliehen war, der Tod aus seinem glücklichen Familienleben abrief.

Personalnachrichten, Nekrologe. Pyl.

Grolman: Wilhelm von G., königlich preußischer General der Infanterie, ein Sohn des aus den Befreiungskriegen und aus seiner späteren Thätigkeit in der Provinz Posen bekannten Generals Karl v. G. (s. A. D. B. IX, 714), am 20. Juni 1829 zu Glogau geboren, trat am 11. Mai 1847 beim 1. Garderegimente zu Fuß in den Dienst, wurde am 26. Juni 1849 Secondlieutenant, besuchte von 1852—1855 die Allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), war von 1858—1860 zum Topographischen Bureau, der Vorschule für die Verwendung im Generalstabe, commandirt, erhielt dann einen längeren Urlaub zum Besuche seines Verwandten, des preußischen Gesandten in Persien v. Minutoli und nahm auf dem Rückwege durch den Kaukasus an einem Unternehmen der Russen gegen die Bergvölker theil. Ueber seine Erlebnisse und Beobachtungen veröffentlichte er (Danzig 1862) „Militärische Aufzeichnungen während eines Aufenthaltes im Kaukasus und in Persien“, welche, mit Anmerkungen des Generals Krahmer versehen, im fünften und sechsten Beihefte des Militär-Wochenblattes vom Jahre 1893 neu abgedruckt sind. Nach seiner Heimkehr gehörte er dem 3. Garderegimente zu Fuß an, dessen Standort Danzig war, und in welchem er, am 8. December 1861 Hauptmann geworden, eine Compagnie commandirte, bis er am 22. November 1862 in den Generalstab der 10. Division zu Posen versetzt wurde. Als solcher nahm er unter General v. Kirchbach, bei Ausbruch des Krieges vom Jahre 1866 zum Major aufgerückt, am Feldzuge in Böhmen theil und wurde am 27. Juni bei Nachod leicht, am 29. aber bei Schweinschädel so schwer verwundet, daß er während des weiteren Verlaufes des Feldzuges nicht dienstfähig war. Im März 1868 wurde er in das 3. Garde-Grenadierregiment Königin Elisabeth zu Breslau versetzt. Bei der Mobilmachung für den Krieg gegen Frankreich im Juli 1870 zum Oberstlieutenant befördert, befehligte er in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat am 18. August das Füsilierbataillon des Regiments und wurde von neuem verwundet, konnte aber der Einschließung von Paris schon vom October an wieder beiwohnen. Er verblieb nun, seit dem 19. October 1871, an der Spitze des 4. Garderegiments zu Fuß in Spandau, seit dem 28. Mai 1876 der 3. Garde-Infanteriebrigade zu Berlin, in der Gardeinfanterie, bis er, seit dem 22. März 1877 Generalmajor, am 12. December 1882 zum Generallieutenant und zum Commandeur der 8. Division in Erfurt, am 17. April 1888 zum commandirenden General des IV. Armeecorps in Magdeburg und am 23. d. M. zum General der Infanterie ernannt wurde, vertauschte jene Stellung am 22. März 1889 mit der gleichen beim XI. Armeecorps zu Kassel, nahm, durch ein Herzleiden gezwungen, am 11. August 1892 den Abschied, zog sich auf das Land zurück und starb am 14. Januar 1893 zu Barzdorf im Kreise Striegau in Schlesien. Bei seinem Scheiden aus dem Dienste war ihm der Schwarze Adlerorden verliehen, den auch sein Vater und sein Großvater (Präsident des Geheimen Obertribunals zu Berlin) getragen hatten.

Militär-Wochenblatt Nr. 20, Berlin, 11. März 1893.

B. v. Poten.

Gropius: Martin Philipp G., Architekt, geboren am 11. August 1824 in Berlin, † daselbst am 13. December 1880.

G. stammte aus einer angesehenen Berliner Familie, in der die Beziehung

zur freien und angewandten Kunst heimisch war. Am bekanntesten vor Martin G. ist Karl G. (1793—1870), einer der besten Dioramen- und Decorationsmaler seiner Zeit, nah verbunden mit Schinkel. Mit Schinkel's Namen ist kunsthistorisch der Boden gekennzeichnet, auf dem auch noch Martin G. steht. Das persönliche Bindeglied ist Karl Bötticher, der in seiner „Tektonik der Hellenen“ den Geist des Schinkel'schen Classicismus in allgemein-gültige, geschichtlich begründete Lehre zu fassen suchte. Er ertheilte dem jungen G. den ersten Zeichenunterricht, zunächst nur als Vorbereitung für einen im wesentlichen kaufmännischen Beruf, denn G. sollte später die von seinem Vater geleitete Gabain'sche Seiden- und Tapetenfabrik übernehmen. In gleicher Absicht besuchte er dann von 1843—46 das durch Beuth und Schinkel organisirte Berliner Gewerbeinstitut. Dort aber entschied er sich für das Baufach, bestand 1847 die Feldmesserprüfung, wurde 1850 Bauführer und fünf Jahre darauf Baumeister. Bis dahin war G. fast ausschließlich bei der Ausführung der Bauten Anderer beschäftigt. Auf seinen eigenen Stil bestimmend wirkte neben der nur kurzen Thätigkeit im Atelier Heinrich Strack's vor allem die neue Verbindung mit Karl Bötticher, dem er seit 1856 beim Unterricht im Ornamentzeichnen auf der Berliner Bauakademie als Assistent zur Seite trat. Schon im folgenden Jahrzehnt wurde G. in Berlin ein geachteter und vielbeschäftigter Architekt, insbesondere durch eine Reihe von Villen und Einfamilienhäusern und durch den vortrefflichen Bau der Provinzial-Irrenanstalt zu Neustadt-Eberswalde (1864), seine Hauptwirksamkeit aber beginnt erst 1866, als er sich mit dem Baumeister Heino Schmieden verbunden hatte. Die Firma „Gropius & Schmieden“ stand in der nach dem französischen Krieg so mächtig gesteigerten Bauthätigkeit der neuen Reichshauptstadt in erster Reihe.

G. war ebenso praktisch wie künstlerisch begabt. Die Mehrzahl seiner Hauptwerke sind öffentliche Nutzbauten: Krankenhäuser (u. a. Friedrichshain in Berlin, 1868—74, Garnisonlazareth zu Tempelhof bei Berlin, 1875—77), die großen zugleich für Unterrichtszwecke dienenden Berliner Kliniken (Ziegelstraße), dazu Universitätsinstitute (Kiel), und öffentliche Bibliotheken. Die Zweckmäßigkeit dieser Bauten, deren Einrichtungen G. durch seine Studien im Auslande vervollkommnete, machte sie für ihre Zeit mustergültig und bewährt sich noch heute. Dabei sind sie in der charaktervollen Schlichtheit ihrer Ziegelarchitektur auch stilistisch nicht ohne Reiz. Die Fähigkeit, mit geringen Mitteln, schon allein durch die Gesammtvertheilung der Baumassen und durch das Verhältniß zwischen Wand und Oeffnung einen künstlerischen Eindruck zu erreichen, zeigt sich am besten naturgemäß bei Gropius' Villen- und Wohnbauten (Victoria-Straße; später: Haus am Lützowplatz, Friedenthal'sches Haus in der Lennéstraße u. a.), deren Aeußeres meist nur schlichter Putzbau mit wenigen, jedoch besonders überlegt vertheilten Schmuckformen bleibt, und deren Inneres eine durchweg einfache, aber durch ihre Farbenstimmung ansprechende Decoration trägt. Diese Mäßigung wahrte G. auch, als nach den Kriegsjahren in die Berliner Privatarchitektur ein Zug zu repräsentativer Pracht gekommen war. Den größeren Mitteln entsprach er weniger durch äußeren Glanz, als durch die Gediegenheit und Feinheit im Stoff wie in Form und Farbe. Sein Lieblingsmaterial blieb der Verblendziegel, nun aber in Verbindung mit reichen selbst farbig glasirten Terracotten. Ueberall herrscht constructiver Ernst, der Lehre Bötticher's entsprechend: „des Körpers Form sei seiner Seele Spiegel“.

Auf dieser Grundlage blieb Gropius' Architektur auch, als sie in seinen letzten, reifsten Jahrzehnten zu größeren Monumentalbauten berufen wurde. Abgesehen von mehreren Reichsbankgebäuden in der Provinz und öffentlichen wie größeren privaten Bankhäusern Berlins (Cassenverein in

der Oberwallstraße) sind die beiden bedeutendsten Zeugen seines Stiles daselbst die Königliche Kunstschule (1877—79) und insbesondere das Königliche Kunstgewerbemuseum (1877—81). Beide Bauten können als Weiterentwicklung der Principien bezeichnet werden, die zuerst Schinkel in seiner Bauakademie verkörpert hatte. Der Fortschritt beruht einerseits in der freieren Wahl und Behandlung der Formen, die nun vom Hellenismus zur Renaissance übergehen, andererseits in der Anpassung an die Bedingungen und Möglichkeiten der modernen Construction, insbesondere an die des Eisens. G. bevorzugte die Flachdecke und den Flachbogen. Das Aeußere des Kunstgewerbemuseums wahrt in seinem Gesammtorganismus die Strenge hellenischer Baukunst, allein schon hier paart sie sich mit freieren Formen im Sinne der Renaissance. In vorzüglicher Materialstilistik und feiner Abtönung sind die tragenden und umrahmenden Theile — Sockel, Portal und Fenster — aus Haustein, die Flächen aus Ziegeln gebildet, und dort heben einzelne Bronzetheile, hier figürliche und ornamentale Terracottafriese, sowie vor allem die zwischen den niedrigen Fenstern des dritten Geschosses angebrachten Mosaikbilder mit ihrem strahlenden Goldgrund die Farbigkeit und zugleich den tektonischen Rhythmus des Ganzen. Während an dieser Front die Grade und der Flachgiebel herrschen, spricht im Innern im Treppenhause, an den Decken der Sammlungsräume, vor allem aber im großen mittleren Lichthof die Statik des Eisens. Der Lichthof zählt in Raumgestaltung und Decoration zu deren glücklichsten und besonnensten Kunstschöpfungen. Flachbogen-Arcaden umziehen ihn emporenartig. Ihre Syenitpfeiler haben keinen quadratischen Querschnitt, sondern einen länglichen. Das stattliche Oberlicht, dessen Helle sich über einen polychromen Fries breitet, gleicht in seinem Mitteltheil einem umsäumten Velum. Auch hier eine besonders feine Farbenabstimmung, für die G. überhaupt in ganz ungewöhnlichem Grade begabt war. Der ganze Bau ist in Berlin ein Hauptdenkmal der „Stilkunst“ seiner Zeit: ein von persönlichem Takt fein und vornehm geleiteter Compromiß zwischen der classisch geschulten Tektonik Bötticher's und den Bedürfnissen der Neuzeit. Den heutigen Forderungen eines Museumsgebäudes, vollends eines solchen für mannichfaltige kunstgewerbliche Sammlungen, genügt er freilich nur in bedingtem Grade, da seine im Anschluß an den italienischen Renaissancepalast gewählten Raumverhältnisse in ihrer Gleichartigkeit zu wenig theilbar und dehnbar sind. Eine besondere Schwierigkeit brachte die Vereinigung dieser Museumsräume mit denen einer öffentlichen Bibliothek und mit der kunstgewerblichen Unterrichtsanstalt nebst Ateliers unter gleichem Dache.

Gerade an dieser Unterrichtsanstalt nahm G. aber auch persönlichsten Antheil: das zweite Hauptfeld seines Wirkens war der Kunstunterricht. Er hatte ihn als Gehülfe Bötticher's an der Berliner Bauakademie begonnen, 1865 übernahm er dort den Vortrag über Baumaterialienlehre und Veranschlagen, sah sich jedoch schon im folgenden Jahre, das ihm den Professortitel brachte, durch Ueberhäufung mit Bauaufträgen genöthigt, diese Lehrthätigkeit einzustellen. Ein anderer Weg, wenigstens mittelbar erzieherisch zu wirken, bot sich ihm durch das 1867 begründete deutsche Gewerbemuseum, dessen Unterrichtsanstalt er begründete und leitete, und durch die Kgl. Kunstschule (Kunst- und Gewerkschule der Kgl. Akademie), zu deren Director er 1869 ernannt wurde. G. selbst hatte dem kunstgewerblichen Gebiet von jeher nahe gestanden. Seine Flachmuster, besonders für Tapeten, Textilstoffe und Fliesen, für Gefäßkeramik und Kunstschmiederei, folgen den Lehren Bötticher's stets in Verbindung mit gesunder Materialstilistik und persönlichem Feingefühl. Ihre Formensprache selbst bleibt im wesentlichen antik (vgl. das von G. 1871

herausgegebene „Archiv für ornamentale Kunst“, Text von Lohde). Bezeichnend für Gropius’ angewandte Ornamentik und für seine vornehme Coloristik ist auch die Ausstattung des Kunstgewerbemuseums selbst. Die Methode seines kunstgewerblichen Unterrichts blieb naturgemäß in den von Bötticher eröffneten und dann 1851 von Gottfried Semper erweiterten Bahnen. Ihren Zielen entsprach E. Jacobsthal’s „Grammatik der Ornamente“, deren Veröffentlichung G. gefördert hat. An der Kunstschule wirkte G. vor allem für eine bessere künstlerische Vorbildung der preußischen Zeichenlehrer, der die ebenfalls durch G. beeinflußten „Vorlageblätter für den Zeichenunterricht“ von Bräuer dienten. G. selbst hat sich litterarisch wenig betheiligt. In der „Zeitschrift für Bauwesen“ und im „Architectonischen Skizzenbuch“ veröffentlichte er eine Reihe seiner eigenen Bauten; eine Sammlung der Holzbauten des Harzes kam über den Anfang (Salzwedel) nicht hinaus. Wo er aber sich aussprach — so in der Einleitung zu „Schinkel’s Wanddecorationen“ und zum „Archiv für ornamentale Kunst“ —, legte er in klarer Form ein Zeugniß von seinem künstlerischen Wollen ab. „Nicht das Neue an sich“ — so lautet es in der Vorrede des Archives — „kann uns frommen, nur eine Erneuerung, eine Wiedergeburt im Sinne der alten Kunst kann die vielen sprudelnden Quellen vereinigen. Bötticher’s Tektonik enthält die Grammatik künstlerischer Formensprache der Alten nicht nur für die Architektur, sondern auch für die damit eng verbundenen Kunsthandwerke, die Gesetze einer Sprache, die für alle künstlerischen Erfindungen, für jede Aufgabe, für jedes Material den rechten Ausdruck darbietet“. Aber dieses einseitige Bekenntniß zur unbedingten Macht der „Tektonik“ erscheint in Gropius’ Schaffen von einem freien, künstlerischen Sinne belebt. Zuweilen — wie in seinem „mit rücksichtsloser Logik“ aus den Anforderungen des protestantischen Gotteshauses entwickelten Concurrenzentwurf für die Berliner Thomaskirche — wird seine tektonische Strenge allerdings fast zur Herbigkeit; doch seine Villen und vor allem das Kunstgewerbemuseum bleiben allem Regelzwang fern und Gropius’ Phantasie gewann immer mehr Bewegungsfreiheit. In diesem Sinne war seine letzte Arbeit, der Concurrenzentwurf für das Gewandhaus in Leipzig (1880), seine reifste und schönste. Sie trug ihm den Preis ein, aber er erlebte nicht einmal mehr die Vollendung des Berliner Kunstgewerbemuseums: am 13. December 1880 machte ein Herzschlag seinem reichen Wirken ein vorzeitiges Ende.

Einer der letzten und bedeutendsten Vertreter der durch Schinkel geschaffenen Kunst, steht G. als Architekt neben Strack und Stüler; als Ornamentist geht er Jacobsthal voran, als Farbenkünstler ist er mit Spielberg verwandt, ihnen allen aber war er an Einfluß wesentlich überlegen. Denn dieser kann überhaupt nicht nach seinen der Nachwelt überkommenen Werken bemessen werden: er ging von seiner strengen und umsichtigen Erfüllung der mannichfachen Tagespflichten aus, und dabei sprach Gropius’ persönlicher Charakter wesentlich mit, dem im Sinne Schinkel’s selbst das Kleinste nie zur flüchtig abzuthuenden Kleinigkeit wurde. Die Anerkennung dafür brachten ihm seine Zunftgenossen in höchster Schätzung, und die staatlich und fachlich geeinten Gesellschaften durch zahlreiche Ehrungen. In seltenem Grade vereinte G. einen echt künstlerischen Sinn mit praktischem Blick und mit den besten Eigenschaften des preußischen Beamten.

Maßgebend: Nekrolog in der „Deutschen Bauzeitung“ 1881, Nr. 55 und 57 von E. Jacobsthal und Festrede, gehalten im Architekten-Verein zu Berlin am 28. November 1892 (bei Enthüllung von Gropius’ Marmorbüste) von Hans Schliepmann.

Alfred Gotthold Meyer.

Grote: Hermann G., Dr. juris, geboren am 28. December 1802 zu Hannover, † am 3. März 1895 zu Limmer bei Hannover. Ein hervorragender numismatischer Schriftsteller. Ausgegangen von der Heraldik, für die er in seinem „Hannöverschen Wappenbuche“ sowie in seiner Abhandlung über das preußische Wappen und seiner „Geschichte der welfischen Stammwappen“ (Münzstudien Bd. II, III) thätig gewesen ist, wandte er sich bald der Münzkunde des Mittelalters zu, und gelangte hier zu einer bedeutenden Sammlung, die später für das königl. Münzcabinet zu Berlin eine erwünschte Bereicherung abgegeben hat. Eingeschränkt in der Verwendung seiner Zeit durch keinerlei Berufspflichten — denn die ihm übertragene Verwaltung der königl. Hannöverschen Münzsammlung hat er aus Liebe zur Ungebundenheit bald niedergelegt — hätte er sich seinen numismatischen Neigungen ungetheilt widmen können, wenn ihm nicht die Politik vielfach, namentlich durch Herausgabe einer in royalistischem Sinne geleiteten Zeitschrift zu thun gegeben hätte. Doch vorher schon hatte er sich durch seine 4 Bände „Blätter für Münzkunde“ (1835—37 und 1844) in den Dienst dieser Wissenschaft gestellt; die meisten der hier vereinigten Aufsätze betreffen das Mittelalter und sind aus Grote's eigner Feder. Nach langer Unterbrechung erst nahm er seine Thätigkeit wieder auf mit den 1857—77 in 9 Bänden erschienenen „Münzstudien“. Diese, zum größten Theil von G. selbst verfaßt, haben, abgesehen von den bereits erwähnten Abhandlungen und den den IX. Bd. füllenden Stammtafeln sowie seiner Geldlehre (im IV. Bd.) hauptsächlich die mittelalterliche Münzkunde zum Gegenstande und sind als eine Reihe von Monographien auf bis dahin vernachlässigten Gebieten zu betrachten: Münster, Osnabrück, Hervord, Verden, Arnsberg, Büren, Diepholz, Hoya, Lippe, Rietberg, Waldeck, Essen, Werden, Berg, Jülich, Sayn, Spanheim sind hier erschöpfend behandelt, ebenso die vorwelfische Münzgeschichte Baierns, während leider die schwäbische (im VI. Bd.) nicht zu Ende geführt ist. Als Hauptverdienst dieses Schriftstellers ist es zu bezeichnen, daß er uns von so vielen alten Irrthümern befreit hat, z. B. von dem alteingewurzelten, daß die auf deutschen Geprägen des Mittelalters so bedauerlich häufigen sinnlosen Umschriften deutungsfähig und daß sie nicht vielmehr das Werk schreibensunkundiger Stempelschneider seien, so von dem Glauben an das Vorhandensein vieler, bloß verloren geglaubter Thaler-Incunabeln, von denen er schlagend nachgewiesen hat, daß sie in den alten Münzbüchern nur nach Gold- oder kleineren Silbermünzen nachgezeichnet, niemals aber geprägt sind; auch seine Ausführungen über die so zahlreichen Münznachahmungen gehören hierher. Er hat überhaupt nach vielen Richtungen als Bahnbrecher gewirkt und seinen Nachfolgern die Wege geebnet. Seine letzte Thätigkeit hat G. den Leipziger „Blättern für Münzkunde“ gewidmet. Sehr lesenswerth ist seine Selbstbiographie Bd. VII, 145 der Münzstudien.

Dannenberg.

Groth: Klaus G. Wenn die niederdeutschen Mundarten, wie es wol unvermeidlich ist, einst zu Grunde gegangen sein werden, verdrängt von dem übermächtigen Hochdeutschen oder wahrscheinlicher von aus ihm entstandenen provinziellen Patois, dann werden vor allem zwei Werke das Gedächtniß und den Ruhm der „alten Sassensprache“ lebendig erhalten und immer wieder forschende Gelehrte und bloß genießen wollende Leser zu ihrem Studium veranlassen: der Reineke Voß und Klaus Groth's „Quickborn“, jener in der Zeit entstanden, wo Oberdeutsch und Niederdeutsch noch gleich mächtig und berechtigt nebeneinander standen, dieser in den Tagen, wo das alte Niederdeutschland dem Ansturm der neuen Zeit erlag, sein Vermächtniß. Beide Werke gehören in die Weltlitteratur; denn der Gegensatz von Oberdeutsch und Niederdeutsch ist

nicht bloß sozusagen reichsdeutsch, sondern europäisch, Holländer und Vlämen, Angelsachsen und Skandinavier haben Ursache, sich mit ihm gründlicher zu befassen und die ihnen näherstehende niederdeutsche Litteratur als Brücke zu der allgemeindeutschen Cultur zu benutzen. Warum ist nun aber, so wird man fragen, gerade Klaus Groth's „Quickborn" — über den Reineke Voß wird kein Streit sein — als das zweite, in die Weltlitteratur hineinreichende Hauptwerk der niederdeutschen Litteratur zu betrachten, da doch seines Zeitgenossen Fritz Reuter Werke größeren Erfolg gehabt und größere Verbreitung erlangt haben? Wir wollen hier den alten, bei der gründlichen Verschiedenheit der beiden Dichter auch überflüssigen Kampf nicht erneuern: es ist aber eine litteraturgeschichtliche Erfahrungsthatsache, daß das Werk, das die höchste künstlerische Form gefunden hat, immer das lebenskräftigste ist, daß nicht der Lebensgehalt an sich, sondern der mit ihm geschehene künstlerische Concentrations- oder Krystallisationsproceß die Bürgschaft der Dauer gibt. Klaus G. nun ist der größte in der heimischen Mundart dichtende Künstler seines Stammes gewesen, sein „Quickborn" stellt eine ziemlich allseitige Vereinigung aus dem niederdeutschen Leben erwachsener vollendeter lyrischer und epischlyrischer Organismen dar, und dagegen kann kein auch noch so inhaltreicher Roman, kann wol selbst kein (hier allerdings überhaupt nicht vorhandenes) Volksdrama im Dialekt auf. Im übrigen ist es ja sicher, daß die Lyrik mehr als jede andere dichterische Gattung Ausdruck des Nationalcharakters und der Volksseele ist, und so wird man das Specifisch-Niederdeutsche denn auch wol am reinsten in dem unbestritten größten niederdeutschen Lyriker wiederfinden, das niederdeutsche Gemüth, während sich niederdeutscher Weltverstand und niederdeutscher Humor schon in dem alten Thierepos trefflich offenbaren.

Ganz vom engeren Gesichtspunkte der deutschen Litteratur gesehen, ist Klaus G. weder ein Anfang noch ein Ende, wol den Besten ebenbürtig, aber keineswegs eine einsame Größe für sich, da gehört er einfach zu den großen Stammesdichtern. Es ist bekannt, daß schon die Dichtung des Hainbundes bis zu einem gewissen Grade Stammescharakter trug, unsere classische Poesie hat ihn dann aber nicht, ist allgemein-deutsch, und erst mit Pestalozzi und Johann Peter Hebel tritt die Stammesdichtung neben die Nationaldichtung, erhalten wir zu der litterarischen Centralisation, die vor allem Goethe und Schiller repräsentiren, auch die dem deutschen Individualismus entsprechende Decentralisation. J. P. Hebel im besonderen, der sich auch mit Naturnothwendigkeit des Dialekts bedient, ist ein ausgeprägter Stammesdichter, und sie sterben nun im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr aus, ja, man hat es als das litterarische Charakteristikum dieses Jahrhunderts bezeichnet, daß es große Stammesdichter um die Classiker herumgestellt hat. Nicht zwar die Allergrößten, Kleist, Grillparzer, Hebbel, und weiter nicht die großen Formtalente wie Heine, Geibel, Heyse sind unter die Stammesdichter einzureihen, wol aber so glückliche und volksbeliebte Talente wie die Schwaben Ludwig Uhland und Eduard Mörike, die Schweizer Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, die Oesterreicher Ferdinand Raimund, Adalbert Stifter, Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, der Schlesier Gustav Freytag, die Brandenburger Willibald Alexis und Theodor Fontane, der Thüringer Otto Ludwig, die Niedersachsen Annette v. Droste-Hülshoff und Fritz Reuter, Theodor Storm (der allerdings wol eher das Friesenthum repräsentirt) und Wilhelm Raabe. Hier steht auch Klaus G., und schließt sich am unmittelbarsten an Hebel an, weil auch er sich mit Naturnothwendigkeit des Dialekts bedient, ist das Haupt der jüngeren Dialektdichtung wie Hebel das der älteren. Betrachtet man seine Dichtung jedoch rein ästhetisch, so wird man sie am besten zu der Uhland's stellen;

man kann geradezu sagen: Klaus Groth ist das als Norddeutscher, Niederdeutscher, was Uhland als Süddeutscher, Oberdeutscher ist. Weder fehlt bei dieser Zusammenstellung das dichterische noch das persönliche tertium comparationis, wie man leicht auch ohne eingehende Vergleichung erkennen wird.

Klaus Groth's Lebensschicksale sind verhältnißmäßig einfach, der Oertlichkeitswechsel vor allem ist sehr gering, da das Heimathland Schleswig-Holstein nur einmal für längere Zeit verlassen wird, und auch innerhalb dieses nur wenige Orte, Heide in Dithmarschen, Tondern in Schleswig, die Insel Fehmarn und Kiel, mit des Dichters Leben verknüpft sind. Geboren wurde Klaus Johann G., wie der volle Name lautet, am 24. April 1819 zu Heide, in dem mehr ländlichen südöstlichen Theile dieses dithmarsischen Hauptortes, der Lütjenheide (Kleinheide) genannt wird. Nicht weit von seinem Geburtshause stand das Familienhaus der Brahms, zu denen Johannes Brahms gehört, mit dem Klaus G. später gut befreundet war. Des Dichters Vater hieß Hartwig G. und war gelernter Müller, hatte aber einstweilen noch keine Mühle erwerben können und betrieb einen Mehl- und Milchhandel in Verbindung mit etwas Landwirthschaft; seine Mutter, Anna Christine Lindemann, war eines Landmanns Tochter aus Tellingstedt in Dithmarschen. Bis an des Dichters Jünglingsjahre heran lebte noch sein Großvater Klaus Reimer G., der aus dem Dorfe Hägen nördlich von Heide stammte — das echte Dithmarscherthum und weiterhin das reine Niedersachsenthum Klaus Groth's wird durch diese Herkunft wahrscheinlich gemacht. Die Verhältnisse, in denen der Knabe mit vier jüngeren Geschwistern aufwuchs, waren die denkbar schlichtesten und natürlichsten: das Dithmarscher Volksthum war damals noch völlig ungebrochen, das Leben in fester, aber keineswegs drückender Sitte eingehegt, auch in den Städtchen des Landes fast ganz ländlich, jedoch nicht einförmig, da die Classengegensätze in der Hauptsache fehlten und ein gemüthlicher Verkehr von Haus zu Haus und von Mensch zu Mensch bestand. Der Ehrgeiz, der über die gegebene Lage oder gar über die von Natur gesetzten Schranken hinausstrebt, fehlte im ganzen in dem damaligen Dithmarschen, man war zufrieden und selbst, wenn es einmal knapp herging, seines Lebens froh. Sehr lebendig im Volke war noch die große historische Vergangenheit des Landes, die Geschichte der kleinen Bauernrepublik Dithmarschen, und auch der Knabe Klaus G. wurde durch seinen in den Chroniken belesenen Großvater früh in diese eingeführt. Weiter war noch ein ungeheurer Schatz von Sagen, Märchen und Spukgeschichten im Volksmunde, und auch dieser wurde das Erbtheil des späteren Quickborndichters. Die alten niederdeutschen Dithmarscher Lieder, die einst in großer Zahl existirt hatten, waren zwar bis auf geringe Reste vergessen, aber noch immer war man hier zwischen Elb- und Eidermündung außerordentlich sangesfroh — wie denn das Frisia oder Holsatia non cantat nie auf Dithmarschen gepaßt hat — und der Dichter berichtet selber, daß ihm kaum eines der Volkslieder der berühmten Sammlungen, als er in späteren Jahren zu ihnen kam, unbekannt gewesen sei. Sehr üppig vegetirte damals noch der plattdeutsche Volks- und Kinderreim, und von ihm hat der plattdeutsche Dichter später oft unmittelbar ausgehen können. Wurde dem jungen Klaus G. also unzweifelhaft eine reiche volksthümliche Cultur überliefert, so sah es dagegen mit der gelehrten Bildung um so schlechter aus. Es hatte zwar Dithmarschen bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts hin in jedem Kirchspiel meist einen oder zwei „lateinische“ Lehrer, theologisch gebildete Rectoren gehabt, speciell in Klaus Groth's Vaterstadt hatte ja einmal der berühmte Satiriker Joachim Rachel aus Lunden in Dithmarschen als Rector gestanden, aber seit nun einem Menschenalter gab es außer an der alten Ge-

lehrtenschule in Meldorf nur noch seminaristisch gebildete Lehrer in Dithmarschen, auch in Heide nur solche, obgleich der Ort doch schon seine fünftausend Einwohner hatte. Sie waren übrigens meist sehr tüchtig, wer da wollte, konnte bei ihnen einen außerordentlich festen Grund seines Wissens legen. Klaus G. war ein sehr frühreifes Kind, Lesen, Schreiben und die Elemente des Rechnens hatte er schon vor dem sechsten Lebensjahre von seinem Großvater gelernt und kam daher in der Schule rasch vorwärts. Außer von dem Religionsunterricht, der ja in der Volksschule ein großes Maß für das ganze Leben vorhaltenden „biblischen“ Wissens zu geben pflegt, hat er namentlich in der Grammatik und im Rechnen, wofür die Nordseeanwohner eine besondere Begabung zu haben pflegen, profitirt, aber auch schon Geschichtsunterricht gehabt. Ungewöhnlich talentvoll und ungewöhnlich fleißig, hätte der Knabe frühzeitig ein lebensfremder Bücherwurm werden können, aber glücklicherweise gab's nicht allzuviele Bücher in Dithmarschen, und dann wurde der Sohn des Landbesitzers natürlich auch zu landwirthschaftlichen Arbeiten herangezogen, vor allem aber, es war eine große unbewußte Liebe zur Natur in dem Knaben, die ihn alljährlich zu Wanderungen nach den Wohnsitzen mütterlicher Verwandten, über die Dithmarscher Geest nach Tellingstedt und in die Marsch hinab nach Wesselburen trieb. Geest und Marsch, Diluvium und Alluvium, hohes, welliges, trockenes, sandiges Land mit knickenumsäumten Koppeln, größeren und kleineren Gehölzen und murmelnden Bächen und niedriges, ebenes, feuchtes, außerordentlich fruchtbares mit gräbendurchschnittenen viehbesetzten Weiden und üppigen Kornfeldern, das sind die beiden großen Gegensätze, die das Land Dithmarschen in sich vereint, und Klaus G., dessen Heimatsort dicht an der Grenze von Geest und Marsch liegt, lernte sie und ihr Volksleben alle beide kennen, das bescheidene städtische Heides mit seinen immerhin bedeutenden Wochen- und Jahrmärkten noch dazu. Am liebsten hat er in dem Kirchdorf Tellingstedt geweilt, und die Geschichten, die er später unter dem Titel: „Ut min Jungsparadies“ vereinigt hat, spielen auf seinem Boden.

Vierzehn Jahre alt, war Klaus G. weit über das Bildungsniveau der Volksschule emporgewachsen, die Lehrer konnten ihn nicht mehr fördern, und auch vom Confirmationsunterricht wurde er dispensirt. Was sollte nun werden? Es kam in Dithmarschen bisweilen, aber im ganzen doch äußerst selten vor, daß man einem talentvollen Knaben aus dem Volke zum Studium verhalf, aber in diesem Falle scheint, wie in dem Friedrich Hebbel's, überhaupt nicht daran gedacht worden zu sein. Gewöhnlich war für begabte Jünglinge die Schreibercarrière, die nicht ohne Aussichten war; denn so ein dithmarsischer Kirchspielschreiber wurde recht gut bezahlt und den Honoratioren zugerechnet; wie bei Hebbel vermittelte denn auch bei Klaus G. ein Lehrer, hier der Rechenmeister Simon Bakker, den Eintritt bei dem Kirchspielvogte, d. h. dem höchsten Verwaltungs- und Justizbeamten des Ortes nach dem ganz Norderdithmarschen regierenden Landvogt. Dem Knaben schwebte bei dieser Berufswahl vor allem vor, daß er Zeit und Bücher haben werde, und die hat er in den ungefähr fünf Jahren, die er auf der Kirchspielvogtei beschäftigt war, denn auch gehabt. So einfach war es freilich nicht, Bücher zu bekommen, der Brotherr Klaus Groth's, doch ein studirter Mann, besaß weder Schiller noch Goethe noch Lessing, aber langsam drangen damals die Classiker und Romantiker doch auch nach Dithmarschen, und da die Heider Schreiber, meist sehr strebsame und aufgeweckte Menschen, in der Regel zu den Bücherbrettern ihrer Herren konnten, so hat er nach und nach alles Mögliche „hintenherum“ geliehen erhalten. Schwer war es natürlich besonders sich zu orientiren, ge-

kümmert hat sich um die jungen Leute von allen Studirten Heides nur der Propst, der mit ihnen eine Zeitlang Klopstock's Messias las, aber Klaus G. fand doch allmählich seinen Weg, wol weniger durch das Conversationslexikon, das er durchlas, als instinctiv: Goethe zog ihn, wie er bekennt, bald vor allen an. Er wußte früh, daß er ein Dichter werden würde, aber weniger selbstbewußt wie sein Landsmann Hebbel, den er in diesen Jugendtagen einmal sah, richtiger vielleicht, weniger ringende, dämonische Natur als dieser, trat er mit Gedichten noch nicht hervor, ja er schwor sich sogar „nie einen Vers zu machen, bis mich innerer Drang gewaltsam dazu triebe, und vorher alles daran zu setzen, etwas Tüchtiges zu lernen" — und er hat diesen Schwur gehalten. Als Schreiber suchte er, wie übrigens seine Collegen auch, vor allem seinen Stil zu bilden und gewann bereits das tiefere Interesse an der Sprachwissenschaft, das ihn nie mehr verlassen hat; dann lernte er Dänisch. Ungewöhnlich groß war auch seine Neigung zur Musik, und er hat jetzt in Heide und später in Tondern doch so viel gelernt, daß er sich, ohne selbst ein ordentlicher Spieler zu sein, einen großen Theil des Musikschatzes von Bach bis Brahms zu eigen machen konnte. — Es versteht sich von selbst, daß, je reifer er wurde, die Fortsetzung der Schreiberlaufbahn ihm desto unmöglicher erschien, und da es nun für das eigentliche Studium, wie man wenigstens annahm, zu spät war, so erklärt sich leicht, wie Klaus G. dazu kam, das Schullehrerseminar in Tondern zu beziehen. Das geschah, nachdem die Mutter des Dichters 1835 gestorben war, im J. 1836. Man weiß sehr wenig von den drei Tonderner Jahren: für den Unterricht war der junge Mann fast schon zu reif, zu wissensreich, und da er das wol auch gelegentlich merken ließ, besaß er nicht die Huld aller Lehrer, sodaß er denn später trotz glänzend bestandener Abgangsprüfung auch nur den „zweiten Charakter mit Auszeichnung" bekam. Gelernt hat er in Tondern trotzdem sehr viel, durch Selbststudium, wobei ihm die fremdsprachlichen Kenntnisse mancher vom Gymnasium aufs Seminar übergegangenen Freunde eine Unterstützung waren. Im ganzen blieb er in der nämlichen Richtung: Sprachen, Naturwissenschaften, Mathematik waren seine Lieblingsfächer. Auch die Musik trieb er, wie schon bemerkt, fort und gewann in dem musikalisch sehr begabten Leonhard Selle einen treuen Freund. Von den üblichen Zerstreuungen der Jugend hat er sich im ganzen ferngehalten, wenn auch nicht gerade rigoristisch: „auch lebte ich hier ein wenig Jugendleben, wenig", gesteht er von Tondern. Nach seinem Abgang vom Seminar wurde er als Lehrer an der zweiten Mädchenclasse seines Heimathortes angestellt, und jetzt beginnen seine schwersten Jahre: Ein volles Decennium hat Klaus G. noch ringen und arbeiten müssen, ehe er seine Lebensaufgabe voll begriff und fähig war, sie durchzuführen.

Klaus G. ist ein tüchtiger Pädagoge gewesen, und er hat seine Mädchenclasse weiter gefördert, als es eigentlich im Lehrplan lag; er ist auch ein guter Bürger des Fleckens Heide gewesen und hat im öffentlichen Leben sogar eine führende Stellung eingenommen, einen Bürgerverein, einen landwirthschaftlichen Verein, eine freiwillige Feuerwehr, eine Liedertafel begründet oder mitbegründet und für die Veranstaltungen all dieser Vereine, beispielsweise für Vorträge Zeit und Kraft übrig gehabt. Aber außer diesem Klaus G., der mitten im Leben steht und auch in der alten Häuslichkeit auf Kleinheide sein Behagen findet, gibt es noch einen zweiten Klaus G., der in faustischem Drange alles zu wissen strebt und, wie Müllenhoff in seiner Einleitung zum „Quickborn" von 1856 berichtet, das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen wieder aufnimmt und fortsetzt, mit Pastor Koopmann, dem späteren Landesbischof, Latein und Philosophie, mit einem Schüler

von Encke und Jakobi in Berlin Mathematik treibt und an den jenem übertragenen astronomischen Rechnungen mitarbeitet, daneben fleißig botanisirt, so daß er einer der besten Kenner der schleswig-holsteinischen Flora wird, und die neuere Physiologie der Organismen, Chemie und Physik studirt. Das Dämonische der Faustnatur hat Klaus G. ja allerdings nicht, es ist nur die tiefe, reine und ehrliche Wißbegierde in ihm, die die nordischen Naturen vielfach auszeichnet; eine gewisse Rolle mögen bei seinem Studium auch die Unklarheit über den eigentlichen Beruf oder, wenn er sich, wie wol sicher, noch immer für zum Dichter bestimmt hielt, über den einzuschlagenden Weg und weiter die Furcht, als Volksschullehrer nicht für voll angesehen zu werden, gespielt haben. Jedenfalls gewann er eine sehr ausgebreitete Bildung, aber er ruinirte auch seine Gesundheit und kam in den Ruf eines Sonderlings. Wichtig ist aus seinen Heider Lehrjahren noch die 1846 unternommene Sängerfahrt nach Würzburg, bei der er „Berlin, Dresden, das böhmische Gebirge, Franken, Main und Rhein im Fluge besah“. Ein Jahr später nahm Klaus G. seine Entlassung, die ihm unter Gewährung eines kleinen Wartegeldes für die nächsten vier Jahre gewährt wurde, und brach kurz darauf krank zusammen. Er begab sich zu seinem Freunde Leonhard Selle in Landkirchen auf der Insel Fehmarn, um hier zu gesunden und womöglich seine Aufgabe zu lösen.

Diese seine Aufgabe war ihm doch während der Heider Jahre nach und nach klar geworden. Die Entscheidung hatte nach des Dichters eigenem Geständniß das Bekanntwerden mit Hebel's alemannischen Gedichten gegeben, die er bei seinem Freunde, dem Pastor Marcus Petersen in Tellingstedt gefunden und mit Entzücken verschlungen hatte, um sie dann später wie den Burns gründlich zu studiren. Seine sprachlichen Studien hatten ihn den Werth des Plattdeutschen, an dem er als Sohn des Volkes, als Dithmarscher mit ganzer Seele hing, schon früh erkennen lassen, er war auch lange entschlossen, für die bedrohte Muttersprache einzutreten, und sah sehr gut ein, daß da nur eine künstlerische That, die Wiedergeburt sozusagen der Sprache durch die lebendige Dichtung helfen könne, aber er verzweifelte noch an der Möglichkeit, bis ihm Hebel den Weg zeigte. Die unendliche Schwierigkeit, in einer Sprache zu dichten, lyrisch zu dichten, die litterarisch im ganzen zur Possenreißerei herabgekommen war, war damit freilich noch nicht überwunden, und der Dichter selbst mochte wol das Bild vom über einen Graben springen, bei dem man auch zu kurz springen und ertrinken kann, mit Recht gebrauchen. Im einzelnen wissen wir trotz des autobiographischen Aufsatzes „Wie der Quickborn entstand“ nicht viel davon, wie es Klaus G. gelang, sich eine plattdeutsche dichterische Technik zu verschaffen, wenn wir auch ihre fortschreitende Ausbildung verfolgen können. Die Production setzte im Sommer 1849 ein, und es entstand auf den ersten Anlauf eine ganze Reihe meist erzählender (episch-lyrischer) Gedichte; dann kehrten die Schaffensperioden mit ziemlicher Regelmäßigkeit, März 1850, Juli 1850, Herbst 1851, März 1852 wieder; darauf floß es den ganzen Sommer 1852 hindurch, während der Druck einer Sammlung schon eingeleitet war. Von 1851 an wurden auch die rein lyrischen Gedichte häufiger, und hier und da entstanden selbst drei vortreffliche Gedichte an einem Tage, ein Zeichen, daß „die Zeit erfüllt war“. Auf Rechnung der wissenschaftlichen Ausbildung des Dichters, wie Müllenhoff that, darf man das natürlich nicht setzen, aber allerdings hatte die hohe geistige Cultur des Mannes einen Antheil daran, daß nun alles reif zum Vorschein kam, wie denn auch das lange Zurückdrängen des dichterischen Quells die Ursache davon war, daß es nun um so mächtiger strömte. Das Buch „Quickborn“ als Ganzes hat

dem Dichter nach eigener Erklärung nicht von vornherein vorgeschwebt, nur im allgemeinen die rettende dichterische That für die Muttersprache, aber nach und nach rundete sich selbstverständlich etwas wie eine lyrische und lyrisch-epische Gesammtdarstellung Dithmarscher Volksthums. Man kann annehmen, daß Klaus G. so gut wie jeder andere Dichter beim Schaffen selbst das Glücksgefühl der Production und die innere Gewißheit, endlich auf dem rechten Wege zu sein, empfunden hat, im ganzen war aber sein Aufenthalt auf Fehmarn trostlos genug — vergingen doch zunächst einmal zwei Jahre, ehe die Production einsetzte und später fehlten die langen Pausen nicht. Wie in Heide, hat der Dichter dann auch noch auf der Ostsee-Insel weiter studirt; vier Pferde, meinte er selber, hätten die Bücher nicht fortziehen können, die er damals alle gelesen habe. Andererseits aber hat seine Vereinsamung, indem sie die Sehnsucht nach der glücklichen Jugend wachrief, unzweifelhaft mit zum Entstehen des „Quickborn" beigetragen. Wie der junge Autor es gewöhnlich macht, ging auch Klaus G., ehe er mit seiner Sammlung hervortrat, einige Autoritäten um ihre Meinung an, und er fand die richtigen Leute, Klaus Harms, seinen Landsmann, und Gervinus, dessen ganz vortreffliche Charakteristik Hebel's in seiner Litteraturgeschichte es ihm sofort angethan hatte. „Sie brauchen weder Klaus Harms noch mich", antwortete der Litteraturhistoriker, „Ihre Gedichte werden sein wie die Oase in der Wüste". Im November 1852 erschien der „Quickborn" — die Wahl des Titels hatte viel Kopfzerbrechen gemacht — bei Mauke in Hamburg.

Es gab einen der seltenen großen Erfolge, die die Augen von ganz Deutschland auf den Dichter ziehn, manchmal echte, manchmal auch Modeerfolge sind, je nach der Periode, in die sie fallen. Daß der Erfolg des „Quickborns" ein echter war, hat die Zeit, die strengste Kritikerin, bestätigt; denn gerade jetzt, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen des Buches verflossen, und es ist noch immer im Vordringen begriffen, was bei einem Modebuche ganz unmöglich wäre. Wir haben Klaus G. bereits als einen großen Stammesdichter bezeichnet, wie sie das neunzehnte Jahrhundert in ziemlicher Anzahl hervorbrachte; sein „Quickborn" ist dementsprechend, wie wir auch schon andeuteten, eine ziemlich allseitige Darstellung Dithmarscher, niedersächsischen Volkslebens, weiter aber die vollkommenste Gedichtsammlung, die je aus einem Volks- und Stammesthum erwachsen und ihm durch einen treu und sicher gestalteten Dichtergeist wieder geschenkt worden ist, und das verleiht dem Dichter seine besondere Stellung. Ja, wir haben größere lyrische Dichter als Klaus G., aber wir haben keinen, der außer seinem eigenen Leben und in seinem eigenen Leben auch noch das gesammte Leben seines Stammes l y r i s c h verkörpert hätte — episch und dramatisch habens andere Dichter allerdings ebenso meisterhaft vermocht. Hebel freilich, seine „Alemannischen Gedichte" stehen, als dichterische Gesammtleistung gesehen, im ganzen auf der Höhe des „Quickborns", doch aber ist der Badener Dichter mehr „idyllisch" als lyrisch begabt, und das halbe Jahrhundert, das zwischen dem Erscheinen seiner Dichtungen und dem der Klaus Groth's lag, hatte denn doch eine gewaltige Entwicklung der deutschen Poesie gesehen, die dem jüngeren Dichter zugute kommen mußte: während Hebel auf den Errungenschaften des Hainbundes, im besondern Vossens fußte, hatte Klaus G. die ganze Erbschaft Schiller's und Goethe's, Uhland's und Rückert's, Platen's und Heine's überkommen, und er wußte sie auch neben dem nicht minder beträchtlichen Reichthum, den ihm die Germanistik zuführte, zu gebrauchen. So konnte der „Quickborn" die allseitigste und reichste aller ähnlichen Gedichtsammlungen werden, so war auch die nicht minder bemerkens-

werthe künstlerische Vollendung der einzelnen Stücke möglich, wenn wir darüber auch nicht vergessen dürfen, daß das Talent des Dichters zuletzt doch das Entscheidende war, das Talent und die schlichte, starke Natur Klaus Groth's, die ihn trotz seiner Bildung im Rahmen des echt Volksthümlichen hielten und wiederum mit diesem höchste Künstlerschaft verbanden. Das Leben, aus dem Klaus Groth's „Quickborn" erwuchs, ist heute zu einem guten Theil versunken, es fällt selbst dem geborenen Dithmarscher nicht mehr ganz leicht, in den Gestalten des Buches, wie sie der Dichter hingestellt und später Erwin Speckter nach dem Leben nachgezeichnet hat, die Vorfahren zu erkennen, aber trotzdem lebt alles auf den ersten Blick, und wer sich gar in die Welt des „Quickborn" wirklich einlebt, der kommt nicht mehr von ihr los. Am unmittelbarsten zum Dichter selber führt natürlich das Specifisch-Lyrische des Bandes, das, was ihm unmittelbar aus dem Herzen, dem eigenen inneren Erlebniß und dem Naturgefühl zugewachsen ist; Gedichte wie „Min Johann" und „As ik weggung", „De Kinner larmt" und „Dat Dörp in Snee", „Min Platz voer Doer" und „Abendfreden", „Hell int Finster" und „Min Port" werden immer wie neu wirken, können unter keinen Umständen veralten. Aber auch das Volksliedmäßige bei Klaus G., meist erotischer Natur, Lieder wie „De Fischer" („Schön Anna stunn voer Stratendoer"), „Dar weer en lüttje Buerdiern", „Dar geit en Bek de Wisch hentlank", „O wullt mi ni mit hebbn", „He sä mi so veel", „Leben, och, wa is't ni schön", „Lat mi gan, min Moder slöppt", „Sin Moder geit un jammert", trägt die Bürgschaft der Dauer in sich selbst, denn es hat nicht nur, wie alles gelungene Moderne dieser Art, bei Goethe und Mörike z. B., den leise individuellen Reiz, der es über die bloße Volksliednachahmung erhebt, es hat auch den niedersächsischen Volks- und Stammescharakter, der nur durch die Mundart zu erreichen ist. Gleich hoch stehen die Kinderlieder Klaus Groth's „Still, min Hanne, hör mi to" und „Dar wahn en Mann int gröne Gras" — man hat an die Bilder Ludwig Richter's erinnert, um ihren bei aller Schlichtheit durch und durch künstlerischen Charakter zu kennzeichnen —, und diesen schließen sich wiederum die Bilder aus dem Thierleben, von denen „Lütt Matten de Has'" das berühmteste ist, ebenbürtig an. Dazu nehme man dann die Balladen Klaus Groth's, die in zwei Gattungen zerfallen, solche, die an Sagen und Gespenstergeschichten und solche, die an die Dithmarscher Geschichte anknüpfen: auch in ihnen erreicht der Dichter die Meisterschaft, Stücke wie „Ol Büsum", „He wak", „De Pukerstock", „Hans Iwer", von den historischen „Heinrich von Zütphen" und „De letzte Feide" finden in der hochdeutschen Litteratur kaum ihresgleichen, da der Realismus und die Wortkargheit, möchte ich sagen, des Niederdeutschen dieser Gattung sehr entgegenkommen. An die Seite dieser Balladen treten die Schilderungen aus dem Volksleben, die vielfach derbhumoristisch („Orgeldreier", „Schitkroet", „Dagdeef"), aber darum noch nicht, wie Müllenhoff meinte, parodistisch sind. Manche von diesen, wie der Robert Burns' „Tam O'Shanter" trefflich nachgeahmte „Hans Schander", nehmen auch schon breitere erzählende Form an. So auch die meisten Idyllen Klaus Groth's, von denen das „Gewitter" das Prachtstück ist, und die zum Theil zu Cyklen geordnet sind („Familjenbiller", „Ut de Marsch"). Größere poetische Erzählungen des „Quickborns" sind „Rumpelkamer", „De Fischtog na Fiel", „Peter Plumm", „Peter Kunrad", „Hanne ut Frankrik" — „Rumpelkamer" ist vielleicht die ergreifendste aller Klaus Groth'schen Dichtungen, im „Fischtog" nähert er sich am meisten dem Gebiet Fritz Reuter's, doch steckt viel mehr sprachliche Kunst darin, als dieser gewöhnlich aufwendet, „Peter Kunrad" und „Hanne ut Frankrik", die größten Dichtungen des „Quickborn", sind, das erste, ungefähr

das, was man Novelle in Versen, das zweite, was man bürgerliches Epos nennt, das letztgenannte Werk ist auch in Hexametern geschrieben. Endlich enthält der „Quickborn“, wie er jetzt vorliegt, noch ein gut Theil Didaktisches. Obgleich von vornherein eine wohl gerundete Sammlung, hat nämlich der „Quickborn“ doch nach und nach eine bedeutende Erweiterung erfahren: Schon die zweite Auflage brachte etwa zwanzig, die dritte siebenundzwanzig neue Stücke, und seitdem sind bis zur vierzehnten noch vierundzwanzig Gedichte hinzugekommen, das letzte, das ergreifende „Min Port“ aus dem Jahre 1882 stammend. Klaus G. betrachtete bis an sein Lebensende den „Quickborn“ als sein Hauptwerk und gab, ganz außerordentlich feinfühlig, das Vollendetste, was ihm später gelang, aber auch nur dieses hinein. So enthält sein erstes Buch die Quintessenz seiner gesammten Dichtung, ohne daß jedoch der ursprüngliche Charakter irgendwie aufgehoben worden wäre.

Der große Erfolg des „Quickborn“ machte natürlich auch Epoche in seines Dichters Leben, führte ihn dem Boden zu, in den er sich dann für immer einwurzeln sollte. Er hatte den Winter nach der Herausgabe seines Buches auf Fehmarn krank gelegen, gepflegt von seinem Freunde Selle und seinem Bruder Johann, verließ dann aber im Frühjahr 1853 die Insel, um sich nach Kiel zu begeben, wohin ihn vor allem Karl Müllenhoff zog, der, bekanntlich ein Dithmarscher wie Klaus G., den „Quickborn“ mit großer Anerkennung aufgenommen hatte und mit seinem Dichter in Briefwechsel getreten war. Bis Kiel kam Klaus G. zunächst nicht, sondern blieb in Lütjenburg krank liegen, erst im Sommer langte er in der schleswig-holsteinischen Universitätsstadt an und bezog eine Wohnung in der dortigen Seebadeanstalt am Düsternbrook. Nach und nach gesundete er jetzt, wenn auch die Aerzte noch eine Reise nach Süden für nöthig erklärten. Sein Hauptverkehr war Müllenhoff, der sich um den „Quickborn“ und seinen Dichter unzweifelhaft große Verdienste erworben hat. Beide gemeinschaftlich arbeiteten den ganzen nächsten Winter, wo der Dichter in der Stadt wohnte, an der Durchführung der Orthographie nach bestimmten Regeln und dem Glossar zum „Quickborn“; später (1856) hat Müllenhoff auch noch die schon erwähnte Einleitung zum „Quickborn“ geschrieben, die eine der wichtigsten Schriften über den Dichter ist. Weniger hoch wird man es schätzen, daß der Germanist Klaus G. auch zum Schaffen gewisser im „Quickborn“ noch fehlender Poesiegattungen antrieb, wie denn Müllenhoff überhaupt nicht ganz die richtige Stellung dem künstlerisch productiven Geiste gegenüber fand; so wird man die Bemerkung aus dem Jahre 1852, daß dem Dichter noch die letzte Feile fehle und die Sammlung noch gesichtet werden müsse, dem de facto Geleisteten gegenüber wol etwas anmaßend finden. Um gleich den Ausgang dieser Freundschaft hier zu verzeichnen: es war im J. 1858, Müllenhoff war eben nach Berlin berufen, und Klaus G., der immer noch keine gesicherte Existenz hatte, theilte ihm mit, daß er sich in Kiel habilitiren wolle. „Dann müssen Sie Mathematik für angehende Mediciner lesen“, entgegnete Müllenhoff, und Klaus G. sagte: „Müllenhoff, sind Sie denn wirklich verrückt?“ Das waren die letzten Worte, die die beiden wechselten, doch hat Klaus G. seine Werthschätzung des Gelehrten und Müllenhoff die des „Quickborn“ bewahrt. — Den Sommer 1854 verbrachte der Dichter wieder in der Seebadeanstalt und schrieb dann im Winter 1854/55 die plattdeutsche Erzählung „Detelf“. Im April 1855 reiste er mit einem Stipendium der dänischen Regierung, wie es s. Z. auch Friedrich Hebbel erhalten hatte, von Kiel ab und begab sich zunächst nach Hamburg, wo er bei dem in Kiel gewonnenen Freunde Louis Koester wohnte, und die Bekanntschaft der Schriftsteller Robert Heller, Ludwig Walesrode und Moritz Hartmann machte, vor allem aber seinen

Hunger nach guter Musik stillte; im Juni ging es dann nach Pyrmont weiter, wo der Dichter eine vierwöchige Cur durchmachte, und darauf nach Bonn, wo er für längere Zeit dauernden Aufenthalt nahm. Er hatte Empfehlungen an Otto Jahn und Ernst Moritz Arndt, an Dahlmann und Simrock und lernte außer diesen noch eine ganze Reihe Bonner Notabilitäten, Welcker, Helmholtz, Moritz Haupt, David Strauß u. s. w. kennen. Seine Wohnung hatte er bei dem Professor Böcking. Am nächsten kam er Otto Jahn. Auch Bettina's Bekanntschaft machte er in Bonn und gelegentlich eines Düsseldorfer Musikfestes die Johannes Brahms'. Am 27. Januar 1856 wurde ihm von der philosophischen Facultät der Universität das Doctordiplom überreicht. Ueberhaupt ist diese Bonner Zeit die eigentliche Höhe seines Lebens, in ihr ist er gesundet und hat mit vollem Behagen in den Kreisen verkehrt, zu denen es ihn als Gelehrtennatur zog. Im Herbst 1856 unternahm er mit Böcking eine Reise nach der Schweiz, ging dann aber nicht nach Italien, wie es ursprünglich beabsichtigt war, sondern kehrte nach Bonn zurück, wo er nun bis zum Frühjahr 1857 blieb. Dann reiste er nach Leipzig, wo er u. a. Gustav Freytag, und darauf nach Dresden, wo er Berthold Auerbach und Otto Ludwig kennen lernte, im Hause des Grafen Baudissin und mit Carus und Ludwig Richter verkehrte. Ueber Weimar fuhr er dann nach Hamburg und Kiel zurück, wo er also nach zweijähriger Abwesenheit im Sommer 1857 wieder eintraf. Es galt nun die feste Stellung im Leben zu gewinnen.

Das Nächstliegende war natürlich eine Professur an der Universität, und von dänischer Seite hätte man dem Dichter, der einstweilen Pensionär des Königs war und in dieser Zeit eine Audienz bei Friedrich VII. hatte, gewiß nichts in den Weg gelegt. Wie aber Müllenhoff den Entschluß Klaus Groth's, sich zu habilitiren, aufnahm, haben wir bereits gesehen, und da die Bekannten unter den Kieler Professoren, die der Dichter gehabt hatte, die Universität meist verlassen hatten, so stand er ziemlich einsam da. Er verheirathete sich jedoch im J. 1858 mit Doris Finke, der Tochter eines wohlhabenden Bremer Kaufmanns, und jetzt ging auch die Habilitation (für deutsche Sprache und Litteratur) vor sich. Unter der österreichischen Verwaltung Holsteins durch den General v. Gablenz wurde Klaus G. dann Professor mit einem Gehalte von vierhundert Thalern. Die Ehe des Dichters war durchaus glücklich und mit vier Söhnen gesegnet, von denen der älteste früh wieder starb. Seit 1866 bewohnte Klaus G. ein eigenes Haus am Schwanenweg (jetzt Klaus Groth-Platz) in Kiel. Durch den Krieg von 1870 verlor Groth's Schwiegervater sein Vermögen, aber das preußische Cultusministerium verdoppelte nun (1872) sein Gehalt, und auch die Schillerstiftung hat gethan, was sie konnte. Leider starb Klaus Groth's Frau bereits 1877, nachdem sie schon seit 1864 lungenleidend gewesen war, und auch einen herangewachsenen Sohn hat er dann noch verloren. Im ganzen war aber sein späteres Leben ohne viel Wechsel und bedeutendere Ereignisse. Als Lehrer an der Universität hat er sich keiner größeren Wirksamkeit erfreut, obgleich er vielleicht das Zeug dazu gehabt hätte; wenigstens hat er 1872 in Oxford auf Anregung Max Müller's, mit dem er bekannt war, und 1873 in Leyden und Amsterdam erfolgreiche Vorträge gehalten, nachdem er schon 1861 Verbindungen in den Niederlanden angeknüpft hatte. Aber es muß leider gesagt werden, daß sich das Sprichwort vom Propheten im Vaterlande auch an Klaus G. erfüllt hat, woran nicht die behauptete „Eitelkeit“, die gar nicht existirte, wol aber sein Stolz und seine Reizbarkeit einige, nicht die Hauptschuld trugen. Eine Reihe von Jahren ist der Dichter unbesoldeter Director des Museums vaterländischer Alterthümer in Kiel gewesen. Von seinen Reisen sind außer den erwähnten nach England

und in die Niederlande die beiden nach Italien 1883 und 1895/96, bei welch letzterer er seinen Freund, den Maler Allers auf Capri besuchte, und die in die Schweiz von 1888, wo er zu Thun viel mit Johannes Brahms verkehrte, zu erwähnen. Seine musikalischen Interessen waren mit den Jahren immer stärker geworden, zum Theil auch dadurch, daß seine Frau sehr musikalisch war. Sie war mit Jenny Lind befreundet, und diese hat G. 1866 auf dem Musikfest zu Hamburg kennen gelernt. Außer mit Brahms ist er auch mit dem Sänger Stockhausen und der Sängerin Hermine Spies befreundet gewesen. — An Ehrungen hat es ihm, trotzdem in den sechziger und siebziger Jahren Reuter's Ruhm den seinigen verdunkelt hatte, natürlich nie gefehlt. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, und seine Gemahlin schätzten den „Quickborn" sehr und haben die persönliche Bekanntschaft seines Dichters gesucht, und Kaiser Wilhelm II. hat Klaus G. 1890 den Schillerpreis (ihm und Fontane) verliehen wie auch zu den Jubiläen des Dichters regelmäßig sein Telegramm gesandt. Der siebzigste und fünfundsiebzigste, namentlich aber der achtzigste Geburtstag haben Klaus G. eine Fülle der Ehren gebracht. Besonders werthvoll waren ihm stets die Huldigungen der Niederländer, die ihn selbst in der Zeit, wo Reuter ihn zurückgedrängt hatte, als den ersten niederdeutschen Dichter feierten. Klaus G. erwies sich dankbar, indem er die „dietsche Bewegung" der Vlämen nach Kräften förderte. Außer aus den Niederlanden hat er auch aus Nordamerika sehr viele Dank- und Ehrenbezeigungen empfangen. Die Feier seines achtzigsten Geburtstages, die ihm auch eine Anzahl Schriften über sein Leben und seine Werke brachte und überhaupt seinen Ruhm, wohlverstanden den echten, aus dem vollen Verständniß erwachsenen auf der Höhe zeigte, hat er nicht lange überlebt: am 1. Juni 1899 ist er nach kurzer Krankheit gestorben, bis zur letzten Zeit unglaublich geistesfrisch.

Einen Erfolg wie den des „Quickborn" hat der Dichter in späterer Zeit nicht wieder errungen und auch diese seine erste dichterische Leistung nicht übertroffen — wie will man denn vollendete lyrische Gedichte übertreffen? —, wol aber hat er noch eine sehr bemerkenswerthe dichterische Entwicklung gehabt und sein Lebenswerk nach allen Seiten aus- und abgerundet. Zuerst nach dem „Quickborn" erschienen die „Hundert Blätter" (1854), hochdeutsche Gedichte, die als „Paralipomena" zu dem Erstlingswerk bezeichnet waren. Müllenhoff hat sie sehr gelobt: „Zartgesinnte Seelen und feinere Kenner der Poesie und Musik finden in diesen schlichten, einfach scheinenden Liedern im wesentlichen den Charakter Mendelssohn'scher Musik, finden hier dieselbe Zartheit und das Elegische der Stimmung neben jener Präcision der Form, wie sie nur der ausgebildeste und bewußteste Kunstsinn zu geben vermag, und dieselbe Virtuosität vielleicht in noch höherem Maaße in den Sonetten". Das Urtheil stimmt, aber der Lyriker Klaus G. hat im Hochdeutschen doch bei weitem nicht die ausgeprägte Physiognomie wie im Plattdeutschen, wenn auch einzelne Stücke, wie das berühmte „Regenlied", auf der Höhe des Besten im „Quickborn" stehen und der Ruhm eines der größten deutschen Sonettisten dem Dichter nicht abzusprechen ist. — Auf das Gebiet der Prosa-Erzählung hatte sich Klaus G., wie bereits erwähnt, im Winter 1854/55 mit dem „Detelf" gewagt; 1855 erschien der erste Band der „Vertelln", der außer dem „Detelf" noch die Erzählung „Twischen Marsch und Geest" (später „De Waterbörs" betitelt) und die dann in den „Quickborn" überführte poetische Erzählung „Ut de Marsch" enthielt. Der zweite Band der Vertelln (1859/1860) brachte die größere Erzählung „Trina", eine weitere „Um de Heid" erschien 1871 im zweiten Theile des „Quickborn". Kleinere Erzählungen sind dann die drei

in der Sammlung „Ut min Jungsparadies“ (1876) veröffentlichten: „Min Jungsparadies“, „Von den Lüttenheid“ und „De Hoeder Moel“, endlich „Witen Slachters“, 1877 im „Plattdütschen Husfründ“ zuerst erschienen. Klaus G. ist so gut der Schöpfer der neueren plattdeutschen Prosa, wie er der der neueren plattdeutschen Poesie ist, doch ist des Rostocker John Brinckmann's Roman „Kasperohm un ick“ gleichzeitig mit dem „Detelf“ und wol unbeeinflußt von diesem entstanden. G. hat diesen Mecklenburger Dichter sehr geschätzt, während er mit Reuter über dessen „Läuschen und Rimels“ bekanntlich in Streit gerieth — er hatte aber diesem gegenüber zweifellos recht, die genannten plattdeutschen Schwänke waren ein Rückfall in die alte Spaßmacherei. Vom Erscheinen der „Franzosentid“ an hat er dann den großen Erzähler Reuter anerkannt, wenn er auch natürlich die halbe Vergessenheit, in die er durch ihn beim großen Publicum kam, schwer genug empfand. Seine eigenen Erzählungen soll man mit den Romanen Reuter's nicht vergleichen, sie gehen nicht darauf aus zu unterhalten, sondern bestreben sich vor allem, die Zustände vergangener Zeit in charakteristischen Bildern durch möglichst eingehende Detaildarstellung der Anschauung der engeren Landsleute lebendig zu erhalten, sind also alle bis zu einem gewissen Grade memoirenhaft und treffliche Ergänzungen des „Quickborn“. „Detelf“, später recht unglücklich in „Wat en holsteenischen Jung drömt, dacht und belevt hett voer, in un na den Krieg 1848“ umgetauft, ist in bestimmter Beziehung die beste geblieben, eine gute biographische Erzählung, bei dessen Helden dem Dichter sein Bruder Johann vorgeschwebt hat, in der Schilderung der Kriegsereignisse von 1848 geradezu classisch für die Schleswig-Holsteiner. „Trina“ ist die psychologisch am weitesten durchgeführte Erzählung des Dichters und für Land- und Städteleben in Dithmarschen kurz vor Anbruch der neuen Zeit höchst charakteristisch. In „Um de Heid“ stellt Klaus G. die Verhältnisse der napoleonischen Zeit in Holstein dar und zeichnet zugleich eine der Dithmarscher Herrennaturen. Aus des Dichters eigenem Leben steckt am meisten in den kleineren Erzählungen, die alle erotische Themata haben und meist tief ergreifen, vor allem auch dadurch, daß man des Dichters eigene Ergriffenheit spürt. Wie bei einem Dichter von seiner Bedeutung selbstverständlich, hat Klaus G. einen sehr eigenen Erzählerton — wer seinen Reiz erfaßt hat, der weiß z. B. auch, wodurch ein neuester Dithmarscher Roman, Frenssen's „Jörn Uhl“, so stark auf nichtdithmarsische Leser wirkt. Daß der Erzähler Klaus G. neben Reuter nicht zur Geltung kommen konnte, braucht hier kaum erklärt zu werden, und auch heute werden ihn nur die schätzen, die sich wirklich in eine stille Welt einzuleben verstehen. — Die Höhe der späteren Dichtung Klaus Groth's bezeichnen die beiden epischen Dichtungen „Rotgetermeister Lamp un sin Dochder“, 1862 einzeln erschienen, und „De Heisterkrog“, zuerst im zweiten Theile des „Quickborn“ 1870 veröffentlicht. Die beiden Werke ergänzen sich, der „Rotgeter“ stellt Geest und Geestleute — auch Heide, wo er spielt, ist ja Geestboden —, der „Heisterkrog“ die Marsch und Marschleben dar; der „Rotgeter“ bleibt im wesentlichen Idylle, der „Heisterkrog“ ist Schicksalsgeschichte; über dem „Rotgeter“ steht sozusagen die Sonne „Hermann und Dortheas“, der „Heisterkrog“ ist modern und dementsprechend auch in jambischen Versen geschrieben, während beim „Rotgeter“ der Hexameter verwandt ist. Die beiden Dichtungen gehören unbedingt zu den besten ihrer Art in der deutschen Litteratur, der „Rotgeter“ vor allem wegen seines ganz wundervollen Details, der „Heisterkrog“ als Stimmungsdichtung — der Ausdruck trifft aber noch nicht ganz das Richtige. „Sie haben etwas“, schrieb einmal Detlev v. Liliencron an Klaus G., „was ich noch bei keinem unserer großen,

d. h. wirklichen Dichter las, und das ich auch kaum ausdrücken kann; annähernd, so wunderbar es klingen mag, habe ich es bei Heinrich v. Kleist gefunden: also ein Zeichnen der Situation, das so an Herz und Nieren des Lesers greift, daß er durchaus erschüttert wird." Ja, das ist's ungefähr, wo andere Dichter Worte haben, schöne Worte machen, da wirkt Klaus G. durch die ganz mit Empfindung gesättigte Situation und ergreift bis ins tiefste. Er ist durchaus Realist, er hat die Sachen, aber sie kommen nicht nackt und kalt empor, erhalten auch nicht Stimmung als Zuthat, sondern sie werden mit ihr geboren, leben in ihr.

Von den beiden größeren prosaischen Schriften Klaus Groth's hat die erste, die „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch", 1858 erschienen, mancherlei Anfechtung erfahren, und wol mit Recht. Dagegen gehört die zweite „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung", die zuerst in einzelne Aufsätze getheilt in der „Gegenwart" erschien (1875), zu den besten Arbeiten dieser Art, die wir besitzen, und ist jedem Sprachforscher und Litteraturhistoriker aufs wärmste zu empfehlen, mag auch die zünftige Wissenschaft jetzt hier und da anders urtheilen als der selfmademan Klaus G. In späterer Zeit hat dann der Dichter außer einer niederländischen Broschüre „Dietsche Beweging" noch eine Reihe autobiographischer Aufsätze für die „Gegenwart" und zuletzt noch einen „Wie der Quickborn entstand" für Fleischer's „Deutsche Revue" geschrieben. Die „Lebenserinnerungen von Klaus Groth", herausgegeben von Eugen Wolff (1891), sind nach Notizen und mündlichen Erzählungen des Dichters zusammengestellt. Eine Sammlung der prosaischen Schriften Klaus Groth's existirt bisher nicht, seine dichterischen Werke aber sind als „Gesammelte Werke" 1893 in Kiel in vier Bänden erschienen. Der erste Band enthält den „Quickborn", den alten, im Laufe der Jahre vervollkommneten. Als „Quickborn II" sind dann die späteren plattdeutschen Gedichte, von denen „Voer de Goern" 1858 und „Fiv nie Leder ton Singen un Beden voer Sleswig-Holstein" 1864 auch einzeln erschienen sind, mit den beiden Epen „Heisterkrog" und „Rotgeter" zusammengestellt. Der dritte Band enthält die plattdeutschen Erzählungen: „Detelf" (unter dem obengenannten Titel), „De Waterbörs", „Witen Slachters", diese drei enger vereinigt, „Trina", „Um de Heid", der vierte „Ut min Jungsparadies" („Min Jungsparadies", „Von den Lüttenheid", „De Hoeder Moel"), die beiden Aufsätze „Büsum" und „Sophie Dethlefs un ik", das epische Fragment „Sandburs Dochder" (das dann in der zweiten Auflage der „Werke" noch vollendet erschien), die „Hundert Blätter" und eine sehr große Anzahl bis dahin noch unveröffentlichter hochdeutscher Gedichte („An meine Zeit", „Sonette", „Schleswig-Holstein", „Leben, Liebe und Tod", „Weihelieder").

Ueber Klaus Groth unterrichten außer den bereits genannten „Lebenserinnerungen" und autobiographischen Aufsätzen am besten: Müllenhoff's „Einleitung" von 1856, in den „Lebenserinnerungen" abgedruckt. — Karl Eggers, Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung (1885). — C. J. Hansen, Klaus Groth in zijn leven un streven als dichter, taalkamper, mensch met reisverhaal en terugblick op de dietsche Beweging (1889). — H. Siercks, Klaus Groth. Sein Leben und seine Werke (1899, die Quellschrift für das Leben, volksthümlich geschrieben). — Adolf Bartels, Klaus Groth. Zum achtzigsten Geburtstage (1899, ästhetische Würdigung). — Die Essays von Ernst Ziel in den „Litterarischen Reliefs", von Eugen Wolff in Westermanns Monatsheften, Bd. 85, und Hermann Krumm's Einleitung zu der neuen (3.) Ausgabe des illustrirten „Quickborn". — Die besten Bilder

Klaus Groth's haben Ludwig Bokelmann und Hans Olde geschaffen, Büsten der Albersdorfer Tiedje und Harro Magnussen. Adolf Bartels.

Grube: Adolf Eduard G. wurde am 18. Mai 1812 in Königsberg geboren. Er absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1831 die Universität daselbst, um Medicin und Naturwissenschaften zu studiren. Bald wandte er sich jedoch der letzteren Wissenschaft und zwar speciell der Zoologie zu und promovirte auf Grund seiner Arbeit: „De Pleione caruncu-lata", Königsberg 1837. Nachdem er sich als Privatdocent für Zoologie in Königsberg habilitirt hatte, veröffentlichte er mehrere beachtenswerthe Arbeiten: „Zur Anatomie und Psysiologie der Kiemenwürmer", Königsberg 1838; „Actinien, Echinodermen und Würmer des Adriatischen und des Mittelmeers", Königsberg 1840; „Ueber die Bildung des thierischen Körpers aus dem Ei", Königsberg 1844; „Untersuchungen über die Entwicklung der Anneliden", Königsberg 1844.

Diese sorgfältigen Arbeiten hatten zur Folge, daß G. 1844 als Professor der Zoologie nach Dorpat berufen wurde. Hier bearbeitete er in Verbindung mit Brandt, Erichson u. A. die wirbellosen Thiere, welche Middendorff von seiner auf Veranlassung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ausgeführten Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens mitgebracht hatte, für dessen Reisewerk. Ferner schrieb er: „Die Familie der Anneliden mit Angabe ihrer Gattungen und Arten", Berlin 1851. Nachdem er zum Staatsrath ernannt war, erhielt er einen Ruf als Professor der Zoologie nach Breslau, dem er Folge leistete. Hier veröffentlichte er das schon in Dorpat durch sorgfältige Beobachtungen vorbereitete „Verzeichniß der Arachnoiden Liv-, Kur- und Ehstlands", Dorpat 1859. Verschiedene Reisen nach der Schweiz gaben ihm Veranlassung zu verschiedenen Arbeiten, von welchen namentlich die Arbeit über die „Familie Eunicea" im Bericht der Schles. Ges. vaterl. Cultur 1878 hervorzuheben ist. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere werthvolle Arbeiten, namentlich in Müller's Archiv für Anat.; Wiegmann's Archiv f. Naturg.; Acta acad. Caes. Leop.-Car.; Ann. sc. nat. u. a.

G. starb am 23. Juni 1880 an einer Herzlähmung. Er war ein ausgezeichneter Beobachter der niederen Thierwelt und ihm verdankt die Wissenschaft sowohl die Kenntniß von dem inneren Bau und den Lebensgewohnheiten zahlreicher dieser Thiere als auch einer Menge neuer Arten. W. Heß.

Grube: August Wilhelm G., † am 27. Januar 1884, fruchtbarer pädagogischer Schriftsteller, besonders einflußreich als Methodiker des Rechenunterrichtes. — August Wilhelm G. wurde am 16. December 1816 in Wernigerode als Sohn eines Schneidermeisters geboren und besuchte 1825—33 das Lyceum (damals Progymnasium) seiner Vaterstadt, um sich sodann dem Berufe des Volksschullehrers zu widmen. Er war 1833—36 Zögling des Lehrerseminars zu Weißenfels, das damals unter der Leitung von Harnisch in besonderer Blüthe stand und an Ernst Hentschel, Wilhelm Prange u. A. tüchtige Lehrer besaß. Wohl vorbereitet und vielseitig angeregt, trat G. als Hülfslehrer an der Bürgerschule zu Merseburg (1836—40) in die Praxis der Volksschule ein, verließ jedoch nach wenigen Jahren die dortige Stelle, um als Hauslehrer bei dem damaligen Merseburger Regierungspräsidenten, späteren Minister Grafen v. Arnim-Boitzenburg einzutreten. Dem Berufe des Privaterziehers und Mentors blieb er fortan treu und übte ihn, seine Muße auf eifrige Studien und fleißige Schriftstellerei verwendend, nach dem Austritt aus dem Arnim'schen Hause (1843) zuerst in einer anderen adeligen Familie

(bis 1848) und dann bei einem Fabrikbesitzer in Hard bei Bregenz (Vorarlberg) aus. Bregenz wählte er zum Aufenthalte, als er 1866 sich zur Ruhe setzte, um ganz litterarischen Arbeiten zu leben. Den zahlreichen Auflagen seiner in Lehrerkreisen, Schulbibliotheken u. s. w. verbreiteten älteren Werke fügte seine fleißige Hand immer neue Bücher und kleinere Studien hinzu, mit denen er fast den gesammten Bereich des Volksschulunterrichtes umspannte und gemüthvoll anregend beeinflußte. Nach längeren Leiden, zuletzt völlig taub, starb der einsame Mann in Bregenz am 27. Januar 1884. Am nachhaltigsten wirkte G. durch seine Erstlingsschrift: „Leitfaden für das Rechnen in der Elementarschule" (1842; 17. Aufl. 1881). Er tritt darin mit etwas überschwänglicher Begeisterung für dies Lehrfach ein, von dessen richtiger, methodischer Handhabung er für Geist und Gemüth edelste Frucht erwartet. Neben manchen trefflichen Vorschriften und feinen Winken bringt das Buch einen neuen Gedanken, der bald eifrige Debatten für und wider G. hervorrief. In dem Zahlenraume von 1—100 soll nach G. der Unterricht nicht nach den sogen. vier Species eingetheilt und abgestuft werden, sondern jede einzelne Zahl als Individuum in allen ihren Beziehungen derart zur Anschauung bringen, daß daraus wie von selbst die einzelnen Grundrechenarten hervorwachsen. G. unterscheidet dies sein Verfahren, für das er vorbereitende Andeutungen besonders bei dem hannoverischen Rechenmeister Krancke gefunden hatte, als „Denkrechnen" von dem sonst geübten „Regelrechnen". — Für den Realunterricht in Geschichte, Erd- und Naturkunde prägte G. den eigenen litterarischen Typus der „Charakterbilder" oder „Biographien". Seine „Charakterbilder aus Geschichte und Sage" (23. Aufl. 1882, 3 Bde.); „Geographische Charakterbilder" (Bd. I u. II in 18., Bd. III in 14. Aufl. 1882); „Biographien aus der Naturkunde in ästhetischer Form und religiösem Sinne" (letzte Aufl. 1877—80, 4 Bde.); „Bilder und Szenen aus dem Natur- und Menschenleben in den fünf Hauptteilen der Erde" (7. Aufl. 1886, 4 Thle.); „Biographische Miniaturbilder" (6. Aufl. 1884, 2 Thle.) und andere ähnliche Schriften haben verdienstlich dazu beigetragen, den Unterricht auf diesen Gebieten zu beleben und frischer zu gestalten, auch weitere Kreise zu sinniger Betrachtung von Natur und Menschenwelt anzuleiten. Auf den Religionsunterricht übertrug G. die anderweit erprobte Form in den „Charakterbildern aus der heiligen Schrift im Zusammenhange einer Geschichte des Gottesreiches für Lehrer und Leser des Bibelwortes" (1853 und 54, 2 Thle.). Auf diesem, ihm besonders am Herzen liegenden Gebiete wünschte er Erhebung der Schule und des geistigen Lebens der Nation überhaupt „aus dem leidigen Gegensatze eines toten Dogmenglaubens und eines nicht minder abstracten Rationalismus" durch „wahre Aufklärung, die dem Glauben nicht entfremdet, sondern ihm die Herzen gewinnt". Er urtheilt: „Ein Glaube, der das Wissen zurückweist und vor der Aufklärung des Verstandes sich fürchtet, ist ein schlechter Glaube, und kein Schade drum, wenn er zu Grunde geht"; aber er warnt: „Der Lehrer sei vorsichtig und zerstöre nicht mit dem Lichte des Kopfes die Wärme des Herzens". Mehr systematisch dargestellt findet man Grube's pädagogische Ansichten in dem Werke: „Der Elementar- und Volksschulunterricht im Zusammenhange" (1851). Wie er die pädagogischen und überhaupt die Culturfragen seiner Zeit mit lebendiger Theilnahme begleitete, zeigen seine gesammelten kleineren Aufsätze in den beiden Bändchen: „Pädagogische Studien für Lehrer und Erzieher" (1860) und „Studien und Kritiken für Pädagogen und Theologen" (1871). In seinen späteren Jahren übernahm G. die Bearbeitung der neuen Auflagen von Chr. Oeser's (d. i. Schröer's) „Briefen an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Aesthetik". Gern gelesen

wurden ihrer Zeit auch seine „Alpenwanderungen“ (3. Aufl. von Benda 1885). Sander.

Grueber: Albrecht G., Genremaler, geboren am 12. September 1847 zu Prag, erhielt, da sein Künstlertalent frühe hervortrat und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, neben dem Elementar- und Gymnasialunterricht die Unterweisung seines vielseitigen Vaters Bernhard G. (vgl. den nachfolgenden Artikel), bildete sich weiter an der Akademie unter Professor Eduard Engerth und Max Haushofer, und seit 1863 in München bei Alexander Strähuber, Arthur v. Ramberg und Karl v. Piloty. Bei Ausbruch des Krieges 1866 trat G. als freiwilliger Cadett in die Armee; aber seine zarte Organisation nöthigte ihn, die militärische Laufbahn wieder aufzugeben. Scheinbar gekräftigt trat er im Juli 1870 abermals unter die Waffen und nahm mit seinem Bataillon lebhaften Antheil an der Schlacht von Wörth. Doch genügten die Strapazen dieser Tage vollständig, um darzuthun, daß der Maler den Anstrengungen des Militärdienstes nicht gewachsen war; er wurde nach längerer ärztlicher Behandlung als militärfrei entlassen. Mit vollem Eifer widmete er sich nun wieder der Malerei, das Genre- und Porträtfach nebst dem Thierstück (Pferde) in gleicher Liebe umfassend. Anfangs cultivirte G. nach dem Vorbilde vieler jüngerer Zeitgenossen auch das Rococobild. So erschien im Kunstverein das Costümstück „Ein Reiter begrüßt unter dem alten Schloßpförtchen eine Zofe“ (vgl. Fr. Pecht in Beil. 76 „Allgem. Ztg.“ 1872), dann zur Abwechslung ein „Fahrender Schüler des XVII. Jahrhunderts“ auf dem Stroh im Stall — die beide bereitwillige Käufer fanden. Rasch folgten die Bilder „Gelegenheit macht Diebe“ (1873); eine etwas zopfige Architektur mit lebendiger Staffage (1874) und 1875 die mit vielen Herren und Damen belebte „Rückkehr von der Jagd“, wozu Nymphenburg als Hintergrund gedacht war. Zwei Bildnisse, darunter das lebensgroße interessante Porträt seines Vaters, brachte das Jahr 1876, außerdem viele Reiter- und vortreffliche Pferdebilder. Ein „Im Stall lesender Bursch“, hinter ihm sein aufmerksam horchender Schimmel (1877) fand später eine Variante als Gegenstück, wobei das brave Rößlein den vom eingeschlafenen Herrn geschriebenen Brief aufschnuppert und mit dem Tintenfaß in unliebsame Berührung kommend, arge Verheerung anrichtet — ein Bildchen, welches ob seiner harmlos heiteren Gemüthlichkeit die Runde durch viele illustrirte Zeitungen und zuletzt noch in der New-Yorker Gazette „Um die Welt“ (Nr. 136 vom 12. April 1884) wirklich eine internationale Runde machte. Weiter kamen eine „Waldschenke“ mit Reitern (1880 angekauft vom Münchener Kunstverein) und die „Rückkehr von der Taufe“, ein Bild mit feinem Ton und pikanter Behandlung, wobei das romanische Portal vom Frauenchiemsee den Hintergrund bildet (1880 in der Ausstellung zu Düsseldorf). Außer einer auf Bestellung gefertigten Copie von Piloty's „Triumph des Germanicus“ malte G. noch einige Stillleben: ein „Holländisches Mädchen“ (1880), einen sehr sorgfältig durchgeführten „Flötenspieler“, „Gelehrten“ und einen „Raucher“. Während dieser Arbeiten machte sich indessen schon ein Leiden bemerklich, welches unhemmbar und schauderhaft fortschreitend Erblindung brachte und in weiterer Folge den ganzen geistigen Organismus zerstörte — ein heilloser Proceß, welcher erst am 24. August 1888 den armen Dulder erlöste.

Vgl. Beil. 117 d. Allgem. Ztg. v. 28. April 1889. — Fr. v. Bötticher 1895. I, 420. Hyac. Holland.

Grueber: Bernhard G., Baumeister und Kunsthistoriker, geboren am 27. März 1806 zu Donauwörth, kam mit seinem Vater, der eine Stelle

an der Staatsschuldentilgungs-Commission erhielt, schon 1812 nach München, wo der fleißige Junge an Lateinschule und Gymnasium den Grund legte zu einer umfassenden wissenschaftlichen Bildung. Dann trieb ihn eine mächtige Vorliebe für die Kunst an die Akademie, wo er sich zunächst der Malerei widmete, bald aber die Baukunst zum Lebensberuf erkor; namentlich fesselte ihn die mittelalterliche Architektur, deren Schönheit dem achtzehnjährigen Jüngling auf einer Rheinreise aufgegangen war. Das Glück führte ihn 1830 zu Jos. Daniel Ohlmüller, welcher damals mit den Plänen für die spitzbogige Auerkirche beschäftigt war und bei Ausführung dieses herrlichen Baues den strebsamen G. theoretisch und praktisch in seinem Bureau verwendete. In dieser Zeit entstanden auch die ersten Lithographien Grueber's, z. B. die Ansicht des auf dem alten Burgplatz zu Wittelsbach durch Ohlmüller errichteten Denkmals; auch in Radirung und Kupferstich scheint er sich bethätigt zu haben. Bald darauf leitete G. die Vorarbeiten zu der von König Ludwig I. veranlaßten Restauration des berühmten Regensburger Domes, wobei er sich eine heftige Erkältung zuzog, die ein dauerndes Gehörleiden zur Folge hatte, welches ihm den lebendigen Austausch mit der Mitwelt sehr erschwerte und leider zeitlebens wesentlich beeinträchtigte. Im J. 1833 erhielt G. die Stelle eines Lehrers für Zeichnen und Bossiren an der Gewerbeschule zu Regensburg: für die Bedürfnisse dieser Anstalt gab er eine „Allgemeine Zeichnungsschule“ heraus und schrieb 1841 das Programm über „Die künstlichen Gewerbe in ihrer Ausübung durch Handwerker und Fabrikanten“ (Stadt am Hof 1841), in welchem er, längst bevor anderswo das Kunsthandwerk wieder entdeckt wurde, sehr beherzenswerthe und mannhafte Worte sprach. Zur Erweiterung seiner architektonischen Studien ging G. 1834 und 1837 nach Italien; die Ausbeute davon legte er in einem höchst instructiven, für das Wiederaufleben des Spitzbogenstiles bahnbrechenden Werke nieder: „Vergleichende Sammlungen für christliche Baukunst“, dessen erster Band (Augsburg 1839) die Ornamente und der zweite (ebendaselbst 1841) die Constructionslehre enthält; jeder ist durch 50 lithographische Tafeln erläutert, wozu der Verfasser das von ihm gesammelte Material mit größter Treue in mustergültiger Weise verarbeitete. Die Dedication trug den Namen des Kronprinzen Maximilian. In der Arabesken-Umrahmung des ersten Titelblattes brachte G. sein Porträt an, wie er uns auch auf einer Büste entgegentritt, welche Ludwig Foltz, damals sein College an derselben Anstalt, in Lebensgröße modellirte; das Titelblatt des zweiten Theiles bringt in dankbarer Erinnerung das Bildniß seines, mitten im unvollendeten Schaffen schon am 22. April 1839 gestorbenen Lehrmeisters Ohlmüller. Eine andere werthvolle Schrift veröffentlichte G. über „Das Stift des hl. Johannes des Täufers in Monza“ (Regensburg 1840), eine mit elf Abbildungen belegte Studie zur Geschichte Theudilinda's (Dietlint) von Baiern und der Kunstbildung ihrer Zeit. Außerdem gab G. heraus ein „Donau-Panorama von Ulm bis Wien“ mit Karte und Ansichten (gestochen von H. Winkler), eine Monographie über die „Walhalla“ und den „Dom in Regensburg“ (ebendaselbst 1844), beide durch Grundrisse, Prospecte und Innenansichten in Stahlstichen erläutert. Ferner und zwar mit Adalbert Müller gemeinsam, die „Erinnerungen an Regensburg“ (1845) und die Beschreibung „Der Bayerische Wald“ (1846), beide mit zahlreichen Stahlstichen nach Grueber's Zeichnungen illustrirt, heute noch für Touristen ein willkommener Führer. Der Wunsch, seine gediegenen Kenntnisse und vielseitigen Fähigkeiten im Baufach als selbständig ausübender Künstler zu bewähren, veranlaßte ihn nach zwölfjähriger Thätigkeit seine untergeordnete Wirksamkeit aufzugeben. Schon 1842 hatte G. im Auftrag des Fürsten Hugo Salm in dessen Palast zu Prag einen

Saal erbaut. Infolge dieser Leistung erhielt er 1844 einen ehrenvollen Ruf als Professor der Baukunst an der Landesakademie zu Prag, womit sich für ihn große künstlerische Aufgaben im kirchlichen wie im profanen Fache eröffneten. Von Neubauten entstanden neben anderen kleineren Leistungen: das Hauptschulgebäude zu Tetschen (1846); die Friedhofkirche mit der Berger'schen Familiengruft in St. Johann; das Palais des Freiherrn v. Aerenthal zu Prag (1847 und 1848); die große spitzbogige Marienkirche zu Turnau (1850); das Schloß Blatna und die Familiengruft der Ritter von Brinitz in Politschan (1853—1855); die Südfronte des Rathhauses in Prag (1856—1857); das ungeheure, ganz aus Quadern erbaute Schloß Groß-Skal. Auch lieferte G. die Pläne für das fürstlich Schwarzenberg'sche Schloß Worlik; die fürstlich Rohan'sche Residenz Sichrow und die Pfeiler der Kettenbrücke zu Tetschen. Auch unternahm G. die Restaurationsarbeiten des Domes zu Kuttenberg und den gewaltigen Sockelbau des Radetzky-Denkmals.

Neben dieser, einen Mann vollauf beanspruchenden Bauthätigkeit übte er sein Lehramt und bethätigte sein wissenschaftliches Interesse für die Kunst und ihre historische Entwicklung. Seine Gewohnheit, überall und bei jeder Gelegenheit alte Kunstwerke zu zeichnen und die erforderlichen Notizen und Urkunden zu sammeln, führte ihn auf ein früher in Böhmen kaum noch betretenes Gebiet; die Ausbeute wuchs beträchtlich auf den vielfachen Reisen nach allen Theilen des Landes. G. machte Aufnahmen, Risse und Durchschnitte von Kirchen, Schlössern und Burgen, zeichnete Sculpturen, Geräthschaften und Bilder, alles mit unermüdlicher, kundiger Hand, verständnißinniger Treue und strengem Stilgefühl. Mit dem Wachsen seiner Schätze entstand das Bedürfniß des Ordnens und Verarbeitens. So drängte sich die Feder von selbst in die Hand. Zuerst erschien die „Charakteristik der Baudenkmale Böhmens“ (Wien 1856), die „Baudenkmale der Stadt Kuttenberg“ (1861) und die werthvollen Untersuchungen über „Die Kaiserburg zu Eger und die an dieses Bauwerk sich anschließenden Denkmale“ (Prag und Leipzig 1864 bei Brockhaus), ferner die mustergültige Monographie über „Die Kathedrale des hl. Veit zu Prag und die Kunstthätigkeit Kaiser Karl's IV.“ (Prag 1869), eine zwar kleine Abhandlung, welche aber das Resultat von mehr als zwanzigjährigen Beobachtungen, Messungen und Studien bietet, dazu ganz charakteristisch für den Verfasser, so schmucklos und schlicht und dabei doch so schön geschrieben, mit solcher Fachliebe und Sachkenntniß, daß sie in dem Leser eine wahre Freude und inniges Verständniß für dieses Kunstwerk entzündet. Diese gewinnende Gabe spricht auch aus jenem Werke, welches das wohlgesichtete Resultat dreißigjähriger Arbeit und eines auf einem Flächenraum von 1500 Quadratmeilen gesammelten Materials enthält. Das wirklich epochemachende Unternehmen, welches die Reichthümer dieses Landes erschloß und zur Kenntniß der Kunstgeschichte brachte, das Hauptwerk seines Lebens, Forschens und Schaffens, erschien, ausgestattet mit zahlreichen Holzschnitten, unter dem Titel „Die Kunst des Mittelalters in Böhmen“ in vier stattlichen Quartbänden (Wien 1871 bis 1879, mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht durch die k. k. Centralcommission für Erhaltung der Baudenkmale). Als der im stillen St. Johann in Pongau ausruhende Autor die an den „hohen Landtag des Königreichs Böhmen“ gerichtete Dedication schrieb (Juli 1879), mochte in seiner Seele wol ein Strahl der Freude aufblitzen, ein Werk „aere perennius“ vollendet zu haben. Der erste Band (1871) umfaßt die Zeit des romanischen Stiles von 1070—1230; der zweite den Uebergang zur Gothik von 1230—1310; der nächste (1877) die Glanzperiode der Luxemburger 1310—1437; den Schluß bildet die Spätgothik von 1437—1600. „Damit

erschloß G. die Kunstgeschichte Böhmens zuerst weiteren Kreisen in einer Vollständigkeit, die als Resultat des Fleißes einer einzelnen Arbeitskraft erstaunlich ist; er besaß alle Eigenschaften zur Lösung dieser enormen Aufgabe: Die Praktik des ausübenden Architekten, die gute Schule der künstlerischen Forschungsmethode und dazu die schriftstellerischen Eigenschaften einer lebendigen Darstellung und eines sachlich angemessenen Stils, der auch in der Detailuntersuchung nie trocken wurde und dem man die frische Kraft des Auges stets anfühlte.“ In eingehender, sachkundiger Weise hat Lübke die einzelnen Bände jedesmal in den Beilagen der „Allgemeinen Zeitung“ 1871 (Beil. 284), 1875 (Beil. 180), 1881 (Beil. 189) ausführlich zur wohlverdienten Würdigung gebracht.

Nebenbei entstand das instructive Buch über die „Baumaterialienlehre“ (Berlin 1863), worin G. seine praktischen Erfahrungen niederlegte, und eine Reihe anderer kunst- und culturhistorischer Untersuchungen, z. B. über „Das deutsche und slavische Bauernhaus in Böhmen“ und die werthvolle Abhandlung über „Kaiser Ludwig der Bayer, Karl IV. und die Gralsage“ (1871), feinfühlige Arbeiten, welche G. theils in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission, theils in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ niederlegte. Leider fand der hochverdiente Mann gerade in dem Lande, dessen Geschichte er so glorreich in Wort und Werk an den Tag brachte, nicht die verdiente Würdigung. Der dualistische Hader wurde auch ihm verderblich. Die Prager Kunstakademie, welche keine Staatsanstalt ist, sondern nur als Landesstiftung unterhalten wird, schob ihn, als die Tschechen die Majorität erhielten, ohne Pension hinaus. Doch ehrte ihn der Kaiser durch einen Gnadengehalt.

Müde der unausgesetzten Verdächtigungen und ebenso grundlosen wie hämischen Angriffe, räumte G. das ihm so theuer gewordene Böhmen, welches er wie kein anderer durchforscht und beschrieben hatte und übersiedelte erst nach Freising und bald darauf nach München. Hier vollendete er sein Werk zu Ehren des gegen die Deutschen nur zu oft ungastlichen Landes (wie häßlich hatte man dem Holbein-Biographen Alfred Woltmann seine für Böhmens Kunstgeschichte so begeisterten Vorträge vergällt) und brachte sein längst geplantes Buch über „Die Elemente der Kunstthätigkeit“ (Leipzig 1875) zum Abschluß. Auch arbeitete G. trotz seiner herben Erfahrungen mit alter Lust an einem fünften Bande seines Werkes, worin die Periode der Renaissance in Böhmen in gleicher Weise geschildert werden sollte. Mit rastlosem Fleiße traf G. die Vorarbeiten zu einer „Geschichte der Ornamentik“, wozu er die Tafeln selbst zeichnete, da das k. k. Ministerium des Unterrichts zur Herausgabe derselben die fördernde Hand zu bieten versprach. Dem praktischen Baufach hatte er entsagt, als seine Concurrenzarbeiten, erst bei der Wiener Votivkirche, dann bei dem Münchener Akademieneubau nicht die gewünschte Beachtung fanden. Dagegen nahm sein unablässig wogender Geist einen neuen Schwung nach dem Bereich der ihm immerdar willig zu Gebote stehenden Poesie: er dichtete einen Cyclus nach Moriz v. Schwind's „Melusine“, schrieb allerlei noch ungedruckte Novellen und hatte gerade die Ausarbeitung eines Lustspieles begonnen, als ein altes, scheinbar beruhigtes Magenübel wieder aufbrach, welches ihn nach kurzen, schweren Leiden am 12. October 1882 dem Tode überlieferte. Eine kleine Schrift über „Die Wallfahrtsbilder zu Polling und Ettal“ (Regensburg 1882), worin er das vom Kaiser Ludwig dem Baier aus Pisa mitgebrachte kostbare Sculpturwerk und das merkwürdige Crucifix zu Polling einer kunsthistorischen Kritik unterzog, war als letzte Arbeit kurz vorher erschienen. Auch an der zweiten Auflage von Lübke's „Geschichte der Renaissance“ (Stutt-

gart 1882) hatte G. sich mit Rath und That betheiligt, ebenso wie er früher zu der von Hermann Schmid besorgten neuen Ausgabe des „Malerischen Baiern“ allerlei Beiträge in Bild und Wort geliefert hatte.

G. war Künstler in jeder Richtung, abgesehen von der Musik, die ihm durch seine Schwerhörigkeit leider verschlossen blieb. Eine anhaltende Frische und Heiterkeit, ein tiefes Verständniß der Natur begleitete ihn und verklärte sein ganzes Leben, trotz vielen schweren Erfahrungen. Glänzende Auszeichnungen, wie der seltene Mann sie hätte erheischen können und sie anderen von selbst in den Schoß fallen, hatten ihn nie erreicht. Daß Undank der Welt Lohn ist, scheint sich an ihm gerade in dem Lande, zu dessen Ehre und Ruhm er wie wenige andere mannhaft beitrug, bewährt zu haben. — Seit dem 24. April 1842 mit einer Tochter des Kreisgerichtsarztes Dr. Joh. Suibert Seibertz zu Arnsberg verheirathet, freute er sich zahlreicher Kinder und Enkel. Sein ältester Sohn Dr. Erwin Grueber, welcher lange als Professor zu Oxford wirkte, zählt nun zu den Zierden der juridischen Facultät an der Universität München. Dessen reichbegabter Bruder, der Genremaler Albrecht Grueber (s. den vorstehenden Artikel), folgte am 24. August 1888 dem Vater ins Grab.

Vgl. Nagler. 1837. V, 402. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. 1859. V, 389. — Nekrologe in Beil. 311 d. Allgem. Ztg. v. 7. November 1882 und in Lützow's Zeitschrift 1883. XVIII, 224 ff. — Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag 1883. XXI, 274 ff. — Singer. 1896. II, 95. Hyac. Holland.

Gruchot: Julius Albert G., Geh. Justizrath, wurde als Sohn eines Steuereinnehmers in Frankenstein (Schlesien) am 19. März 1805 geboren, studirte in Heidelberg und Breslau die Rechte und wandte sich der praktischen Laufbahn zu, leider vielfach durch Kränklichkeit gehindert. 1834 bestand er die dritte juristische Prüfung und erhielt eine Hülfsrichterstelle in Hagen (Westfalen), wurde 1835 nach Soest versetzt, 1847 Land- und Stadtgerichtsrath, am 14. April 1849 zum Hülfsarbeiter am Appellationsgericht in Hamm befördert, am 13. Juli 1853 Rath daselbst. Er machte sich — wie dies später das ihm am 4. August 1861 ausgestellte Breslauer Ehrendoctordiplom bekundete — verdient durch Begründung einer Zeitschrift, bei der er die Theorie zum belebenden Princip der Praxis zu machen und dadurch in letzterer den Geist wahrer Wissenschaftlichkeit anzuregen bezweckte. Es sind dies die auch heute noch erscheinenden „Beiträge zur Erläuterung des Preuß. Rechts durch Theorie und Praxis“ (Hamm 1857 ff.), in denen er durch 19 Bände hindurch werthvolle Glossen zum Preuß. Allgem. Landrecht sammelte. Auch nach Ausscheiden aus seiner Stellung, gelegentlich deren er am 1. April 1873 zum Geh. Justizrath ernannt wurde, führte er die Leitung der Zeitschrift bis 1876 fort. Gute Arbeiten sind sein „Preußisches Erbrecht in Glossen zum A. L. R. auf römischer und germanischer Grundlage unter Berücksichtigung der neueren Gesetzgebung dargestellt“, 3 Bände, Berlin 1865/67, und „Die Lehre von der Zahlung der Geldschuld nach heutigem Rechte“, Berlin 1871. G. starb am 9. October 1879.

Vorwort v. Küntzel in Bd. XXI d. Beiträge u. Nekrolog in Bd. XXIV (1880), S. V—VIII. — Zarncke's Lit. Centralbl. 1871, Sp. 936. — Krit. Vierteljahresschrift XV, 159—161. — Ztschr. f. d. ges. Handelsrecht III, 279. A. Teichmann.

Grün: Dionys Ritter von G., Geograph, wurde am 18. Januar 1819 als Sohn unbemittelter jüdischer Eltern zu Prerau in Mähren geboren. Nach-

dem er die Volksschule besucht hatte, wendete er sich, der Noth gehorchend, zunächst der Landwirthschaft zu, jedoch vermochte ihn dieser Beruf nicht zu befriedigen, da er seinem regen Bildungstriebe zu wenig Nahrung bot. Sein durch Selbststudium immer mächtiger angeregtes Verlangen nach wissenschaftlichen Kenntnissen wurde endlich so mächtig, daß er sich noch im Alter von 20 Jahren entschloß, das Gymnasium zu Preßburg zu besuchen. Nachdem er den Cursus vollendet hatte, bezog er 1845 die Universität Prag, um hauptsächlich Philosophie und Geschichte zu studiren. Als er sich nach zwei Jahren aus Mangel an Mitteln außer Stande sah, das Studium fortzusetzen, nahm er eine Hauslehrerstelle in Dresden an. Durch die Unruhen des Jahres 1849 verscheucht, siedelte er nach Berlin über und suchte sich hier seinen Unterhalt durch schriftstellerische Thätigkeit zu verdienen. Daneben hörte er an der Universität Vorlesungen namentlich bei dem Physiker und Meteorologen Heinrich Wilhelm Dove und dem Geographen Karl Ritter. Der letztere erweckte in ihm ein so lebhaftes Interesse für sein Specialgebiet, daß G. den Entschluß faßte, sich in Zukunft ganz der geographischen Wissenschaft zu widmen, doch hat er es nicht zu wirklich hervorragenden Leistungen auf diesem Gebiete gebracht. In Berlin geschah es auch, daß er nach reiflichen Erwägungen zur katholischen Kirche übertrat. Nachdem er die akademischen Studien abgeschlossen hatte, kehrte er nach seinem Vaterlande Oesterreich zurück. Da er aber durch einige in Berlin erschienene Zeitungsaufsätze über den ungarischen Aufstand das Mißfallen der reactionären Machthaber erregt hatte, wurde er verhaftet und einige Zeit im Untersuchungsgefängniß gehalten. Da sich jedoch seine völlige Ungefährlichkeit herausstellte, gab man ihm bald die Freiheit zurück. Er beschloß nun, sich der journalistischen Laufbahn zu widmen. Als er sich jedoch in seinen Erwartungen enttäuscht sah, nahm er 1853 eine Lehrerstelle an dem erzbischöflichen Gymnasium zu Leutschau in der Zipser Gespanschaft an, die er zwei Jahre später mit einer Professur für Geschichte und Geographie am akademischen Gymnasium zu Wien vertauschte. Hier führte er nun 20 Jahre hindurch ein ruhiges, den Studien und der Lehrthätigkeit gewidmetes Leben. Litterarisch trat er nur selten hervor. Als erstes selbständiges Werk veröffentlichte er einen Gedichtband „Lerchengrüße“ (Wien 1855, 2. Auflage Prag 1881), später einen Leitfaden der Geographie für die erste Stufe des erdkundlichen Unterrichts (Wien 1866), endlich eine mehr als 1000 Seiten umfassende Länder- und Völkerkunde (Wien 1870—71, 2. Aufl. 1873). Dieses Buch gab hauptsächlich den Anlaß, daß er 1872 den Auftrag erhielt, den damals 14jährigen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in den geographischen Fächern zu unterrichten. G. unterzog sich dieser nicht immer leichten Aufgabe mit Erfolg und durfte sich rühmen, in dem jungen Prinzen jene Vorliebe für die Geographie erweckt und gefördert zu haben, die derselbe später auf seinen Reisen und in mehreren Schriften länderkundlichen Inhalts zum Ausdruck gebracht hat. Als 1875 der Cursus beendigt war, wurde G. in Anerkennung seiner Verdienste die Ritterwürde verliehen. Auch berief ihn die deutsche Universität zu Prag als Professor auf den neu errichteten Lehrstuhl für Geographie. In seiner Antrittsvorlesung behandelte er „Die Geographie als selbständige Wissenschaft“. Durch seine akademische Thätigkeit übte er indessen keinen weitreichenden Einfluß aus. 1885 sah er sich durch andauernde Kränklichkeit genöthigt in den Ruhestand zu treten. Seine letzten Jahre verlebte er in Prag, wo er am 26. Februar 1896 an Altersschwäche starb. Seine nicht unbedeutende Büchersammlung hinterließ er dem Verein der Geographen an der Universität Wien.

Bericht über das 22. Vereinsjahr des Vereins der Geographen an

der Universität Wien 1895—96. — W. Wolkenhauer im Geographischen Jahrbuch XX, 471 und im Biogr. Jahrbuch II, 437.

Viktor Hantzsch.

Grün: Karl Theodor Ferdinand G., Publicist, wurde am 30. September 1817 zu Lüdenscheid in Westfalen als Sohn eines sehr unbemittelten Volksschullehrers Johann Samuel G. geboren. Er besuchte anfänglich daheim die Volks-, dann wol auch die damalige Rectoratsschule, schließlich in Wetzlar das Gymnasium. Daselbst hatte nämlich der Vater von Grün's Mutter Sophie, der herzogl. nassauische Hofrath und Doctor der Medicin Karl Friedeman de Groote (1764—1842; Sohn des nassauischen Generalsuperintendenten zu Usingen und Nachkommen von Hugo Grotius) lange gewohnt, der ihn dann vom Dorf Kirchen aus „treu überwachte und einen ehrsamen Landpfarrer aus mir machen wollte, weil ich ein gutes Gedächtniß und ziemliche Redegaben hatte"; „meine damals jungen Dichtergaben mußten das Ihrige zu der Feier beitragen", als der Großvater am 13. October 1834 das 50jährige Arztjubiläum feierte, und der Enkel hat dem hochverehrten originellen Manne acht Jahre später mitten aus „der wildesten Katastrophe meines politischen Leidens" einen schön pietätvollen Nekrolog geschrieben, am Ende des Abschnitts „Charaktere" seiner „Bausteine". In Bonn sollte er Theologie studiren, ging aber bald zur Philosophie und Philologie über, welche Studien er an der Berliner Universität fortsetzte. Hier gerieth er ganz und gar in den Bann des Hegel'schen Dogmas und seines Namengebers, und darin hat er danach als feuriger Kämpe lange verharrt, bis er nach vielen politischen Erlebnissen und litterar- wie culturhistorischen Arbeiten 1876 in einem Compendium sich völlig bekehrt zeigen sollte. Ob, wo, wie er die akademischen Studien zu einem greifbaren Abschlusse gebracht, ob der Doctortitel, dessen er sich übrigens in keiner seiner Schriften bedient, ihm zugestanden hat, ist nicht bekannt. Seit 1838 übernahm der 21jährige eine Stellung als professeur, d. i. Lehrer, der deutschen Sprache und Litteratur, wol auch des Englischen am Collège zu Colmar im Elsaß. Aus dieser bald geschieden, warf er sich freier Schriftstellerei in die Arme. Die jungdeutsche Bewegung, deren Stimmführer gerade damals durch die bundestaglichen Verbote u. ä. der Märtyrer-Nimbus umgab, hatte es ihm angethan. Durchaus in ihrem Geiste gehalten ist Grün's, nach der verschollenen fraglichen Schrift „Nord und Süd" (1838), erste Buch-Veröffentlichung: „Buch der Wanderungen. Ostsee und Rhein. Von Ernst von der Haide. Herausgegeben von Karl Grün" (1839): „Herrn Dr. Karl Gutzkow zu Hamburg", dem er zwei Jahre vorher in Frankfurt a. M. näher getreten war, als dem kritischen Haupte jener verfolgten Litteraten-Schar, mit einem breiten social- und litteraturpsychologischen Ueberblick der Zeitlage unter ständiger Rücksicht auf Gutzkow's Verlautbarungen gewidmet, von der Plattform des Straßburger Münsters aus über deutsches und französisches Land hin das Evangelium des Guten, Wahren und Schönen im Zeichen des Ausgleichs der Nationen und Confessionen predigend. Der eigentliche Text, S. VIII durch die Blume als Grün's Erzeugniß eingeräumt, bringt, meistens dem landschaftlichen Momente geltende, Reisebriefe damals üblichen Kalibers, denen gelegentliche Blicke in das ökonomische Milieu und die begegnenden Menschen eingestreut sind: zum größern Theil einen Berliner Ausflug nach Pommern, zumal nach Rügen schildernd, zum kleinern „Rheinische Briefe" aus dem Sommer 1838 von Bonn bis zur besprochenen Düsseldorfer Kunstausstellung an seinen Freund Moriz Carriere mittheilend, von welchem „jungen Helden" er in der Philosophie für „eine Verschmelzung des Idealismus und Realismus" das Beste erwartet; eine Skizze vom Abstecher in das Ahr-Gebiet ist

angehängt. Interessant sind gegen das Ende der ausgesponnenen Vorrede die Bruchstücke seines angekündigten, nie erschienenen Zeitspiegels „Oswald, ein Roman", aus dem er besonders ein kosmopolitisch-philosemitisches Gespräch für die Emancipation der Juden heraushebt. Dieses Thema erörterte er in den nächsten Jahren wiederholt: 1844 in gründlicher Monographie „Die Judenfrage. Gegen Bruno Bauer (s. d.)", den bekannten scharfen Religionskritiker (dessen „D. J." 1843), aber hauptsächlich vom Standpunkte des Verlangens völliger Trennung von Kirche und Staat. Letztere Tendenz verquickte sich bei ihm immer mehr mit einem ins Socialistische — damaliger Farbe — ausartenden Junghegelianismus, und er gerieth mehrere Jahre hindurch in unablässige Zusammenstöße mit der Polizeigewalt und Preßcensur. 1842 gründete er die „Mannheimer Abendzeitung" als erstes radicales Tagesblatt in Deutschland, die unterdrückt wurde. Durch das Ministerium Blittersdorf — die Vorgänge schildert G. in „Meine Ausweisung aus Baden und meine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke" 1843 — und dann auch aus der bairischen Pfalz ausgewiesen, ging er rheinabwärts, wo er etwa 1½ Jahre in Köln blieb und anfänglich als ungebundener Journalist sowie durch Vorträge allgemeineren Inhalts aufklärerisch zu wirken suchte, doch auch in Litteratur- und Culturgeschichte sich umthat. Solche Reden hielt er mit ganz besonderem Erfolge im Frühlinge 1843 in Osnabrück und „Ueber wahre Bildung. Eine Vorlesung gehalten den 28. April 1844 zu Bielefeld zum Besten der armen Spinner im Ravensbergischen" (1844), der die Nothwendigkeit humanitär-socialen Eingreifens in den Vordergrund stellte und G. „Die Bielefelder Monatsschrift" ins Leben zu rufen veranlaßte. Letztere hat Juni 1844 gemäß höherer Anweisung der Mindener Bezirkscensor „in der Geburt erstickt". Den Osnabrücker Eindruck belegen die ‚allmählich aus den Armen des Preßbengels herauskommenden' „Bausteine. Zusammengetragen und mit einem Sendschreiben an seine Osnabrücker Freunde begleitet" (1844): längere und kürzere Aufsätze aus seiner publicistischen Thätigkeit seit 1837, über Agrippa von Nettesheim, Börne, Walesrode, Herwegh, K. Heinzen, K. Seydelmann, Heinr. König und den eigenen Großvater (s. o.), über actuelle Preß- und Censurangelegenheiten, Schutzzoll, „Nationalschifffahrt", gleichzeitige Gesetzgebungsacte und inner-, zumal kirchenpolitische Streitfragen; im ‚Sendschreiben' S. VIII eine von Freiligrath's bekanntem Dictum ‚Deutschland ist Hamlet' wol unabhängige Darlegung dieses Gedankens.

Vom 1. Juli bis 30. September 1844 besorgte G. unter den größten Schwierigkeiten seitens der Behörden die Redaction des Journals „Der Sprecher oder Rheinisch-Westphälischer Anzeiger". Infolge der amtlichen „vielen großen und kleinen Nadelstiche" wich „selbst das Zutrauen der Abonnenenten", und G. wandte sich nun, nachdem er noch, in fünf nur einzeln zu Tage geförderten Heften sein Buch über Friedrich Schiller (es erhält unten eine nähere Besprechung) herausgegeben hatte, der Plackereien müde Ende 1844 nach Paris, dessen deutsch-radicale Kreise er schon bei einem Besuche im Winter 1842/43 kennen gelernt halte. Von da aus ließ er im Februar 1845 „Neue Anekdota" ausgehen, eine Auslese seiner für den „Sprecher" bezw. jene „Bielefelder Monatsschrift" geschriebenen, aber confiscirten oder gar nicht zum Drucke zugelassenen politischen, volks- und socialwirthschaftlichen u. ä. Beiträge nebst actenmäßiger Darlegung des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens. G. hat in diesen Jahren seine Bücher, deren Hervortreten in Preußen nicht möglich, bei C. W. Leske in Darmstadt drucken und erscheinen lassen, die Flugschrift über seinen Mannheimer Ausgang in Zürich und Winterthur. Als G. im Winter 1845/46 in Paris Vorträge über deutsche Litteratur und

Geistesentwicklung halten wollte, erkundigten sich mouchards (Polizeibeamte) bei ihm angelegentlich nach seinem Verhältnisse zu dem „Communisten“ — L. Feuerbach, und als er diese abfahren ließ, erfolgte das Verbot der Vorlesungen. Auch seine ziemlich oberflächliche Schrift „Ueber Goethe vom menschlichen Standpunkte“ (1846) datirt aus Paris, während er sich dort im übrigen in die sociale Frage weiter vertiefte und als Ergebniß die Schrift „Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien. Briefe und Studien“ (1845), sowie eine deutsche Bearbeitung des „Système des contradictions économiques ou Philosophie de la misère“ Pierre Joseph Proudhon’s (Original 1846) vorlegte (2 Bde., 1847), welchem originellen anarchistisch angehauchten unabhängigen Socialisten Hegel’scher Schule er damals brieflich recht nahe trat. Als G., 1847 wegen seiner engen Verbindung mit deutschen communistischen Arbeitern vom Ministerium Guizot-Duchâtel ausgewiesen, nach Belgien gegangen, 28. Februar 1848 über Lille nach Frankreich und Paris hineinlugend, im Frühling 1848 nach Deutschland zurückkehrte, war die erste Veröffentlichung, die er als Niederschlag der inzwischen ausgebrochenen Umsturzbewegung auf den Markt brachte, die schon im Juni 1848 von Frankfurt ausgehende Broschüre „Die französische Februar-Revolution. Aus dem Französischen des P. J. Proudhon“, als erstes Heft einer Serie „Die Revolution im Jahre 1848. In zwanglosen Heften“; Grün’s leidenschaftliches „Einleitendes Wort“ kündigte als Fortsetzung eine „Kritik der deutschen Revolutionen von 1848“ und eine Mittheilung des Proudhon’schen Finanzplans an — die Ereignisse überholten und durchkreuzten diesen Plan. G. wurde für den Kreis Wittlich 1848 in die preußische Nationalversammlung gewählt, wo er zur äußersten Linken gehörte, auch 1849 in die statt dieser einberufene Zweite Kammer. Nach deren Auflösung wurde er wegen Theilnahme am Zeughaussturme zu Prüm, auch wegen „intellectueller“ Betheiligung am Aufstande der Pfälzer Republikaner verhaftet und angeklagt. Es scheint mir, daß dabei eine Verwechslung Karl Grün’s mit seinem jüngeren Bruder Albert (geb. 1822), dem noch jetzt hochbetagt zu Straßburg lebenden Dichter und Aesthetiker, untergelaufen ist. Dieser hatte nämlich, 1846 vor einer Anklage wegen Majestätsbeleidigung nach Belgien entwichen, sich sofort bei Losbruch der 48er Unruhen mitten in den Trubel gestürzt, ward als ehemaliger Bergakademiker Vorsitzender der Königstädter Gruppe der Berliner Maschinenbauer, die, gut bewaffnet, des Haupträdelsführers F. W. Held gefürchtete Leibwache bildeten (O. v. Corvin, Erinnerungen aus m. Lbn. III, S. 8 f.), floh beim Einmarsche Wrangel’s, rüttelte Sachsen mit auf, dessen revolutionäre Regierung ihn nach Frankfurt delegirte, und von da ging er mit radicalen Abgeordneten nach der empörten Pfalz als Civilcommissär, wurde nach dem Fehlschlagen in effigie hingerichtet, betheiligte sich am badischen Aufstande und entkam nach dessen Fehlschlagen im Juni 1849 nach Straßburg, wo er fürder, seit 1870 als treuer Anhänger der nationalen Gestaltung der Dinge, gelebt hat, schließlich Professor an der neudeutschen höheren Töchterschule. Er hat, laut brieflicher Angabe (21. März 1904), mit dem Bruder Karl „nur als Knabe und später einige Wochen in Belgien zusammengelebt“, ist „auch seiner litterarischen Thätigkeit nicht gefolgt, da wir in vielen Beziehungen ziemlich weit auseinandergingen“ — jedoch sind Action und Schicksal Beider in jenen Jahren so mannichfach ähnlich, daß dem ältern, gerade 1848/49 weniger explosiven, möglicherweise Ausschreitungen des später so abgeblaßten Albert versehentlich aufs Kerbholz gesetzt worden sind, wie sie auch sonst ja, sogar in sorgsamen Nachschlagewerken, öfters verwechselt oder wenigstens einzelne ihrer Erlebnisse zusammengeworfen worden sind. Karl G. wurde, da insbesondere über einen

angeblichen Antheil am Pfälzer Aufstand nichts Greifbares zu erbringen war, nach achtmonatiger Haft im Januar 1850 von den Geschworenen freigesprochen.

Nun ging G. nach Belgien und lebte das Jahrzehnt bis 1861 in Brüssel schriftstellerisch thätig, namentlich in Zeitschriften — vor allem auch dem Jahrbuch zu Brockhaus' Konversations-Lexikon, „Unsere Zeit" — über Statistik; doch schrieb er auch mehrere Aufsehen erregende Broschüren über das ihm verhaßte ‚second empire': „Louis Napoleon Bonaparte, die Sphinx auf dem französischen Kaiserthron" (3. Aufl. 1866) und „Frankreich vor dem Richterstuhl Europas" (1860, beide anonym), und auch in seinem Beitrage zu den von L. Walesrode 1860 im 1. Jahrgange herausgegebenen „Demokratischen Studien", unter deren Mitarbeitern ihn das Titelblatt in der Elite demokratischer Publicisten nennt, macht er die neunapoleonische Aera dafür verantwortlich, daß die eklektische und reactionäre Philosophie und Sociologie unter clerikaler Aegide über die geistig bedeutendere moderne Minorität im Lande triumphire, welch letztere, zugleich dem „Chauvinismus gründlich abhold, den deutschen humanitären Bestrebungen mit sympathetischem Ohr lauschen". Letztere Schlußbeobachtung dieses, an den alten im Brüsseler Exil sitzenden Freund Proudhon anknüpfenden Aufsatzes „Die jüngste Literatur-Bewegung in Frankreich" (a. a. O. [I] S. 343—376), in dem allerdings von Litteratur im landläufigen Sinne gar nirgends die Rede ist, vielmehr von sociologischen und nationalökonomischen Anschauungen und Studien bekannter zeitgenössischen Franzosen, erneuert einen alten Gedanken Grün's: die energische Befürwortung eines auf Aussöhnung zielenden Vergleichs zwischen Deutschland und Frankreich, der sodann den von Rußland drohenden Angriffen vorzubeugen erlaube. Dieser Angriffe Basis hat zufällig im 2. Bande der genannten „Demokrat. Studien" (1861, S. 79—91) ein Aufsatz Arnold Ruge's „Der asiatische Geist in seiner Herrschaft über Europa", gekennzeichnet, während G. selbst seine Doppelidee in zwei Schriften des Brüsseler Aufenthalts näher ausgeführt hatte: „Westeuropäische Grenzen" und „Die Osteuropäische Gefahr"; selbständig ist erst ganz neuerdings ein vielerfahrener globetrotter, Heinrich Basse aus Bonn, unter dem Pseudonym „Quidam" für dasselbe Verhalten gegenüber Frankreich und entschiedene Hut vor Rußland eingetreten („Die europäische Gefahr", 1895; vgl. auch ebendesselben „Deutschland am Scheidewege!" 1897). Wie A. Ruge, L. Bamberger, F. Kapp, H. B. Oppenheim, A. Stahr u. a. Mitarbeiter der Walesrode'schen „Demokratischen Studien", die sich dann allmählich mit der nationalen Neuordnung der deutschen Dinge völlig befreundet haben, sehen wir bei G. das charakteristische Merkmal jener älteren Generation der radicalen Demokratie, den unverbrüchlichen heißen Hang zu Deutschthum und Vaterland. Dahin rechnet auch die Schiller-Begeisterung, die die Männer dieses Schlags durchdrang, aber in G. stets besonders stark war. Abgesehen von häufiger gelegentlicher Bezugnahme auf den gewaltigen Genius, als den G. den Meister verehrte, hat er drei Mal litterarisch zu ihm Stellung genommen. Zuerst in der Jugend mitten in der journalistischen Drangsal 1844 in dem starken Bande „Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein gedrängter Commentar zu Schillers sämmtlichen Werken", welch letztere Eigenschaft aber nur als Erläuterung im ganzen ohne Rücksicht auf die von ihm bespöttelte philologische Einzelauslegung zu verstehen ist. Die Einleitung (S. 1—38), „Kritik sämmtlicher beachtenswerther Standpunkte der Kritik über Schiller", läßt Grün's Vorgänger Revue passiren; er erscheint da, wie sein scharfer Recensent in Viehoff's „Archiv für den Unterricht im Deutschen" II 2, 155—160 sofort nach Erscheinen aussprach, als einer, „der

zwar die Bezeichnung „Hegelianer der äußersten Linken‘ zurückweist, dessen Weltbetrachtungsweise aber darum nichts weniger in jenem Boden wurzelt“. G. tritt für des Hegelianers Hinrichs Schiller-Commentar (1837/38) ein, dessen Darstellungsweise er jedoch zu abstract und daher theilweise mit sieben Siegeln verschlossen findet, und setzt das methodische gute Schillerbuch K. Hoffmeister's (1838—42), der Hinrichs hohle, gewaltsame Dialektik vorgeworfen hatte, tief herab, da er kein Jota von Philosophie verstehe, als unfähig Schiller zu zeichnen. Grün's anspruchsvolle Absicht, die Besprechung der Schiller'schen Werke für weiterhin zu erledigen, erfüllt das damals vielerörterte Buch (neue Ausgabe 1849) nicht, auch nicht in der, arg phrasenvollen, vergebens auf das „Mittel zwischen abstract und ordinär“ abzielenden Form; so steckt auch nichts hinter seinem Kernsatze, den ihm jener, wegen der Verunglimpfung Hoffmeister's durch G. sehr erboste Referent z. unter die Nase reibt: „Die philosophische Wahrheit bleibt immer ein öffentliches Geheimniß, bis sie einen öffentlichen Vermittler findet, der in einer faßbaren und zugleich gehaltenen Sprache das Abstraktum mundgerecht macht“. Von Brüssel aus ging im Jubeljahr 1859, da auch die exilirten Deutschen des ganzen Erdenrunds sich mit den Landsleuten daheim im Zeichen des großen nationalen und Freiheitssängers begegneten, Grün's etwas flüchtig — 62 Seiten — hingeworfene Festschrift „Frédéric Schiller. Sa vie et ses oeuvres. A l'occasion du centième anniversaire de sa naissance“, die als wol einzige französische Schillerschrift aus deutscher Feder immerhin Facten und Hauptgesichtspunkte ordentlich zusammenfaßt und (S. 42) für weiteres à notre grand commentaire: „Schiller, l'homme . . .“ verweist; die Buchhändler-Reclame „Sehr elegant ausgestattet mit vortrefflichem photographirten Bildniß Schillers“ übertrieb. Auch gelangte in Druck G.'s „Schillerrede gehalten zu Brüssel am 10. Novbr. 1859“, deren Ertrag zur Verfügung der Freifrau v. Gleichen, Schiller's Tochter, bestimmt war, um „auch nur Eine der zahllosen Thränen in der Menschenwelt damit zu trocknen“ gemäß einer „Clausel im Testamente ihres großen Vaters“. Die Festrede feiert beredt den Vater gewaltiger sittlicher Kräfte, den deutsch-volksthümlichen Meister des Dichterworts, den Prediger der Vaterlandsliebe und echten Freiheit; und G. selbst sehen wir für Ersehntes und Werdendes entflammt, wo er den Wallenstein hinstellt als „den Mann der Reichseinheit, den gewappneten Patrioten, der es uns laut sagt: ‚Es soll im Reiche keine fremde Macht Mir Wurzel fassen, und am wenigsten die Gothen sollen's‘“ — man kann dies damals auf die Dänen oder — 1859 anläßlich der Niederlage Oesterreichs durch den G. so verhaßten Napoleon III.! — die Napoleonskrieger deuten.

Eben die Veränderungen, die Folgen der jüngsten Politik trieben G. um Neujahr 1861 nach Berlin, wo er in der Abgeordnetenkammer seine 48er Vergangenheit auffrischte, von da über Belgien mit Paßschwierigkeiten über Paris nach Turin, wo er der Eröffnung der ersten Nationalvertretung Jungitaliens am 18. Februar anwohnte. Seine herbe Antipathie gegen das napoleonische Frankreich vermählt sich bei allem was er bei seiner nun, nach curiosen Audienzinterviews bei Cavour und Ratazzi, folgenden sechsmonatigen Durchwanderung Italiens bis Neapel sieht, hört und darüber aufschreibt, mit der Hoffnung auf Erhebung und Neu-Festigung Deutschlands im vorwiegend kleindeutschen Sinne, aber in innigem Bunde mit Niederländern, Skandinaviern und sogar Engländern zu einer germanischen Union. Offenen Auges hat sich G. auf der Apenninenhalbinsel damals umgeschaut und aus der Fülle der Eindrücke aus der Antike und der neuen Welt zwei starke fesselnde Bücher niedergeschrieben: „Italien im Frühjahr 1861“ (1861), dies der eigentliche, auch Hin- und Rückfahrt nebst Rückblick umfassende lebendige Reisebericht, und

„Fragmente aus Italien. Natur und Kunst“ (1862), eine Sammlung von Spiegelbildern, wie er sie zu Haus in Ruhe ausgeführt hat und Mitte März 1862 aus Brüssel seinem 76jährigen „Unsterblichen Alten“ dedicirt, von dem er ein offenes grades Gemüth und Liebe zur Wahrheit geerbt habe. Diese beiden frischen Niederschläge eines köstlichen Halbjahrs (es kommt ihm vor, als habe er die 40 Jahre vorher nur „vegetirt“) gehören als ungezwungene Erzeugnisse unmittelbarer Stimmung zu Grün's erfreulichsten Veröffentlichungen und zeigen ihn auch nach dem Decennium der Brüsseler Verbannung im besten Mannesalter von einem zerflatternden Weltbürgerthum verwaschen socialistischen Anstrichs zu festeren Problemen übergehen. Noch 1862 wurde er Professor an der Handels- und höheren Gewerbeschule zu Frankfurt a. M., in welcher Eigenschaft er wol zu „Musik und Kultur. Festrede zur Jubelfeier der Mozartstiftung (25. Juni 1863). Gehalten von K. G.“ Anlaß erhielt: nach ganz kurzem Ueberblick der Kunst, insbesondere der Musik der Neuzeit gelangt er da zum Preise Mozart's, unter dessen Namen seit 1838 die Frankfurter Mozart-Stiftung junge begabte Musiker ausbilden läßt, und als Programm-Nummer fügte sich diese Rede (die S. 7 in dem Satze gipfelt, die beiden Stichworte des Titels bedingten einander) zwischen musikalische Fest-Darbietungen. Diesen Lehrer-Posten gab er 1865 auf, um sich in Heidelberg niederzulassen und von da aus die Studien in Cultur-, Kunst- und Litteraturgeschichte, die ihn neuerdings ausschließlich beschäftigt hatten, durch mannichfache Wandervorträge, besonders in den rheinischen Städten, nutzbar zu machen. „Da G. die Kraft des zündenden Wortes und des hinreißenden Ausdruckes in seltenem Maße besaß“, sagt der Nekrolog der „Neuen Freien Presse“ in Harmonie mit dem oben citirten Urtheile des Großvaters über den Knaben, fanden seine Vorträge wie in ganz Deutschland, auch in Wien lebhaften Beifall und Anklang, und so übersiedelte er, zumal das dortige Leben ungemein anregend auf ihn einwirkte, 1868 zu bleibendem Wohnen nach der Kaiserstadt an der Donau. Diese fand namentlich auch wegen ihrer Kunstschätze in ihm einen begeisterten Lobredner, wofür er sich durch „Wien und seine Kunstschätze. Ein Führer durch Galerien, Kunstsammlungen, Museen, mit einem alfabetischen KünstlerLexikon“ schon 1868/9 erkenntlich erwies. Grün's reifste, gehalt- und werthvollste Bücher sind während des achten Jahrzehnts aus Wandervorlesungen entstanden. Voran die „Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts“ (1872), eine aus eigenen Studien erwachsene Betrachtung, die den Erscheinungen des Geisteslebens, sodann des Fortschritts der großen Humanitäts- und Befreiungsideen vor allem Rechnung trägt. Seltsamer Weise räumte G. in der späteren „Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts“ (2 Bde., 1880) dieser doch viel weniger seiner Geschmacksrichtung entsprechenden Periode 3/5 Mal mehr Platz ein. Diese seine letzte selbständige Veröffentlichung verarbeitet viel mehr und abgelegeneres Material, kommt aber nicht durchweg über Reproduction einzelner Scenerien hinaus, bekundet deutlich den Abschluß seiner Lieblingsstudien. Jedenfalls verdienen die zwei kräftigen Versuche, die Grundlagen der neueren Geschichte auf dem europäischen Culturboden bloßzulegen, schon grundsätzliche Anerkennung, und man möchte den vielen Fachleuten, die jene drei dicken Bände bewußt oder unbewußt ignoriren, zurufen: „Besser machen!“. Seine von jeher tiefwurzelnde Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, eine moderne Weltanschauung ohne stricte Rücksicht auf die Dogmen philosophisch aufzubauen, hatte ihn auf Feuerbach (s. o.) geführt; dem verdanken wir das wichtige Werk „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt“ (2 Bde., 1874), dem Prantl in der Bibliographie seines Artikels über Feuerbach (A. D. B. VI, 753) den Ehrenplatz zubilligt.

Der Gegensatz seiner Auffassung L. Feuerbach's zu der als fehlerhaft erkannten in F. A. Lange's „Geschichte des Materialismus“ (1875) erfüllt noch die Vorrede zu Grün's eigener Uebersicht über „Die Philosophie der Gegenwart. Realismus und Idealismus. Kritisch und gemeinfaßlich dargestellt“ (1876), welches Compendium auch „Von Feuerbach bis heute“ heißen könnte. Feuerbach, ruft G. hier hingerissen aus, habe das scholastische Hegelthum zerbrochen und das Denken der Wirklichkeit proclamirt, und alle Errungenschaften der realen Wissenschaften, in die er sich staunenswerth vertieft hat, ruft hier G. zu Hülfe, um die Philosophie auf dem Neuland, auf das sie die heutige Erkenntnißtheorie Hand in Hand mit der Naturforschung geführt hat, unter möglichst weitgehender Verdrängung der endlosen Formeln und Schulausdrücke fest anzusiedeln. Den eisernen Eifer, nicht nur auf dem Laufenden zu bleiben, sondern die Ergebnisse allerjüngster Untersuchungen nebst den modernsten Thesen unserm Anschauungsvorrath einzuordnen, müssen wir in diesem Grün-schen Handbuche bewundern. Im übrigen darf man für alle seine Publicationen seit 1861 die allgemeine Charakteristik am Ende des ihm geltenden Artikels in Bornmüller's „Schriftsteller-Lexikon“ mit Nachdruck anwenden: „Seine Schriftstellerei zeichnet sich durch großen Freisinn, geistreiche Behandlung und lebendige Darstellung aus“, wozu für die letzten noch gründliche Herrschaft über weitschichtige und verwickelte Stoffgebiete tritt. Ueber die Zeit seit jenem seinem breiten Culturgemälde des siebzehnten Jahrhunderts ist nichts zu bemerken. Wir copiren daher den Endsatz des schon angezogenen Nekrologs der „Neuen Freien Presse“: „In den letzten Jahren war er leidend und lebte deshalb zurückgezogen und auf den Umgang mit wenigen Freunden beschränkt, war aber bis an sein Ende mit Studien und Arbeiten beschäftigt“. Ebenda heißt er eingangs „ein Schriftsteller von ausgebreitetem Wissen und glänzender Darstellung“; dem mag man zustimmen, weniger aber der Bezeichnung als Cultur- und Litterarhistoriker, auf die man häufig stößt, denn auch als solcher war er stets in erster Linie eben der Publicist. Gestorben ist er zu Wien in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar 1887.

Nachruf von Verständniß wol nur „Neue Fr. Presse“ (Wien) Nr. 8075 v. 19. Febr. 1887, S. 5. — Bornmüller's Biogr. Schriftsteller-Lexikon d. Gegenw., S. 295 f.; Meyer's Konversationslex.[3] VIII (1876), S. 278 u. [5] VIII (1895), S. 14. Benutzt wurde oben auch mein abgezogener, aber vor dem Einschub gestrichener authentischer Artikel für Brockhaus' Konversationslex.[14]. — Kürschner's Litteraturkldr. IX (1887) II 104 u. X (1888) I 29. — Chr. Petzet, Die Blüthezeit d. dtschn. polit. Lyrik 1840—50 (1903) S. 470. — Allerlei Einzelheiten in Büchern Grün's aus versteckten Winkeln zu entnehmen oder herauszulesen. Bezüglich des Bruders Albert s. Heinr. Kurz, Gesch. d. dtsch. Litt. IV; Brümmer, Lexikon d. dtsch. Dichter d. 19. Jahrhdts.[4 u. 5] II, 58, Leimbach, Die dtsch. Dichter d. Neuzeit u. Gegenwart III, 62.

Ludwig Fränkel.

Grünbaum: Maier (Rufname Max) G., Orientalist, zumal Hebraist, wurde am 12. August 1817 zu Seligenstadt in Hessen geboren. Er studirte unter mannichfachen Hindernissen und mißlichen Verhältnissen Philologie und Philosophie an den Universitäten zu Gießen, wo er bei dem damals jungen Aesthetiker Moriz Carriere Anregung fand, und Bonn, auch jüdisch-rabbinische Theologie. Ohne zu regulärem Abschluß dieser gründlichen Studien oder gar einem Aemtchen gelangen zu können, mußte er, dem Zwange äußerer Umstände nachgebend, seit Ende der dreißiger Jahre sein Dasein als Hauslehrer bei wohlhabenden Glaubensgenossen fristen: in einer kleinen ungarischen Stadt,

in Amsterdam und London, Triest, 1857 in Wien. In letzterem Jahre wurde er Mitglied der „Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“, ein Beweis, daß er, mochten auch die besten Jahre seines Lebens in unwürdiger Dienstesfunction und Abhängigkeit verfließen, Ziel und Ideal seines Strebens nicht aus dem Auge verloren hatte. Endlich 1858 Superintendent d. h. Inspector eines israelitischen Waisenhauses zu New-York geworden, ward er der dringendsten äußern Sorge ledig und in den Stand gesetzt, sein aufgespeichertes ausgedehntes und gründliches Wissen litterarisch zu verwerthen, wofür er bald mit verschiedenen kleinen Arbeiten vor der Oeffentlichkeit den Beweis erbrachte. Dies ermöglicht zu haben, sah der bescheidene Mann als gnädigste Fügung des Schicksals an. Mit seiner in Amerika gewonnenen Gattin, der sorgsamen Pflege seines Alltags und nachher treuen Stütze seines Alters, übersiedelte er 1870 nach München — seine Lebensgefährtin stammte, scheint es, aus Unterfranken —, auf eine kleine Pension angewiesen, die die Bedürfnisse des überaus anspruchslosen Paares zu decken gerade genügte. Nunmehr konnte er seine Kraft ungeschmälert in Muße den nie aufgegebenen fachwissenschaftlichen Neigungen weihen, zumal er neben der eigenen wohlgepflegten Büchersammlung die umfänglichen, bedeutenden Schätze der königl. Hof- und Staatsbibliothek auszunutzen bezw. nutzbar zu machen eifrigst bestrebt war. Diese großartige Anstalt besuchte er bis anfangs der Neunziger des Jahrhunderts in der Regel täglich — ein seinen Studien nahestehender Freund, der dortige Rabbiner Dr. Jos. Perles, sagte (Monatsschrift f. Gesch. u. Wiss. d. Judenthums 31, 128), G. lebe nicht in München, sondern auf der Staatsbibliothek in München —, ordnete größtentheils die daselbst vorhandenen einschlägigen Reichthümer und veröffentlichte aus ihren Handschriften viele werthvolle Unterlagen seiner sprach- und sagenvergleichenden Untersuchungen. Ohne sie ganz zu Ende führen zu können, unternahm G., zweifellos nach dem musterhaften Vorbilde Moritz Steinschneider's für Oxford, Leyden, Hamburg, Berlin und München selbst (1875 bezw. 1895), die Neucatalogisirung der hebräischen Bestände der Münchener Staatsbibliothek, die, außer dieser nicht direct als sein Werk greifbaren Leistung, 17 längere und kürzere Journalabhandlungen Grünbaum's als Convolut „Schriften über jüdische Litteratur“ sub Jud. 23 l — sein allmähliches Geschenk — besitzt. Seit 1892 infolge wachsender körperlicher, dann auch geistiger Hinfälligkeit ans Zimmer gefesselt, beschäftigte er sich lebendig mit seinen gelehrten Ideen und Plänen, mit Kopf und Feder wie im Gedankenaustausche gegenüber verehrenden Freunden, die ihm in der abseits gelegenen Klause in der Schleißheimer Straße gern „in seinem Leiden Trost brachten und denen er immer als Gegengabe reiche Früchte aus dem Schatze seines Wissens und Denkens mittheilte“. Seine große litterarische Belesenheit bekundet die häufige Bezugnahme auf seinen Liebling H. Heine, Goethe, die deutschen Dichter jüdischen Bekenntnisses, wie A. Bernstein, L. Kalisch u. A., auch im gelehrten Zusammenhange, z. B. im Buch von 1893. Harmlos und gutmüthig wie ein Kind, allem, was außerhalb seiner vier Wände lag, entrückt, weltscheu, aber kein mürrischer, verbitterter Greis, war er auch „bis in die letzten Jahre voll Geist und Witz, was nicht nur seine Feuilletons bezeugten, sondern fast noch mehr seine Briefe und Gespräche, die er mit Citaten aus allen Sprachen interessant zu machen wußte. Ein milder Humor würzte alle seine Aeußerungen über Welt und Menschen. Eine mit den Jahren gesteigerte religiöse Wärme und ein liebevolles Verständniß für das Judenthum, die auch in seinen meisten Schriften an den Tag traten, verlieh seinen Worten oft etwas Weihevolles“ (F. Perles). So ist diese bei aller ihrer Eigenart und Sonderbarkeit anmuthende und rührende Persönlichkeit aus einem enttäuschungs- und entsagungs-, zuletzt

schmerzensvollen Leben — des von ihm gern angeführten Byron Verse aus „Childe Harold“: Whose bark drives on And anchored ne’er will be wendete der niemals auf einen würdigen, seinem Wissen, Können und Streben entsprechenden Posten aussichtsvollen Wirkungskreises Gelangte einmal auf sich an — wie ein Einsiedler und Patriarch des Alterthums am 11. December 1898 zu München geschieden, trotz Altersschwäche bis ans Ende voll frischer Geisteskraft und jugendlich kühner Erwägungen. Seine Jahrzehnte hindurch systematisch ausgestaltete und so in ihrer Zusammenstellung interessante Bibliothek, die sein ganzes Wissensgebiet umspannte und besonders durch alte hebräische Drucke werthvoll war, hat er dem Münchener „Verein für jüdische Geschichte und Litteratur“ vermacht.

Nachdem G. schon bald nach seinem erwähnten Eintritte in die „Deutsche Morgenländische Gesellschaft“ in deren „Zeitschrift“ — deren Registerband weist es aus — eine Anzahl kleinerer Beiträge publicirt hatte, begann er seit 1870 in der Münchener Muße und Stoffbereitschaft die Ergebnisse seiner Studien und Forschungen in verschiedener Form vors Publicum zu bringen: in selbständigen Werken, größeren oder kleineren Aufsätzen und Artikeln vor den engern Fachgenossen, gelegentlich auch in leichtflüssigeren Feuilletons für populäre Zwecke. Ueberall nämlich bekundet er eine gewandte Darstellung, öfters sogar, wann es das Thema verlangte, einen poetischen Klang, hin und wieder nach Bedarf eine angenehm plaudernde Schreibart, deren heute veraltete behagliche Breite die bisweilen mangelnde Geschlossenheit der Auseinandersetzung vertuscht. Sie steht wol unter dem Einflusse der ihr verwandten präciseren Schreibweise seines Landsmanns Ludwig Bamberger, der mit G. bis zuletzt in treuer Freundschaft verbunden gewesen, durch Munificenz der Hauptförderer der Drucklegung der „Gesammelten Aufsätze“ Grünbaum’s geworden, aber nur ein Vierteljahr nach ihm verstorben ist. Grünbaum’s streng wissenschaftliche Arbeiten hingegen, sofern nicht kleinere Bemerkungen oder Miscellen, sind zwar ebenfalls durchgängig sicher stilisirt, aber zum Theil stoffüberladen und darum etwas schwerfällig und unübersichtlich. „Leicht lesen sich diese schlecht disponirten und nach Art rabbinischer Erzählungen weitschweifigen und vom Hundertsten ins Tausendste überspringenden Essays durchaus nicht. Doch wer die Geduld aufbringt, findet sich reich entschädigt“ (A. L. Jellinek, s. unten).

Ein berufener Fachmann, der ihn zu München auch persönlich genau kennen lernte, dortiger akademischer Vertreter der Orientalistik, Fritz Hommel, urtheilt über G.’s ausgebreitetes Wissen: „Außer dem weiten talmudischen Gebiete war er besonders auch im Samaritanischen, Syrischen und Arabischen zu Hause, obwohl ihm auch andere Zweige der Alterthumskunde nicht ferne lagen“. Nach zwei Richtungen hin forschte G.: in neuhebräischer und arabischer Sagenkunde, anderntheils in der jüdisch-europäischen Mischlitteratur. Zu letzterer Bethätigung ist principiell seine verständlichere Abhandlung „Mischsprachen und Sprachmischungen“, 1885 (48 S.) in der Virchow-Holtzendorff’schen Vorträge-Sammlung als Heft 473 gedruckt, zu beachten; H. Schuchardt (Ztschr. f. öſtr. Gymn. 1886 S. 321) sagt, sie „besitzt durchaus keinen Wert“. Die allermeisten seiner vielen Resultate ersteren Feldes legte er seit 1862 in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft“ vor, als erste umfänglichere Arbeit 1877 in deren Band 31 die „Beiträge zur vergleichenden Mythologie aus der Hagada“, die später den posthumen Sammelband eröffnet haben; aus ihrem Inhalte zählen wir die Hauptstichworte auf, welche die berührten Stoffe zeigen: Salomon, Schamirsage, Die gefallenen Engel, Goldenes Zeitalter, Entstehung der Götterverehrung, Dämonologie, Der böse Blick, Beschwörungsformeln, Leviathan, Solstitialfeste, Erfindung der Feuerbereitung, Tekutatropfen, Narthex. Besonders

in den Bänden 39—44 und anderen Fachorganen schloß sich eine Reihe ähnlicher Niederschläge seiner cult- und glaubensgeschichtlichen Forschungen an, sodann die selbständig zusammenfassenden „Neuen Beiträge zur semitischen Sagenkunde" (291 S., 1893): tiefe Quellenkenntniß verrathende reichhaltige Fundgruben für die nachbiblisch-talmudische, auch die biblisch-mohamedanische Legende, der vergleichenden Religionswissenschaft trefflich dienstbar. Ein competentester Kritiker, Wilh. Bacher, schrieb in der „Z. d. D. M. G.", 48. Bd., 134 f., darüber: „Wir bewundern, wie in den früheren Arbeiten Grünbaum's, eine gediegene Kenntniß der semitischen, sowie anderer Sprachen und Litteraturen, die es ihm gestattet, stets nur aus den Quellen zu schöpfen und die Früchte einer ungewöhnlichsten Belesenheit in der zuverlässigsten Form zu bieten. Diese neuen Beiträge werden im Vereine mit den früheren Arbeiten Grünbaum's stets ein reiches Repertorium der Sagenkunde bilden, besonders was die auf die Agada zurückzuführenden Stoffe betrifft, und auch sonst kann die Kenntniß der unendlichen Mannichfaltigkeit der in der Agada behandelten Gegenstände sowie ihrer sprachlichen und sachlichen Eigenthümlichkeiten durch des Verfassers interessante und vielseitig belehrende Darstellung in hervorragendem Maaße gefördert werden". Sämmtliche Hauptfiguren des alttestamentlichen israelitischen Mythus läßt er scharf Revue passiren und erörtert dann noch gründlich die Legende in der (inzwischen studirten) jüdisch-deutschen, der jüdisch-spanischen und der spanisch-arabischen Litteratur: alles voll feiner Ausblicke. In dieselbe Disciplin fallen die nach dem Tode durch Rabbiner Dr. Felix Perles, Sohn des obengenannten, pietätvoll herausgegebenen und eingeleiteten „Gesammelten Aufsätze zur [orientalisch-jüdischen] Sprach- und Sagenkunde" (Berlin 1901). Dieser Sammelband erneuert außer den besprochenen „Beiträgen" eine längere Abhandlung „Ueber Schem hammephorasch als Nachbildung eines aramäischen Ausdrucks und über sprachliche Nachbildungen überhaupt", wie jene überaus reichlich mit Anmerkungen am Schlusse ausgestattet, ferner kürzere Artikel über „Die verschiedenen Stufen der Trunkenheit in der Sage dargestellt", „Miscellen" (Der Stern Venus; Die Minim im Talmud), „Assimilationen und Volksetymologieen im Talmud", „Die beiden Welten bei den arabisch-persischen und bei den jüdischen Autoren", endlich zwei zum Epos von „Jussuf und Suleicha". F. Perles hat ein Vorwort mit Lebensabriß und liebevoller Charakteristik, Bibliographie, Real-Index und hebräisches Wortregister hinzugefügt, sowie die Benützung durch Entlastung des Textes von erdrückender Notenbelastung wesentlich erleichtert. Was auch für litterarische, namentlich folkloristische Bezüge abendländischen Schriftthums diese vergleichenden Deutungen Grünbaum's liefern, stellt eine specielle Anzeige A. L. Jellinek's im „Litteraturblatt f. german. u. roman. Philol." XXIV (1903), S. 148—150 ans Licht, die freilich sowohl dem Verfasser als dem Herausgeber Ergänzungen nachträgt.

Während G. in den bisher behandelten Publicationen aus überkommenen Materialien unentdeckte Thatsachen abstrahirte oder geschickte förderliche Schlüsse zog, führte er in der anderen Gruppe seiner Arbeiten in ein fast gänzlich neues Revier der Wissenschaft ein. Allerdings er, dessen leider verzettelte Detailuntersuchungen in der sogen. comparativen Durchforschung des semitischen Sprach-, Stoff- und Mythengebiets trotzdem als Leistungen einer unbestrittenen Instanz zu gelten haben, excellirte in den drei Büchern seines zweiten, später betretenen Arbeitsgebiets in der Hauptsache als Sammler verschollener bezw. mißachteter Sprach- und Litteraturdenkmäler. Dies sein Interesse führte zunächst zu einer „Jüdisch-deutschen Chrestomathie. Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Litteratur" (XII u. 587 S., 1882); dieses umfangreichste

Erzeugniß Grünbaum's entlockte ihm den witzigen Ausspruch Salomonischen Tons: „Das Buch ist zwar mein rechtmäßiges Kind; nichtsdestoweniger sage ich: ‚Schneidet es in zwei Theile!'", und als er für den zweiten Band keinen Verleger willig fand, verblieb der zweite Band handschriftlich bis dato im Besitze von Grünbaum's Gönner Geh. Commercienrath und Generalconsul Maximilian v. Wilmersdoerffer († Dec. 1903) zu München, desselben, der auch die „Gesammelten Aufsätze" pecuniär mit fundirt hatte. „Es ist ein gelehrtes und interessantes Buch, das wissenschaftliche Leser durch den mit wahrem Bienenfleiß aufgehäuften Reichthum sprachlichen und culturhistorischen Materials erfreut, und dessen einzelne Partien auch weitere Leserkreise anzuregen und zu interessiren wohl geeignet sind"; so begrüßte Jos. Perles (Monatsschrift f. Gesch. u. Wissensch. d. Judents. 31, 1882, S. 128—138), ähnlich A. Landau, „Die Presse" (Wien) 1. Febr. 1882 1. Abdbl., dies erste Werk, das das Eis nach Lotze's Aufforderung von 1870 (Archiv f. Litteraturgesch. I, 90—101 u. 576; vgl. Steinschneider, ebd. II, 1—21) endlich gebrochen. Abgesehen von ihren werthvollen Textabdrucken verdient dieses dickleibige Handbuch aber nicht voll das ihm meistens gespendete Lob. G. hat erstlich dessen Titel nicht eng genug gefaßt und somit unerfüllbare Erwartungen rege gemacht: er bietet nämlich jüdisch-deutsche Uebersetzungen nur hebräischer Schriften oder directe Bearbeitungen solcher, wie schon M. Steinschneider in der „Monatsschrift f. G. u. W. d. J." 42, S. 78 vermerkte, und zwar wesentlich aus Manuscripten der Münchener Staatsbibliothek, die Gruppirung ist nicht übersichtlich, eine längere Anzahl Wörter falsch erklärt, der nöthige Index fehlt. Fällt sonach der Vorwurf der Unvollständigkeit, den Grünbaum's Hauptnachfolger Leo Wiener scharf 1899 erhoben hat, bis zu einem gewissen Grade, sobald man den Umkreis des Themas entsprechend einschränkt, so fällt betreffs des ebenfalls besonders seitens Wiener's betonten Kritikmangels ins Gewicht, daß G., im Gegensatze zu dem aus dem russisch-jüdischen „Halbasien" hervorgegangenen Wiener, sich niemals innerhalb der Sphäre des lebenden Jüdisch-Deutschen aufgehalten noch letzteren Jargon je regelmäßig gehört hat (vgl. dazu auch die stark anfechtbaren Aussagen über das heutige Jüdisch-Deutsche in der Einleitung seiner „Jüd.-span. Chrestomathie", besonders S. 5 und 3). Deshalb weiß G. auch in des letzteren, übrigens erst sehr junger Lexikologie wie in seiner Geschichte höchst ungleich Bescheid. L. Wiener, „The history of Yiddish literature in the nineteenth century" (New-York 1889), hat nicht nur eine umfassende geschichtliche Darstellung aufgebaut, sondern auch die Anthologie systematischer angelegt, insbesondere zum ersten Male die Belletristik nach ihren verschiedenen Gattungen ausgebeutet. Die Belletristik freilich hat nun G. nicht bloß innerhalb seiner großen Chrestomathie, sondern auch bei den Auszügen mit Hinweisen für weitere Kreise in der kürzeren Anthologie „Die jüdisch-deutsche Litteratur in Deutschland, Polen und Amerika" (1894), welches — schon 1882 im Vorwort (S. IV) verheißene — Ergänzungsbändchen nur ein Sonderabdruck aus „Winter und Wünsche, die jüdische Litteratur seit Abschluß des Canons" III, 531—623 ist, völlig vernachlässigt. Ueber die Erzählstoffe der Grünbaum'schen jüdisch-deutschen Chrestomathie verbreitete sich mit schier einziger Sachkenntniß Reinh. Köhler's Referat i. Anzgr. f. Dtschs. Altert. u. Dtsch. Litt. IX, 402 bis 407 (= R. K., Kleinere Schriften, I, 576—583). War hier G. ein zwar nicht allseitig umschauender Vorläufer eines berufeneren Pflügers des bis auf Grünbaum's 1882er Handbuch fast brachen Ackers jüdisch-deutschen Schriftthums, doch ein verdienstlicher Vermittler noch ungehobener Unterlagen, so eröffnete sein litterarischer Schwanengesang, an der Schwelle der Achtzig herausgebracht, ein erst ganz wenig betretenes Feld: „Jüdisch-spanische Chrestomathie.

Mit Unterstützung der Zunz-Stiftung in Berlin" (1896), gleichfalls nach hebräisch geschriebenen Texten. Neben dem völkerpsychologisch und culturhistorisch fesselnden Stoffe bot dieses weit dünnere Handbuch der Romanistik Substrate dar, deren sie sich erst ganz neuerdings ernstlich bemächtigt hat (vgl. Fel. Perles' Besprechung Zeitschr. f. roman. Philol. XXI, 137—139 u. seine Auslassungen i. d. Oriental. Litteratur-Ztg. III, 222 f.). Eine Reihe anziehender und wichtiger jüdisch-spanischer Texte hat er darin aus der Hülle hebräischer Transscription hervorgezogen und in lateinischen Lettern mit litterarhistorischen und sprachlichen Erläuterungen zugänglich gemacht. Die durch viele Nummern der zweisprachigen amerikanischen Zeitschrift The Jewish Times, 1869, sich hinziehende geistvolle Besprechung der Werke von Rodriguez, Neubauer und Derenbourg über „Französisch-jüdische Litteratur" bezeichnet sich im Nebentitel richtig als „Eine Causerie", gewährt aber trotzdem interessante Einblicke in dies fast unbekannte Revier.

Aus alledem ahnen wir schon, wie Grünbaum's erstaunliche, weit ausgebreitete Gelehrsamkeit sich zwar hauptsächlich auf alt- und neuorientalische Sprach- und Sagenkunde erstreckte, er jedoch auch die modernen Culturidiome, in Wort und Schrift übrigens, beherrschte. Er konnte, wir deuteten bereits darauf hin, auch für breiteren Leserkreis und unterhaltend schreiben; von solchen mancherlei mehr feuilletonistischen Artikeln sei der über „Geographische und ethnographische Spitznamen und Spottgeschichten" im „Ausland" 1883, Nr. 31, S. 601—611 genannt, sodann in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" 1872, Nr. 338, 361, 362, „Einige Bemerkungen zu den ‚Erinnerungen an die Steinzeit' [Joh. Sepp's, ebd. Nr. 292 u. 296]", ein Vortrag über Heinrich Heine, gehalten im Tempel Emanuel zu New-York, erschienen im „Sinai" VII (1862), 3—15, 44—52, 71—75, zu dem Grünbaum's philologische Notizen zu Heine in den „Neuen Beiträgen" S. 1—6 und 11 verglichen seien. Hochverdienten Ruf und Nachruhm allerdings behält der still, unscheinbar auf sich selbst zurückgezogene Mann auf Grund seiner semitistischen sagen- und auch sprachvergleichenden Studien und der mannichfach erläuterten Textpublicationen europäisch-jüdischen Schriftthums. Durch letztere haben übrigens Sprache und Litteratur der beiden Völker des Abendlands, wo die israelitischen Wanderer am festesten Wurzel geschlagen und eine wechselseitige Befruchtung veranlaßt haben, vielfältige Aufklärung erfahren: diejenigen der Deutschen und der Spanier.

Stark und dankbarst benutzt wurden des eigentlich zu panegyrischen Fel. Perles warmer Nachruf „Beil. z. Allg. Ztg." 1898, Nr. 285, S. 5 f. und dessen vielfach wörtlich übereinstimmendes „Vorwort" zu Grünbaum's „Gesammelt. Auff.", S. V—XV (ebenda S. XVI—XVIII — vgl. S. XV a. E. — Bibliographie der Schriften G.'s); desgleichen mein eigener Artikel über Grünbaum im „Biograph. Jahrbuch u. dtsch. Nekrolog" III, 235 f., wozu mein Referat über L. Wiener's Buch „The h. of Y. l. in the n. c." (s. das. S. IX, 9, 13) i. „Litteraturbl. f. german. u. roman. Philol." XXII, 386—391 (Sp. 391 jetzt chronologisch zu berichtigen) zu vergleichen (s. auch ebda. XI, 367 u. XXIV, 87). — Kundiger Nachruf Fritz Hommel's „München. Neueste Nachr." 1898, Nr. 591, S. 4. — Kurzer Nachruf im Jahrbuch des Achiasaf III, 381 (irrig „Grünfeld" statt „Grünbaum"). — Im „Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrolog" V. Bd., Todtenliste S. 24, weist G. Wolff auf L. Scherman's mit Litteraturangaben versehene Notiz „Oriental. Bibliogr." XII, 155 hin. — Der Vorname Maier gemäß meiner Nachfrage auf dem Münchener Standesamt (Todesmeldung). — Neben G. stelle man vergleichshalber den gründlichen Sprachforscher Alfr. Landau (s. jetzt Ztschr. f. dtsch. Philol. 36, 262—9).

Ludwig Fränkel.

Gründler: Johann Ernst G., evangelisch-lutherischer Missionar in Indien, wurde am 7. April 1677 zu Weißensee in Thüringen als Sohn des dortigen Rathskämmerers geboren. Er besuchte zunächst die Lateinschule seiner Vaterstadt, später die Gymnasien zu Quedlinburg und Weißenfels und studirte hierauf erst in Leipzig, dann in Wittenberg Theologie. Durch die Beschäftigung mit pietistischen Schriften angeregt, setzte er seit 1701 seine Studien in Halle unter August Hermann Francke fort, der ihn bald schätzen lernte und zum Informator am Halle'schen Pädagogium ernannte. Als die ersten ausführlichen Missionsberichte Ziegenbalg's aus Trankebar eintrafen, faßte G. den Entschluß, sich gleichfalls dem Missionsberufe zu widmen. Ursprünglich wollte er auf eigene Kosten nach Indien gehen. Sein Gönner Francke jedoch empfahl ihn 1708 dem König Friedrich IV. von Dänemark, als dieser neue Arbeiter für Trankebar suchte. G. begab sich noch in demselben Jahre nach Kopenhagen und wurde hier geprüft, ordinirt und als Missionar in Pflicht genommen. Darauf reiste er gemeinsam mit dem Missionar Johann Georg Bövingh aus Westfalen und dem sich freiwillig anschließenden Candidaten der Theologie Polycarp Jordan aus Mecklenburg über Holland nach Indien ab. Nach glücklicher Fahrt traf er am 20. Juli 1709 in Trankebar ein und wurde von Bartholomäus Ziegenbalg, der schon längst sehnsüchtig auf Mitarbeiter gewartet hatte, mit großer Freude empfangen. Leider sagte ihm das Klima nicht zu, so daß er bald stark am Fieber litt. Trotzdem begann er sogleich mit dem Studium der portugiesischen Sprache, die er nach mehreren Monaten so weit beherrschte, daß er Unterricht in der Kinderschule ertheilen und den deutschen Katechismus Philipp Jakob Spener's für den Gebrauch der Katechumenen übersetzen konnte. Bald darauf fing er an, das Tamulische zu erlernen. Um diese Sprache im Verkehr mit den Eingeborenen besser üben zu können, begab er sich auf Ziegenbalg's Rath im Februar 1710 nach dem benachbarten Poreiar und gründete hier eine neue Missionsstation. Er mußte jedoch bald den Nachstellungen der Heiden weichen und kehrte deshalb bereits im April desselben Jahres nach Trankebar zurück. Hier leitete er nun gemeinsam mit Jordan die portugiesische Schule, während Ziegenbalg in der tamulischen wirkte. In seinen Mußestunden unternahm er eine gründliche Revision der bisher gebrauchten portugiesischen Bibelübersetzung, die nach ihrer Vollendung auf Kosten der englischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß in London gedruckt wurde. Diese Gesellschaft schickte auch als Geschenk für die Missionare eine vollständige Druckereieinrichtung mit portugiesischen Lettern nach Trankebar, damit sie ihre portugiesischen Bücher selbst drucken könnten. Ebenso sandten die Halleschen Missionsfreunde eine tamulische Druckerei, mit welcher unter Gründler's Beistand Ziegenbalg's tamulische Uebersetzung des Neuen Testaments gedruckt wurde. Als 1712 die dreijährige Dienstzeit um war, zu der er sich in Kopenhagen verpflichtet hatte, beschloß er, nicht heimzukehren, sondern sein ganzes Leben dem Dienste der indischen Mission zu widmen. Als Ziegenbalg 1714 nach Europa abreiste, um dort durch persönliche Verhandlungen mancherlei Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich dem Missionswerke entgegengestellt hatten, übernahm G. die Leitung der Station. Seine treue Arbeit war sichtbar von Erfolg gekrönt. Besonders die von ihm gegründete Freischule für Heidenkinder machte ihm viele Freude. Nach Ziegenbalg's Rückkehr 1716 arbeiteten beide vereint weiter. Sie errichteten eine Bildungsanstalt für eingeborene Lehrer und Katecheten und erbauten eine neue große Kirche, die im October 1717 geweiht wurde und den Namen Neu-Jerusalem erhielt. Auch knüpfte G. mit den englischen Behörden Unterhandlungen wegen der Errichtung neuer Stationen in Madras und Kuddalur an und reiste selbst dorthin, um

die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Als Ziegenbalg 1719 starb, hielt ihm G. die Leichenpredigt. Dann übernahm er selbst wiederum die Leitung des Missionswerkes, und die dänische Regierung erkannte ihn an, indem sie ihn zum Propst bestellte. Da er aber ohne Gehülfen dastand, zog er sich durch übermäßige Anstrengung ein schweres Fieber zu, das ihn zu längerer Unterbrechung seiner Thätigkeit zwang. Er war deshalb sehr froh, als noch im September desselben Jahres drei neue Missionare, Benjamin Schultze, Nikolaus Dal und Heinrich Kistenmacher in Trankebar eintrafen. Als sich sein Gesundheitszustand ein wenig gebessert hatte, trat er Anfang 1720 eine Reise nach dem Reiche des Großmoguls an, um zu untersuchen, ob dort die Errichtung von Missionsstationen möglich sei. Doch kam er nur bis Kuddalur. Hier mußte er wegen erheblicher Verschlimmerung seines Leidens Halt machen. Als er fühlte, daß sein geschwächter Körper dem Fieber nicht mehr lange widerstehen könnte, kehrte er nach Trankebar zurück. Hier starb er am 19. März 1720. Er wurde in der neuen Jerusalemskirche an der Seite seines Freundes Ziegenbalg begraben. Sein Nachfolger Benjamin Schultze hielt ihm in deutscher, tamulischer und portugiesischer Sprache die Leichenrede.

Alte Hallesche Missionsnachrichten, Band 1—4 (in Band 2 sein Lebenslauf mit Bildniß). — Lebenslauf des seligen Herrn M. Gründler's, Halle 1722. — Fenger, Den Trankebarske Missions Historie, Kjöbenhavn 1843. — Vormbaum, Barth. Ziegenbalg und Joh. Ernst Gründler, die deutschen Heidenboten in Südindien, Düsseldorf 1850, 2. Aufl. Elberfeld 1859 (Evang. Missionsgeschichte in Biographien, Band 1, Heft 2—3). — Germann, Ziegenbalg und Plütschau, Erlangen 1868. — Plitt-Hardeland, Gesch. der luth. Mission, Leipzig 1894, 1, 72 ff. Viktor Hantzsch.

Gründler: Emil Otto G. wurde am 20. Juli 1826 in Nordhausen geboren, absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1846—1850 in Halle und Berlin Medicin und Naturwissenschaften. 1850 promovirte er auf Grund seiner Dissertation: De parasitis hominis, Berolini 1850. Nachdem er längere Zeit als praktischer Arzt thätig gewesen war, wurde er zum dirigirenden Arzt des Krankenhauses in Aschersleben und 1885 zum Sanitätsrath ernannt. G. beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit der Erforschung der niedrigsten Lebewesen, namentlich der Diatomaceen und seine mikroscopischen Untersuchungen, welche er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, trugen wesentlich zur genaueren Kenntniß derselben bei. Er war auch Mitarbeiter an dem von A. Schmidt herausgegebenen Atlas für Diatomaceen, Aschersleben 1874—76. G. starb am 31. Januar 1893. W. Heß.

Grünebaum: Elias G., Dr., hervorragender jüdischer Theologe, geb. in Reipoltskirchen i. d. Pfalz am 10. Sept. 1807, † am 25. Sept. 1893 in Landau. Früh verwaist, kam er in seinem siebenten Lebensjahre mit seiner Mutter nach Münchweiler a. d. Alsenz, deren zweiter Mann Isaac Felsenthal sich seiner väterlich annahm und auf seine Erziehung sorgsam bedacht war. 1823 kam G. nach Mainz, woselbst er bei dem Rabbiner L. Ellinger und dem Privatgelehrten Samuel Bondi sehr eifrig dem Studium des Talmud oblag. In Mannheim erhielt er 1826 auch den ersten lateinischen Unterricht und besuchte später das Gymnasium in Frankfurt a. M., woselbst er gleichzeitig bei dem damaligen Rabbiner Salomon Trier und bei den Talmudisten Aron Fuld und Bär Adler theologischen Studien hingegeben war. Im J. 1831, nach in Speyer bestandenem Abiturientenexamen bezog G. die Universität Bonn, wo er besonders Philosophie und Arabisch bei den Professoren Welcker und Brandis trieb. Von dort ging er im dritten Semester nach München, woselbst er bei

Schelling Philosophie hörte. August 1834 bestand er in Bayreuth in einer vom Ministerium ausgeschriebenen Rabbinatsprüfung, bei welcher in weltlichen Fächern ein Gymnasialprofessor und ein protestantischer Pfarrer und in den jüdischen Disciplinen der damalige dortige Rabbiner Dr. Joseph Aub als Prüfungscommissäre fungirten, dieselbe mit sehr gutem Erfolge und nahm unter 16 Prüflingen, unter welchen auch die später bekannten jüdischen Theologen B. Wechsler, Leop. Stein, David Einhorn waren, den ersten Rang ein. Am 15. August 1835 wurde G. als Landrabbiner nach Birkenfeld berufen und am 25. Juni 1836 von dort als Bezirksrabbiner nach Landau, woselbst 1886 sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert wurde. G. gehörte zu den bedeutendsten, durch theologische und allgemein wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Rabbinern, die eine Reform des Judenthums in Wissenschaft und Leben anbahnten. Er führte beim Gottesdienst deutsche Gebete ein, war auf die Hebung desselben eifrig bedacht und widmete nebstdem eine erfolgreiche Thätigkeit der Verbesserung des Schulwesens. Durch seine Bemühungen wurde 1862 der Judeneid in Baiern aufgehoben, wie er denn auch 1846 das den Handel der Juden beschränkende Decret Napoleon's vom 17. März 1808 beseitigen half. 1843 erschien von ihm anonym in Mannheim: „Zustände und Kämpfe der Juden“ und 1867 sein Hauptwerk: „Die Sittenlehre des Judenthums anderen Bekenntnissen gegenüber“ (1878 in zweiter, sehr vermehrter Auflage erschienen in Straßburg bei J. Schneider). Neben vielen einzelnen Gelegenheitsreden sind von ihm werthvolle Aufsätze erschienen in Geiger's „Wissenschaftlicher Zeitschrift für jüd. Theologie“, Löw's „Ben-Chananjah“, Aub's „Synagoge“, Jost's „Annalen“. G. nahm auch an den Rabbinerversammlungen und Synoden hervorragenden Antheil.

Adolf Brüll.

Grünenwald: Alexander Rudolf G., Genremaler, geb. am 22. März 1849 zu Coburg, † am 10. November 1890 zu München, war erst zur Theologie bestimmt, neigte aber frühe zur Kunst und gelangte 1866 mit Unterstützung des Herzogs Ernst und des Geographen Petermann an die Münchener Akademie, lernte bei Strähuber, Anschütz und W. v. Diez; mit größter Vorliebe studirte G. die Niederländer, welche er 1875 auf einer Reise nach England besonders kennen lernte. Zu der Reihenfolge seiner Bilder gehören ein „Vorposten“, „Versprengte aus dem russischen Feldzuge“, eine Kneipscene (1873), „Rendezvous nach einer Wildschweinsjagd“ (1875), „Ende einer Kartenpartie“ (beide im Besitz des Herzogs von Coburg); würfelnde „Landsknechte“, ein „Quartett“ und ein „Minnesänger“ (1877); „Reitersknechte“ (1879), „Marodeurs in einer Scheune“, „Schach der Königin“ (1883), „Kirchweihvergnügen“ mit wüthender Schlägerei à la Ostade (in Nr. 20 von Schorer's Familienblatt 1890), ein alter „Krieger zwischen zwei Feuern“ (jungen Schenkmädchen, 1887) u. s. w. Mit Friedrich Pecht gerieth G. über die Münchener Kunstausstellung 1887 in heftige Controverse. Bei den Künstler-Maskenfesten der „Geselligen Vereinigung“ trat er auch mit dichterischen Erzeugnissen hervor (1889). Zuletzt lieferte er fast ausschließlich Cartonzeichnungen zu Glasgemälden für Karl de Bouché, z. B. einen von Musikanten angeführten Trupp von Landsknechten, mit stilvoller ornamentaler Umrahmung im Renaissancegeschmack (1885).

Vgl. Singer 1896. II, 96. — Fr. v. Bötticher 1895. I, 422. — Kunstvereinsbericht f. 1890, S. 73. Hyac. Holland.

Grünenwald: Jakob G., Genre- und Historienmaler, geboren am 30. September 1821 zu Bünzwangen (Oberamt Göppingen in Württemberg), † am 26. September 1896 in Stuttgart, war erst zum Schulmeister be-

stimmt, kam aber wegen seiner instinctiven Versuche alles ihm Auffällige zu zeichnen, zu einem Lithographen nach Göppingen und dann in eine Blechwaarenfabrik, wo ihm die Verschönerung von Thee- und Kaffeebrettern und anderen häuslichen Utensilien durch Lackmalereien oblag. Auf der Stuttgarter Kunstschule, wo er nebenbei durch kunstindustrielle Arbeiten seinen Lebensunterhalt erwarb, that er sich durch eisernen Fleiß hervor. Die Oelmalerei lernte G. bei dem Landschafter Albert Wagner, dann wendete er sich zum historischen Fach unter Joh. Friedrich Dietrich und nach dessen 1846 erfolgtem Tode, bei Bernhard Neher, woselbst G. sich mit religiösen Bildern, z. B. einem die Kranken heilenden Christus, mehr aber noch mit allerlei, dem schwäbischen Volksleben entnommenen Genrestücken sehr glücklich versuchte. Darunter natürlich auch „Der Wirthin Töchterlein" nach Uhland (Stahlstich von Julius Ernst), der Abschied und Auszug des Geliebten, kurz — ein Gebiet, welches er seit 1855 in München unter dem Einfluß von Karl Piloty, ziemlich gleichzeitig mit Theodor Schütz (Abendglocke) weiter ausbildete. So entstand das alle Beschauer gewinnende Bild der den Schnittern die Mahlzeit hinausbringenden schwäbischen Bäuerin, die mit dem schweren Korb auf dem Kopf, den Säugling im Arm und zwei jubelnde Kinder zur Seite durch das goldreife Aehrenfeld schreitet (vgl. Beil. 151 der Allgem. Ztg. 1855). Dann kam 1856 eine „Liebeserklärung", „Kinder im Walde" (1857) und „Heimkehrende Landleute", eine Schäferfamilie (1859) und andere Scenen, die in der Zeit der damals grassirenden Vorliebe für „Volkslieder" und „Dorfgeschichten" bei aller Realität doch ein gesundes Gepräge trugen und einen hochpoetischen Eindruck erweckten, beispielsweise ein „Brautpaar bei der Großmutter" (später in Nr. 1 Ueber Land und Meer 1878, Bd. 41, S. 12), ein „Hochzeitszug" und „Taufgang" und andere Bilder, die durch Nachfrage im Preise stiegen und in guten Stichen durch Paul Barfus u. A. vervielfältigt, dem Maler neue Freunde zuführten, darunter das in seiner Einfachheit so schön wirkende Abendstimmungsbild mit des „Schäfers Heimkehr" (1860) und die ergreifende Darstellung eines „Hagelschlags während der Ernte" (Museum zu Stuttgart). Im J. 1863 bewährte sich G. auch als Freskomaler im Münchner Nationalmuseum mit einem die „Niederlage der treuen Bauern bei Aidenbach 8. Januar 1706 durch die Oesterreicher" darstellenden Historienbild. In Spruner's Beschreibung dieser historischen Galerie (1868, S. 183), ebenso im officiellen Führer durch das Bayer. National-Museum (1868, S. 341) ist der Name des Künstlers corrumpirt; Singer (1896. II, 95) und Grünenwald's Biograph R. Krause (bei Bettelheim 1897, S. 101) sprechen sogar von einer gar nicht existirenden zweiten, die sog. „Sendlinger Schlacht" vorstellenden Freske. Singer schreibt ihm auch ein „Familienbild im Speisesaal eines Münchener Bürgers" zu, welches 1879 auf der Münchener Ausstellung erschien, wahrscheinlich aber seinem Vetter A. R. Gr. (s. o.) gehört. Im J. 1877 folgte G. einem Rufe als Professor am Antikensaal der Stuttgarter Kunstschule, wo er mit einer sogar die eigene Production beeinträchtigenden Hingabe seines idealen Amtes waltete. Er war ein trefflicher Lehrer, ausgezeichneter Künstler und liebenswürdiger, edler Mensch.

Vgl. Münchener Propyläen 1869, S. 614 u. 947. — Lützow's Zeitschrift IX, 290; X, 539; XI, 517; XII, 608, 808; XIV, 78. — Singer 1896. II, 95. — Fr. v. Bötticher 1895. I, 422. — Rud. Krauß in Bettelheim's Jahrbuch 1897, S. 101. Hyac. Holland.

Gruner: Justus Karl Alexander Friedrich Elliot Wilhelm Ferdinand von G., preußischer Staatsmann, wurde am 2. April 1807 zu Berlin im Cadettenhause geboren, wohin seine Mutter, eine geborene Freiin v. Pöllnitz,

im Winter 1806/7 aus Posen zu ihrer Freundin, einem Fräulein v. Steinmetz, einer Tante des späteren Feldmarschalls, gekommen war. Sein Vater, der bekannte Justus Gruner*) weilte zu der Zeit in Ostpreußen, wohin er sich von Posen aus begeben hatte, um sich den höchsten Staatsbehörden zur Verfügung zu stellen. Nachdem G. auf den Befehl Blücher's, dessen Hauptquartier er zugetheilt war, nach Abschluß des Friedens mit Frankreich im J. 1807 in Treptow a. d. Rega eine provisorische Kriegs- und Domänenkammer gebildet hatte, und er nun voraussetzen zu können glaubte, daß er den Posten eines Directors derselben noch eine längere Zeit bekleiden würde, ließ er Frau und Kind nach Treptow kommen. Jedoch schon zu Anfang des Jahres 1809 wurde G. zu einer andern Thätigkeit von dort abberufen. Er erhielt nämlich zunächst den Auftrag, bei der Einführung der Städteordnung in Berlin thätig zu sein und siedelte infolge dessen mit seiner Familie dorthin über. Kurze Zeit darauf übernahm er, als erster königlicher Polizeipräsident, die Neuorganisation und Leitung der Polizei der Hauptstadt. Im J. 1810 begab sich die Präsidentin G. mit ihren zwei Kindern — es war inzwischen noch ein Sohn geboren, welcher aber nur wenige Jahre lebte —, zu ihren Verwandten nach Franken. Hier erhielt sie die Nachricht von der Scheidung ihrer Ehe mit Justus Gruner und verblieb nun den größten Theil ihres Lebens in ihrer Heimath in der Nähe ihrer Verwandten.

In dem kleinen, in der Nähe von Ansbach gelegenen Landstädtchen, Leutershausen, wohin sich die Präsidentin G. zu ihrem Bruder begeben hatte, welcher dort Landrichter war, erhielt der junge G. durch einen Hauslehrer seinen ersten Unterricht und besuchte später das Gymnasium in Ansbach, wo er Freundschaften fürs Leben schloß. Nachdem G. das Gymnasium absolvirt hatte, begab er sich 1827 nach Berlin, um dort die Universität zu besuchen und gleichzeitig bei dem Garde-Schützenbataillon, den sogenannten Neuchatellern, sein Jahr abzudienen. Da das Abgangszeugniß des Ansbacher Gymnasiums in Berlin nicht als genügend angesehen wurde, mußte G. noch ein Examen vor der wissenschaftlichen Prüfungscommission ablegen. Nach Ablauf des Jahres ging G. nach Göttingen und später nach Heidelberg und hörte endlich im letzten Semester in Berlin noch einige der vorgeschriebenen juristischen Collegia. Nach Absolvirung des ersten juristischen Examens (1830) war G. zunächst beim Stadtgericht in Berlin und dann beim Oberlandesgericht in Münster thätig. Im J. 1832 bestand G. die zweite juristische Prüfung. Da er die Absicht hatte, zur Regierung überzutreten, mußte G. nunmehr aus dem Gerichtsdienst ausscheiden und wurde darauf nach Breslau versetzt, wo er zwei Jahre lang an der Regierung arbeitete. Nachdem er im J. 1835 das große Regierungsexamen bestanden hatte, wurde er der Regierung in Frankfurt a/O. überwiesen. Gleichzeitig aber nahm G. einen längeren Urlaub, den er zu einem Besuche bei seiner Mutter in Ansbach und einer Reise nach Paris benutzte. Sein Rückweg führte G. über Köln, wo er sich bei dem Hauptsteueramt anstellen ließ. Kurze Zeit darauf wurde er, auf sein Ersuchen, an das Hauptsteueramt nach Berlin versetzt. Da es sein dringender Wunsch war, in das Ministerium des Aeußern einzutreten, mußte G., nachdem er schon eine Zeit lang in dem Ministerium gearbeitet hatte, noch das dafür vorgeschriebene Examen machen (1844). Nach bestandenem Examen zum Legationsrath ernannt, wurde G. an die Bundesgesandtschaft nach Frankfurt a/M. versetzt.

---

*) Die oben im Texte gemachten Angaben über J. Gruner's Leben dienen gleichzeitig als Berichtigung und Ergänzung zu dem A. D. B. X, 42 ff. enthaltenen Artikel über ihn.

Zu Anfang des Jahres 1845 trat G. diesen Posten an, welchen er 1½ Jahre hindurch bekleidete. Im Sommer 1846 nahm dann G. wieder einen längeren Urlaub, welchen er, um sich noch im Französischen zu vervollkommnen, in Genf und Paris zuzubringen gedachte. Die Ereignisse aber, welche sich gleich nach seiner Ankunft in Genf vor seinen Augen abspielten — der Kampf zwischen James Fazy und der Regierung des Kantons — bewogen ihn nur ganz kurze Zeit in Genf zu bleiben und sich früher nach Paris zu begeben, als er eigentlich die Absicht hatte. Während dieser Zeit beschäftigte gerade die schleswig-holsteinsche Frage sehr stark das öffentliche Interesse. Der derzeitige preußische Gesandte in Paris, Baron Heinrich Arnim, welchem es bekannt war, daß G. bereits im Ministerium des Aeußern diesen Gegenstand eingehend bearbeitet und eine ausführliche Denkschrift über denselben geliefert hatte, forderte ihn auf, in einer kurzen Broschüre oder in einer Reihe von Leitartikeln dem französischen Publicum den deutschen Standpunkt in dieser Angelegenheit klar zu machen. G. entschied sich dafür, dies in einer Broschüre zu thun. Dieselbe erschien anonym in Paris unter dem Titel: „De la succession dans la monarchie danoise considérée principalement sous le point de vue du droit public“.

Im Frühjahr 1847 kam G. von seinem Urlaub nach Berlin zurück. Zum Wirklichen Legationsrath und vortragenden Rath ernannt, trat er jetzt in das Ministerium ein und arbeitete in demselben so lange, bis im J. 1851 der von Oesterreich wiederhergestellte Bundestag von Preußen neu beschickt wurde. Der Minister v. Manteuffel sandte ihn mit der aus dem General v. Rochow und Herrn v. Bismarck bestehenden Bundestagsgesandtschaft nach Frankfurt. Hier blieb G. etwa drei Monate und wurde während dieser Zeit zum Geheimen Legationsrath ernannt. Mit dem festen Entschlusse sich nunmehr aus dem activen Staatsdienste zurückzuziehen, trat G. dann einen Urlaub an, welchen er in Blankenburg im Harz zubrachte. Nachdem G. die ihm vom Minister übertragene Uebernahme des Vorsitzes in der Elbschifffahrtscommission zu Magdeburg aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte, bat er zunächst um einen Urlaub von einem Jahre unter Verzicht auf sein Gehalt. Als der Minister v. Manteuffel jedoch dies Gesuch abschlägig beschieden hatte, beantragte G., einstweilen zur Disposition gestellt zu werden. Diesen Wunsch Gruner's legte nun der Minister v. Manteuffel seinerseits aber dahin aus, daß G. um seine gänzliche Entlassung aus dem Staatsdienste gebeten habe. Er beantragte daher dieselbe beim König, welcher sie denn auch am 1. November 1851 genehmigte.

In der nächstfolgenden Zeit betheiligte sich G. selbstverständlich nicht am politischen Leben. Erst nachdem einige Monate seit seiner Entlassung verflossen waren, bewarb er sich um ein Mandat und wurde zuerst in Paderborn, dann in Duisburg und noch später in Magdeburg zum Abgeordneten gewählt. Nun trat er sogleich der Partei Bethmann-Hollweg bei. Für das Organ derselben, das „Preußische Wochenblatt“, war er außerordentlich thätig, und später übernahm er dasselbe vollständig von Herrn v. Bethmann-Hollweg. In diese Zeit fällt der Anfang der nahen Beziehungen, in welche G. zu dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen trat. Wenige Wochen, nachdem er aus dem Staatsdienst entlassen war, wurde G. in den Dienst der Stadt Berlin berufen. Am 26. November 1851 nämlich wurde er an Stelle des Commercienrathes Prätorius, der sein Amt niedergelegt hatte, zum Gemeindeverordneten gewählt und am 15. Januar 1852 in den Gemeinderath — die jetzige Stadtverordnetenversammlung — eingeführt und verpflichtet. Seine Thätigkeit in diesem Amte war jedoch nur von sehr kurzer Dauer. Nachdem er im Laufe

des Jahres ausgeloost und nicht wieder gewählt worden war, schied er am Schlusse desselben aus dem Gemeinderathe aus. Als dann nach Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen das Ministerium Manteuffel von demjenigen der „Neuen Aera“ abgelöst wurde, trat G. wieder in den activen Staatsdienst zurück und wurde zum Wirklichen Geheimen Legationsrath und Unterstaatssecretär im Ministerium des Aeußern ernannt, dessen Chef der Minister v. Schleinitz wurde. In dieser Stellung übte G. einen gewissen Einfluß aus. Auch nachdem der Minister v. Schleinitz, und später die andern liberalen Minister, welche gleichzeitig mit G. ihr Amt angetreten hatten, aus ihren Stellungen ausgeschieden waren, verblieb G. auf Wunsch des neuen Ministers des Auswärtigen, Grafen Bernstorff, noch eine Zeitlang auf seinem Posten. Doch wurde G. endlich im Juli 1862, nachdem er bereits Ende Mai einen längeren Urlaub angetreten hatte, auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt und Ende September desselben Jahres aus Allerhöchstem Vertrauen in das Herrenhaus berufen.

Als Mitglied von Commissionen und Berichterstatter über verschiedene Gesetzesvorlagen u. s. w. nahm G. nunmehr an den Arbeiten des Herrenhauses eifrig theil. Namentlich bekämpfte hier G., welcher mit den Führern des Centrums, den Brüdern Reichensperger und Windthorst, sowie auch mit andern Mitgliedern dieser Partei befreundet war, sehr entschieden die sogenannte Culturkampfgesetzgebung. Dies zog ihm natürlich den unversöhnlichen Haß des Fürsten Bismarck um so mehr zu, als G. unter die Berather der Kaiserin Augusta gerechnet wurde. In der That aber gehörte er zu dem Kreise derjenigen Personen, welche der Kaiserin über die jeweilige politische Situation Bericht erstatten mußten. Diese Berichterstattung begann mit dem Jahre 1864 und endete erst mit Gruner's Tode. Aber auch bei anderen Angelegenheiten bediente sich die Kaiserin Gruner's; so z. B. inbetreff der Gründung eines Erziehungsstiftes für Töchter gefallener Officiere und Militärärzte, — der jetzigen „Kaiserin Augusta-Stiftung“ in Charlottenburg, die jetzt nach Potsdam verlegt ist. Im J. 1867 wurde G. ohne, oder wol eigentlich sogar gegen seinen Wunsch in dem Duisburger Wahlbezirk, welcher ihn schon einmal in den fünfziger Jahren in das Abgeordnetenhaus gewählt hatte, als Candidat für den constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes aufgestellt und auch gewählt. G. nahm zwar an den Arbeiten dieser Versammlung theil, trat aber während der ganzen Session in keiner Weise hervor.

Im März 1867 bat G. um seine gänzliche Entlassung aus dem Staatsdienste, welche bereits am 5. April vom König genehmigt wurde. Während G. mit seiner Stellung zur Disposition mit Ausnahme der Zeit der Culturkampfgesetzgebung im öffentlichen Leben nicht mehr hervorgetreten war, brachte das Jahr 1877 ein Ereigniß, durch welche Gruner's Name plötzlich wieder in der Oeffentlichkeit ohne sein Zuthun wiederholt genannt wurde. Am Nachmittage des 2. April dieses Jahres überbrachte nämlich ein königlicher Lakai ein eigenhändiges vom 22. März 1877 datirtes Schreiben des Kaisers Wilhelm, in welchem der Monarch ihn in Erinnerung an seine langen und vielfachen treuen Dienste zum Wirklichen Geheimen Rath mit dem Titel Excellenz ernannte. Auf gänzlich unerklärliche Weise war die „Vossische Zeitung“ bereits am folgenden Tage in der Lage, ihren Lesern dies Ereigniß in der Morgennummer mitzutheilen. Natürlich erfolgte sofort in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ ein scharfes Dementi dieser Nachricht. Das Staatsministerium, vom Kaiser dazu aufgefordert, weigerte sich, wol auf Bismarck's Befehl, dem Monarchen ein Patent für G. auszufertigen und gegenzuzeichnen. Infolge dessen befahl der Kaiser dem Minister des Königlichen Hauses, Frei-

herrn v. Schleinitz, ein Patent für G. auszufertigen, ihm zur Unterschrift vorzulegen und dasselbe dann gegenzuzeichnen. Daß diese ganze Angelegenheit natürlich lebhaft und eingehend in allen Zeitungen des In- und Auslandes besprochen wurde, versteht sich von selbst. Während bei Hofe die Ernennung Gruner's anerkannt wurde, geschah dies von Seiten der Staatsbehörden nur insoweit, daß man ihm den Titel Excellenz nicht vorenthielt. Mehrere zu Anfang der 80er Jahre eintretende Schlaganfälle, welche jedoch noch glücklich überwunden wurden, wiesen darauf hin, daß die G. gesetzte Lebenszeit sich ihrem Ende nähere. Zwar stellte eine Cur in Wildbad im Schwarzwald noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit seine Gesundheit wieder her, aber schon im folgenden Jahre (1885) starb G. nach kurzer Krankheit am 2. October, nachdem er noch einmal wieder eine Kräftigung seiner Gesundheit in Wildbad gesucht hatte. Justus v. Gruner.

Grünig: Karl Heinrich Ferdinand G., ein beliebter schlesischer Dichter aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, geboren in Breslau am 17. März 1781 und † ebendaselbst am 5. December 1846. Er war der Sohn eines Calculators bei der damaligen Kriegs- und Domänenkammer, besuchte erst das Friedrichs- dann das Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt, studirte Jura in Halle 1802—1804 und trat dann in den heimathlichen Justizdienst, in dem er 1827 zum Stadtgerichtsrath aufrückte. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem Tode. Ein gemüthliches Familienleben im Elternhause und der durch eine kränkliche Jugend verursachte Zwang, sich von der Außenwelt entfernt zu halten, erweckten früh seine poetischen Neigungen, und der Rector Manso ermunterte sie. Weitere Anregung erhielt er durch ein gleichgestimmtes, ihn auch nach Halle begleitendes Freundespaar. Sehr förderlich wirkte später auf ihn seine sinnige, für die Dichtung fein empfindende Gattin Josephine, geb. Rotter, die ihm allerdings schon 1826 entrissen wurde. Dem Dichterberufe sich frei hingeben konnte G. nicht, er ließ nur nach seinen eigenen Worten „seinen kleinen Pegasus neben dem Ackergespann seiner bürgerlichen Bestimmung einhertraben“. Er veröffentlichte die Früchte seiner poetischen Stunden zuerst in Zeitschriften, wie dem Breslauer Hausfreunde, den Schlesischen Blättern, dem Schlesischen Musenalmanach, dem Archiv der litterarischen Abtheilung des Breslauer Künstlervereins und den Poesien der dichtenden Mitglieder desselben oder vereinzelt als Gelegenheitsgedichte. Erst auf Drängen seiner Freunde gab er 1836 seine „Gedichte“ gesammelt heraus (Breslau, Richter'sche Buchdr.). Eine zweite, vermehrte Auflage erschien 1845 in Leipzig bei Friese in zwei Bänden. Es äußert sich in ihnen ein Geist der heitern Milde, der sinnigen Selbstbeschauung, aber auch des frohen Scherzes in formgewandter, gefälliger, oft an Schiller erinnernder Sprache. Ihr liebenswürdiger, in allen für die Muse, die geistige Heiterkeit empfänglichen Kreisen heimischer Verfasser galt seinen Zeitgenossen als echter, schlesischer Volksdichter.

Ueber den Lebenslauf s. Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon. — Nachrufe in den Zeitungen. Markgraf.

Grünne: Karl Ludwig Graf G., k. k. General der Cavallerie, geboren in Wien am 25. August 1808 als Sohn des ehemaligen Generaladjutanten des Erzherzogs Karl, trat am 21. Januar 1828 als Unterlieutenant in das Ulanenregiment Nr. 3. Nach fünfzehnjähriger Dienstzeit in verschiedenen Cavallerieregimentern wurde G. am 23. December 1843 Oberst im Husarenregimente Nr. 2 und gleichzeitig Vorsteher des Hofstaates des Erzherzogs Stefan. In dieser Verwendung im J. 1847 zum geheimen Rath ernannt und im August 1848 in der gleichen Eigenschaft dem damaligen Erzherzog

Franz Josef zugetheilt, wurde G. am 19. October 1848 zum Generalmajor und am 2. December 1848 zum ersten Generaladjutanten des jungen Kaisers ernannt, in welcher Stellung er, am 12. Juli 1850 zum Feldmarschalllieutenant befördert, bis zu seiner am 20. October 1859 erfolgten Ernennung zum Oberststallmeister und Capitän der Gardegendarmerie verblieb. In trüber und arg verworrener Zeit an eine hohe Stelle gelangt, sah G. sich mit einer Machtfülle ausgerüstet, wie solche eben nur in ganz außerordentlichen Zeiten und Verhältnissen in einer Hand vereinigt sein kann. Ob Graf G. auch in politischer Beziehung jenen bedeutsamen und wenig segensvollen Einfluß besessen, den seine nicht immer vorurtheilsfreien und objectiven Zeitgenossen ihm zuschrieben, wird doch erst eine spätere Zeit lehren können; zweifellos ist, daß seine Einwirkung auf alle militärischen Fragen, namentlich in Personalangelegenheiten maßgebend, aber nicht glücklich war, wenngleich an den guten Absichten des persönlich edel fühlenden, seinem Herrn und seinem Vaterlande treu ergebenen Mannes nicht gezweifelt werden kann. Denn nicht in der Person des Grafen G. und seiner Freunde, in dem althergebrachten System lagen die Ursachen jener unseligen Ereignisse, mit denen die Person des einflußreichen Generaladjutanten verknüpft ist. „Die commandirenden Generale, welche jenes System hervorbrachte, sie wurden geboren. Brachten sie in die fürstliche oder gräfliche Wiege auch noch ein wenig Talent, ein bischen kecken Reitermuth mit, dann konnte man denselben die Erreichung der höchsten militärischen Würden mit Zuversicht vorhersagen, sofern sie die Soldatencarriere einschlagen würden. Daß ein Feldherr nicht nur Genie, sondern auch gründliches Fachwissen besitzen müsse, hiervon schien man in der Zeit, da jenes System gestaltend und bestimmend wirkte, keine Ahnung gehabt zu haben.“ Graf G. selbst, nicht unbedeutend veranlagt, war auf diesem Wege zu hoher Würde gelangt, kein Wunder, daß er auch an Jene, die seinem Einfluß ihre Stellungen verdankten, nicht höhere Anforderungen stellte. Daß manche von anderer Seite herrührende Verfügung dem Chef der Militärkanzlei des Kaisers zugeschrieben und Ursache stiller, aber erbitterter Kritik war, darf bei Beurtheilung der Thätigkeit Grünne's nicht außer acht gelassen werden. „Die Veteranen aus Radetzky's letzten Jahren“, schrieb ein Kenner jener Verhältnisse nach dem Tode Grünne's, „erinnern sich doch wohl noch lebhaft daran, wie der greise leutselige Marschall selbst Solchen, deren Pensionirung oder Versetzung er in eigener Person beantragt hatte, sein lebhaftes Bedauern über den Verlust, den er erleide, aussprach und so die Militärkanzlei als Blitzableiter für seine Popularität benützte.“

Am 22. November 1864 zum General der Cavallerie befördert, am 23. August 1865 zum Inhaber des Ulanenregiments Nr. 1 ernannt, dessen Rechte er übrigens noch zu Lebzeiten des früheren Inhabers G. d. C. Grafen Civalart seit 9. Februar 1851 ausübte, trat G. am 3. November 1875 in den Ruhestand und lebte bis zu seinem am 15. Juni 1884 in Baden bei Wien erfolgten Tode in völliger Zurückgezogenheit. Graf G. war seit 16. Mai 1831 mit Caroline, geborener Fürstin Trauttmansdorff-Weinsberg vermählt.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Armeebl., 1884, Nr. 25. — Hirtenfeld, Oester. Militär-Conversationslexikon. — Vedette 1884, Nr. 49. — Militär-Zeitung 1884, Nr. 47. Oscar Criste.

Grünrad: Otto von G., Staatsmann reformirten Bekenntnisses, geboren am 10. September 1545 zu Delitzsch, † am 14. April 1613 zu Heidelberg. Von Jugend auf gottesfürchtig erzogen, widmete er sich auf der Universität Leipzig und Wittenberg neben den schönen Wissenschaften und

der Philosophie mit Vorliebe der Theologie. Dreizehn Jahre brachte er mit seinen akademischen Studien zu. Während derselben wurde er in Wittenberg von der damals daselbst herrschenden reformirten Richtung ergriffen, welche unter dem Namen des Krypto-Calvinismus bekannt geworden ist. Melanchthon's Schwiegersohn, der kurfürstliche Leibarzt Peucer, schätzte ihn seiner gediegenen Kenntnisse halber sehr hoch und empfahl ihn bestens, als im J. 1575 Graf Johann der Aeltere von Nassau-Katzenelnbogen einen Hofmeister für seine Söhne Wilhelm Ludwig, Johann, Georg und Philipp suchte. Mit diesen und vier jungen Grafen von Berg, sowie mit dem Baron Joachim von Büren und dem Prinzen Moritz von Oranien, welche bisher die Dillenburger Hofschule besucht hatten, bezog G. zu Anfang des Jahres 1576 die Heidelberger Universität. Als Lehrer waren diesen jungen Herren beigegeben M. Joh. Müller, M. Paul Crocius und Joh. Nobisius. Nach seiner Rückkehr wurde G. gräflicher Rath. Als solcher führte er mit den übrigen Räthen die Regierung des Landes, als im J. 1578 Graf Johann die Statthalterschaft von Geldern und Zütphen annahm. Im Herbste 1580 kam der Graf in sein Land zurück.

Ein großes Verdienst erwarb sich G. um die Kirche der Grafschaft Nassau-Katzenelnbogen auf der am 8. und 9. Juli 1578 zu Dillenburg tagenden Generalsynode, an der er mit dem Hofmeister von Nymptsch als gräflicher Commissarius theilnahm. Denn seiner Umsicht ist es zu verdanken, daß diese Synode zu Stande kam und derselben die völlige Einführung des reformirten Bekenntnisses gelang. Dadurch wurde der benachbarte Graf Konrad zu Solms veranlaßt, sich ebenfalls seiner neben Olevianus zu bedienen, um in seiner Grafschaft gleichfalls die reformirte Lehre einzuführen.

Als im Spätherbste 1583 der Pfalzgraf Johann Kasimir nach dem Ableben seines lutherischen Bruders, des Kurfürsten Ludwig VI., die vormundschaftliche Regierung für seinen Neffen, den Kurprinzen Friedrich (IV.) übernahm, berief er G. zum Erzieher dieses nach Heidelberg. Mit großer Gewissenhaftigkeit unterzog er sich dieser Pflicht nach den Grundsätzen der reformirten Kirche. Sein hoher Zögling zeigte sich ihm nachher dadurch dankbar, daß er ihn nach seinem Regierungsantritte zum Präsidenten des kurpfälzischen Kirchenrathes machte. Durch diese Ernennung war G. in eine seinen innersten Neigungen entsprechende Stellung gekommen. Nun konnte er nach Herzenslust für das Wohl der pfälzischen Kirche sorgen. In kluger Weise suchte er das aus verschiedenen Gründen damals heruntergekommene kirchliche Wesen der Pfalz zu heben. Dieses Bestreben trieb ihn zu einer Reihe zeitgemäßer Verordnungen. Vorerst rief er die vierteljährliche Abhaltung der Convente der Prediger ins Leben. Sodann führte er die sonntäglichen öffentlichen Katechisationen ein, an denen Jung und Alt sich betheiligen mußten. Eine weitere für jene Zeit sehr heilsame Einrichtung, welche er einführte, waren die Kirchen- und Schulvisitationen, welche er im J. 1594 zum ersten Male vornahm. Sein ausgezeichnetes organisatorisches Talent auf kirchlichem Gebiete verschaffte ihm bald überall bei den Reformirten in Deutschland hohes Ansehen. Bald da bald dort begehrte man seine Dienste. Aber nur Wenigen konnte er sie leihen. Im J. 1596 zog er mit dem Kurfürsten und dem Kirchenrathe Melchior Angerus in die Oberpfalz, wo er durch eine gründliche Visitation von Kirche und Schule innerhalb zwei Jahren alles aufs schönste ordnete. Nach dem Anheimfall des Herzogthums Simmern an Kurpfalz führte G. auch hier das reformirte Bekenntniß ein.

Eine große Sorgfalt ließ G. den gelehrten Schulen zu Theil werden. Die Pädagogien zu Heidelberg, Neustadt a. H., Neuhausen und Amberg hat

er auf eine für seine Zeit sehr hohe Stufe gehoben. Seine letzte größere auswärtige Thätigkeit war das Visitationswerk in der Grafschaft Hanau-Münzenberg im J. 1609, welches in der kirchlichen Geschichte derselben epochemachend ist. Der bekannte nachherige Hofprediger des so unglücklichen Kurfürsten Friedrich V., Abraham Scultetus, war ihm dabei behülflich. Im J. 1612 zog sich G. müde von seinen vielen Arbeiten in die Stille zurück. Das Wort Luc. 10, 12: Eins ist noth, war sein Symbolum. Gegen die Armen war er sehr wohlthätig. Sein Haus war, zumal er ehelos blieb, eine Zufluchtsstätte der Leidtragenden, Waisen, Wittwen und unbemittelten Schüler. Ueberall suchte er zu helfen. In einer Hungersnoth ließ er Korn in Scheunen zum Vertheilen sammeln. In seiner Bescheidenheit gab er keine Bücher heraus. Eine von ihm verfaßte katechetische Unterweisung publicirten Freunde. Seine Correspondenz mit Grafen, hohen Herren und Gelehrten war sehr groß, wie heute noch eine Menge handschriftlicher Briefe in den Bibliotheken und Archiven bezeugt. Bei aller confessionellen Entschiedenheit war er doch, wo es die Noth erforderte, sehr milde, wie er denn nach einem Schreiben an Hieron. Zanchius (s. A. D. B. XLIV, 679) seinen reformirten Glaubensgenossen gestattete, auch an solchen Orten das hl. Abendmahl zu feiern, wo etwa nicht das charakteristische reformirte Brodbrechen eingeführt sei. In seinen letzten Lebensjahren wurde er oft von bangen Ahnungen der kommenden schlimmen Zeiten beim Blick auf die Machinationen der Jesuiten in Deutschland erfüllt. Nach dem Züricher Antistes Breitinger ließ er jedoch dabei oft die Worte hören: „Zwei Stücke trösten mich, nämlich mein Alleinstehen und mein Alter“.

Adami, Vitae theol. germ. — Häußer, Gesch. der rhein. Pfalz. II. — Hautz, Gesch. der Univers. Heidelberg. — Medicus, Gesch. der evang. Kirche im Königr. Baiern. Supplementband. — Miscellanea Tigurina III. — Hier. Zanchii Epistolae. — Bezold, Briefe des Pfalzgrafen Joh. Casimir. — Cuno, Graf Joh. der Aeltere v. Nassau-Dillenburg; — Derselbe, Blätter der Erinnerung an Dr. K. Olevianus; — Derselbe, Gedächtnißbuch deutscher Fürsten reform. Bekenntnisses; — Derselbe, Phil. Ludw. II. von Hanau-Münzenberg; — Derselbe, Daniel Tossanus der Aeltere. I. Theil.

Cuno.

Grünsleder: Ulrich G. (Grünleder, Grünslederer), Anhänger des Hussitismus. In Vohenstrauß in der Oberpfalz (südöstl. von Weiden) geboren, wurde G. in Regensburg erzogen und zum Priester geweiht. Um 1420 bekleidete er die Stelle eines Caplans an der Regensburger Aha-Kirche. Die böhmischen Reformideen, denen der meist an der Prager Universität gebildete Clerus der Regensburger Diöcese zum guten Theile zuneigte, fanden in G. einen eifrigen Anhänger. Er übersetzte mehrere Schriften des Johannes Hus ins Deutsche, verbreitete sie in Laienkreisen und suchte in heimlichen Conventikeln für den Hussitismus Propaganda zu machen. Auf Geheiß des Bischofs Albert III. am 25. Mai 1420 im Regensburger Dome verhaftet, wußte G. längere Zeit hindurch die Glaubensrichter durch ausweichende Antworten hinzuhalten. Erst als zwei seiner Uebersetzungen hussitischer Tractate zum Vorschein gekommen waren, bekannte er sich offen als Anhänger des Hussitismus und erklärte rückhaltslos seine Gegnerschaft gegen die Beschlüsse des Konstanzer Concils, auf dem der entartete Clerus für die Sache des Antichrists wirksam gewesen sei. Als unbußfertiger Ketzer bestieg G. am 1. April 1421 zu Regensburg den Scheiterhaufen.

Andreas von Regensburg, Chronicon generale, cap. 210 bei Bern. Pez, Thesaurus anecdotor. novissimor. Tom. IV (Aug. Vindel. et Graecii 1723) p. 723, darnach L. Hochwart, Episcoporum Ratisp. Catalogus, Lib. III

cap. 19, bei Oefele, Rerum Boicarum scriptores Tom. I p. 217; Andreas v. Regensburg, Cronica de expeditionibus in Bohemiam cap. 7 und Anhang bei Höfler, Geschichtsschreiber der husit. Bewegung, Theil II (Fontes rerum Austriacarum), Abth. I, Bd. 6, S. 427, 456 ff. — J. G. Schelhorn, Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie, Bd. I, Stück 3 (Ulm 1762), S. 427. — C. Th. Gemeiner, Regensburgische Chronik, Theil II, S. 440. — Matth. Flacius, Catalogus testium veritatis (Frankf. 1660), S. 732, nennt Grünsleder irrthümlich Grunfelder, worin ihm Spätere gefolgt sind. — Vgl. H. Haupt, Husit. Propaganda in Deutschland, Histor. Taschenbuch, 6. Folge, Bd. VII, S. 246 f. Herman Haupt.

Gruson: Hermann August Jacques G. (1821—1895), Begründer des Grusonwerkes zu Magdeburg-Buckau. G. wurde als Sohn des preußischen Ingenieurmajors Louis Abraham Gruson und dessen Gattin Louise Karoline Bodenstein am 13. März 1821 zu Magdeburg geboren. Er besuchte zunächst die Elementarschule, dann die Sexta auf dem Magdeburger Domgymnasium und von Herbst 1834 bis Ostern 1839 die damalige Handelsschule, das jetzige Realgymnasium seiner Heimath. Nach abgelegtem Abiturientenexamen diente er vom 1. April 1839 bis 31. März 1840 in Magdeburg bei der 3. Pionierabtheilung als Einjähriger. Am 1. Mai 1840 trat er als Eleve in die Maschinenbauanstalt von A. Borsig in Berlin ein. Nebenher ließ er sich, am 8. October 1840, auf der Berliner Universität in der philosophischen Facultät immatriculiren. Im 1. W.-S. hörte er Experimentalchemie bei Mitscherlich, Physik bei Magnus, im S.-S. 1841 Statik und Dynamik bei seinem Onkel, Geh. Hofrath Prof. Dr. Gruson, Dampfmaschinenkunde und Technologie bei Magnus. Am 11. Juli 1845 trat G. bei Borsig aus. 1845 kam er als Maschinenmeister in den Dienst der Berlin-Hamburger Eisenbahn und blieb bis 1. Februar 1851. In dieser Zeit verheirathete er sich (am 3. Mai 1847) mit Emma Lendson. 1851 wurde er Oberingenieur der F. Wöhlert'schen Maschinenfabrik in Berlin. Hier blieb er drei Jahre, nahm am 1. Juni 1854 die Stellung eines technischen Directors bei der Hamburg-Magdeburger Dampfschifffahrtscompagnie zu Magdeburg-Buckau ein, trat aber schon nach einem Jahre aus und legte den Grund zu seinem Werke, das seinen Namen über alle Länder trug.

Mit geringen Betriebsmitteln pachtete er an der Elbe bei Buckau ein Grundstück und eröffnete darauf am 1. Juni 1855 eine kleine Schiffswerft, verbunden mit Eisengießerei unter der Firma H. Gruson.

Für die Werft trat schon nach zwei Jahren eine bedenkliche allgemeine Krise auf, aber durch die Gießerei konnte sich G. noch halten. Und seine rastlosen Versuche in der Gießerei waren es, die ihm und der Technik so reichen Segen brachten. Damals war die Eisenindustrie noch Kleinbetrieb. Die Hüttenchemie, die heute den Werdeproceß des Eisens Schritt um Schritt überwacht, stand noch in ihren Anfängen, von den Legierungen des Eisens wußte man so gut wie nichts. G. machte in dieser Richtung unermüdlich Versuche. Es gelang ihm durch Mischung der besten Holzkohleneisensorten ein Gußeisen von weit höherer Festigkeit zu erzielen, als die einzelnen Componenten hatten. Die Erkenntniß dieser Thatsache, auf der heute die Kunst der Eisenlegirung beruht, gelang G. erst nach endlosen, mühseligen Versuchen.

Zwei Namen hat Deutschland aufzuweisen, die in der Eisenindustrie, dieser größten Großindustrie der Welt, einzig dastehn. Es sind der Krupp'sche Gußstahl und der Gruson'sche Hartguß. Jener feierte durch seine Kanonen, dieser durch seine Panzerplatten und Geschosse die größten Triumphe über die starre Materie. G. hatte den Schalenguß, d. h. das Gießen von

Metall in Metallformen, studirt und dabei gefunden, wie die innige Verbindung der äußeren harten Schicht mit dem inneren weichen Kern durch die richtige Wahl der Verhältnisse, zumal bei deutschen Eisensorten, zu erreichen sei. Bei seinen Gießereiexperimenten entfernte er sich aber immer weiter von seinem eigentlichen Geschäftsberuf, dem Schiffbau. Seine Werkstätten wurden immer leerer. Da kam ihm, wie er später selbst erzählte, beim Anblick eines ausgefahrenen Schienenherzstückes der Gedanke, seinen Hartguß für Eisenbahnmaterial zu verwenden. Er goß sogleich ein solches Weichenstück in Hartguß, es fiel tadellos aus; dann aber mißlangen ihm seine Versuche wieder wochenlang. „Wäre mir", fügte er hinzu, „das erste Herzstück nicht gelungen, dann hätte ich die kostspieligen Versuche wahrscheinlich aufgegeben, so aber ruhte ich nicht, bis ich die richtige Mischung wiederfand".

Als der geniale Mann einmal seiner Erfindung sicher war, sann er auf Absatzgegenstände und Absatzgebiete. Was G. alles aus Hartguß herstellte, kann man nicht aufzählen. Am meisten vertheidigte und erstrebte er die Anwendung von Hartgußgeschossen gegen Panzerplatten. 1863 begann er seine Versuche in dieser Richtung, im folgenden Jahre machte er den ersten Versuch, durch ein gußeisernes Spitzgeschoß eine 11½ cm dicke Panzerplatte aus Schmiedeeisen zu durchschießen! Das Resultat dieses Wagnisses war — ein Mißerfolg. Dennoch gelang es seiner machtvollen Persönlichkeit, den preußischen Staat zu neuen kostspieligen Versuchen zu bewegen. Im folgenden Jahre construirte er eine neue Form der Geschoßspitze und mit diesen Geschossen trat er zu Mainz im Mai 1866 in einen Schießversuch gegen einen von Hauptmann Max Schumann (A. D. B. XXXIII, 41) construirten Geschützstand für Landbefestigungen ein. Dieser Versuch endigte für ihn mit einem Erfolge, da seine Geschosse von allen versuchten die größte Eindringungstiefe erzielten. Der Krieg vom Jahre 1866 brachte eine Unterbrechung der Versuche, die erst im J. 1868 wieder aufgenommen wurden; der nun folgende Zeitraum aber ist von höchster nationaler Bedeutung, indem er einen regelrechten Zweikampf der deutschen Industrie mit der englischen brachte, welcher auf dem Schießplatz in Tegel ausgefochten wurde. Man hatte nämlich in England ebenfalls begonnen, Hartgußgeschosse herzustellen und diese Geschosse wurden in den Jahren 1868 bis 1870 mit den Gruson'schen Hartguß- und mit Gußstahlgeschossen in Vergleich gestellt; gleichzeitig aber wurden Parallelversuche zwischen einem in Woolwich hergestellten 230 mm Vorderlader und einem Krupp'schen Hinterlader vorgenommen. Als Ziele dienten englische Panzerplatten. Der Zweikampf endete mit einem vollständigen Sieg des deutschen Materials: der Krupp'sche Hinterlader schlug am 7. Juli 1868 den englischen Vorderlader, und das Gruson'sche Geschoß besiegte das englische. Durch sein Eisenbahnmaterial war Gruson's Name auf dem Weltmarkt bekannt geworden, durch seine Hartgußgeschosse wurde er der ausländischen Concurrenz gefährlich.

Als nun Ende der 60er Jahre große Aufträge auf Hartgußgranaten für Preußen hinzukamen, da wurde die kleine Fabrik an der Elbe zu eng, und es wurde der Grundstein zu den heutigen Werken gelegt.

Wie die Hartgußräder für die Normaleisenbahnen, so hat auch heute die Hartgußgranate ihre Rolle ausgespielt; sie mußte der Stahlgranate weichen, als es der Krupp'schen Fabrik gelang, diese zu härten und in einer früher für unmöglich gehaltenen Beschaffenheit herzustellen. Aber wie das Hartgußeisenbahnmaterial, so hat auch die Hartgußgranate ihre Aufgabe erfüllt, denn wie jenes, so hatte auch sie dazu beigetragen, eine Bresche in die Mauer zu legen, hinter welcher England den Weltmarkt für seine nationale Industrie vertheidigte. Diese Bresche zu Gunsten der deutschen Industrie zu erweitern,

war seit jener Zeit Gruson's unablässiges Bemühen. Mit seinen Hartgußgranaten hatte er den Kampf begonnen, mit seinem Hartgußpanzer setzte er ihn fort. Es muß erwähnt werden, daß England zu jener Zeit das einzige Land war, welches schmiedeeiserne Panzerplatten anfertigte. Auch der Schumann'sche Geschützstand, welcher im J. 1866 in Mainz beschossen wurde, war aus englischem Material hergestellt.

Die Wirkungen der damaligen Geschütze waren ja mit den heutigen noch nicht zu vergleichen; immerhin aber begann schon damals in Militärkreisen die Ueberzeugung sich Bahn zu brechen, daß man, um wirksame Befestigungen für die Binnenland- und namentlich für die Küstenvertheidigung herzustellen, das Eisen zu Hülfe nehmen müsse. Hierfür hatte besonders der damalige Hauptmann Schumann gekämpft, und sein Geschützstand ist der erste Panzerbau, welcher in Deutschland zum Versuch gelangte. Die Eindrücke, welche G. von diesem Schießversuch mit nach Hause nahm, befestigten in ihm die Ueberzeugung, daß sein Hartguß sich nicht nur für Granaten, sondern auch für Panzerungen eignen müsse. Er sagte sich: die glasharte Oberfläche läßt die Geschosse zerschellen, die weiche Unterlage aber schützt die harte Oberfläche gegen Zertrümmerung. Während der folgenden Jahre entwickelte er eine unausgesetzte Agitation für seine Idee; daß er aber in der That so schnell damit durchdrang, das dankte er wol hauptsächlich dem nationalen Gesichtspunkt, welchen er geltend machen konnte; denn bewährte sich der Hartguß, so konnte man die Panzerplatten in Deutschland herstellen, während man sonst zunächst auf England angewiesen war. Der erste Gruson'sche Panzerstand aus Hartguß gelangte im J. 1869 zu Tegel zum Versuch und ward beim 22. Schuß breschirt; doch hätte er seine Bestimmung als Küstenbefestigung, die so zahlreiche Treffer unmöglich macht, gegenüber den damaligen Angriffswaffen erfüllt. Inzwischen hatte aber auch der Hauptmann Schumann weitergearbeitet und im Auftrag der preußischen Regierung einen Drehpanzerthurm für ein 15 cm Geschütz hergestellt. Thurm wie Geschütz waren genial erdacht, doch sie waren nicht vom Berufstechniker durchconstruirt und das machte sich fühlbar bei den Versuchen. Der Panzer widerstand zwar, aber G. erklärte auch sofort, daß er einen solchen Panzerthurm ebensogut aus Hartguß herstellen könne und setzte es durch, daß ihm eine Versuchskuppel in Auftrag gegeben wurde; dies war einer der Gründe, welche Schumann im J. 1872 veranlaßten, seinen Abschied zu nehmen. Diese erste Hartgußkuppel, welche G. herstellte, ist, trotzdem ihre Stirnplatte im J. 1873 mit 55 15 cm-Granaten breschirt wurde, ein bleibendes Denkmal für seinen großartigen technischen Scharfblick, denn diese Kuppel trägt bereits alle Kennzeichen der Hartgußthürme, welche seither gebaut worden sind.

Daß der Versuch ungünstig ausfiel, war nicht Gruson's Schuld; es war ihm vorgeschrieben worden, die größte Dicke seiner Platten derjenigen des schmiedeeisernen Schumann-Thurmes entsprechend zu wählen, und dies war für Hartguß ein Unding; G. fügte sich damals der Forderung nur aus geschäftlichen Gründen und erklärte schon während des Versuches, daß er auf eigene Kosten, aber auch nach eigenem Ermessen eine neue Kuppel herstellen werde.

G. war damals noch kein reicher Mann, und daß er ein solches Wagniß unternahm, das kennzeichnet einmal das absolute Vertrauen in seinen eigenen technischen Scharfblick, sodann aber auch die rücksichtslose Energie, mit welcher er ein einmal ins Auge gefaßtes Ziel verfolgte.

Die von G. construirte neue Kuppel wurde im J. 1874 in Tegel beschossen; ihre Schartenplatte erhielt 288 Treffer, ohne breschirt zu werden; —

das deutsche Material hatte gesiegt, und dieser Sieg wurde ein endgültiger, als im August desselben Jahres ein Hartgußpanzerstand für Küstenbefestigung dem 28 cm-Geschütz gegenüber eine Widerstandsfähigkeit zeigte, die alle Anforderungen übertraf. Die nun folgende Zeit brachte G. Gelegenheit, seine Befähigung als Constructeur im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er construirte seine Panzerthürme, seine Panzerbatterien und seine Minimalschartenlaffeten gleich auf den ersten Schlag mit einer Genialität und Gründlichkeit durch, daß die Panzerthürme noch heute die Musterform für alle ähnlichen Constructionen bilden, obwol er weder Erfahrung noch Theorien für die Form und Stärke der Platten zur Hand hatte. Aber auch die zur Herstellung der Thürme dienenden Hülfsmaschinen, die hydraulischen Hebezeuge ꝛc. sind so sinnreich, daß man sie als Muster betrachtet.

Dadurch, daß G. sich der militärischen Idee der Panzerungen bemächtigt und diese Idee in einer geradezu genialen Weise technisch zur Durchführung gebracht hatte, trat er an die Spitze der ganzen internationalen Bewegung und legte den Grund zu einem neuen Zweige der Technik, der heute fast eine selbständige Wissenschaft geworden ist. Gruson's Material und Gruson's Constructionen wurden schnell in der ganzen Welt bekannt, und der Begriff Panzerthürme war überhaupt unzertrennlich von dem Namen Gruson. Deutschland, Belgien, Holland, Oesterreich, Italien betrauten G. mit ihren Aufträgen auf Panzerthürme, und so sehen wir ihn Jahre lang concurrenzlos den Weltmarkt beherrschen mit einem Artikel, den er selbst erschaffen. Was England Jahrzehnte lang auf dem Gebiete der gewalzten Panzerplatten gewesen war, das wurde nunmehr Deutschland auf dem Gebiete der Panzerthürme, und dies fiel für die deutsche Industrie um so mehr ins Gewicht, als ja die Krupp'sche Gußstahlfabrik mit ihren Kanonen längst den Weltmarkt beherrschte. So war denn die Führerschaft in der gesammten Kriegstechnik gänzlich auf Deutschland übergegangen, und daß dies nicht nur dem einen Zweige, sondern der gesammten deutschen Industrie zu gute kam, liegt auf der Hand.

Die Kanonen, die Ladungen, die Güte der Stahlgeschosse, welche inzwischen die Hartgußgeschosse verdrängt hatten, wuchsen unablässig, und es kam nun für G. darauf an, mit seinen Panzern gleichen Schritt zu halten. Dies war nur möglich durch stetige Schießversuche, welche die Gruson'sche Fabrik auf der erstiegenen Höhe erhielten. Der bedeutendste dieser Schießversuche war in Spezzia im J. 1886. Damals wurde eine Gruson'sche Hartgußpanzerplatte von 88 000 kg Gewicht mit der Armstrong'schen 43 cm-Kanone beschossen. Die gehärteten Stahlgeschosse hatten ein Gewicht von 1000 kg, die Ladung betrug 375 kg prismatisches Pulver, die Entfernung nur 50 m. Die Gruson'sche Hartgußplatte hielt auch diese fast unglaubliche Gewaltprobe aus und lieferte damit den Beweis, daß der Hartguß für Küstenpanzerungen selbst den übertriebensten Anforderungen gewachsen ist und für solche wol noch auf lange Zeit das Feld behaupten wird. Anders gestaltete sich die Sache für Binnenlandbefestigungen. Für Küstenpanzerungen kommt es neben der Widerstandsfähigkeit auf eine schwere Masse an, da diese allein im Stande ist, die mächtigen Stöße der schweren Angriffsgeschosse derart aufzunehmen, daß die Drehconstruction des Thurmes nicht durch die Erschütterung leidet. Bei Panzerungen für Binnenlandbefestigungen kommen dagegen nur leichtere Angriffsgeschütze und daher auch nur schwächere Stöße in Frage. Gelang es, aus einem andern Material Panzerungen von gleicher Widerstandsfähigkeit aber geringerem Gewicht herzustellen als aus Hartguß, dann gebührte jenem Material für diesen Zweck der Vorzug.

Gegen Ende der 70er Jahre richteten sich nun einige deutsche Werke darauf ein, nicht nur wie bisher Bleche, sondern auch schwere Panzerplatten zu walzen, und diese Fabrikation vervollkommnete sich sehr bald soweit, daß es gelang, die Platten zu Kugelkalotten zu kümpeln. Hiermit aber hatten die walzeisernen Platten den Vorzug erreicht, welchen bisher ausschließlich die Hartgußkuppeln besessen hatten, nämlich, die Geschosse auf schräger Fläche abgleiten zu lassen, und da ihre Widerstandsfähigkeit in ungeahnter Weise gesteigert wurde, so traten sie für Binnenlandbefestigungen mit vollem Recht an die Stelle des Hartgusses.

Nun kam aber noch eines hinzu. Der Major Schumann, welcher sich nach den Tegeler Versuchen ins Privatleben zurückgezogen hatte, hatte unablässig weitergearbeitet; hierbei war es ihm geglückt, eine sogenannte Panzerlaffete zu construiren, d. h. einen Panzerthurm, bei welchem die gewölbte walzeiserne Decke starr mit den Wänden der Laffete verbunden ist, derart, daß ihr Gewicht zur Aufhebung des Rücklaufes der Kanone ausgenutzt wird. Es ergab sich aus dieser Construction eine Reihe von Vereinfachungen, die ihr für Binnenlandbefestigungen unbedingt den Vorzug vor den Gruson'schen Panzerthürmen verliehen.

Die technische Durchführung und Ausnutzung dieser Erfindung bot Schumann 1882 seinem alten Gegner Gruson an, und dieser erkannte mit sicherem Blick ihre Bedeutung.

Die Annahme der Erfindung bedeutete für G. die Umgestaltung eines großen Theiles seiner Einrichtungen, sie bedeutete den Bruch mit vielen der selbst erfundenen, liebgewordenen und bewährten Constructionen; aber der Techniker siegte in ihm über alle geschäftlichen und persönlichen Bedenken, er erkannte den guten Kern der neuen Erfindung und nahm sie an. Die beiden alten Gegner reichten sich die Hand zu gemeinsamer Arbeit, aus welcher sich bald die innigste Freundschaft entwickelte, und die Folge dieses Bündnisses wurde ein gewaltiger Aufschwung der deutschen Panzerfabrikation. Mit Schumann trat in die Gruson'sche Fabrik das militärische Element, welches ihr bisher gefehlt, und es ist staunenswerth, was der Ingenieurofficier und der Techniker in kurzer Zeit zusammen leisteten, als sie erst Hand in Hand arbeiteten. 1883 kaufte G. die Schumann'schen Patente an. Dies war aber um so wichtiger, als die inzwischen auf dem Gebiete der Kriegstechnik erwachte französische Concurrenz die äußerste Anstrengung der deutschen Industrie nothwendig machte. 1885 traten bei Schießversuchen zu Bukarest französische Panzerfabrikate zum ersten Mal mit deutschen in Wettbewerb. Der Gruson-Schumann'sche Thurm war ein Erstlingswerk und hatte Mängel, aber dem französischen war er glücklicherweise überlegen, und die Folge jener Schießversuche waren bedeutende Bestellungen von Panzerthürmen für Rumänien.

Seit jener Zeit ist im Grusonwerk energisch weiter gearbeitet worden. Die Panzerfrage, für die G. früher selbst Propaganda machen mußte, war in allen Ländern brennend geworden. Die Panzertechnik darf sich heute als einen selbständigen Zweig der Technik bezeichnen, deren Litteratur in ungeahnter Weise angewachsen ist. Und wenn wir diese Litteratur durchblättern, da stoßen wir auf jeder Seite auf die Namen Gruson und Schumann. Daneben finden wir freilich auch die Namen ausländischer Firmen, aber ein Blick auf deren Constructionen belehrt uns darüber, daß diese fast sämmtlich nichts weiter als Nachahmungen der Gruson'schen oder Gruson-Schumann'schen Constructionen sind.

Gruson's Laufbahn als Techniker ist, wie wir sahen, im wahrsten Sinne

des Wortes eine fortgesetzte Reihe von Kämpfen gewesen, und die Folgen dieser Kämpfe gingen nicht spurlos an ihm vorüber. Seinen Geist freilich berührten sie nicht, der blieb frisch und kräftig bis zu seinem Todestage, wol aber seine Nerven. Ingenieur Jul. v. Schütz, sein langjähriger Mitarbeiter, sagt in der am Schluß citirten Gedächtnißrede: „Ich erinnere mich, daß er während der Schießversuche von Bukarest, zu welchen ich ihn begleitete, einmal mitten in der Nacht in mein Zimmer kam, weil ihm das Alleinsein unerträglich wurde. Tags darauf allerdings wohnte er den Versuchen mit eherner Ruhe bei. Diese innere Aufregung habe ich in noch höherem Grade bei den Schießversuchen in Spezzia bemerkt, und mich hat es daher nicht überrascht, wenn er kurz darauf den Entschluß faßte, sein Werk in eine Actiengesellschaft zu verwandeln (20. Novbr. 1886), in der bewußten Absicht, die auf ihm ruhende Last allmählich auf jüngere Schultern zu laden. Lieber wäre ihm vielleicht schon damals ein unmittelbarer Anschluß seiner Fabrik an die Krupp'sche gewesen, wenigstens erinnere ich mich, daß er, als wir in Bukarest 1885 mit dem Krupp'schen Werk Seite an Seite gegen die französische Concurrenz kämpften, die Aeußerung that: das einzig Richtige wäre es, wir vereinigten uns mit Krupp, um gemeinsam gegen die Franzosen Front zu machen. Und als dann am 22. December 1892 dieser Gedanke zur That wurde, nachdem sich das Grusonwerk den Bahnen des Krupp'schen durch die Fabrikation von Schnellfeuerkanonen noch mehr genähert, da hat G. im nationalen Interesse diesen Gedanken mit voller Freude begrüßt. Der Verstorbene ist sich bis zuletzt treu geblieben, national gesinnt und selbstlos. Den meisten Männern, die Aehnliches geschaffen, würde es widerstrebt haben, ihr Werk in einem größeren Ganzen aufgehen zu sehen, wo es selbst bisher ein Ganzes gebildet hatte.

„Gruson aber blieb sich getreu; nicht in die Vergangenheit, sondern in die Zukunft richtete er seinen Blick, und da er erkannte, daß sein Werk den Kampf für die deutsche Panzerindustrie nachdrücklicher im Anschluß an das Krupp'sche als alleinstehend führen werde, ertheilte er freudig seine Zustimmung zu der geplanten Vereinigung.

„Wir sehen vor uns einen Mann, der, in heiliger Begeisterung für seinen Beruf entflammt, ohne Rücksicht auf eigenen Vortheil stets nur bemüht war, selbst das Beste darin zu leisten und fremde Leistungen zu fördern; wir sehen ihn vor uns, wie er in glühendem Patriotismus und kühner Unternehmungslust sich mit seinen schwachen Mitteln in die Reihe der Männer stellte, welche den Kampf für die deutsche Industrie kämpften, und wir sehen ihn endlich, wie er mit gewaltigem Geiste einen neuen Zweig der Technik, eine neue Wissenschaft aus dem Nichts erschuf und damit abermals in diesem Zweige der deutschen Technik die Führung in der ganzen Welt verlieh".

Am 30. Januar 1895 ging dieser deutsche Großindustrielle nach einem Leben voll Arbeit, aber auch voll Erfolgen, dahin. Liegt sein Ruhm auf dem Gebiete des Kriegsmaterials, so darf doch seine Thätigkeit für den allgemeinen Maschinenbau nicht unterschätzt werden. Er selbst hatte am 15. September 1842 sein Officierspatent erhalten und später als Premierlieutenant der Reserve seinen Abschied genommen.

Mittheilungen des Sohnes Dr. jur. Herm. Gruson an den Unterzeichneten. — Drucksachen der Firma Fried. Krupp-Grusonwerk. — Beck, Geschichte d. Eisens, Bd. 4 u. 5. — J. v. Schütz, Der Hartguß. Magdeburg 1890. — Eckstein's Biogr.-histor. Blätter. Berlin 1895. — M. Geitel in Westermann's Monatsheften 1891. — Nachruf in d. Zeitschr. d. Ver. Deutscher Ingenieure 1895. — Sehr werthvolle Angaben wurden einer von

J. v. Schütz am 13. März 1895 im Magdeburger Bezirksverein Deutscher Ingenieure gehaltenen, als Privatdruck erschienenen, Rede entnommen.

F. M. Feldhaus.

Gsell Fels: Johann Theodor G. F. (nicht Gsell-Fels), eigentlich Gsell, Kunsthistoriker, aber besonders Reiseschriftsteller, wurde am 14. März 1818 (nicht 1819) zu St. Gallen geboren, aus einer seit Jahrhunderten in diesem Kanton angesessenen aristokratischen Familie Gsell (seit 1516 nachweislich im Besitze des Schweizer Bürgerrechts), deren Mitglieder dort noch jetzt die ersten Staatsstellen bekleiden. Die Eltern, der Kunstmaler Jacob Laurenz Gsell und Susanna Martha geb. v. Schobinger, ließen ihre drei Söhne das Tobler'sche Institut zu St. Gallen besuchen, wo Stähelin's des Aelteren feurige Religionsvorträge ihre Knabengemüther zum Entschlusse Geistliche zu werden veranlaßten. Diesem Wunsche Theodor's stimmten die Eltern bei, nachdem er das St. Galler Gymnasium und dann drei Jahre lang das später in ein höheres Gymnasium umgewandelte Collegium humanitatis durchlaufen hatte. Darauf studirte er 2½ Jahre in Basel evangelisch-reformirte Theologie und Philologie und gewann daselbst bei einer philosophischen Preisaufgabe den ersten Preis. An der Universität Berlin setzte er diese Studien fort, insbesondere im Seminar von Strauß und Theremin, daneben die geliebten philosophischen bei Schelling. Aber die Theologie gewährte ihm keine Befriedigung, und als er die erste Predigt gehalten hatte, um seiner Mutter zu zeigen, daß er das Studium eifrig durchgeführt hatte, gab er, zumal sein Kehlkopf damals besonders angegriffen war (die Bronchien blieben ihm immer empfindlich), die Theologie auf und wandte sich in Berlin unter Hotho und Kugler der Kunstgeschichte zu. Als Abschluß und Ergänzung dieses Studiums durchwanderte er zu Fuß ganz Italien und trieb 1845—48 zu Paris naturwissenschaftliche Studien. 1848 in die Geburtsstadt heimgekehrt, wirkte er dort vier Jahre als Staatsarchivar. 1850 heirathete er ein durch seltene Vorzüge des Körpers und Geistes geziertes Fräulein: die Tochter des Regierungspräsidenten St. Gallens, Luise Charlotte v. Fels, deren Geschlecht, aus dem Val d'Aosta in Piemont, 1595 der damaligen Adelsgenossenschaft des Notveststeins einverleibt worden war. G. nahm da den Namen „Gsell Fels" an, den fürder seine Werke weithin bekannt machen sollten, und ein Regierungserlaß erlaubte dann, in anbetracht der Verdienste des Schriftstellers, den Uebergang des Doppelnamens auf seine Nachkommen.

In der Blüthe der Jahre ließ sich Gsell Fels' lebhafter, wissensdurstiger, weltfreudiger Geist keineswegs an den längst völlig beendigten akademischen Studien genügen. So setzte er 1852 den Stab weiter und führte bis 1856 in Würzburg, Wien und Berlin ein regelrechtes Medicinstudium durch, promovirte auch danach, wie er schon Dr. phil. und theol. war. Und wirklich übte er, als ihn nun ein unwiderstehlicher Hang nach der Apenninenhalbinsel zog, in St. Gallen, in Nizza, dann in Pisa, in Zürich (1863—67) als ein in der Großen Welt vielgesuchter Arzt die Praxis aus, in beiden letzteren Städten auch als Privatdocent der Anthropologie und Ethnographie an der Universität thätig, schließlich seit 1867 in Rom. Dazumal sammelte er während einiger Jahre auf unablässigen Streifereien in Italien, dessen Inseln und nordwestlichem wie südwestlichem Grenzgebiete die Kenntnisse für seine seit 1868 erscheinenden Reisebücher. Im J. 1870 ließ er sich in Basel nieder, wurde da zum Mitgliede des Großraths gewählt, wirkte auch als staatlicher Schulrath und las an der Universität über italienische Kunstgeschichte. Erst 1880 erkor er sich einen endgültigen Wohnsitz, indem er nach München übersiedelte, wo er als Präsident des Aufsichtsraths der Gesellschaft zur Ausbeutung der ergiebigen

Jodquellen im nahen Bad Tölz-Krankenheil bis zuletzt fungirt, im übrigen aber, abgesehen von der vorübergehenden Wirksamkeit als Badearzt in der Schweiz (dem die feine Welt auch dahin folgte), während der Sommer 1887 bis 1895 (vgl. sein Nachschlagewerk „Die Bäder und klimatischen Kurorte der Schweiz", 4. Aufl. 1896), sich der Pflege der Kunst und freier, wesentlich Reiseschriftstellerei gewidmet, ja, bald letztere als ferneren Lebensberuf erwählt hat. Zu jener sei erwähnt, daß seine Hauptneigung nach den Reisen archäologischen und kunsthistorischen Studien sowie der Musik galt. Meisterhaft spielte er Violine, hatte in Rom mit Franz Liszt musicirt, besaß auch seltene Meistergeigen, die er geradezu zärtlich liebte. Uebrigens hielt er auch seine allmählich bis auf 7000 Bände vermehrte Bibliothek, worunter einzelne Seltenheiten, Unica und Kunstwerke großen Werth hatten, hoch in Ehren. In München verlor er 1887 die theure Gattin durch den Tod, während, nachdem die beiden Söhne Wilhelm Jacob und Dr. Victor Theodor seit ca. 1878 bezw. 1888 fern in Südamerika zu Buenos Aires ansässig und verheirathet waren, die Tochter Ida Luise treubesorgt als Pflegerin und Stütze mit wahrhaft kindlicher Liebe dem arbeitsfreudigen Greise zur Seite verblieb. Und dies auch bei den letzten italienischen Touren, welchen der schon 76jährige, dauernd vom Wandertrieb beseelt, 1896 noch eine mühsame Fahrt durch Tunesien und Algerien anschloß. Vor kurzem erst von längerem Aufenthalte auf Rigi-First, wo der 80jährige Erholung und Kraft für eine neue Reise, die nun sich bis an die Grenzen des bereisten Innerafrika ausdehnen und von der Tochter Ida mitgemacht werden sollte, gefunden zu haben wähnte, zurückgekehrt, erlag er nach kurzem, schweren Krankenlager am 12. October 1898 zu München einem schmerzhaften Blasenleiden.

Theodor Gsell Fels' Tod hat nicht nur in der Schweizer Heimath und seiner zweiten Heimath München, sondern weit über die Grenzen deutscher Zunge bis über das Weltmeer aufrichtige Trauer und dankbares Erinnern wachgerufen. In erster Linie bei dem weiten Kreise von Freunden und Bekannten, die ihn wegen seines unaufdringlichen, vielseitigen Wissens, seiner Herzensgüte, seiner heiteren und feinen Geselligkeit schätzten und verehrten. Die gebildete Gesellschaft hat ihn stets verwöhnt, besonders als er in jüngeren Jahren noch an ihrem Leben activ Antheil nahm. Die litterarischen Leistungen von über drei Jahrzehnten erwarben ihm einen hohen Ruf und lassen ihn in seinem Sonderfache als Autorität fortleben. Vor allem haben ihm die Reisehandbücher über das wiederholt durchwanderte und gründlich studirte Italien einen Namen gemacht (s. Schluß). Sogleich das erste Werk dieser Reihe bekundete ihn als einen Mann, den gründlichste Kenntniß von Land und Leuten, der Vergangenheit wie der Gegenwart, der geschichtlich-socialen Verhältnisse nicht weniger als der Kunstschätze nach echtester Autopsie zum Darsteller des Themas ausnehmend befähigten. Innerhalb des Rahmens der bekannten Sammlung „Meyer's Reisebücher" — herausgegeben vom Bibliographischen Institut in Leipzig — erschienen in mehrfach neu aufgelegter berichtigter Ausgabe die sechs Bände: Oberitalien (6. Aufl. 1898), Mittelitalien (4. Aufl. 1886; zus. 7. Aufl. 1903), Rom und die Campagna (5. Aufl. 1901), Unteritalien und Sicilien (4. Aufl. 1903); sämmtlich mit zahlreichen Karten und Illustrationen. Sie wurden binnen kurzem ein schier unentbehrliches Hülfsmittel für Italienreisende, die ernste Ansprüche an tiefere Eindrücke machen, und sind das bis auf den heutigen Tag geblieben. Für dieselbe Serie lieferte er den gedrängteren ‚Wegweiser' „Italien in 60 Tagen" (2 Bde., 7. Aufl. 1903), sowie „Südfrankreich, nebst den Curorten der Riviera di Ponente, Corsica und Algier (Tunis)" (6. Aufl. 1904), wo er seine Nizzaer Erfahrungen und die der Streifzüge südwärts bis aufs nord-

afrikanische Küstenland mit bisher dafür unerreichter Authenticität verwerthete. Ueber ebendieselben Gebiete außer Südfrankreich gab er auf Grund obengenannter später Reise noch 1897 ein Specialwerk heraus. Zu den von der Kunstanstalt Frdr. Bruckmann in München unternommenen illustrirten Prachtwerken „Venedig“ (zuerst 1875, dann 1882) und „Die Schweiz“ (1875/77, 2. Aufl. 1882) schrieb G. F. den Text, der jedoch nicht, wie man hier und da liest, dann für sich erschien; allerdings gab er alles Wissenswerthe über „Venedig“ noch in knapperer Fassung (6. Aufl. 1903). Darauf folgte er dem Antrage, für „A. Bruckmann's illustrirte Reiseführer“ weiterhin zu bearbeiten: „100 Ausflüge von München“ (Nr. 50—52 dieser Sammlung; 11. Aufl. 1904); „München. Große Ausgabe“ (Nr. 10—11; mit großem Plan Nr. 60—62); 12. Aufl. 1904; „München. Kleine Ausgabe“ (Nr. 75—75 a bezw. 76 je nach Größe des Planes), auch englisch „Munich“ (Nr. 77a u. b); „Bayerisches Hochland ꝛc.“ (Nr. 65—68; 9. Aufl. 1904), auch in einzelnen Theilen, und englisch als „The Highlands of Bavaria“ (Nr. 77—81); „Der Bodensee“ (Nr. 35—36, 3. Ausg. 1903); „Dresden und Umgebung“ (Nr. 31—32), auch große Ausgabe (Nr. 37—40); „Graz“ (Nr. 43; 5. Aufl. 1903); „Steiermark“ (Nr. 44—48; 1895, neu 1901); „Tirol. Südwestlicher Teil“ (Nr. 71—74; 1896); „Tirol. Nördlicher Teil“ (1897); „Vorarlberg und Algäu“ (Nr. 69a u. b, 1895); Tirol gesamt 1903. In anderem Verlage behandelte er, der vieljährige Curort- und Badearzt, „Kissingen“ (1888) und „Aachen“ (1889) und ließ auf Schweizer Boden, in Zürich, außer dem schon angeführten Handbuche für die Schweiz ein, auch im Titel analoges über „Die Bäder und klimatischen Kurorte Deutschlands“ (2. Aufl. 3 Bde., 1891) — beide zusammen eine schätzenswerthe Bereicherung der balneologischen Litteratur und als compendiarischer Ueberblick mit durchaus verläßlichen Daten eine Grundlage der Orientirung —, sowie ein kleines Prachtwerk über „Die Schweiz“ drucken.

Die Gediegen- und Beliebtheit all dieser Reisebücher bezeugt die Nothwendigkeit zahlreicher Auflagen, denen er stets erneute Sorgfalt widmete, und die damit zusammenhängende starke Verbreitung. Sie zeichnen sich sammt und sonders durch peinliche Anleitung zu Genuß und Verständniß aus und besitzen eine hervorragende Besonderheit in der durchgängigen feinen und kritischen gleichen Rücksicht auf die Denkmale älterer Epochen und die noch im besprochenen Revier vorhandenen Kunstschätze. Und zwar gilt dies nicht bloß für diejenigen über Italien und München, wo er ja doch ganz zu Haus war, sondern auch für die über die Alpenländer, wo er uns zunächst einen rechten Einblick in die Schönheiten der Natur eröffnet. So ist der Name „Gsell Fels“ wie der Name „Baedeker“ — G. F. meinte scherzend, zwischen Baedeker's Reisebüchern und den seinigen bestehe der unüberbrückbare Unterschied, daß er für den Geist zu schreiben trachtete, der andere für den Körper — beinahe zum Appellativnamen geworden (wie Frdr. Ratzel für den „Baedeker“ 1901 schön i. d. „Grenzboten“ [60, IV, 244] ausgeführt hat) für die Reiseführer der von ihm porträtirten Landschaften, Gegenden und Städte: ein Factum, das ihrem außerordentlichen Verdienste völlig entspricht. Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ urtheilte in ihrem Nachrufe: „Wer eines dieser Reisebücher als Rathgeber benützt hat, der weiß, daß es ihn nie im Stich gelassen“. Und der verstorbene scharfsinnige britische Historiker Edward Augustus Freeman nannte G. F. sogar „the prince of guidebook makers“ (so citirt The Daily News v. 24. Oct. 1898 und British Medical Journal London 19. Nov. 1898). Freilich, alle diese Lobsprüche streifen kaum die höheren Aufgaben, die G. F. sich selbst gestellt und großentheils erfüllt hat: den Geist des Alterthums und der Geschichte, die Zusammenhänge des Völkerlebens, die Geheimnisse der Natur wie der Kunst andeutend zu erschließen.

Grundlage: der sorgsame Artikel von Archivrath Ernst v. Destouches i. „Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrolog“, III 117 f., vom Verf. freundlichst zu freier Verfügung gestellt (ebenda am Ende Liste der wichtigsten Nachrufe) und die ausführlichen Notizen der „München. Neuest. Nachrichten“ Nr. 475, 477, 479 von 1898 im localen Theil. Außer den bei Destouches angegebenen brachten folgende Zeitungen Nachrufe: Frankfurter Zeitung (danach: Neue Hessische Volksblätter), Le Temps, Germania (Berlin), Le bulletin de la presse (Paris, 20. Oct.), Le Polybiblion Nov. 1898, u. a. kleinere Notizen. Diese und die bei Destouches genannten machte mir mit ergänzenden Angaben die Tochter Frl. Ida G. F. in München zugänglich. Dazu fügt noch G. Wolff's Todtenliste im „Biogr. Jahrb. u. dtsch. Nekrolog“, V S. 25* Wolkenhauer's Artikel in Wagner's Geograph. Jahrbuch“ XXII 441, Leopoldina 34 171 u. Dietrich's Bibliographie der Zeitschriftenlitt., IV 112. Gsell Fels' eigene letzte Bibliographie in Kürschner's Dtsch. Litteraturkalender XX_{II} 457 f.; Verlagsverzeichniß v. A. Bruckmann's Reiseführern; neben den gut unterrichtenden Artikel in Meyer's Konversationslexikon, VIII⁵ 42, ist der ähnliche, aber oberflächliche i. d. Revue Encyclopédique v. 19. No. 1898 (falsch Geburtsjahr u. Todestag) zu stellen. — Porträts (alle nach derselben Aufnahme): „Die Schweiz. Illustr. Ztschr.“, Zürich, Dec. 1898; „Gartenlaube“, Nr. 43, Oct. 1898; „Dtsch. Rundschau f. Geographie u. Statistik“, XXI, S. 185 f.; „Amerikanischer Schweizer-Kalender für anno 1900“ (New-York; in einem Gruppenbilde bedeutender Neuverstorbener), u. ö.

Ludwig Fränkel.

Gsell: Friedrich Jakob G., ein im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts bekannter Kunstfreund, mag hier mit ein paar Worten erwähnt werden, zumal er nach Namens- oder Strebensgleichheit mit Gsell Fels' Vater und Brüdern — einer der letzteren sowie der erstere waren ja Kunstmaler — verwechselt werden kann. Aus Straßburg gebürtig, hatte er sich ein beträchtliches Vermögen im Wollhandel erworben, den er darum noch in den besten Mannesjahren aufgab. Er ließ sich in Wien nieder, wo er dann in seinem gothischen Hause an der Schmöllerlgasse Nr. 3 seine bedeutende Gemäldegalerie unterbrachte. Die Auswahl, die er beim allmählichen Ankaufe dieser Sammlung an alten wie modernen Bildern traf, bezeugte sehr gutes Verständniß und feinen Blick. Am 20. September 1871 starb G. nach langwierigen, qualvollen Leiden zu Wien. In früheren Jahren hatte er oft die Absicht geäußert, seine Vaterstadt zur Erbin einzusetzen, die schließlich schon wegen des damals ungewissen Schicksals Straßburgs hätte ausgeschlossen sein müssen. Ueberdies hatte es dann wieder geheißen, er habe alle Bilder mit dem genannten Anwesen als Stiftung der Stadt Wien vermacht. Beides bestätigte sich aber nicht. Daher mußte die kostbare Sammlung unter den Hammer kommen und es drohte ihr beim Abscheiden Gsell's die Gefahr der Zersplitterung unabwendbar. Es fand sich kein Mittel, die reichen Schätze vereinigt zu erhalten, wenn auch die Versteigerung erst im J. 1872 zu Stande kam, so daß wenigstens Kunstkenner und -forscher noch genug Gelegenheit gehabt haben, sich über Werth- und Mannichfaltigkeit der zusammengetragenen Kunstwerke bewundernd zu unterrichten und das unausbleibliche Zerreißen des Zusammenhangs zu bedauern.

Vgl. Meyer's Deutsches Jahrbuch. Erster Jahrg. (1872), S. 396 f. u. 275. — Karl Grün, Wien und seine Kunstschätze. Ein Führer durch Galerien u. s. w. (1869). — N. Fr. Presse 2541 S. 16, 2543 S. 6. — v. Frimmel, Gesch. d. Wiener Gemäldesammlungen I, 44, 352 u. ö.

Ludwig Fränkel.

Gudden: Bernhard Aloys G., geboren am 7. Juni 1824 zu Cleve in der Rheinprovinz, studirte seit 1843 in Bonn, später in Halle, wo er am 22. März 1848 promovirte mit der Dissertation „de motu oculi humani". Dann vollendete er das Studium und Staatsexamen in Berlin. Zuerst widmete er sich der psychiatrischen Laufbahn unter Jakobi in Siegburg, dessen Enkelin er 1855 heirathete. Dann war er vier Jahre lang unter Roller in Illenau. Die Verschiedenartigkeit beider Persönlichkeiten und des veralteten Siegburg gegenüber dem neuen Illenau beeinflußten seine Entwicklung in bedeutsamer Wiese. 31 Jahre alt, wurde er 1855 Director der unterfränkischen Landesirrenanstalt in Werneck, die in dem prachtvollen fürstbischöflichen Sommerschloß eingerichtet war. 1869 wurde er an die neuerbaute Kantons-Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich berufen, gleichzeitig als Professor und Director der psychiatrischen Klinik an der Universität. Als Nachfolger Solbrig's erhielt er 1873 einen Ruf nach München. In allen diesen Stellungen bethätigte er sich sowol durch sein bedeutendes Organisationstalent wie durch seine zahlreichen, theilweise epochemachenden wissenschaftlichen Arbeiten. Als Arzt und Lehrer wirkte er durch seine frohsinnige und liebenswürdige Natürlichkeit, fesselte und bezauberte er Schüler und Patienten. Er war lebhaft und gewandt, sprach überzeugend; seine kräftige und gesunde Erscheinung verfehlte niemals ihren Eindruck. Auch den Behörden gegenüber gewann er dadurch großen Einfluß, so daß ihm manche Einrichtungen und Verbesserungen in den Anstalten persönlich zu danken sind. Großer Fleiß unterstützte seine geniale Begabung, die auch auf wissenschaftlichem Gebiete stark hervortrat. Immer drängte es ihn, die praktischen Seiten seiner Untersuchungen aufzufinden; die Erkenntniß, daß landwirthschaftliche Beschäftigung den Geisteskranken besonders zu Gute komme, führte auf seinen Anlaß zur Gründung einer neuen dafür eingerichteten Anstalt in Gabersee (1883). Dem Verein deutscher Irrenärzte, dem er sich namentlich in seinen letzten Lebensjahren widmete, gehörte er seit 1860 an. Seit 1870 betheiligte er sich an der Herausgabe des Archivs für Psychiatrie und Nervenkrankheiten. 1883 erhielt er den Graefepreis für seine Arbeit „Ueber die Kreuzung der Nervenfasern im Chiasma nerv. opt." 1875 wurde er nobilitirt, nachdem er schon den Titel Ober-Medicinalrath erhalten hatte. Bei dem Versuche, seinen Patienten König Ludwig II. von Baiern zu retten, ertrank er am 13. Juni 1886 mit ihm im Starnberger See. Hierdurch ist er aus dem engen Rahmen der Berufsgenossen in den weiten der Weltgeschichte getreten. Daß er zu diesem tragischen Ende kam, war aber durch die Größe seiner Persönlichkeit bedingt, die wie geschaffen zu der schwierigen Aufgabe, den königlichen Patienten zu behandeln und zu leiten, sich im Augenblicke der Gefahr ganz einsetzte und dabei unterging. Als er die Pflicht der Behandlung des Königs übernahm, hat er es ausgesprochen, daß sie nicht ohne Lebensgefahr für ihn sein dürfte. Wie richtig er die schwierige Lage beurtheilte, geht namentlich daraus hervor, daß Niemand ihm den hohen Patienten übergeben konnte; man mußte ihm Generalvollmacht ertheilen, sich desselben selbst zu bemächtigen und schob ihm, seiner Erfahrung, Umsicht und Energie die Verantwortung im ganzen Umfang dadurch zu, die um so größer war wegen der Gefahr eines Selbstmordes des Königs. Es gelang ihm zunächst diese schwierige Aufgabe, ferner die Ueberführung des Kranken nach Schloß Berg. Wenige Tage später auf einem Spaziergange erfolgte die Katastrophe; man kann kaum zweifeln, daß G. im Ringkampf gegen den Kranken, den so großen und schweren, sehr muskelstarken König unterlag und von diesem mit Gewalt unter Wasser gehalten wurde; der König suchte und fand selbst den Tod, an dem G. ihn nicht hatte hindern können; er war ein Opfer seines Berufs und seiner

ärztlichen Pflichttreue, da er auf den Wunsch des Königs die begleitenden Wärter abgewinkt hatte, um das für die Behandlung des Kranken so nöthige Vertrauen ganz zu gewinnen. Der Versuch, den König zu retten, konnte ihm bei dessen impulsiver Handlungsweise allein nicht gelingen; trotzdem ist ihm kein Vorwurf der Unvorsichtigkeit zu machen, denn seine erste Aufgabe blieb es, die Bahnen zu einer methodischen Behandlung zu ebnen; dazu bedurfte er des Vertrauens seines Patienten.

Gudden's Größe liegt namentlich in seiner Persönlichkeit. Durch die Klarheit seiner Worte ging ein künstlerischer Hauch, in Sprache und Schrift. Als Lehrer, Arzt und Freund schaarte er daher Aeltere und uns Jüngere um sich, lebendig war seine Rede und anziehend seine Erscheinung. Eine ungewöhnliche Arbeitskraft bethätigte er im Beruf und in der Wissenschaft. Ein großer Theil seiner Erfahrungen und Erkenntnisse lebt ungeschrieben in seinen Schülern fort, aber auch zahlreiche Arbeiten sind uns aufbewahrt. Die ersten Schriften Gudden's liegen auf verschiedenen anderen Gebieten als der Psychiatrie. Seine Dissertation handelte über die Bewegungen des menschlichen Auges. Nach einigen Referaten über das Irrenwesen in Holland, ferner in Westfalen, gab er Beiträge zur Lehre von den durch Parasiten bedingten Hautkrankheiten, referirte über den Luftwechsel in Wohngebäuden. Auch gab er später noch wieder einen Beitrag zur Lehre von der Scabies. Sie zeichnen sich sämmtlich durch große Klarheit aus. Eng verbunden mit dem psychiatrischen Gebiete sind aber alle seine sonstigen Arbeiten. Er hat Arbeiten über den Bau des Gehirns bis an sein Lebensende mit großem Scharfsinn und Erfolg betrieben. Vornehmlich bediente er sich dabei der Methode der Serienschnitte, für welche er ein lange Zeit als mustergültig geltendes Mikrotom einführte. Epochemachend wurde seine Methode durch Zerstörung peripherer Organe an neugeborenen Thieren die dann atrophirenden Bahnen und Centren zu untersuchen. Bei seinen Untersuchungen über das Knochenwachsthum des Schädels vertrat er die Ansicht, daß dies nicht an den Nähten, sondern interstitiell stattfinde. Eine andere Reihe von Arbeiten widmete er Fragen, die mehr zur praktischen Psychiatrie in Beziehung treten. Berühmt sind seine Abhandlungen über die Ohrblutgeschwulst, über die Rippenbrüche bei Geisteskranken und das Durchliegen derselben; er sah sie alle als Folgen von Verletzungen oder Vernachlässigung an, die vermieden werden können und in der Anstalt nicht vorkommen dürfen. Mag er in dieser Behauptung vielleicht doch etwas zu weit gegangen sein, so ist es doch besonders ihm zu verdanken, daß der diese Arbeiten durchwehende belebende Hauch der Menschenfreundlichkeit und seines sittlichen Eifers die praktische Psychiatrie noch jetzt beherrscht; in der Hauptsache hat er auch recht behalten und in der That sind jene Verletzungen den jüngeren Irrenärzten mehr nur noch historisch als praktisch wichtig. Praktische Fragen über die Verbindung von Heil- und Pflegeanstalten, über die Ueberwachungsstationen hat er durch Schrift und That gefördert. Die künstlerisch vollendete Form dieser Arbeiten verleiht ihnen auch außer ihrem wissenschaftlichen noch einen dauernderen Werth, der in den nicht niedergeschriebenen zahlreichen Vorträgen und Discussionen auf Versammlungen auch immer glänzend hervortrat.

Laehr, Gedenktage der Psychiatrie, S. 172, 177 und 297. — Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie und psychisch gerichtl. Medicin, Bd. 43, S. 163 ff. die hier vielfach wörtlich benutzte Mittheilung von Laehr „über König Ludwig II. und von Gudden", sowie e. l. S. 177 ff. sein schöner Nekrolog, an dessen Schluß S. 186/187 die Zusammenstellung der Schriften Gudden's

mit genauer Quellenangabe. — Unter den sonstigen zahlreichen Nachrufen der von Nißl, Augsburger Zeitung Nr. 191—193.

Th. Kirchhoff.

Gude: Karl Heinrich Friedrich G., Schulmann und Schulschriftsteller, geboren zu Hasserode-Friedrichsthal bei Wernigerode am 28. Februar 1814, † zu Magdeburg am 27. November 1898, wuchs unter recht bescheidenen aber harmonischen und für seine Entwicklung ungemein günstigen Verhältnissen auf. Wie bereits sein zu Beinum bei Salzgitter wirkender Vater war auch er der erstgeborene Sohn eines Lehrers, die Mutter die jüngste Tochter eines halb ländlichen Handwerkers und Unterbeamten. Von Seiten beider Eltern fromm, sorgfältig und liebevoll erzogen, wuchs er neben fünf Geschwistern als ein zwar nicht sonderlich starker aber hochgewachsener, blauäugiger und munterer Knabe auf. Bis in sein hohes Alter sind ihm Eltern und Geschwister in theurer Erinnerung geblieben, nicht weniger der Boden seiner schönen, engeren Geburtsheimath, des hasserödischen Holtemme- und Brockenthals. Zehnjährig wurde er der lateinischen Oberschule in Wernigerode übergeben, die damals keineswegs in hoher Blüthe stand und mit ihren seit 1825 nur vier Classen bis zur Tertia eines Gymnasiums förderte, aber einige tüchtige Lehrer aufzuweisen hatte, so neben dem classischen Philologen Heinecke den allenthalben in hoher Achtung stehenden Ordinarius der ersten Classe, Oberlehrer Kallenbach, gleich tüchtig als Lehrer und Erzieher, der denken und arbeiten lehrte, besonders den deutschen Aufsatz gründlich trieb und einen Abriß der deutschen Litteraturgeschichte mit Einschluß einiger Beispiele aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen gab. Mit einem ausgezeichneten Zeugniß über Fleiß und sittliche Führung sowie über gute Anlagen versehen, bezog G. zu Ostern 1831 das Lehrerseminar zu Halberstadt, das unter der Leitung Brederlow's, eines anerkannt tüchtigen Schulmanns stand. Als G. diese Anstalt bezog, war darin eine merkwürdige Bewegung: die freiheitlichen Gedanken der Pariser Julirevolution hatten den jungen Seminarlehrer Meyer ganz eingenommen, und da er die Seminaristen in burschikoser Weise ganz als Studenten behandelte, zog er die meisten zu sich herüber. Für den sonst sehr feurigen und strebsamen G. ist es aber bezeichnend, daß er dieser Bewegung gegenüber im wesentlichen ruhiger Beobachter blieb. Nach vorzüglich bestandener Reifeprüfung verließ er 1834 das Seminar und kehrte zunächst an seinen Heimathsort zurück, um seinen Vater im Schulamt zu unterstützen. Gern wäre er länger bei dieser von dem schönsten Erfolg begleiteten Thätigkeit geblieben, wenn ihm die Väter der Gemeinde eine bescheidene Entschädigung zugebilligt hätten. Da dies nicht geschah, so sah er sich veranlaßt, im Herbst 1835 einem Ruf als Lehrer an der Bürgerschule in Merseburg zu folgen. Da es neben der sechsclassigen Bürgerschule hier noch eine zweiclassige Armenschule gab, so ging er freiwillig zu dieser über und brachte sie bald zu großer Blüthe. Aber der fleißige und strebsame junge Lehrer fand neben der Erfüllung dieses Berufes noch die Zeit, an sich und an seiner Vorbereitung auf eine zukünftige größere Aufgabe im Schulwesen weiter zu arbeiten. Hierzu wurde er aber in Merseburg durch verschiedene Umstände in einer Weise gefördert, wie sichs günstiger kaum denken ließ. Sein Vorgesetzter, der Regierungs- und Schulrath Weiß, ein Mann von mannichfaltigen wissenschaftlichen Interessen, zog ihn in sein Haus und machte ihn zum Vertrauten seiner Gedanken. Unvergleichlich wichtiger aber war es, daß der geistvolle, feurige Conrector am Domgymnasium, Heinr. Hiecke (s. A. D. B. XII, 385), der dem deutschen Unterricht eine bessere Stellung im Lehrplan der höheren und mittleren Schulen zu erringen sich bemühte, auf den strebsamen und wohl beanlagten Bürgerschullehrer aufmerksam wurde. Hiecke sah das gesammte

Unterrichtswesen in allen seinen Stufen als einen Gesammtorganismus an, so daß er auch Volks- und Bürgerschulen in seinen Plan einschloß. So waren ihm denn strebsame Lehrer an der Bürgerschule willkommene Mitarbeiter, darunter G. der ersten einer. Und da er durchaus frei von dem engen Standesbewußtsein eines humanistisch und akademisch vorgebildeten Philologen war, so trat er auch persönlich in den engsten Verkehr mit G. und anderen tüchtigen Lehrern der Bürgerschule. Da ferner der Director des Domgymnasiums, Professor Wieck, darin mit ihm eins war und das Gymnasialcollegium fest zusammenhielt, so bildete sich ein philologisches Kränzchen, worin neben anderen Schulfragen besonders die des Unterrichts in der Muttersprache lebhaft erörtert wurden. Diesem Kreise schloß sich nun auch mit anderen Collegen, z. B. seinem Freund und Landsmann A. Grube, den er auch nach Merseburg gezogen hatte (s. d.), G. an. Da die jungen Männer auch in die Familienkreise der geistig bedeutenden Männer gezogen wurden, so machten sich die ersteren auch ungezwungen die guten Umgangsformen der feineren Gesellschaft zu eigen. Hiecke wirkte auch im unmittelbaren Verkehr auf G. ein, indem er ihn von dem unfruchtbaren Studium der Hegel'schen Philosophie, auf das ihn Professor Wieck geführt hatte, abzog und ihn ermunterte, sich statt dessen eifrig mit der deutschen Litteratur zu beschäftigen. Diesem Rathe folgte G. mit dem ganzen Ernst seines Strebens; außerdem lernte er von Hiecke, wie man eine Dichtung nach ihrer Gesammtidee und in ihrer Schönheit, auch, wo das angeht, nach ihrer besonderen Veranlassung, dann auch nach der metrischen und sprachlichen Form zu prüfen und zu erfassen habe. Dabei trieb G. mit seinem Freunde Grube eifrig das Studium der pädagogischen Litteratur, ließ sichs auch nicht verdrießen, um Vorlesungen in Halle zu hören, sehr oft den Weg dahin zu unternehmen und bei nächtlicher Weile zurückzukehren. So wurde denn Merseburg für ihn zur Hochschule. Hiecke bediente sich schon in Merseburg der Mitarbeit seines Schülers bei seinem Lesebuch für die unteren und mittleren Classen von Gymnasien und Realschulen, und sagt in der Vorrede zur dritten Auflage, bei der zweiten Auflage (Vorrede 18. April 1844) habe dieses Buch unter der unausgesetzten Mitwirkung seiner Freunde Bäßler, Freyer und Gude eine förmliche Umgestaltung erhalten. Aufs gründlichste vorgebildet, konnte G. nach dreizehnjähriger Wirksamkeit in Merseburg diese Stadt verlassen, um einestheils ein bedeutend größeres Schulamt zu versehen, anderntheils aber das Werk seines bis in den Tod hochverehrten Lehrers und Freundes Hiecke, die Förderung des deutschen Unterrichts, besonders durch Einführung in das schöne deutsche Schriftthum fortzusetzen. Im J. 1848 vom Bürgermeister und Schulrath Grubitz an die höhere Töchter- nunmehrige Luisenschule zu Magdeburg berufen, hat er an dieser bis in sein 71. Lebensjahr gewirkt, um dann am 16. April 1884 in den Ruhestand zu treten. Diese Anstalt, eine der größten in ihrer Art, zählte bereits 1875 über neunhundert Schülerinnen in 21 Classen. Er entwarf für diese Schule einen mustergültigen Lehrplan, unterrichtete mit dem größten Erfolge und erwarb sich allgemeine Achtung, Liebe und Verehrung bei seinen Amtsgenossen und Schülerinnen, was in rührendster Weise am 28. Februar 1894 bei der Feier seines 80. Geburtstages zu Tage trat. Der unvermählt gebliebene fand neben seinem amtlichen Wirken die Muße zu einer sehr bedeutsamen schriftstellerischen Thätigkeit, die aber stets zu seinem schulmännischen Wirken in engster Beziehung stand. Im J. 1850 (Vorrede Januar 1851) bearbeitete er mit dem Lehrer L. Gittermann sein „Vaterländisches Lesebuch in Bildern und Musterstücken für Schule und Haus". Die Bezeichnung vaterländisch ist hier im vollsten Sinne zu fassen, denn „das Vaterland ist der Krystall, in welchem sich die Farben der

übrigen Welt reflectiren, die Basis, ohne welche all unsere Cultur unfruchtbar sein würde“ (Vorrede). Sonst sind die Leitgedanken fast wörtlich dieselben, welche Hiecke bei seinem „Deutschen Lesebuch“ ausspricht. Form und Inhalt sind in gleicher Weise zu berücksichtigen, Verstand und Gemüth sind gleichzeitig zu bilden, um zum höchsten Ziele aller Bildung, der sittlich-religiösen, zu führen. Gebundene und ungebundene Rede sind nebeneinander vertreten, um sich zu ergänzen. Später in eine obere, mittlere und untere Stufe getheilt, erschien das Unternehmen in einer großen Zahl stets sorgfältig durchgesehener Auflagen. Nach Gittermann's Ableben traten J. Haubold und die Magdeburger Schulrectoren Brandt und Hagemann als Mitarbeiter hinzu. Bei dem „Vaterländischen Lesebuch“ war G. hauptsächlich nur methodischer Sammler und lieferte nur eine kleine Zahl eigener Beiträge. Im J. 1852 aber begann er mit seinem Freunde Grube ein Unternehmen, bei welchem beide den Inhalt selbst lieferten und nur vereinzelt Aufsätze von anderen (Bäßler, Neuling) aufnahmen, nämlich die „Unterhaltungen und Studien aus der Natur und Menschenwelt“. Bis 1856 erschienen davon fünf Jahrgänge. In seinen hierzu gelieferten Aufsätzen offenbart G. sein Geschick als gewandter Darsteller und feiner Beobachter. Aus dem schönsten dieser Aufsätze aber (Jahrg. 4, S. 1—56): „Der Brocken und seine Wälder“ weht uns seine innige Liebe und Anhänglichkeit an den Harz und seine engere Geburtsheimath wohlthuend entgegen. Daneben zeugt die 1860 erschienene, seinem Vater zum 80. Geburtstage gewidmete Schrift „Die Gleichnißreden Jesu“ von seinem frommen Sinne, aber auch von seinem Gedankenreichthum. Mehrfach aufgelegt, wurde sie seit 1889 mit der Behandlung der Bergpredigt verbunden. Sein Hauptwerk aber, das seinem Namen ein dauerndes Gedächtniß sichert, sind seine „Erläuterungen deutscher Dichtungen nebst Themen zu schriftlichen Aufsätzen in Umrissen und Ausführungen. Ein Hülfsbuch beim Unterricht in der Litteratur und für Freunde derselben“. Ursprünglich nur auf einen Band berechnet, erschien es zuerst im J. 1858, wuchs aber mit der Zeit auf fünf Bände oder Reihen an, wozu seit 1874 als Ergänzung zur fünften Reihe eine Auswahl deutscher Dichtungen aus dem Mittelalter nach den besten Uebersetzungen und Bearbeitungen kam. In diesem Werke ganz besonders tritt G. als Fortsetzer der Bestrebungen Hiecke's und Echtermeyer's hervor; die Leitgedanken, neben denen auch die hohe nationale Begeisterung uns entgegenweht, sind theilweise mit Hiecke's eigenen Worten ausgesprochen. G. sucht nachzuweisen, von welcher Absicht der Dichter ausgegangen ist, welche Bedeutung das dichterische Kunstwerk als Ganzes und in seinen einzelnen Theilen hat; bei der Behandlung darf keine solche Zergliederung vorgenommen werden, daß dadurch der Duft der dichterischen Schöpfung verloren geht. Mit fast schwärmerischer Vorliebe behandelt er Schiller, der ihn auch in seinem ganzen persönlichen Wesen am meisten anmuthet, als echtesten Dichter des deutschen Volkes, doch hat er auch die übrigen Zierden des deutschen Dichtersaals in weitem Umfange gewürdigt. Unleugbar sind seine „Erläuterungen“ geeignet, eine warme Liebe und eingehendes Verständniß für die deutsche Dichtung zu wecken. Auch äußerlich betrachtet muß der Einfluß dieses Werkes als ein sehr weitreichender erkannt werden, wenn man bedenkt, daß es noch bei seinen Lebzeiten zehn jedes Mal an Zahl vermehrte Auflagen erlebte. — Durch sehr geordnete, naturgemäße Lebensart, viel Bewegung in freier Luft und viele Erholungsreisen von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee, doch nur so weit die deutsche Zunge klingt, erhielt er sich lange körperlich und geistig frisch und spürte erst im letzten Lebensjahre eine bedeutende Abnahme seiner Kräfte. Er war kein schöpferischer Geist, aber unermüdlich strebsam in harmonischer Entwicklung der ihm ver-

liehenen Gaben und Zusammenfassung derselben zu einem einheitlichen Wirken und Streben.

Kirchenbuch von Hasserode-Friedrichsthal. — Acten des Fürstl. Gymnasiums zu Wernigerode. — Aug. Grube, Aus meiner Schulzeit, in Kehr's Pädagog. Blättern. 7. Jahrg. 1878. — Gottlob Brandt, Erinnerungen, 1893. — Handschr. Aufzeichnungen der wissenschaftl. Lehrerin an der Magdeburger Luisenschule, Auguste Schreiber, einer treuen Schülerin und Amtsgenossin Gude's. — Magdeb. Ztg. v. 28. Febr. 1894 und 2. Dec. 1898.

Ed. Jacobs.

Gugler: J. Bernhard von G., Mathematiker, geboren am 5. März 1812 in Nürnberg, † am 12. März 1880 in Stuttgart, woselbst er Vorstand der Fachschule für Mathematik und Naturwissenschaften am Polytechnikum war. Ohne daß man G. zu den erfindungsreichen Mathematikern zu zählen hätte, ist ihm doch eine bleibende Erinnerung dadurch gesichert, daß er nächst Guido Schreiber, welcher seit 1827 der darstellenden Geometrie am Polytechnikum in Karlsruhe dauernden Eingang verschaffte, sich das gleiche Verdienst für das Polytechnikum in Stuttgart erwarb. Er vertrat dort dieses Fach während annähernd 40 Jahren, und sein Lehrbuch der darstellenden Geometrie erschien im Todesjahre des Verfassers in 4. Auflage.

Vgl. Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften III, 562.

Cantor.

Guilleaume: Franz Karl G., Großindustrieller. Seit 1707 betrieb die Familie Felten die Fabrikation von Seilerwaaren. Im J. 1826 gründete Johann Theodor Felten und sein Schwiegersohn Franz Karl G. in Köln auf dem Karthäuserwall eine Seilerwaarenfabrik und Hanfseilerei mit einem Verkaufslocal in der Höhle. Seit 1845 betrieb die Firma eine Seilerei bei Wahn, seit 1838 die Drahtseilflechterei. Eine Wendung für das Geschäft trat ein, als der Enkel des einen Gründers, der junge Franz Karl G., Sohn von Theodor G., 1860 eintrat. Er war am 31. December 1834 in Köln geboren, besuchte dort die höhere Bürgerschule und die Gewerbeschule, dann die Universität Lüttich, und hatte von Auslandsreisen reiche Erfahrungen ins Geschäft gebracht. Auf seine Anregung begann die Firma 1853 die Herstellung von Telegraphenkabeln, richtete 1854 eine Verzinkerei für Draht, 1857 eine Drahtzieherei und 1859 ein Drahtwalzwerk ein. Mit dem Jahre 1865 übernahm G. die Firma als alleiniger Inhaber und hob sie zu einem der größten Unternehmen der Welt auf dem Gebiete der Drahtfabrikation. Die Einführung der Gußstahldrahtseile in den continentalen Bergbau, die Durchbildung des Stacheldrahtes für Gitter und Zäune, die Construction vieladriger Kabel für Telephonie, das sind einige der ganz persönlichen Verdienste von G. Der Generalpostmeister v. Stephan plante 1875 das unterirdische Reichstelegraphennetz zwischen den Hauptpunkten des Landes. Da sich die von G. 1853 verlegten Fluß- und Stadtkabel bisher gut bewährt hatten, und man auch auf einer Studienreise im Ausland nichts mehr lernen konnte, so übertrug v. Stephan der Firma Felten & Guilleaume die Ausführung von 6329 km Kabelleitung. G. hatte schon 1873 die ganze Metallverarbeitung von Köln und Wahn nach Mülheim a. Rh. verlegt und im folgenden Jahre die Fabrik „Theodorshöhe“ bei Wahn aufgehoben. So konnte sich denn in Mülheim das neue „Karlswerk“ sogleich an einer Riesenarbeit messen. Schon in 4 Jahren und 10 Monaten waren jene 6329 km Erdkabel mit insgesammt 42 908 km Leitungen fertiggestellt. Das ist eine Länge der Einzelleitungen, die die Erde weit umspannt. Sind das nicht Leistungen

eines einzelnen Mannes, die wir ebenso bewundern müssen, wie Arbeiten auf wissenschaftlichem, litterarischem oder künstlerischem Gebiet? G. besaß einen zähen Willen. Dieser, seine Thatkraft, seine Unternehmungslust, sein scharfer Geist und seine Ruhe in der Ueberlegung machten ihn besonders zu einem großen Problemen gewachsenen Manne. 1882 errichtete G. eine eigene Guttaperchafabrik für seine Kabel. Nun kam die Hochfluth der modernen Elektrotechnik, das Telephon, die Beleuchtung und damit die Nothwendigkeit interurbaner Leitungen. Auf diesem Gebiete war G. in voller Thätigkeit, als ihn nach tückischem Leiden der Tod am 1. December 1887 wegraffte. Wie er selbst sein „Karlswerk“ in die Höhe brachte, mögen folgende Zahlen darthun: 1874 zählte es 10 Beamte und 134 Arbeiter, bei seinem Tode waren es 94 Beamte und 1412 Arbeiter. Damals producirte er 2400 Tonnen, 1887 deren 28 400. Wie eine gute Saat aber auch über das Grab hinaus reiche Früchte trägt, zeigen die statistischen Zahlen von 1903. Das „Karlswerk“, seit 1. Januar 1900 Actiengesellschaft, zählte 1903: 400 Beamte, 6000 Arbeiter mit 12 500 Angehörigen; die Production betrug 100 000 Tonnen. 1894 theilten die Söhne Guilleaume's das Erbe derart, daß Arnold das Kölner Werk, der älteste Theodor v. G. (1. Sept. 1900 erblich geadelt) und Max das Karlswerk übernahmen.

Mittheilungen des Karlswerks an den Unterzeichneten. — Drucksachen der Firma. — J. Eckstein, Histor.-biogr. Blätter, Lfg. 1, 1897.

F. M. Feldhaus.

Güldenapfel: Georg Gottlieb G., geboren am 1. Juni 1776 zu Oberndorf im Weimarischen, gestorben als Dr. ph. und ordentlicher Honorarprofessor der Philosophie zu Jena, sowie Bibliothekar der dortigen Universitätsbibliothek, am 21. September 1826. Sein früh verstorbener Vater war ein unbemittelter Landmann, seine Mutter brachte den elfjährigen Knaben nach Weimar, wo er sich in den unteren und mittleren Gymnasialclassen zum Landschullehrer ausbildete, schließlich aber, unter Böttiger („Ubique“ zwischen Goethe und Schiller), auch die höheren durchmachte. An Herder fand er einen besonderen Gönner. 1798 ff. bezog er die genannte Universität, um Theologie und Philosophie zu studiren. Im Jahre vor Erwerbung des Doctorgrades, gab er mit Ast die Leukippe des Achilles Tatios verdeutscht und erläutert heraus (1803). Durch eine öffentliche Disputation Privatdocent geworden, rückte er 1808 als außerordentlicher Professor — mit Gehalt — auf, übernahm 1810 als Nebenamt das eines zweiten Bibliothekars an seiner Hochschule und 1817 brachte ihm den ordentlichen Honorarprofessor ein. Goethe rühmt ihn als seltenen Bücherverwalter in den „Annalen“ (1818). Die Bibliotheksarbeiten bei der Neuordnung unter Jenem in ungesunden Räumen (man vgl. Goethe zu Eckermann: 15. März 1830 und des ersteren Briefe) gaben ihm den Rest. Ein von Goethe erwähnter Generalbericht Güldenapfel's über die Jenaer Bibliothek soll, nach von dieser erhaltenen Antwort, nicht gedruckt worden sein.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 4. Jahrg. 1826, 2. Thl. 1828, S. 992 ff. Dort ist der geistige Niederschlag Güldenapfel's mitverzeichnet, Düntzer: C.-Bl. f. Bibl. I, 89 ff. und das Goethe-Jahrbuch, insbesondere von 1903.

Theodor Distel.

Gülich: Gustav von G. wurde am 1. Juni 1791 zu Osnabrück als Sohn einer altangesessenen Familie geboren. Nachdem er seine erste Ausbildung in Bremen erhalten, wurde er zunächst Kaufmann, dann praktischer Landwirth, studirte in Göttingen und erwarb ein Landgut (Steinbrück) bei Hildesheim. Das ruhige Landleben befriedigte aber seinen lebhaften Geist nicht vollkommen; nachdem er durch die Lehnsverhältnisse gezwungen war, das

Gut den Verkäufern zurückzugeben, trieb er eingehende staatswirthschaftliche Studien, als deren Frucht er schon 1826 eine kleine Schrift über Handel, Gewerbe und Ackerbau des Königreichs Hannover, dann seine „Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit", Jena 1830, 2 Bände, veröffentlichte. Schon vorher hatte er auf mehreren Reisen nach England technische Kenntnisse gesammelt und, um sie im Inlande zu verwerthen, eine Papierfabrik (Wertheim) bei Hameln und ein Kohlenbergwerk angelegt, deren Betrieb mit dem Jahre 1830 begann. Aber das Aufkommen dieser Anlagen wurde erschwert durch ungünstige Conjuncturen, durch mangelnde gesetzliche Fürsorge der Regierung und durch seine eigenen socialpolitischen Rücksichten auf die arbeitenden Classen, die unter anderm in seinem längeren Sträuben gegen die Einführung von Maschinen für die Papierfabrikation Ausdruck fanden. Wieder war es die Rücksicht auf das Wohl der arbeitenden Classen, die ihn veranlaßte, ein Mittel gegen deren Verarmung in einer intensiveren Betreibung der Landwirthschaft zu suchen, vor allem in der Ausdehnung der Cultur auf wüste Landflächen. In verschiedenen Gegenden Deutschlands suchte er sich die nöthigen Kenntnisse über die Einrichtung besserer Cultur zu verschaffen, die er dann mit den neuen Entdeckungen der Agriculturchemie verband und durch Urbarmachung seiner bei Levern im Kreise Lübbecke erworbenen Ländereien verwerthete. Ueber diesen Bestrebungen ist er am 4. August 1847 gestorben.

Nach seinen Schriften und seinem Lebensgang erscheint v. G. als ein Mann von edelster Gesinnung, immer bereit, den Nothleidenden zu helfen, der Allgemeinheit zu dienen, den Fortschritt zu fördern, selbstlos und von patriotischer Begeisterung erfüllt zur Zeit der Freiheitskriege. Er war verheirathet seit 1818 mit Johanna Henrici, die ihn mit zwei Söhnen und drei Töchtern überlebte.

Außer den obengenannten Schriften veröffentlichte er: „Ueber den Handel und die übrigen Zweige der Industrie im Königreiche Hannover seit 1826", Hannover 1831; „Noch ein Wort über Handel und Gewerbe des Königreichs Hannover und ob es gerathen sei, sich dem preußischen Zollverbande anzuschließen", Hameln 1832; „Ueber die Verhältnisse der Bauern im Fürstenthum Kalenberg", Hannover 1831; „Kleine Schriften staatswirthschaftlichen und verwandten Inhalts", Hameln 1833; „Ueber die gegenwärtige Lage des englischen und des deutschen Handels", Göttingen 1834; „Ueber den Einfluß der neuesten Revolution in Frankreich und den Niederlanden auf den Handel dieser Länder sowie besonders auf den Handel Deutschlands", Göttingen 1831; „Ueber meine industriellen Unternehmungen", Hameln 1835; „Ueber die gegenwärtige Lage der Linnenmanufactur in Kurhessen", Kassel 1843; „Ueber die Urbarmachung wüster Ländereien als Mittel viele Erwerblose zu beschäftigen", Kassel 1844; „Die Kartoffelkrankheit vom Jahre 1845", Hameln 1845; „Ein Wort über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Deutschlands Handel, Gewerbe und Ackerbau", Berlin 1848.

Obige Schriften. — Mitthlgn. des Sohnes, des Ministerresidenten a. D. Friedrich v. Gülich in Wiesbaden. Max Bär.

Gümbel: Wilhelm (von) G. wurde am 11. Februar 1823 zu Dannenfels in der Rheinpfalz geboren. Sein Vater, Großvater und Urgroßvater sind Förster gewesen und von seinen zehn Brüdern, unter denen er der drittjüngste war, widmeten sich die meisten wiederum diesem Berufe. Sein um 11 Jahre älterer Bruder Theodor, ein bekannter Bryologe, kam als Lehrer nach Zweibrücken, während Wilhelm dort das Gymnasium besuchte. Durch ihn ist er schon zu einer Zeit mit den Naturwissenschaften genauer bekannt geworden,

in welcher seine Altersgenossen am Gymnasium davon noch keine Ahnung hatten. Wie seinen Bruder, so zog auch ihn eine starke Neigung zur Botanik, als er aber 1842 den geistvollen und originellen Karl Schimper kennen lernte und durch ihn von erratischen Blöcken und der Eiszeit hörte, da war sein Entschluß rasch gefaßt, Geologie zu studiren.

Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog er 1843 die Universität München. Doch fand er dort gerade in seinen Specialfächern nicht die genügende Förderung und so ging er noch für ein Semester nach Heidelberg, um bei Blum, Bronn und C. v. Leonhard seine Kenntnisse zu erweitern. Im J. 1848 bestand er das bergmännische Staatsexamen, beschloß damit seine Studienzeit und wurde Berg- und Salinenpraktikant. Schon vorher und während dieser Zeit hat er mehrere kleine aber vielversprechende Arbeiten über die Geologie der Pfalz veröffentlicht, und so kam es, daß er 1851 als „leitender Geognost" nach München an die General-Bergwerk- und Salinen-Administration berufen wurde, der die geognostische Durchforschung Baierns seit 1851 unterstellt worden war, nachdem die 1849 an der Akademie der Wissenschaften eingesetzte Commission zur naturwissenschaftlichen Untersuchung Baierns sich mit Bezug auf Geologie als unzulänglich erwiesen hatte.

Mit dieser Berufung war der erst 28jährige in diejenige Stellung gekommen, zu der er gewissermaßen geschaffen war, die seinem Können und Wollen am meisten entsprach und in der er bis zu seinem Tode, also 47 Jahre lang, geblieben ist. Zunächst allerdings bedeutete diese Gunst des Schicksals für ihn eine elfjährige Periode anstrengender Arbeit und aufregender Kämpfe. Als Vertreter der Geologie fand er in München seinen ehemaligen Lehrer Schafhäutl vor, dessen wissenschaftliche Anschauungen mit den seinen vielfach in directem Gegensatz standen. Das führte zu einer persönlichen Gegnerschaft, aber obwol der junge Bergpraktikant einem o. ö. Professor und Akademiker gegenüber bedeutend im Nachtheil war, so gelang es seinem ausdauernden Fleiß in der Arbeit und seiner schneidigen Dialektik doch über seinen Gegner den Sieg davonzutragen. Dieser Kampf mußte über seine persönliche Stellung und Zukunft entscheiden, aber er hatte eine viel weitergehende Bedeutung; denn es war der Kampf zweier Principien, einer außerhalb Baierns längst schon zur Herrschaft gelangten Richtung gegen den Neptunismus. Sein Ausgang bedeutete jenachdem Rückständigkeit oder Fortschritt in der Entwicklung der Geologie. Der Verlauf dieses Zweikampfes ist äußerlich markirt dadurch, daß 1853 Schafhäutl die administrative Aufsichtsstelle genommen und gleichzeitig G. zum pragmatischen Bergmeister ernannt wird, ferner daß, als G. 1861 als erste reife Frucht seiner geologischen Aufnahmen die Beschreibung des bairischen Alpengebirges veröffentlicht hatte, er im folgenden Jahre von der Universität Jena zum Ehrendoctor und von der Münchener Akademie der Wissenschaften zum a. o. Mitglied ernannt wurde. Weiter erhielt er 1863 den Titel eines Bergrathes und an der Universität eine Ehrenprofessur für Geologie und Markscheidekunst, während Schafhäutl zwar bis zu seinem 1890 erfolgten Tode o. ö. Professor der Geologie blieb, aber schon bald seine Lehrthätigkeit fast ganz einstellte.

Nun begann für G. eine neue Lebensperiode, in der er als „der anerkannte Geologe Baierns" bezeichnet werden kann. Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß dieses große Land für jene Zeit keinen anderen ihm ebenbürtigen Geologen erzeugt hatte. Friedrich Pfaff in Erlangen war der praktischen Geologie abgewandt und die anderen Vertreter der Geologie an den Universitäten Würzburg und München, Sandberger, Oppel und Zittel, waren „Ausländer". Sie beschränkten sich mit Bezug auf Baiern zumeist nur auf paläontologische

Studien und überließen die eigentliche geologische Erforschung Baierns G. so ziemlich allein. Anfangs war es auch wirklich so, daß er allein fast alle geologischen Aufnahmen selbst machen mußte, da die vom Staate bewilligten Mittel nur 5000 fl. betrugen und somit die dauernde Anstellung erprobter Hülfsarbeiter so gut wie ausgeschlossen war. Gleichwohl schritten die Arbeiten rüstig vorwärts, wenn schon sie G. verschiedene Male an die Grenze seiner außergewöhnlich großen körperlichen Leistungsfähigkeit brachten. Bereits 1861 konnte er fünf große geologische Uebersichtskarten (1 : 100 000) und dazu die „Geognostische Beschreibung des bairischen Alpengebirges und seines Vorlandes" im Druck erscheinen lassen. Dieses voluminöse und fundamentale Werk nimmt ohne Zweifel unter allen seinen so zahlreichen wissenschaftlichen Leistungen die oberste Stellung ein. In meisterhafter Weise hat er darin die bis dahin ganz verworrenen stratigraphischen Verhältnisse zur Darstellung gebracht und die Fundamente zur Gliederung der Trias-, Jura-, Kreide- und Tertiärformation in diesem Theile der Alpen gelegt, die sich dann auch für den ganzen übrigen Theil der Ostalpen als höchst brauchbar erwiesen haben. Die Größe des Arbeitsgebietes, das beinahe 170 Quadratmeilen umfaßt, die Kürze der Zeit von nur vier Sommern für die Aufnahmen in den Jahren 1854—59, und die Vielseitigkeit des Themas lassen es jedoch begreiflich erscheinen, daß sich später manches als verbesserungsbedürftig herausgestellt hat. Er selbst hat diesem Gedanken am Schlusse des Vorwortes mit den Worten Ausdruck verliehen: „das vorliegende Werk soll und kann daher nur eine Grundlage geben, auf welcher die Kenntniß der geognostischen Verhältnisse unseres Alpengebirges sich nach und nach erweitern und vervollständigen wird". Zunächst hatte er sein Augenmerk anderer Gegend zuzuwenden, und so sehen wir in gleich voluminöser Form und mit entsprechender geologischer Kartenbegleitung 1868 die „Geognostische Beschreibung des ostbairischen Grenzgebirges oder des bairischen und oberpfälzischen Waldgebirges", und 1879 die „Geogn. Beschr. des Fichtelgebirges mit dem Frankenwalde und dem westlichen Vorlande" im Druck erscheinen.

Im Gegensatz zu dem Alpengebirge hatte G. es hier hauptsächlich mit paläozoischen Ablagerungen und den krystallinen Massen und Schiefergesteinen zu thun. Mit Bezug auf erstere bewährte sich von neuem sein stratigraphisches Talent, das Verständniß der letzteren versuchte er durch seine Theorie der Diagenese zu erleichtern. In neuerer Zeit ist diese allerdings in den Kreisen der Specialisten durch die Annahme von Regional- und Contactmetamorphose fast gänzlich verdrängt worden, aber ob sie dadurch dauernd beseitigt ist, läßt sich vorerst noch nicht behaupten.

Neben diesen drei großen Publicationen liefen noch eine Reihe kleinerer nebenher, die zum Theil die geologische Kenntniß Baierns bedeutsam förderten. Es sind von diesen besonders zu nennen: „Die Dachsteinbivalve und ihre alpinen Verwandten", 1862; „Ueber Clymenien in den Uebergangsgebilden des Fichtelgebirges", 1863; „Ueber das Knochenbett und die Pflanzen-Schichten in der rhätischen Stufe Frankens", 1864; „Die geognostischen Verhältnisse des fränkischen Triasgebietes", 1866; „Die geogn. Verh. der Rheinpfalz", 1867; „Ueber den Riesvulkan", 1870; „Die paläolithischen Eruptivgesteine des Fichtelgebirges", 1874 und „Abriß der geogn. Verh. der Tertiärschichten bei Miesbach mit 2 geol. Karten" (1 : 50 000), 1875. Auffällig mag es erscheinen, daß in dieser ganzen Zeit die Mitarbeiter an der geologischen Landesaufnahme so gut wie gar nicht zum Worte gekommen sind. Das lag an dem eigenthümlichen Dienstverhältniß, das sie zwang, die wissenschaftlichen Ergebnisse ihrer dienst-

lichen Arbeiten dem Director abzuliefern. Wie weit dieselben in den drei obengenannten großen amtlichen Publicationen Verwendung gefunden haben, läßt sich zwar heute nur noch in wenigen Fällen erkennen, aber immerhin dient diese Thatsache zum besseren Verständniß der enormen Productivität Gümbel's, der die ihm auf diese Weise zugebrachten Materialien bei der Herstellung des Bildes, das er von dem geologischen Baue Baierns entwarf, mit zu verwerthen verstand.

In diesem Verhältniß trat erst mit den achtziger Jahren langsam ein Wechsel ein, als jüngere Kräfte in dem unter Zittel's Leitung stehenden geologischen Institute der Universität eine selbständige Thätigkeit zu entfalten begannen und so eine Art gesunden Wettbewerbes auch in der geologischen Erforschung Baierns entstand. Längst hatte es sich ergeben, daß die Aufgabe, welche sich G. gesetzt hatte, für ihn allein zu groß sei, und so war, während er sich anderen Gebieten Baierns zuwendete, die von ihm selbst 1862 geforderte Erweiterung unserer geologischen Kenntnisse der bairischen Alpen fast zum völligen Stillstande gekommen. Man kann nicht sagen, daß G. diese freie Mitarbeit gerne sah oder besonders zu fördern bereit war. Seine ausgedehnten Kenntnisse und seine amtliche Stellung gaben ihm zeitlebens gegenüber diesen jüngeren Kräften ein unverkennbares Uebergewicht, von dem er zuweilen solchen Gebrauch machte, daß es wol nur Zittel's versöhnlichem Einflusse zugeschrieben werden muß, wenn sich daraus keine wissenschaftlichen Kämpfe von der Art entwickelten, wie sie in jener früheren Lebensperiode Gümbel's sich abgespielt haben. Für seine amtlichen Mitarbeiter entsprang daraus aber der Vortheil, daß er ihnen in den 1888 gegründeten Geognostischen Jahresheften ein Publicationsorgan schuf, in denen sie nun eigene wissenschaftliche Ergebnisse veröffentlichen konnten. Und ebenso hat er in seiner vierten und letzten großen amtlichen Publication, der Geognostischen Beschreibung der fränkischen Alb, 1891, auch seine Mitarbeiter in einzelnen Abschnitten selbständig zu Wort kommen lassen.

Immer deutlicher sah er bei dem langsamen Fortgang der geologischen Specialaufnahmen ein, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein werde, die geologische Beschreibung des ganzen Landes in der begonnenen Weise zu Ende zu führen und so entschloß er sich zu einer ausführlichen Schilderung der geologischen Verhältnisse des ganzen Landes, in der er all seine in dem Zeitraume von über 40 Jahren erworbenen Kenntnisse zu einem Gesammtbilde zusammenfaßte und das er 1894 im zweiten Bande seiner „Geologie von Baiern" vollendete. Es trägt durchaus den Stempel seiner Persönlichkeit und wird allen späteren Forschern ein unentbehrliches Hülfsmittel und eine reiche Fundgrube bleiben. Es ist neben seiner Beschreibung des bairischen Alpengebirges das Bedeutendste, was er auf dem Gebiete der Geologie Baierns geleistet hat.

Gümbel's Thatkraft wurde durch die Arbeit, welche die geologische Landesaufnahme von ihm verlangte, keineswegs erschöpft. Seine lebhafte Natur verlangte nach Lehrthätigkeit. Auch hierin stand ihm Schafhäutl im Wege, aber dieses Mal gelang es ihm nicht, dieses Hinderniß zu überwinden und so mußte er sich mit einer Honorarprofessur begnügen, zu der später der Lehrauftrag an der technischen Hochschule kam. So groß nun auch in diesem Fache sein Eifer war, so hat er es doch nicht zu einem ebenso großen Erfolge gebracht. Sein Vortrag war nicht glänzend und in der Auswahl des Stoffes legte er sich zu wenig Enthaltsamkeit auf. Anfänger wurden von der Fülle des eifrig Gebotenen leicht übersättigt und so kam es, daß G. eigentliche Schüler nie groß gezogen hat. Und als 1880 Zittel an der Universität seine anziehenden Vorträge über Geologie eröffnete, da minderte sich Gümbel's Lehr-

erfolg noch mehr. Doch hat er erst Ende des Jahres 1895 die Vorlesungen über Geologie eingestellt und nur noch über enger begrenzte Themata gelesen. Den Inhalt seiner Vorlesungen gab er 1888 als ersten Band seiner Geologie von Baiern unter dem Titel „Grundzüge der Geologie“ heraus. Dieser 1142 Druckseiten große Band enthält nicht nur eine ausführliche und sorgfältige Darstellung aller Theile der Geologie, sondern auch recht eingehende mineralogische, petrographische und paläontologische Excurse. Wir erkennen daraus sehr gut seine Lehrmethode, die Fülle seines eigenen Wissens, aber auch seinen Hang, den pädagogischen Erfolg durch Stoffhäufung zu erschweren. Für Anfänger oder Laien sind diese Grundzüge nicht geschrieben.

Indessen hatte seine Lehrthätigkeit für ihn selbst und die Entwicklung der geologischen Wissenschaft einen anderen großen Nutzen gehabt. Sie lenkte seine Aufmerksamkeit vielfach auf Gegenstände, die außerhalb Baierns lagen. Frühzeitig wandte er das Mikroscop nicht nur auf die Untersuchung der Eruptivgesteine, sondern mit Vorliebe auch auf die Erforschung der Sedimentgesteine und deren Versteinerungen an. So hat er eine Reihe von Arbeiten über Tiefseeschlamm, das Eozoon, Foraminiferen und Kalkalgen veröffentlicht, unter denen insbesondere diejenigen über die Nulliporen und Daktyloporiden (1871) das allgemeine Interesse für diese Gegenstände geweckt haben. Und wenn auch seine Ergebnisse durch spätere Forschung bedeutend modificirt worden sind, so haben sie doch zu ihrer Zeit einen großen Fortschritt bedeutet. Besonders gilt dies auch für seine Untersuchungen „Ueber die Texturverhältnisse der Mineralkohle“ (1883), durch die er das Studium der Kohlenbildung in neue Bahnen gelenkt hat.

Den Alpen auch außerhalb Baierns hat er dauernd seine Aufmerksamkeit geschenkt und seit 1855 ist fast kein Jahr vergangen, in dem er nicht über irgend einen wichtigen Gegenstand aus dem weiten Gebiet der Ostalpen oder der schweizerischen Alpen eine Untersuchung veröffentlicht und neue Thatsachen auf Grund eigener Beobachtung bekannt gegeben hätte. Durch seine „Kurze Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen“ (1878) verpflichtete er sich auch weitere Kreise insbesondere des deutschen und österreichischen Alpenvereins zu Dank. An Zeichen öffentlicher Anerkennung fehlte es ihm nicht. Im J. 1869 wurde er ordentliches Mitglied der Akademie, 1879 Oberbergdirector, 1882 erhielt er den Kronenorden, 1889 verlieh ihm die Stadt München das Ehrenbürgerrecht, in Anerkennung seiner großen Verdienste um das Zustandekommen der Wasserversorgung, und ein Jahr vor seinem Tode wurde ihm der Titel eines königl. Geheimen Rathes verliehen.

Das Verzeichniß aller seiner Werke weist über 200 Nummern auf und so kann er wol als der fruchtbarste geologische Publicist gelten. Freilich umfaßt seine Thätigkeit auch die lange Dauer von 54 Jahren. Bewundernswerth war die Schärfe seiner Beobachtung und der Feuereifer, mit dem er die verschiedenartigsten Arbeiten auf dem Gebiete der Mineralogie, Petrographie, Paläontologie, Stratigraphie und Tektonik in Angriff genommen und durchgeführt hat. Auch in praktischen Fragen des Bergbaues, der Wasserversorgung u. s. w. war er eine geschätzte Autorität. Er gehörte eben zu den seltenen, weitveranlagten Naturen. Zuverlässigkeit des Gedächtnisses, Schärfe des Blickes und Schnelligkeit in Auffassung und Urtheil waren in dem kleinen, unansehnlichen Manne vereinigt, dessen Thatkraft und Schaffensfreudigkeit erst mit seinem letzten Athemzuge erloschen.

C. Voit, Nekrolog auf Wilhelm Gümbel, Sitz.-Ber. d. Akad. d. Wissenschaften, München 1899. — L. v. Ammon, Nekrolog mit vollständigem Schriftenverzeichniß. Geognost. Jahreshefte 1898. A. Rothpletz.

Gumbert: Ferdinand G., ein beim großen Publicum sehr beliebter Liedercomponist, geboren am 22. April 1818 zu Berlin, † ebenda am 6. April 1896. Besuchte das Graue Kloster zu Berlin und erhielt Musikunterricht von E. Fischer und Cläpius, Violine bei Rieber und Ed. Ritz, einem Schüler Rode's. Schon als Schüler zeichnete er sich durch seine schöne Sopranstimme und seine Treffsicherheit aus, dennoch bestimmten ihn die Eltern zur Erlernung der Buchhandlung, doch ließ er dabei die Musik nicht liegen, betheiligte sich in Orchester- und Gesangvereinen als Ausübender und betrieb theoretische Studien, bis er 1839 dem Buchhandel den Rücken kehrte und zur Bühne als Schauspieler und Sänger ging. Zuerst fand er in Sondershausen ein Engagement, dann 1840 in Köln, wo er bis 1842 als Baritonist angestellt war. Auf Konradin Kreutzer's Anrathen entsagte er dem Theater, ging nach Berlin, gab Gesangunterricht und legte sich mit Eifer und Glück auf das Componiren von Liedern, die zwar, vom künstlerischen Standpunkte beurtheilt, wenig Beachtung verdienten, vom Publicum dagegen mit desto größerem Verlangen aufgenommen wurden. Wer hörte nicht bis zum Ueberdruß sein 1885 unter opus 43 erschienenes Lied: „O bitt euch, liebe Vögelein". In demselben schwunghaften, melodisch leicht faßlichen Genre hat er weit über 400 Lieder geschrieben, um die sich Verleger und Publicum rissen. Auch mehrere Liederspiele schrieb er, wie „Die schöne Schusterin", „Die Kunst, geliebt zu werden", „Der kleine Ziegenhirt", „Bis der Rechte kommt", „Karolina" u. a., übersetzte italienische und französische Operntextbücher mit Geschick und war bis zu seinem Lebensende ständiger Mitarbeiter und Musikreferent an Tagesblättern und Musikzeitschriften, dabei ein liebenswürdiger und genialer Gesellschafter, der schon durch seine äußere Erscheinung Vertrauen erweckte. Unter dem Titel „Musik. Gelesenes und Gesammeltes, in bunter Reihe zusammengestellt, illustrirt von J. R. de Baux" (Berlin 1860) veröffentlichte er eine Reihe von Aussprüchen, Epigrammen und Gedichten über die Tonkunst.

Rob. Eitner.

Gumpert: Thekla von G., Jugendschriftstellerin, geboren am 28. Juni 1810 zu Kalisch, † am 1. April 1897 zu Dresden; kam 1815 nach Posen, wohin ihr Vater als Medicinalrath versetzt war und wurde hier die Gespielin und Freundin der Prinzeß Wanda, der jüngsten Tochter des Statthalters Fürsten Anton Radziwill und dessen Gemahlin, der Prinzeß Louise von Preußen. Sechs Jahre war Thekla thätig als Erzieherin bei Baron Seydlitz, dann bei dem Fürsten Czartoryski; bevor dessen edle Gattin, die vorgenannte Prinzeß Wanda so frühzeitig aus dem Leben schied, legte sie noch die Erziehung ihrer Kinder in die Hände der treuen Freundin. Nach Vollendung ihrer Aufgabe übersiedelte Thekla nach Berlin; sie trug sich mit großen Projecten: Reisepläne wurden erwogen, worunter ein längerer Aufenthalt für England in Rede kam. Andere machten ihr Muth, eine große Erziehungsanstalt zu gründen. Den Entscheid gab aber Franz v. Schober, welcher von Weimar nach Berlin gekommen war und der über ihre Zukunft Unschlüssigen den Rath ertheilte, zur Feder zu greifen, ihr Erzählertalent und ihre Erfahrungen schriftstellerisch zu gestalten und sich dadurch, wie ehedem Herder, zur Erzieherin im weiteren Sinne und auf den ihr völlig zuständigen Wegen zu bilden. Schober erzählte von seinen vielen Freunden und Jugendgenossen, von der Sängerin Unger-Sabatier, von Franz Schubert und Moriz v. Schwind, von seinen langen Reisen mit Liszt, vom Grafen Kalkreuth und dem Weimarischen Fürsten-, Dichter- und Künstlerhof, las seine Dichtungen und Sonette vor, die in verwandten Tönen Antwort und Nachhall fanden. Aber das erwartete Wort fiel ebensowenig wie ehedem in Sesenheim. Doch der neue Weg war gefunden.

Die ersten, aus dem ihr ganz zuständigen Gebiete der Kinderwelt entnommenen Erzählungen „Der kleine Vater und das Enkelkind“ (1843) machten wirklich Glück und fanden verdienten Beifall; Verleger kamen mit Anerbietungen, darunter Flemming in Glogau († 1879). Ihr Plan gipfelte in einem jährlich wiederkehrenden „Töchteralbum“, welches unter Beihülfe von gleichgesinnten Mitarbeitern, einen weiteren Verkehr mit dem jüngeren Lesepublicum anbahnen sollte — also dasselbe Unternehmen, welches kurz vorher Isabella Braun (s. A. D. B. XLVII, 194) zu München mit Georg Scheitlin in Stuttgart begonnen hatte. Beide auf ein wirkliches Bedürfniß fundirten Projecte schlugen glücklich ein und fanden eines wie das andere in Süd- und Norddeutschland bereitwillige Aufnahme durch zwei und drei Generationen. Aus den ersten Lesern erwuchsen Mitarbeiter, aus denselben entstand ein neuerdings beihelfender Arbeiterkreis, mit immer gleich theilnehmenden und fördernden Gönnern. Das „Töchteralbum“ erwuchs 1855—1897 zu einer ganzen Bibliothek von 43 Bänden, welchen alsbald noch ein kleineres Appendix „Herzblättchens Zeitvertreib“ in 41 Jahrgängen nachfolgte — alle gleichmäßig von wohlgewillten Händen assistirt und von zahlreichen Künstlern, darunter Hugo Bürkner, Karl Fröhlich, Ludwig Richter, Julius Hübner und unzähligen Anderen reichlich illustrirt. Aus und neben ihrer redactionellen Thätigkeit entwickelten sich neue Geschichten und Jugendschriften: „Erzählungen aus der Kinderwelt“, „Gott in der Natur“, die „Badereise der Tante“, das „Familienbuch“ und viele ähnliche, von begierigen und dankbaren Lesern weiter vererbte Büchlein. Ihr Name breitete sich aus in immer größeren Kreisen. Auch ihr alter Jugendfreund, der wie ein neuer „Wilhelm Meister“ auf langer Odyssee umhergewanderte weimarische Legationsrath Franz v. Schober (s. A. D. B. XXXII, 202), kam wieder und äußerte mit sechs Decennien seiner im sechsundvierzigsten Sommer blühenden Getreuen den langgehegten Wunsch, ihre „alternden Lebensstühle zusammenzurücken und mit einander die fernere Lebenszeit fortzuführen“. Sie machten das Wagniß, aber ohne bleibenden Erfolg, indem sie sich „zwar nicht schieden, sondern nur trennten“, wobei Jedes der Betheiligten die weiteren Wege nach alter Gewohnheit allein fortsetzte, froh, die jungherrliche Selbständigkeit rechtzeitig gerettet zu haben. Daß sie in zarter Fühlung geblieben, wird von keiner Seite berichtet. Die Zahl von Thekla's aufrichtigen Freunden, Verehrern und Gönnern gewann neuen Zuwachs. In dem Buche „Unter fünf Königen und Kaisern“, welches 1891 rasch in zweiter Auflage erschien, hat sie als verwittwete Legationsrath Thekla v. Schober die „unpolitischen Erinnerungen einer alten Frau“ über befreundete Personen mit fühlbarer Redseligkeit niedergelegt, insbesondere an mehrere Mitglieder des preußischen Königshauses, darunter an den nachmaligen Kaiser Wilhelm I. Sie hatte längst schon für das „Töchteralbum“ die Autographen berühmter und hervorragender Zeitgenossen gesammelt, welche sie (Bremen 1893) in Buchform neuerdings edirte. Darunter Schriftproben von dem ganzen preußischen und sächsischen Königshause und anderen berühmten Persönlichkeiten, welche sie dadurch auch für ihr „Töchteralbum“ zu interessiren verstand, darunter kein geringerer als der Kaiser aller Ottomanen und Großsultan Abdul-Hamid-Khan, welcher der Dichterin unterm „ersten Ramazan 1307“ den Chefakat-Orden III. Classe 1889 (die nicht zustimmende Zeitrechnung ist jedenfalls Druckfehler) übersendete, übrigens die einzige decorative Auszeichnung, die ihr je zu Theil geworden. Andere eigenhändige Anerkennungsschreiben und briefliche Huldigungen erfreuten sie von Humboldt, Moltke, Oberpostmeister v. Stephan, E. M. Arndt, Karl v. Holtei, vom Dompropst Allioli, dem Begründer der neueren Jugendlitteratur und Fachgenossen Christoph v. Schmid, von Marie Nathusius,

Klaus Groth, Julius Sturm, von Hugo Bürkner, Karl Fröhlich, Ludwig Richter und Julius Hübner, die sämmtlich bereitwillig Illustrationen versprachen, die beiden Frommel, G. Ebers, Gerok, Liszt, Wilhelmine Schröder-Devrient usw. Auch ihr „alter Freund Schober“ hatte in seine kleine Harfe gegriffen und allerlei Poetisches beigesteuert. Ihre „Erinnerungen“ (1893) bieten viel Interessantes, wenn auch keine überraschenden Kundgebungen. Sie alterte in Ehren. Im J. 1891 genoß sie die Freude ihres 50jährigen Schriftstellerthums und blieb thätig bis zum Ende.

Vgl. Nr. 2635 d. Illustr. Zeitung, Lpz. 1891 und Nr. 2807 ebenda 1897. — Das Verzeichniß ihrer Schriften hat Sophie Pataky, Lex. Deutscher Frauen der Feder (Berlin 1898, I, 293 ff.) zusammengestellt.

Hyac. Holland.

Gumppenberg: Karl Freiherr von G. wurde am 11. November 1833 zu Wallenburg bei Miesbach geboren. Er gehörte als Zögling der königlichen Pagerie an und bezog darauf die Universität München, um sich juristischen und cameralistischen Studien zu widmen. Am 7. November 1858 trat er als Praktikant bei den Verkehrsanstalten ein und wurde am 1. Januar 1860 zum Postassistenten in Ansbach ernannt und später in gleicher Diensteigenschaft bei den Oberpostämtern München, Memmingen, Landshut und Regensburg verwendet. Am 1. Januar 1869 wurde er zur Generaldirection der königlichen Verkehrsanstalten einberufen und daselbst am 15. Februar desselben Jahres zum Postofficial ernannt. Am 1. Januar 1875 wurde er zum Generaldirectionssecretär, am 16. Juni 1881 zum Postinspector befördert und in letzterer Diensteigenschaft am 15. Mai 1889 von der Generaldirection dem königlichen Oberpostamte München zugetheilt. Am 1. Juni 1890 erfolgte seine Ernennung zum Oberpostmeister und Vorstand des Oberpostamtes Bamberg. Er starb am 2. Juni 1893.

G. hatte eine große Vorliebe für die Entomologie und hat sich zu einem hervorragenden Lepidopterologen herangebildet. Namentlich bekannt gemacht hat er sich durch sein vorzügliches Werk: „Systema Geometrarum zonae temporatioris septentrionalis. Systematische Bearbeitung der Spanner der nördlichen gemäßigten Zone“ (in Nova Acta der Leop.-Carol. Akademie der Naturforscher) 8 Theile. Halle 1887—96.

Heß.

Gundahar, König der Burgunden, gefallen a. 437/38. Nach langen Wanderungen und Kämpfen waren die Burgunden aus ihren ursprünglichen Sitzen an Netze und Warthe an den Main und zuletzt c. a. 406 bis an und über den Rhein gelangt. Mainz war nun ihr Hauptort. Hier erhob der König G. im J. 412 zusammen mit dem Alanenkönig Goar den römischen Feldherrn Jovinus zum Imperator. Aber im J. 437/38 traf das Volk ein schwerer Schlag: Hunnen im römischen Dienst oder gerade aus diesem entlassen brachten dort am Rhein (zwischen Mainz und Worms?) den Burgunden eine furchtbare Niederlage bei: G. und der größte Theil seines Heeres fielen: dies ist die — geringe — geschichtliche Grundlage der Nibelungensage, die „König Gunther“ und seine Helden ja auch durch Hunnen vernichtet werden läßt, aber freilich nicht am Rhein, sondern in Hunnenland an der unteren Donau und durch Etzel (Attila). Das burgundische Königsgeschlecht berührt sich aber auch mit den (ungleich erheblicheren) mythologischen Grundlagen jener Sage: es führte sich (wie die meisten germanischen Königshäuser) auf göttlichen Ursprung zurück und zwar auf Wotan, der als Spender des Reichthums, als Wunschgott „Giebich“ heißt: „Giebichungen“ sind G. und seine Ahnen Gislahar (der in dem Enkel Giselher wiederkehrt) und Gundomar. Den Fall Gundahar's scheint sein ganzer Mannesstamm getheilt zu haben, wie ja auch die

Sage berichtet; wenigstens gehören nicht den Giebichungen an die Nachfolger Gundahar's, die in Savoien, wohin das stark geschwächte Volk a. 443 aus den viel umstrittenen Rheinlanden zum größten Theil abzog, als Könige gegenannt werden.

Quellen und Litteratur: von Wietersheim. — Dahn, Geschichte der Völkerwanderung II, 1881, S. 208 f.; — Dahn, Geschichte d. germanischen u. romanischen Völker IV, 1889, S. 103 f. (daselbst weitere Litteraturangaben: Jakob Grimm, Zeuß, Derichsweiler, Jahn, Binding, Wackernagel, Bluhme). Dahn.

Günderrode: Friedrich Maximilian Freiherr von G. Das aus Thüringen stammende Geschlecht derer von Günderrode kam in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts nach Freiberg im Erzgebirge. Thilemann v. G. siedelte 1523 im Gefolge der sächsischen Prinzessin Christina, der Gemahlin Philipp's des Großmüthigen, nach Hessen über und brachte es dort bis zum Kanzler; er starb 1550. Seine Wittwe heirathete den Frankfurter Patricier Hans Bromm und brachte ihre Kinder erster Ehe nach Frankfurt a. M. mit; Rudolf v. G. heirathete hier eine Holzhausen, trat 1587 als erster seiner Familie in die Adelsgesellschaft Alt-Limpurg ein und wurde der Ahnherr des noch blühenden Frankfurter Zweiges. Seine Nachkommen waren ausgezeichnete Staatsmänner im Dienste Frankfurts und der Nachbarstaaten, aber auch hervorragende Gelehrte und Officiere in kaiserlichen Diensten. Friedrich Maximilian v. G. wurde am 13. December 1753 in Frankfurt geboren; seine Jugendbildung war die typische des Frankfurter Patriciersohnes: Hauslehrer, private Erziehungsanstalt und auswärtige Gymnasien. 1771 ging er nach Göttingen zum Studium der Rechtswissenschaft, 1773 nach Wetzlar zur praktischen Ausbildung am Reichskammergericht und trat 1775 als Hofgerichtsassessor in den Dienst des Fürsten von Nassau-Usingen in Wiesbaden, in dessen Justiz, Verwaltung und Diplomatie er eine treffliche Schule durchmachte. 1785 folgte er einem Rufe als Rathsherr in seine Vaterstadt; schon 1787 rückte er auf die Schöffenbank vor. Als Leiter der städtischen Bauten und des Kirchen- und Schulwesens, als Vertreter der Stadt beim Oberrheinischen Kreis nahm er im Rathe eine hervorragende Stelle ein. 1792 gehörte er zu der Gesandtschaft, welche die Stadt nach Paris schickte, um die Erlassung der noch nicht bezahlten zweiten Hälfte der Kriegscontribution vom Convent zu erbitten, welche General Custine der Stadt auferlegt hatte. 1796 gehörte G. zu den Geißeln, welche als Sicherheit für die Bezahlung einer neuen Contribution nach Frankreich abgeführt wurden; 1797 vertrat er die Stadt auf dem Rastatter Congreß, 1806 in Paris, wo wiederum eine französische Brandschatzung abzubitten war; hier mußte er sehen, wie die Unabhängigkeit seiner Vaterstadt verloren ging, wie gierige Hände sich nach ihr ausstreckten. Daß sie an den Fürsten-Primas Dalberg fiel, betrachtete G. als das kleinere Uebel. War G. als diplomatischer Vertreter einer schwachen Reichsstadt nicht in der Lage, Erfolge zu erzielen, so bot ihm die innere Verwaltung derselben ein dankbares Feld der Thätigkeit. Durch Günderrode's Einfluß als Director des Consistoriums wurde in dem Senior Wilhelm Friedrich Hufnagel (siehe A. D. B. XIII, 301) ein hervorragender Vertreter des Rationalismus an die Spitze der Frankfurter Geistlichkeit berufen. Mit ihm nahm G. die Neuordnung des städtischen Schulwesens in die Hand und zwar auf der Grundlage der Ersetzung der privaten Schulen durch städtische, öffentliche; mit der Gründung der „Musterschule“ 1803 wurde der Grundstein des städtischen Mittel- und Volksschulwesens gelegt. Auch die zeitgemäße Reformirung des städtischen Gymnasiums ist das Werk Günderrode's und Hufnagel's. Dalberg

ernannte 1806 G. zum Geheimrath und Stadtschultheißen und 1810 bei der Bildung des Großherzogthums Frankfurt zum Präfecten des Departements Frankfurt; G. war in fürstlicher Zeit (1806—13) der hervorragendste Vertreter der reichsstädtischen Tradition im neuen Regierungssystem, der eigentliche Leiter der städtischen Verwaltung, von stolzem Freimuth gegenüber dem Fürsten und seinen aus der französisch-rheinbündnerischen Schule hervorgegangenen Beamten. Daß Frankfurt in den Herbsttagen 1813 sowol von Napoleon wie von den verbündeten Monarchen Schonung und gute Behandlung erfuhr, ist Günderrode's klugem Verhalten nicht in letzter Linie zu verdanken. Als die Stadt in ihre frühere Municipalverfassung zurücktrat, übernahm G. wieder das Amt des Stadtschultheißen, das aber schon 1815 durch die neue Verfassung abgeschafft wurde; G. wurde Präsident des Appellationsgerichts und Präsident der neuen Gesetzgebenden Versammlung. So blieb er der vornehmste und ranghöchste Beamte der Freien Stadt bis zu seinem am 9. Mai 1824 erfolgten Tode. Die allgemeine Hochachtung der Mitbürger folgte dem trefflichen Manne ins Grab nach, dem Letzten aus den alten Patriciergeschlechtern, der von entscheidendem Einfluß auf die Geschicke seiner Vaterstadt gewesen war, der ihr in den schwierigsten Uebergangszeiten von der Reichsstadt zur fürstlichen Hauptstadt und wieder zur Freien Stadt mit uneigennütziger Aufopferung gedient hatte.

Bagge, Freiherr F. M. v. Günderrode, Programm der Musterschule (Frankfurt 1824). — Schwartz, Geschichte der Familie v. Günderrode i. d. Allg. Encyklopädie von Ersch u. Gruber, I. Section, Bd. 97. — Heyden, Gallerie berühmter 2c. Frankfurter (Frankfurt 1861). — Kriegk, Geschichte von Frankfurt a. M. (Frankfurt 1871), — Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. (Frankfurt 1881). — Darmstaedter, Das Großherzogthum Frankfurt (Frankfurt 1901).
R. Jung.

Gundert: Hermann G., geboren am 4. Februar 1814 in Stuttgart, der Sohn eines charaktervollen, pietistischen Hauses, trat mit fünf Jahren in das Gymnasium seiner Vaterstadt ein, durchlief das niedere theologische Seminar in Maulbronn und studirte von 1831—1835 als „Stiftler“ zu Tübingen Theologie, wo er auch zum Dr. phil. promovirte. Ueber den begeisterten Jünger von Goethe und Schüler von D. Fr. Strauß und Hegel wurde noch in Tübingen, namentlich im Zusammenhang mit ernsten, persönlichen Lebenserfahrungen, der Geist des Bengel'schen Pietismus mächtig. Zugleich that sich ihm „eine Aussicht aus dem toll bewegten Treiben in eine stille, geordnete Thätigkeit für das Himmelreich — als Missionar, etwa in Indien auf“. Während sein Freund Mögling als Basler Missionar nach der Westküste Südindiens ging, folgte G. dem englischen Freimissionar Dr. Groves (der bei einem Besuch in Süddeutschland auf den Tübinger Candidaten aufmerksam geworden war) nach kurzem Aufenthalt in England nach der Ostküste, ließ sich von Rhenius in Tinneweli in die praktische Missionsarbeit nach deutscher Weise einführen, versuchte sich noch als Gehülfe von Groves darin, bis er sich 1838 den Baslern anschloß und 1839 die Arbeit in Malabar begann (Talatscheri und Kannanur). Bis zu seiner Rückkehr in die Heimath (1859) neben Hebich der bedeutendste Missionsarbeiter in Malabar, bemühte er sich, zu den Niedrigsten hinabzusteigen, die Denkweise und den Sprachgeist des Volkes zu ergründen und ihm das Evangelium in einer ihm faßlichen Form anzubieten, glücklich, wenn er es erlebte, daß sein Wort einen faßte, festhielt und umgestaltete. Daneben war er darauf bedacht, seinen Mitarbeitern und Nachfolgern die Sprache des Landes, das Malayalam, zu erschließen und dem Volke selbst die Bibel und eine Reihe von geistlichen und weltlichen Lehrmitteln

in ihrer Muttersprache zu geben. Der entstehenden Missionskirche verhalf er zu Liturgie und Gesangbuch. Sein Forschungstrieb und seine wissenschaftliche Begabung ließ ihn zugleich auch für die Wissenschaft sammeln. Wo er werthvolle Handschriften finden konnte, griff er sie auf; der Universitätsbibliothek in Tübingen hat er mehrere geschenkt. Verschiedene gelehrte Zeitschriften brachten Aufsätze aus seiner Feder (s. u.). — Einige Jahre stand er als Schulinspector von Kanara und Malabar auch in Regierungsdiensten. Sein Haus war der Mittelpunkt eines reichen, geistigen Lebens, die Mannichfaltigkeit der darin gesprochenen Sprachen (Gundert's Frau war eine französische Schweizerin) ein Bild der vielfachen Interessen und Beziehungen.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde G. 1860 Dr. Barth's Mitarbeiter, 1862 sein Nachfolger in der Leitung des Calwer Verlagsvereins. Es gelang ihm, den Verein von der Unterstützung christlicher, namentlich ausländischer Freunde unabhängig zu machen und das Unternehmen geschäftlich sicher zu stellen. Vor allem war er bestrebt, die Veröffentlichungen des Vereins nach Form und Inhalt zu vervollkommnen. Mit richtigem Blick fand er die Lücken, die es auszufüllen galt; mit feinem Verständniß erkannte er, welch neuen Bedürfnissen Genüge geschehen müsse. Dabei scheute er keine Mühe, sich durch alle bedeutenderen Erscheinungen, namentlich auf dem Gebiete der Theologie, der Geschichte und der Sprachwissenschaft, durchzuarbeiten, um eine tüchtige Ausführung des Unternommenen zu sichern. Die unter seiner Leitung erschienenen neuen Werke und neuen Auflagen alter zeigen auch, daß er die Ergebnisse gesicherter theologischer und geschichtlicher Forschung dankbar anerkannte und sie in den Dienst der Aufgabe stellte, die sich der Verlagsverein gesetzt hat, wobei es freilich manche Pietisten alten Stils an herbster Kritik nicht fehlen ließen.

Neben dieser ausgedehnten Arbeit fuhr G. fort, der Mission durch sprachliche Arbeiten, Redaction von Zeitschriften und mündliches Wort zu dienen. Er unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel nach allen Seiten. Auch betrat er als „Vicar“ viele Kanzeln seiner schwäbischen Heimath. Er selbst bekannte sich als Lutheraner in dem Sinne, wonach jeder deutsche Theologe ein Lutheraner sei; in der Bibel unterscheidet er primäre, secundäre und tertiäre Schichten, die Schichtung ein Werk Gottes zu seiner Verherrlichung. Bei aller Festigkeit seiner eigenen Ueberzeugung beurtheilte er fremde Anschauungen mild, weil mit eindringendem Verständniß. Seinem deutschen Vaterlande, auch in Indien, treu zugethan, war er schon in den sechziger Jahren ein Verehrer Bismarck's, dabei von weltweiten Interessen. Alles in allem ein tiefgründiges, schwäbisches Original, von reicher Begabung, ausgebreitetem Wissen; bei allem Ernst voller Witz und Humor, der hervorstechendste Zug seines Charakters eine ungeheuchelte Demuth. † am 25. April 1893.

Seine litterarischen Werke. A) Zum Studium des Malayalam: Neben einem Katechismus der Malayalam-Grammatik eine große „Grammatik des Malayalam in M. und Englisch“ (2. Aufl. Mangalur 1868), ein bahnbrechendes Werk für die Erforschung der Sprache; wenn auch manche seiner Resultate heute von urtheilsfähigen Eingeborenen beanstandet werden, so bleibt dem Werk doch schon wegen des Reichthums an Belegstellen ein hoher Werth. Noch bedeutender ist Gundert's „Malayalam-Englisches Wörterbuch“ (Mangalur 1872). Auf der Grundlage kritisch-vergleichender Etymologie, ebenfalls mit reichlichen Belegstellen aus ca. 120 zum Theil schwer zugänglichen Malayalamwerken, kurz und präcis, Gundert's Lieblingsarbeit. Für eine zweite Auflage hat er noch handschriftlich ein großes Material zusammengetragen. Aufsätze: „Ueber drawidische Elemente im Sanskrit“, in der Zeitschrift der deutschen

Morgenländischen Gesellschaft; „Ueber alte Malayalam-Inschriften“ im Journal der Madras Literary Society u. s. w.

B) Zum Dienst der Kirche und Schule in Malayalam. Da die Uebersetzung der hl. Schrift ins Malayalam von Benj. Bailey G. nicht befriedigte, ließ er schon 1844 eine nach dem kritisch gesichteten Grundtext gefertigte „Uebersetzung des Neuen Testamentes“ in Lithographie erscheinen (erste gedruckte Ausgabe Mangalur 1868). In den achtziger Jahren folgten die poetischen und prophetischen Bücher des Alten Testamentes nach. Die sprachliche Höhenlage dieser Uebersetzungen ist die der einheimischen poetischen Litteratur und der Umgangssprache der höheren Kasten; es sind Meisterwerke von eleganter, conciser Ausdrucksweise. Ueber die Grundsätze, nach denen G. dabei verfuhr, hat er sich auf der vierten continentalen Missionsconferenz in Bremen (1876) ausgesprochen (s. Verhandlungen S. 19 ff.). Neben der Bibel gab er den Gemeinden Gesangbuchlieder, eine Kirchengeschichte, ein Leben Jesu, Flugschriften und eine Reihe von Schulbüchern (Anthologie, Lesebücher u. s. w.).

C) Deutsch. Für die Basler Mission besorgte G. 1865—1874 die Redaction des Evangel. Missions-Magazins. [Wichtige Artikel: „Die Mission vor dem Richterstuhl der Immanenz“ (gegen Langhans, Pietismus und Christenthum im Spiegel der äußeren Mission) 1865, 14 ff.; „Missionsanfänge in Bengalen“ 1865, 300 ff.; „Arbeiter in der Tamilmission“ (u. a. Rhenius) 1868, 31 ff.] Für Herzog's Realencyklopädie (2. Aufl.) verfaßte er die biographischen Artikel: Inspector F. Chr. Blumhardt und Chr. G. Barth. Seine Mitarbeiter Hebich und Mögling schilderte er in ausgeführten Biographien (Basel 1872 und Calw 1882). Im Calwer Verlag erschienen sechs Bände „Missionsbilder“ (1875 ff.) und das unentbehrliche Nachschlagewerk: „Die evangelische Mission, ihre Länder, Völker und Arbeiten“ (1. Aufl. 1881, 2. Aufl. 1886). Von 1863—1883 redigirte er das „Calwer Missionsblatt“, von 1863—1888 die „Monatsblätter für öffentliche Missionsstunden“, 1863—1892 das „Missionsblatt für Kinder“, von 1862—1882 die von Barth begründeten „Jugendblätter“. Wesentlich neue Bücher wurden unter seinen Händen die neuen Auflagen der „Christlichen Kirchengeschichte für Schulen und Familien“, „Kurze Reformationsgeschichte“, „Geschichte von Württemberg“ u. s. w., namentlich aber das „Neue Testament“ in der fünften Auflage des „Calwer Bibelwerkes“. Der Schlußband von Redenbacher's Weltgeschichte, 1901 als „Geschichte des 19. Jahrhunderts“ besonders erschienen, ist ganz sein eigenes Werk. Nach seinem Tode erschienen ferner: „Christianens Denkmal“ (Lebensbild seiner Mutter) Calw 1894 und „Schriftgedanken“ Calw 1900.

J. Hesse, Aus Dr. H. Gundert's Leben, Calw u. Stuttgart 1894. — Deutsche Reichspost 1893, Nr. 113—115. — Handschriftliche Mittheilungen von Missionar W. Dilger (über die Malayalamwerke Gundert's).

Eppler.

Gundlach: Johann G. wurde 1810 in Marburg geboren, studirte daselbst Naturwissenschaften und reiste nach seiner Promotion 1839 nach Havana. Die Ergebnisse dieser Reise veröffentlichte er unter dem Titel: „Berichte über die zoologischen Beobachtungen während einer Reise von Hamburg nach Havana“ im dritten Jahresbericht des Vereins f. Naturk. in Cassel 1839. G. machte sich nun die wissenschaftliche Erforschung der Thierwelt Cubas zur Lebensaufgabe und durchwanderte und durchforschte die Insel nach allen Richtungen, um die dort vorkommenden Thiere zu beobachten und zu sammeln. Er veröffentlichte eine Reihe von wichtigen Abhandlungen, in welchen zahlreiche neue Arten beschrieben werden. Namentlich sind zu erwähnen: „Beschreibung neuer Schnecken aus dem westlichen Theile von Cuba“ in Malakozool. Blätter, Bd. 3,

1857. „Malakologische Notizen aus dem Norden und Westen von Cuba“, ebendaselbst Bd. 4, 1857. „Beiträge zur Ornithologie Cubas“ in Erinnerungsschrift an d. 8. Versammlung d. deutsch. Ornith. Gesellschaft 1855 und die Fortsetzung in Cabanis, Journ. f. Ornith. 3., 4., 5. und 7. Jahrgang. 1856 unternahm G. eine Reise nach Trinidad, über welche L. Pfeiffer in den Malakozool. Blättern Bd. 4 1857 Bericht erstattet. G. starb im Alter von 86 Jahren am 15. März 1896. Er hinterließ eine ausgezeichnete zoologische Sammlung, welche die Thierwelt Cubas in bisher nicht erreichter Vollständigkeit zeigt. W. Heß.

Günther: Daniel Erhard G., Dr. und Professor der Medicin an der ehemaligen Universität Duisburg, wurde am 11. Juni 1752 als jüngstes Kind des Solinger Stadtsyndicus Matth. Gerh. Günther und dessen Gattin Anna Maria Brunner geboren. Er studirte von 1768—1772 zu Duisburg und Göttingen Medicin, ließ sich dann zeitweilig als Arzt in Frankfurt am Main nieder und folgte 1778 einem Rufe als ordentlicher Professor der Medicin nach Duisburg. Dort war er bis zur Aufhebung der Universität (1818) der hervorragendste und beliebteste Lehrer der Studenten. Graf v. Borke schreibt 1806 an seine Regierung „der Ruf Günther's hat die Universität aufrecht erhalten, alle dortigen Studenten der medicinischen Facultät sind nur um Günther's willen nach Duisburg gekommen“. Von seinen wissenschaftlichen Werken ist ein „Kurzer Entwurf der anatomischen Nervenlehre“ viel gebraucht worden. Daneben entfaltete er eine großartige und segensreiche ärztliche Thätigkeit. Die Patienten kamen aus allen Ständen und von weither, selbst aus Holland und England, um bei ihm Heilung zu suchen. Ein Hauptcharakterzug Günther's, seine Mildthätigkeit gegen Unbemittelte und sein damit zusammenhängender, tief religiöser Sinn, machte ihn zum populärsten Manne der Stadt, was sich besonders bei der Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums zeigte (1822), wo ihm zu Ehren von der Stadt Duisburg eine goldne und silberne Denkmünze vertheilt wurde. Vom König erhielt er in demselben Jahre den Rothen Adlerorden 3. Classe, von der Universität Bonn ein erneutes prächtiges Doctordiplom. Er starb am 7. August 1834. Sein Sohn Dr. Friedrich G. war seit 1831 Oberbürgermeister von Düren († 1848).

Litteraturangabe bei H. Schäfer, Dan. Erh. Günther, ein Lebensbild zum 150. Geburtstage, Köln 1901. H. Schäfer.

Guntherich, asdingischer Vandalenkönig (a. 406[?]—429). Prokop einerseits, die lateinischen Quellen andererseits berichten abweichend über seine Geschicke. Anderwärts (Könige I, S. 143) wurde versucht, durch Vermittlung das Wahrscheinlichste festzustellen. Ohne Zweifel war er der (eheliche) Sohn und Nachfolger des im J. 406 vor dem Rheinübergang im Kampfe mit den Franken gefallenen Königs Godigisel (s. den Artikel). Vielleicht war er damals noch nicht wehrfähig, so daß sein älterer (unehelicher) Bruder Geiserich (s. den Artikel) eine Zeit lang für ihn die Regentschaft führte. Jedesfalles nahm dieser schon bei Lebzeiten Guntherich's thatsächlich in Krieg und Frieden eine hochbedeutende Stellung in dem Volke ein, vielleicht ähnlich wie bald darauf die amalischen Brüder Theodemer und Widemer unter Walamer (s. die drei Artikel). Doch hieß und war G. der echte König. Als solcher führte er (a. 409) sein Volk nach Spanien. Hier theilten sich die Einwanderer, d. h. die asdingischen, die silingischen Vandalen, die Sueben und die (ungermanischen) Alanen in das Land, so weit es erobert war, in der Weise, daß die Asdingen und die Sueben Gallicien erhielten (a. 411). Aber bald gerieth G. mit diesen in Kampf (a. 419) und, von den Römern, die sich immer noch in manchen

Städten der Halbinsel hielten, bedroht, zog er aus jenen gefährdeten Sitzen ab nach Bätica (Land des Bätis, Guadalquivir) im Südwesten, wo die silingischen Vandalen, die ihren König (a. 416) verloren hatten, völlig mit den asdingischen verschmolzen und G. als König annahmen. Da schon a. 418 die volkreichen Alanen in Lusitanien und Carthagena aus dem gleichen Grunde das Gleiche thaten, vereinte G. nunmehr unter seiner Herrschaft eine so erhebliche Macht, daß die Vandalen hierdurch das Uebergewicht in der Halbinsel gegenüber Sueben, Westgoten und Römern gewannen. Das zeigte sich alsbald (a. 422) in einem glänzenden Sieg Guntherich's über den römischen magister militum Castinus (und die mit ihm verbündeten Westgoten), der nach Verlust von 20000 Mann nach Tarragona fliehen mußte, und in der Eroberung von Carthagena und Sevilla (Hispalis) a. 425.

Zweifelhaft ist, ob schon G., nicht erst Geiserich, den Plan gefaßt habe, seine Völkerschaften über die schmale Meerenge nach dem so überaus fruchtbaren Nordafrika, der „Kornkammer“ der römischen Welt, hinüberzuführen, nachdem schon a. 425 Raubfahrten den Vandalen wie die Balearen so die Küsten von Mauritanien erschlossen hatten. In unserer Zeit ist der Bericht Prokop's von der Einladung der beiden asdingischen Brüder durch den römischen Statthalter Bonifatius (Könige I, S. 148) nicht ohne Grund angezweifelt worden. Fest steht, daß nur Geiserich als Allein-Herrscher die Ueberführung im J. 429 ins Werk setzte.

Schon a. 427 war G. im Kampfe mit den alten Feinden, den Sueben, oder (wahrscheinlicher: Germani sind Prokop die Franken) mit den Franken umgekommen (angeblich gefangen und gekreuzigt, eine den Germanen ungewohnte Tödtungsart). Nach einer ganz unglaubhaften Kirchenfabel war er zur Strafe für die Plünderung der Kirchen zu Sevilla von einem Dämon besessen worden und infolgedessen gestorben. Daß er noch in Spanien umgekommen, ist viel glaubhafter, als daß er mit Geiserich nach Afrika gegangen und dort von diesem ermordet worden sei. Allerdings schloß dieser gewaltige Bruder die (vielleicht noch waffenunfähigen) Söhne aus; späte Erdichtung erzählt, beide Brüder seien um die Wette an die Küste von Afrika geschwommen, wer sie zuerst ergreife, sollte dort allein herrschen. Da habe Geiserich, in Gefahr zurückzubleiben, mit seiner Rechten seine linke Hand abgehackt und diese über den Bruder hinweg an das Land geworfen.

Quellen und Litteratur: Dahn, Die Könige der Germanen I, 1861, S. 145 f. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung II, 1881, S. 156, 185 f. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 2. Aufl. 1899, S. 153—159. Dahn.

Gunz: Gustav Georg G., Dr. med., kgl. preuß. Kammersänger und Professor, wurde am 26. October 1831 zu Gaunersdorf bei Wien geboren und starb zu Frankfurt a. M. am 11. December 1894. Die künstlerische Laufbahn des berühmten Tenors umfaßte einen Zeitraum von über dreißig Jahren und fiel mit den bedeutendsten Ereignissen auf dem Gebiete der Oper, sowie mit dem großen Aufschwunge des Concertlebens unseres Jahrhunderts zusammen. Die mannichfache Thätigkeit, die G. auf diesen beiden Gebieten entfaltete, weist ihm als reproducirendem Künstler einen der ersten Plätze in der Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts zu.

Von musikliebenden Eltern empfing der Knabe die ersten Eindrücke seiner Kunst und lernte früh etwas Clavier und Geige, während seine Stimme vor der Mutation einen tiefen Klang zeigte und sein Singen die spätere Entwicklung nicht ahnen ließ. Ebenfalls für den ärztlichen Beruf bestimmt (sein Vater war Kreisphysikus in Gaunersdorf) bezog er die Universitäten Prag

und Wien. Hier, an der Cultusstätte musikalischen Lebens im Kreise jugendlicher anregender Genossen wurde man sowol auf seine musikalische Treffsicherheit, als auf die inzwischen zu einem weichen, sympathischen Tenor herangereifte Stimme aufmerksam. G. wurde damals Mitglied des Wiener Männergesangvereins: auch hier in dem strenge prüfenden musikverständigen Kreise zog man ihn zum Quartettgesang und für kleine Soli heran. Der junge Student folgte dem Rath einsichtiger Freunde und blieb nicht Naturalist, sondern nahm neben den eifrig betriebenen medicinischen Studien auch Gesangsunterricht bei dem bewährten Gesangsmeister Eduard Hollub, einem Schüler von Staudigl. Er betrat damit die Bahn ernster Studien, denn trotzdem seine stimmlichen Eigenschaften so imponirten, daß ein Impresario ihm eine kurze Studienzeit und darauf verlockende Engagementsanträge bot, lehnte er diese Art, Künstler zu werden ab und that damals den für den Ernst seiner Auffassung zeugenden Ausspruch: „Wie sollte das Publicum in einem neuen, viel schwierigeren Beruf Vertrauen zu mir gewinnen, wenn ich den von mir zuerst erwählten nicht einmal erreicht hätte?“ G. promovirte 1857 und war von November 1857 bis März 1859 Secundärarzt am Allgemeinen Krankenhause in Wien. Er war als Chirurg geschätzt und seine tüchtigen Dienste während der Typhusepidemie 1858 trugen ihm ein Belobigungsschreiben der k. k. Centralverwaltung ein. Hollub hatte inzwischen durch ebenso vorsichtige als eingehende Studien die Stimme befestigt, im langsamen ausgleichenden Ueben des Falsetts ihre Höhe und Ausgiebigkeit entwickelt und damit den Grund zu der spätern Dauer der herrlichen Stimme gelegt, was G. sein Leben lang rühmend anerkannte. Der Erfolg dieser Studien brachte erst den Entschluß zur Oper zu gehen zur Reife. Dieser wichtige Schritt wurde dem durch Unglücksfälle, die seine Eltern trafen, auf sich angewiesenen jungen Mann durch das Entgegenkommen seines Vorgesetzten, des Spitaldirectors Helm erleichtert, der ihn für ein Jahr beurlaubte. In jener Zeit (1859) führte Liszt seine Graner Messe zum ersten Mal auf und das zufällige Erkranken des Tenors, dessen schwierige Partie G. in letzter Stunde übernahm, brachte ihm einen ersten Erfolg in größerer Oeffentlichkeit. Durch Liszt's Verwendung erhielt er einen Engagementsantrag nach Weimar, da aber gleichzeitig in Wien die Stelle eines lyrischen Tenors zu besetzen war, debutirte er am Kärntnerthortheater als Fischer im „Tell“, Raimbaut in „Robert der Teufel“ und wurde daraufhin an dieser Bühne für drei Jahre verpflichtet. Uebereinstimmend schildern die Kritiken aus dieser ersten Zeit den wunderbaren Eindruck, den der in vollster Jugendblüthe stehende Mann mit den warmen blauen Augen, den blonden Haaren und der hochgewachsenen Figur machte, der eine Stimme besaß, die „wie Frühlingswehen in der Hörer Herzen drang!“ Schon damals wird die volle Ausgleichung der Stimmregister und die verständliche Textaussprache gerühmt, sowie die bei Anfängern seltene Maßhaltung mit den Stimmmitteln hervorgehoben, die seinen Leistungen einen abgeschlossenen Eindruck verlieh. Für die weitere Entwicklung des Sängers war ein größerer Wirkungskreis nöthig, wie er ihn in Wien damals neben Ander und Walter nicht fand, wie er sich ihm aber nach dem 1861 erfolgten Gastspiele (als Lyonel, Don Octavio, Fenton und nach Mitwirkung in einem Hofconcerte) an der königlichen Bühne zu Hannover bot. Hier, wo unter der persönlichen Antheilnahme des hochgebildeten, künstlerisch begabten Königs Georg V. die Bühne geleitet wurde, eröffnete sich ihm neben dem damals glänzende Erfolge feiernden Niemann ein reiches Feld des Strebens und Lernens. Von Anfang an stand G. in der persönlichen Gunst des Königs, der an jeder neugewordenen Rolle des Künstlers Antheil nahm

und vielfach seine trefflich begründete Meinung äußerte. G. sang alle lyrischen Partien der classischen Opern: Tamino, Belmonte, Jason, Pylades waren seine bevorzugten Rollen, es fehlte ihm aber noch gänzlich die Kenntniß und Gewandtheit der französischen Spieloper, und da ihm hierfür vom König ein Aufenthalt in Paris bewilligt wurde, ging er während der Ferien 1862 dorthin, wo er bei dem vorzüglichen Gesanglehrer Delsarte die feine Spieloper in französischer Sprache, in französischem Geist und französischer Manier singen und spielen lernte. Mit unendlichem Fleiß widmete er sich dieser Aufgabe, tagsüber studirend, saß er am Abend, wie er selbst erzählt (E. Polko, Vom Gesange, Leipzig) mit Partitur und Bleistift in der Opéra comique, jede wichtige Nüance, jede interessante Auffassung notirend. Durch rastlosen Fleiß gelang es ihm später, die Hauptschwierigkeit zu überwinden und den feinen esprit der französischen Texte soviel als möglich im Deutschen wiederzugeben, sodaß er sich vieles selbst übertrug, das seinem Geschmack in der vorliegenden Uebersetzung nicht entsprach. Man fand ihn nach der Rückkehr viel gewandter und feiner in der Darstellung geworden. Die Rollen des George Brown, Postillon, Almaviva waren die Frucht dieses ersten Pariser Aufenthaltes und entzückten den König so, daß er ihm auch für die Ferien 1862 einen erneuten Aufenthalt in Paris gewährte, wo G. den Arnold im „Tell“, Edgardo in „Lucia“ und Fra Diavolo studirte. Sein Ruf als einer der ersten deutschen Tenore war begründet. Einer der glänzendsten Tage aus jener Zeit jugendlich kraftvoller Entfaltung war der 19. August 1863, wo der Künstler gelegentlich des Fürstencongresses zu Frankfurt a. M. mit Adelina Patti im „Barbier von Sevilla“ sang. Später erbat sich Frau Patti bei ihrem Londoner Gastspiel den congenialen Partner zur Darstellung derselben Oper.

Schon zu seiner Wiener Zeit hatte Dr. Gunz sich vielfach mit dem Oratorium beschäftigt und war damals der einzige, der dort Händel zu singen verstand. Sein ganzes Leben lang blieb er der Beschäftigung mit dem Oratorium treu, in dem seine hohen musikalischen Eigenschaften, seine seelenvolle Cantilene und sein ernstes, tiefes Empfinden den höchsten Ausdruck erhielten. In jene Zeit fiel der hohe Aufschwung des deutschen Musiklebens, das in einer Reihe strebsamer Gesangvereine blühte, die es als eine ihrer ersten Aufgaben betrachteten, die Musikwerke Bach's, die Mendelssohn der Vergessenheit entrissen, in möglichst vollendeter Weise zu Gehör zu bringen. Durch diese sich immer mehrenden Concertaufführungen war auch den Solosängern ein reiches Feld auf dem Gebiete ernster Kunst erschlossen. G. hat bei der Erstaufführung der Matthäuspassion in Wien 1865 unter Herbeck's Leitung den Evangelisten gesungen und ihn später in immer größerer Vollendung in allen Gauen Deutschlands wiederholt. Er sang diese schwierigste Tenorpartie am liebsten wie sie Bach geschrieben, ohne jede Auslassung, die Ueberwindung der gesanglichen Schwierigkeiten war hier ebenso bewundernswerth wie in der Missa solemnis und IX. Symphonie. Auch wirkte G. mit dem Evangelisten, dem Elias, dem Tenor im Requiem von Mozart und Stabat von Rossini am ergreifendsten auf seine Hörer. Der Sommer 1863 führte ihn mit Julius Stockhausen und Frau Jenny Lind-Goldschmidt auf dem Musikfest zu Düsseldorf zusammen; er sang mit diesen Künstlern die Cäcilienode von Händel und den Elias. Die Begegnung mit der gefeierten Sängerin bildete seinen eigenen Worten gemäß einen Wendepunkt in seinem Leben. Sie interessirte sich lebhaft für den jungen Künstler und lud ihn zur nächsten Saison nach London ein, wo sie ihm Förderung versprach. Als G. wirklich 1864 dorthin kam, bewahrheitete dies Jenny Lind in jeder Weise und ebnete ihm alle Wege. Die Probe zum ersten Concert in der Old Philharmonic Society war kaum

beendet und glänzend bestanden, als man ihm einen Engagementsantrag an Her Majestys Theater machte, den er auf den Rath seiner Gönnerin annahm, die ihm zugleich in großmüthigster Weise versprach, das Einstudiren neuer Rollen zu leiten. Hatte G. bei Prof. Hollub den Grund zu seinem bel canto gelegt, bei Delsarte sich in die französische Spielweise eingelebt, so empfing er nun von der großen Künstlerin hier Winke, die nur der Meister dem Meister zu geben vermag. Unter dem Einfluß von Jenny Lind sang er hier Mozart's und Gluck's Opern, Josua, Messias, die erste Walpurgisnacht, den meisten Antheil hatte sie aber an der Ausgestaltung seines Florestan, der denn auch eine seiner größten Leistungen war und blieb. Nach der ersten Aufführung (mit Frau Tietjens als Leonore) verpflichtete man G. für mehrere Jahre zur Saison für die italienische Oper. Neben den neuen Rollen mußten auch die italienischen Texte studirt werden und zwar unter der Leitung des Sohnes des berühmten Sängers Lablache, ebenso wurde eifrig Englisch getrieben, besonders viel die englische Bibel gelesen, was dem Künstler bei seiner Mitwirkung im Oratorium zu gute kam. Er errang auf dem Musikfest zu Gloucester (1864), wo er den Elias englisch sang, gleichen Beifall wie durch die deutsche Wiedergabe. Auch das englische high-life lernte er durch die Hofconcerte, in denen er mehrfach wirkte, und durch Einführung in verschiedene aristokratische Kreise kennen. In jener Zeit überhäufte man ihn mit Contracten und Engagementsanträgen nach Wien, Berlin, Dresden, der Impresario Ullmann bot ihm die Summe von 12 000 Thlrn. für 10 Monate, allein das Gefühl der Dankbarkeit für seinen hohen Gönner, den König von Hannover, und der Gedanke, daß das Ideal der Kunst nicht im Geldverdienen liege, bestimmte ihn in Hannover zu bleiben, und er begnügte sich mit kurzen Gastspielen in Berlin und Wien in den Jahren 1864 und 1865. In Hannover herrschte das für alle Künstler so nothwendige, rege Interesse an ihren Darbietungen, und das dortige Theater besaß damals ein Ensemble, welches künstlerische Aufgaben im höchsten Grade lösen konnte. Es waren die Damen Frl. Ubrich, Frl. Garthe, Frl. Pauli und außer G. die Herren Stägemann, Bletzacher, Düffke, die lange Jahre trefflich zusammen wirkten. Sowol unter der Intendanz des Grafen Platen, als unter seinem Nachfolger Herrn von Bronsart, war den Idealen wahrer Kunst eine Stätte bereitet, und das hannöversche Theater galt als eines der ersten Deutschlands. Hier wurden die Opern „Die heimliche Ehe“ von Cimarosa, „Johann von Paris“ von Boieldieu, „Der Blitz“, „Der Zweikampf“ von Halévy in bis ins Einzelne feiner Einstudirung gegeben. Als im J. 1866 das hannöversche Theater in preußische Verwaltung überging und Niemann aus dessen Verband plötzlich ausschied, war nicht sogleich ein Ersatz für ihn zu finden. Da erklärte sich G. zur Uebernahme einer ganzen Reihe von Heldentenorrollen bereit. Es war eine Riesenaufgabe, die er neben seinem eigentlichen Fach als lyrischer und Spieltenor übernahm, die nur ein auf vollster Höhe des Könnens stehender Künstler bewältigen konnte. Doch blieben stets seiner liebenswürdigen Darstellungsart, seiner weichen klangschönen Stimme die lyrischen und Spieltenorrollen die angemessensten, so daß seine Leistungen in Mozart'schen Opern, oder als Nadori, Roger, Fra Diavolo und George Brown, bei dem seine ritterlich liebenswürdige Persönlichkeit besonders zur Geltung kam, die Wiedergabe des Prophet, Raoul, Vasco, Lohengrin weit übertrafen. Der gewaltige dramatische Ausdruck, die elementare Gewalt der Leidenschaft waren G. versagt, dagegen glänzte er durch die tiefinnerliche Herausgestaltung der Rollen. Im J. 1870 hörte das Londoner Engagement auf; es gelang ihm aber trotz des Krieges ein Gastspiel im Leipziger Carolatheater zu einer Wallfahrt des

kunstliebenden Publicums zu gestalten, das auch seinem Mitwirken in den Gewandhausconcerten zu allen Zeiten regstes Interesse entgegenbrachte. Nicht nur die großen Concertvereine Deutschlands, sondern auch die Hollands und Belgiens mußten sich zur Winterszeit schon frühe seine Mitwirkung sichern. Noch keine Zeit hatte Deutschland mit einer solchen Fülle lyrischer Compositionen von Meisterhand überschüttet wie die letzten 50 Jahre des 19. Jahrhunderts. Schumann und Franz, Rubinstein und Brahms spendeten ihre Liedergaben und zu dieser zeitgenössischen Litteratur kamen die werthvollen Schätze früherer Epochen. G. war vom Beginn seiner Laufbahn an ein bedeutender Liedersänger. Er war stets aufs eifrigste bemüht den textlichen und musikalischen Ausdruck in möglichsten Einklang zu bringen und studirte unablässig an der Vortragsweise der Lieder, was ihnen auch jenen Zauber des Neugeschaffenen, künstlerisch Gewordenen verlieh. Drei berühmte Liederkreise, der Beethoven's, Schubert's Müllerlieder und Schumann's Dichterliebe begleiteten ihn durchs Leben, ihnen fügte er die werthvollsten anderen Compositionen dieser Meister bei. Er war ein bedeutender Schubertsänger und hat das Verdienst viele, dem deutschen Publicum unbekannten Schöpfungen des Meisters zuerst gesungen zu haben. Hierher gehören Lieder der späteren Bände und des Nachlasses: Die zürnende Diana, Der blinde Knabe, Schwanengesang, Widerschein 2c. Viele Componisten haben ihm Lieder gewidmet oder seiner feinfühligen Kenntniß der Stimme ihre Compositionen unterbreitet, so: der Wiener Capellmeister Esser, Franz Abt, der hannov. Capellmeister Ernst Frank, Herr und Frau v. Bronsart, Rudolf Weinwurm, Otto Heinr. Lange, Professor Dr. Bernhard Scholz u. A. m. Im J. 1865 wirkte G. bei der Universitätsjubelfeier in Wien mit, 1868 bei der Lutherfeier in Worms, im J. 1872 wurde er durch die Mitwirkung bei der goldnen Hochzeitsfeier des sächsischen Königspaares ausgezeichnet, im selben Jahre sang er in einem Concert zum Besten der nothleidenden Schlesier in Paris. Seine Landsleute feierten ihn dort ungemein und ernannten ihn zum Ehrenmitglied. Außerdem hatten ihm die Vereine von Amsterdam, Rotterdam, Wels, Preßburg und Hannover diese Auszeichnung zu Theil werden lassen. Im J. 1876 wurde er zum königlich preußischen Kammersänger ernannt, 1894 erhielt er den Titel eines königlichen Professors. Der Großherzog von Weimar verlieh ihm die goldene Medaille 1870, der Großherzog von Mecklenburg den Orden der wendischen Krone, ein russischer Verdienstorden wurde ihm gespendet, ebenso verliehen ihm der Herzog von Anhalt und der Fürst von Waldeck Auszeichnungen. Im J. 1878 sang er mit Frau Artôt beim Fürsten Radziwill und in einem Hofconcert bei der Kaiserin Augusta, die ihn, ebenso wie Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich, besonders hochschätzte. 1876 war G. in Baireuth, als dort zum ersten Male die Trilogie der Nibelungen aufgeführt wurde, um dies größte Werk Wagner's an der Quelle kennen zu lernen. Die Aufgabe, die der menschlichen Stimme in Wagner's Festspielen zu Theil wurde, ihr beständiger Kampf mit den Instrumenten, mußte G. als ein Niedergang der Gesangskunst, die ihm nie als ein gehobenes Sprechen, sondern als eine abgeschlossene Kunstform galt, erscheinen. Darum hat er die spätere Richtung Wagner's nicht verehrt, wenn er auch die gewaltige Kraft und Bühnenwirksamkeit seiner Werke, und die Regeneration, die in mannichfacher Weise der deutschen Opernbühne durch sie gebracht wurde, anerkannte. Selbst hat er mit seinem „Loge" bewiesen, daß er auch den späteren Wagner zu singen verstand und ein Zufall führte ihm auch die Hauptrolle der Meistersinger zu. Diese Oper war in Hannover neu einstudirt und erforderte über hundert Proben. G. beschäftigte sich im stillen mit der Rolle des Walther Stolzing, jedoch so, daß er, als der

eigentliche Darsteller vor der Erstaufführung erkrankte, ohne Probe einspringen konnte. Er verkörperte trotzdem die schwierige Partie so meisterlich, daß Publicum und Orchester ihn mit Beifall überschütteten. Das Auftauchen neuer Strömungen auf dem Gebiete der Oper und das bedeutende Nachlassen der Begeisterung, das mit den neunziger Jahren eintrat, bestätigte ihm noch seine Meinung, die Wagnerische Richtung nur für ein Uebergangsstadium zu halten.

Schon Ende der 60er Jahre war es ihm zeitweise möglich, hervorragende Stimmen zu bilden, oder sie für die Bühne vorzubereiten. Er ging mit vieler Geduld und Vorsicht zu Werke und lehrte die Schüler, was er selbst erprobt hatte, die große Beherrschung und Schonung der Stimme. Es mußte zuerst lange und ausdauernd die Mittelstimme geübt werden, immer im piano, dabei viele Coloraturübungen gemacht werden. So entwickelte er langsam und sicher die Kopfstimme und die Lernenden gewannen jene Leichtigkeit in der Anwendung der verschiedenen Register, die von Alters her als der Prüfstein wahren Kunstgesangs gilt. Die Sprechübungen, die damit Hand in Hand gingen, bildeten einen nicht minder werthvollen Theil des Unterrichts, denn sie bewirkten jene ungezwungene klare Textaussprache, die dem Lehrer ja selbst stets eigen war. Nach diesen Vorstufen führte er in das seelische Moment seiner Kunst ein und bildete den musikalischen Geschmack seiner Schüler durch die werthvollen Bemerkungen über Klangfarbe und Vortrag des zu Singenden. Von ihm interpretirt wuchsen aus den Tönen und Worten Stimmungen, Gedanken, Bilder, das einfachste wie das höchste, kunstvollste Lied wurde durch ihn zum Erlebniß, zu einer weihevollen Erhebung. G. stellte hohe Anforderungen an die Schüler, war aber stets wohlwollend und fördernd, wenn er sich von ihnen verstanden fühlte. Immer rieth er zu möglichst langem Studium und war sehr vorsichtig, ehe er in die Oeffentlichkeit treten ließ, rieth auch besonders den Schülern nach einigen Jahren der Praxis eine Pause zu machen und mit den inzwischen gewonnenen Erfahrungen wieder eine Zeitlang zu studiren. In die Oeffentlichkeit getreten sind von seinen ersten Schülern: Frl. Clara Schmidt, später Frau Capellmeister Claus, 1868, deren prachtvolle Altstimme er ausbildete, Frl. Adele Aßmann, die er für die Bühne vorbereitete, 1872, Frl. Dora Montin, erste Coloratursängerin an der Frankfurter Oper, 1880. Viele treffliche Dilettanten aus den ersten hannöverschen Kreisen genossen lange Zeit seine Ausbildung. Seine Kunst vergeistigte und vertiefte sich immer mehr und die Beherrschung seiner Mittel ließ die Stimme noch über die Höhe des Lebens hinaus einen tiefen Eindruck machen! Das bestätigen Berichte über die 1884 erfolgte Concertreise nach Kopenhagen, wo ihn Niels W. Gade einführte und wo ihm viel reicher Beifall gezollt wurde. Manche Vorstellungen classischer Opern, so von „Cosi fan tutte", des „Johann von Paris", des „Teufels Antheil", riefen noch 1885 Göttinger Professoren nach Hannover, um G. darin zu hören, Glieder jener hochgebildeten, verständnißvollen Gemeinde, die, über den Tagesgeschmack erhaben, wahre Kunst zu verstehen und zu würdigen weiß. Im Sinne vieler Kunstfreunde wäre es gewesen, den Künstler unter der Ernennung zum Ehrenmitglied der Bühne, der er solange angehört, jetzt noch für einzelne Rollen zu erhalten, einer neuen Generation zum werthvollen Vorbild. Diesem Idealismus huldigte jedoch die neue Theaterleitung nicht, G. nahm 1888 seinen Abschied.

Er folgte einem damals an ihn ergangenen Rufe an das Dr. Hoch'sche Conservatorium zu Frankfurt a. M., als erster Gesanglehrer. Fast alljährlich war er früher nach Frankfurt gekommen, um in den beiden großen Oratorien=

vereinen, dem Cäcilien- und Rühl'schen Verein, mitzuwirken und manche freundschaftliche Beziehungen verbanden ihn bereits mit der Stadt, in der er seine Laufbahn beschließen sollte. Vor Beginn der neuen Thätigkeit nahm er einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Wien und machte sich dort mit den neuesten Errungenschaften der Laryngologie bekannt. Gegenüber der vorzugsweise für den Concertgesang ausbildenden Stockhausen'schen Gesangschule, begründete er am Hoch'schen Conservatorium die Ausbildung für das Opernfach und von Jahr zu Jahr wuchsen unter seiner Leitung die Gesangsclassen. Er hat in den sechs Jahren, die ihm noch zu wirken vergönnt war, viele Schüler herangebildet, unter denen mehrere in erfolgreiche Bühnenthätigkeit getreten sind: Karl Lang, Tenor (Schweriner Oper), Reimar Poppe, Baß (Kölner Oper), Bassermann, Bariton (Mannheimer Oper) und Frl. Nora Wachter, Klara Bergner und Anna Strauß, die als jugendlich-dramatische Sängerin, als hochdramatische und als Soubrette wirken. In den beiden ersten Jahren seines Frankfurter Aufenthalts gab G. Liederabende, die, wie die hannöverschen, durch die feine Wahl und edle Wiedergabe die Hörer fesselten. Auch war er Mitbegründer einer gesanglichen Vereinigung, die leider nach wenigen Jahren schon einging, unter seiner Mitwirkung jedoch Hervorragendes leistete. Es war das Frankfurter Vocalquartett, gebildet durch die Damen Julia Uzielli, Jenny Hahn, Dr. Franz Krückl und Dr. Gunz. Hier wurde interessante Musik geboten: dem Publicum wurden deutsche Madrigale von Isaak und Haßler, Haydn'sche Quartette, Liebeslieder von Brahms, Aus verwehten Blättern von Arnold Krug &c. in formvollendeter Weise vorgeführt. Gunz' lebensfreudiger Sinn, die Beschäftigung mit seiner Kunst, jenem ewig frischen Lebensquell, halfen ihm in seinen letzten beiden Lebensjahren die durch das anstrengende Unterrichten hervorgerufene nervöse Schwäche immer wieder glücklich überwinden. Bis zuletzt in seinem Berufe thätig, trat der Tod infolge eines Herzschlages plötzlich ein und riß ihn unerwartet aus dem Kreise der Seinen.

G. hatte sich schon früh (1866) eine eigene Häuslichkeit gegründet, in der er in seinem vielbewegten Künstlerleben einen festen Halt fand. In seinem comfortablen Heim zu weilen, umgeben von seiner verständnißvollen Gattin und seinem einzigen Sohne (Dr. med. zu Frankfurt a. M.), war ihm die liebste Erholung. Während er in größerer Gesellschaft oft zurückhaltend sein konnte, war er nie anregender als in kleinem, vertrautem Freundeskreise und hier spendete er oft und gern die edelsten Blüthen seiner Kunst. Sein warmherziges, liebenswürdiges Wesen, seine treue Anhänglichkeit, gewannen ihm einen großen Freundeskreis, dessen Theilnahme und Verehrung ihn sein ganzes Leben begleiteten. Obgleich er nie wieder für länger nach Oesterreich zurückgekehrt war, blieb er immer der alten Heimath treu. Und er war auch seinem Wesen nach ein echter Oesterreicher, heiter und lebenslustig, impulsiv empfindend ohne zu grübeln, jedoch mit klarem, richtigem Blick begabt, wie Grillparzer so schön die Bewohner des Landes zwischen dem „Kind Italien und dem Manne Deutschland“ schildert.

Sein Leben bildete eine Kette fortschreitender Entwicklung, gipfelnd in der Verkörperung eines edlen künstlerischen Ideals, in dem sich das Beste der Gegenwart mit dem Besten der Vergangenheit vereinigte und ausklingend in der Uebermittlung dieser hohen menschlichen Aufgabe an eine neue Generation!

Caroline Valentin.

Gurlitt: Heinrich Ludwig Theodor G., Landschaftsmaler, wurde am 8. März 1812 in Hamburg geboren. Er erhielt den ersten Unterricht durch Gensler in Hamburg und kam schon mit 16 Jahren in die Malerschule

von J. Bendixen daselbst, zu dessen begabtesten Schülern er gehörte. Bendixen, der seine Schüler vielfach mit Decorationsmalereien beschäftigte und ihnen dadurch einen sicheren Broterwerb verschaffte, verwies G. zunächst auf die Umgebung Hamburgs. Sein erstes Bild behandelte ein Motiv aus Buxtehude. Doch konnte sich G. zunächst nicht der Landschaft widmen, da er für seinen Unterhalt sorgen mußte. Er verlegte sich vielmehr auf das Bildnißmalen und brachte es in einiger Zeit dahin, sich die Summe von 400 Thalern zu ersparen, mit deren Hülfe er nach Kiel und weiter nach Kopenhagen wanderte, wo er die Akademie besuchte, die Rumohr für die damals beste Kunstschule hielt. Von Kopenhagen aus scheint er schon damals bis Norwegen vorgedrungen zu sein, da das erste in Kopenhagen von ihm ausgestellte Bild, das der Graf Raczynski kaufte, ein norwegisches Motiv darstellte. Nach seiner Rückkehr nach Kiel gelang es ihm, Eintritt in die Gips- und später in die Modellschule der dortigen Akademie zu gewinnen. Doch sagte ihm das Malen nach der Natur viel mehr, als der akademische Unterricht zu. Sobald er konnte, machte er sich wieder auf den Weg und landschafterte mehrere Jahre hindurch in Dänemark, Norwegen und Schweden herum. Aus dieser Zeit, d. h. aus dem Jahre 1835 hat sich ein Bild erhalten (im Besitz von Gurlitt's Sohn Cornelius in Dresden), das einen sumpfigen Teich in einer Waldlichtung bei regnerisch grauem Himmel darstellt, und das sich durch „die Feinheit des Tones, durch sorgfältiges Festhalten des Duftes und durch die bei allem Reichthum der Lichtvertheilung völlig gewahrte Einheit der Stimmung“ auszeichnet. Nachdem sich G. im Mai 1837 zum ersten Male vermählt hatte, begab er sich mit seiner Frau auf die Reise, die ihn über München nach Oberitalien führte. Als er schon nach zwei Jahren diese Frau durch den Tod verloren hatte, kehrte er nach Kopenhagen zurück und hielt sich dort vier Jahre hintereinander auf. Damals wurde er zum Mitglied der Königlichen Akademie gewählt. Von Kopenhagen begab er sich nach Düsseldorf, wo er sich zum zweiten Male vermählte. Es folgte hierauf eine zweite Reise nach Italien und zwar über Genua nach Neapel. Er machte auch im Süden gründliche Naturstudien und wurde von der zeitgenössischen Kritik wegen seiner „großartigen Schilderungen aus dem italienischen Gebirgsleben, welche den höchsten malerischen Reiz mit einem glücklichen, plastischen Gefühl verbinden und die italienische Natur von einer neuen Seite zeigen“ ebenso gefeiert wie wegen seiner Darstellungen der einheimischen Natur aus der näheren und weiteren Umgebung Hamburgs. Auch die Künstler zollten G. bereitwillig Anerkennung. Bei einer römischen Künstlerversammlung erklärte Franz Catel, der letzte der in Rom thätigen Kochschüler: „Der hat Italien gemalt wie Keiner von uns allen“. G. hatte in Rom das Unglück, auch seine zweite Frau durch den Tod zu verlieren. Im J. 1846 reiste er nach Deutschland zurück und verbrachte den Winter 1846—1847 in Berlin. Im Frühjahr 1847 besuchte er seine Vaterstadt Altona und dann Kopenhagen, wo ihn König Christian VIII. zum Ritter des Danebrogordens ernannte. Nach dem Tode dieses seines Gönners zog er sich vor den stürmischen Ereignissen des Jahres 1848 auf das Gut Nischwitz in Sachsen zurück, drei Jahre lang ruhig nur seiner Kunst lebend. Hierauf übersiedelte er im J. 1851 nach Wien, wo er unter anderen mit dem Dichter Friedrich Hebbel, den er in Italien kennen gelernt hatte, und mit dem Physiolog Brücke anregenden Verkehr pflegte. Ungemein wanderlustig, hielt er es jedoch auch in Wien nicht lange aus. Er begab sich wieder auf Reisen nach Italien und Griechenland und pflegte dann für einige Zeit vom Jahre 1859 an in Siebleben bei Gotha wieder der Ruhe, wo ihm der Herzog von Coburg-Gotha eine Villa in der Nachbarschaft Gustav Freytag's

eingeräumt hatte. In den Jahren 1867 und 1868 durchstreifte er Spanien und Portugal. Hierauf lebte er einige Jahre in Dresden, Plauen und schließlich in Steglitz bei Berlin, das sein letzter, bleibender Wohnsitz wurde. Im Sommer pflegte er in Naundorf bei Schmiedeberg im sächsischen Erzgebirge einzukehren. Dort ist er im 86. Lebensjahr am 19. September 1897 gestorben. Die Zahl seiner Bilder ist so groß, daß sie sich kaum übersehen läßt. Viele befinden sich in öffentlichen Sammlungen, z. B. in Berlin, Dresden, Hamburg und München. Besonders zahlreich sind seine Bilder im Hamburger Privatbesitz. Ueber den Verbleib seiner älteren Gemälde gibt Wurzbach den besten Aufschluß. Ihren Charakter mit kurzen Worten zu bestimmen ist nicht leicht. Das Merkmal, das sie vielleicht am meisten auszeichnet, ist eine eigene Mischung von Naturalismus und Stilisirung, denn sein Bestreben ging dahin, zugleich wahr und schön zu sein. Sein Einfluß auf jüngere Künstler darf nicht unterschätzt werden. Namentlich hat er auf Oswald Achenbach gewirkt, der ihm wiederholt schriftlich bekannte, durch ihn habe er Italien malen gelernt.

Vgl. Illustrirte Zeitung, Leipzig 1856, Nr. 638, S. 117—118. — A. Hagen, Die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert, Berlin 1857, S. 4, 319, 410 und 411. — A. Springer, Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert, Leipzig 1858, S. 176. — Wolfgang Müller von Königswinter, Düsseldorfer Künstler, Leipzig 1854, S. 333. — Wurzbach, Bd. VI, Wien 1860, S. 38—42. — Alfred Lichtwark, Herrmann Kauffmann und die Kunst in Hamburg von 1800—1850, München 1893, S. 67. — Dresdener Anzeiger vom 22. September 1897, Nr. 263, S. 30. — Kunstchronik N. F., IX. Jahrg., Sp. 42, 43. — Friedrich v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts, Dresden 1895, 1. Bd., S. 434, 435. — Cornelius Gurlitt, Die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts, Berlin 1899 (Register). — Friedrich Hebbel, Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausg. von Felix Bamberg, Berlin 1890, Bd. 1, 2 (verstreut). — Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner, II. Abth., Tagebücher, Bd. 1—4, Berlin 1903 (Register). H. A. Lier.

Gurlt: Ernst Friedrich G., bedeutender Veterinäranatom, geboren zu Drentkau in Schlesien am 13. October 1794 als Sohn eines Amtmannes des Grafen v. Schweinitz. Auf verschiedenen Dorfschulen und durch Privatunterricht vorgebildet, trat er 1809 in die Lehre beim Apotheker der Stadt Lüben. Während der Lehrzeit, in der er viel Ungemach zu erdulden hatte und zu allen möglichen Arbeiten herangezogen wurde, eignete er sich neben gründlichen Kenntnissen in der Pharmacie auch solche in der Botanik an, die ihm später sehr zu statten kamen. Im Herbst des Kriegsjahres 1813 meldete er sich freiwillig zum Militärdienst. Als Apotheker wurde er dem Feldlazareth auf dem Bürgerwerder zu Breslau überwiesen. Vom Typhus, der als eine Folge des Krieges ausbrach, ergriffen, lag er sechs Wochen krank. Kaum genesen, entschloß er sich, Michaelis 1814, Medicin zu studiren. Er wurde ohne Maturitätszeugniß immatriculirt, da dieses allen im Heere Gedienten erlassen wurde. Die alten Sprachen eignete er sich später an. Ostern 1815, nach der Rückkehr Napoleon's von Elba, trat er in Düsseldorf als Chirurg bei einem fliegenden Feldlazareth ein, mit dem er bis nach Paris und Le Mans kam. Nach Beendigung des Krieges 1816 verließ er das Militär, um in Breslau weiter zu studiren. Er wurde schon im Herbst desselben Jahres vom Anatomen Otto zum Gehülfen ernannt; in dieser Stellung blieb er bis zu seiner Promotion 1819. Während seiner Approbation als praktischer Arzt im Winter-

semester 1819—1820 erhielt er die Repetitorstelle für Anatomie an der Berliner Thierarzneischule und begann sofort seine Lehrthätigkeit. Hier schrieb er sein „Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haus-Säugethiere“ 1822 und schuf so die erste wissenschaftliche deutsche Veterinäranatomie. Im Sommer 1821 unternahm er eine größere wissenschaftliche Reise, 1824 bestand er die Physikatsprüfung; 1825 zum Oberlehrer ernannt, erhielt er 1827 den Titel Professor. Seine Vorlesungen erstreckten sich in den Jahren 1824—1869 über die Gebiete der normalen und pathologischen Anatomie, Physiologie, Zoologie und Botanik. Dabei leitete er die Präparierübungen, Sectionen und botanischen Excursionen. Trotz der Vielseitigkeit der Aufgaben, die G. bewältigte, fand er noch Zeit zur Schaffung eines Museums, das durch ihn zu einem der ersten und reichhaltigsten wurde. Tausende von Präparaten stammen aus seiner Hand und die Sammlung der Mißbildungen gilt für unerreicht. 1849 wurde G. zum technischen Director der Thierarzneischule, 1850 zum Geheimen Medicinalrath ernannt. 1868 feierte G. das 50jährige Dienstjubiläum, 1870 trat er in den Ruhestand. Er war Mitglied gelehrter Gesellschaften und Ritter vieler Orden. — Von seinen wissenschaftlichen Werken seien hervorgehoben das „Lehrbuch der pathologischen Anatomie der Haus-Säugethiere“, 1831/32; „Lehrbuch der vergleichenden Physiologie der Haus-Säugethiere“, 1837; mit Hertwig „Chirurgische Anatomie und Operationslehre für Thierärzte“, 1847; „Die thierischen Mißbildungen“, 1877; mit Hertwig begründete er das „Magazin für die gesammte Thierheilkunde“, 1835 ff., das eine sehr große Anzahl Abhandlungen aus seiner Hand enthält. G. besaß eine gewaltige Arbeitskraft, so daß er neben seiner Thätigkeit als Lehrer, Schriftsteller und Examinator auch in verschiedenen Commissionen thätig war. So sehen wir ihn bei den Ausgaben der preußischen Pharmakopoe betheiligt. G. war eine ernste, verschlossene Natur, jedem geselligen Verkehr abgeneigt, ein Mann von eiserner Pflichttreue, der ein beliebter Lehrer und College war, trotz mancher Eigenthümlichkeit im täglichen Leben. Seit 1824 verheirathet, hinterließ er drei Söhne und eine Tochter; er starb am 13. August 1882.

Ernst Friedrich Gurlt † (Nekrolog): Archiv f. wiss. u. prakt. Thierheilkunde, Bd. 8, 1882. — Nekrolog in: Deutsche Zeitschr. f. Thiermedicin u. vergl. Pathol., Bd. 9, 1883. — Biographisches Lexikon der hervorragenden Aerzte. Herausgegeben von Aug. Hirsch.

Otto Hamann.

Gurlt: Ernst Julius G. wurde am 13. September 1825 als Sohn des bedeutenden Thierarztes Ernst Friedrich G. in Berlin geboren. Er studirte Medicin und machte nach beendigtem Studium mehrjährige Reisen ins Ausland. Dann wurde er Assistent an der chirurgischen Klinik v. Langenbeck's und wirkte dort vier Jahre. 1853 habilitirte er sich in Berlin als Privatdocent und wurde 1862 daselbst außerordentlicher Professor der Chirurgie. Besonderes Interesse hatte für G. die ärztliche Thätigkeit im Kriege und er stützt sich in seinen zahlreichen Arbeiten in diesem Gebiet auf reiche persönliche Erfahrung, da er die Feldzüge 1848, 1864, 1866, 1870/71 mitmachte. Seine Vorlesungen veranlaßten ihn zu seinem „Leitfaden f. Operationsübungen am Cadaver“. Sein Hauptinteresse aber war das Gebiet der Krankheiten und Verletzungen der Knochen und Gelenke, über welches er wiederholt bedeutende Arbeiten veröffentlichte. Leider hat er sein großes, allgemein bekanntes „Handbuch der Lehre von den Knochen und Gelenken“ nicht vollendet. — G. war kein praktischer Chirurg, seine Neigungen gingen speciell auf die litterarische Thätigkeit des Mediciners. Er war Mitarbeiter und Mitredacteur vieler medicinischer Zeitschriften, für die er zahlreiche Abhandlungen schrieb.

Zeigen schon die genannten chirurgischen, wissenschaftlichen Arbeiten eine außerordentliche Gründlichkeit in der litterarischen Behandlung des Stoffes, so hat er mit Hülfe dieser Eigenschaft ein ganz grundlegendes Werk geschaffen, wie es einzig in der chirurgischen Litteratur dasteht, seine „Geschichte der Chirurgie und ihrer Ausübung bis zur Renaissance“.

Arbeiten: Diss. Berlin „Die Knochenveränderungen bei Rhachitis“; „Beiträge zur vergleichenden pathol. Anatomie der Gelenkkrankheiten“, Berlin 1853; „Ueber einige durch Erkrankungen der Gelenkverbindungen verursachten Mißstaltungen des menschlichen Beckens“, Berlin 1854; „Ueber die Cystengeschwülste des Halses“, Berlin 1855; „Ueber den Transport Verwundeter und Kranker im Kriege“, Berlin 1859; „Handbuch der Lehre von den Knochenbrüchen“, Bd. 1 und 2, Lieferung 1 und 2, ebd. 1862—1865; „Leitfaden f. Operationsübungen am Cadaver“, ebd. 1862; „Militärchirurgische Fragmente“, ebd. 1864; „Abbildungen zur Krankenpflege im Felde“, ebd. 1868; „Zur Geschichte der internationalen und freiwilligen Krankenpflege im Kriege“, Leipzig 1873; „Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen“, Berlin 1875; „Die Gelenkresektionen nach Schußverletzungen, ihre Geschichte, Statistik und Endresultate“, Berlin 1879; „Geschichte der Chirurgie und ihrer Ausübung— Volkschirurgie—Alterthum—Mittelalter—Renaissance“, 3 Bde., Berlin.

Hildebrand.

Gueterbock: Ludwig G., Arzt und Geh. Sanitätsrath in Berlin, daselbst am 23. October 1814 geboren und am 28. Februar 1895 verstorben, machte auch die Fachstudien in seiner Vaterstadt und erlangte daselbst 1837 mit einer preisgekrönten Abhandlung über den Eiter, welche litterarhistorische Bedeutung besitzt, die Doctorwürde. Von 1840 bis zu seinem Lebensende war G. in seiner Vaterstadt ein ebenso sehr praktisch wie schriftstellerisch beschäftigter Arzt, Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, Berichterstatter für die großen Jahresberichte, speciell über die Erkrankung der Harnorgane und Verfasser zahlreicher Schriften, von denen die Reproduction der klinischen Vorträge Schönlein's (Berlin, 3., unveränderte Auflage 1843—44) außer der erwähnten Doctorarbeit die bekannteste ist.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt, II, 691.

Pagel.

Gutschmid: Hermann Alfred Freiherr von G. ist geboren zu Loschwitz bei Dresden am 1. Juni 1831. Sein Vater, Hof- und Justizrath in der königl. sächsischen Landesregierung zu Dresden, starb schon 1836, so daß die Erziehung des Sohnes und seiner zwei Schwestern der Mutter überlassen blieb, die aber auch schon 1848 starb. Alfred v. G. besuchte die Kreuzschule zu Dresden, wo er insbesondere der Einwirkung Köchly's viel verdankte und enge Freundschaft mit dem einige Jahre jüngeren Heinrich v. Treitschke schloß. Bereits hier entwickelte sich seine Individualität in durchaus selbständigen Studien, durch die er den Grund zu seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit und seinem ausgebreiteten Wissen auf den allerverschiedensten Gebieten sowie zu seiner hervorragenden Kenntniß alter und neuer Sprachen legte. Er ging indessen damals so wenig wie später in den Büchern auf; er liebte frohe Geselligkeit und vor allem die Natur, und stets hat er mit Freude von den glücklichen Tagen gesprochen, die er als Knabe besonders in Loschwitz verlebte. Zu Ostern 1848 bezog er überreif die Universität Leipzig, welche er 1851 auf zwei Semester mit Bonn vertauschte. Seine Absicht war, Philologie zu studiren, er nahm jedoch nicht nur die Geschichte in seinen Studienplan auf, sondern hörte daneben auch philosophische und bei Roscher staatswissenschaftliche Vorlesungen, sowie Vorträge über deutsche und französische Litteratur und über Shakespeare. In Leipzig

haben Haupt und Mommsen den größten Einfluß auf ihn ausgeübt; auch Wuttke verdankte er manche Anregung. In Bonn, wo er wieder mit Treitschke zusammentraf, hat er insbesondere bei Ritschl und Lassen gehört; die größte und dauerndste Einwirkung aber verdankte er Dahlmann. Durch diesen wurde er vor allem auch in seinen politischen Anschauungen bestimmt und befestigt. Sie waren von Hause aus liberal und unitarisch gerichtet gewesen, zum Theil in einem gewissen Gegensatz zu seiner heimischen Umgebung; jetzt wurden sie völlig in die Bahnen jener Partei gelenkt, welche man damals als die „Gothaer" bezeichnete.

Nach Dresden zurückgekehrt, setzte G. seine Studien mit großem Eifer fort und begann ein großes Werk über die Chronologie des alten Orients, das indessen, wie manche andere Entwürfe aus dieser Zeit, nie vollendet worden ist, da andere, dringendere Arbeiten den Abschluß immer wieder verzögerten. Im J. 1854 promovirte er in Leipzig in absentia mit der Dissertation „De rerum Aegyptiacarum scriptoribus ante Alexandrum Magnum", die mit ihren Anhängen im Philologus erschienen ist, einer Abhandlung von seltener Reife, an der auch heute noch wenig zu ändern ist. Den Plan einer längeren Reise nach Paris, um dort seine orientalischen Studien zu vertiefen, sah er sich indessen veranlaßt aufzugeben, und so siedelte er dann 1855 nach Leipzig über, mit der Absicht, sich später dort zu habilitiren. Schon während seiner Universitätszeit hatte er Freundschaft mit manchen hervorragenden Altersgenossen geschlossen, wie mit Bursian, R. A. Lipsius, Hopf und J. Brandis, jetzt trat er in Leipzig in einen ungemein angeregten Kreis begabter und hochstrebender Männer, zu denen neben Bursian namentlich Emil Müller, Zarncke, Moritz Busch, dann später Treitschke und von älteren Gustav Freytag gehörten. Die Richtung seiner Studien führte ihn auch zu enger Verbindung mit dem großen Orientalisten Fleischer. Er wurde Mitglied jener bekannten politischen Tafelrunde, die sich nach der Bierwirthschaft, wo sie tagte, den „Kitzing" nannte. Denn das politische Interesse hat G. zeitlebens nicht weniger bewegt, als das wissenschaftliche. Er erwartete auch damals, so sehr er die preußische Gegenwart verabscheute, nur von Preußen das Heil für Deutschland, und die Praxis des Beust'schen Regiments und die Thätigkeit der sächsischen „Zionskosaken" waren nicht dazu angethan, ihn in dieser Meinung zu erschüttern. Im J. 1857 veranlaßte ihn eine längere Krankheit, auf einige Monate nach Dresden zu ziehen und hier vermählte er sich mit Constanze Becker († 18. Januar 1904), einer Tochter des bekannten Leipziger Archäologen, mit der er schon einige Jahre verlobt gewesen war. Gesammelt und gearbeitet hat er in dieser Periode erstaunlich viel, aber zu einem Abschluß ist er mit keiner größeren Arbeit gekommen. In seinem engeren Kreise war freilich der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns bereits fest begründet, und eine Reihe ausgezeichneter Recensionen, vornehmlich in Zarncke's Lit. Centralblatt, legten glänzendes Zeugniß davon ab. Da wurde in den Jahren 1857 und 1858 plötzlich die allgemeine Aufmerksamkeit der Gelehrten durch zwei Werke auf ihn gelenkt, durch welche er sich sofort als einen Forscher vom ersten Range erwies. Der Lemberger Bibliothekar Bielowski glaubte in polnischen mittelalterlichen Chroniken große Bruchstücke des verlorenen Geschichtswerkes des Pompejus Trogus gefunden zu haben und hatte sie 1853 als solche herausgegeben. Die deutsche Gelehrtenwelt hatte den Fund im ganzen gläubig aufgenommen, zum Theil wol deshalb, weil eine ernsthafte Prüfung auf Gebiete führen mußte, welche die Philologen nur selten betreten. G. brach sich die Bahn mit seiner „Kritik der polnischen Urgeschichte des Vincentius Kadłubek" und wies dann in seiner Abhandlung „Ueber die Fragmente des Pompejus Trogus und die

Glaubwürdigkeit ihrer Gewährsmänner“ mit staunenerregender Gelehrsamkeit und mit einer Beweisführung, welche jeden Widerspruch sofort zum Schweigen brachte, jene angeblichen Funde in ihr Nichts zurück. Es ergab sich, daß abgesehen von einer im 16. Jahrhundert vorgenommenen Fälschung jene Chronisten nur den uns erhaltenen Auszug des Justinus benutzt hatten. In die Untersuchung hatte G. auch noch mancherlei feine Untersuchungen über die entlegensten wie über die scheinbar bekanntesten Gebiete der Wissenschaft eingefügt, welche der Abhandlung auch ohne Rücksicht auf ihren eigentlichen Gegenstand eine dauernde Bedeutung sichern. Das zweite dieser Werke wurde durch einen ebenso unbesonnenen als hochmüthigen Angriff Bunsen's hervorgerufen. G. hatte die letzterschienenen Bände von dessen großem Buche „Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte“ im Centralblatt kurz besprochen und dabei gegen Einzelnes Widerspruch erhoben, den er anderswo zu begründen versprach. Er war dabei, wie er an Treitschke schrieb, viel milder gewesen, als das Buch eigentlich verdiente, weil er den „verdienten Mann“ schonen wollte. Ohne die in Aussicht gestellte Begründung jener Ausstellungen abzuwarten, griff Bunsen in der Vorrede des folgenden Bandes den „jungen, unbekannten Mann“ auf das heftigste an und glaubte offenbar, ihn völlig vernichtet zu haben. Er mußte erfahren, daß er mit einem Riesen angebunden hatte. Gutschmid's Erwiderung in den „Beiträgen zur Geschichte des alten Orients“ hat Bunsen's wissenschaftlichen Ruhm für immer vernichtet, ja den gefeierten Schriftsteller bis zu einem gewissen Grade als einen Charlatan erwiesen, der mit gründlichem Wissen auch auf Gebieten prahlte, von denen er nur eine höchst oberflächliche Kenntniß besaß. Das Buch ist indessen keine bloße Polemik; es enthält eine Fülle eingehender, selbständiger Untersuchungen über das orientalische wie über das classische Alterthum, gleichmäßig ausgezeichnet durch kritischen Scharfsinn, gewaltige und gründliche Gelehrsamkeit und weiten Ueberblick über die historischen Zusammenhänge alter und neuer Zeit. Seitdem war Gutschmid's Ruhm fest begründet; wenige Jahre nachher konnte ihn Köchly auf der Meißner Philologenversammlung unter lautem Beifall als einen Stern erster Größe auf einem der dunkelsten und dornigsten Gebiete der Wissenschaft bezeichnen.

Die Hauptthätigkeit Gutschmid's war damals dem ägyptischen Alterthum zugewandt; seine einschlagenden Aufsätze sind heute noch nicht veraltet. Es sind meistens chronologische Untersuchungen, welche an die griechische Ueberlieferung über Aegypten anknüpfen. Ein weiteres Gebiet umspannen die Anmerkungen zu der deutschen Uebersetzung von Sharpe's Geschichte Aegyptens, welche zugleich den feinen und sicheren Tact ihres Verfassers auf dem Felde der eigentlichen Geschichte bewährten. Kein Wunder, daß die Aegyptologen von Fach wiederholt versuchten, eine so ungewöhnliche Kraft ganz für sich zu gewinnen; G. versagte sich ihnen jedoch nach einigem Schwanken, weil er die Jahre nicht daran setzen wollte, welche ein gründliches Studium des Koptischen, das er dazu für unumgänglich hielt, erfordert haben würde.

Das Jahr 1861 brachte dann eine neue große Abhandlung, über die nabatäische Landwirthschaft und ihre Geschwister, welche diese angeblichen Reste altbabylonischer Litteratur als Fälschungen aus arabischer Zeit nachwies; sie war ausgezeichnet durch alle Vorzüge der früheren Arbeiten, bewährte aber die Gelehrsamkeit des Verfassers auf einem neuen Gebiete. Es erschien als eine fast selbstverständliche Anerkennung, daß die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften in demselben Jahre den noch nicht dreißigjährigen zu ihrem Mitgliede wählte.

Neben der Geschichte des alten Orients beschäftigte sich G. damals auch eingehend mit der römischen Kaiserzeit und, wahrscheinlich durch seinen Freund

Lipsius angeregt, mit den Ursprüngen des Christenthums und mit der jüdischen Tradition. Er wurde vorzugsweise gerade von solchen Gegenständen gelockt, welche eine Fülle von noch unerörterten oder wenigstens noch ungelösten Problemen in sich schlossen und zugleich eine weite Umschau nach allen Seiten erforderten und ermöglichten. Dahin gehören die Arbeiten über die Apokalypse des Esra und über die Königsnamen in den apokryphen Apostelgeschichten. Auch ein Theil von Gutschmid's Untersuchungen über die älteste griechische Geschichte und Chronologie fällt in diese Leipziger Periode. Ihr abstruser Charakter, der in der Beschaffenheit des Stoffes begründet ist, aber naturgemäß die Theilnahme eines größeren Publicums ausschließt, verhinderte zum Theil ihre rechtzeitige Veröffentlichung. So konnte z. B. von der Schrift über den *Διαμερισμὸς τῆς γῆς* damals nur ein kleiner Abschnitt, der ein actuelles Interesse darbot, gedruckt wurden.

Unterdessen war G. mit den Vorbereitungen zur Habilitation noch immer nicht zu Ende gekommen, als er im Herbst 1863 auf Ribbeck's Betrieb und Ritschl's Empfehlung als außerordentlicher Professor nach Kiel berufen wurde. Hier nahmen ihn seine Vorlesungen und die Leitung des Seminars (er ward 1866 zum Ordinarius ernannt) zunächst ganz in Anspruch, so daß die schriftstellerische Thätigkeit einstweilen in den Hintergrund trat. Von dem in Kiel ausgearbeiteten Turnus seiner Vorlesungen ist er auch später kaum abgewichen. Er las über Geschichte und Alterthümer des Orients, über ältere griechische Geschichte, griechische und römische Geschichte seit Alexander, römische Kaisergeschichte, griechische und römische Historiographie und über römische Staatsalterthümer, während er daneben eine Anzahl griechischer und römischer Schriftsteller in öffentlichen Vorlesungen erklärte. Von einzelnen dieser Vorlesungen sind Bruchstücke in seinen kleinen Schriften gedruckt worden, ganz die Erklärung von Josephus gegen Apion. Sie imponirten außerordentlich durch die vollständige kritische Beherrschung eines ungeheuren Stoffs, durch die Klarheit und Uebersichtlichkeit der Behandlung und durch die scharfe Hervorhebung der leitenden Gesichtspunkte. Dabei fehlte es nicht an geistreichen Parallelen und glänzenden Aperçus, an Wärme und an Witz und gelegentlich an Sarkasmus. So erweckte er bei der kleinen, aber tüchtigen Schaar der Kieler Studenten eine wachsende Begeisterung, welche durch die liebenswürdige Hülfsbereitschaft, mit welcher er den Bedürfnissen der Einzelnen entgegen kam, genährt und gesteigert wurde. Erwin Rohde, Benedict Niese und Victor Gardthausen gehörten zu seinen Zuhörern.

Es konnte nicht fehlen, daß G. sehr bald in die politischen Bewegungen hineingezogen wurde, welche der Tod Friedrich's VII. hervorrief. Wenn er anfangs, wie selbstverständlich, auf der Seite des Herzogs stand und die Politik von Bismarck, Schmerling und Beust gleichmäßig verurtheilte, so begann er doch bereits im J. 1864 für die Ansprüche Preußens einzutreten, bewogen in erster Linie durch seine alten unitarischen Tendenzen und durch die Erkenntniß, daß nur hier die Kraft vorhanden sei, etwas Dauerndes und für Deutschland Ersprießliches zu leisten. Es kam aber noch etwas anderes hinzu. Dem Obersachsen war die niederdeutsche Art, wie sie in den Schleswig-Holsteinern ihren vollendetsten Ausdruck gefunden hat, gründlich antipathisch, und dem durch und durch modern Gebildeten und Veranlagten mißbehagten die zahlreichen Reste des Mittelalters, welche sich in den Herzogthümern erhalten hatten; das Selbstbewußtsein der „Normalmenschen“, welche ihn umgaben, war ihm unerträglich, und seinem scharfen Sinn für das Lächerliche boten die vielen schwachen Seiten der in Kiel politisch und gesellschaftlich maßgebenden Kreise nur zu viele Angriffspunkte, und er glaubte auch zu bemerken, daß hinter der

ostentativ zur Schau getragenen „Sittlichkeit“ zuweilen ein recht massiver Eigennutz lauere. G. war in seinem Sinne sehr eifrig thätig; insbesondere hat er Treitschke nicht nur Material, sondern mehrfach auch die Ideen zu seinen damaligen politischen Aufsätzen geliefert. Natürlich war dieser Gegensatz zu der einstimmigen Meinung der Bevölkerung und der weit überwiegenden Mehrzahl seiner Collegen seiner socialen Stellung nicht gerade förderlich. Trotzdem er ein heiterer und anmuthiger Gesellschafter war und trotz seines hohen Ansehens als Lehrer und Gelehrter stand er doch immer etwas zur Seite, und man ließ ihn das gelegentlich fühlen. Um so höher hatte er die enge Freundschaft zu schätzen, welche er mit Theodor Nöldeke schloß. Bald wurde auch Gutschmid's alter Freund Lipsius nach Kiel berufen, und die nahe Verwandtschaft ihrer Studiengebiete mußte die persönlichen Beziehungen noch fester und enger gestalten. Auch Treitschke gehörte nach 1866 kurze Zeit diesem Kreise an. Wenn, wie schon bemerkt, die Kieler Zeit größeren wissenschaftlichen Arbeiten nicht günstig war, so hat G. doch hier die ersten Proben seiner Studien über die Chronik des Eusebios geliefert, und auch die Untersuchungen über die Quellen des Pompejus Trogus, welche aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden sind, müssen dieser Zeit angehören, und recensirt wurde in Kiel kaum weniger fleißig, als in Leipzig. Daneben hat G. seit jener Zeit unzählige Beiträge zu den Schriften anderer geliefert, zum Theil sehr eingehende und mühevolle Untersuchungen.

Wie die Dinge lagen, war es G. sehr erwünscht, als er zu Ostern 1873 einen Ruf nach Königsberg erhielt. Aber er fand dort die Verhältnisse zwar anders, aber für ihn noch unangenehmer, als in Kiel. Das Land stieß ihn ab, die Verhältnisse an der Universität waren wenig erfreulich, die Studentenschaft stand viel niedriger als in Kiel, und nur der Verkehr mit Lehrs gewährte ihm einen gewissen Ersatz für die Trennung von den alten Freunden.

In Königsberg hat G. die Bearbeitung der griechischen Reste des ersten Buches der Chronik des Eusebios zum Abschluß gebracht, wie sie in der Schöne'schen Ausgabe vorliegt. Weit größeres Aufsehen, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus machten jedoch die hier entstandenen „Neuen Beiträge zur Geschichte des alten Orients“, welche die Assyriologie in Deutschland behandeln. Sie sind durch eine Polemik mit Duncker und Schrader hervorgerufen und wandten sich mit vernichtender Kritik namentlich gegen die vorzeitige Verwerthung provisorischer Ergebnisse der Entzifferung der Keilschriften für die Geschichte und die Popularisirung solcher zweifelhafter Ergebnisse der neuen Entdeckungen. Sie sind wesentlich negativ gehalten, nur nebenbei geht der Verfasser auf die Gewinnung neuer positiver Ergebnisse aus. Aber ihre Wirkung war darum nicht weniger bedeutend und heilsam. Wenn die Assyriologie jetzt auf einer viel gesunderen Basis beruht und auf so viel gesichertere Erkenntnisse hinweisen kann, als vor 30 Jahren, so darf diesem furchtbaren Angriff ein wesentliches Verdienst daran zugeschrieben werden, der die Keilschriftforscher gelehrt hat, den Enthusiasmus zu zügeln und mit Besonnenheit und Kritik zu paaren.

Im Frühjahr 1876 vertauschte G. seine historische Professur in Königsberg mit einer philologischen in Jena. Er hatte sich darum beworben, weil er in Straßburg an erster Stelle vorgeschlagen worden, aber auf Mommsen's Betrieb Rudolf Schöll ernannt worden war, während man zugleich nichts that, um seine Stellung in Königsberg zu verbessern. Er fürchtete, in Berlin liege die Absicht vor, ihn zeitlebens an einem ungesunden Orte an der äußersten Grenze Deutschlands zu interniren. Die beiden Semester, welche er in Jena neben dem gleichzeitig berufenen Rohde zubrachte, gehören zu den glücklichsten seines

Lebens; schriftstellerisch sind sie durch die epochemachenden Arbeiten über die armenischen Historiker Moses von Chorene und Agathangelos bezeichnet. Schon zu Ostern 1877 folgte er jedoch, wieder gleichzeitig mit Rohde, einem Rufe nach Tübingen. Dort ist er dann dauernd geblieben; Berufungen nach Göttingen und Straßburg hat er abgelehnt; den Ruf nach Leipzig, wo er vorgeschlagen war, hat er nicht erhalten. So fremdartig und unsympathisch ihn auch manche schwäbische Eigenthümlichkeit anmuthete, hat es ihm doch dort gefallen. Die Studenten bewiesen ihm eine immer wachsende Anhänglichkeit; die Universität war stolz auf diesen glänzenden Stern, der auch von weiter Ferne Studirende anzog; unter den Collegen fand er, trotz mancher Meinungsverschiedenheiten, einen angenehmen und anregenden Kreis. Insbesondere war ihm das Verhältniß mit Rohde von Werth, obwol die beiden großen Gelehrten sich ihrer ganz verschiedenen Natur wegen ebenso sehr abstießen, wie anzogen. G. ermangelte ohne Frage einer feineren Empfindung für das Dichterische und hatte eine bewußte Abneigung gegen alle Philosophie, soweit sie nicht Logik ist, während Rohde andererseits eine durch und durch unpolitische Natur war, seine augenblickliche, oft genug wechselnde politische Ansicht aber mit großer Schroffheit zu vertreten pflegte. In die damalige politische Richtung seiner Umgebung aber konnte sich G. überhaupt nicht finden. Die Universität war völlig von der sogenannten deutschen Partei beherrscht, G. aber, der doch einer der Ersten gewesen, welche auf die Seite Bismarck's getreten waren, konnte schließlich von der Volkspartei nicht ohne eine gewisse Berechtigung zu den Ihrigen gerechnet werden. Die Ursache lag in dem Wandel der Bismarck'schen Politik; G. selbst war seinen früheren Ueberzeugungen durchaus treu geblieben. Noch im Anfang der siebziger Jahre war er im nationalliberalen Sinne thätig gewesen, allein seit etwa 1876 ergriff ihn ein großes Mißtrauen gegen die äußere wie gegen die innere Politik des Kanzlers und gegen das zunehmende Hervorkehren äußerer Religiosität in Preußen; seit dem Umschlag in der Wirthschaftspolitik steigerte sich das zu dem vollkommensten Gegensatze. Das führte dann auch hier und da zum Bruch mit alten Freunden; das alte Verhältniß mit Treitschke ist niemals ganz wiederhergestellt worden, seitdem sich die Freunde über Treitschke's Haltung in der orientalischen Frage entzweit hatten.

In Tübingen begann G. endlich auch sein unvergleichliches Wissen in größeren Werken in darstellender Form zu verwerthen. So schrieb er für die Encyclopaedia Britannica neben kleineren Aufsätzen die Geschichte Irans seit Alexander und die Geschichte von Phönicien, von denen die erstere 1889 als selbständiges Buch, die letztere im zweiten Bande der kleinen Schriften in der ursprünglichen deutschen Fassung erschienen sind, und für die Schriften der Petersburger Akademie, die ihn, wie die Münchener, zu ihrem Mitglied erwählt hatte, die Geschichte des Königreiches Osroëne; auch die lange gepflegte Ausgabe der Prologe des Trogus erschien als Anhang zu dem Justinus von Rühl. Daneben betrieb er mannichfaltige Vorarbeiten zu anderen Werken, von denen auch einzelne Proben veröffentlicht wurden. Man durfte ihm noch eine lange und tief eingreifende Wirksamkeit versprechen, als ihn plötzlich am 2. März 1887 eine tückische Krankheit dahinraffte.

G. war von mittlerer Größe, von zartem, aber elastischem Gliederbau, in seinem Wesen der vollendete Typus des Sachsen. Er sprach sein Lebelang den reinsten Dresdner Dialekt. Er war gewandt, höflich, fein in seinen Formen, dabei heiter und gesellig, in der Unterhaltung witzig, geistreich und trotz einer gewissen Neigung zum Mißtrauen von einer wahrhaft großartigen naiven Offenherzigkeit. Seine hervorstechendste Eigenschaft war eine unbedingte Wahrheitsliebe. Aller hohle Schein war ihm in der Seele verhaßt; Schwindel und

Heuchelei, wo immer sie sich fanden, haben oft genug seinen bitteren Spott und seinen scharfen und stets treffenden Sarkasmus erfahren. Wo er anerkennen konnte, gereichte es ihm zur lebhaftesten Freude, der er zuweilen einen fast enthusiastischen Ausdruck gab. Im Umgang war er nicht allzu wählerisch; wenn er eine angeregte Discussion mit geistreichen Männern liebte, so konnte er sich doch andererseits mit ganz unbedeutenden Persönlichkeiten stundenlang über die kleinlichsten Vorgänge des täglichen Lebens unterhalten. Er liebte die Natur und brachte ihr auch ein wissenschaftliches Interesse entgegen, aber für landschaftliche Schönheit hatte er, wol seiner Kurzsichtigkeit wegen, nur wenig Sinn, mehr für die bildende Kunst. Gereist ist er wenig; Deutschland hat er, abgesehen von einem kurzen Ausflug nach der Schweiz, nie verlassen.

Die zerstreuten Abhandlungen Gutschmid's sind unter Hinzufügung von manchem Ungedruckten in den „Kleinen Schriften“ herausgegeben von F. Rühl gesammelt, fünf Bände, Leipzig 1889—94. Dort findet sich Bd. V S. 718 ff. ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften.

Rühl i. d. Kleinen Schriften V, S. IX ff. — Th. Schiemann, Heinrich v. Treitschke's Lehr- u. Wanderjahre, München u. Leipzig 1896 (mit Vorsicht zu benutzen). — O. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen u. Leipzig 1902. — Briefwechsel zwischen F. Nietzsche u. E. Rohde. — Ungedruckte Briefe von Gutschmid an Nöldeke, Lipsius u. Treitschke. F. Rühl.

Guttentag: Immanuel G., Verlagsbuchhändler zu Berlin, geboren am 20. October 1817, † am 21. Februar 1862. G. erwarb im J. 1842 die von T. Trautwein begründete Buchhandlung und führte sie alsdann unter seinem Namen weiter. Im J. 1853 verkaufte er die Sortimentsabtheilung an M. Bahn, um sich ausschließlich und in weit größerem Maße dem Verlage zu widmen. Den Schwerpunkt legte G. in die juristische Litteratur und seine Firma zählte hier zu den bekanntesten und hervorragendsten. Die gegenwärtige Bedeutung des Hauses ist jedoch das Werk D. Collin's (geb. 1824), der es im J. 1871 von den Erben des verstorbenen G. käuflich übernommen hatte und der seitherigen Firma seinen Namen hinzufügte. Bis 1877, bezw. 1885 waren Wilh. Müller und Oskar Haering Theilhaber der Firma. Am 1. Jan. 1886 wurde Hugo Heimann Mitbesitzer, am 1. Jan. 1890 alleiniger Besitzer, Collin schied mit diesem Tage aus, die Firma lautete von da an J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung. Am 27. Sept. 1898 wurde sie von Heimann verkauft und am 1. Oct. d. J. in eine G. m. b. H. umgewandelt. Collin blieb der Richtung des Geschäftes treu und erweiterte dasselbe in hervorragender Weise durch eine Reihe bedeutsamer Publicationen. Insbesondere fand die von ihm veranstaltete Sammlung deutscher Reichsgesetze (nach Einführung der neuen Justizgesetze im Jahre 1879) eine enorme Verbreitung. Die Guttentag'sche Sammlung deutscher Reichsgesetze, gegenwärtig 71 Bände umfassend, bildet einen fast unerläßlichen Bestandtheil jeder juristischen Bibliothek und ist dem jüngeren wie älteren Juristen gleicherweise unentbehrlich. Erwähnenswerth weiter ist, daß die Firma G. die Verlegerin der ersten commentirten Ausgabe von Dr. Koch's Allgem. Preuß. Landrecht ist. — Die bedeutendsten Gelehrten der Rechtswissenschaft, Namen wie Hinschius, R. v. Gneist, Löwe, C. F. Koch, v. Liszt, Thilo u. A. zählen zu den Autoren des Verlags, welcher wie seither, so auch jetzt noch eine Ausnahmestellung im Buchhandel einnimmt, insofern als die Grenzen seiner Thätigkeit aufs schärfste bestimmt sind und sich diese allein und ausschließlich auf die Herausgabe streng juristischer Werke beschränkt. Karl Fr. Pfau.

Guttmann: Paul G., Arzt und Docent der Medicin in Berlin, stammte aus Ratibor in Schlesien, wo er am 9. September 1834 geboren wurde. In Berlin, Würzburg und Wien fachmännisch ausgebildet, erlangte G. 1858 die

Doctorwürde, ließ sich 1859 als Arzt in Berlin nieder, habilitirte sich 1867 als Docent, wurde 1879 als Nachfolger Curschmann's Director des Städtischen Krankenhauses Moabit und verblieb in dieser Stellung bis zu seinem am 24. Mai 1893 ziemlich plötzlich erfolgten Tode. G. hat eine außerordentlich rege wissenschaftliche und schriftstellerisch fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Seine Hauptarbeiten galten dem Studium und der Darstellung der klinischen Untersuchungsmethoden, über die er 1884 ein später oft aufgelegtes und in andere Sprachen übersetztes Lehrbuch veröffentlichte. Eine seiner bedeutendsten Veröffentlichungen ist die zusammen mit A. Eulenburg verfertigte, mit dem Astley-Cooper Preis der Londoner Medical Society gekrönte „Physiologie und Pathologie des Sympathicus“ (Berlin 1873). Wie A. Eulenburg in einer zur Erinnerung an G. nach dessen Tode publicirten Schrift („P. G. Sein Leben und Wirken. Seine Schriften. Zur Erinnerung für seine Freunde“, Berlin) mittheilt, ist den Verfassern wol der Preis officiell zuerkannt, aber infolge Opposition der englischen Aerzte als Ausländern niemals wirklich gezahlt worden. G. veröffentlichte außerdem zahlreiche kleinere Arbeiten, Zeitschriftenabhandlungen und Aufsätze über Gegenstände aus der klinischen Medicin, casuistische Beobachtungen und Ergebnisse experimentell-physiologischer Forschungen. Ein Verzeichniß derselben ist in der obengenannten Schrift Eulenburg's gegeben. Hier wird auch erzählt, daß G. große Neigung für Musik besaß und als Student die Absicht hatte, die Medicin aufzugeben, um Musiker zu werden, jedoch auf Anrathen von Hans v. Bülow diesen Plan fallen ließ. Als Mensch war G. durchaus sympathisch, liebenswürdig, von großer Herzensgüte. Um das von ihm geleitete sogen. Barackenlazareth hat er sich bedeutende Verdienste erworben. Er gehörte zu den beliebtesten Aerzten Berlins, dessen Tod in weiten Kreisen der Bevölkerung lebhaft beklagt wurde. Pagel.

Guttmann: Samuel G., Arzt und thätiger Publicist in Berlin, stammte aus Ostrowo in der Provinz Posen, wo er 1839 geboren wurde. In Berlin ausgebildet, erlangte er hier 1864 mit einer Abhandlung über die Durchschneidung des N. trigeminus beim Frosche die Doctorwürde, ließ sich nach abgelegter Staatsprüfung und nach vorübergehender Thätigkeit in der Provinz (Drebkau i. d. Niederlausitz) zu Berlin 1866 nieder, wo er bis zu seinem an der Influenza am 22. December 1893 erfolgten Ableben, seit 1884 als Sanitätsrath, seit 1891 als Geheimer Sanitätsrath wirkte. Mit Vorliebe betrieb G. Gynäkologie und erstattete über diese Disciplin auch mehrere Jahre lang Berichte in dem von Paul Boerner begründeten Jahrbuch der praktischen Medicin. Mit dem letztgenannten Arzte eng befreundet, übernahm er nach dessen Tode die Leitung aller von diesem begründeten Publicationen, so des „Reichsmedicinalkalenders“, die Redaction der „Deutsch. Med. Wochenschrift“, einer Zeitschrift, die unter G. zu großer Blüthe gelangte, und des „Jahrbuchs für prakt. Medicin“. G. entfaltete als Redacteur und Publicist eine überaus rührige Thätigkeit, er besaß große schriftstellerische Gewandtheit und hatte auch bei der Heranziehung der geeigneten Hülfskräfte eine sehr glückliche Hand. Auch an klinischen Arbeiten nahm er regen Antheil. Er leitete die vom Verein für innere Medicin 1883 veranstaltete Umfrage über die Lungenschwindsucht und gab gemeinsam mit v. Leyden gleichfalls im Auftrage des Vereins für innere Medicin ein Sammelwerk über die Influenza-Epidemie der Jahre 1890/91 heraus. G. war ein liebenswürdiger und kluger Mensch, als Arzt und Gesellschafter sehr beliebt, voll Witz und Humor. Einen sehr warmen Nachruf verbunden mit einer Würdigung seiner Leistungen widmete ihm v. Leyden im Vereine mit Guttstadt in der Deutschen Med. Wochenschrift 1894 Nr. 1. Pagel.

Gagern*): Heinrich Wilhelm August Freiherr von G., Sohn des Frhrn. Hans v. G., der auf dem Wiener Congreß eine große Rührigkeit und bedeutenden Einfluß entwickelte und namentlich durch Treitschke's schöne Charakteristik (Historisch-politische Aufsätze, Bd. I) auch heute noch weiten Kreisen lieb und werth ist, wurde geboren am 20. August 1799 zu Baireuth und starb am 22. Mai 1880 zu Darmstadt. Die Familie stammt aus Rügen, ist mit Karl XII. an den Rhein gekommen, wo dann ein Zweig durch Heirathen mit rheinischen Familien mannichfaltigen Besitz erwarb. Der Großvater von Hans v. G. war ein angesehenes Mitglied der oberrheinischen Reichsritterschaft. Er vertrat sie bei ihren letzten Rechtshandlungen auf dem Congreß in Rastatt. Hans v. G. war mit 21 Jahren höchster Beamter des Hauses Nassau-Weilburg und vermählte sich damals mit der katholischen Freiin v. Gaugreben. Die Söhne folgten nach dem Ehevertrag der evangelischen Confession des Vaters, die Töchter der katholischen der Mutter, aber in der freien Luft jener Tage hinderte dieser Unterschied nicht, daß ein reiches und herzliches Familienleben erblühte, der einfach fromme Sinn des Hauses half über die Gegensätze der Kirchen hinweg. Von den zahlreichen Kindern ist außer Heinrich vor allem der älteste Sohn Friedrich im öffentlichen Leben hervorgetreten, ferner noch ein jüngerer Bruder Max. Er war ebenfalls von nationaler Begeisterung erfüllt wie die älteren Brüder, unterschied sich aber von ihnen durch eine Neigung zum Katholicismus, die namentlich seit 1837 stärker auftrat, und durch eine mehr mittelalterliche Auffassung der politischen Verhältnisse. Heinrich v. G. sagte von ihm, er sei fast ein deutscher Legitimist zu nennen. Das sollte heißen, daß Max die Erneuerung von Kaiser und Reich wie ein geschichtlich begründetes aber auch in gewisser Weise gebundenes Recht der Natur behandelte und weniger Gewicht auf die parlamentarische Entwicklung legte, die den älteren Brüdern „als die Vorbedingung der Zeit, als der Weg zum Ziel und als die Farbe der Familie galt".

Heinrich v. G. genoß trotz der schweren Zeiten, die den Vater in häufigen Reisen wegführten und das Haus in Weilburg oft mit französischer Einquartierung erfüllten, eine reiche und glückliche Jugend und eine gute Schulbildung. Die trefflichen Lehrer des Weilburger Gymnasiums, die er uns in seinem „Leben des Generals Friedrich von Gagern" schildert, und der Einfluß des Vaters, „des sanften Weisen" — des

Auge zugewandt dem Lichte, Erkennt des ew'gen Lenkers Spur
Im offnen Buche der Natur Und in den Büchern der Geschichte —

haben ihn frühzeitig vorbereitet für die Studien und ihm dabei die bestimmte Richtung auf das Vaterland gegeben. Capessite rempublicam, dienet dem Lande, war die Losung, die der Vater durch Wort und Vorbild seinen Söhnen gab.

Heinrich trat zu dem Bruder Friedrich — namentlich während eines gemeinsamen Aufenthalts in Darmstadt 1823/24 — in ein besonders nahes Verhältniß. Er sah zu ihm, der in holländischen Diensten zu den höchsten Aemtern aufstieg und in allen Erdtheilen heimisch war, mit Stolz empor, aber Friedrich urtheilte schon 1838, daß Heinrich mehr als alle anderen Brüder „Charakter, Muth und hohe Gesinnung gezeigt" habe (Leben des Generals Fr. v. G. II, 298). G. hatte trotz seiner Jugend bei Waterloo mitgefochten und wurde leicht verwundet wie der Bruder Fritz schon zwei Tage vorher bei Quatre-Bras, er studirte dann in Göttingen und Jena, diente seit 1821 in der Justiz und in der Verwaltung des Großherzogthums Hessen,

*) Zu S. 237.

wurde 1829 Regierungsrath und 1832 mit einer einflußreichen Stellung in den Ministerien des Innern und der Justiz betraut. An den politischen Kämpfen betheiligte er sich zuerst 1827 und zwar mit einer Schrift „Ueber die Verlängerung der Finanzperioden und Gesetzgebungslandtage“, welche den Antrag bekämpfte, statt der bisherigen dreijährigen Finanzperioden sechsjährige einzuführen. G. rühmt hier die repräsentative Verfassung als ein Mittel „die Kräfte und Gewalten im Staate, das monarchische, aristokratische und demokratische Element zu begrenzen“. 1832 wurde er für Lorsch in den Landtag gewählt, der trotz der kleinen Verhältnisse des darmstädtischen Landes ein wichtiger Schauplatz für den Kampf der Meinungen um die Grundlagen politischer Freiheit in Deutschland gewesen ist. G. war in kräftiger Weise für die constitutionelle Ordnung eingetreten und wurde nun nach Auflösung des Landtags pensionirt. Er hatte nur geringes Vermögen — denn der Vater hatte einen erheblichen Theil seines Besitzes auf dem Wiener Congreß mit Repräsentationspflichten verbraucht und von seinem Fürsten, dem König der Niederlande, keinen Ersatz dieser Auslagen erhalten. Trotzdem nahm G. seinen Abschied und wurde Landwirth, um in dem folgenden Landtag (1835/36) den Kampf gegen die rücksichtslose Gewaltthätigkeit der Regierung unabhängig weiterführen zu können. Mit dem Kampf um die Tagesfragen des kleinen Landes verband G. die Rechtfertigung der nationalen Bewegung, die damals durch das Hambacher Fest, den Frankfurter Putsch und ähnliche Thorheiten der Radicalen und der Brauseköpfe bei den ruhiger Denkenden in Verruf gebracht zu werden drohte und gewann rasch einen mit Verehrung genannten Namen.

In diesen wegen der kleinlichen Verhältnisse doppelt ärgerlichen Kämpfen war es ihm Trost und Stütze bei dem Vater und den Brüdern Verständniß und offene Aussprache zu finden, wenn man auch keineswegs immer gleicher Ansicht war. „In Sachen der Meinung“, schrieb Fritz am 3. März 1838, „sind Vater und Sohn nicht solidarisch verpflichtet“. Aber man wußte, daß jeder die rechte Meinung suche. Das politische Interesse war nicht auf Deutschland beschränkt, die Familie hatte nach allen Seiten reiche Beziehungen, aber von besonderem Interesse ist ihr Briefwechsel doch für die Beurtheilung der deutschen Entwicklung und des Eindrucks, den Ereignisse wie der Kölner Kirchenstreit und der hannoversche Verfassungsbruch auf wichtige Kreise des Volkes machten. Der Vater wünschte, sein Heinrich möge etwas vorsichtiger auftreten, aber der Bruder Fritz schrieb: „Heinrich hat seine Unabhängigkeit theuer genug erkauft; durch ein schwankendes Juste-Milieu würde er Niemanden gewinnen“. Er billigte namentlich (1837) auch sein Votum für die Einführung des französischen Code in ganz Hessen, da doch ein Gesetzbuch für ganz Deutschland zur Zeit nicht zu hoffen sei (Leben II, 262), bestärkte ihn in seiner Haltung bei einem Besuch auf Heinrich's Gute Monsheim (Leben II, 263) und feierte ihn in einem Gedichte, das trotz der poetischen Form theilweise mehr einer politischen Betrachtung gleicht, aber deshalb für die Beurtheilung der Ansichten der Brüder in jenen Tagen (1838/39) um so lehrreicher ist. Es enthält namentlich eine zornige Ansprache an die deutschen Fürsten, deren Mund die Freiheit pries, so lange des Schicksals Schalen schwankten, deren Uebermuth sich aber vermessen erhob, sobald die Zeiten der Noth vorbei waren.

Nur eine deutsche Fahne sollte wehen
Vom Ostseestrand bis zu der Alpen Höhen
Und unsre Losung war: Ein Deutschland sei,
Ein Vaterland — groß, mächtig, einig, frei.

Aber die Fürsten klagen, das deutsche Volk sei nicht mehr zu lenken, seit es durch die Siege über Napoleon zum Selbstgefühl erwacht sei. Sie wollen die Altäre zerstören, auf denen dem „vaterländischen Götzen“ das Opfer brennt. Deshalb sind ihre Stunden gezählt. „Sie sind gewogen und zu leicht befunden.“

. . . sie knieen,
Dem Ruf des Vaterlandes taub,
Vor fremden Herrschern in den Staub,
Die ihrem Dasein Frist verliehen.
Getrost die Fürstenehre zu verlieren
Sind sie zufrieden, wenn sie nur regieren. (II, 309.)

Den Bruder Heinrich aber preist der Dichter als den festen Hort des heiligen Rechts.

Du, den der Flitter nicht besticht,
Du, den der Fürsten Zorn nicht schreckt,
Du, den der Schild der Ehre deckt . .
O laß nicht ab, zu ringen und zu wagen . .
Mag kluge Feigheit nach dem Kampfpreis fragen,
Wo Ehre ruft, ist Kampf des Tapfern Lust.
Wenn alle auch schon muthlos zagen,
Den Besten selbst die Hoffnung schwand, —
Du sollst dann noch mit fester Hand
Des Rechtes fliegend Banner tragen.

Die Thätigkeit Gagern's im hessischen Landtage verdiente eine ausführliche Darstellung, sie würde uns nicht nur die Entwicklung seiner politischen Laufbahn zeigen, sondern auch das verbreitete Vorurtheil widerlegen, als sei das constitutionelle Leben dieses Kleinstaates zu unbedeutend, um Aufmerksamkeit zu verdienen. So kleinlich vielfach die Gegenstände waren, um die gekämpft wurde, Männer wie Rotteck, Welcker und Beck in Baden, Gagern und Glaubrech in Hessen, Stüve in Hannover gaben diesen Kämpfen schon an sich Bedeutung. Und vor allem ist nicht zu vergessen, daß diese parlamentarischen Kämpfe bei dem die beiden Großstaaten beherrschenden Absolutismus eine allgemeine Bedeutung hatten. Sie zeigten den Weg der nothwendigen Entwicklung und sie erhielten den Glauben an die Zukunft Deutschlands und an die Möglichkeit monarchischer Ordnung lebendig, ohne den der Radicalismus alle anderen Elemente fortgerissen hätte. Solche Schilderung könnte aber nur in einer ausführlichen Biographie gegeben werden. Hier mag es genügen, daß Gagern's Aeußerung: „die Partei, welche gegenwärtig die Geschäfte im Großherzogthum führe“, als eine Beleidigung der Regierung gedeutet wurde und den Vorwand zu einer Auflösung des Landtags gab, die G. dann im folgenden Landtag am 9. Mai 1834 in einer viel bewunderten Rede als ein schweres Unrecht charakterisirte. Er behandelte hier die Grundsätze des constitutionellen Staatsprincips und widerlegte zugleich die Ansicht, daß die Deutschland erfüllende politische Bewegung eine Nachahmung der französischen Julirevolution sei. Die Elemente jener Bewegung waren früher gegeben. Die Bundesverfassung erfüllte die Hoffnungen nicht, die das deutsche Volk seit den Befreiungskriegen gehegt hat. Der gebildetere und größere Theil der Nation verlangt eine andere Form der Einigung.

Vielleicht die größte Wirkung erzielte er aber (1836) mit einer Rede für das rheinische Recht der Provinz Rheinhessen. „Die Provinz Rheinhessen“, sagte er, „ist keine von dem Großherzogthum Hessen eroberte Provinz, der man gegen ihren Willen, ohne die öffentliche Meinung zu fragen, mit Gerechtigkeit das Gesetz des ehemaligen Mutterlandes auferlegen könnte“. In dieser scheinbar nur spöttischen Wendung lag ein in echter Staatsgesinnung wurzelnder Protest gegen das Ungehörige, daß eins dieser in den Katastrophen der napo=

leonischen Zeit durch den Zufall der Aufhebung entgangenen Territorien, denen zum wahrhaften Staate die elementarsten Vorbedingungen fehlten, mit dem schweren Grundsatz der Staatsraison das Rechtsgefühl eines erheblichen Theiles seiner ihm kürzlich zugeschlagenen Bevölkerung vergewaltigen zu dürfen glaubte.

Und zur Rechtfertigung seiner Forderung, das Justizwesen im Sinne der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zu reformiren, scheute er nicht zurück vor der folgenden scharfen Anklage: „Die Justiz und ihre Organe stehen nicht so isolirt, unabhängig wie ein sich selbst regierender und erneuernder Staat im Staate dar, sie ist ein vielfach eingreifendes und durch verschiedene Kräfte und Einflüsse in Bewegung gesetztes Glied der gesammten Staatsmaschine. Das Bild der Themis, versteinert auf hohem Throne, die Waage und das Schwert in den Händen, mit verbundenem Auge sitzend, unzugänglich von den Seiten, allein mit den Rechtsuchenden beschäftigt, — dies ist eine Allegorie, welcher die Wirklichkeit nicht entspricht. Das Richterpersonal ist abhängig von dem Einfluß der höheren Staatsgewalt und nur zu häufig geneigt dem vermeintlichen Bedürfnisse dieser Staatsgewalt entgegenzukommen". Mag man heute über manche Mängel der Geschworenengerichte klagen, was G. damals forderte, war in dringenden Bedürfnissen der Zeit begründet, und der Freimuth, den er dem gewaltthätigen Absolutismus gegenüber bewährte, war begleitet und beschirmt von einer vornehmen Form, die auch dem scharfen Vorwurf Eingang verschaffte. Mit diesem Landtag war die erste Periode von Gagern's politischer Thätigkeit beendet, bis 1844 lebte er auf seinem Gute Monsheim, der Politik gegenüber in starker Isolirung (Leben II, 561), aber er begründete nun auch als Landwirth sein Ansehen, sodaß er 1837 zum Präsidenten des Landwirthschaftlichen Vereins in Rheinhessen gewählt wurde. Seit 1844 ließ er sich von dem stärker werdenden Strome der politischen Bewegung, zumal sie auch den maßgebenden Staat Preußen ergriff, von neuem in die Oeffentlichkeit ziehen. 1846 trat er wieder in die hessische Kammer ein und 1847 betheiligte er sich zusammen mit seinem Vater an der Gründung der „Deutschen Zeitung" (am 8. Mai 1847). Die Haltung Friedrich Wilhelm's IV. dem Vereinigten Landtag gegenüber erfüllte ihn mit der Sorge, daß „der Monarchie nicht bloß sondern auch der auf den preußischen Landtagen überwiegend vertretenen erblichen und Vermögens-Aristokratie tiefe Wunden geschlagen" seien (Leben II, 678). Das große Vertrauen, das seit den Befreiungskriegen die Vaterlandsfreunde auf Preußen setzten, und das namentlich nach 1830 in Schriften von Paul Pfizer und Dahlmann einen bedeutenden Ausdruck gefunden hatte, war nach Gagern's Ueberzeugung durch die Behandlung, die der König dem Vereinigten Landtag angedeihen ließ, auf das schwerste erschüttert.

„Die wohlbegründetste und wohlmeinendste Opposition, die je bestanden haben mag, war in schulmeisterhaftem Tone zurückgewiesen, gescholten und den Theilnehmern königliche Ungnade und Feindseligkeit der Regierung zu erkennen gegeben worden... Mächtig war die Gährung gestiegen, und während Männer von gemäßigten Meinungen, die nach keiner Seite hin mehr Gehör fanden, sich zurückzogen, hatte die öffentliche Meinung der Führung der Radicalen immermehr anheimfallen müssen (Leben II, 692).

Der Kampf gegen den Radicalismus war denn auch 1848 die erste und schwerste Aufgabe Gagern's und seiner Freunde, und in diesem Kampfe hat G. einen dauernden Sieg errungen. Die Regierungen wichen in den kleinen Staaten überall vor dem ersten Ansturm der ungeregelten Volksmassen, ebenso

in Oesterreich nach der Wiener Erhebung am 13. März und in Preußen nach den Kämpfen des 18. März. Daß sich die tumultuarischen Haufen wieder zur Ordnung zwingen ließen und daß die Bewegung in geordnete Bahnen geleitet wurde, das ist vorzugsweise der Kraft und dem Ansehen der Männer zu danken, die wie G. in Hessen, Welcker, Bassermann, Mathy in Baden, Stüve in Hannover von den Regierungen bisher verfehmt und verfolgt worden waren. „An die Fürsten trat zunächst die Erkenntniß heran —— wie grob sie getäuscht worden waren durch diejenigen, die sie in dem Glauben erhalten hatten, daß es nur eine Handvoll Factioser sei, welche gegen die bestehenden Zustände ankämpften“ (II, 681/82).

Zunächst galt es den schwachen Keim einer Ordnungspartei, der 1847 mit der Gründung der „Deutschen Zeitung“ durch Gervinus, Häusser, Mathy, Bassermann und ihre Freunde gepflanzt war, zu pflegen. Das geschah bereits vor der Märzbewegung mit großem Erfolg durch die Versammlung der Gemäßigten Reformer in Heppenheim (10. Oct. 1847), an der auch G. theilnahm und durch den Antrag, den Bassermann am 5. Februar 1848 im Badischen Landtag auf Berufung eines deutschen Parlaments einbrachte. G. war mit diesem Antrag, der durch die Berathungen in Heppenheim vorbereitet war, völlig einverstanden. „Bei der schon vor den Pariser Februarereignissen dumpf gährenden Bewegung im Volke“, sagt er (Leben II, 687), „war mit dem Verlangen nach einem deutschen Parlamente ein großes Losungswort gegeben; die monarchisch-parlamentarische Bundesstaatspartei machte es zu ihrem Ausgangspunkte“. G. bereitete einen ähnlichen Antrag in der hessischen Kammer vor, wurde aber von den Pariser Ereignissen überholt und stellte nun am 28. Februar 1848 den Antrag, den Großherzog zu ersuchen in der Bundesversammlung dahin wirken zu wollen „daß unter so dringenden und von Außen Gefahr drohenden Umständen und für die Dauer derselben: 1. die Sorge für den Schutz der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands — insbesondere die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, des Heerwesens und der Volksbewaffnung — in die Hand eines Cabinets gelegt werde, dessen Minister dem interimistischen Haupt Deutschlands und der Nation verantwortlich seien. 2. Daß das interimistische Haupt Deutschlands Gesetzgebung und Besteuerung in Uebereinstimmung mit einem Rath der Fürsten und einem Rath des Volkes nach den wesentlichen Formen des repräsentativen Systems ausübe und daß die Berufung der Nationalrepräsentation gleichzeitig mit der Ernennung des Bundeshauptes erfolge.

Damit trat G. in die Bewegung des Jahres 1848 ein, die ihn dann bald an die Spitze trug, und zwar enthielt dieser Antrag bereits den Grundgedanken der Politik, die G. in der Reichsverfassung vom 28. März 1849 zum freilich zunächst nur theoretischen Siege führte. Die Bewegung machte alsbald ungeheuer rasche Fortschritte. „Unter der einverstandenen, wenn auch nicht verabredeten Leitung der monarchisch-parlamentarischen Bundesstaatspartei setzten die vier Forderungen: Preßfreiheit, Schwurgericht, Volksbewaffnung und deutsches Parlament — in welchem sich die Volkswünsche mit nie dagewesener Einmüthigkeit concentrirt hatten, ihren Siegeszug durch ein Volk von 40 Millionen mit unerhörter Schnelligkeit fort“ (Leben II, 690). Vor dieser Bewegung wichen die Regierungen aller Orten in erschreckender Hülflosigkeit, die meisten ohne Kampf, Oesterreich nach dem an sich unbedeutenden Tumulte in Wien am 13. März. „Freiheiten wurden mit vollen Händen gespendet“ (Leben II, 691) und es steigerte sich täglich die Gefahr, daß der Radicalismus die Herrschaft gewinne, aber G. erlebte nun, daß Preußen seine früheren ganz in der Luft schwebenden Verhandlungen mit Oesterreich über eine Bundes-

reform in dem Patent vom 18. März mit den Grundgedanken der Bassermann-Gagern'schen Anträge vertauschte; G. sah in diesem Patent die Verheißung seiner kühnsten Hoffnungen. Er war jedoch überzeugt, daß es nothwendig sei, die hier verheißenen Reformen so schnell wie möglich durchzuführen, „um gegen die von Außen und von Innen drohende Gefahr in Rüstung zu sein; und weil, was in der Gefahr sich voranstellt und erprobt, Aussicht und Anspruch auf Dauer hat". Durch Verhandlungen, die sein Bruder Max mit dem preußischen Minister v. Canitz führte (Leben II, 706 f. steht Canitz' Antwort vom 12. März) und durch eine von Nassau ausgehende Circulargesandtschaft süddeutscher Staaten bei den übrigen Regierungen (II, 698 u. 704 ff.) hatte G. schon vorher in diesem Sinne gewirkt, nun aber mußte er seine ganze Kraft aufbieten, um der sich in weiten Kreisen ausbreitenden Stimmung entgegenzutreten, daß der König von Preußen durch den blutigen Kampf gegen sein Volk am 18. März und durch seine Haltung an den folgenden Tagen des Vertrauens unwürdig geworden sei, das ihm das Patent vom 18. März in allen Theilen Deutschlands erworben hatte (Deutsche Zeitung vom 27. März 1848, theilweise abgedruckt Leben II, 719 f.). G. fürchtete, daß diese Stimmung zu einer Spaltung von Nord- und Süddeutschland führe; er sagte im hessischen Landtag am 24. März (Leben II, 718 f.): „Es handelt sich nicht um Sympathien für Personen, sondern ich rede von den Forderungen einer gesunden Politik. Ich frage, ob die Ereignisse der letzten Tage uns bestimmen können, der Krone Preußen die Rolle jetzt nicht mehr zuzugestehen, die eine gesunde Politik ohne persönliche Sympathie bisher ihr zugestanden hat, und diese Frage glaubte ich verneinen zu müssen. Man bietet in Preußen die Hände zum Frieden und zur Versöhnung denen, mit denen man eben in heißer Schlacht gekämpft hat. Wenn dies auf dem Schlachtfeld möglich war — — haben wir nicht erhöheten Beruf die Aufregung zu beschwichtigen, Versöhnung zu vermitteln und eingedenk zu sein, daß wir alle zusammenstehen müssen, um den Bau aufzuführen des einigen Deutschen Reichs, auf der Grundlage der Freiheit und der Liebe zum Vaterlande".

Die Stelle ist bezeichnend für die Art von Gagern's Beredsamkeit, für das echte, von der Liebe zur Sache getragene Pathos, mit dem er die Hörer zwang ihm zu folgen. Hier freilich konnte er nicht einfach siegen. Die widerspruchsvolle Haltung Friedrich Wilhelm's IV. wurde namentlich im Westen und Süden allgemein verurtheilt und dadurch gewann das herkömmliche Mißtrauen gegen Preußen zu große Verstärkung. „Die Menge abstrahirt nicht von den Personen auf die Sache. Preußen an die Spitze der deutschen Dinge stellen heißt ihr nichts anderes, als den König von Preußen an diese Spitze stellen" schrieb in jenen Tagen die Deutsche Zeitung (Leben II, 720). G. sah in solchen Aeußerungen eine Schädigung der guten Sache und empfand es deshalb um so schmerzlicher, daß Preußen nun nichts that, um die Zusage des Königs vom 21. März wahrzumachen: „Ich übernehme heute diese Leitung (der deutschen Fürsten und Völker) für die Tage der Gefahr".

G. wurde damals (6. März) als Minister an die Spitze der Regierung Hessen-Darmstadts berufen, aber was er auch hier leistete, bedeutender war doch die Thätigkeit, die er als freier Politiker in den allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands entfaltete. Von der Heidelberger Versammlung, die am 5. März zusammentrat, um die Bewegung in geordnete Bahnen zu leiten, wurde G. in den Siebener-Ausschuß gewählt, der eine vollständige Versammlung von Männern des Vertrauens aller deutschen Volksstämme veranstalten sollte, die eine „in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählte Nationalvertretung" vorbereite. Der Ausschuß lud die Mitglieder der deutschen Landtage, sowie die Bürger-

meister und die Mitglieder der gesetzgebenden Körper der freien Städte, die Stadtverordneten der preußischen Städte — als Ersatz für die durch ihre gleichzeitige Tagung verhinderten Mitglieder des Vereinigten Landtages — und endlich mehrere sonst politisch hervortretende Männer auf den 30. März nach Frankfurt ein. In diesem „Vorparlament“ gewann Heinrich v. G. alsbald bedeutenden Einfluß. Peter Reichensperger, der keineswegs zu seiner Partei zählte, schrieb später (Erlebnisse eines alten Parlamentariers im Revolutionsjahre 1848, Berlin 1882): „Die hervorragendste Persönlichkeit der Versammlung war unbestreitbar H. v. Gagern, — ein Mann von hoher, kräftiger Gestalt und edler Haltung mit einem Jupiterkopf, dem auch die mächtigen Augenbrauen nicht fehlten. Sein innerer Werth entsprach dieser imponirenden äußeren Erscheinung. Er war mit festem praktischem Blicke, sowie mit einfacher, männlicher Beredsamkeit und einer Vaterlandsliebe ausgestattet, die in ihrer Vereinigung vielleicht um so zündender wirkten, weil sie einen gewissen jugendlichen Enthusiasmus nicht ganz verleugneten“. Die Versammlung hatte keine rechtlich begründete Befugniß, aber sie genoß ein ungemeines Ansehen, die einzelnen Regierungen und namentlich der Bundestag beeilten sich den Beschlüssen des Vorparlaments entsprechende Erlasse zu verkünden, und so wurden denn alsbald die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung nach Wahlgesetzen vollzogen, die den von dem Vorparlament beschlossenen Grundzügen entsprachen. Auf dem Vorparlament wurde auch die erste Schlacht zwischen der monarchischen Partei und den Radicalen geschlagen, als der verhärtete Fanatiker Struve den Antrag stellte, die Monarchie nebst dem Soldaten- und Beamtenheere abzuschaffen und weiter, daß die Versammlung vereinigt bleiben solle, „bis ein freigewähltes Parlament die Geschicke Deutschlands leiten kann“. Da die Radicalen mit diesem Antrage unterlagen, entfesselten Struve und Hecker am 12. April im badischen Seekreis einen Aufstand, der von badischen und hessischen Truppen am 20. April durch ein Gefecht bei Kandern mit leichter Mühe zerstreut wurde. Aber bei diesem Kampfe fiel der General Friedrich v. Gagern, der gerade auf Urlaub in Deutschland weilte und auf Bitten der badischen Regierung für einige Zeit das Commando übernommen hatte. Baden war in Verlegenheit, man bedurfte eines Mannes von Ruf, und Friedrich v. Gagern hielt es für Unrecht, in solcher Stunde sich dem Vaterlande zu versagen, obschon er nicht einmal Zeit hatte, die Zustimmung seines Königs zu erhalten. Heinrich v. G. empfand den Verlust des welterfahrenen und allezeit getreuen Bruders gerade in diesen schweren Zeiten sehr tief, und der Schmerz wurde vermehrt durch die nicht ohne einen gewissen Anschein der Wahrheit verbreitete Auffassung, daß der General verrätherischer Weise erschossen sei.

Am 18. Mai wurde die deutsche Nationalversammlung eröffnet. Diese Sitzung verlief unter der Leitung eines Alterspräsidenten so unruhig, daß manche an der Möglichkeit eines gedeihlichen Arbeitens verzweifelten; am folgenden Tage (19. Mai) wurde Heinrich v. G. zum provisorischen Präsidenten erwählt und er gab der Versammlung sofort die Ordnung und die Zuversicht zurück. Zwei so ganz verschiedenartige Menschen wie der jugendliche Rudolf Haym und der scharfe Spötter Detmold hatten darüber den gleichen Eindruck. Haym, der in jenen Sitzungen einer der Secretäre der Nationalversammlung war, schrieb: „Die durch die Stürme des ersten Tages Niedergeschlagenen schöpften frische Hoffnung, als Heinrich von Gagern den Präsidentenstuhl einnahm. Würde und Anstand breiteten sich auf einmal über die Versammlung aus, die Leidenschaften schienen plötzlich niedergehalten und aus Verwirrung und Ungestüm tauchte ein fester Punkt hervor, als eine Leitung, umgeben von

dem Glanze sittlicher Würde gewonnen war“ (Die deutsche Nationalversammlung, S. 9 ff.). Detmold aber schrieb (am 20. Mai) an Stüve: „Mit dem Augenblick, daß Gagern den Vorsitz übernahm, kam ein anderer Geist über die ganze Versammlung. Gagern's Erwählung war ein entscheidender Schlag“. Es war ein Sieg über die nicht sehr zahlreiche aber entschlossene und durch die Schreier der Galerie unterstützte Partei der Republikaner, der aus der Masse der Unsichern und Halben leicht Stimmen zufielen. G. gewann diesen Sieg, indem er in der Ansprache bei Annahme der Wahl die die Versammlung leidenschaftlich erregende Frage beseitigte, ob die Versammlung befugt sei, die Verfassung des deutschen Reichs selbständig zu schaffen oder ob sie sie mit den Regierungen vereinbaren müsse. „Wir haben“, sagte er, „die größte Aufgabe zu erfüllen: wir sollen schaffen eine Verfassung für Deutschland, für das gesammte Reich. Der Beruf und die Vollmacht zu dieser Schaffung, sie liegen in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht dieses Verfassungswerk zu schaffen, hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege zu Stande kommen könnte. Die Schwierigkeit, eine Verständigung unter den Regierungen zu Stande zu bringen, hat das Vorparlament richtig vorgefühlt und uns den Charakter einer constituirenden Versammlung vindicirt. Deutschland will eins sein, ein Reich, regiert vom Willen des Volkes, unter der Mitwirkung aller seiner Gliederungen. Diese Mitwirkung auch den Staatenregierungen zu erwirken, liegt mit in dem Beruf dieser Versammlung“.

G. erkannte hier den Grundsatz der Volkssouveränität an — dessen offene Verwerfung damals ebenso tobende wie nutzlose Stürme veranlaßt haben würde. Aber er bezeichnete diesen Grundsatz zugleich als ein Nothrecht und stellte es als selbstverständlich hin, daß die Nationalversammlung sich verpflichtet fühle die Mitwirkung der Regierungen herbeizuführen. Er traf die mittlere Linie, auf der sich die streitenden Ansichten soweit beruhigten, daß die Versammlung in die Arbeit eintreten konnte. Am 30. Mai wurde G. denn auch mit einer überwältigenden Majorität, 499 von 518 Stimmen, für den Juni und dann alle Monat wieder zum Präsidenten gewählt, bis er am 17. December das Amt niederlegte und das Präsidium des Reichsministeriums übernahm. Sein Ansehen behauptete sich auch in den schwierigsten Lagen und es gelang ihm, den Ruhm der unparteiischen Geschäftsführung mit einer führenden Stellung in der Erbkaiserpartei zu vereinen, wenn es gelegentlich auch an Beschwerden und Angriffen nicht fehlte. Namentlich von Karl Vogt, Wesendonck und Grävell sind solche Klagen erhoben (Stenogr. Berichte S. 1922, 1926, 2290 und 2362), aber G. wußte sie mit Ruhe zu erledigen, theils sofort, theils durch Ueberweisung an die zuständige Commission. Wo es Noth that, entwickelte er auch rücksichtslosen Ernst. Einen Antrag, der eine Verhöhnung der Versammlung einschloß, nannte er eine Frechheit. Er sagte dies zwar nicht als Präsident, sondern unter dem Vorsitz des Vicepräsidenten Simson, aber er führte diesen Schlag zur Vertheidigung der Ordnung und setzte dabei unmittelbar seine Stellung als Präsident aufs Spiel. Er führte den Kampf auch glücklich zu Ende. Das Präsidium ging gestärkt daraus hervor (Sten. Berichte S. 2435 ff. u. 2634 ff.). G. hatte eine bedeutende Gabe für das Amt, er hatte den Blick für das Wesentliche, kannte die Geschäftsordnung und wandte sie mit Ruhe an: aber darin lag doch nicht das eigentliche Geheimniß seines Erfolgs als Präsident. Darin waren ihm Andere eher überlegen, namentlich sein Nachfolger Eduard Simson. Dies Geheimniß lag vielmehr in der ganzen Persönlichkeit. „Selten ist“, schreibt Georg Beseler (Erlebtes und Erstrebtes, S. 60), der in ganz besonderer Weise zum Urtheil über diesen Punkt berufen

war, „eine Persönlichkeit von der Natur so reich ausgestattet worden, um die Herzen der Menschen zu gewinnen wie dieser Mann, der mit einer ritterlichen imposanten Erscheinung der Sitten Freundlichkeit verband. Er besaß echte Vaterlandsliebe, Adel der Gesinnung, ein tapferes Gemüth, eine seltene Macht der Rede . . . Durch so große Gaben beherrschte er als Präsident die Versammlung, während seine formale Geschäftsführung manches zu wünschen übrig ließ". Mehr in das Einzelne gehend begründet Rob. v. Mohl in seinen Lebenserinnerungen II, 62 f. ein ganz ähnliches Urtheil. Gagern's „Vorschläge zur Abstimmung ließen manchem Einwande Raum und gaben häufig Veranlassung zu langem und unerquicklichem Streit", auch war er nicht selten zu heftig, „er war endlich nicht die verkörperte Unparteilichkeit, denn auch als Vorsitzender ließ er solche, welche er dem Vaterlande für verderblich und für unehrlich erachtete, Abneigung und Verachtung lebhaft fühlen. Gagern's Verdienste und Einwirkungsmittel lagen anders. In ihm traten überwältigend hervor die Großartigkeit der ganzen Erscheinung nach Körper und Seele; der hohe sittliche Ernst, die Gewalt des tönenden Wortes und des strengen Ordnungsrufs, der kühne Entschluß im schwierigen Augenblicke. Die würdige Haltung, das vornehme Wesen, die Festigkeit des Vorsitzenden zierten nicht nur die Versammlung, . . . sondern diese Tugenden zogen die Versammlung selbst anfänglich in dieselbe Bahn, auf dieselbe Höhe. Nur sehr wenige ganz gemeine Naturen entwanden sich in den schöneren Tagen der Paulskirche diesem Einflusse und es war nicht nur eine Geschäftsmaßregel, sondern eine sittliche Schande, wen ein Ordnungsruf Heinrich Gagern's traf".

Größere Reden hielt G. selten, schon um der Leitung der Versammlung seine Kraft widmen zu können, aber auch bei Verhandlungen, in denen er sich so zurückhielt, hatte er auf die Entscheidung großen Einfluß, er lenkte die Versammlung an „unsichtbaren Fäden", wie ein Beobachter sagte. Bei wichtigen Fragen schauten Viele auf ihn, wünschten durch ihn geleitet und gedeckt zu sein. In dem verzweifelten Kampfe um den Malmöer Waffenstillstand glaubte der ihm damals schon keineswegs mehr besonders freundliche Detmold doch, daß nur G. die verfahrene Sache retten könne (Brief vom 13. Septbr.). G. hat denn auch wirklich durch seine Rede einige Male ganz ungemeine Erfolge davongetragen. Als er am 24. Juni in den Kampf um die Wahl eines Reichsverwesers eingriff, da folgte seiner Rede nach dem stenographischen Bericht: „stürmischer, lang andauernder Beifall von allen Seiten der Versammlung und von den Galerien". G. befriedigte hier die gegnerische Linke, indem er sagte: „Ich thue einen kühnen Griff und ich sage Ihnen: wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen". Aber er beruhigte zugleich die rechte Seite, indem er dies nur als eine Sache der Zweckmäßigkeit erklärte. „Ich würde es bedauern, wenn es als ein Princip gälte, daß die Regierungen in dieser Sache gar nichts sollten zu sagen haben." Er empfahl dann die Wahl des Erzherzogs Johann von Oesterreich, ohne seinen Namen zu nennen und meinte, auch die Linke werde dieser Persönlichkeit ihre Stimme geben können „nicht weil es, sondern obgleich es ein Fürst ist". Der Kampf um die Centralgewalt war damit nicht zu Ende, noch vier Sitzungen hindurch tobte er, aber der Sieg blieb dem Vorschlag Gagern's. Sein Vorgehen fand nicht durchaus die Billigung seiner Freunde, und mancher, der ihm sonst nahestand, war der Ansicht, daß seine Rede ein starker Ruck nach links sei (Haym's Brief an Hansemann), aber unzweideutig erschien G. damals als der Führer der Versammlung und nicht bloß der ihm näher stehenden Partei. Als sich dann in Preußen eine nicht ungefährliche Verstimmung über die Wahl zeigte, da sprach G. (in der Dankrede bei seiner vierten Wiederwahl zum Präsidenten

am 31. Juli 1848, Sten. Ber. S. 1277) getrost das stolze Wort: „Der Genius der Nation verläßt uns nimmer. Der Steuermann auf dieser Stelle kann mit schlafferer Hand das Ruder führen und doch wird das Schiff dem großen Ziele glücklich entgegensegeln, das uns gesteckt, dem großen Ziele, zu dem wir zwar noch Strecken vor uns zu durchfahren haben, ehe wir es erreichen; aber das wir erreichen werden trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm entgegen sich stemmen, das Ziel der Befestigung der Freiheit, der Gründung der Einheit des Vaterlandes. Alle Theile des Vaterlandes werden diejenigen Opfer ihrer Selbständigkeit bringen, die nothwendig sind, damit diese Einheit möglich werde". Dieser starke Glaube an Deutschland war seine Kraft, und der Muth, mit dem er trotz aller Schwächen und der Irrungen Preußens an diesem Staate und seinem Berufe festhielt.

G. hatte ursprünglich beabsichtigt, am Schluß seiner Rede die Wahl des Erzherzogs Johann durch Acclamation vorzuschlagen, hatte es aber dann doch nicht gewagt und er hat deshalb von einigen Freunden viel Vorwürfe hören müssen, allein nach solchen Kämpfen sind die Urtheile selten zuverlässig, und auch das entscheidet nicht, daß G. selbst zugab darin gefehlt zu haben. (Detmold's Briefe an Stüve vom 24. und 26. Juni 1848. Detmold war von G. bei seinem Plane zugezogen. Er war ursprünglich gegen den Plan der Acclamation, klagte aber nachher, daß G. durch sein Zurückweichen alles verdorben habe. Offenbar hatte er einen so starken Eindruck von der Gewalt, mit der Gagern's Rede die Versammlung fortriß, daß er die Zustimmung für sicher hielt.) Wer will aber sagen, ob die Stürme, die ein Antrag auf Acclamationswahl entfesselt hätte, geringer gewesen wären, als das Gezänk der folgenden Sitzung, aus dem doch schließlich Gagern's Meinung siegreich hervorging. G. hat mit seiner Rede unzweifelhaft die Entscheidung der Frage auf das stärkste gefördert und — man darf wol sagen — beherrscht.

G. dankte die großen Erfolge (am 19. Mai und am 24. Juni) kluger Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Linken, und ähnliche Klugheit ließ er auch sonst walten. So bei den leidenschaftlichen Scenen im August, welche der Antrag entfesselte, die Wahl des wegen Landfriedensbruchs flüchtigen Hecker anzuerkennen, und unter den Septembertumulten in Anlaß des Malmöer Waffenstillstands. Während der Verhandlungen über den Waffenstillstand (5. bis 16. Septbr.) hat er nur zur Leitung der Debatte gesprochen und um zu bitten Maß zu halten. „Wir sprechen so oft von der Ehre Deutschlands", sagte er, „hier liegt die Ehre zunächst darin, daß wir diese Verhandlungen mit Würde vornehmen" (Sten. Ber. S. 2065). Am 16. September stimmte er mit der Majorität für die Erklärung: daß die Nationalversammlung die Ausführung des Waffenstillstands zu Malmö nicht länger hindern wolle, leitete am 18. September während des Aufstandes die Versammlung so ruhig, als ob draußen nichts sich rege, ließ die in der Form einer Petition eingesandte Erklärung der wüthenden Volksversammlung, welche ihn selbst mit der gesammten Majorität vom 16. September für „Verräther des deutschen Volkes" erklärte, verlesen und überwies sie ohne weitere Bemerkung der Petitionscommission. Am 19. September erhob er sich dann zu einer kurzen aber inhaltreichen Rede. Er gab zunächst der Entrüstung der Versammlung Ausdruck über den Aufruhr und den ruchlosen Mord der beiden Mitglieder der Nationalversammlung, General v. Auerswald und Fürst Lichnowsky, und charakterisirte dann den Aufruhr als den Ungehorsam verblendeter und irregeleiteter Menschen gegen die Nationalversammlung und als ein Verbrechen gegen die Einheit des Vaterlandes. Kein Wort berührte dabei die heikle Frage, wie weit Mitglieder der Nationalversammlung selbst an den Unruhen Schuld

trügen, vielmehr ließ G. in die Worte des Zornes die Milde eines überlegenen Geistes hineinklingen, der da weiß, daß der Friede nur aus dem Streit geboren wird.

„Ich ehre alle redlichen Ueberzeugungen und so kenne ich gern die redliche Ueberzeugung derer an, die geglaubt haben, es werde besser, dem empfindlichen Gefühl für Nationalehre entsprechender sein, wenn wir den Krieg fortsetzten und den Frieden nicht anstrebten.“ G. hatte wieder den rechten Ton getroffen und sein Einfluß wuchs, obschon er damals bereits von der Linken und von der großdeutschen Partei sehr heftig angefeindet wurde.

In dieser Zeit kam der Rheinländer Hansemann aus Berlin nach Frankfurt und „der Verkehr mit den geistigen Häuptern der deutschen Nation, die er hier vereinigt sah, war ihm eine wahre Erholung. Er fühlte es lebhaft, wie viel höher das geistige Niveau dieser Versammlung als das der preußischen stand“ (Bergengrün, Hansemann, S. 572). Doch glaubte er, daß Gagern's und seiner Freunde Ziel eines preußisch-deutschen Kaiserthums eine Träumerei sei, er glaubte, daß sich nur eine Verfassung mit einem Directorium, bestehend aus dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige von Preußen und einem dritten von den anderen gewählten Fürsten durchsetzen lasse. Indessen wäre dieser Vorschlag nur durchführbar gewesen, wenn die Fürsten und insbesondere Oesterreich eine Hingabe und Selbstlosigkeit entwickelt hätten, die es nie gezeigt hat und auch nicht haben kann. Der verspottete Idealismus Gagern's hat deshalb doch den rechten Weg gewiesen, wenn das Ziel auch nicht im ersten Anlauf erreicht wurde.

Ausführlich entwickelte G. sein Programm zuerst am 26. October 1848 in der Debatte über die drei ersten Paragraphen der Reichsverfassung, indem er das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland mit rückhaltloser Deutlichkeit besprach und vor allem forderte, daß man sich über die Folgen der Beschlüsse keinen Täuschungen hingebe. „Ist es mehr im Interesse Deutschlands“, fragte er, „daß das gesammte Deutschland sich nur so gestalte, eine so laxe Einheit eingehe, daß Oesterreich ohne zur Trennung der Staatseinheit seiner deutschen mit den nichtdeutschen Provinzen genöthigt zu werden unter gleichen Verhältnissen wie die übrigen deutschen Staaten dem Reich angehören kann? Oder ist es nicht im Gesammtinteresse der Nation sowohl Oesterreichs als des übrigen Deutschlands, daß wenigstens das übrige Deutschland sich fester aneinander schließe . . . aber nichts destoweniger ein enges Bundesverhältniß zwischen Oesterreich und dem übrigen Deutschland aufrecht erhalten werde?“ So scharf aber auch G. diese Gedanken klarlegte, so suchten doch die meisten Redner dem Zwange der Thatsachen auszuweichen. Die Oesterreicher namentlich sprachen von der Unmöglichkeit, nach Hause zu kommen mit der Nachricht, daß Oesterreich aus dem deutschen Reiche ausgeschlossen sei, und von der Gefahr, daß das deutsche Element in Oesterreich nach solcher Trennung von den zahlreichen Slaven überwuchert werde. Andere wollten es Oesterreich überlassen, „seine Rolle zu finden“. (Sten. Ber. S. 2896 ff.)

Inmitten dieser leidenschaftlichen aber doch vorwiegend vom Gefühl und von kraftlosen Wünschen beherrschten Debatten forderte G. die schlichte Anerkennung der Thatsache, daß Oesterreich nicht in gleichem Verhältniß mit den übrigen deutschen Staaten dem deutschen Reiche angehören könne, ohne sich vorher aufzulösen und daß eine solche Auflösung weder wünschenswerth noch auch zu erwarten sei. Aber er sah, daß die Mehrheit zur Zeit sich zu diesem Schritt noch nicht entschließen konnte und er zog deshalb seinen entsprechenden Antrag zurück, um die Zeit der Versammlung nicht durch eine namentliche Abstimmung nutzlos zu belasten. „Die Lösung der Frage, wie ich sie von der Zu-

kunft erwarte, habe ich nach meiner Ueberzeugung darstellen zu müssen geglaubt. Bis zur zweiten Abstimmung über die Verfassung wird die Nationalversammlung Gelegenheit haben, aus den Ereignissen und den entwickelten Ansichten ein Resultat zu ziehen" (Sten. Ber. S. 2916). Die Entwicklung der Dinge in Oesterreich bildete denn auch seine beste Unterstützung, vorher freilich wurde das Vertrauen auf Preußen durch die schwankende Haltung der Regierung und dann durch die mit der Vertagung der Berliner Nationalversammlung und ihre Verlegung nach Brandenburg (9. Nov. 1848) beginnenden Conflicte auf das schwerste erschüttert. Die Reichsregierung sandte zunächst den Unterstaatssecretär Bassermann nach Berlin, um zwischen König und Volk zu vermitteln, und als Bassermann mit einem Bericht zurückkehrte, der die Regierungsmaßregeln im wesentlichen als berechtigt und nothwendig erscheinen ließ, sandte sie zwei hervorragende Mitglieder des Parlaments, Simson und Hergenhahn (vgl. die Verhandlungen der 119. Sitzung d. deutschen Nationalvers. 20. Nov. Stenogr. Ber. S. 3429 ff.). Diese Commissare überzeugten sich in Berlin alsbald von der Schwierigkeit der Aufgabe und waren der Ueberzeugung, daß wenn überhaupt jemand nur G. vermitteln könne. Simson fuhr deshalb nach Frankfurt zurück und erwirkte die Sendung Gagern's, der dann am 26. und 27. November mit dem Könige unterhandelte und zwar nicht nur über die preußischen Verhältnisse sondern auch über die deutsche Verfassung. Am 30. November war er dann noch zur Tafel geladen. Er suchte den König zu überzeugen, daß er die Kaiserkrone nicht ausschlagen dürfe, aber der König beharrte auf seinem ablehnenden Standpunkt. Persönlich hatte er G. lieb gewonnen, nannte ihn einen „deliziösen" Menschen. „Es ist nur schade, daß ich ihn nicht verstehe, denn er redet fortwährend in Begeisterung und deren habe ich ohnehin genug. Ich verstehe ihn nicht und er versteht mich nicht." (Simson S. 152. Wichtig sind die Mittheilungen von Jürgens, Verfassungswerk I, 316 ff., besonders 318 und 325, über diese Unterhandlungen, zum Theil nach Gagern's eigenem Bericht.) Die Kreuzzeitungspartei, welche jede Verbindung Preußens mit dem Frankfurter Parlament verwarf, gerieth in große Sorge. Leopold v. Gerlach nennt G. freilich in seinem Tagebuche einen „sentimentalen, philanthropischen Schwätzer" und berichtet mit Behagen eine angebliche Aeußerung der Königin von Württemberg, G. habe in der Zeit seines Hierseins die hochgetragene Nase um mehrere Zoll gesenkt: aber solche Bemerkungen können die Thatsache nicht beseitigen, daß G. damals in Berlin als eine Macht betrachtet und empfangen wurde. Andererseits war es für G. von großer Bedeutung, die Berliner Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, auf die er den großen Plan einer deutschen Verfassung gründen wollte: denn bis dahin war G. noch niemals in Berlin gewesen. Diese Thatsache ist typisch für den damaligen Verkehr zwischen den verschiedenen Gebieten Deutschlands, und in diesem Fremdsein lag eine Summe von Schwierigkeiten, die wir uns heute kaum noch recht vorstellen können.

Während G. in Berlin verhandelte, hatte Oesterreich durch das in Kremsier verkündete Programm vom 27. November 1848 erklärt, „alle Lande und Stämme der Monarchie sollten zu Einem großen Staatskörper" vereinigt werden. „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen." G. sah darin mit Recht einen Beweis, daß Oesterreich bei der deutschen Verfassung nicht weiter berücksichtigt werden könne (Brief an Hergenhahn und Simson, Eduard v. Simson, Erinnerungen aus seinem Leben, S. 146 f.) und zugleich empfing er bald nach seiner Rückkehr nach Frankfurt die Nachricht von dem Erlaß der preußischen Verfassung vom

5. December 1848, die den Beweis bildete, daß die Kreuzzeitungspartei fern davon war, die preußische Politik zu beherrschen, daß aber die Monarchie wieder gefestigt sei. Und einige Tage später erhielt G. zuverlässige Mittheilungen über unzweideutige Erklärungen des preußischen Ministerpräsidenten, die ihn zu der Erwartung berechtigten, Preußen werde doch den Weg der deutschen Reform betreten, den G. mit der Majorität des Frankfurter Parlaments zu bahnen sich bemühte (Bericht e. Mitgliedes der deutschen Nationalvers. über eine Unterredung mit dem preuß. Ministerpräsidenten bei Simson, S. 153—160). Diese Thatsachen widerlegen die Beschuldigung der Großdeutschen und der ihnen verbundenen Demokraten, daß G. für die preußische Spitze eingetreten sei, obwol er gewußt habe, daß Preußen sich versagen werde. G. rechnete auf das Gewicht der Thatsachen, die ihn schon vor 1848 mit Hoffnung erfüllt hatten und nun kamen ihm in den entscheidenden Decembertagen jene Nachrichten, dazu gewiß noch manche ähnliche Ermunterungen, denn es umgaben ihn ja Männer wie Max Duncker, Dahlmann, Rümelin. So ergriff er denn mit dem ganzen Feuer seines begeisterten Wesens den Gedanken, daß die Stunde gekommen sei, die große Frage zu lösen und aus den theoretischen Erörterungen über Trias und Monas, über Bundesstaat und weiteren Bund hinauszukommen auf den festen Boden klarer Verfassungsbestimmungen. Am 14. December wurde der Oesterreicher Schmerling von der ihn bis dahin mit Eifer unterstützenden und persönlich verehrenden Majorität veranlaßt, der ablehnenden Haltung Oesterreichs Rechnung zu tragen und das Ministerium niederzulegen, das nun G. übernahm (über Schmerling's Stellung Jürgens 2, 120 f.). Mancherlei Leute haben das damals und später als einen Fehler getadelt. Dadurch sei Schmerling erst recht auf die Seite der Gegner gedrängt worden. Allein Schmerling konnte keine Politik leiten, die dem Willen Oesterreichs und seines Ministeriums Schwarzenberg entgegen war, und Oesterreich konnte und wollte keine Entwicklung der deutschen Verhältnisse dulden, die über die losen Formen des alten Bundes wesentlich hinausführte. Wollte die Nationalversammlung ihre Arbeit nicht selbst aufgeben, so mußte sie fordern, daß die Reichsregierung jenen Tendenzen Schwarzenberg's entgegentrete. Man täusche sich auch nicht mit der Hoffnung, daß Schwarzenberg auf ein Reichsministerium mit dem Oesterreicher Schmerling größere Rücksicht genommen hätte — das hat Schwarzenberg auch nicht gethan, so lange Schmerling Minister war. Ueberdies blieb ja der österreichische Erzherzog Johann auch in der Gagern'schen Periode Reichsverweser und damit Träger der Reichsgewalt. Wenn überhaupt, so mußte Schwarzenberg auf diese Persönlichkeit Rücksicht nehmen. Gewiß können auch in schweren Krisen durch persönliche Beziehungen manche Schritte erleichtert werden, aber die Klarheit und Bestimmtheit in den großen Verhältnissen darf nicht darunter leiden. Schmerling's Rücktritt war eine Nothwendigkeit, es gehört zu den wichtigsten Verdiensten Gagern's und seiner Freunde, daß sie sich dieser Erkenntniß nicht verschlossen und ohne Rücksicht auf Klagen und Anklagen danach gehandelt haben.

G. erklärte vor dem Eintritt in das Amt dem Reichsverweser: „daß seine Wirksamkeit als Minister sich darauf richten werde, die Würde des Reichsoberhauptes der Krone Preußens erblich zu übertragen“ (Duncker, Zur Geschichte, S. 73, dazu die Erklärung Gagern's in der 137. Sitzung, 16. Dec. 1848, Sten. Ber. S. 4223) und am 18. December entwickelte er dann in der Nationalversammlung sein Programm, zugleich als das Programm des gesammten Reichsministeriums. Er begann (Sten. Ber. S. 4233) mit dem Satz: „Ein Gefühl der Nothwendigkeit, ein heißes Verlangen durchdringt das Volk: daß das Verfassungswerk schnell vollendet sein möge“. Aus dem Gange der

Dinge in Oesterreich stellte er dann fest, daß „Oesterreich . . . als in den zu errichtenden deutschen Bundesstaat nicht eintretend zu betrachten" sei, und daß „Oesterreichs Unionsverhältniß zu Deutschland mittelst einer besonderen Unionsacte zu ordnen (sei) und darin alle die verwandtschaftlichen, geistigen, politischen und materiellen Bedürfnisse nach Möglichkeit zu befriedigen, welche Deutschland und Oesterreich von jeher verbunden haben und in gesteigertem Maaße verbinden können". Damit hatte G. die schwebenden Fragen in ihrem Kern angefaßt und zur Entscheidung gestellt. Um dies Programm erhob sich deshalb ein leidenschaftlicher Sturm, namentlich von Seite der Oesterreicher, der Ultramontanen und der Particularisten; der alte Gegensatz der Linken und der Conservativen wurde vielfach verschoben und durchbrochen, es fanden sich alte Gegner zusammen und bisherige Freunde wurden getrennt. Schmerling, jetzt Bevollmächtigter Oesterreichs bei der Reichsregierung, suchte die österreichische Regierung zu bewegen, ihre Erklärung so zu mildern, daß ihre Abneigung gegen eine den Wünschen der Majorität entsprechende Reform der Bundesverfassung weniger bestimmt hervortrete; er hatte aber wenig Erfolg, wurde von seiner Regierung sogar nur schlecht unterrichtet und lud dabei den Verdacht der Zweideutigkeit in steigendem Maaße auf sich, der dann im März 1849 in heftigen Scenen zum Ausdruck kam (Sten. Ber. 5945 und 6003).

G. suchte mit Schmerling ein gutes Verhältniß zu wahren und hielt auch mit anderen abweichend denkenden Mitgliedern des Parlaments die Verbindung aufrecht, aber er konnte nicht hindern, daß er von vielen auf das heftigste geschmäht und verlästert wurde. Detmold, der noch am 19. November 1848 schrieb (Stüve-Detmold, S. 132), daß er mit G. sehr befreundet sei, erging sich bald in immer gröberen Angriffen gegen ihn. Detmold war geneigt, die Haltung Gagern's auf Beseler's, Bunsen's und Anderer Einfluß zu schieben (Stüve-Detmold, 15. Dec. 1848, S. 147, 150, 154, 161, 167 und sonst). Jürgens klagte über Gagern's Schwanken. Aber was so schien, kann doch mehr nur in der liebenswürdigen Form gelegen haben, mit der G. den Ansichten der früheren Freunde entgegenzukommen suchte: in der Hauptsache hielt G. seinen Weg ganz fest und erwies sich gerade in diesen Krisen als der Führer, auf den alle sahen. Das bewies er der Erklärung des österreichischen Ministeriums vom 28. December 1848 gegenüber, in der die Gegner eine Abschwächung des Programms von Kremsier zu erkennen sich bemühten, in den Reden vom 11. Januar und vom 13. Januar (Sten. Ber. 4562 ff. u. 4646 ff.). Namentlich in dieser zweiten Rede trat er den unklaren Vorschlägen der Particularisten und der Gefühlspolitiker mit dem größten Erfolge entgegen. „Wenn der offene und ehrliche Wille Oesterreichs dargethan wird", sagte er, „mit seinen deutschen Provinzen in den Verfassungsstaat einzutreten, den wir mit den Eigenschaften des Bundesstaates zu bilden im Begriff stehen . . . ich würde es für die beste That meines Lebens betrachten, wenn ich auch nur ein Geringes dazu hätte beitragen können".

Eine entscheidende Wendung kam dann durch die Verkündigung der österreichischen Verfassung vom 4. März 1849, welche alle habsburgischen Lande, auch Ungarn, in dem Einheitsstaate Kaiserthum Oesterreich so zusammenfaßte, daß den deutsch-österreichischen Ländern dadurch ein Theilnehmen an einem deutschen Bundesstaate unmöglich gemacht wurde. Mit dieser Thatsache mußte sich die Frankfurter Nationalversammlung auseinandersetzen. Sie zerfiel damals in drei Hauptgruppen, die sich dann selbst wieder aus mannichfaltig verschiedenen Elementen zusammensetzten. 1. Die Erbkaiserlichen. Sie wollten das Programm Gagern's durchführen. 2. Die Großdeutschen. Sie wollten keine Verfassung gutheißen, an der Oesterreich nicht theilnehme. Die meisten

Oesterreicher und Baiern, dann Particularisten aus den verschiedensten Staaten und Ultramontane fanden sich hier zusammen. 3. Die Linke. Sie sah in der Oberhauptsfrage eine Verirrung, und benutzte den Streit der beiden anderen, mehr conservativen Gruppen, um die Verfassung möglichst demokratisch zu gestalten. Unter den Großdeutschen hatte Welcker einen bedeutenden Einfluß. Noch am Abend des 11. März hatte er in der Parteiversammlung den verhängnißvollen Eindruck jener österreichischen Verfassung zu mildern und die Folgerungen der Erbkaiserlichen aus dieser Verfassung zu bekämpfen gesucht. Aber er kannte damals diese Verfassung noch nicht in ihrem Wortlaute. Als sie ihm dann nach Schluß jener Versammlung, vielleicht erst am Morgen des 12. März, zu Händen kam, überzeugte er sich, daß G. doch Recht hatte, daß Oesterreich in einen deutschen Bundesstaat mit einer den bisherigen Beschlüssen der Nationalversammlung auch nur irgendwie entsprechenden Verfassung nicht eintreten wolle: und nun zauderte er auch nicht, alle seine früheren Wünsche fallen zu lassen. „Die Zeit drängt“, sagte er, „das übrige Deutschland desto fester, desto stärker, desto inniger zu vereinigen“. In diesem Sinne stellte er am 12. März den Antrag: „Die gesammte deutsche Reichsverfassung, so wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungsausschuß redigirt vorliegt, wird durch einen einzigen Gesammtbeschluß der Nationalversammlung angenommen, und jede etwa heilsame Verbesserung den nächsten verfassungsmäßigen Reichstagen vorbehalten“. Der Antrag wurde nach einer leidenschaftlichen Debatte am 21. März abgelehnt. Die Kaiserpartei faßte diese Niederlage zunächst als ein Vorzeichen auf, daß sie überhaupt die Majorität in der Versammlung verloren habe und G. nahm deshalb mit dem gesammten Ministerium seine Entlassung (am 21. März). Der Reichsverweser bat nur, daß die Minister die Geschäfte bis zur Bildung eines neuen Ministeriums weiterführen möchten, und in dieser Stellung, als interimistischer Geschäftsträger, hat G. dann bis zum 10. Mai verharrt. Der Reichsverweser fand bis dahin keine anderen Minister. Diese größere Freiheit gestattete G. an den Arbeiten eifrig theilzunehmen, durch welche die Kaiserpartei sich aus ihrer Betäubung sammelte und in den folgenden acht Tagen die zweite Lesung der Verfassung beendete und sie, wenn auch mit einigen Abänderungen, zur Annahme brachte. Am 28. März wurde dann Friedrich Wilhelm IV. als König von Preußen auf den Grund dieser Verfassung zum Kaiser gewählt — und damit das Ziel erreicht, das sich G. und seine Freunde gesteckt hatten. Die Majorität wurde hierbei nur gesichert durch einen am 26. März 1849 geschlossenen Vertrag Gagern's mit der von Heinrich Simon geführten Gruppe der demokratischen Partei, durch den sich G. mit einer großen Zahl seiner Freunde verpflichtete, für das suspensive Veto und für das radicale Wahlgesetz zu stimmen, wogegen Simon und seine Freunde ihre Stimmen für den Erbkaiser und die Wahl des Königs von Preußen zusicherten. Auch hier opferte G. das Kleinere, um die Hauptsache zu sichern, und er blieb fest, obgleich er deshalb in der maßlosesten Weise verdächtigt, verhöhnt und verleumdet wurde.

Es war etwas Großes, es war ein unvergeßlicher Markstein in der Entwicklung unseres Volkes, daß die Reichsverfassung vollendet und Preußens König zum erblichen Kaiser des deutschen Reiches erwählt wurde. Auch die Gegner standen unter diesem Eindruck. G. aber und seine Freunde bewahrten diese stolze Ueberzeugung zuversichtlich auch dann noch, als der zur Zeit in Preußen regierende König die Krone des Reiches nicht annahm. Die Gegner jubelten und höhnten, die einen mit legitimistischen, die anderen mit radicalen Argumenten, aber in der Stille konnten sie sich doch des Gedankens nicht

erwehren, daß mit dieser Ablehnung Werth und Wesen der Reichsverfassung und des Erbkaiserthums nicht beseitigt sei, daß Gagern's Politik einen ungeheueren Erfolg, einen unverlierbaren Ausdruck gewonnen, daß G. dem politischen Denken seines Volkes reicheren und besser geklärten Inhalt und eine fortwirkende Kraft verliehen habe. Zunächst freilich kam für die Kaiserpartei eine schwere Zeit. Sie verlor fast täglich an Anhängern, da die gemäßigten Leute anfingen aus der Versammlung auszuscheiden, und viele so erschöpft waren, daß sie sich ganz oder fast ganz von den Kämpfen zurückzogen. Die Linke benutzte nun ihre steigende Macht zu den wildesten Angriffen gegen die Kaiserpartei. Die Ablehnung der Krone durch Friedrich Wilhelm IV. schien ihre schlimmsten Anklagen gegen die Fürsten zu rechtfertigen. Zugleich stieg im Volke die Aufregung gegen die Fürsten, welche mit der Anerkennung der Reichsverfassung zögerten, und die Linke des Parlaments hoffte, diese Aufregung zu einer allgemeinen Bewegung gegen die bestehenden Regierungen benutzen zu können. Die kleinen Fürsten unterwarfen sich schnell, die Könige dagegen sträubten sich, aber schon am 25. April sah sich der König von Württemberg gezwungen, die Anerkennung der Reichsverfassung mitsammt dem Erbkaiserthum auszusprechen und sein Minister Römer scheute sich nicht, öffentlich zu erklären (22. April): „Wenn sich die Könige von Baiern, Sachsen und Hannover nicht unterwerfen, so werden sie ihre Völker dazu zwingen“.

G. durfte hoffen, daß Preußen selbst seine Bedenken fallen lassen werde, nachdem alle Einzelstaaten ihre Zustimmung erklärt haben würden, wenn es nur gelinge, bis dahin die gesetzliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Um die ungeheuere Bewegung des Volkes auf ein gesetzliches Ziel zu richten, empfahl G. deshalb am 4. Mai den Antrag: „Als den Tag der Eröffnung des ersten deutschen Reichstages den 22. August zu bezeichnen und die Wahlen dazu auf den 15. Juli anzusetzen“. Ferner den weiteren Antrag: Sobald Preußen die Reichsverfassung anerkannt hat, „geht damit von selbst die Würde des Reichsoberhauptes gemäß § 68 ff. auf den zur Zeit der Anerkennung regierenden König von Preußen über“. Bis dahin sollte der Herrscher des jeweils größten der die Reichsverfassung anerkennenden Staaten als Reichsstatthalter die dem Kaiser zustehenden Functionen ausüben. Zugleich suchte er die Linke zu beruhigen und sie zu hindern, der provisorischen Centralgewalt Unmögliches zuzumuthen und ihren Bestand in Frage zu stellen, „denn sie sei zur Zeit der einzige noch unbestrittene Ausdruck der Einheit“. Aus diesem Gefühl heraus hatte er auch die Bemühungen der Mohl und Simson unterstützt, welche den Reichsverweser bewogen, in seiner Stellung auszuharren, als er sie nach der Kaiserwahl niederlegen wollte. Man hat das getadelt, weil der Reichsverweser später thatsächlich zu einem Werkzeuge Oesterreichs wurde, um die Unionspolitik Preußens zu hindern, aber das geschah doch nur, weil Preußen schwankend war. Jedenfalls wurde so noch Raum gewonnen für die Verhandlungen und Maßregeln, welche die Aussicht auf eine Durchführung der Reichsverfassung offen hielten. Man ist heute geneigt, diese Hoffnung zu unterschätzen. Aber Mitte April äußerte selbst ein so leidenschaftlicher Gegner Preußens wie der spätere Reichsminister Detmold, daß auch Baiern nicht fest sei im Widerstande und daß man sich in Berlin doch vielleicht zur Annahme entschließe. Und der österreichische Gesandte Graf Prokesch-Osten schrieb gar noch im Mai ähnlich aus Berlin.

Aber durch alle diese Hoffnungen machte bald die Revolution einen Strich, welche sich namentlich in der Pfalz, in Baden und in Dresden, aber auch in einer Reihe von preußischen Städten erhob, um die Durchführung der Reichsverfassung zu erzwingen. Die Linke des Parlaments wollte diese Erhebungen

für legitim und die Fürsten für Rebellen erklären. Die Revolution sollte im Schutz des Parlaments und unter seiner Leitung die Reichsverfassung durchführen. G. und seine Freunde setzten sich dem entgegen, aber sie konnten doch nicht umhin die Volksbewegung zu Gunsten der Reichsverfassung gutzuheißen, sie forderten nur, daß diese Bewegung in gesetzlichen Bahnen bleibe. Sie scheuten sich sogar nicht, das Einrücken preußischer Truppen in Sachsen und ihre Unterwerfung der Stadt Dresden, welche sich im Namen der Reichsverfassung erhoben hatte, zu tadeln, freilich nur oder mehr nur als einen Eingriff in das Gebiet der Centralgewalt: aber sie widerstanden tapfer dem maßlosen Wüthen und Toben der Karl Vogt und Genossen und Anträgen wie dem von Wirth aus Sigmaringen: „Das deutsche Volk sei zu den Waffen zu rufen und aufzufordern, die rebellischen Fürsten zu vertilgen". In diesen Kämpfen stand G. in der vordersten Reihe, und als die Radicalen am 7. Mai 1849 seine feierliche Mahnung, nicht zu vergessen, daß Preußen ein deutscher Bruderstamm sei, verlachten, da rief er: „Buben lachen darüber". Den Ordnungsruf des Präsidenten nahm er bescheiden hin und so, daß die Gegner des Triumphes vergaßen und sich selbst schämen mußten (Sten. Ber. S. 6458).

Gerade damals zeigte Preußen wieder (durch eine Denkschrift vom 9. Mai), daß es den Grundgedanken von Gagern's Programm gern durchzuführen wünschte: aber die Stellung Gagern's in Frankfurt wurde rasch unhaltbar. Er führte die Geschäfte seit dem 21. März nur „interimistisch", aber doch als wirklicher Leiter der Politik, in seinem eigenen Geiste, und der Reichsverweser fügte sich, so unbequem es ihm als Oesterreicher etwa auch sein mochte, den Fürsten, welche ihr Land der Reichsverfassung unterwarfen, seinen Dank auszusprechen. Aber wie die Majorität der Erbkaiserpartei zusammenschwand, da erhoben sich auch die großdeutschen Tendenzen des Reichsverwesers zu erneuter Stärke. G. brachte die Sache zur Entscheidung, indem er am 8. Mai 1849 dem Reichsverweser ein Programm des Ministeriums zur Durchführung der Reichsverfassung auf gesetzlichem Wege vorlegte. Da der Reichsverweser es ablehnte, so gaben die Minister am 10. Mai von neuem ihre Aemter in die Hand des Reichsverwesers zurück (Sten. Ber. S. 6496). Es schien, als ob es dem Reichsverweser nicht gelingen werde, ein Ministerium zu bilden, aber am 16. Mai fand er in Grävell und Detmold den Kern eines neuen Ministeriums, das zwar fast von dem ganzen Parlament mit Hohn und Spott aufgenommen wurde, das aber doch dem Reichsverweser die hinreichende Stütze gewährte, um sich bis in den Herbst zu behaupten und nach mancherlei Seiten hin Einfluß zu üben. In diesen Tagen steigerte sich der Einfluß der radicalsten Elemente in der Versammlung so, daß G. und seine Freunde keine Möglichkeit mehr hatten, einen nützlichen Einfluß zu üben und bei den Verhandlungen über das Programm des Ministeriums Graevell-Detmold sowie aus Anlaß der preußischen Verordnung vom 14. Mai, welche das Mandat der im preußischen Staate für die deutsche Nationalversammlung gewählten Abgeordneten für erloschen erklärte und ihnen jede weitere Theilnahme an den Verhandlungen verbot, kam es namentlich am 16. und 18. Mai zu bedeutenden und theilweise sehr heftigen Debatten. Auch sehr ruhige und keineswegs radical gesinnte Abgeordnete aus Preußen wie Arndt, Dahlmann, Droysen, Stenzel bestritten der preußischen Regierung das Recht, einen derartigen Befehl zu erlassen, und dieser Umstand schien einen Augenblick wieder eine Brücke der gemeinsamen Auffassung zwischen ihnen und der Linken herzustellen, aber in den nächsten Tagen gestaltete sich die Versammlung unter der Herrschaft der Linken — in den Beschlüssen vom 19. Mai über die Wahl eines Reichsstatthalters — mehr und mehr zu einem auch die Regierung an sich reißenden Convent und deshalb

erklärten am 21. Mai 1849 81 Abgeordnete ihren Austritt. Darunter 65 mit einer gemeinsamen Begründung, unter ihnen G., Simson, Dahlmann und die anderen Führer der Erbkaiserpartei, von der nur noch 30 zurückblieben. Sie führten aus, „daß die Reichsverfassung vom 28. März der einzige unter den gegebenen Verhältnissen zu erreichende Ausdruck einer friedlichen Lösung und einer Versöhnung der Interessen und Rechte der verschiedenen deutschen Stämme, Staaten und Dynastien war, daß in Ermangelung eines von den Regierungen vorgelegten Verfassungsentwurfes und bei der Schwierigkeit, die vielen unter sich widerstreitenden Interessen zu einer Vereinbarung zu bewegen, die constituirende Nationalversammlung eine schiedsrichterliche Stellung zwischen Regierungen und Völkern einzunehmen berufen war, und daß keine andere Macht ersetzen kann, was in dem Bewußtsein der Nation als der freie Ausdruck ihrer Selbstbestimmung bereits gewurzelt hat. Nach der Berufung der mächtigsten deutschen Krone an die Spitze des neuen Bundesstaates, nach der darauf folgenden Anerkennung von 29 Regierungen und der wachsenden Zustimmung der großen Mehrzahl der gesetzlichen Organe in den übrigen deutschen Staaten war nur das Eintreten des erwählten Reichsoberhauptes zu erwarten, um die Durchführung der Reichsverfassung auf einem glücklichen und friedlichen Wege zu sichern. Von dieser Ueberzeugung geleitet, haben die Unterzeichneten bisher zu allen Beschlüssen mitgewirkt, welche die Anerkennung der Reichsverfassung in jedem Einzelstaate durch die landesverfassungsmäßigen Mittel und durch die Macht der öffentlichen Meinung herbeiführen konnten, zuletzt noch zu dem Beschlusse vom 4. Mai, welcher das Ausschreiben der Wahlen zum ersten ordentlichen Reichstage einleitet. Zu ihrem tiefen Schmerze haben sich die Ereignisse anders gestaltet und die Hoffnungen des deutschen Volkes drohen so nahe der Erfüllung zu scheitern“. Denn auf der einen Seite hätten sich vier Regierungen, darunter die preußische, vereinigt zur Ablehnung der Reichsverfassung, auf der anderen aber suche eine revolutionäre Bewegung aus der Reichsverfassung die Bestimmung über die Oberhauptsfrage zu beseitigen. Zwischen diesen Parteien drohe der Bürgerkrieg. In dieser Lage „haben die Unterzeichneten die Ueberzeugung gewonnen, daß die Reichsversammlung in ihrer gegenwärtigen Lage und Zusammensetzung, wobei ganze Landschaften nicht mehr vertreten sind, dem deutschen Volke keine ersprießlichen Dienste mehr zu leisten vermag“. In dieser Erwägung hätten sie sich zu dem Entschlusse vereinigt aus der Versammlung auszuscheiden.

Mit diesem Acte endete Gagern's Frankfurter Zeit, aber noch nicht der Kampf für das Reich; in Gotha (Juni 1849) und auf dem Unionsparlament in Erfurt (März, April 1850) hat er weiter dafür gestritten. Dann trat er als Major in die schleswig-holsteinische Armee ein, um von dem Vaterlande wenigstens die Schmach abwenden zu helfen, die hier drohte. Aber Preußen und Oesterreich machten dem Kampfe bald ein Ende (Anfang 1851). In diesen Jahren 1848—50 hatte G. eine ungemeine Stellung eingenommen und sein Name wurde in allen Theilen Deutschlands mit Verehrung genannt. Wir sahen, daß er im November 1848 in Berlin wie eine Macht empfangen wurde, seine Reise zur Jubelfeier der Grundsteinlegung des Kölner Domes (August 1848) war ein Triumphzug, und als sich die Genossen der Kaiserpartei am 26. Juni 1849 in Gotha versammelten und nach lebhaften Berathungen den Beschluß faßten, für die von Preußen auf Grund des Dreikönigsbündnisses vom 26. Mai 1849 veröffentlichte Verfassung einzutreten, weil in ihr doch das Wesentliche der Reichsverfassung erhalten sei, da wurde G. wiederum auch von so selbstbewußten Männern wie Simson (Ed. v. Simson, S. 220) und Mathy (G. Freytag, Karl Mathy, S. 323) als der allgemeine Führer und der

eigentliche Repräsentant der deutschen Einheitsbewegung gefeiert. Die größten Huldigungen wurden G. aber bereitet, als er im October 1849 nach Bremen fuhr, um bei der Taufe eines großen Handelsschiffes auf den Namen Heinrich v. Gagern zugegen zu sein. Auf der Fahrt, dann in Bremen, Hamburg und Kiel, überall wurde G. mit der größten Begeisterung gefeiert, die Schiffe im Hafen hatten geflaggt, und als er eine amerikanische Fregatte besichtigte, die vor Bremerhaven lag, da ließ der Kapitän ihm zu Ehren 21 Salutschüsse abfeuern und erwies ihm und seinen Begleitern auch sonst Ehren wie dem Fürsten des Landes.

In der folgenden Zeit der Reaction lebte G. als Privatmann in Heidelberg und bewahrte treu seinen Glauben an die Zukunft seines Volkes, so daß er in dem Leben seines bei Kandern gefallenen Bruders Friedrich die politische Bewegung Deutschlands in demselben Geiste schildern konnte, in dem er einst daran theilgenommen hatte (vgl. besonders Leben des Generals II, S. 691—776). Es fehlte ihm auch in dieser Zeit nicht an gelegentlichen Anerkennungen. So überreichten ihm 1852 am 31. August seine Verehrer in Heidelberg eine Gedenktafel und bei dem folgenden Festmahl sprach G. in würdiger Weise von der Grundlosigkeit der Angriffe, welche die Republikaner gegen die Politik der Erbkaiserpartei richteten, das deutsche Volk sei in seiner großen Mehrheit monarchisch gesinnt. Er warnte auch vor Verzweiflung an der Zukunft und zeigte, daß er seine alte Hoffnung auf das Kommen des Reiches lebendig zu erhalten wußte (Augsburger Allgemeine Zeitung, 31. August 1852, Nr. 244, S. 3890). Aber freilich erfuhr G. doch auch damals schon, wie unbeständig die Gunst der Menge ist, und zwar in hohem Maaße. In der Vorrede zu dem ersten Bande des Lebens seines Bruders Friedrich, die vom 15. Februar 1856 datirt ist, hat sich G. darüber ausgesprochen. Er habe mit der Herausgabe des Lebens zum Theil deshalb gezögert, weil sich auf die von ihm in den Kämpfen vertretene Mittelpartei nach dem Scheitern des Werkes der Haß der Extremen von rechts und links gestürzt habe. Zu ihnen hätten sich die Schwankenden gesellt, die es dann „für ihre gegebene Rolle“ halten: „die wirklichen oder vermeintlichen Fehler und Schwächen der früheren Parteigenossen um so lauter zu verkünden, je mehr ihnen daran liegen wird, bei der neuen Partei den bezeigten Eifer für die frühere vergessen zu machen. Unter solchem vae victis verfiel der Name G. für längere Zeit einer um so verbreiteteren und erbitterteren Ungunst, je betäubender für die Menge der Rausch der vorausgegangenen Gunstbezeugungen gewesen war, bei denen jedoch der, dem sie hauptsächlich galten, sich bewußt ist, so nüchtern und unbeirrt als später unverbittert geblieben zu sein. Das Andenken des Bruders unter dieser verbreiteten Ungunst gegen den Namen nicht mitleiden zu lassen — das war die Ursache der bisherigen Zögerung, meine Schuld gegen ihn abzutragen“. Beispiele solchen Umschwungs im Urtheile über G. bietet A. Reichensperger's Schilderung über Gagern's Auftreten in Erfurt, Unionsparlament April 1850 (Pastor, Aug. Reichensperger I, 324): „Herr v. G. tragirte, gesticulirte klassisch wie immer; die hohen Brauen und die Löwenstimme thaten ihre Schuldigkeit nach wie vor — der Mann war einmal zu groß; jetzt nachdem die Stelzen unter ihm abgeschnitten sind, erscheint er vielleicht zu klein“. Im September 1848 hatte aber Reichensperger von Gagern's Rede geschrieben: „Unser herrlicher Präsident hat eben in einer wahrhaft erschütternden Rede den Eindruck der letzten Stunde geschildert“. ib. I, 264. So ändert sich für Reichensperger das Urtheil, sobald sich der Standpunkt ändert. 1848 war ihm G. der Führer im Kampf gegen die Anarchie, 1850 der unbequeme Kämpfer für die den Ultramontanen unbequeme Hegemonie Preußens in Deutschland. Gagern's

Begeisterung für sein Ideal erschien dem Gegner als Phrase, als sinnlose Aufregung. Aus jenen Tagen stammt auch die ähnliche, nur noch weniger gerechte Schilderung Bismarck's (Gedanken und Erinnerungen I, 67).

Als im J. 1855 Max v. Gagern, der jüngere Bruder Heinrich's, in österreichische Dienste trat, und zwar in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, schien dieser Vorgang dem preußischen Minister v. Manteuffel wichtig genug, darüber eine Denkschrift entgegenzunehmen (bei Poschinger, Unter Friedrich Wilhelm IV. Die Denkwürdigkeiten des Ministers v. Manteuffel III, 43). Darin wurde ausgeführt, daß Max v. G. die ihm schon aus wirthschaftlichen Gründen sehr erwünschte Stellung nicht ohne weiteres angenommen habe, sondern erst, nachdem er mit Hülfe des Bruders Heinrich eine Erklärung abgegeben hatte: daß er den ihm mit dem Bruder gemeinsamen politischen Ueberzeugungen und dem „mit dem Familiennamen verwebten Streben für Deutschlands Geschicke, wenn auch unter anderer Form“, unwandelbar treu sein werde. Er könne das Amt nur annehmen, wenn ihm dies nicht unmöglich sein würde. Der Minister Buol habe die Erklärung ruhig hingenommen. Wenn dem so war, so hatte der Minister richtig gerechnet. Eine solche Erklärung konnte den Bruder Max v. G. nicht davor schützen, von den Interessen der österreichischen Politik beherrscht zu werden, und diese Thatsache wird auch nicht ohne Einfluß auf die spätere Wendung Heinrich's v. G. gewesen sein. Ob aber die Erzählung genau ist und wie sich Heinrich v. G. im einzelnen dabei verhielt, das kann man erst untersuchen, wenn die Familie aus dem litterarischen Nachlaß Gagern's genügendes Material zur Geschichte seines Lebens in diesen späteren Jahren mittheilen wird.

In die laute Oeffentlichkeit trat G. noch einmal wieder, und zwar, als sich nach etwa zehnjähriger Reaction um 1860 die nationale Bewegung von neuem in Deutschland erhob. G. fand sich Ende September auf dem Abgeordnetentage von Weimar ein, der nach dem Muster des Vorparlaments von 1848 Mitglieder der Volksvertretungen der verschiedenen deutschen Staaten vereinigte und mit Nachdruck aussprach, daß das deutsche Volk sich nicht begnügen könne mit dem Bundestag. Auf der Versammlung in Weimar überwog die einst von G. in Frankfurt zum Siege geführte Partei, welche die Reform des Bundes im Geiste der Reichsverfassung von 1849 anstrebte, und in dem 1859 gegründeten Nationalverein eine zeitgemäße Vertretung gefunden hatte. Aber auch die großdeutsche Richtung war vertreten, und einer ihrer Hauptredner war nun Heinrich v. G. Er erklärte: nach den dermaligen Verhältnissen könne die Centralgewalt nur eine von Preußen und Oesterreich gemeinsam geführte sein. Er hat dann diese Ansicht vier Wochen später auf der ähnlichen, aber aus Süddeutschland und Oesterreich stärker besuchten Versammlung zu Frankfurt a. M., auf der der großdeutsche Reformverein geschaffen wurde, noch näher ausgeführt. G. wurde mit großem Jubel empfangen als er die Tribüne betrat, und er rechtfertigte hier am 28. October und dann noch ausführlicher am 29. October den Wechsel seiner Ansichten. Im Jahre 1848/49 habe Oesterreich dem deutschen Bundesstaate nicht anders als mit allen seinen Provinzen beitreten wollen. „Nicht einmal eine ideale Scheidungslinie zwischen Deutsch-Oesterreich und den übrigen österreichischen Provinzen habe man damals ziehen wollen.“ Jetzt habe Oesterreich durch seinen Minister Rechberg für seine deutschen Provinzen die Vertretung am Bunde verlangt, und „wie damals 1848/49 der kleindeutsche Gedanke, einem Lückenbüßer gleich, entstand, so wird er jetzt wieder weichen müssen. Damit rechtfertigt sich auch meine Rückkehr zum Gesammtdeutschthum“ (Augsb. Allg. Ztg., 29. Oct. 1862, S. 5030).

G. unterstützte den Gedanken einer Delegirtenversammlung an Stelle des von der Reichsverfassung vom 28. März 1849 geforderten Reichstags, aber er wünschte diese Delegirtenversammlung in zwei Kammern, mit einem aus aristokratischen Elementen zusammengesetzten Oberhause. Zu beachten ist, was er weiter hinzufügte. „Nicht ich werde dort vertreten sein, der dort vertretbaren Aristokratie gehöre ich nicht an. Ich spreche hier als Demokrat. Eine vaterlandsliebende Aristokratie muß herbeigezogen werden. Die Delegirtenversammlung darf das aristokratische Oberhaus nicht abschneiden. Der Aristokratie darf ihre Betheiligung nicht systematisch vorenthalten bleiben. Ich führe Oesterreichs Beispiel an, Oesterreichs, welches wir fest an uns fesseln wollen. Es hat noch eine Aristokratie, welche das mächtigste Band bilden wird zwischen Oesterreich und Deutschland." Wie weit hier die Worte Gagern's genau wiedergegeben sind, wage ich nicht zu sagen, aber der Sinn ist unzweideutig. Nicht ganz so bei dem folgenden Schluß des Berichts, der deshalb auch wegbleiben mag (Allgem. Zeitung 1862, III, 5014). Dieser Antrag fand nur wenig Beifall, aber G. erschien doch als einer der Führer dieser großdeutschen Bewegung. Er wurde auch in die Statutencommission des Reformvereins gewählt. Ueber seine Thätigkeit für den Verein und weiter in der Zeit des Fürstencongresses 1863, während des dänischen Kriegs und dann während der Krisen von 1866 und 1870 ist erst zu urtheilen, wenn die Familie das Material veröffentlicht. Hier ist nur festzustellen, daß die Art, wie G. seinen Uebertritt in das großdeutsche Lager rechtfertigte, einen würdigen Eindruck machte und eine gewisse persönliche Berechtigung hat, daß sie aber eine nähere Prüfung nicht verträgt. G. hatte 1848 nur schwer auf Oesterreichs Theilnahme an dem Bundesstaate verzichtet, nur in der durch seine Auffassung der geschichtlichen Entwicklung und begründeten Ueberzeugung, daß Oesterreich in einen Bundesstaat, wie ihn das deutsche Volk ersehne, nicht eintreten könne. Dabei half ihm die Thatsache, daß Oesterreich in den Jahren 1848/49 vor allem durch die Verfassung vom 4. März 1849 kundgab, daß es seinen deutschen Provinzen nicht gestatten wolle, sich an einem solchen deutschen Bundesstaate zu betheiligen. Noch 1856 hatte G. diese Ansicht in dem Leben des Bruders I, 422 ff., besonders S. 440 näher ausgeführt und begründet. Wenn er 1862 diese Gedanken deshalb fallen ließ, weil die österreichische Regierung erklärte, ihre deutschen Lande sollten an einer Delegirtenversammlung am Bunde und damit an einer Reform des deutschen Bundes im Sinne der patriotischen Wünsche des Volkes theilnehmen, so erscheint es auffallend, daß G. auf die Erklärung eines Ministers so großes Gewicht legte, während doch Oesterreich kurz vorher (Febr. 1861) eine Verfassung erhalten hatte, die alle Provinzen der Monarchie, auch Ungarn, in einem für die großen Fragen der Politik einheitlichen Gesammtstaat zusammenfaßte. Diese Verfassung hätte G. von dem Gedanken eines Versuchs, wie ihn 1862 der großdeutsche Reformverein plante, ebenso fern halten müssen, wie einst die Verfassung vom 4. März 1849. Diese Erwägungen legen es nahe, anzunehmen, daß allerlei persönliche Erfahrungen und Einflüsse bei dieser Entscheidung mitwirkten. Der Einfluß des Bruders Max, confessionelle Verhältnisse, denn G. war mit einer Katholikin verheirathet und ließ seine Kinder katholisch erziehen, vor allem aber wol die Enttäuschungen, die Preußen seit 1849 seinen Anhängern bereitet hatte und damals (1862) bereitete. G. stand dem Conflict des Abgeordnetenhauses mit dem Ministerium ruhiger gegenüber als die meisten seiner Freunde, er warnte auf der Versammlung in Weimar vor einseitiger Parteinahme für die preußische Fortschrittspartei (28. Sept. 1862), aber er betonte damals doch den Gegensatz der Süddeutschen gegen das „specifische Preußenthum" stärker als einst (Leben I, 448). Doch genug, es ist nicht möglich diese Wandlung

näher zu prüfen, ehe nicht reicheres Material zu Gebote steht. Jedenfalls aber handelte G. damals wie einst nach seiner Ueberzeugung.

Die Jahre 1864, 1866 und 1870 zeigten, wie sehr er sich 1862 geirrt hatte: es wurde das Deutsche Reich errichtet auf den von G. einst mit dem größten Erfolg geklärten und vertheidigten, dann aber seit 1862 bekämpften Grundlagen, und durch den Parteiwechsel wurde es G. nun unmöglich gemacht an den großen Aufgaben der Zeit in einer maßgebenden Stellung theilzunehmen, die ihm sonst ebensowenig gefehlt haben würde wie seinem Freunde Simson. Aber auch in der gegnerischen Gruppe gelangte G. nicht zu größerer Bedeutung. Nach einer Mittheilung R. v. Mohl's machten es ihm seine finanziellen Verhältnisse wünschenswerth wieder ein Amt zu erhalten, und da übernahm er den Posten eines hessischen Gesandten in Wien (1864—72, nach G. Mollat, Reden und Redner des ersten deutschen Parlaments). Damit trat er in den Dienst des Ministeriums Dalwigk, das der Verwirklichung des einstigen Gagern'schen Programms mit besonderer Hartnäckigkeit widerstrebte, auch durch Nachgiebigkeit gegen die Ultramontanen in den Kreisen der ehemaligen Freunde Gagern's in schlechtem Ansehn stand. Robert v. Mohl, der den Freund in dieser Zeit öfter sah, konnte sich einer schmerzlichen Theilnahme nicht erwehren, daß Heinrich v. G. „ein Vertreter und Ausführer der Politik Dalwigk's" werden mußte. „In dieser Stellung hatte er es denn wohl nicht ablehnen können", fügt Mohl hinzu, „eine von der Regierung gewünschte Wahl in die Zweite Kammer anzunehmen, wo er nun als Hauptredner für die Regierung auftrat. Der hierin liegende Contrast mit seinem früheren langjährigen Wirken in dieser Kammer selbst und im Jahre 1848 an der Spitze des Staats war allzugroß, als daß es nicht viele peinlich berührt hätte, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn Gagern es nicht gefühlt hätte" (Mohl II, 305 f.). Im ganzen wird dies Urtheil zutreffen, aber im einzelnen wird man sich doch hüten, jede Unterstützung der Regierung Dalwigk's als solchen Knechtsdienst zu behandeln. Als G. (Anfang Juni 1867) den Antrag Goldmann-Hallwach's auf Eintritt von ganz Hessen in den norddeutschen Bund mit einem andern bekämpfte, der sich mehr der Ansicht der Regierung näherte, hatte er die Logik der Thatsachen auf seiner Seite. Was er vertrat, war auch nach Bismarck's Ansicht von der Lage der Dinge geboten.

Unter diesen Verhältnissen sank G. rasch in Vergessenheit und zwar so vollständig, daß selbst sein Tod (22. Mai 1880) von den meisten Zeitungen nicht gemeldet wurde, die sonst selbst untergeordneten Größen einen Nekrolog weihten. Sogar die Augsburger Allgemeine Zeitung schwieg zunächst, erst am 26. Mai brachte sie einige Zeilen, aber diese Zeilen waren ganz nichtssagend und beweisen vollends, wie Heinrich v. G. seinen Ruhm überlebt hatte. Die Nachwelt darf sich dadurch nicht irren lassen. Heinrich v. G. gehört trotzdem zu den einflußreichsten und zu den edelsten unter den Männern, welche Deutschland aus der politischen Zersplitterung des Bundestags erlöst und in die Bahnen einer freieren und gesunderen Entwicklung geführt haben. Sein Schicksal war tragisch, aber das ist das Schicksal der Helden in der Regel.

Heinrich von Gagern, Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Leipzig und Heidelberg 1856/57, 3 Bde. — Die Litteratur über die Jahre 1848 u. 1849. — Die Biographien und Aufzeichnungen seiner Mitarbeiter u. Freunde wie Haym, Max Duncker, — R. v. Mohl, Lebenserinnerungen, — Georg Beseler, Erlebtes u. Erstrebtes, — Eduard v. Simson, Erinnerungen aus s. Leben. Sodann G. Stüve, J. C. B. Stüve, — G. Stüve, Briefwechsel zw. Stüve u. Detmold in d. J. 1848—1850. Hannover 1903 (Quellen u. Darstellungen z. Gesch. Niedersachsens XIII). — Mollat, Reden u. Redner d. ersten

deutschen Parlaments, 1895, ein vortreffliches Hülfsbuch. — Bibliothek polit. Reden aus d. 18. u. 19. Jahrh. Berlin 1843 ff. Der dritte Band enthält biogr. Notizen über Gagern und seine Rede über die Grundsätze des constitutionellen Staatsprincips vom 9. Mai 1834; der vierte die Rede über die Geschwornengerichte 1836. — Dazu die kurzen Artikel d. Conversationslexica, Biedermann's Artikel: Die Freiherren von Gagern (in Rotteck u. Welcker, Das Staatslexikon, 3. Aufl., 6. Bd. [1862], S. 73; Häusser's Artikel: Deutsche Nationalversammlung (in Bluntschli u. Brater, Deutsches Staatswörterbuch. Stuttg. u. Lpz. 1862, Bd. 7, S. 161 ff., bes. S. 174 f.). — Dazu Zeitungen u. der Europäische Geschichtskalender von Schultheß f. 1862 und 1867. — Den Rahmen der politischen Geschichte dieser Periode gibt meine Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrh. Berlin 1900.

G. Kaufmann.

Ganz*): Abraham G., der Begründer der ungarischen Maschinengroßindustrie. Er wurde am 24. November 1815 als ältester Sohn eines armen, aber mit Kindern reich gesegneten Dorfschullehrers der reformirten Gemeinde Embach im Kanton Zürich geboren. G. starb zu Budapest am 15. December 1867.

G. kam zunächst zu einem Zimmermann seiner Heimath, dann, mit 15 Jahren in die Eisengießerei des Herrn Escher (jetzt Escher, Wyß & Co.) in Zürich in die Lehre. Doch das Bestreben nach Ausbildung und die Wißbegierde nach der großen Welt arbeiteten in seinem Innern derart, daß er nach kurzer Lehrzeit den Wanderstab ergriff und in die weite Welt zog. So kam G. nach zehnjähriger Wanderschaft Anfangs der vierziger Jahre nach Budapest. Die neuerrichtete Walzmühle, eine der wenigen europäischen Mühlen, die damals mit Walzen arbeiteten, brauchte für die Reparaturen eine eigene kleine Maschinenfabrik, da zu dieser Zeit die Maschinenindustrie in Ungarn gleich Null war. In die Gießerei dieser Fabrik trat nun G. als Meister ein. Hier verlor er nach kurzer Zeit bei einem schwierigen Gusse durch einen glühenden Eisenfunken sein rechtes Auge. Er hatte sich seinem Fache stets mit der vollsten Hingebung gewidmet, was auch jener Ausspruch: „Das Auge ist weg, doch der Guß ist gelungen“, den er anläßlich des Verlustes seines Auges that, genügend beweist.

Durch die damals günstigen Lohnverhältnisse und durch seine äußerst sparsame und bescheidene Lebensweise hatte sich G. nach kaum zwei Jahren so viel Geld erspart, daß er sich an der Stelle der heutigen Stammfabrik zu Budapest und zwar in der Spitalgasse zu Ofen — jetzt Ganz-Gasse — ein kleines Häuschen baute und mit sieben Arbeitern eine Gießerei errichtete.

Am 24. October 1849 verheirathete sich G. mit der 16jährigen Josefine Heiß und lebte mit ihr in äußerst glücklicher, doch kinderloser Ehe 18 Jahre. Am 28. October 1849, also vier Tage nach seinem Hochzeitstag, und gerade beim Einsteigen in den Wagen zur ersten Ausfahrt mit seiner jungen Frau, bekam G. eine Vorladung zu dem Kriegsgericht, weil er für die Honvéds (ungarische Landwehr) Kanonen gegossen hatte. In den damaligen strengen Verhältnissen wurde Jeder auf das schärfste bestraft, der die Honvéds in irgend einer Weise unterstützte und gar mancher kehrte von den im „Neugebäude“ abgehaltenen Kriegsgericht nicht mehr zurück. G. konnte jedoch seine Aussagen, die dahin lauteten, von den Honvéds zum Kanonengießen gezwungen worden zu sein, mit dem durch den damaligen Honvédcommandanten Major Lukács eigenhändig unterfertigten „Befehle“ documentiren und wurde nach allerdings mehrmaligem Verhöre freigesprochen.

*) Zu S. 252.

G. beschäftigte sich von Anfang an mit der Herstellung von Hartguß (Schalenguß), der in Amerika schon stark verwendet, in Europa dagegen bis dahin fast unbekannt war, und er warf sich im J. 1854 — dem Rathe einsichtiger Eisenbahntechniker folgend — auf die Herstellung von Schalengußrädern. Seiner Geschicklichkeit, Willenskraft und Energie gelang es bald, diese Räder zu einer hohen Vollkommenheit zu bringen, wobei ihm allerdings das vorzügliche ungarische Holzkohlen-Roheisen, das er zu diesem Zwecke verwendete, sehr zu statten kam. Wie richtig sein Verfahren sowol, als das verwendete Material gewesen, erhellt daraus, daß bis in die neueste Zeit die Ganz'sche Fabrik in ganz Europa die einzige geblieben, welche diese wichtige, in Anschaffung und im Betriebe ökonomische Rädergattung mit voller Sicherheit herzustellen in der Lage war. Die ersten Probeaufträge erhielt G. von der österreichischen Staatsbahn und von der österreichischen Südbahn, denen im J. 1857 eine bedeutende Bestellung der Theißbahn-Gesellschaft folgte. — Von da ab hob sich dann die Fabrikation und Verbreitung dieser Räder immer mehr, und G. hatte noch die Freude, zu erleben, daß seine ursprünglich auf Handbetrieb eingerichtete Werkstätte eine der leistungsfähigsten, mit großen Maschinenwerkstätten verbundene Eisengießereien Oesterreich-Ungarns wurde.

Die Bestellungen auf Schalengußräder vermehrten sich, das Werk blühte, sodaß am 23. November 1867 das hunderttausendste Rad, mit großer Feierlichkeit verbunden, verfertigt wurde. Am gleichen Tage wurde G. das ihm vom König Franz Joseph verliehene goldene Verdienstkreuz mit der Krone übergeben.

In Anbetracht seiner besonderen Verdienste, welche er sich um die Hebung der vaterländischen Kunst, der Industrie und hiemit des materiellen Wohles der Hauptstadt Budapest erworben hat, wurde G. durch die am 3. August 1863 abgehaltene Generalversammlung des Central-Bürgerausschusses zum Ehrenbürger der Stadt Ofen ernannt. Schon im J. 1847 erhielt er die silberne Medaille der ungarischen Ausstellung, dieses Diplom, gezeichnet von dem 1848er ungarischen Minister Batthyányi und Ludwig Kossuth, schmückt noch heute das Directionszimmer der Firma Ganz & Comp. Auch im Auslande wurde G. gelegentlich der Ausstellungen mehrfach ausgezeichnet. So wurde er im J. 1855 mit der Bronzemedaille in Paris, 1857 mit der silbernen Medaille in Bern, 1862 mit der Bronzemedaille in London, ferner noch mit mehreren kleineren Auszeichnungen geehrt. Das Schaffen des großen Mannes wurde durch den plötzlichen Tod, welcher G. am 15. December 1867, 52 Jahre alt, dahinraffte, gehindert. Der weitere Aufschwung seiner Unternehmungen wurde jedoch nicht gehindert, denn die Erben konnten unter der Leitung von Anton Eichleiter, Ulrich Keller und des jetzigen Vicepräsidenten Andreas Mechwart das Geschäft unter der Firma Ganz & Co. ungeschmälert fortsetzen. Es war gerade das Jahr, wo der Ausgleich ein frisch pulsirendes Leben in die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes brachte. Die Industrie begann sich von dem Drucke zu befreien, der bis dahin lähmend auf alle Unternehmungen wirkte; es brach die Aera eines gar nicht geahnten wirthschaftlichen Aufschwunges herein. Diesem Aufschwunge Rechnung tragend, haben sich die leitenden Männer der Firma Ganz & Comp. entschlossen, das Werk zu vergrößern, weshalb im J. 1869 das Geschäft in eine Actiengesellschaft umgewandelt wurde; aus Pietät für den Gründer behielt man jedoch die alte Firma bei. Heute zählt das von G. begründete Unternehmen zu den Weltfirmen seiner Branche. Es gliedert sich in die Stammfabrik, die Waggonfabrik und die elektrotechnische Fabrik zu Budapest, die Filialfabriken in Leobersdorf und Ratibor und den Hochofen in Petravagona (Kroatien). Die

Werke zählen jetzt 6500 Arbeiter und 500 Beamte. Das Actiencapital beträgt 2 400 000 Gulden.

Ganz & Comp., Fabrikbeschreibung, 4°, 32 S., Budapest 1897, Kunstanstalt „Kosmos“. — Mittheilungen der Wittwe und des Großneffen des Abraham Ganz, Herrn Heinr. Fuszek in Budapest. — L. Beck, Geschichte des Eisens, Bd. V, 1901, S. 85, 535, 543, 1147.

F. M. Feldhaus.

Gätke*): Heinrich G. wurde am 19. Mai 1814 zu Pritzwalk im Regierungsbezirk Magdeburg geboren. Schon als Knabe zeigte er eine entschiedene Vorliebe für die Natur. Er sammelte eifrig Pflanzen, Vogeleier und Schmetterlinge und die Beobachtung der Thierwelt war seine liebste Erholung. Zugleich hatte er auch eine große Neigung Zeichnungen nach der Natur anzufertigen und bewies hierin ein außerordentliches Talent. Nachdem er die Schulen seiner Vaterstadt absolvirt hatte, beschloß er der letzteren Neigung zu folgen und sich zum Maler auszubilden. Namentlich interessirte ihn das ruhelose Meer und suchte er dieses auf die Leinwand zu bannen. 1837 begab er sich, um noch genauere Vorstudien zu machen, nach Helgoland, wo er eine zweite Heimath finden sollte. Es gelang ihm, die Stelle eines Regierungssecretärs unter englischer Herrschaft zu erhalten und dadurch eine gesicherte Existenz zu gewinnen. Die interessante Vogelwelt zog ihn gewaltig an. Er begann zunächst seine Eiersammlung fortzusetzen. Dann aber hatte er auch das Verlangen, die Vögel selbst zu besitzen. Da er ein großer Jagdliebhaber war, so gewährte ihm dies ein doppeltes Interesse. Er begann eine Sammlung aller auf Helgoland vorkommenden Vögel anzulegen. Aber noch weit verdienstvoller waren seine sorgfältigen Beobachtungen über das Leben der Vögel und ihre Wanderzüge. Diese 50jährigen Beobachtungen legte er in seinem von Professor Blasius herausgegebenen Werke: „Die Vogelwarte Helgoland“, Braunschweig 1891, nieder, welches allgemeine Anerkennung gefunden hat und, namentlich was die Wanderzüge der Vögel betrifft, epochemachend genannt werden muß. Seine unvergleichliche Vogelsammlung kaufte 1891, noch zu seinen Lebzeiten, die preußische Regierung. Ein zweites Werk über das Flugbild der Möwen und Seeschwalben war ihm nicht vergönnt, zu vollenden. 1896 erkrankte er an Influenza und am 1. Januar 1897 starb er an den Folgen derselben.

W. Heß.

Gerstaecker**): Karl Eduard Adolf G. wurde geboren am 30. August 1828 in Berlin. Nach Absolvirung des Gymnasiums studirte er von 1847 an in Berlin Medicin und Naturwissenschaften, namentlich Zoologie. Nachdem er promovirt und das ärztliche Staatsexamen bestanden, ließ er sich 1852 als praktischer Arzt in Berlin nieder. Mit großem Eifer setzte er jedoch seine zoologischen Studien fort und zog durch seine Schrift „Rhipiphoridum coleopterorum familiae dispositio systematica“, Berlin 1855, sowie durch seine Beiträge zu den Berichten über die wissenschaftlichen Leistungen auf dem Gebiete der Entomologie die Aufmerksamkeit auf sich. Als daher Klug, der dirigirende Custos der entomologischen Sammlung der Universität Berlin starb, wurde ihm 1856 diese Stellung übertragen. Im folgenden Jahre habilitirte er sich als Privatdocent für Zoologie. 1860 wurde G. als Docent für beschreibende Naturwissenschaften an dem damaligen landwirthschaftlichen Institut, der jetzigen landwirthschaftlichen Hochschule angestellt und 1873 zum Professor ernannt. 1876 wurde er als ordentlicher Professor der Zoologie

---

*) Zu S. 257.
**) Zu S. 315.

und Director des zoologischen Museums an die Universität Greifswald berufen. G. starb am 20. Juni 1895.

Außer zahlreichen kleineren Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte er folgende Hauptwerke: „Handbuch der Zoologie“, 2 Bde., Lpz. 1863—75, „Bericht über die wissenschaftlichen Leistungen der Entomologie während der Jahre 1855—1873“, „Entomographien. Abhandlungen im Bereich der Gliederthiere, Bd. 1: Monographie der Endomychiden“, Lpz. 1858, „Ueber die Gattung Oxybelus“, Halle 1867; „Die Arten der Gattung Nysson“ in Abhandlungen der naturw. Ges. zu Halle 1867, „Die Gliederthier-Fauna des Sansibargebietes“ in: v. d. Deckens Reise in Nordafrika, Bd. 3, Lpz. 1873, „Zur Morphologie der Orthoptera amphibiotica“, Berlin 1873, „Ueber das Vorkommen der Tracheenkiemen bei ausgebildeten Insecten“, Lpz. 1874, „Die Wanderheuschrecke, Oedipoda migratoria L.“, Berlin 1876, „Der Coloradokäfer und sein Auftreten in Deutschland“, Kassel 1877, „Das Skelett des Döglings, Hyperoodon rostratus“, Lpz. 1887. Sein bedeutendstes Werk war seine Bearbeitung der Arthropoden in Bronn's Klassen und Ordnungen des Thierreichs, Lpz. 1866—1895. Auch bearbeitete er die von Peters in Mosambique gesammelten Käfer und Bienen. W. Heß.

Gesenius *): Friedrich Wilhelm G., Schulmann und Anglist, wurde am 3. August 1825 zu Halle a. S. geboren. Obwol er sich später vor der Oeffentlichkeit, auch als Schriftsteller, stets „F. W. Gesenius“ nannte, war sein Rufname der seines Vaters (Heinr. Frdr.) Wilhelm, des berühmten Orientalisten und Bibelkritikers (geb. 1786), der von 1810 bis zum Tode, 1842, als anerkannte Leuchte der erst mit von ihm begründeten semitistischen Philologie als Professor — nominell der Theologie — an der Hallenser Universität gewirkt hat. Seit dem Erscheinen des Redslob'schen Artikels über diesen vielberufenen „großen Hebräer“ in der A. D. B. IX, 89—93 (1879) sind zwei mehr oder weniger authentische Veröffentlichungen über ihn hervorgetreten, die nicht nur seine Gestalt persönlich und litterarisch vielfach in neues Licht rückten, sondern auch über die Verhältnisse, aus denen der Sohn Fr. W. G. hervorgegangen ist, aufklären: „Wilhelm Gesenius . . . . . Ein Erinnerungsblatt an den hundertjährigen Geburtstag am 3. Februar 1886. Kindern und Kindeskindern gewidmet von [einem Sohne, Verlagsbuchhändler] Hermann Gesenius“ (Privatdruck, Halle 1886), drei gelehrte Nekrologe von 1842 erneuernd und eine Bibliographie mit den Neuauflagen bis 1886 enthaltend, sodann ein auf genauer Autopsie und „der ihm zur Benutzung gestellten Familienchronik“ beruhender Aufsatz „Der große Hebräer“, ein in den achtziger Jahren in einem Journal und danach 1890 in dem Buche „Zerstreutes und Erneutes“ S. 31—62 abgedrucktes, etwas klatschsüchtig aufgebauschtes Lebens- und Charakterbild aus der Feder Friedrich W. Ebeling's. Die bezüglichen Andeutungen beider sind im Folgenden verwerthet.

Im J. 1811 hatte der gar nicht ans Heirathen denkende junge Hallenser Akademiker in der Familie seines älteren Amts- und Fachcollegen J. A. L. Wegscheider dessen elternlose (?) Nichte Henriette Schneidewind aus Lügde bei Pyrmont kennen gelernt und sich alsbald mit dem kaum vierzehnjährigen, äußerer Vorzüge baren Mädchen verlobt. Er heirathete im Februar 1814 die noch nicht siebzehnjährige Jungfrau und zwar, wie dem stets kühl blickenden Geschäftsmann nachgesagt ward, mit wegen ihres für damals recht erheblichen Vermögens, das er dann auch, theilweise durch Ankauf des später als „die Gesenei“ stadtbekannt gewordenen Hauses Große Ulrichstraße Nr. 12, gewinn-

*) Zu S. 322.

bringend angelegt hat. Hier hat er bis zuletzt als Koryphäe der Wissenschaft und Familienhaupt residirt, hier wurden auch seine zehn Kinder geboren und aufgezogen: fünf Töchter und ebensoviele Söhne. Von letzteren — über die der ersichtlich aus erster Hand schöpfende F. W. Ebeling witzlos und fragwürdig (S. 35) nur (!) bemerkt: „seine Söhne haben hartnäckig und treu im Sinne des Vaters noch mehrere Jahre nach seinem Tode einige solcher Schulden [nämlich auf bindendes Angelöbnis gestundete Studentenhonorare] eingezogen" — ist wol nur der ungefähr in der Mitte der Sprößlingsschar stehende Frdr. Wilhelm als Philolog und pädagogischer Vertreter seines Fachs in die Fußstapfen des Vaters getreten, bei dessen ziemlich frühem Tode er noch vor dem endgültigen Entschlusse gestanden hat. Ob er dem sprachgelehrten Vater überhaupt näher gestanden, beispielsweise bei ihm einen entsprechenden Scherznamen wie Mutter („mein altes Testament") und Schwestern (nach den alten Kirchennamen der fünf Bücher Mosis, so daß die älteste, Caroline, nachmalige Gattin des bekannten Schulmanns und Historikers Karl Peter, auch von Studenten „Fräulein Genesis" angeredet wurde) getragen hat, läßt sich nicht feststellen.

Schon in seinen Jugendjahren zeichneten ihn ernste Lebensauffassung, mit gesundem Humor verbunden, rastloser Fleiß und wissenschaftliches Interesse vor den Altersgenossen aus. Er absolvirte die Gymnasialbildung auf dem Pädagogium der Francke'schen Stiftungen zu Halle Herbst 1843: ein seltsamer Zufall, daß nach Gesenius' Tode seine Lehrbücher ein Professor dieser altrenommirten Anstalt unter seine Obhut nehmen sollte. Auf den Universitäten zu Leipzig, Halle, Bonn lag er dann, als Lusate dortselbst, als Rhenane an letzterer einem heiteren Corpsierleben den Tribut zahlend, philologischen, daneben philosophischen Studien ob, erstere seit 1845 immer mehr auf die längst erkorenen neueren Fremdsprachen und Litteratur erstreckend. Deshalb eben auch jedenfalls hatte er sich nach Bonn gewendet, wo in Fr. Diez (seit 1822) und N. Delius (seit 1846) die beiden damals einzigen bedeutenderen akademischen Vertreter der neueren Philologie in Deutschland docirten; auch Loebell, G. Kinkel, Dahlmann, E. M. Arndt, Urlichs, Welcker, Ritschl zählte er dankbar zu seinen Lehrern. Hier schloß er 1847 die Hochschulstudien mit der summa cum laude bestandenen Doctorpromotion ab, auf „De lingua Chauceri. Dissertatio grammatica", welche laut- und flexionsgeschichtliche Schrift nicht allein zeitlich an der Spitze der riesig umfänglichen monographischen Chaucer-Forschung, insbesondere der über des vortrefflichen mittelalterlichen Erzählers Sprache, lange vor den Schweden Edmann 1861 und Isberg 1872 und vor allem ten Brink's classischem Specialbuche 1884, marschirt (vgl. z. B. G. Körting, Grundriß d. Gesch. d. engl. Litt.³ S. 164, § 148,7), sondern überhaupt eine der ältesten anglistischen Dissertationen ist. Von den Theses controversae, die G. zu vertheidigen hatte, sind sechs neu-, vier altphilologisch. G. genügte in der Heimathstadt der Militärpflicht und widmete sich dann während der aufregenden 1848er Ereignisse zu Paris unmittelbarer Erlernung des lebenden Französisch. Alsdann übersiedelte er, einer starken Vorliebe für das dazumal um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland erst wenig gepflegte Englisch und seine Litteratur folgend, nach England, wo er bald als Lehrer der Söhne des damaligen Premierministers Lord John Russell nicht nur zu sprachlicher Vervollkommnung, sondern auch zur Anknüpfung werthvoller Beziehungen mit hervorragenden Gelehrten und Künstlern die beste Gelegenheit fand. Beinahe hätte ihn ein ehrenvoller Ruf als Professor an die Königl. Militärakademie in Woolwich dem Vaterlande für immer entzogen. Im J. 1853 in dies mit Begeisterung für anglobritische Cultur und deren

genauester Kenntniß zurückgekehrt, wirkte er zunächst in Stettin als Lehrer der englischen Sprache an der Friedrich-Wilhelm-Schule (Realgymnasium). Er heirathete 1856 Ida Hahn und aus dieser überaus glücklichen Ehe entsprangen ein Sohn (s. u.) und zwei Töchter, die es sämmtlich zu ehrenvollster gesellschaftlicher Stellung gebracht haben. Im J. 1857 gründete er die „Gesenius'sche höhere Mädchenschule“, die sich durch sein großes Lehrtalent und die warme Liebe zur Jugend im Laufe der drei Decennien bis zu seinem Tode in neun Classen bis auf über 200 Schülerinnen entwickeln sollte und jetzt, anderthalb Jahrzehnte nach des Gründers und Leiters Hintritt, noch höherer Blüthe zustrebt. Im J. 1887 erkrankte er an einem Halsleiden, welches sich bald dermaßen verschlimmerte, daß er Anfang 1888 beim Ausbruch eines directen Lungenleidens ein milderes Klima in San Remo aufsuchen mußte; dort starb er am 11. März 1888, wurde jedoch in seinem vieljährigen Wohnsitze Stettin beigesetzt.

Die Wirksamkeit dieses Mannes als Schulmann zieht uns durch deren litterarischen Niederschlag mehr an als durch seine praktisch-pädagogische Thätigkeit als Vorsteher der eigenen weiblichen Lehranstalt. G. kommt ein außerordentliches Verdienst zu in der Erweckung, Befestigung und Erhaltung der hohen Position, die sich das schulmäßige Erlernen der englischen Sprache in Deutschland seit einem reichlichen Vierteljahrhunderte erobert hat. Wie seines Vaters „Hebräische Grammatik“ 1902, 60 Jahre nach des Verfassers Tode, noch die 26. Auflage erlebt hat, so steht der Sohn nun schon in der zweiten Generation zahllosen Jüngern der englischen Sprache als eine Art Orakel da. 1864 ist die Basis der ganzen Hülfsmittel-Serie, das „Elementarbuch der englischen Sprache nebst Lese- und Uebungsstücken“, zuerst hervorgetreten, und seitdem haben Tausende von Schülern Grundlage und Vertiefung ihrer englischen Kenntnisse daraus gesogen. Berechtigte Aufmerksamkeit erregt schon die Thatsache, daß in unserem neuerungssüchtigen Menschenalter, da Philologie wie Pädagogik, also erst recht wie hier die beiden im Bunde, nimmer mit den augenblicklichen Leistungen zufrieden sind, ein sprachliches Lehrbuch in seinen verschiedenen Theilen und Stufen jetzt vier Jahrzehnte hindurch Auflage auf Auflage erlebt, nun an tausend Schulen eingeführt und in weit über einer halben Million Exemplaren verbreitet ist, auch ihrem Verleger, Hermann G. zu Halle, einem Neffen des Autors, in erster Linie die große amtliche Ehrenmedaille der Chicagoer Weltausstellung von 1893 eingetragen hat. Ein lehrreiches Factum, das für die Bedeutung der Gesenius'schen Originalarbeit besonders ins Gewicht fällt, ist die Anerkennung, welche Wortführer der sogen. gemäßigten Reform im neusprachlichen Unterricht eben Gesenius' eigener Arbeit im Vergleiche mit deren Modernisirung zollen (s. M. Kaluza's Notiz i. d. „Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterricht“ II, 1903, S. 447). Während nämlich ein Mann der alten Schule, der Hallenser Universitätslector Dr. C. E. Aue, in seiner Revision des „Lehrbuchs der englischen Sprache“ (jenes „Elementarbuch“ war dessen erste Hälfte) die bisherige vielerorts liebgewordene Gestalt wahrte, nahm Professor Dr. E. Regel eine durchgreifende Umschmelzung gemäß den Anforderungen der sog. (preuß.) neuen Lehrpläne vor. Daher ist man im heutigen Sturm und Drang des Schulbetriebes der modernen Fremdsprachen nur noch beim französischen „Ploetz“ wie bei diesen beiden jetzt parallel laufenden Bearbeitungen im Stande, die zwei um die Herrschaft ringenden Hauptrichtungen des neusprachlichen Unterrichts greifbar zu vergleichen. Vernünftige Beschränkung und übersichtliche, mit Klarheit des Ausdrucks gepaarte Gestaltung des weitschichtigen englischen Sprachstoffs, Geschick in dessen Durchkreuzen mit wohlgewählten, weil ohne weiteres einleuchtenden Satzbeispielen, die Faßlichkeit der

Regeln und die Beihülfe übersichtlicher Rectionstabellen haben den Gesenius'schen Lehrbüchern im weitesten Umkreise deutscher Zunge die Vorliebe der Lehrer und den Kopf der Schüler erworben. Der bei weitem verbreitetsten, sieghaftesten und zähesten aller Weltsprachen ist in diesem sichern Mentor eine überaus feste Stütze erwachsen. So kommt ihm nicht bloß eine erhebliche pädagogische, sondern auch gleichsam eine culturell-historische Bedeutung zu.

Der ganzen Serie Gesenius'scher Lehr-Hülfsmittel gehören an: „Lehrbuch der Englischen Sprache" (I. Theil: Elementarbuch, 1864, 26. Aufl. 1903; II. Theil: Grammatik, 1871, 17. Aufl. 1903), daneben Separatabdruck, daraus „Uebungsstücke" (1904), „English Syntax" (Uebersetzung aus dem 2. Theile, 1880, 3. Aufl. 1903), „Grammaire élémentaire anglaise. Adoptée à l'usage des Français par Chr. Vogel" (1886); „Englische Sprachlehre. Ausgaben A u. B. Völlig neu bearbeitet von E. Regel" — der auch „Lesestücke und Uebungen zur englischen Syntax im Anschluß an Gesenius-Regel" (1901) daran anlehnte — nach Unter- und Oberstufe wie auch für Knaben- und Mädchenschulen getrennt (8. bezw. 2. u. 4. Aufl. 1903—04), kurzgefaßt 1901; „Englisches Uebungsbuch", 1885, 2. Auflage nach den Aufzeichnungen des Verfassers revidirt und bearbeitet von Chr. Vogel (1894). Dies sind die längst erprobten Grammatik- und Lern-Handbücher, die gegenüber dem alten buchstabenmäßigen Einpauken einer-, dem reinen Laut- und Parlierdrill andererseits einen vermittelnden Standpunkt vertreten, jedoch auch stofflich den Ansprüchen der neuesten Zeit befriedigend entgegenkommen. Nach den einfachsten Themen aus Haus, Schule, Natur führt die Formenlehre Großbritanniens Geographie, die Syntax englische Geschichte vor, an geeignete Originalien angelehnt. Und was die conservative Ausgabe A den actuellen Materialien vorbildlicher englischer Litteratur entnimmt, das steigert die Ausgabe B mit ihren zwei Stufen noch, indem sie Zustände und Vorgänge der Gegenwart in rationell spracherzieherischer Folge behandelt und spiegelt. Es tritt in ersterer Hinsicht ergänzend daneben „A book of English poetry for the use of schools. Containing 102 poems with explanatory notes and biographical sketches of the authors", 1879, 3. Auflage besorgt (1900) von Fritz Kriete, der auch als Seitenstück zu Gesenius' „beliebtem Schulbuche" eine ähnlich angelegte und erläuterte „Sammlung französischer Gedichte" veranstaltet hat, so daß hier G. Schule gemacht hat wie in einem zweiten neuartigen Supplement aus anderer Feder: „English dialogues. Hilfsbuch zur Einführung in die englische Konversation im Anschluß an die Lesestücke des Elementarbuchs der englischen Sprache von F. W. Gesenius. Bearbeitet von W. Warntjen" (1894). Allüberall in Nord und Süd des Vaterlandes bewahren diese ineinander greifenden Hülfsbücher ihren festen Posten, und wie z. B. in der Schweiz und Linz, so lernen in Neapel, Rosario (Argentinien), Sydney deutsche, in Genf und anderwärts französische Kinder an Gesenius' Hand Albion's weltumspannendes Idiom. Ein dauernder Triumph deutscher Wissenschaft und des deutschen Schulmeisters über das Erdenrund: er aber, der alte bescheidene Stettiner Schuldirector mit dem vom Vater ererbten classischen Philologennamen lebt fort in seinen Werken, in tausendfältigen Anregungen im Getriebe des Werkeltags.

In Gesenius' Doctor-Dissertation folgt nach 87 Seiten grammatikalischen Texts die Vita, die auch alle seine Universitätslehrer aufzählt, was für jene Zeit erst anhebender neuphilologischer Studien nicht uninteressant ist (S. 84 f.), danach (S. 91) die sehr lehrreichen Theses controversae. — Aus der Zahl der vielen wirklich sachkundigen Referate über Gesenius' Arbeiten sei nur das in der „Bücherschau des Industrie-Anzeigers für Ostasien" IV (1902/03), Nr. 7, genannt, sowie mein, oben mehrfach ausgeschriebenes eigenes in den

„Englischen Studien“ Bd. 33 (1902), S. 315—17. Lebensgeschichtliche Daten hat mir der einzige Sohn, Amtsgerichtsrath in Swinemünde, Personalien und sachliches Material in dankenswerther Weise Gesenius' Neffe und Verleger, Herr Hermann G. in Halle a. S., der Herausgeber obengenannter Säcularschrift von 1886 geliefert. Vgl. Kürschner's Litteraturkalender X (1888), II 120a (authentisch). Ludwig Fränkel.

Giebel *): Christian Gottfried Andreas G. wurde am 13. September 1820 in Quedlinburg geboren. Sein Vater besaß eine Kalkbrennerei am Gevekenberge. So hatte G. Gelegenheit, die merkwürdigen Versteinerungen, welche sich dort in großer Menge finden, kennen zu lernen, welche sein Interesse in hohem Grade erregten. Dieser Umstand war von entscheidender Bedeutung für die spätere Wahl des Berufes. Nachdem G. das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, bezog er die Universität Halle, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studiren und sich für den höheren Schuldienst vorzubereiten. Hier gründete er im Verein mit einigen gleichgesinnten Studirenden, unter welchen die späteren Professoren Taschenberg in Halle und Garcke in Berlin hervorzuheben sind, den noch jetzt bestehenden naturwissenschaftlichen Verein, zu dessen Director er erwählt wurde. Aus den Jahresberichten desselben ging später die „Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften“ hervor, welche G. redigirte. Allmählich wandte G. sich ganz dem Studium seiner Lieblingswissenschaften, der Paläontologie und Zoologie zu und gab seine Absicht, sich für den höheren Schuldienst vorzubereiten, auf. 1845 promovirte er auf Grund seiner Arbeit über „Das vorweltliche, wollhaarige Rhinozeros des Gevekenberges“ und habilitirte sich als Privatdocent für Zoologie und Paläontologie. Er veröffentlichte eine „Gaea excursoria germanica“ Leipzig 1848 und begann sein großes Werk: „Fauna der Vorwelt“ Leipzig 1847, welches erst im J. 1856 mit dem fünften Bande seinen Abschluß fand. Aus dieser Periode stammen noch: „Allgemeine Paläontologie“, Leipzig 1852; „Odontographie“, mit 52 Tafeln, Leipzig 1854 und „Die Säugethiere in zoologischer, anatomischer und paläontologischer Beziehung“, Leipzig 1855; „Lehrbuch der Zoologie“, Darmstadt 1857. 1858 wurde G. zum außerordentlichen Professor ernannt. Als Professor Burmeister mehrfach Reisen nach Südamerika unternahm, hielt er in Vertretung die Vorlesungen über Zoologie, und als Burmeister schließlich nach Buenos Aires übersiedelte, wurde er zum ordentlichen Professor der Zoologie ernannt. Hatte sich G. bisher vorzugsweise mit den ausgestorbenen Thieren beschäftigt, so wandte er sich jetzt mehr der lebenden Thierwelt zu. 1859 begann er seine „Naturgeschichte des Thierreichs“, fünf Bände, Leipzig 1859—1864, eine populäre Darstellung des Thierreichs, ein Vorläufer von Brehm's Illustrirtem Thierleben. Bemerkenswerth sind ferner: „Tagesfragen aus der Naturgeschichte“, Berlin 1858; „Landwirthschaftliche Zoologie“, Glogau 1868; „Thesaurus ornithologicus“, drei Bände, 1872—1874; „Die Säugethiere“ in Bronn's Classen und Ordnungen des Thierreichs, 1874. Eine mit großem Fleiße verfaßte Monographie der Vogelläuse: „Insecta epizoa“, mit 20 Foliotafeln, Leipzig 1874. Außerdem schrieb er eine sehr erhebliche Menge von kleineren Arbeiten.

G. war einer der kenntnißreichsten und fleißigsten Zoologen der alten Schule. Ein Anhänger Cuvier's war er ein entschiedener Gegner des Darwinismus. Er verstand es, die Resultate streng wissenschaftlicher Forschung in allgemein verständlicher Weise darzustellen. Die rastlose Thätigkeit untergrub

*) Zu S. 340.

jedoch Giebel's Gesundheit. Zuerst trat ein Steinleiden auf, welches glücklich operirt wurde. Dann aber folgte ein Schlaganfall, der sich mehrfach wiederholte und am 14. November 1881, nachdem er schon vorher seine Lehrthätigkeit hatte aufgeben müssen, den Tod zur Folge hatte. W. Heß.

Glaser *): Ludwig G. wurde 1818 geboren und starb als Professor und Realschuldirector in Mannheim am 20. Juni 1898. Er hatte Naturwissenschaften studirt und sich namentlich der Entomologie gewidmet. Schon 1842 machte er sich bekannt durch einen Aufsatz in Oken's Isis, in welchem er die später Mimicry genannte Erscheinung behandelt. Seine Hauptwerke sind: „Hessisch-rheinische Falter-Fauna zum Selbstbestimmen“, Darmstadt 1863 und „Catologus etymologicus coleopterorum et lepidopterorum“, Berlin 1887. Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften und war namentlich ein eifriger Mitarbeiter der Zeitschrift: „Der zoologische Garten“. W. Heß.

Gooß **): Karl G. der Aeltere war am 30. Januar 1814 in Schäßburg geboren und starb am 29. December 1848 als Pfarrer von Denndorf. Der geistig hochbegabte und zu großen Hoffnungen berechtigende Jüngling verließ 1831 das evang. Gymnasium seiner Vaterstadt. Er begab sich zunächst nach Klausenburg, um hier bei Huber politische und staatswissenschaftliche und bei Sebestyen Vorlesungen über vaterländisches Recht zu hören. In den beiden folgenden Jahren studirte G., da wegen des noch immer geltenden Verbotes der deutschen Universitäten, von einer deutschen Hochschule abgegangen werden mußte, in Wien Theologie an der protestantisch-theologischen Facultät. Seit dem Sommer 1834 betrieb er eifrig antiquarische, philologische und geschichtliche Privatstudien und besuchte fleißig die kaiserliche Hofbibliothek. Ende August 1835 erhielt er, in seine Vaterstadt zurückgekehrt, eine Lehrerstelle am ev. Gymnasium; fünf Jahre darauf wurde er Conrector und 1842 im Alter von 28 Jahren Director dieses Gymnasiums. G. hat als Lehrer wie als Director eine rühmliche Thätigkeit entfaltet, insbesondere hat er seine Aufmerksamkeit auch der Sammlung und Vermehrung der Lehrmittel zugewendet. Die Bibliothek des ev. Gymnasiums in Schäßburg hat geradezu durch ihn erst einen wirklich wissenschaftlichen Charakter erhalten.

Nach nur dreijähriger Wirksamkeit als Director traf G. die ehrenvolle Wahl zum Pfarrer in Denndorf. Er folgte dem Rufe, obgleich man ihn gerne in Schäßburg zurückgehalten hätte. Gar bald aber wurde er aus der stillen Arbeit seines friedlichen Amtes herausgerissen. Die unheilvollen Wirren des Jahres 1848 kamen auch über Siebenbürgen, wo zunächst die Frage aufgewickelt wurde, ob Siebenbürgen mit Ungarn durch die Union verbunden werden solle. Da ist nun G. mit der ganzen Gewalt seiner gewaltigen Beredtsamkeit, in ehrlichem Idealismus für die Union, eingetreten. Der Geist bürgerlicher, vernünftiger Freiheit habe in Ungarn gesiegt, erklärt G. u. a. einmal. Das sei eine Bürgschaft auch für die Freiheit der Sachsen. Sei die Union durchgeführt, dann sei das unaufschiebbare Werk der Neugestaltung des sächsischen Volks- und Gemeindelebens auf freisinnigsten Grundsätzen aufzunehmen. Auch in Schäßburg, wie im ganzen Sachsenlande, gab es genug Stimmen, die sich ganz entschieden gegen die Union aussprachen, die in jeder Union eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade sahen. G., der entschiedene Führer der Schäßburger Deputirten auf dem Landtag des Jahres 1848 in Klausenburg, blieb ein eifriger Befürworter der Union. Allerdings gestand

*) Zu S. 380.
**) Zu S. 454.

auch er diese nur unter der Voraussetzung genau formulirter, die sächsischen Rechte sichernder, Bedingungen zu. In diesem Sinne stellte G. in der letzten Versammlung der sächsischen Abgeordneten, die kurz vor der Sitzung des Landtages abgehalten wurde, die über die Unionsfrage entschied, den Antrag, es solle sächsischerseits im Landtag erklärt werden, daß die sächsische Nation der Union beitreten werde, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß den Sachsen die ihnen nach dem Naturrecht und den positiven Gesetzen zustehenden nationalen und municipalen Rechte ungeschmälert gelassen würden. So haben die Sachsen zum Theil freiwillig zum Theil gedrängt durch die Umstände die Union zwischen Siebenbürgen und Ungarn angenommen. Es kam von nun an alles darauf an, ob der Reichstag in Pest die Bedingungen der Sachsen annehmen würde. Da hat nun G., der als Abgeordneter von Schäßburg ebenfalls auf dem Reichstag erschienen war, gar bald die üble Erfahrung machen müssen, daß der Reichstag nicht geneigt war, auf die sächsischen Wünsche einzugehen. Daher kam seine Warnung, die er einem durch Pest heimreisenden sächsischen Hochschüler mitgab: „Sagen sie unsern Leuten, sie sollen Pulver und Gewehre kaufen und sich rüsten, denn man hintergeht uns". Was kommen mußte, kam. G. hatte längst erkannt, daß es nichts Gutes sein könne. Am 12. September 1848 wurde dem Reichstag in Pest der Gesetzentwurf zur Durchführung der Union vorgelegt. Von einer Gewährleistung der sächsischen Rechte war darin keine Rede. Was dann weiter in Pest geschah, gehört nicht hierher. G. kam im Herbst in die Heimath zurück. Krank an Leib und Seele lebte er die nächsten Monate in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Pfarrhof. Und als nun der Bürgerkrieg auch nach Siebenbürgen kam, da verdüsterte sich von Stunde zu Stunde sein Gemüth. Ueberwältigt von dem Schmerz über das Unglück seines Volkes bereitete er seinem Leben selbst das Ende. Kurz vor seinem Tode hatte er seine litterarischen Arbeiten verbrannt.

Eugen v. Friedenfels, Joseph Bedeus v. Scharberg, Beiträge zur Zeitgeschichte Siebenbürgens im 19. Jahrhundert, II. Theil, Wien 1877.

Fr. Schuller.

Gooß *): Karl G. der Jüngere wurde am 9. April 1844 als der Sohn des gleichnamigen Directors des ev. Gymnasiums in Schäßburg geboren und starb als Gymnasialprofessor in seiner Vaterstadt am 23. Juni 1881. Frühzeitig verwaist — am 29. December 1848 verlor er den Vater und wenige Monate darauf die Mutter — kam er in die Obhut seines mütterlichen Großvaters Johann Georg Fronius, des damaligen ev. Pfarrers von Groß-Alisch, und während seiner Gymnasialstudien in Schäßburg in die seines mütterlichen Oheims Fr. Fr. Fronius (siehe oben S. 205), der damals zu den hervorragendsten Professoren des Schäßburger Gymnasiums zählte. Am Gymnasium, dessen erster Schüler er allmählich in eifriger Arbeit in seiner Classe wurde, wendete er sich unter der tüchtigen Führung G. D. Teutsch's (s. A. D. B. XXXVII, 618) und D. F. Müller's insbesondere der Geschichte und Philologie zu. So kam es, daß sich G. beim Abgang vom Gymnasium (1862) die Frage nach einem Fachstudium nicht erst vorzulegen brauchte. Auf der Heidelberger Universität, die er zuerst besuchte, um Theologie und Geschichte zu studiren, fand er für die Geschichte in Wattenbach und Häusser die begeisternden Führer in dem Studium der historischen Quellen. Seine theologischen Studien wurden durch Rothe (Ethik und Kirchengeschichte) und Schenkel (Exegese des Römerbriefes) gefördert. Von Heidelberg begab sich G. nach Jena. Hier führten ihn Stickel und Hase auf dem theologischen Gebiete weiter.

*) Zu S. 454.

Sein Verständniß des classischen Alterthums erweiterte und vertiefte sich bei Nipperdey, Moriz Schmidt und Gädechens. Neben dem theologischen und philologischen Studium wurde die Geschichte nicht vernachlässigt, namentlich waren die Uebungen im historischen Seminar bei Professor Adolf Schmidt von förderndem Einfluß auf G. Große Freude bereiteten ihm ferner die Vorlesungen Klopffleisch's über die deutsche Mythologie, denn mit diesem Colleg waren Excursionen verbunden, auf welchen Märchen und Kindersprüche gesammelt und Ausgrabungen gemacht wurden. Letztere fesselten Gooß' ganze Aufmerksamkeit, „Wir haben“, so schreibt er einmal, „einige Keltengräber ausgegraben und zahlreiche Skelette, Steinwaffen und wenig Bronce gefunden. Das Wesentliche waren die Erörterungen, welche Dr. Klopffleisch daran knüpfte, und die ich in Siebenbürgen einmal recht gut zu verwerthen hoffe“.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Jena bezog G. für ein Semester noch die Universität in Berlin. Hier hörte er Lepsius und Droysen und besuchte eifrig die Museen. In die Heimath zurückgekehrt fand er sofort (13. Aug. 1865) eine Anstellung am Schäßburger Gymnasium, an dem er insbesondere als Lehrer der Geschichte begeistert und begeisternd fast 15 Jahre gewirkt hat.

Von allem Anfang an wendete er sich in Schäßburg dem Studium der siebenbürgischen Alterthumskunde zu, in der er bald hervorragende Leistungen aufzuweisen hatte. Seine Forschungen auf diesem Gebiete, denen auch Fachleute ersten Ranges wie Mommsen, Hirschfeld, Conze, Benndorf u. A. vollste Anerkennung zollten, begann G. mit seinen „Archäologischen Analekten“, die nicht allein im Archiv für siebenb. Landeskunde (N. F. IX. XI. XII) und in dessen Correspondenzblatt, sondern auch in den „Archäologisch-epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich“ (I, 31 ff.; II, 81; III, 191) bereitwilligst Aufnahme fanden. Aus der unversiegbaren Quelle des Corpus inscriptionum Latinarum schöpfen dann Gooß' „Studien zur Geographie und Geschichte des Trajanischen Daziens“ (mit einer Karte, veröffentlicht im Programm des ev. Gymnasiums in Schäßburg 1873/74), ferner die „Untersuchungen über die Innerverhältnisse des Trajanischen Daziens“ (Archiv f. siebenb. Landeskunde N. F. XII) und „Die römische Lagerstadt Apulum in Dazien“ (veröffentlicht im Progr. des ev. Gymn. in Schäßburg 1874/75). Diese drei Arbeiten ergänzen sich gegenseitig und sind von dauerndem Werthe. Auf diesem Grunde wird die weitere Forschung aufbauen müssen. Die zahlreichen Funde aus der vorrömischen Zeit, die in Siebenbürgen gemacht wurden, veranlaßten G., auch diesem Zeitraume seine Arbeit zuzuwenden. Doch suchte er in seinen „Skizzen zur vorrömischen Culturgeschichte der mittleren Donaugegenden“ (Arch. f. sieb. Landeskunde N. F. XIII. XIV), wie er selbst sagt, nicht eine abschließende Darstellung dieser Verhältnisse zu geben, sondern nur das Material für einen späteren Darsteller zu vermehren. Dabei wurde er von dem Wunsch geleitet, die Fülle von Stoff, der in magyarischer Sprache veröffentlicht worden, deutschen Sprachgenossen, die dieses Idioms nicht mächtig, zugänglich zu machen. Im Dienste desselben Gedankens stehen auch die nächsten beiden Arbeiten Gooß', die „Chronik der archäologischen Funde Siebenbürgens“ (Arch. f. sieb. Landeskunde N. F. XIII) und „Bericht über die von Frl. Sophie v. Torma im August 1877 ausgestellte Sammlung prähistorischer Funde“ (Arch. f. sieb. Landeskunde N. F. XIV). In dem Schlußworte der letztgenannten Arbeit weist G. auf die merkwürdige Thatsache hin, daß sowol Stein- und Knochengeräthe, sowie die Thonerzeugnisse eine geradezu auffallende specielle Aehnlichkeit — die im einzelnen nachgewiesen wird — mit den gleichartigen Gegenständen haben, welche Schliemann auf dem Boden Hissarliks in Phrygien (Trojas) ausgrub.

Auch der Frage über die Herkunft der Rumänen ist G. in zwei Aufsätzen näher getreten, die im Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde erschienen sind („Die neueste Literatur über die Frage der Rumänen“ im I. Bd., „Zur Rumänenfrage“ im II. Bd.).

Neben die wissenschaftliche Thätigkeit Gooß', die ihre äußere Anerkennung darin fand, daß er von dem Verein für siebenbürgische Landeskunde in seinen Ausschuß berufen und von dem ev. Landesconsistorium A. B. in Siebenbürgen zum Mitglied der Prüfungscommission für die Candidaten der Theologie und des Lehramtes ernannt wurde, trat seine unermüdliche Arbeit auf dem Gebiete des politischen Lebens in seiner Vaterstadt. Seitdem der österreichisch-ungarische Ausgleich zu Stande gekommen bis in die Todestage Gooß' standen sich in Schäßburg zwei Parteien — zuerst unter dem Namen der Alt- und Jungsachsen, dann unter dem der sächsischen Volkspartei und liberalen Partei — in den wichtigsten communalen und politischen Fragen scharf gegenüber. G. war immer ein eifriger, entschlossener und beredter Führer der sächsischen Volkspartei und trat insbesondere gegen jede Vergewaltigung von magyarischer und magyarisirender Seite mit rücksichtslosem Feuereifer auf. Es ist ein Zeichen des Vertrauens gewesen, daß seine Vaterstadt ihn als ihren Vertreter in die sächsische Universität entsendete. Am 11. April 1880 verfiel G. in ein schweres Gehirnleiden, von dem ihn der selbstbereitete Tod befreite.

G. D. Teutsch, Denkrede auf Karl Gooß u. Michael Gottl. Schuller im Archiv f. sieb. Landeskunde N. F. XVII, und Fr. Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen IV. Fr. Schuller.

Graetzer *): Jonas G., Geheimer Sanitätsrath und dirigirender Hospitalarzt in Breslau, wurde am 19. October 1806 zu Tost in Oberschlesien geboren. Er studirte und promovirte 1832 in Breslau mit einer Abhandlung über die sogen. phlegmasia alba dolens, ließ sich ein Jahr später hier als Arzt nieder und wirkte dort bis zu seinem Tode am 25. November 1889. G. ist Verfasser zahlreicher Schriften, von denen ein Theil sich auf Gegenstände der Gesundheitspflege und Staatsarzneikunde, wie Hospitalpflege, Armenmedicinalwesen, Statistik und dergl. bezieht, ein anderer Theil der Geschichte der Medicin zu gute gekommen ist, einer Disciplin, der sich G. mit Vorliebe widmete. Noch kurz vor seinem Tode veröffentlichte er: „Lebensbilder hervorragender schlesischer Aerzte aus den letzten vier Jahrhunderten“ (Breslau 1889). Graetzer's übrige Arbeiten sind in der sofort zu nennenden Quelle verzeichnet.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hsg. von A. Hirsch u. s. w. II, 623. Pagel.

*) Zu S. 511.

H.

Haanen: Remy (Remigius) van H., geboren am 5. Januar 1812 zu Oosterhaut in Nordbrabant, † zu Aussee in Steiermark am 12. August 1894. Es war eine echte, rechte Künstlerfamilie, in welcher Remy als jüngstes Kind zur Welt kam. Der Vater, ein bedeutender Kenner von Gemälden und ausübender Künstler hatte seinen Kindern den göttlichen Funken der Kunst vererbt. Sein älterer Sohn Georg Gillis, geboren 1807 zu Utrecht, † zu Wien, war schon in jungen Jahren durch seine Waldlandschaften, Nachtstücke und architektonischen Bilder ebenso berühmt geworden, wie die beiden Töchter Elisabeth verehel. Kiers und Adrienne, welch' erstere sich durch ihre Genrebilder und ihre seltene Kunst im Silhouettenschneiden, die letztere aber als Blumen- und Früchtenmalerin weithin geachtete Namen gemacht hatten. Beim jüngsten Kinde Remy schien es anfänglich, als wollte die Familientradition nicht zum Durchbruche kommen. Ungern nur führte der Junge den Pinsel und noch mehr schrak die Hand vor dem Meißel zurück. So veranlagt, schickte der Vater den Sechzehnjährigen nach Hilversum, einem Dorfe zwischen Utrecht und Amsterdam, zum Thiermaler Jan van Ravenszwang. Der Einfluß dieses Meisters wie die Umgebung talentvoller Mitschüler, besonders des später so berühmten Landschafters Koekkoek, brachen auf einmal den Bann der Schaffensunlust, und sie wirkten zugleich bestimmend auf die ganze spätere Richtung van Haanen's. Nach fünf Jahren intensivsten Lernens und Arbeitens in dem kleinen holländischen Dorfe konnte van H. wohlgemuth als Sehender auf die Wanderschaft gehen. Noch bringt er eine Hälfte des Jahres 1834 bei seinen Eltern in Amsterdam zu, dann gehts aber in die Fremde, zunächst an den Rhein, dann mit Ravenszwang nach der Schweiz, Ende 1835 ist er in Frankfurt, 1836 in Stuttgart und München und im Herbst 1837 endlich trifft er in Wien ein, anfangs nur zu vorübergehendem Aufenthalte, in der That aber für die Zeit seines Lebens. Die Donaustadt ließ ihn nun nicht mehr von sich, so oft er auch später auf seinen vielen Reisen — fast bis zu seinem Tode aus ihr flüchten wollte. Wir sehen H. auf Studienreisen nach Frankreich, nach Deutschland und nach Norditalien, wo er das neue Genre seiner Schneelandschaften einbürgerte. Ueberall hatte das Ungewohnte großen Erfolg. Die Galerien erwarben eine nach der anderen die neuartigen Werke des jungen Künstlers. Auch äußere Anerkennung und Ehren blieben nicht aus. Die Akademie di Brera in Mailand ernannte H. im Jahre 1844 zu ihrem Mitgliede; ihrem Beispiele folgte bald die Akademie zu Venedig, im nächsten Jahre

die kgl. Malerakademie seines Heimathlandes in Amsterdam, und Sommer 1846 verlieh ihm sein König Wilhelm II. der Niederlande den Orden der Eichenkrone. Die Akademie zu St. Petersburg nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, als er 1852 für längere Zeit dahin kam und sein zweimaliger Aufenthalt in London in den Jahren 1866 und 1867 konnte ihn überzeugen, daß die warme Aufnahme, die dem Künstler in allen kunstbegeisterten Kreisen an der Themse bereitet wurde und die durch den Ankauf einer Sammlung seiner Radirungen für das British Museum auch reellen Ausdruck bekam, ebenso aufrichtig gemeint war, als alle früheren Sympathiebezeigungen der Kunstfreunde anderer Länder. In Wien selbst hatte sich H., von seiner künstlerisch schaffenden Thätigkeit ganz abgesehen, ein nie zu vergessendes Verdienst erworben durch hervorragende Antheilnahme an der Begründung des österreichischen Kunstvereines in Wien, des ersten Institutes in Oesterreich, welches den darstellenden Künstlern stetig wiederkehrende Gelegenheit bot, ihre Bilder dem Publicum zur Besichtigung zugänglich zu machen. Er widmete denn auch diesem Kinde seiner Schöpfung durch lange Zeit seine werkthätigste Unterstützung. Seine Studien in Ungarn, speciell im Bakonyer Walde, denen wir so reizende Landschaftsgemälde in den Wiener Privatgalerien verdanken, brachten ihn auch nach Budapest, wohin Fürst Esterházy ihn berufen hatte, um dessen Galerie zu ordnen und zu katalogisiren, jene erste Galerie der ungarischen Hauptstadt, welche der hochherzige Sinn des Fürsten als Grundlage für die ferneren Kunstbestrebungen des Landes dem Gemeinwesen um eine geringe Kaufsumme überlassen hatte. Künstler und Kunstkenner von feinstem Empfinden und tiefen Kenntnissen, war H. der stete Berather nicht allein der Kunstliebhaber Wiens, auch das Ausland erholte sich bei ihm in zweifelhaften Fällen Rath bei Bestimmung von Bildern. Ein gütiges, neidloses Geschick hatte es ihm wie nur wenigen Menschen vergönnt, bis ans Ende seiner Tage der ungeschmälerten Schaffens- und auch Sehkraft sich zu erfreuen. Es hat ihm aber auch vergönnt, in seinem zweitgeborenen Sohne Cecil, der ihm aus seiner am 26. März 1842 zu Wien mit Emilie Mayer von Alsó-Rußbach geschlossenen Ehe geboren ward, den heiligen Funken der Kunst fortleuchten zu sehen, und er konnte sich noch voll an dessen künstlerischen Erfolgen erfreuen.

van H. repräsentirt für die Zeit der 40er und 50er Jahre dieses Jahrhunderts in der Kunstwelt Mitteleuropas ein Genre der Malerei für sich. Ungekannt war vor ihm die so unglaublich natürliche Wiedergabe der Landschaft, vor allem aber der Luft in derselben; man möchte sagen, er male den Hauch selbst. Die Virtuosität der Technik in der zartesten Ausführung verblüffte und rief allgemeine Bewunderung hervor. Und hierin war er originär. Ungekannt war aber vor ihm auch die Wahl des Stoffes, den er malte, der Winterlandschaften, also gerade jene Luftstimmungen, wo seine Maltechnik zum vollgültigsten Ausdruck gelangen konnte. Und hierin folgte er mit klugem Sinne dem Beispiele seiner Lehrer und Landsleute, besonders dem im Süden damals wenig gekannten Meister Schelfout. Diese Eigenart seiner Kunst und seiner Sujets mag aber auch Schuld gewesen sein, daß er bei aller Virtuosität stets nur sich malte und entfernt von dem Boden, wo er schauen und malen gelernt, der Kunst keine neuen Seiten abzulauschen verstand. Es ist nur natürlich, daß ein so treffliches Auge und eine so sichere Hand auch die Radirnadel mit Meisterschaft zu führen wußte. So streiten denn auch die Radirungen van Haanen's, meist Reproductionen seiner eigenen Bilder, mit den Originalen um die Palme der Anerkennung. H. war ein ganzer, wahrer Künstler, und nennt man die besten zur Zeit seines Schaffens, so ist er mitten unter ihnen.

v. Györy.

Haarmann: Friedrich Ludwig H., Baumeister, † am 26. Juli 1864, wurde am 25. April 1798 in Holzminden geboren. Sein Vater Joh. Christoph H. hatte hier bis zum Jahre 1813 als Oberförster gestanden, war aber nach dem Sturze des westfälischen Königthums nicht sogleich wieder zur Anstellung gekommen. Er begründete daher 1814 in Holzminden eine Steingutfabrik, die später in eine Topffabrik verwandelt wurde; 1817 wurde er dann in demselben Orte als Kammerbaumeister wieder angestellt († am 9. April 1842). Er war seit dem 5. März 1797 mit Johanna Friederike Auguste Klingemann, der Tochter eines Kaufmanns aus Stadtoldendorf, verheirathet, die am 15. December 1857 zu Holzminden gestorben ist. Friedr. Ludwig war das erste Kind dieser Ehe. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1816 die Universität Göttingen, wo er im Hinblick auf die Fabrikanlage seines Vaters, Chemie, Mineralogie u. s. w., daneben aber, da er auch das Baufach ins Auge faßte, Mathematik, praktische Geometrie, Technologie u. a. studirte. Als der Vater schon im folgenden Jahre wieder in den Staatsdienst trat, war er genöthigt, die Fabrikgeschäfte ganz zu übernehmen. Doch nur auf kurze Zeit; er konnte sie bald jüngeren Geschwistern überlassen, da innere Neigung ihn zur Baukunst zog. Auf seinen Wunsch, bei einem Zweige des Baufaches zu seiner Ausbildung Anstellung zu finden, wurde er als Volontär dem Kammerrath Krahe in Braunschweig beigegeben, einem sehr tüchtigen Architekten, an dessen Anleitung und Anregung er später stets mit Dankbarkeit gedacht hat. Zwischendurch wurde er auch beim Neubau der Holzmindener Straße, in Wolfenbüttel bei städtischen Bauten, der Demolition der Festungswerke u. a. beschäftigt. Seit April 1821 erhielt er eine jährliche Remuneration, unterm 3. Februar 1824 wurde er als Kammer-Bau-Conducteur in Braunschweig angestellt, aber schon zum 1. September d. J. nach Holzminden versetzt, um unter Aufsicht seines Vaters den Bau der dortigen Kloster- und Stadtschule auszuführen. Er blieb auch die folgenden Jahre zur Unterstützung seines Vaters hier in Holzminden und übernahm nach dessen Pensionirung zum 1. Januar 1835 als Kreisbaumeister selbständig die Bauverwaltung des Weserkreises, die er zu allgemeiner Zufriedenheit ausführte, wenigstens im Sinne jener verhältnißmäßig armen und nüchternen Zeit, die wesentlich nur den praktischen Bedürfnissen zweckmäßig genügen wollte, in den Anforderungen an künstlerische Aufgaben und kunstgeschichtliche Ziele, in den Ansprüchen an Erhaltung geschichtlicher Bau- und Kunstdenkmäler noch recht bescheiden war. So hatte H. kein Bedenken, das romanische Langhaus der Amelunxborner Klosterkirche in ein Stallgebäude umzugestalten, ein Plan, der dann glücklicher Weise doch nicht zur Ausführung kam.

Zeigte sich hier H. als Kind seiner Zeit, so wies er ihr auf einem anderen Gebiete, auf dem seine Hauptbedeutung liegt, in Wahrheit neue Wege. Er rief die erste Baugewerkschule in Deutschland ins Leben und ist hierdurch für das baugewerbliche Unterrichtswesen geradezu bahnbrechend geworden. Die eigenen Lebenserfahrungen führten ihn dazu; die Anstalt erwuchs ganz den bestehenden Bedürfnissen. Nach der modificirten Gewerbe- und Gilde-Ordnung vom 29. October 1821 war eine Meisterprüfung für die Bauhandwerker vorgeschrieben. Als H. an deren Abhaltung theilnehmen mußte, lernte er den niedrigen Bildungsstand dieser Kreise kennen. Er fand hier nur die Kenntniß praktischer, auf dem Bauplatze erlernter Handgriffe, kein zusammenhängendes Wissen; die allereinfachsten Forderungen waren für diese Leute zu hoch gegriffen. Er begann damit, den nicht bestandenen Bauhandwerkern Privatunterricht im Zeichnen zu geben, sie in den Anfangsgründen der Mathematik zu unterweisen. 1829 wurde der damalige Bauverwalter Hanemann und zur Nach-

hülfe in den Elementarkenntnissen der Cand. theol. Apfel herangezogen. Im Winter 1830/31 fand dann mit 7 Schülern einige Monate schon ein einigermaßen geregelter Unterricht statt, der im folgenden Jahre schon mit 15 Schülern fortgesetzt wurde. So entwickelte sich allmählich aus kleinen Anfängen eine ständige Schule für Bauhandwerker. Dabei ging das Bestreben Haarmann's vor allem dahin, die Denkkraft seiner Schüler zu heben, sie einsichtsvoller und erfinderisch zu machen und das Gefühl für das Schöne in ihnen auszubilden. Da der Unterricht zunächst nur im Winter stattfand, wo die Arbeit ruht und der Bauhandwerker müssige Zeit hat, so hielt es nicht leicht, einen festen Stamm von Lehrern für die Anstalt zu gewinnen und zusammenzuhalten. Auch kam es darauf an, für die meist mittellosen Zöglinge den Unterricht und den Aufenthalt in Holzminden durch einfache Kasernements u. s. w. so wohlfeil wie möglich einzurichten. Dazu die Beschaffung der Lehrräume, der Unterrichtsmittel u. s. w. Es bedurfte des großen Organisationstalentes und der eisernen Willenskraft Haarmann's, der lebenslang die Seele der Anstalt war und blieb, um aller dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, bei deren Ueberwindung er namentlich auf Fürsprache des Kreisdirectors Pockels, seines Jugendfreundes, bei der Landesregierung bereitwillige Unterstützung fand. Auch litterarisch war H. für die Zwecke der Schule thätig. Er verfaßte 1842 einen „Leitfaden zur Veranschlagung der Bauentwürfe", der 1862 bereits in 4. Auflage erschien, und begründete 1857 die „Zeitschrift für Bauhandwerker", die er „unter Mitwirkung der Lehrer der Baugewerkschule" bis zu seinem Tode herausgab. So wuchs und gedieh die Anstalt in erfreulichster Weise. Als sie unter regster Betheiligung am 3. Januar 1857 ihr 25jähriges Bestehen feiern konnte, wurde sie von 4—500 Schülern besucht, denen von 30 Lehrern Unterricht ertheilt wurde. Lange Jahre blieb die Zahl der Schüler noch in stetigem Wachsen; im Winter 1876/77 hat sie gar das erste 1000 überschritten. Die Schule wurde das Vorbild für viele Anstalten an anderen Orten und hat für den gewerblichen Fachunterricht in Deutschland einen kräftigen, nachhaltigen Anstoß gegeben. Die Anerkennung, die H. auch auswärts für seine Bestrebungen fand, ist u. a. auch darin zum Ausdrucke gekommen, daß ihn der Architekten- und Ingenieurverein für das Königreich Hannover 1853 zum correspondirenden Mitgliede ernannte. Da H. neben der Leitung der Baugewerkschule und dem Unterrichte, den er an ihr ertheilte, auch noch seine Dienstgeschäfte als Kreisbaumeister zu versehen hatte, so lag, wenn auch für letztere auf Kosten der Schule eine Aushülfe unterhalten wurde, eine gewaltige Arbeitslast auf ihm. Er suchte seit 1853 gewöhnlich durch eine Reise nach Karlsbad im Sommer Erholung, um für das Wintersemester, das immer die Hauptlehrzeit blieb, neue Kräfte zu sammeln. Der Sommerunterricht wurde 1848 begonnen, 1850 aber wieder aufgegeben, um dann nach mehreren Jahren als bleibende Einrichtung wieder aufgenommen zu werden. Auch das vermehrte natürlich die Geschäfte Haarmann's. Um ihn zum Vortheil der Schule zu entlasten, wurde er deshalb zum 1. März 1862 von seinen Dienstgeschäften befreit und als Beamter in den Ruhestand versetzt. Nur wenige Jahre sollte er sich dieser Erleichterung erfreuen; schon in der Nacht vom 26. zum 27. Juli 1864 machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Die allgemeine Achtung und Verehrung, die er bei seinen Schülern und in allen anderen Kreisen weit über die Grenzen seines Wohnorts hinaus sich erworben hatte, kam bei seinem Leichenbegängnisse, später durch das Standbild zu sichtbarem Ausdrucke, das am 4. Januar 1869 vor der Baugewerkschule errichtet wurde. Verheirathet war H. seit dem 2. August 1825 mit Sophie Luise Henr. Löbbecke, der Tochter des Kaufmanns Joh. Georg Löbbecke in Braunschweig, die schon vor

ihm am 5. Mai 1854 in Holzminden gestorben war. Die Leitung seiner noch immer blühenden Schöpfung wurde zunächst von seinem Sohne Gustav, nach dessen Tode († am 23. Februar 1891) von seinem Enkel Ludwig Haarmann fortgesetzt.

Vgl. Liebau, Die Baugewerkschule zu Holzminden (1836). — Zum 50 jähr. Jubiläum der Herzogl. Baugewerkschule zu Holzminden (1882.) — Deutsche Reichszeitung vom 10. und 11. Jan. 1857 Nr. 9 und 10, vom 30. Aug. 1864 Nr. 236. — Acten der Herzogl. Baudirection in Braunschweig. — Nachrichten aus der Familie Haarmann's.

P. Zimmermann.

Haas: Hermann H., Docent der Medicin an der Prager deutschen Universität, Primararzt des Spitals der Barmherzigen Brüder, geboren 1846 in Teplitz, † am 29. April 1888 am Flecktyphus, studirte und promovirte 1871 in Prag, war von 1873—78 Assistent an der Klinik von v. Jaksch und gelangte als Nachfolger von Hofmeister nach dessen Tod zu der obengenannten Stelle als Primararzt, habilitirte sich gleichzeitig als Docent für innere Medicin und pflegte besonders die Semiotik; er hielt Vorlesungen über physicalische Untersuchungsmethoden nebst laryngoscopischen Uebungen und publicirte zahlreiche Aufsätze, meist in der Prager Medicinischen Wochenschrift. Selbständig erschienen: „Die acute Endocarditis“ (Prag 1883); „Das Kranken-Material der barmherzigen Brüder zu Prag vom Jahre 1670 bis auf unsere Zeit mit besonderer Berücksichtigung der Variola“ (Prag 1885).

Prager Med. Wochenschr. 1888, S. 167. Pagel.

Haas: Johann Gottfried H., philologischer Pädagog und Lexikograph, besonders als letzterer bekannt unter dem Pseudonym M. A. Thibaut (das er aber wol nie bei Lebzeiten geführt hat), wurde im J. 1737 zu Grießbach bei Zschopau im sächsischen Erzgebirge geboren. Ueber den Lebens- und Bildungsgang dieses, mit der Feder ungemein fleißigen Verfassers vieler Hülfsmittel für den Lerngebrauch, insbesondere in Bezug auf fremde Sprachen, war bis zur Zeit nur bekannt, daß er sich — jedenfalls, durfte man annehmen, nach dem üblichen philologisch-theologischen Studium an der Leipziger Universität — dem Lehrerberufe widmete, sich ausgebreitete Kenntnisse in den alten und modernen Fremdsprachen, daneben in der Algebra und Arithmetik, aneignete, diese Kenntnisse als tüchtiger Schulmann praktisch sowie schriftstellerisch verwerthete und als „Conrector an der Schule zu Schneeberg“ im Erzgebirge am 17. April 1815 gestorben ist.

H. hat eine erstaunlich lange Reihe von Sprachlehren, Wörterbüchern u. a. Schriften, die in erster Linie auf den Jugendunterricht berechnet waren, herausgegeben, wozu ihn fortgesetzte litterarisch-pädagogische Thätigkeit während eines langen Lebens in Stand gesetzt hat. Am vollständigsten, wenn auch etwas ungeordnet, läßt sich diese unermüdliche Schriftstellerei bisher wol in W. Heinsius' „Allgem. Bücher-Lexikon od. vollständ. Verzeichn. der 1700—1812 erschienenen Bücher“, II (1812), S. 223 s. v. Haas, überblicken. Unter den daselbst aufgezählten (17) Schriften finden sich griechische, lateinische, französische Lexika und Grammatiken, hebräische Elementarbücher, außerdem arithmetische und algebraische Anweisungen u. a. Als Beispiel der letzteren sei angeführt: „Vortheilhafte Art nach der Regel de Tri in allen ihren Theilen zu rechnen; nebst einer Anleitung zur Algebra für Anfänger“ (1792), während eine ungewöhnliche Verbreitung erlangt hat „Der griechische Speccius, oder Kleine Uebersetzungen aus dem Teutschen ins Griechische“ (1801; 3. Aufl. von J. H. Ph. Seidenstücker [also nicht von H.] 1811; 4. Aufl. 1821). Sein „Vollständiges lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisches Handwörterbuch nach den

besten größern Werken, besonders nach Scheller, Bauer und Nemnich, ausgearbeitet und mit vielen tausend Wörtern vermehrt" erschien 1804, eine zweite, wohlfeilere Ausgabe 1808. Auch ein „Griechisch-deutsches Wörterbuch" gab er 1786/1801 in zwei Bänden heraus. Ins altclassische Gebiet gehören noch: „Lateinische" (1781) und „Griechische Grammatik" (1801), „Anweisung zur Erlernung der griechischen Sprache" (1803) und eine „zum Uebersetzen des Deutschen ins Lateinische" (1804), „Uebungen zum Uebersetzen in die lateinische Sprache" (1802). Auch Schriftsteller des hellenischen Alterthums legte er in neuen Ausgaben vor, z. B. Hesiod und Lucian. Bei allen seinen Arbeiten ging er von pädagogischen Principien aus, und so tragen viele der Haas'schen Veröffentlichungen im Titel den Vermerk „Der Jugend [oder „Den Anfängern"] zum Besten abgefaßt", beispielsweise die „Kurze und faßliche Anweisung für Anfänger, die hebräische Sprache ohne mündlichen Unterricht zu lernen" (1800), der 1801 ein „Hebräischer Speccius", zugleich mit jenem fürder vielgebrauchten griechischen, zur Seite trat; beide belegen Haas' Eingreifen in ein dazumal wol nur erst den Theologen vorbehaltenes Revier.

Sein specielles Feld hat H. aber zweifellos mit dem, der vorletztgenannten Arbeit parallel laufenden Buche entdeckt, das folgenden Titel führt: „Kurze und faßliche Anleitung in der französischen Sprache für Lehrende und Lernende, nebst einer kleinen italienischen Grammatik für diejenigen, welche die französische Sprache schon inne haben" (1794). Diesem benachbart liegt sein Hauptwerk, das, wenn auch seit der dritten Auflage unter dem — uneingestandenen — Pseudonym „M. A. Thibaut" laufend, Haas' geistige Arbeit auf die Dauer zu verewigen berufen sein sollte. Es trat zuerst, wie die Mehrzahl seiner Schriften zu Leipzig erschienen, im J. 1786/88 hervor: „Neues Teutsches und Französisches Wörterbuch der Jugend zum Gebrauch bequem eingerichtet", erster Band: A—K; zweiter Band: L—Z (zusammen 1875 + 2121 Seiten). Dann kam, angelehnt an den Nebentitel von 1786 Dictionnaire des langues françoise et allemande, 1802 eine Bearbeitung „Nouveau Dictionnaire manuel François - Allemand et Allemand - François etc. Oder: Neues und vollständiges Französisch-Teutsches und Teutsch-Französisches Handwörterbuch", die 1805/06 eine zweite, durchgesehene, verbesserte und vermehrte Auflage erlebte. Die im J. 1821 erschienene Auflage trägt zuerst, von fremder Hand „revue et corrigée", den Autornamen „M. A. Thibaut", gewiß aus Buchhändler-Speculation. Das Werk hatte inzwischen den Titel „Dictionnaire de Poche. Vollständiges deutsch-französisches und französisch-deutsches Taschenwörterbuch" angenommen und wurde für die 1825 erscheinende vierte Auflage von Le Roux la Serre verbessert. Der Leipziger Buchhändler Melzer hatte es nunmehr unter seine Fittiche genommen und konnte 1825 eine vierte, 1830 eine fünfte, 1835 eine sechste, 1838 die siebente Auflage vorlegen. In seinem Auftrage unternahm der geschäftige Vielschreiber Johann Sporschil eine Umarbeitung, die jedoch als ungenügend verworfen und durch eine von F. A. Weber ersetzt wurde, als 1846 der rühmlichst bekannte Verlag George Westermann in Braunschweig das Werk ankaufte. Damit kam diese vielveränderte Leistung deutscher Lexikographie in sichere Hut, in der sie seit der danach gedruckten 9. Auflage bis heute, wo sie mit der 149. an der Mitte des zweiten Hunderts der Auflagen steht, zum Ruhme und Nutzen deutscher Wissenschaft und Spracherlernung verblieben ist. 1852—71 kamen die 19.—59. Auflage, theilweise von de Castres besorgt, heraus, an Umfang und Format ständig wachsend. 1871 lieferten Georg Büchmann (s. d.), der weltbekannte Sammler der „Geflügelten Worte", und Heinr. Wüllenweber eine durchgreifende Neugestaltung, die der letztere noch zwei Mal, 1883 unter Beihülfe Dickmann's und 1898 in

einschneidender Form später vornehmen mußte. Eine weitere völlige Neubearbeitung, die dann wieder für eine Reihe von Auflagen und Jahren stereotypirt wird, bedeutet die 150. Auflage von 1904. Rund 700 000 Exemplare dürften nunmehr verbreitet sein, nachdem das Erzeugniß des, wie Michel sagt, „hinter seinem Pseudonym in aller Bescheidenheit längst verschwundenen Schulmeisters Joh. Gottfr. Haas“ fast 5/4 Jahrhunderte den Bedürfnissen der Schule und des Alltags ausgezeichnet gedient hat, in der Gunst der Zeitgenossen wie der urtheilsfähigen Richter stetig festwurzelnd. Der Vater des „Thibaut“-Opus ist dabei freilich völlig in Vergessenheit gerathen, und kein neueres Nachschlagewerk irgend welcher Art außer den bibliographischen (Heinsius a. a. O., jedoch nicht s. v. Thibaut in Bd. IV; Kayser, Vollständ. Bücher-Lexik. von 1750—1832, V. Bd., 1835), sowie Meusel's „Gelehrtes Teutschland oder Lex. der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller“ [5] III (1797) — so nach Angabe F. Michel's — bezw. Bd. XIV der 5. Ausgabe (1810), S. 2 (nur Bibliographie), sowie Ersch' und Gruber's Allgem. Encyklopädie II (1827), S. 2 (von R.; erste Skizze), weiß etwas über ihn. Ueber seinen Lebenslauf oder nur Wahl und Beginn des Pseudonyms fehlen bisher alle näheren Angaben. Dies Pseudonym lesen wir auch auf dem Titelblatte einer außerordentlich oft wieder abgedruckten Schulausgabe: „Histoire de Charles XII, Roi de Suède par Voltaire. Enrichie de Notes grammaticales et d'un vocabulaire suffisant [zusammen 48 Seiten] par M. A. Thibaut. A l'usage des écoles“, die, in ungefähr 40 Auflagen und mit einer knappen „Préface de Mr. M. A. Thibaut“ (also Haas', eines Zeitgenossen Voltaire's!) didaktisch-editorischen Inhalts versehen, bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts der älteren Serie französisch-englischer Schulautoren-Ausgaben der dafür renommirten Renger'schen Buchhandlung in Leipzig angehört hat.

Das Verdienst, auf H. nachdrücklich aufmerksam gemacht und die Nothwendigkeit, sein Andenken biographisch festzuhalten, betont zu haben, gebührt Oberlehrer Dr. Ferdinand Michel's Referat über H. Wüllenweber's „Thibaut“-Neubearbeitung von 1898, in der „Frankfurter Zeitung“, 4. Morgenblatt, Nr. 223, vom 13. August 1899, wo man auch auf viele der oben verwendeten bio-bibliographischen Notizen sowie die Bemängelung der bisherigen Lücke in der „Allgem. Dtsch. Biographie“ stößt. Mancherlei bot außerdem ein seitens der Verlagsbuchhandlung George Westermann im November 1898 versandtes Rundschreiben „Zur Geschichte des Thibaut“, das die damalige, mit der 140. Auflage hervortretende stereotypirte Neubearbeitung begleitet hat. „Ein Beitrag des Unterzeichneten zur Geschichte der neufranzösischen Lexikographie“, der für die „Zeitschr. f. franz. Sprache u. Litt.“ in baldiger Aussicht steht, wird H. und der Sache nähertreten. Lebensgeschichtliche Nachforschungen finden durch Vermittlung des Schneeberger Bürgermeisters Dr. v. Woydt 1904 statt. Diese jüngsten Feststellungen in Schneeberg förderten zu Tage: den betreffenden Todeseintrag im Kirchenbuch, Nekrolog und Lebenslauf in Lehmann's „Chronik der Stadt Schneeberg“ (1840), S. 244, ausführlichen Nachruf (von Rechtsconsulent Karl Friedrich Döhnel in Wiesenburg) im „Gemeinnützigen Erzgebirgischen Anzeiger für alle Stände“, Jg. 1815 Nr. 19, 20. Aus diesen Quellen ergeben sich an neuen Daten für H.: Geburt in Gelenau b. Grießbach im sächs. Erzgebirge als Sohn eines früh ermordeten Maurermeisters; äußerste Armuth im Knabenalter; entbehrungsreicher Besuch der berühmten Stadtschule zu Chemnitz und der Universität Leipzig (während des 7jähr. Krieges); Hauslehrer in Grünhain; Conrector in Marienberg, seit 1775 als ebensolcher an der Stadtschule zu Schneeberg i. Erzgeb. in äußerst erfolgreicher, reich gesegneter und anerkannter Wirksamkeit. — Leipz. Universitätsalbum. L. Fränkel.

Haber: Siegmund H., Humorist, wurde am 11. September 1835 zu Neiße in Schlesien geboren, erhielt kaufmännische Bildung, arbeitete mehrere Jahre als Geschäftsreisender, schließlich zu Breslau als Handlungscommis, mehrfach zwischendurch litterarisch thätig. 1870 übersiedelte er nach Berlin, wo er mit dem Verleger Rudolf Mosse bekannt und von diesem 1872 bei Gründung des „Berliner Tageblatts“ für dessen humoristische Donnerstagsbeilage „Ulk“ herangezogen wurde. Dieses im größern Theile politisch-satirische, im kleineren local-humoristische Witzblatt ist ganz eigentlich Haber's Kind gewesen, und er ist sein verantwortlicher und bestimmender Chefredacteur bis zum schnellen Tode, am 27. Februar 1895, geblieben, der auch den Texttheil in den Hauptstücken selbst zu liefern pflegte und in H. Scherenberg von Anfang an, dann auch in L. Manzel würdige Illustratoren fand. Obwol ja erst im vollen Mannesalter nach der Reichshauptstadt übergesiedelt, hat H. sich doch so rasch in die Eigenart ihres Lebens hineingewöhnt, daß seine daraus gegriffenen, frei geschaffenen Scherzfiguren, der Eckensteher Nunne, die Confectionsmamsell Paula Erbswurst vom „Hausvoigteiplatz links“ mit ihrem „doch ich will nicht vorgreifen“, sowie die später neben diese tretende Frau Rentier Schladeberg in der Manteuffelstraße die specifische Laune der geistigen Atmosphäre am Spreeufer als bezeichnende Typen spiegeln. Daß er dabei auch den ausgeprägten dortigen Volksdialekt in seiner Individualität, nicht bloß in der Wortform treffend wiedergab, zeugt für Haber's Anpassungsvermögen und sein Verständniß des Volksthümlichen. So wurden jene drei Gestalten — von denen ihren Vater nur „Nunne“ überleben sollte — ungemein populär und zwar nicht bloß im Leserkreise des zu dauernder weiter Ausbreitung emporklimmenden „Berliner Tageblatts“, obwol der „Ulk“, eben als „Beiblatt“, weder bei Lebzeiten Haber's, noch als später Richard Schmidt-Cabanis (geboren 1838) und Sigmar Mehring (geboren 1856), beide fruchtbare humoristische Dichter, ersterer schon länger als Mitarbeiter am „Ulk“ betheiligt, die Redaction übernommen hatten, eine selbständige Stellung und Bedeutung wie J. Stettenheim's „Wespen“ oder gar der „Kladderadatsch“ erringen konnte.

Die theils vor, theils außerhalb seiner „Ulk“-Redaction erschienenen buchmäßigen neun Veröffentlichungen Haber's sind weniger bekannt geworden und meist bald nach ihrem Hervortreten verschollen, obwol sie an Spaß, Ironie und Caricatur manche fein beobachtete und gut dargebotene Züge enthalten. Die ersten vier, 1866 einsetzend, sind leichte dramatische Waare, die letzten vier moderne Skizzensammlungen; zwischen diesen humoristischen Arbeiten steht (1889) „An der Mosel. Patriotisches Gemälde“. Die Titel mit den Erscheinungsjahren sind bei S. Haber's Lebens- und Charakterskizze verzeichnet, die auf Grund seiner eigenen Angaben Frz. Brümmer's Lexik. d. dtsch. Dichter u. Pros. d. 19. Jahrh.^{5} II, 73 f. (vgl. ebenda III, 450 u. 479 f.) gibt. Vgl. G. Dahms, Das litterarische Berlin (1895) S. 158 f. R. M. Meyer, Die dtsch. Litter. des 19. Jahrh. S. 626. Ausführliche biographische Mittheilungen im „Berliner Tageblatt“ 1895: 106, 107 S. 3, 109 S. 7, 114 S. 2; „Ulk“ 1895: 9 (Nekrolog-Gedicht), 14 (Porträt). Ludwig Fränkel.

Häberlin: Karl Franz Wolf Jerome H., Jurist, wurde am 4. September 1813 zu Bracht im Regierungsbezirke Marburg geboren, wo sein Vater, ein Sohn des bekannten Helmstedter Professors Karl Friedrich H., in der westfälischen Zeit Oberförster war. Bald nach der Geburt des Sohnes kehrte er in die braunschweigische Heimath zurück, wurde zuerst in Marienthal, 1822 aber als Oberförster in Helmstedt angestellt und ist hier am 8. Mai 1871 als Forstmeister gestorben. Der Sohn besuchte in Helmstedt von 1823 bis Michaelis 1832 das Gymnasium und widmete sich dann auf den Universitäten

Bonn und Berlin der Rechtswissenschaft. Am 12. September 1837 promovirte er in Halle zum Dr. iur.; seine Dissertation lautete: iuris criminalis ex speculis Saxonico et Suevico adumbratio. Zwei Jahre darauf (15. Juni 1839) habilitirte er sich in Berlin für die Fächer der deutschen Rechtsgeschichte und des öffentlichen Rechts. Das Hauptgebiet seiner Studien und litterarischen Thätigkeit war das Strafrecht. Mehr geschichtlich war seine nächste Arbeit, die sich mit seiner Doctordissertation berührte, seine „Systematische Bearbeitung der in Meichelbeck's Historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung“ (Berlin 1842), die seine Ernennung zum Ehrenmitgliede des historischen Vereins von und für Oberbaiern in München veranlaßte. Sein wichtigstes wissenschaftliches Werk waren seine „Grundzüge des Criminalrechts nach den neuen deutschen Strafgesetzbüchern“, die in vier Bänden bei Fleischer in Leipzig von 1845—49 erschienen und vor allem seinen Ruf als Gelehrter begründeten. Auch wird er es diesem Werke hauptsächlich zu danken haben, daß er 1851 zum außerordentlichen Professor des Rechts an der Universität Greifswald ernannt wurde; im J. 1862 erhielt er hier eine ordentliche Professur. Er ist dieser Hochschule dann bis zu seinem Tode treu geblieben. Daneben hielt er an der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena Vorlesungen über Landwirthschaftsrecht. Aus dieser Wirksamkeit entstand sein „Lehrbuch des Landwirthschaftsrechts nebst einer encyklopädischen Einleitung in dasselbe“ (Leipzig 1859). Auch praktische Fragen und die weitere Entwicklung der Strafgesetzgebung verfolgte H. mit lebhaftem Interesse und hat er auf sie durch verschiedene Aufsätze, wie seinen „Irrthum im Strafrecht“ („Gerichtssaal“ 1865, 17. Jahrg., Beilage), seine „Kritischen Bemerkungen zu dem Entwurfe eines Strafgesetzbuchs für den norddeutschen Bund“ (Erlangen 1869) u. a., mit Erfolg einzuwirken gesucht. Das Vertrauen seiner Collegen übertrug ihm wiederholt das Decanat der juristischen Facultät und für das Jahr 1879/80 das Rectorat der Hochschule. Am 8. Juni 1886 ward er zum Geheimen Justizrathe ernannt. Am 12. September des folgenden Jahres feierte er sein 50jähriges, am 12. September 1897 sein 60jähriges Doctorjubiläum unter lebhafter Theilnahme besonders von der Universität und der Stadt Greifswald. Erst jetzt gab er seine mit großer Freudigkeit und unermüdlicher Pflichttreue ausgeübte erfolgreiche Lehrthätigkeit auf. Nicht lange nachher, am 27. Februar 1898, machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. — G. war zwei Mal verheirathet, zuerst mit Auguste geb. Rieß, die im J. 1848 starb, dann mit Lina geb. Münter, einer Schwester des bekannten Greifswalder Professors Julius Münter.

Vgl. Braunschw. Magazin 1898, Nr. 15, S. 118 f. — Biographisches Jahrbuch III, 154 f. (A. Teichmann) und die hier angeführte Litteratur.

P. Zimmermann.

Hack: Wilhelm H., Arzt, geboren am 19. Juli 1851 in Karlsruhe, studirte in Heidelberg und Wien, erlangte 1874 die Doctorwürde, habilitirte sich 1879 als Privatdocent für Laryngo- und Rhinologie, später für Dermato- und Syphilidologie in Freiburg i. Br. und starb am 24. April 1887 ganz plötzlich auf einer Velocipedfahrt. H. veröffentlichte außer mehreren Aufsätzen über seine Specialfächer eine physiologische Arbeit: „Ueber das Resorptionsvermögen granulirender Flächen“, ferner „Ueber die operative Radicalbehandlung bestimmter Formen von Migräne, Asthma, Heufieber, sowie zahlreicher verwandter Erkrankungen“ (Wiesbaden 1884). Auch ein Vortrag „Ueber Riechen und Geruchsorgan“ (Wiesbaden 1885) rührt von ihm her.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hsg. v. A. Hirsch u. E. Gurlt III, 5; VI, 837.

Pagel.

Haeffelin: Kasimir Freiherr von H., bairischer Staatsmann, ist geboren am 3. Januar 1737 zu Minfelden im Herzogthum Zweibrücken. Er studirte in Pont à Mousson und Heidelberg und erhielt 1765 an der Hochschule zu Heidelberg auf Grund einer Abhandlung „De justa Theodori Mopsuesteni, Theodoreti et Ibae damnatione, vulgo de tribus capitulis“ die theologische Doctorwürde. 1767 wurde er zum Priester geweiht und als kurpfälzischer Hofcaplan angestellt, 1768 zum Cabinetsantiquarius und Münzcabinetsdirector, 1770 zum kurfürstlichen geheimen Rath ernannt. 1767 wurde er Mitglied der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften in Mannheim, 1777 Mitglied der Deutschen gelehrten Gesellschaft daselbst. 1775 veröffentlichte er einen Essay „Discours de l'influence de voyages sur le progrès des arts“; auch lieferte er zahlreiche Beiträge zu den Publicationen der genannten gelehrten Gesellschaften, u. a. „Vom gothischen Geschmack in der deutschen Schrift“, „Vom Ursprung der deutschen Buchstaben“, „Erste deutsch geschriebene Werke“ u. s. w. Auffällig ist in diesen Schriften eine heute fast komisch anmuthende, damals dem Zeitgeist entsprechende, rücksichtslose Verurtheilung „der rauhen, wilden, barbarischen Art, welche die Werke des mittleren Zeitalters verunstaltet hat, der gothischen Dome mit ihren nicht ausgehauenen, sondern ausgeschnitzelten Thürmen, ihren tausend überflüssigen Zierraten, ihren ungeheuren Gewölben, die in den Gemüthern nur Erstaunen und Schrecken erwecken können“ u. s. w. Dagegen trifft die Forderung, es möchte bei allen Culturvölkern gleichmäßig der lateinische Druck eingeführt werden, mit modernen Bestrebungen zusammen. 1778 siedelte H. mit Kurfürst Karl Theodor nach München über. 1782 wurde er zum päpstlichen infulirten Prälaten, sowie zum Comthur des Malteserritterordens und Generalvicar des bairischen Malteser-Großpriorats, 1783 zum Vicepropst des Collegiatstifts U. l. Frau zu München, 1787 zum Bischof zu Chersonnes ernannt. Als junger Geistlicher war H. Minervale des Illuminatenordens geworden; als aber die Regierung gegen den angeblich staatsverrätherischen Geheimbund einzuschreiten begann, trat er nicht bloß aus dem Orden aus, sondern wirkte auch, wie er selbst sich rühmte, bei der Unterdrückung eifrig mit. 1783 ernannte ihn der Kurfürst zum Vicepräsidenten des geistlichen Raths und zum geheimen Referendär in geistlichen Sachen (mit Gehalt von 1400 Gulden, 900 zahlbar vom kurfürstl. Hofzahlamt, 500 von der deutschen Schulcasse). Während Kurfürst Karl Theodor das Reichsvicariat innehatte, wurde H. am 8. October 1790 in den reichsfreiherrlichen Stand erhoben. Von Ostern 1796 bis Ostern 1798 verweilte er zur Erledigung von Geschäften des Malteserordens theils in Rom, theils in Malta. Das Kreisarchiv München verwahrt ein Bündelchen Briefe Haeffelin's an seinen Freund, den Rechtsconsulenten v. Woschitzka, die wenigstens von der Kunstliebe des Reisenden günstiges Zeugniß geben, auch für die Zeitgeschichte nicht ohne Interesse sind. Nach dem Regierungsantritt Max Joseph's (1799) hielt H. in einer akademischen Festsitzung eine Rede über das Thema: „Worin besteht die wahre Volksaufklärung?“ Ganz im Sinn und Geist der neuen Regierung forderte der Redner „entschlossene Bestreitung und Ausrottung der schädlichen Mißbräuche und Vorurtheile auch in der Religion“. Auch nach seiner Ernennung zum bairischen Gesandten in Rom 1803 wirkte der Prälat durchaus nach den Anschauungen und Absichten des Ministers Montgelas. Es war keine leichte Aufgabe, die weitreichenden kirchenpolitischen Neuerungen des Ministeriums in Rom zu vertheidigen, um wenigstens den directen Bruch mit der Kurie zu verhüten, doch H. war dieser Aufgabe gewachsen. „Klug und geschmeidig wußte er sich stets in die herrschende Richtung zu fügen; Schwierigkeiten liebte er nicht zu be-

siegen, sondern zu umgehen; in Unterhandlungen befolgte er den Grundsatz, daß man durch Eingehen auf den Standpunkt des Gegners am rascheſten zum Ziele komme; um die Wahrung von Principien kümmerte er sich wenig, wenn er nur den nächstliegenden Zweck erreichte" (Sicherer). Freilich, die Bemühungen um ein Landesconcordat für den in der Napoleonischen Aera stattlich erweiterten und 1806 zum Königreich erhobenen Staat mußten vergeblich bleiben, da die von Montgelas gegebenen Richtpunkte niemals die Zustimmung des apostolischen Stuhles finden konnten. Nachdem aber der leitende Minister am 2. Februar 1817 auf Betreiben des Kronprinzen Ludwig seine Entlassung bekommen hatte, trat in der Kirchenpolitik Baierns bald eine Wandlung ein, und auch H. verfolgte nun eine Richtung, die der bisher verfolgten gerade entgegengesetzt war. Die neue Instruction für den bairischen Gesandten am Quirinal ließ ja auf größere Nachgiebigkeit der Regierung in kirchlichen Fragen schließen, allein H. ging noch darüber hinaus. Am 5. Juni 1817 unterzeichnete er ein Concordat, das in mehreren Punkten in offenem Widerspruch mit der Instruction stand, das die Aufhebung des gesammten bairischen Kirchenstaatsrechts und die Ersetzung desselben durch das kanonische Recht anordnete. Das Ministerium war mit diesem Vorgehen unzufrieden, konnte sich aber zu der vom Minister Lerchenfeld und der protestantischen Partei geforderten Zurückberufung Haeffelin's nicht aufraffen, ja, nach neuen Unterhandlungen in Rom wurde der etwas abgeänderte Entwurf am 24. October 1817 vom König unterzeichnet. Die Belohnung für die der Curie geleisteten guten Dienste blieb nicht aus. Am 6. April 1818 wurde H. auf Empfehlung des Königs von Baiern trotz des Widerstandes einflußreicher Mitglieder des geheimen Consistoriums zum Cardinal erhoben. Als sich im Herbst 1818 die Widersprüche zwischen einzelnen Bestimmungen des Concordats und der inzwischen ins Leben getretenen Verfassung fühlbar machten, erlaubte sich H. neuerdings eigenmächtiges Vorgehen. Ohne die Zustimmung der Regierung einzuholen, gab er am 27. September 1818 vor der Curie die Erklärung ab, das Religionsedict habe nur für die Nichtkatholiken, das Concordat allein für die Katholiken Geltung, während nach der Meinung der Staatsregierung das Religionsedict für alle Einwohner des Königreiches, Concordat und Protestantenedict je für die betreffenden Kirchen maßgebend sein sollten. Auch diese eigenmächtige Auslegung des Gesandten blieb, obwol sie amtlich widerrufen wurde, ungeahndet. H. starb, neunzig Jahre alt, in Rom am 27. August 1827.

Felder, Gelehrtenlexikon der kathol. Geistlichkeit Deutschlands und der Schweiz (1817) I, 289; II, 499. — Westenrieder, Gesch. d. bair. Akademie d. Wissenschaften II, 463. — Sicherer, Staat u. Kirche in Baiern vom Regierungsantritt des Kurfürsten Max Joseph IV. bis zur Erklärung von Tegernsee (1874), S. 72 ff. — Seydel, Bayerisches Staatsrecht III, 434. — Atti del consistorio segreto tenuto dalla Santità Papa Pio VII. nel palazzo apostolico Quirinale, il 6. aprile 1818. — Acten im kgl. allgem. Reichsarchiv und im kgl. Kreisarchiv zu München.

Heigel.

Hagen: Bernhard vom H., kurkölnischer Kanzler, c. 1490—1556. H. wurde kurz vor dem Jahre 1490 in der kleinen westfälischen Stadt Geseke geboren. Am 3. October 1503 wurde er bei der artistischen Facultät der Universität Köln immatriculirt und trat in die Montanerburse ein. Seine Studien wird er an einer anderen Universität begonnen haben; denn schon zu Ende des Jahres 1504 wurde er Baccalaureus, im Frühjahr 1506 Licentiat und jedenfalls auch Magister der freien Künste. Nunmehr wandte er sich dem

juristischen Studium zu und verfolgte die gewöhnliche akademische Laufbahn. Im J. 1513 wurde er Baccalaureus, 1515 Licentiat und Doctor im kaiserlichen Rechte. Im J. 1518 wählte ihn die juristische Facultät zum Decan, und blieb er Mitglied des Professorencollegiums bis zum Jahre 1526. Zugleich bekleidete er das Amt eines kurfürstlichen Siegelbewahrers. Als im Mai des genannten Jahres der kurfürstliche Kanzler Degenhard Witte gestorben war, berief der Erzbischof Hermann von Wied H. auf diesen wichtigen und verantwortlichen Posten. Ebenso wie am clevischen Hofe waren damals in der Umgebung des Kölner Kirchenfürsten Persönlichkeiten von humanistischer Richtung zur Herrschaft gekommen, die zu Erasmus freundschaftliche Beziehungen unterhielten. Zu den bekanntesten Vertretern dieses Kreises gehörte neben dem Grafen Hermann von Neuenahr der neue Kanzler H. und der bedeutendste von den Genossen Johann Gropper, Hagen's Nachfolger als Siegler.

Schon bald nach Hagen's Amtsantritt wurden einige von den als nothwendig erkannten Reformen in Angriff genommen. H. proclamirte am 25. Juni 1527 vor den versammelten Deputirten der Kölner Kirche die Erklärung, daß er für die in den päpstlichen Monaten erledigten Pfründen selbst sorgen werde. Daß H. aber dabei selbst entschieden auf katholischem Standpunkte verharrte, erweist ein Brief Arnold's von Tongern, der im J. 1529 an H. schrieb, daß der Glaube noch nie, seitdem ihn Deutschland angenommen, in solcher Gefahr gewesen sei. Als der Kurfürst im J. 1530 den Augsburger Reichstag besuchte, befand sich H. in seiner Begleitung. Das Ansehen, das er genoß, sprach sich aus in seiner Berufung in die beiden Ausschüsse, den 14er wie den 6er, welche die Lösung der religiösen Streitigkeiten versuchen sollten. Zwei Jahre später konnte H. seinem Herrn einen hervorragenden Dienst erweisen. Als der Paderborner Bischof Erich Herzog von Braunschweig-Lüneburg am 14. Mai 1532 gestorben war, eilte der kölnische Kanzler von Brühl aus ins Paderborner Bisthum und brachte die einflußreichsten Mitglieder des Capitels auf die Seite Hermann's von Wied, sodaß auf diesen die Wahl zum Administrator am 13. Juni fiel. Aus den folgenden Jahren fehlen nähere Nachrichten über H. Wir wissen nur, daß er im J. 1534 auf dem Kreistage zu Koblenz gegen das Münstersche Unwesen auftrat. Doch ist soviel gewiß, daß H. bis in den Anfang der 1540er Jahre gemeinsam mit dem Erzbischof an der mittleren Richtung in den kirchlichen Dingen festhielt. Freilich verfehlte er nicht, dem Brauche der Zeit entsprechend, aus seiner einflußreichen Stellung private Vortheile zu ziehen. Außer seiner Domherrnpfründe besaß er ein Kanonikat an der Kölner Stiftskirche S. Severin und ließ sich noch dazu die Propstei von St. Andreas übertragen. Dadurch aber gerieth er in einen Conflict mit der Curie, welche sich für den päpstlichen Notar Nolden von Krefeld entschied. Als das Capitel von St. Andreas Nolden abwies, wurde es excommunicirt, ebenso H. selbst. Aber auf Veranlassung des Erzbischofs wurde das päpstliche Decret mit Zustimmung der Stadt nicht verkündet. Nolden rächte sich durch Spottverse und Caricaturen, worauf ihm die Stadt Köln den Schutz aufsagte. Die versöhnliche Richtung Hagen's wird auch im J. 1539 durch einen Brief Melanchthon's bezeugt. Noch auf dem Wormser Tage 1540 war er mit dem Dominicaner Everhard Billich Vertreter des Erzbischofs.

Nun aber drängten die rasch einander folgenden Ereignisse zum Bruche. Als der Erzbischof durch die zweite Berufung Bucer's den ersten entschiedenen Schritt zur Ueberführung des Erzstifts zur Reformation that, stieß er bei H. wie bei Gropper auf den energischsten Widerstand. Als H. damals im Jahre

1543 nach Bonn kam, mied er den dort sich aufhaltenden Bucer, obwol er vorhin gut mit ihm gestanden hatte. Mit seinem Freunde Gropper stand H. an der Spitze der Oppositionspartei des Domcapitels sowol auf dem Landtage im März 1543 wie im folgenden Jahre als Abgeordneter des Capitels, als man den Erzbischof ersuchte, die Prädicanten zu entlassen und die Neuerungen abzustellen. Ebenso war er das Haupt der Commission, für welche Gropper das ablehnende Gutachten über die Reformationsschrift Hermann's ausarbeitete. Soweit wir Kunde von Hagen's Verhalten in den nächsten Jahren haben, finden wir ihn unter den entschiedensten Gegnern des Fürsten, dessen vertrautester Rathgeber er zuvor gewesen war. Schroff trat er gegen jede Nachgiebigkeit in der kirchlichen Frage auf, obwol er mit Georg v. Witgenstein als eines der versöhnlichsten Mitglieder des Capitels galt.

Auch unter Hermann's Nachfolger, dem Erzbischof Adolf von Schauenburg, blieb er Kanzler des Erzstifts und betheiligte sich an dessen in den Grenzen der katholischen Lehre sich haltenden Reformbestrebungen, namentlich an dem Provinzialconcil vom Jahre 1549. Doch tritt er seit dieser Zeit in den Hintergrund. Den Jesuiten versprach er auf Grund einer Empfehlung Gropper's persönliche Verwendung beim Erzbischof zu Gunsten ihrer Privilegienbestätigung. Er starb am 5. October 1556, wie Hamelmann (Opera genealogica hist. 1336) angibt, eines unvorhergesehenen Todes; man fand ihn todt neben seinem Bette liegen.

Das Urtheil über H. wird ein getheiltes sein. Mögen auch Rücksichten auf seine Pfründen sein Verhalten beeinflußt haben, jedenfalls blieb er der ursprünglich gewählten kirchlichen Mittelrichtung getreu im Gegensatze zu seinem Erzbischof, der im Laufe der Jahre zum entschiedenen Bruche mit dem alten Kirchenthum gelangte.

Decanatsbücher der Universität Köln. — Ennen, Geschichte der Stadt Köln, Bd. IV. — Varrentrapp, Hermann von Wied.

Herm. Keussen.

Hagen: Friedrich Wilhelm H., geboren zu Dottenheim in Mittelfranken (Baiern) am 16. Juni 1814, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, dem dortigen Pfarrer und früheren a. o. Professor an der Universität Erlangen, einem begeisterten Anhänger der damals neu aufgekommenen Pestalozzi'schen Erziehungsmethode. 1832 bezog er die Universität Erlangen um Theologie zu studiren; in der Befürchtung einer der politischen folgenden kirchlichen Reaction verließ er ungern dies Studium und wandte sich der Medicin zu, deren wissenschaftliche Seite hauptsächlich ihn anzog. Besonders hoffte er Mittel und Wege zu finden zur Erkenntniß des Zusammenhanges der geistigen Natur mit der physischen. Am 18. August 1836 promovirte H. Zum Gegenstand seiner Dissertation hatte er gewünscht, einen Stoff aus dem Gebiete der Psychiatrie zu gewinnen. Er that dies unter der Leitung des als Gerichtsarzt nach Weißenburg in Mittelfranken versetzten Prof. Friedrich, wobei er gleichzeitig in Ausübung seines Biennium practicum dessen Armenpraxis versah. Unter Ausnutzung von Friedrich's reichhaltiger Bibliothek bearbeitete er in Buchform (348 Druckseiten): „Die Sinnestäuschungen in Bezug auf Physiologie, Heilkunde und Rechtspflege", Leipzig 1837, vgl. auch die spätere Abhandlung „Zur Theorie der Hallucinationen". Dann besuchte er die Universitäten München und Erlangen. Da Irrenanstalten damals nur nebenher von Aerzten besorgt zu werden pflegten, suchte er vorläufig ärztliche Praxis in dem Städtchen Velden an der Pegnitz; dabei verblieb ihm viel Zeit zu wissenschaftlichen Arbeiten, er schrieb ein Buch „Beiträge zur Anthropologie", welches Abhandlungen enthielt über die psychische Bedeutung der Hirn=

und Nervenorgane, über Constitution und Temperament, und über die Wechselwirkung der Gemüthsbewegungen mit dem physischen Leben. Trotz der Jugend des Verfassers, der sich in alten Tagen selbst über seine Kühnheit dabei wunderte, fand das Buch eine günstige Aufnahme; sein früherer Lehrer Rud. Wagner forderte ihn zur Mitarbeiterschaft an dem Handwörterbuch der Physiologie auf. Freilich mußte er noch bis 1844 unter bedrängten Verhältnissen in Velden bleiben, bis Wagner ihm ein Reisestipendium verschaffte; er besuchte Jakobi in Siegburg, Guislain in Gent, war in mehreren Londoner Irrenanstalten; dann in Paris, ferner bei Roller in Illenau, in Heidelberg und zum Schluß bei Zeller in Winnenthal. Unterwegs besuchte er Justinus Kerner in Weinsberg. Erst 1846 wurde er zum Assistenzarzt der neuen Irrenanstalt in Erlangen ernannt unter Solbrig's Leitung. Er führte die ersten 46 Kranken dorthin aus der alten Irrenanstalt Schwabach, wo er einen Theil der Kranken nackt auf Stroh fand, mit einer Kette um den Hals an der Wand befestigt. 1847/48 war er einige Monate in Wien und Prag. 1849 wurde er Director der neuen Anstalt Irrsee. 1857 veröffentlichte er ein Buch „Der goldene Schnitt"; bei Forschungen über die Ursachen der Geisteskrankheiten hatte er zahlreiche Messungen von Schädeln und Gehirnen gemacht, dabei glaubte er das Verhältniß des goldenen Schnitts (worunter man eine solche Theilung des Ganzen in zwei ungleiche Hälften versteht, daß die kleinere Hälfte sich zur größeren verhält, wie die größere zum Ganzen), in seinen Resultaten wiederzufinden. 1859 wurde H. Solbrig's Nachfolger in Erlangen; unter seiner Leitung wurde die Anstalt allmählich sehr vergrößert. Ueber die ersten 25 Jahre berichtete er unter dem Titel: „Statistische Untersuchungen über Geisteskrankheiten". 1870 wurden gesammelte Vorträge als „Studien auf dem Gebiete der ärztlichen Seelenkunde" von ihm herausgegeben. Ein späterer Vortrag über die Verwandtschaft des Genies mit dem Wahnsinn erschien im Band XXXIII der Allgem. Zeitschrift für Psychiatrie. Einen seiner Zeit berühmten Fall veröffentlichte er 1872: „Chorinsky, eine gerichtlich-psychologische Untersuchung". Viel genannt wurde er bei der Begutachtung der Geisteskrankheit des Königs Ludwig II. von Baiern.

Bald nach seinem Ausscheiden aus der Professur und Direction starb H. am 13. Juni 1889. Neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung ist sein hoher Idealismus und unverwüstlicher Optimismus im Leben und Streben hervorzuheben.

Laehr, Gedenktage der Psychiatrie S. 129, 178, 180, 231, 262, 366; ein ausführl. Verzeichniß seiner Publicationen findet man S. 180/181. — Nekrolog in d. Allg. Zeitschr. f. Psychiatrie Bd. 45, S. 298—306.

Th. Kirchhoff.

Hagen: Matthaeus H., waldensischer Prediger, † 1458. Nachdem in Pommern und der Mark Brandenburg seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts wiederholt gegen die Anhänger der waldensischen Sekte eingeschritten worden war, wurde im J. 1458 in der Mark Brandenburg eine neue Inquisition angestellt. Es ergab sich hierbei, daß ganze Ortschaften durch das Waldenserthum der Kirche entfremdet waren. Als Prediger dieser ketzerischen Gemeinden wurde in jenem Jahre der Schneider Matthaeus H. zur Rechenschaft gezogen. In Selchow in der Neumark geboren, war H. von dem waldensischen Bischof Friedrich Reiser, der den Anschluß der deutschen Waldenser an das Taboritenthum durchgesetzt hatte, in Saaz zum Priester geweiht worden. Vor seinen Glaubensgenossen in der Ukermark und Neumark las H. die Messe in deutscher Sprache, predigte ihnen und spendete ihnen das Abendmahl unter beiden Gestalten. Als er im April 1458 mit drei von ihm zum Predigerberuf vor-

bereiteten Jüngern in Berlin gefangen gesetzt und in Gegenwart des Markgrafen Friedrich II. im kurfürstlichen Schlosse von dem Inquisitor, dem Minoriten Johann Cannemann, in Verhör genommen wurde, bekannte sich H. ohne Rückhalt als Anhänger der waldensisch-taboritischen Lehren. Den ihm angesonnenen Widerruf lehnte er mit aller Entschiedenheit ab. Am 28. April 1458 wurde H. als verstockter Ketzer dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben und wol in den nächsten Tagen auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

W. Wattenbach, Ueber die Inquisition gegen die Waldenser in Pommern und der Mark Brandenburg, in d. Abhdlgn. d. kgl. preuß. Akademie d. Wissenschaften vom Jahre 1886, S. 71 ff.; — derselbe, Ueber Ketzergerichte in Pommern u. der Mark Brandenburg, Sitzungsberichte derselben Akad., Jahrg. 1886, S. 47 ff. — H. Haupt, Husitische Propaganda in Deutschland, im Histor. Taschenbuch, 6. Folge, Bd. VII, S. 292 ff. — Gottfr. Brunner, Ketzer u. Inquisition i. d. M. Brandenburg. Berl. Dissertation 1904, S. 18 ff. Herman Haupt.

Hager: Magister Konrad H., Irrlehrer, † um 1350. — Wegen Verbreitung ketzerischer Lehren wurde im Januar 1342 der Magister Konrad H. in Würzburg von der Inquisition in Untersuchung gezogen. Er mußte zugeben, daß er seit 24 Jahren gegen die Stiftung von Messen geeifert habe. Das dafür entrichtete Opfergeld („Meßfrumen") hatte er „ein gil der pfaffen" genannt „und ein symonie und ein raub der armen leute und ein raub almussens, daz man solt den hungerigen armen geben". Ebenso hatte er die zur Abhaltung von Seelenmessen und zu Fürbitten für die Verstorbenen gespendeten Opfer bekämpft und sie als nutzlos bezeichnet. Diesen Lehren, die dem Magister vermuthlich durch das damals in Franken weit verbreitete Waldenserthum vermittelt worden waren, hatte H. in der Stadt und Diöcese Würzburg viele Anhänger gewonnen. Bei der Schlußverhandlung am 4. Februar 1342 zeigte sich H. reumüthig und erklärte sich zum Widerruf bereit; trotzdem blieb er noch einige Zeit eingekerkert. Ein von H. im Gefängniß abgefaßtes Gedicht über seine Bekehrung nahm der Augustiner Hermann von Schildesche in seine um 1343 verfaßte Schrift „contra hereticos Leonistas seu pauperes de Lugduno" auf, die hauptsächlich die von H. verbreiteten Irrlehren bekämpfte. Hager's Bekehrung hielt allem Anschein nach nicht Stand; als rückfälliger Ketzer soll er in Rom den Feuertod erlitten haben.

Jos. M. Schneidt, Thesaurus juris Franconici, Abschn. I, Heft 17 (Würzb. 1789), S. 3239—3255. — Monumenta Boica, Vol. 40, S. 381 f., 386—396. — Lor. Fries, Würzburger Chronik, in Ludewig's Geschichtsschreiber d. Bischofth. Würzburg, Th. II, S. 626. — H. Haupt, Die religiösen Sekten in Franken vor d. Reformation (Würzb. 1882), S. 20 f. — Joh. Baier, Gesch. d. alten Augustinerklosters Würzburg (Würzb. 1875), S. 69. Herman Haupt.

Hager: Ernst Achatius Hermann H., Philolog und Goethe-Forscher, 1846 zu Elstra, Kgr. Sachsen („Elstrano-Lusaticus" nennt er sich auf der Dissertation) geboren, studirte seit Ostern 1866 an der Leipziger Universität unter Ritschl, L. Lange, G. Curtius (Theo- und) Philologie, unter Fr. Zarncke Germanistik. Im Frühjahre 1870 promovirte er ebenda zum Dr. phil. mit der Dissertation „Quaestionum Hyperidearum capita duo", die, lateinisch geschrieben, zum größern Theile des im 4. Jahrhundert vor Christi Geburt lebenden atheniscihen Redners Leben aufhellen, zum kleineren (S. 47—76) die im athenischen Gerichtsverfahren geltende „Berufung", über die H. einem Hyperidesbruchstück Aufschlüsse entnimmt. H. ist dem Interesse für dieses Gebiet auf die Dauer treu geblieben. Das bewies er noch viele Jahre später, indem er bei der nach Decennien (1. Ausg. 1842; 2. 1848) als völlige Neubearbeitung

ausgeführten dritten Ausgabe des starken Compendiums (2 dicke Bände 1890/91) „A dictionary of Greek and Roman antiquities. Edited by William Smith, William Wayte, G. E. Marindin“ unter den 45 Mitarbeitern der new edition 1, S. III: H. H. = Hermann Hager Ph. D., Professor in Owen's College, Manchester erschien und dazu zahlreiche, gehaltvolle Artikel über attisches Rechtswesen lieferte. Er hat in diesem Fache auch eine regelmäßig ergänzte werthvolle Büchersammlung hinterlassen, als er am 28. Februar 1895 zu Manchester erst im 49. Lebensjahre starb. Sechzehn Jahre lang hatte unter theilweise recht schwierigen Verhältnissen H. daselbst an dem Owen's College genannten Drittheil der auf drei Städte vertheilten Victoria University, deren berathender Behörde (advisory council) er selbst angehörte, als „Lecturer“ für deutsche Sprache und Litteratur, d. h. etwa in der Function eines dotirten „außerordentlichen Professors“, segensreich gewirkt. Als mit Hager's Tode sein Amt über die gleichfalls mit Reichsdeutschen besetzten Parallelposten zu Liverpool und Leeds hinausgehoben wurde, indem des Manchesterer Großkaufmanns Heinrich Simon (des bekannten gleichnamigen 48er demokratischen Parlamentariers Neffe) großartige Freigebigkeit die Dotation einer ordentlichen Professur für Deutsch ermöglichte, die gleichsam den Mittelpunkt des geistigen Lebens der vielen Deutschen in Mittelengland bilden sollte, verhinderte britischer officieller Chauvinismus, H. einen entsprechenden deutschen Nachfolger zu geben, der in der Person des unterzeichneten Referenten in Aussicht stand, und that einen Schweden dahin, der keineswegs durch bisherige Leistungen das Vertrauen rechtfertigen konnte, im Sinne seines deutschen Vorgängers H., des deutschen Stifters u. s. w. das lebhafte deutschsprachliche Cultur- und Litteraturinteresse dort zu concentriren und zu lenken.

H. nämlich hatte während seiner mannichfaltigen Thätigkeit in England viel dazu beigetragen, Studium und Würdigung des Deutschen jenseit des Canals zu heben und zu wesentlich höherem Ansehen zu bringen, auch zu akademischem. Schon als vieljähriger Staatsexaminator für Deutsch an den Universitäten zu Oxford, Cambridge, London und der Victoria-Universität nahm er unter der Lehrerschaft Großbritanniens eine hervorragende Stellung ein. Namentlich aber hat er eine höchst umsichtige und gedeihliche Wirksamkeit entfaltet, als er 1886 beim Einsetzen der Bewegung zu einer englischen Goethe-Gesellschaft in Manchester, wo eine zahlreiche, kunstsinnige deutsche Colonie Erfolg verhieß, eine Zweiggründung veranlaßte. Der ausgezeichnete Litterarhistoriker Professor A. W. Ward als erster Präsident hatte in H. als erstem Schriftführer der mit einem hübschen Grundstock an Mitgliedern, Geld und Büchern ins Leben getretenen Manchester Goethe Society, die erst mit, dann unabhängig von der English Goethe Society, verschiedenfach ihr Daseinsrecht bekundet hat, einen eifrigen Helfer zur Seite, auch nachdem dieser infolge anstrengender Berufsthätigkeit die Hauptlast niederlegen mußte und 1891 zu einem der Vicepräsidenten erkoren ward. Seiner gewinnenden und allbeliebten Persönlichkeit, seiner Unermüdlichkeit, für Vorträge an den Vereinsabenden zu sorgen und jedem Theilnehmer bereitwilligst aus seinem reichen Goethe- und Litteraturwissen zu spenden, waren mit in erster Linie Aufschwung und Anregungen dieser Goethe-Gesellschaft zu danken. Seine ausgebreitete berufliche Inanspruchnahme und die Gewissenhaftigkeit seiner Studien schränkten die rednerischen und gedruckten Ergebnisse der letzteren ziemlich ein. Doch gewähren die „Transactions of the Manchester Goethe Society, 1886—1893. Being original papers and summaries of papers read before the Society“ (Privatdruck der Gesellschaft, Warrington 1894) S. 126 (Goethe and Homer), S. 163 (On Goethe's plan for the Helena), S. 181 f. (7 Referate Hager's zur Goethe-Kunde aus den Jahren 1888—92) in kurzen Auszügen einen Einblick

in seine gediegene Sachkenntniß und die Fülle seiner Gesichtspunkte. H. starb am Morgen des Tages, für den die Erstaufführung von Goethe's „Clavigo" in England auf Grund einer mit von ihm aufs regste geförderten Uebersetzung angesetzt war. So war er noch im Tode ein Pionier deutschen Geistes- und Litteraturverständnisses bei den angelsächsischen Vettern.

Vgl. den Nachruf von T. A. Stephens im Goethe-Jahrbuch XVI, 258 f. — Eigne Erfahrung 1895. — Leipziger Universitäts-Album.

Ludwig Fränkel.

Haggenmacher: Gustav Adolf H., Afrikareisender, geboren auf der Insel Limatau bei Brugg (Aargau) am 3. Mai 1845, ging 1865 als Kaufmann nach Aegypten, war von 1866 an als solcher im ägyptischen Sudan thätig. 1869 brachte ihn eine Reise nach Suês in Berührung mit W. Munzinger, dem er nach Abessinien folgte und von da an zur Seite stand. Nach einer Reise nach Europa ging er 1874 nach Massaua und wurde Munzinger's Stellvertreter in Cassala. In demselben Jahr unternahm er im Auftrag des Khedive eine Reise in das Somali-Land. 1875 ging er nach Galabat. Als Begleiter Munzinger's theilte er dessen Schicksal in dem ägyptisch-abessinischen Krieg. Er fiel gleich diesem bei Tadschurra im Galla-Land, nahe der Grenze von Aussa in der Nacht vom 13. auf den 14. November 1875 unter den Messern der Galla. Der Rest der ägyptischen Truppen unter Izzet Bei, mit denen H. vormarschirt war, nahm beim Rückzug den Schwerverwundeten mit, der, wie Munzinger, auf dem Marsche starb. — Die Hauptarbeit Haggenmacher's ist die Schilderung seiner Somali-Reise, die mit einer sorgfältigen Karte als 47. Ergänzungsheft der „Geographischen Mittheilungen" 1876 erschienen ist. H. zeigt sich darin als ein guter Beobachter, besonders des Völkerlebens und der wirthschaftlichen Verhältnisse. Die Reise führte von Berber unmittelbar südlich und endigte in Libaheli.

Nekrolog in den Geographischen Mittheilungen 1876. — Hans Schinz, Schweizerische Afrika-Reisende. Zürich 1904.

Friedrich Ratzel.

Hahn: Albert H., Geheimer Commerzienrath und Großindustrieller, Sohn eines Kaufmanns Martin H. in Breslau, des Bruders des bekannten Mathematikers E. M. Hahn, wurde am 18. December 1824 geboren. Von kleinen Anfängen in Breslau und Berlin, wohin er Ostern 1851 übersiedelte, schwang er sich durch rastlose Thätigkeit und kaufmännische Intelligenz empor. Er begründete und leitete eine Kunstwollfabrik, eine der ersten in Deutschland, so erfolgreich, daß diese deutsche Industrie mit der von England wetteifern und die entsprechende englische Waare fast entbehrlich machen konnte. Jener Fabrik schloß sich später eine Spinnerei und Weberei an. Ferner begründete er ein Röhrenwalzwerk, welches einen solchen Aufschwung nahm, daß er noch gleiche Fabrikbetriebe in Charlottenburg, Düsseldorf, Gerstenbaum, Oderberg in Oester.-Schlesien und Zweiggeschäfte in Wien und Moskau errichtete. Lange Zeit war er Vorsitzender der Norddeutschen Textil-Berufsgenossenschaft, ferner der Finanzcommission der städtischen höheren Webeschule in Berlin, sowie Beirath des Reichs-Versicherungsamtes, öfters auch Schiedsrichter in kaufmännischen Streitfragen. Sein hoher Wohlthätigkeitssinn bethätigte sich u. a. in der Unterstützung von mancherlei Unternehmungen, z. B. des Breslauer Kunstgewerbemuseums, zu dem er den ersten Grundstein legte, und in humanen Stiftungen für die zahlreichen Beamten und Arbeiter seiner Fabriken. Es war ihm noch vergönnt, am 1. October 1888 den 50. Jahrestag seines Eintritts in das kaufmännische Leben zu feiern, und 1889 wurden seine Verdienste um die deutsche Industrie durch Verleihung des Titels „Geheimer Commerzien-

rath“ anerkannt. Er erlag längerem Leiden am 10. Februar 1898 in Berlin.

Vgl. Voss. Ztg. v. 3. Oct. 1888, Nr. 468 und Börsencourier 1898, Nr. 69. H. Hahn.

Hahn: Dr. Friedrich von H., Senatspräsident am Reichsgericht, wurde am 7. Juni 1823 zu Homburg v. d. H. als Sohn des landgräflich hessischen Leibarztes und Geheimen Rathes Dr. phil. Franz v. H. geboren, besuchte 1837—42 die Fürstenschule zu Meißen, dann bis 1846 die Universitäten Jena und Heidelberg behufs Rechtsstudien, promovirte in Heidelberg am 10. August 1846 zum Doctor beider Rechte und trat dann auf kurze Zeit in den landgräflich hessischen Staatsdienst. Aus diesem ausgeschieden, habilitirte er sich am 10. November 1847 als Privatdocent an der juristischen Facultät in Jena mit der Schrift „De diversis testamentorum formis, quae in Germania obtinuerant, observationes“. Am 26. Februar 1850 wurde er zum außerordentlichen und am 3. September gl. J. zum ordentlichen Assessor des dortigen Schöppenstuhles ernannt. 1856 erhielt er durch den Landgrafen von Hessen-Homburg den Charakter eines Hofrathes verliehen. Vom 15. Januar 1857 an vertrat er die großherzogliche und herzoglich sächsische und anhaltinische Regierungen auf den Handelsgesetzbuchconferenzen zu Nürnberg und Hamburg, wurde 1861 außerordentlicher Honorarprofessor, am 1. April 1862 ordentlicher Professor des deutschen Privatrechts und des Handelsrechts sowie Mitglied des Oberappellationsgerichts in Jena. In der Schrift „Die materielle Uebereinstimmung der römischen und germanischen Rechtsprincipien“, Jena 1856, gab er eine ausführliche Kritik der Schrift des Oberappellationsgerichtsrathes C. A. Schmidt „Der principielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Rechte“, Rostock und Schwerin 1853. Es standen sich damals Romanisten und Germanisten schroff gegenüber. Auf der einen Seite war man bestrebt, die Wissenschaft des römischen Rechts aus den beengenden Banden der historischen Schule zu befreien, auf der andern stellte man die deutschrechtlichen Institute aus den einheimischen Quellen zusammen, ohne dem großen Einfluß des römischen Rechts auf alle Theile des Rechtslebens gerecht zu werden. Man rühmte jenem große technische Vollendung, dem deutschen tieferen ethischen Gehalt nach. In sachlicher, scharfsinniger und liebevoller Würdigung beider Rechtssysteme suchte H. unparteiisch jedem das Seine zu geben und die Verschiedenheiten beider aus den geschichtlichen, politischen und wirthschaftlichen Entwicklungsmomenten dieser Völker mit praktischem Blicke für die sociale Bedeutung der Rechtsinstitute darzulegen. Damals fand diese Arbeit geringe Beachtung, weil beiden Parteien an einer unparteiischen Vergleichung wenig gelegen war. Immerhin förderte diese energische Vertiefung in die Rechtsgedanken zweier Völker den Verfasser für sein eigentliches Lebenswerk, die Behandlung des Handelsrechts in einem großen Commentar. Die beste Vorschule hierfür boten die Verhandlungen der erwähnten Conferenzen, bei denen sich praktische Erfahrung, theoretische Beherrschung- und gesetzgeberische Weisheit gleichmäßig zur Schaffung eines gelungenen Werkes vereinten. Die akademische Laufbahn nicht ungern verlassend, trat H. am 1. April 1872 in das Reichsoberhandelsgericht ein, aus dem er dann am 1. October 1879 in das Reichsgericht überging. Am 1. October 1891 zum Senatspräsidenten befördert, übernahm er als solcher den Vorsitz im 6. Civilsenat, trat jedoch schon am 1. Januar 1893 in den Ruhestand. Er starb am 3. März 1897, nachdem er kurz vorher sein 50 jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte. Sein großer Commentar des Handelsgesetzbuches war in erster Auflage 1862—67 (Braun-

schweig) erschienen. Es kam dem Verfasser dabei darauf an, den inneren Zusammenhang, den juristischen Gedankeninhalt des neuen Gesetzbuches in wissenschaftlicher Deduction klarzulegen. Er behandelte die handelsrechtlichen Institute in engem Zusammenhalt mit den civilrechtlichen und führte die Abweichung beider auf einleuchtende Principienunterschiede zurück. Nach Laband's Urtheil war seine juristische Construction scharfsinnig, doch frei von willkürlichen und unnatürlichen Fictionen und darum besonders anziehend, weil sie erkennen ließ, wie die Ordnung der äußern Dinge im Einklang steht mit der dem Menschengeist angeborenen Logik. In den weiteren Auflagen (1871 ff., 1877 ff. und 1894 [nur bis zu Art. 172 ausgearbeitet]) folgte Verfasser eifrigst den Fortschritten der Gesetzgebung, Rechtsprechung und Wissenschaft, so daß er für weitere Arbeiten keine Muße fand. Nur für die Zeitschrift von Goldschmidt lieferte er eine Recension über die Abhandlungen von Römer (Stuttg. 1877) in Bd. 23 S. 630—641 und eine eigene kleinere Arbeit über das Commissionsgeschäft in Bd. 29 S. 1—17. Als Mitglied des obersten Gerichtshofes war er von großem Einfluß; er genoß in den Kreisen seiner Amtsgenossen großes Ansehen. Als Menschen zeichneten ihn anspruchslose Bescheidenheit und vornehmes Wesen aus.

Reichsgerichtsrath Dr. Rehbein in der Deutschen Juristen-Zeitung II, 139 (auch Notiz in I, 362). — Nekrolog von Laband in der Zeitschr. f. d. ges. Handelsrecht, Bd. 46 (N. F. 31), S. 365—374. — Recension des Commentars in der Krit. Vierteljahresschrift XII, 30—33 (Laband). — Zeitschr. f. d. ges. Handelsrecht VI, 325; XVII, 665; XXIII, 318. — Grünhut's Zeitschrift III, 185; V, 170; XI, 480; XXI, 786. — Goldschmidt, Handbuch d. H.-R., 2. Aufl. 1875, S. 92, 102, 111. — Rechtsforschung und Rechtsunterricht auf den deutschen Universitäten von O. Fischer, Berlin 1893, S. 62. — Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558—1858, Jena 1858, S. 105/6. — Illustrirte Leipziger Zeitung 1879, II, 266. A. Teichmann.

Hahn: Hugo H., am 18. October 1818 auf dem Gute Aahof bei Riga geboren, hatte bis zum Beginn seiner afrikanischen Missionsarbeit „ein an auffallenden Begebenheiten armes Leben“. Daheim genoß er eine strenge Erziehung, auf der Domschule und im Gymnasium zu Riga eine gute Ausbildung, die ihn schon 1834 zu einem Aufnahmeexamen beim Ingenieurcorps der russischen Armee befähigte. Die Wartezeit vor dem Eintritt in den Dienst wurde für sein inneres Leben entscheidend, gab daher auch dem äußeren eine Wendung und endete dank der Freundeshülfe seines Vetters und Schwagers Pastor Loesevitz mit dem Entschluß, Missionar zu werden. Trotz zurückhaltender Antwort der Rhein. Missionsgesellschaft verließ H. von seinem Vater und dem Segen seiner kranken Mutter († 1838) geleitet, im November 1837 die Heimath, um sich in Barmen vorzustellen. Eine 3/4 jährige Probezeit, während deren er unter Anleitung des Lehrers Schmachtenberg an der reformirten Pfarrschule in Elberfeld unterrichtete, hatte den Erfolg, daß Inspector Richter ihn am 1. October 1838 in das Seminar aufnahm. 2 1/2 Jahre später wurde er ordinirt und mit der besonderen Instruction nach Afrika gesandt, die rhein. Mission vom Kapland aus über den Oranje bis ins Hereroland auszudehnen.

Vom 13. October 1841 ab, an dem H. afrikanischen Boden betrat, bis zu seinem Ende im J. 1895 ist sein Leben dann sehr wechselvoll und inhaltsreich gewesen, und dabei trotz aller scheinbaren Unruhe nicht erfolglos. Man mag schon staunen, wenn man bloß auf die ungeheuer anstrengenden Reisen achtet, die H. von der Kapstadt bis zum Kunene, hauptsächlich in unserem heutigen Deutsch-Süd-Westafrika unternommen hat. Er war der Bahnbrecher;

denn seine unter missionarischem Gesichtspunkt gemachten Fahrten und Forschungen haben (von linguistischen Errungenschaften noch ganz abgesehen) für die Landeskunde und Ethnologie, für die Kriegsgeschichte der afrikanischen Rassen wie für die colonisatorischen Unternehmungen Deutschlands größere Bedeutung gehabt als die Streifzüge des schwedischen Abenteurers Anderson und des englischen Straußenjägers Green! Aber was will das besagen gegen die Rolle, die H. in der Geschichte der rhein. Mission gespielt hat. 32 Jahre lang ist er (bis 1873) im Dienste der Barmer Gesellschaft thätig gewesen und hat mehr noch erreicht, als man ihm aufgetragen: nicht nur die Entstehung der Herero-Mission, auch die Arbeit unter den Ovambo ist ihm zu verdanken.

Nach einem Aufenthalt beim alten Schmelen in Kommagas überschritt H. 1841 mit seinem Genossen Kleinschmidt den Oranjefluß und ließ sich zunächst bei dem bekannten Jonker Afrikaner in Windhoek nieder, d. h. gerade auf dem Grenzgebiet zwischen den Nama und Herero, wo die unaufhörlichen Streitigkeiten für die Mission so verhängnißvoll werden sollten. Schon der Weihnachten 1842 geschlossene Friede ermöglichte ein Vorwärtsgehen, aber erst die Concurrenzarbeit des Wesleyaners Haddy nöthigte zur Aufgabe von Windhoek und zum Vorstoß nach Norden; erst seit der Besetzung von Otjikango (Neu-Barmen) am 31. October 1844 datirt die Herero-Mission, deren Träger eben H. war. Das eigenthümliche Rechtsverhältniß, in das er zu den Eingeborenen trat, erleichterte in etwas die Situation, es konnten sogar nach fünf Jahren zwei neue Niederlassungen angelegt werden (Otjimbingue 1849 und Okahandja 1850) und 1850 kamen vom Cap die ersten gedruckten Bücher in der Herero-sprache. Trotzdem blieb die Pionierarbeit der ersten zehn Jahre, bei der nach Kleinschmidt's Abzug H. wesentlich nur von Missionar Rath unterstützt wurde, namenlos schwierig und endete infolge der Raubzüge Jonker's und nach der Zerstörung von Okahandja völlig resultatlos. In Windhoek waren die Methodisten verschwunden und so versuchte H., den Namahäuptling wenigstens dort zur Aufnahme rhein. Missionare zu bestimmen, aber auch das war umsonst: so fuhr er 1853 nach Deutschland. — Ebenso trostlos fand H. die Zustände noch, als er 1856 nach Otjikango zurückkehrte. 1858 konnte er zwar sein Hausmädchen, den Erstling der Herero, taufen, aber das täuschte ihn nicht darüber hinweg, daß die Stunde für dies Volk noch nicht gekommen sei. Ein Jahr später verließ er abermals Afrika, diesmal mit der Ueberzeugung, daß nur noch mit Hülfe colonisatorischer und zwar industrieller Unternehmungen ein weiterer Versuch lohnend sein würde. Durch energische Vertretung dieser Ansicht in Barmen erreichte H., daß er im J. 1864, von Handwerkern begleitet, von neuem auf Otjimbingue einsetzen konnte. Mittlerweile war manches anders geworden: Jonker war 1861 friedlos gestorben, und das war das Signal geworden zum Freiheitskampf der Herero (1863—1870); nach furchtbaren Greueln, unter denen natürlich die Arbeit wieder leiden mußte, wurde auf Hahn's Betreiben im September 1870 endlich der Friede geschlossen, der zehn Jahre anhielt. Daß allen Hindernissen zum Trotz während dieser Jahre die Missionsarbeit einen sichtbaren Aufschwung nahm, lag an der energischen Arbeit, die H. an seinem in Otjimbingue eröffneten Nationalgehilfen-Institut (Augustineum) leistete, das unter dem Protectorat seiner Gönnerin, der Fürstin Elisabeth von Lippe-Detmold stand, das lag zum anderen entschieden an dem Einfluß der von H. angelegten Mustercolonie, deren Handel auch finanziell vortheilhaft war. — Leider entstanden gerade an diesem Punkte folgenschwere Differenzen zwischen H. und der rhein. Gesellschaft: er verlangte einen Kaufmann, der unter seiner Aufsicht und als Angestellter der Mission die Handelsgeschäfte in Otjimbingue übernehmen sollte, in Barmen trennte man aber aus

wichtigen principiellen Bedenken diese industriellen Unternehmungen gänzlich von der Missionsarbeit und übertrug sie einer (1870 in Barmen gegründeten) „Missions-Handels-Actiengesellschaft", die dann aber nach vielen Verlusten bereits 1880 quittiren mußte. H. protestirte und trat, als man ihm nicht seinen Willen that, aus dem Verbande aus (1873). Er ließ auf dem Gebiet, wo er seit 1844 mühevolle Pionierdienste gethan hatte, nicht weniger als dreizehn Stationen zurück.

Noch bevor H. aber aus der rheinischen Gesellschaft ausschied, war auch der Grund zu einer Arbeit unter den Ovambo gelegt. Die erste Untersuchungsreise, die von dem aggressiven Manne schon 1857 mit Missionar Rath zusammen unternommen war, hatte allerdings in einem regelrechten Gefecht bei Ondonga ihren Abschluß gefunden, aus dem die beiden Freunde sich nur mit Mühe retteten. Bei einer zweiten Fahrt aber im J. 1866, die bis zum Kunene ausgedehnt werden konnte, fand H. überraschend freundliche Aufnahme. So konnte er mit gutem Gewissen den Propst Sirelius-Helsingfors, den Leiter der auf seine Anregungen hin entstandenen „Finnischen Missions-Gesellschaft" veranlassen, im Ovamboland Erstlingsarbeit zu treiben; nach langen Verhandlungen kam es wirklich im J. 1870 dazu. Aber es blieb Hahn's Lieblingswunsch, daß auch rheinische Missionare dort eintreten sollten, und es war eine große Freude seiner letzten Lebensjahre, als 1891 jener Wunsch in Erfüllung ging.

Die während der Missionsarbeit unternommenen Urlaubsreisen in die Heimath (1853—55 und 1860—63) waren auch mehr Arbeitszeit als Erholung. Abgesehen von seinen weiten Reisen in Deutschland, England und Rußland, auf denen er, besonders in den Ostseeprovinzen, durch seine imponirende Persönlichkeit der rhein. Missionsgesellschaft viele neue Freunde gewann, war H. speciell für „seine" Herero thätig. Zweierlei ist hervorzuheben: Erstens wußte er als überzeugter Lutheraner in der confessionellen Krisis der Gesellschaft im Anfang der 60er Jahre dem lutherischen Bekenntniß innerhalb der unionistischen Gesellschaft, und zwar speciell für die Mission im Hereroland einen Platz zu sichern, für deren lutherischen Charakter er selbst später als Pfarrer in Kapstadt in fast kleinlicher Weise eintrat. Zum anderen arbeitete er mit unermüdlichem Fleiß an der Erforschung des Otjiherero, fertigte die ersten Uebersetzungen an, verfaßte eine Grammatik und erwarb sich dadurch um die Sprachwissenschaft so große Verdienste, daß ihm von der Leipziger Universität im J. 1873 honoris causa der Doctorgrad verliehen wurde. Aber alle Ehren konnten ihn seinem Beruf für Afrika nicht entfremden; selbst den Antrag, im J. 1863 als Nachfolger von Wallmann das Inspectorat der Berliner Missionsgesellschaft zu übernehmen, lehnte er ab, um wieder nach Otjimbingue zu ziehen.

Auch nach 1873 blieb H. in Afrika, da man ihn an die lutherische Gemeinde nach Kapstadt berief. Hier traf ihn 1880 der schwerste Schlag seines Lebens; er verlor seine treue, ihm ebenbürtige Gattin, eine Tochter des englischen Schriftstellers W. Hone, die er in Kapstadt einst kennen gelernt und 1843 geheirathet hatte. Im Auftrag der englischen Regierung kam H. als Friedensvermittler im J. 1882 noch einmal in sein geliebtes Hereroland, wo man den alten „Muhonge" (Lehrer) mit unbeschreiblichem Jubel empfing, 1884 legte er sein Amt nieder, war von 1885—87 unterwegs in Europa und Amerika und machte sich 1887 zum fünften Male auf nach dem dunklen Erdtheil. Dort zog er zu seinem zweiten Sohn in die Pfarre von Paarl bei Kapstadt und starb in Kapstadt selbst am 24. November 1895, wo er neuankommende rheinische Missionsgeschwister begrüßen wollte.

Das Grabkreuz in Paarl zeigt seines bewegten und äußerlich so unruhigen Lebens stetes Ziel und Losung: „Dein Reich komme“. Fries.

Hahn: Karl H., der dritte Sohn des Mathematikers Ed. Mor. H., geboren am 18. Februar 1824 zu Breslau, ausgezeichnet als Criminalist und juristischer Schriftsteller, studirte nach Beendigung seiner Schullaufbahn im Magdalenengymnasium in Breslau und Berlin die Rechte, wirkte nach kurzer richterlicher Thätigkeit am Amtsgericht zu Hirschberg als Staatsanwalt in Strehlen und Ratibor, kam 1864 als Tribunalsrath nach Königsberg und 1871 an das Obertribunal nach Berlin. Bei der Justizreorganisation im Herbst 1879 zum Senatspräsidenten ernannt, blieb er in dieser Stellung bis zu seinem bald erfolgten Tode. Er starb im Alter von 56 Jahren am 16. März 1880.

Mit Schärfe des Verstandes, rascher Auffassungsgabe, schlagfertigem Witz, Frische des Geistes und Tiefe des Gemüths ausgestattet, dem Kaiser und dem evangelischen Glauben treu ergeben, leistete er als Abgeordneter, Richter und Schriftsteller der Regierung, der Kirche und seiner Wissenschaft erhebliche Dienste. Als Abgeordneter zur Zeit des Verfassungsstreites und als Mitglied der conservativen Partei, war er Anhänger des Graf Lippe'schen Systems, daher oft in scharfer Fehde begriffen mit Waldeck, Twesten und anderen Mitgliedern der Opposition. Seine parlamentarische Thätigkeit schloß 1864 ab. Als Richter wirkte er im Arnimproceß mit; auch war er Mitglied des Gerichtshofes für Competenzconflicte und des Reichseisenbahnamtes.

Seine zahlreichen Arbeiten galten theils der Erläuterung von Gesetzen, wie z. B. denen über die Presse, den preußischen Strafgesetzen, dem Verfahren in Untersuchungssachen und in Geschwornengerichten, den Gesetzen über Verjährung, über den Unterstützungswohnsitz, über die Gerichtsverfassung von 1877, ferner der Feldpolizei, der Concurs-, der Strafproceßordnung. Theils gab er im Auftrage des Reichs-Justizamts in einem vierbändigen Werke Materialien zu den Reichs-Justizgesetzen heraus. Auch war er eine Zeitlang Leiter des Goltdammer'schen Archivs für Strafrecht. Seine Bedeutung erhielt Ausdruck durch die Anwesenheit des Staatsministers Falck und zahlreicher hervorragender juristischen Staatsbeamten bei seiner Leichenfeier.

Vgl. Neue preuß. Zeitg. vom 18. u. 22. März 1880 Nr. 66 u. 70 und Norddeutsche Allgem. Ztg. vom 20. März Nr. 136; über seine Arbeiten vgl. den alphab. Schriftstellerkatalog der Königl. Bibliothek zu Berlin.

H. Hahn.

Hahn: Ludwig H., Dr. hon. c., Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath, geboren am 18. September 1820 zu Breslau, † am 30. September 1888 in Berlin, war der zweite Sohn des Mathematikers Ed. Moritz H. (s. A. D. B. X, 358 v. Elkan Markus H.). Nach dem Besuch des Magdalenengymnasiums studirte er in Breslau und Berlin Theologie (1838—42) und wurde Lehrer im Hause des französischen Legationssecretärs Humann. Zur weiteren Erziehung von dessen Kindern siedelte er mit diesem, dem nachmaligen Finanzminister Louis Philippe's, 1842 nach Paris über. Der Aufenthalt daselbst und der Verkehr mit bedeutenden Politikern und Gelehrten, wie Guizot, Thiers, Cousin, Broglie, endlich sein erziehlicher Beruf wirkten nachhaltig auf ihn ein. Es bildete sich bei ihm der gewandte und klare Stil, sowie der Sinn für lehrhafte, übersichtliche Anordnung des Stoffes aus, der seine Schriften auszeichnet, ferner der Geschmack an politischer Thätigkeit, die sein ganzes Leben nun ausfüllt. So entstanden seine Correspondenzen über staatliche Angelegenheiten z. B. über die bourbonische Heirathsfrage und Schriften: „Ueber die Auflösung des Jesuitencongresses 1845“ (1846), „Ueber das Unterrichtswesen

in Frankreich mit einer Geschichte der Pariser Universität" (2 Bde. 1848), „Ueber L. Philippe's Fall" (1849), wobei eine erläuternde Schilderung der Februarrevolution gegeben wird, die er in Paris noch mit durchlebt hat, sodann Uebersetzungen von Guizot's „Demokratie" und Thiers' „Eigenthum" (1854). In seine Vaterstadt zurückgekehrt (1848), warf er sich, erfüllt von der ihm durch seine gottesfürchtige Mutter anerzogenen frommen und monarchischen Gesinnung, als Verteidiger conservativer Richtung in die politische Bewegung seiner Zeit, wurde Mitarbeiter der „Schlesischen", dann Herausgeber einer conservativen Zeitung. Seiner vielseitigen Bildung, Geschäftsgewandtheit und Königstreue wegen wurde er als Hülfsarbeiter in die Schulabtheilung der Regierung berufen. Dieser Beschäftigung und seiner Thätigkeit als Geschichtslehrer an einer Töchterschule verdanken seine geschichtlichen Lehrbücher Anregung und Entstehung. Durch sie und alle späteren Werke Kenntniß der vaterländischen Geschichte und Einrichtungen im Volke zu verbreiten und dadurch Liebe zum Vaterland und Herrscherhaus zu erwecken, stellte er sich zur Lebensaufgabe. Diesem Zwecke dienten die größere „Geschichte des preuß. Vaterlandes" (1854; bis 1893 23 Aufl.) und der kleine „Leitfaden" daraus (1855; bis 1894 48 Aufl.), beide vorbildlich durch patriotische Wärme und übersichtliche Gliederung der Erzählung.

Sehr bald wurde H. als Hülfsarbeiter in das Unterrichts-Ministerium berufen (1850), darauf zum Geheimen Regierungsrath im Ministerium des Innern ernannt (1855), unter dem Ministerium Schwerin in der Zeit der „neuen Aera" jedoch als Regierungs- und Schulrath nach Stralsund versetzt. Während dieses Zeitraumes verfaßte er die Lebensbilder „Friedrich der Große" (1855; 2. Auflage 65) und „Kurfürst Friedrich I" (1859). In das Ministerium des Innern unter v. Jagow 1862 zurückberufen, lieh er seine Feder den Zwecken der neuen Regierung und förderte mit innerer Genugthuung das Wirken Bismarck's. Er bearbeitete politische und Preßangelegenheiten, verfaßte öfters die Entwürfe zu Denkschriften und Thronreden, gründete die „Provinzialcorrespondenz", die er bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienst leitete. Durch den maßvollen Ausdruck seiner Gesinnung gewann er sich selbst die Achtung der Zeitungsleiter anderer Parteien.

Der Verherrlichung Wilhelm's I. und Bismarck's galt sein ferneres litterarisches Arbeiten. Durch geschickte Zusammenstellung von Actenstücken, Parlamentsreden u. s. w. bot er reichen Stoff zur Kenntniß ihres Wirkens, so in den Schriften: „Der Gang der preußischen Politik in der Schleswig-Holsteinschen Angelegenheit" (1864), „Die innere preußische Politik von 1862 bis 66", „2 Jahre preußisch-deutscher Politik 1866—67" (1868), „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich u. s. w." (1871), vor allem in seinem vierbändigen Werk „Fürst Bismarck" (1878—85), dem noch ein fünfter Band von Wippermann beigefügt wurde.

Den Ueberanstrengten ergriff ein schweres Leiden (1879), das ihn bald zum Austritt aus dem Staatsdienste nöthigte (1882). Seine Verdienste um Staat und Wissenschaft wurden durch Beförderung zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath und durch Verleihung zahlreicher preußischer und ausländischer höherer Orden und anderer Auszeichnungen anerkannt. Durch die Pflege seiner treuen Gattin gestärkt, nahm er trotz seines Leidens sein litterarisches Schaffen wieder auf. So entstand „Kaiser Wilhelm's Gedenkbuch", eine chronologische Zusammenstellung (5. Aufl. 1880) und das Lebensbild „Wilhelm I.", von seinem Bruder Oscar herausgegeben und in seinem Sinne bis zum Tode des Herrschers fortgeführt, eine „Geschichte des Culturkampfs" (1881), das „Heer und Vaterland" (1883), eine Würdigung des ersteren durch

Aussprüche berühmter Kenner, „Das sociale Königthum" (1885), vor allem „20 Jahre 1862—82", Rückblicke auf Bismarck's Wirksamkeit, bestimmt das Verständniß für diese im Volke zu fördern (1882), daneben eine anonyme Schrift des Kunst- und Musikliebenden, „Das deutsche Theater und seine Zukunft" (1879; 2. Aufl. 1880). Bei seiner Beerdigung, der zahlreiche höchste Staatsbeamte beiwohnten, drückte Hofprediger Frommel die Grundzüge seines Wesens treffend durch die Bibelworte aus: „Fürchtet Gott, Ehret den König, Thut Ehre jedermann, Habt die Brüder lieb".

Vgl. Neue Preuß. Ztg. (1888) Nr. 386 u. 390. Nordd. Allg. Ztg. Nr. 463 u. 467 (1888) und den alphab. Schriftstellerkatalog d. Kgl. Bibl. zu Berlin s. L. H. H. Hahn.

Hahn: Oscar H., geboren zu Breslau am 28. November 1831, tüchtig als Jurist und Verwaltungsbeamter und rühriger Theilnehmer an religiösen und staatlichen Bewegungen, war der fünfte und jüngste von den Söhnen des Mathematikers Ed. Mor. Hahn. Wie seine Brüder besuchte auch er das Magdalenengymnasium in Breslau und studirte hier und in Berlin die Rechte (1850—53), wandte sich aber dann dem Verwaltungsfache zu, arbeitete bei den Regierungen zu Breslau, Liegnitz, Posen, Erfurt, dazwischen als Landrathsvertreter in Pleß und Samter. 1862 wurde er zum Landrath von Obornik, 1867 von Weilburg ernannt und wirkte von 1867—85 als Ober-Regierungsrath und Abtheilungsdirigent des Innern an der Regierung zu Bromberg, von 1885 bis zu seinem Tode als Ober-Verwaltungsgerichtsrath zu Berlin. Als königstreuer Patriot vertrat er die Interessen der Regierung und der conservativen Partei in den gesetzgebenden Körperschaften des Reichs und des preußischen Staats und zwar von 1870—73 als Abgeordneter für den Oberlahnkreis, von 1879—85 für Bromberg-Wirsitz und 1886—93 im Reichstag für Bromberg und kämpfte für seine christlichen und socialen Anschauungen muthig an der Seite seines Freundes und Gesinnungsgenossen, des Hofpredigers Stöcker. Von 1879 an war er Mitglied, von 1891 an auch im Vorstande der Generalsynode und von 1887 ab in dem der Provinzialsynode von Brandenburg, außerdem auch an der Leitung zahlreicher Hülfs-, Bürger- und Wahlvereine betheiligt. Sein Tod am 6. Mai 1898 schloß ein arbeitsvolles, mit unerschütterlicher Treue dem Vaterland und der evangelischen Kirche gewidmetes Leben ab; daher erwiesen ihm auch die letzten Ehren auf dem Matthäikirchhof, wo er, wie seine Brüder seine Ruhestätte fand, außer Verwandten und Amtsgenossen der ehemalige Ministerpräsident, Graf zu Eulenburg, der Minister des königlichen Hauses und Spitzen höchster staatlicher und kirchlicher Behörden und Vertreter zahlreicher Vereine.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigen sich mit den Gesetzen über Vorflut, Ent- und Bewässerung und dem Deichwesen (1858, 1886), mit der Kreisordnung (1873) und der Provinzialordnung für Preußen und Brandenburg (1870), sowie mit den Reichsgesetzen über Invaliden- und Altersversicherung (1889). Das Werk seines Bruders Ludwig „Wilhelm I.", gab er heraus und führte es bis zum Tode des Kaisers fort (1888).

Vgl. Neue Preuß. Ztg. v. 9. Mai 1898 Nr. 214 und Reichsbote v. 10. Mai Nr. 120, über seine Schriften den alphab. Katalog der Kgl. Bibl. zu Berlin. H. Hahn.

Hahn-Hahn: Ida Gräfin H.-H., berühmte Schriftstellerin, bedeutend als Typus einer bestimmten, suchenden und fordernden Epoche, geboren am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mecklenburg, † am 12. Januar 1880 in Mainz.

Ida H.-H. entstammte dem reichsten und vornehmsten Adelsgeschlecht des feudalsten Landes, von dem die neuere Zeit weiß: ihr Vater war Erbland-

marschall von Mecklenburg. Sie hat von diesen Ursprüngen eine bis zur Starrheit festgehaltene conservative Gesinnung in politischen Fragen überkommen, sowie die naive Selbstverständlichkeit, mit der sie ihre Gestalten zum Aerger und Erstaunen einer demokratischen Lesewelt mit den Manieren, Lebensgewohnheiten und Mitteln der höheren Gesellschaftsschichten ausstattete. Durchaus neu aber war das in ihr mit leidenschaftlichster Heftigkeit auftretende Verlangen und Suchen nach Menschen und Zuständen, die auch innerlich eine vollkommene Erhebung über das Gewöhnliche ermöglichen sollten. Ibsen's Ausdruck von den „Adelsmenschen“ scheint wie auf den Typus, der ihre Romane merkwürdig macht, gemünzt. Möglich, daß ihr Vater ihr die unruhige Sehnsucht nach erhabenen Momenten mitgab: es war jener berühmte „Theatergraf“ Karl Friedrich v. Hahn (s. A. D. B. X, 369), der seiner Passion für Bühne und Schauspielerei sein Vermögen, seine Stellung, sein Familienglück opferte. Er hat auch die Tochter in den völlig unverdienten Ruf gebracht, eine Komödiantin zu sein, während sie mit ihm höchstens die opferbereite Hingabe an die eigenen Leidenschaften theilte. Doch scheint der eitle und haltlose Mann, der schon das Kind durch die Aufregungen seiner Effectproben in ein lebensgefährliches Nervenfieber jagte (er riß die Vierjährige aus dem Bett, um sie im Nachtröckchen zu einem Feuerwerk zu tragen!), auf Ida wenig Einfluß geübt zu haben; sie gedenkt seiner nur mit unverhohlener Abneigung. Das ist ihr um so eher zu verzeihen, als die stille unbedeutende Mutter und die Geschwister durch die Schuld des zu spät entmündigten Abenteurers in die drückendsten Verhältnisse geriethen. Eine Zeit lang soll freilich gerade das phantastische Wesen des Vaters sie angezogen haben.

Auf dem Land und in Greifswald, wohin sich die Familie nach der Ehescheidung der Eltern zurückgezogen hatte, empfing sie eine sehr ungenügende Bildung; selbst die Religion wurde ihr von einem engherzigen orthodoxen Landgeistlichen nur äußerlich übermittelt, so daß sie ein lebendiges Verhältniß zur protestantischen Confession nie besessen hat. — Am 3. Juli 1826 wurde sie mit ihrem Vetter Graf Friedrich Hahn-Basedow vermählt; daher der unglückliche Doppelname Hahn-Hahn, der später den Spott ihrer aristokratenfeindlichen Gegner herausfordern mußte. Es war ein völlig äußerliches „Arrangement“ im Dienst der Familieninteressen; von keiner Seite war auch nur eine ernsthafte Neigung im Spiel. Das kindlich unerfahrene Mädchen fand die Verbindung mit dem altbekannten Vetter ganz natürlich; sie freute sich nicht, sie betrübte sich nicht, sie zeigte ihrem Verlobten weder Zu- noch Abneigung, sie äußerte weder Furcht noch Bedauern. Die Heirath schien ihr zum Gang ihres Lebens zu gehören. Aber bald stellte sich die Sache anders („Aus der Gesellschaft“ 1, 52). Der Gatte wird (Marie Helene S. 14 f.) als ein brutaler Genußmensch geschildert, der nicht einmal vor rohen Thätlichkeiten zurückschreckte. Eine Scheidung ward unvermeidlich und erfolgte 1829. Noch während der Dauer des Processes wurde das einzige Kind der Gräfin geboren, ein schönes Mädchen, das aber — wol unter dem Druck, den die Gemüthsbewegungen auf die Mutter ausübten — idiotisch war. Die Gräfin gab es in gute Pflege, brachte aber jedes Jahr einige Wochen in qualvollem Zusammensein mit der Tochter zu, die es auf 24 Jahre brachte. Der Graf heirathete wieder und sein Sohn zweiter Ehe hat später durch die possenhafte Würde seines rusticalen Grandseigneurthums allgemeine Heiterkeit erregt, wobei wieder ein Theil als Lächerlichkeit auf den Namen der Gräfin H.-H. fiel.

Gräfin Ida hat die Geschichte ihrer Ehe besonders in der Beichte Faustinens Mario gegenüber geschildert; übrigens aber war sie innerlich zu vornehm, um in der Weise anderer Schriftstellerinnen ihr Talent zur Bestrafung des Mannes

zu mißbrauchen, der so viel an ihr gesündigt hatte. Er suchte nach dem Tod seiner zweiten Frau sich ihr wieder zu nähern, natürlich ohne Erfolg.

Von nun an führte sie ein bewegtes Reiseleben, das bald zu gleich lebhafter Production führte: Reisen und Schreiben lösten sich unaufhörlich ab. Zuerst vereinte sich der Drang, aus der dumpfen Atmosphäre ihres bisherigen Lebens in „freie Luft“ zu gelangen, mit der damals allgemein verbreiteten Reisewuth, die ihr Liebling Byron eingeführt hatte; bald wurde bei der knappen Rente, die sie fast ganz für die Pflege der Tochter verbrauchte, das Reisen auch Mittel zum Zweck: die „Reisebriefe“ traten neben die Gedichte und Romane auch als Mittel des Gelderwerbs. Fürst Pückler, der den deutschen Byron spielte, hat in beiderlei Hinsicht auf sie eingewirkt, obwohl sie („Jenseits der Berge“ 2, 107) fand, er mache aus seinen „Briefen“ eine Schule der Impertinenz. Persönlich lernten sie sich nicht kennen, da affectirte Bedingungen des Fürsten die Gräfin abschreckten, seinen Besuch anzunehmen, als Beide in Dresden in demselben Hotel wohnten. — Die Gräfin reiste 1835 nach der Schweiz, dann nach Oesterreich, Italien und Spanien, 1842 in den Norden; 1843—44 in den Orient. Jedes Mal folgten Reisebücher: „Jenseits der Berge“ 1840 (Italien); „Erinnerungen aus und an Frankreich“ 1842; „Ein Reiseversuch im Norden“ 1843; „Orientalische Briefe“ 1844. J. Eckardt stellt die „Erinnerungen“ am höchsten; dieser in der Beobachtung nationaler Physiognomien geübte Sachkenner rühmt („Der ‚Rechte‘“ S. 265) ihre zutreffenden Vergleichungen, ihre muthigen Urtheile. Aber auch die schlecht zusammengefügten Stimmungsbilder aus Italien oder die lockeren, geistreich geschriebenen „Orientalischen Briefe“ setzen durch echte Originalität in Verwunderung. Lange vor Ruskin begeisterte sie sich für Sandro Botticelli und die Praerafaeliten („Von Babylon nach Jerusalem“ S. 109) und bekannte eine heftige Antipathie gegen Michelangelo („Jenseits der Berge“ 1, 137 u. ö.). Canova (ebd. 1, 212—219) und Thorwaldsen („Reiseversuch“) warf sie keineswegs, wie die meisten Zeitgenossen, zusammen. Auch für die Verschiedenheiten des nationalen Lebens und Empfindens hat sie einen guten Blick, wobei besonders die Religion jedes Mal ihre Aufmerksamkeit erweckt. Besonders die Briefe von der italienischen Reise sind voll von Vergleichungen der katholischen und lutherischen Confession (2, 33, 172, 362 u. ö.), wobei sie über das Mönchs- und Nonnenwesen recht ungünstig urtheilt (1, 79; 2, 214), doch aber schon hier selbst mit dem Gedanken des Klosterlebens spielt (2, 214. 281). Aber sie weiß auch über die fundamentale Verschiedenheit von Christenthum und Islam (Reisebriefe 2, 181) tiefe Worte zu sagen: dieser ist ihr eine Religion der Befriedigung, jenes der Sehnsucht.

Diese Reisebücher haben zu ihrem Ruhm und ihrer Beliebtheit viel beigetragen; dauernde Bedeutung können sie nicht beanspruchen. Sie bilden charakteristische Belege für jene Mode der politisch-sentimentalen Reisen, die Pückler als neuer Lawrence Sterne aufgebracht hatte, und die das junge Deutschland so eifrig zum Gefäß seiner Gedanken und Wünsche machte; aber sie ragen unter den vielen Werken dieser Art höchstens durch die Bilderbeschreibungen hervor, denen die entschlossene Subjectivität der Verfasserin eine packende Wirkung zu geben versteht.

Noch weniger haben ihre Gedichte zu sagen. Als sie selbständig geworden war, las sie mit Leidenschaft; Walter Scott ergriff sie, mehr noch Ossian, am stärksten aber und beherrschend Lord Byron („Jenseits der Berge“ S. 112, „Sibylle“ 1, 256 f., vgl. „Diogena“ S. 91). Sein Einfluß ist auch in den „Gedichten“ (1835), „Neuen Gedichten“ (1836), „Liedern und Gedichten“ (1832), in „Astralion“ (1839) und handgreiflich in den „Venetianischen Nächten“

(1836) zu spüren. Sie stellt dem Manfred Byron's einen eigenen (Lieder und Gedichte S. 89) entgegen, dessen Held der edle Hohenstaufenbastard ist, oder trägt die Geschichte des Marino Faliero (Venetianische Nächte S. 12 f.) in monotonen Strophen vor. Es begegnen höchst unglückliche Verse, freilich auch bezeichnende Wendungen: „Ende überall und Grenze! matte Freude, dürftige Gluth" oder: „Nur Beruhigung — kein Glück". Immerhin ist eins ihrer frühesten Lieder, „Ach wenn du wärst mein eigen", durch Kücken's Composition volksthümlich geworden.

Als Documente sind auch diese Lieder wichtig; sie theilen mit denen aus der katholischen Zeit — „Unserer lieben Frau" 1851 — das volle Empfinden und den dürftigen Ausdruck. Bekannt ist, welchen Spott G. Keller's „Apotheker von Chamounix" auf einen erbaulichen Vers der Gräfin häufte. Es ist erstaunlich, in welchem Grad dieser edlen Natur, die sich in Prosa glänzend auszudrücken wußte, beim Reimen die Eigenart des Ausdrucks verloren ging.

Und sie hatte doch so viel zu sagen! Sie war in die romantische Partie ihres Lebens gekommen. Sie hatte bald nach ihrer Verheirathung den kurländischen Baron Bystram (1798—1848) kennen gelernt, der seit dem frühen Tode seiner geliebten Frau im Auslande lebte. Er wurde der geschiedenen Frau der treueste, hingebendste, aufopferndste Freund, obwohl ein Gelübde ihm die Wiederverheirathung verbot und obwohl ihre Anschauungen mannichfach abwichen. Eine treuere Liebe als die seine, wie Marie Helene und J. Eckardt sie schildern, hat es nicht gegeben, noch eine edlere, männlichere Persönlichkeit. Sie hatte in dem klugen, nur ihre eigene poetische Anlage und Leistungsfähigkeit unglaublich überschätzenden Verehrer „den Rechten" gefunden, den Mann, dem sie unbedingt vertrauen durfte. Aber sie liebte ihn nur als Freund. Als sie 1836 den geistreichen Juristen und Politiker Heinrich Simon (s. A. D. B. XXXIV, 371) kennen lernte, war ihr Herz für eine leidenschaftliche Liebe zu dem feurigen schönen Mann nur zu gut vorbereitet, wie das seine für die Liebe zu der keineswegs schönen, aber gleich feurigen und interessanten Frau. Wie aber Bystram seiner todten Gattin, glaubte Simon seinem edlen Nebenbuhler den Verzicht auf völlige Zugehörigkeit schuldig zu sein. Mit einem herrlichen Brief voll reinsten Idealismus (bei Eckardt S. 261) verließ er sie tapfer, damit sie sich selbst nicht aufzugeben brauche. Sie soll drei Tage lang halbtodt auf ihrem Bett gelegen und sich nur langsam erholt haben (Marie Helene S. 32). Heinrich Simon warf sich in die Politik, ward 1848 Reichsregent und starb in der Verbannung 1860; die starre Aristokratin hat nach der Revolution den Namen des radicalen Agitators nicht mehr genannt. Sie selbst aber ward durch dies Erlebniß zur Romandichterin. „Heinrich Simon ist ‚Sigismund Forster', wie er ‚Cecil', ‚Mario Mengen' (in „Sibylle") und in gewissem Sinn ‚Ulrich' ist. Seiner Gestalt begegnet man in den Hahn-Hahn'schen Romanen so unaufhörlich, als habe erst das Verhältniß zu ihm die Verfasserin zur Romanschreiberin gemacht" (Eckardt S. 262). Daneben steht überall Bystram als „der stille, unerschütterliche Freund, der das widerstrebende Herz der Geliebten durch hingebende, nie wankende Treue überwindet" (ebd. 253).

Die dritte Hauptfigur in den merkwürdigen Romanen der Gräfin ist — sie selbst. Ihre leidenschaftliche Sehnsucht nach dem „Rechten", nach dem „Menschen" (Aus der Gesellschaft 105, Sibylle S. 33, 58), ihr Drang, Ruhe zu finden nicht in äußerer Täuschung, sondern in voller Ueberzeugung, ihre Forderung nach Vornehmheit auch im Ertragen des Leides (vgl. Sibylle 2, 51) — diese Grundzüge kehrten in all ihren Heldinnen wieder. Sie will gehorchen („Der Rechte" S. 9, 79), will sich unterwerfen, aber nur „dem Würdigsten".

„Meine Seele ist auf die Frage gestellt", ruft sie mit Sibylle (2, 181); sie verachtet das Halbe, das „quasi" (Erinnerungen aus Frankreich 2, 29) und ruft, wie Ibsen's Brand, dieser Signatur ihrer Zeit ihr „Alles oder Nichts" ins Gesicht. Sie findet Befriedigung nicht in den Reiseeindrücken, deren Enttäuschungen sie (Sibylle 1, 50, 69 u. ö.) wie Jacobsen's Niels Lyhne empfindet, und nicht in den socialen Einrichtungen, die sie vor dem nordischen Dichter (ebd. 2, 172) „Gespenster von Epochen, Tagen, Stunden" nannte; nicht in den auch hier gern verglichenen christlichen Kirchen (ebd. 1, 51; 2, 150. 175. 187 f.) und nicht in den Emotionen, die sie (ebd. 2, 237) mit so modernem Durst sucht, daß der Wahnsinn des Flagellanten (Oriental. Briefe 1, 201) ihr verständlich wird. Halb Sibylle und halb Madonna (Aus der Gesellschaft S. 19) schreitet ihr Ebenbild durch die Romane — Aristokratin durchaus (ebd. S. 116), aber im Sinne des englischen Adels (Sibylle 1, 77), der nie seine Reihen schließt und dessen Glieder sich verpflichtet fühlten, „die Besten sein zu müssen, weil sie die Ersten sind" (2, 232).

In dieser persönlichen Note, die sie mit fast unerhörter Offenheit anschlug, lag die Gefahr. Als Fanny Lewald, ihre Nebenbuhlerin in der Gunst des Publicums und in der Liebe zu Heinrich Simon, die ebenso witzige als giftige Parodie „Diogena" (1847) gegen ihre Romane richtete, hatte sie es leicht, die immer wiederkehrenden Typen zu verspotten, oder das naive Behagen am Ausmalen eleganter Interieurs (Diogena S. 43, vgl. z. B. Sibylle 1, 244. 266), das bis zur Affectation gehende Verweilen auf der Schönheit an Hand und Fuß („Der Rechte" u. ö.) und die Verschwendung von (allerdings charakteristischen) Fremdworten wie „nervos", „immens", „mirakulös". Gewiß klingt es arg, wenn es von Sibylle (2, 125) heißt: „eine immense Seele, aber leer!" und es reizt zum Lachen, wenn („Sigismund Forster" S. 194) die Liebe definirt wird: „Die Liebe muß ein unvergänglicher Austausch von unerschöpflichen und magnifiken Gefühlen sein!" Nur hätte man über diesen Aeußerlichkeiten der Autodidaktin nicht übersehen dürfen, was sie Neues gab. Ihre Psychologie ist sicher von George Sand beeinflußt; aber als Erste fand sie in der eigenen Seele jene erschütternde Wahrheit, die die moderne Poesie der Ibsen, Jacobsen, Maupassant und so vieler Anderer nicht müde ward, zu variiren: die traurige Erkenntniß von der Veränderlichkeit der Gefühle. Daß keine hohe Stimmung sich bewahren kann, daß der Glaube an ihre Unvergänglichkeit (Sibylle 1, 19) die gefährlichste aller Illusionen ist, daß alle Erfahrungen Entzauberer sind (ebd. 20, vgl. 111. 246. 296, Jenseits der Berge 2, 1 u. ö.), das empfindet sie gerade deshalb so tief, weil sie durchaus ehrlich ist. Sie erkennt, wie ihr Zeitgenosse Otto Ludwig, die Gefahr einer „im Treibhaus der Phantasie gezeitigten Gefühlswelt" (Sibylle 1, 43) und hat den Typus des mit dem Gefühl nur spielenden Dichters in Otbert (ebd. 100—101. 123. 214. 249) so fein und wahr gezeichnet, daß die Gestalt culturhistorische Bedeutung erhält. Ihr aber war es tiefer Ernst mit der Sehnsucht, es möchte „eine große Stille über ihre Seele" kommen (ebd. 2, 255) und sie konnte in ihrem Beichtbuch („Von Babylon nach Jerusalem" S. 36) mit vollem Recht das Verlangen nach innerer Befriedigung, „welche auch, ohne äußeres Glück, im eigenen Busen für ihn aufgeht, weil sie aus der Harmonie zwischen Sollen und Wollen entspringt", für den Grundzug all ihrer Bücher erklären.

Uebrigens fehlt es ihren Personen auch sonst nicht an feinen psychologischen Beobachtungen (z. B. Sibylle 2, 100) und wo das Milieu es erfordert, weiß sie auch kräftigen Realismus zu verwenden, wie in der ironischen Schilderung des bürgerlichen Eheglücks in „Sigismund Forster", die wieder

an moderne Producte wie die „Verspielten Leute“ von Helene Böhlau erinnert.

P. Haffner theilt die Romane (S. 143) in drei Epochen: „Während die ersten Romane, namentlich ‚Aus der Gesellschaft‘, mit stürmischer Heftigkeit der socialen und sittlichen Ordnung gegenüber die individuelle Freiheit und die Autonomie des menschlichen Herzens betonen, lenken die späteren (wie ‚Gräfin Faustine‘ und ‚Sigismund Forster‘) augenfällig in eine ruhigere Auffassung über, die letzte Reihe aber, welche mit der ‚Sibylle‘ 1846 beginnt, zeigt deutlich das Verlangen nach einer Versöhnung mit den Traditionen der Gesellschaft, eine romantische Sehnsucht nach dem in dem Mittelalter gegebenen Reichthum der Poesie und Kunst, ja sogar eine unverkennbare Hochschätzung der katholischen Kirche. Die ‚Sibylle‘, welche mit den Worten schließt: fons pietatis, salva me (Quell der Barmherzigkeit, heile mich) gab noch mehr als die Orientalischen Briefe zu der Meinung Anlaß, die Gräfin sei katholisch geworden“. Diese Eintheilung kann man im wesentlichen anerkennen, um so mehr, als die Beobachtung der Technik dazu stimmt. Sie schrieb immer mit leidenschaftlicher Hast hin („Jenseits der Berge“ 1, 228; 2, 258); und wenn auch ihr eigentliches Motiv sicher immer dies war, daß „das innere Leben aus einer Idee so beseelt werde, daß es gebieterisch eine äußere Gestalt verlangte“ („Von Babylon nach Jerusalem“ S. 160), so hat doch die Nothwendigkeit, Geld zu verdienen, mehr Antheil an der Eile der Production, als die vornehme Verfasserin zugeben möchte. Diese Hast ist sie daher nie los geworden; aber sie weiß sie doch in „Faustine“ oder „Sigismund Forster“ besser in den Dienst der Erzählung zu stellen als in „Ilda Schönholm“. Um die Verve, mit der etwa „Sigismund Forster“ einsetzt, könnten Größere sie beneiden. „Sibylle“, ihr bedeutendstes Buch, zeigt dann zum ersten Mal eine wirklich durchcomponirte Romanform. Auch ist eine größere Abnahme der Fremdwörterei anzuerkennen, die freilich die Lieblingsausdrücke schont.

Der Erfolg der Bücher war groß. „Ihre Romane wurden ihr, besonders in letzter Zeit, mit 10 Friedrichsdor für den Bogen honorirt und konnten so bezahlt werden, da dieselben, zu 4000 Exemplaren abgezogen, reißend abgingen, hauptsächlich nach Osten, auf die Landgüter in Oesterreich, Ungarn, Polen und Rußland“ (Marie Helene S. 22). In dieser Zeit erhielt wohl höchstens ihr Gegenbild, der Fürst Pückler, solche Honorare. Der Erfolg war großentheils, wie bei ihm, in dem ungewohnten Reiz des aristokratischen Tons begründet, der Beiden so gut stand. Daneben war aber noch bei der Gräfin Hahn genug, was auch das junge Deutschland anzog: etwa ihr Urtheil über die Ehe („Sigismund Forster“; „Ulrich“) oder das Familienleben („Orientalische Briefe“ 3, 328); ihre Abneigung gegen jedes fälschende System („Sibylle“ 1, 243) und ihr Momentcultus („ich habe nur erste Eindrücke“: Jenseits der Berge 2, 310). Es klingt nach Wienbarg, wenn sie all den Geist entbinden möchte, der in die Bücher gebannt ist (ebd. S. 395), nach den Jungdeutschen überhaupt, wenn die Heldin „seelenmüde und seelenwund“ heißt („Sibylle“ 1, 170). Man hat sie ja auch oft geradezu der jungdeutschen Schule zugerechnet. Von deren Tendenzen liegen aber doch ihre Grundideen weit ab; und die meisten Kritiker haben sie mehr danach beurtheilt, als nach ästhetischen Kriterien. Der feudal-frivole, aber geistreiche A. v. Sternberg wies ihr in einer pointirten Vergleichung mit Bettina und der Paalzow den Platz über beiden an („Tutu“ S. 81 f.), parodirte übrigens gleichzeitig (ebd. S. 181 f.) die Fuß- und Handphysiognomik des „Rechten“ und anderer Hahnscher Romane (vgl. „Jenseits der Berge“ 1, 23 f.). Wolfgang Menzel wußte sich nicht recht zu stellen, lobte die Dichterin und ironisirte ihre Schriften

(Deutsche Dichtung 3, 446). Mit Julian Schmidt (Gesch. d. d. Literatur, 5. Aufl., 3, 349 f.) begann dann die Kritik der liberalen Bourgeoisie mit der bedeutenden Gegnerin abzurechnen und hob ihre schwachen Seiten mit so viel Erfolg hervor (vgl. Eckardt S. 245), daß K. Hillebrand 1873 seine Bekanntschaft mit ihren Briefen an Pückler (Pückler's Briefwechsel Bd. 1) für eine wahre Entdeckung erklärte, so überraschten ihn „ihre echte und tiefe Religiosität, ihre natürliche Würde und Vornehmheit, die Höhe und Freiheit des Standpunktes; . . Fülle des Geistes, Fülle und Ursprünglichkeit" („Zeiten, Völker und Menschen" 2, 394).

Plötzlich änderte sich ihr Schicksal und ihre öffentliche Stellung vollkommen. Die Revolution brachte sie außer sich; wie Niebuhr nach der Julirevolution oder Nietzsche nach der Commune sah sie alle Cultur und alle Schönheit gefährdet. Sie schrieb an die Prinzessin Charlotte von Holstein-Sonderburg-Augustenburg, die selbst einen liberalisirenden Roman verfaßt hatte: „Der König von Pr. hätte doch lieber Berlin exterminiren lassen oder an der Spitze seiner Garden es verlassen sollen — als so schmählich den Widerstand aufzugeben. — Wie ich gelitten habe, dafür giebts keine Worte. Die Demüthigung, eine Deutsche zu sein verschmerze ich nie!" (Hans R. Fischer in der Vossischen Zeitung 15. Mai 1898). Die aufs höchste Erregte traf noch der schwerste Schlag: im Juni des Revolutionsjahres starb Bystram an einem qualvollen Herzleiden. Sie war gebrochen. Religiöses Interesse hatte sie immer gezeigt; der heilige Augustinus, dem sie ihre Bekehrung zuschrieb, und die heilige Theresa, die ihr Vorbild wurde, tauchen schon in dem italienischen Reisebuch („Jenseits der Berge" 1, 217) auf. Eine Annäherung an den Katholicismus bemerkt dann Haffner mit Recht in „Sibylle" (1846), wo auch die nach Liszt gezeichnete Gestalt des Fidelis zu beachten ist. Großen Eindruck hatte ihr in Irland die Haltung des Clerus während der Hungersnoth gemacht („Von Babylon nach Jerusalem" S. 177 f.). Sie las mit Eifer in der Bibel, in Schriften Luther's und Augustin's, in den Bestimmungen des Concils von Trient. Unrichtig gibt der Bischof Haffner von Mainz in seiner flüchtigen Skizze noch eine weitere Gemüthserschütterung als mitwirkende Ursache an: sie hatte allerdings nach einer Operation Dieffenbach's ein Auge verloren, aber schon 1840, nicht, wie er (S. 153, nach einem Druckfehler bei Marie Helene S. 48) angibt, erst 1848. — Ende 1849 war ihr Entschluß gefaßt; am 1. Januar 1850 schrieb sie an den Fürstbischof von Breslau, der ihr empfahl, sich an den Propst von St. Hedwig in Berlin, Frhr. v. Ketteler (s. A. D. B. XV, 670) zu wenden. Der feurige, großangelegte Prälat, Edelmann und Schriftsteller führte die Bekehrung rasch durch; am 26. März 1850 legte sie ihr Glaubensbekenntniß in die Hand ihres inzwischen zum Bischof von Mainz erhobenen Lehrers ab.

Für die Aufrichtigkeit ihrer Conversion spricht ihr späteres Leben überzeugender als das mit der Heftigkeit der Convertitin geschriebene Bekenntnißbuch „Von Babylon nach Jerusalem" (1851), dessen Schwächen eine Gegenschrift von Abeken („Babylon und Jerusalem", Berlin 1851; anonym erschienen) treffend hervorhebt, ohne doch das für die Bekehrung Wesentliche herauszufühlen. Man gab ihr vielfach Schuld, sie sei nur aus Eitelkeit übergetreten, um Aufsehen zu erregen. Allerdings erklärt sie selbst (a. a. O. S. 29) Stolz für den Grundzug ihres Charakters; und ihre schriftstellerische Eitelkeit, durch Bystram's ihr gegenüber blinde Bewunderung genährt, war einer Zeit würdig, die diese Eigenschaft in allen Stufen von Friedrich Hebbel's und Richard Wagner's oft gefährlichem Selbstbewußtsein über Auerbach's und Bodenstedt's gemüthliche Selbstgefälligkeit bis zu Gutzkow's widerwärtiger Selbstbespiegelung

in allen Nuancen blühend zeigte. Aber man sieht nicht, wie gerade die Eitelkeit sie hätte bewegen sollen, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Vor allem aber war die Annäherung an Rom ja längst zu beobachten. Sie wollte gehorchen („Der Rechte“ S. 9, 79), wollte Ruhe in der Unterwerfung; diese Unterwerfung hat sie selbst (Haffner S. 154) als das entscheidende Motiv bezeichnet. Niemand hat das Recht, der stets ehrlichen Natur im entscheidenden Augenblicke die Ehrlichkeit abzusprechen.

Sie lebte von jetzt in Mainz und gründete dort ein Kloster der Frauen vom guten Hirten, in dem sie lebte und das sie leitete, ohne je selbst in den Orden einzutreten; hierzu fühlte sie so wenig als in der Zeit ihrer italienischen Reise den Beruf in sich. Ueber ihr Auftreten als Klosterfrau hat Marie Helene (S. 93) mit freundlicher Sympathie, Louise Mühlbach (Erinnerungsblätter hsg. v. Leo Ebersberger S. 172 f.) mit bitterem Groll berichtet. Klar ist jedenfalls, daß sie sich in die neue Welt nicht so leicht hineinfand. Sie gab auch ihre Reisen nicht ganz auf, war in der Concilszeit und wieder 1873 in Rom; und es muß wol auch als eine Art Resignation angesehen werden, wenn sie seit 1851 ihre litterarische Thätigkeit wieder aufnahm. Neben erbaulichen und historischen Schriften und Uebersetzungen (vgl. darüber Haffner S. 159) schrieb sie wieder Tendenzromane, nun aber natürlich mit streng katholischer Spitze; von 1860—1878 erstreckt sich eine rasche Production, in der eine fortdauernde Annäherung an den Typus des eigentlichen Erbauungsbuchs schon in den Titeln (Maria Regina“ 1860, „Doralice“ 1867, „Der breite Weg und die enge Straße“ 1877, „Wahl und Führung“ 1878) zu erkennen ist. Sie werden von Haffner (S. 161 f.) vom rein religiösen Standpunkt aus mit übertriebenem Lob überhäuft, von H. Keiter (S. 44 f.) in verständiger Würdigung und klarer Analyse den früheren Schriften (ebd. S. 190 f.) gegenübergestellt. Begreiflicher Weise gehörte sie jetzt ganz nur dem katholischen Publicum an. Ihre Romane besaßen noch längere Zeit viel von den blendenden Vorzügen der „Faustina“ und „Sibylle“: geistreichen Dialog, feine Beobachtungen, elegante Zeichnungen; was ihre Bedeutung ausgemacht hatte, war mit dem Schritt vorbei, der sie innerlich beglückte: jenes leidenschaftliche Suchen, Streben, Prüfen, das die Gräfin Hahn zu einem charakteristischen Typus jener Epoche und ihre älteren Romane zu Hauptwerken jener von George Sand, Musset, Heine geführten „Desillusionslitteratur“ machte, auf der noch der psychologische Roman der Gegenwart beruht.

Sie entfaltete eine lebhafte Thätigkeit auch im Kloster, machte sich durch ausgedehnte Wohlthätigkeit verdient und ertrug den Hohn, den ihre Bekehrung zuerst erntete, mit einer zunehmenden tapferen Ruhe, die zuletzt siegen mußte.

Ein chronologisches Verzeichniß der Werke bei H. Keiter, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Würzburg o. J.; die neue „Gesammtausgabe“ bei J. Habbel in Regensburg soll nur die Schriften der katholischen Zeit umfassen.

Biographisches: Marie Helene (Elisabeth Lemaître), Gräfin Ida Hahn-Hahn. Leipzig 1869. — Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Leipzig 1902, S. 134 f. — H. Keiter s. o. — (J. Eckardt,) Der „Rechte“ der Gräfin Hahn-Hahn. Deutsche Rundschau, Aug. 1900, S. 243 f. -- Für die Conversion besonders ihr Buch: Von Babylon nach Jerusalem. Mainz 1851.

Litterarische Würdigung besonders bei Sternberg, W. Menzel, Julian Schmidt, K. Hillebrand s. o. — P. Haffner (später Bischof von Mainz), Gräfin Ida Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie. Frankfurt a. M. 1880. — H. Keiter s. o.

Richard M. Meyer.

Hainhofer: Philipp H., Agent in politischen und Kunstangelegenheiten, aus einer seit dem Ende des 14. Jahrhunderts in Augsburg angesehenen Familie hervorgegangen, geboren am 21. Juli 1578, evangelischer Confession, studirte seit 1594 zu Padua und Siena die Rechtswissenschaften und unternahm im Anschlusse hieran Reisen durch Italien, die Niederlande und Deutschland. Er erwarb hierbei eine beträchtliche Kunstkennerschaft, lernte sieben Sprachen fließend reden und eignete sich einen guten Ueberblick und ein genaues Verständniß der politischen Verhältnisse Europas an. Alles dies, unterstützt durch die Gewandtheit und Zuverlässigkeit seines Wesens und durch den besonders in Italien und Frankreich befestigten Ruf seiner Familie brachte H. in Beziehungen zu vielen Fürsten und andern bedeutenden Persönlichkeiten innerhalb und außerhalb Deutschlands. Nachdem er sich, in die Heimath zurückgekehrt, verheirathet hatte und 1605 in den großen Rath der Stadt berufen worden war, erhielt er im folgenden Jahre die Ernennung zum ständigen politischen Correspondenten des Königs von Frankreich und wurde weiterhin in ähnliche Stellungen vom Markgrafen von Baden und vom Herzoge Philipp II. von Pommern-Stettin eingesetzt (1608 bezw. 1610). Die Verbindung mit letzterem Fürsten wurde für H. von besonderer Wichtigkeit. Von 1610 an entspann sich ein regelmäßiger wöchentlicher Briefwechsel beider Männer, welcher bis zum Tode des Herzogs (1618) fortdauerte und in buntem Durcheinander Berichte über die Ereignisse des Tages, persönliche, politische und Kunstnachrichten enthielt. Insbesondere die letzteren hatten für den sammellustigen, wenn auch nur theilweise kunstverständigen Herzog großes Interesse. Für ein von ihm angelegtes kostbares Stammbuch, für Geschenke, für eine zu gründende Kunstkammer wurden von ihm bedeutende Bestellungen gemacht und durch Hainhofer's Vermittlung und nach dessen Ideen von Augsburgischen Künstlern ausgeführt. Das erheblichste Werk, welches so entstand, ist der berühmte sogenannte pommersche Kunstschrank, heute im Königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. In seiner politischen Berichterstattung erwies sich H. als kluger, weitblickender und dabei redlicher Agent, den Philipp II. darum oft mit Sendungen diplomatischer Natur betraute. Er schickte ihn 1612 zum Kaiser nach Nürnberg, unterhielt durch H. seinen Verkehr mit dem Herzogshause von Baiern, sandte ihn 1613 an den pfälzischen Hof, zum Reichstage nach Regensburg und zu der pfälzisch-bairischen Hochzeit nach München, 1614 nach Neuburg. Die Bekanntschaften, welche H. auf diesen Reisen machte (so gewann er z. B. durch den Herzog Wilhelm V. von Baiern die Gunst des Bischofs von Eichstädt), verhalfen ihm zu immer größerer Ausdehnung seiner vielseitigen diplomatischen Wirksamkeit, und ferner seiner Kunstverständigkeit halber zu immer neuen bedeutenden Aufträgen, welche des weiteren der Augsburger Künstlerschaft zu gute kamen. H. hat somit den erheblichsten Einfluß auf die Entwicklung aller Zweige der Kunst in seiner Vaterstadt gehabt, und indem er über seine gesammte Thätigkeit und über die Ausführung der ihm gewordenen Aufträge fortdauernd genauen brieflichen Bericht an seine Gönner sandte, bewirkte er, daß seine Correspondenzen für die Geschichte der Politik, Cultur und Kunst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu den ausgezeichnetsten Quellenschriften gehören. Noch größeren Werth indeß als die Briefe besitzen in allen genannten Beziehungen — für die Politik allerdings, über die er hier sehr schweigsam war, nur mit Einschränkung — die Tagebücher des äußerst schreib- oder vielmehr dictirfrohen H. Von Jugend an hatte er sich gewöhnt, genau aufzuzeichnen, was er auf seinen vielen Reisen gesehen und erlebt hatte. Er gibt eingehende, freilich einiger Kritik bedürftige Kataloge der von ihm besuchten Sammlungen — vermöge

seiner guten Beziehungen kam er auch in solche, die sonst sorgfältig verschlossen blieben — er schildert genau die Personen und Oertlichkeiten, zeichnet ein vortreffliches Bild der damaligen Cultur und belebt seine Schilderungen mit Anekdoten, Sprichwörtern, Versen und Citaten. Daß dabei oft das Streben hervortritt, seine Gelehrsamkeit allzusehr leuchten zu lassen, mag nur dem heutigen Leser mißfallen, hatte aber für den zeitgenössischen Geschmack nichts Befremdendes. Der Verbleib der größeren Anzahl dieser „Relationen“ ist gegenwärtig nicht nachweisbar. Erhalten sind die über seine Reise nach Eichstädt und München 1611 im Auftrage des Herzogs Wilhelm V. von Baiern, nach München 1612, zum Reichstage nach Regensburg 1613, zur pfälzisch-bairischen Hochzeit nach München 1613, nach Neuburg aus Anlaß des Todes des Pfalzgrafen 1614, nach München in politischen Angelegenheiten 1631, ebendahin in Familienangelegenheit des Herzogs August von Braunschweig 1636 (alle diese Schriften herausgegeben von Häutle in der Zeitschrift des Vereins f. d. Gesch. v. Schwaben und Neuburg 1881); ferner die Relation seiner Reise nach Stuttgart zu den Tauffeierlichkeiten am dortigen Hofe 1616 (herausg. v. Oechelhäuser in den Neuen Heidelberger Jahrbüchern 1891), nach Stettin 1607 zur Ablieferung des pommerschen Kunstschrankes und eines künstlich gearbeiteten Meierhofes (über diesen vgl. Doering, Zeitschr. d. Vereins f. Schwaben u. Neuburg 1891, über ersteren Jul. Lessing, Jahrb. d. kgl. preuß. Kunstanstalten 1883. 1884). H. wurde damals zum pommerschen Rath erhoben. (Diese Relation herausg. v. Medem in den Baltischen Studien II, 2. 1834.) Erhalten sind endlich die Relationen über die Reisen nach Innsbruck 1628, wo H. einen für den Großherzog von Toscana bestimmten kostbaren Schrank beim Erzherzog Leopold abzuliefern hatte; endlich über seine im Interesse der Evangelischen zu Augsburg 1629 unternommene Reise nach Dresden (herausgegeben vom Verfasser dieser Zeilen, siehe unten). Verwunderlich ist, daß H. niemals in Braunschweig gewesen ist, während er doch mit dem Herzoge August (Selenus) in einem ebenso lebhaften Verkehr stand, wie früher mit Philipp II. von Pommern. H. hat sich dem Braunschweiger Herzog nicht nur als politischer Agent und künstlerischer Beirath, sondern auch vor allem bei der Herstellung des von jenem herausgegebenen berühmten Schachbuches nützlich erwiesen, so daß er von ihm 1625 gleichfalls mit einer Rathsbestallung geehrt wurde. — So verzweigten sich Hainhofer's Verbindungen beständig weiter, und sein Haus in Augsburg (am St. Annenplatze, heute nicht mehr vorhanden) war das Ziel der meisten hohen und höchsten Gäste, welche die Stadt mit ihrem Besuche bedachten. Viel trug dazu bei, daß er als eifriger Sammler eins der vortrefflichsten und damals berühmtesten Kunst- und Naturaliencabinette besaß, dessen auch Zeiller in seinem Itinerarium gedenkt. — Ein besonderes Zeugniß für sein diplomatisches Geschick wie für seine Redlichkeit und Ueberzeugungstreue ist sein Verhalten in den damals so schwierigen religiösen Verhältnissen. Er genoß in dieser Beziehung das Vertrauen seiner evangelischen Glaubensgenossen, denen er bei vielen schweren Verlusten, welche er damals an seinem Vermögen erlitt, bei seiner um des Glaubens Willen geschehenen Ausschließung von den städtischen Ehrenstellen ein löbliches Vorbild geblieben war. Ueberall trat er bereitwillig voran, wenn es galt, die evangelische Sache zu verfechten, wie 1629 beim Kurfürsten von Sachsen und beim Erzherzog Leopold von Oesterreich, 1630 vor dem kurfürstlichen Collegialtage zu Regensburg, 1632, als er in Augsburg selbst die Verhandlungen der evangelischen Bürgerschaft mit dem katholischen Stadtmagistrat führte. Im April 1632 genoß er die Ehre, Gustav Adolf das Geschenk der Stadt, einen schönen Kunstschrank zu überreichen, der sich jetzt in der Universitätsbibliothek

zu Upsala befindet. Des Königs Dank für H. war die Schenkung mehrerer schwäbischer Dörfer, die H. jedoch nicht annahm. In seine früheren städtischen Ehrenämter wieder eingesetzt und 1632 unter die Zahl der Patricier aufgenommen, lebte H. noch bis zum Jahre 1647, wo er am 23. Juli an einer Brustkrankheit starb. Seine letzten Jahre waren durch materielle Sorgen vielfach getrübt. Schulden, die er im Interesse seiner hohen Auftraggeber gemacht hatte und die ihm nicht abbezahlt wurden, sowie das Elend des dreißigjährigen Krieges, welches auch in der Stadt Augsburg in furchtbarer Weise sich fühlbar machte, schädigten seinen Wohlstand. Seine Kunstsammlungen wurden noch bei seinen Lebzeiten größtentheils verkauft. Das meiste von seinem handschriftlichen Nachlasse ging nach Braunschweig (heute alles auf der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel). Ebendahin kamen seine mit Kupferstichen und Zeichnungen (die jetzt sämmtlich herausgetrennt sind) kostbar geschmückten Lautenbücher, sowie ein mit mittelmäßigen Bildern ausgestattetes Stammbuch. Ein großes, kostbares Stammbuch mit nur fürstlichen Namensinschriften und Handzeichnungen der damals beliebtesten Künstler scheint leider verloren zu sein. Hainhofer'sche Schriften befinden sich außerdem in Augsburg (dort ein „Diarium“, von April 1632 bis October 1635), in Heidelberg, Innsbruck, Kopenhagen, München, Nürnberg, Stettin und Wien. Die meisten Tagebücher, die alle nicht für den Druck, sondern zur privaten Verschenkung unter Hainhofer's Freunde und Gönner bestimmt waren, sind mit Kupferstichen und allerlei Flugblättern reich ausgestattet und auch dieserhalb wichtig. Ihr und der Correspondenz reicher Inhalt ist bis jetzt nur nach der kunstgeschichtlichen Seite hin gewürdigt worden, würde aber auch nach der politischen Seite hin die reichste Ausbeute gewähren.

Litteratur außer dem schon oben Erwähnten: Paul v. Stetten, Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Erhaltung bürgerlicher Tugend. I. Augsburg 1778. — Kugler, Beschreibung der in d. kgl. Kunstkammer z. Berlin vorhandenen Kunstsammlung, Berlin 1838. — Doering, Des Augsburger Patriciers Ph. H. Beziehungen zum Herzog Philipp II. v. Pommern-Stettin (Quellenschriften f. Kunstgesch. u. Kunsttechnik. Neue Folge. VI. Band. Wien 1894). — Doering, Des Augsb. Patriciers Ph. H. Reisen nach Innsbruck u. Dresden (Quellenschr. 2c. 1902). Oscar Doering.

Haekel: Anton H., der Erfinder des von ihm selbst „Physharmonika“ benannten Musikinstrumentes, war im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Instrumentenmacher in Wien. Hier erfand er das Instrument, das im Verlauf der Zwanziger Jahre von den Franzosen und den Engländern kennen gelernt, nachgeahmt und vervollkommnet wurde und aus dem sich das heutige Harmonium entwickelt hat. Wurzbach beschreibt das Instrument und seinen Klang mit den folgenden Worten: „Es hat die Form eines sechsoktavigen Quer-Pianoforte ohne Saiten und Pfeifen, im Basse den Klang des Orgel-Pedals, in der Mittellage jenen des englischen oder Basset-Hornes und ahmt in den höchsten Corden das Flageolet auf das Täuschendste nach“. Schon 1821 ließ sich der Virtuose Professor Hieronymus Payer öffentlich in Wien auf der Haekel'schen Physharmonika hören. 1823 wurde das Instrument zum ersten Mal in Frankreich bekannt.

Wurzbach VII, 175 f. — Der Sammler 1821, S. 180.

Egon v. Komorzynski.

Hallberger: Eduard H., Buchhändler, kgl. württ. Geh. Commerzienrath, geboren zu Stuttgart am 22. März 1822 als der Sohn des Buchhändlers L. W. Fr. Hallberger (s. A. D. B. X, 418). Im väterlichen Geschäft hat er, nachdem er seine Vorbildung auf dem Stuttgarter Gymnasium erhalten,

auch das Aeußerliche seines Berufs, ein eifriger Schüler am Setzkasten und Comptoirpult, erlernt. Dann diente er in auswärtigen Buchhandlungen in Potsdam und Berlin, kehrte 1847 nach Stuttgart zurück und gründete, nachdem er sich verehelicht hatte, ein eigenes Geschäft, das zunächst hauptsächlich die Jugendlitteratur (Jugendalbum, Weihnachtsblüthen) und die Volkslitteratur (Deutscher Volkskalender von Hoffmann, Soldatenkalender von Hackländer) pflegte. Da ist auch schon der betreffende Schriftstellername genannt, der 1858 mit glücklichem Griff an die Spitze der illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" gestellt wurde, nachdem H. schon mit der „Illustrirten Welt" 1853 gezeigt hatte, wie er es verstand, derartigen Unternehmungen einen Aufschwung ins große zu geben. „Ueber Land und Meer" sollte wie die „Gartenlaube" für Keil, wie der „Kladderadatsch" für Hofmann, für Eduard H. die Grundlage seines später so colossalen Geschäfts und seines großen Vermögens werden. Treffliche Kräfte standen ihm zur Seite und es gibt unter den deutschen Schriftstellern wol kaum einen Namen von Bedeutung, der für H. nicht gearbeitet hat. Neben Freiligrath sind Gutzkow, Paul Lindau, Otto Müller, Höfer, Raabe, Dingelstedt, Schmid, Wachenhusen, Grosse, Detlef, Samarow u. s. w. zu nennen. Der bedeutendste ist wol Georg Ebers, dessen Romane sämmtlich im Hallberger'schen Verlag erschienen sind. Ein gewagter Schritt war es, als H. den Abonnementspreis von „Ueber Land und Meer" auf die Hälfte herabsetzte und zugleich den Umfang fast auf das doppelte erhöhte. Es gelang; die Zeitschrift erlangte eine colossale, bis dahin bei ähnlichen Unternehmungen noch nie dagewesene Verbreitung. Ermuthigt durch den Erfolg, entschloß sich H. zur Herausgabe einer ganzen Reihe illustrativer Prachtwerke, wie: Doré's Bibel, Gilbert's Shakespeare, Schiller, Goethe, Ebers' Aegypten und Palästina. Dazu kam noch ein reicher musikalischer Verlag. H. war aber nicht allein ein großer Buchhändler, sondern auch Großindustrieller und Großgrundbesitzer; er besaß Papierfabriken in Salach und Wildbad, ein Eisenwerk in Schlesien, ein Ziegelwerk u. a. m. Zu mancher bedeutenden Schöpfung in Stuttgart, zur Pferdebahn, zum Kohlenbezug in Masse u. dgl. hat er Anstoß und Förderung gegeben, von zahlreichen Actiengesellschaften war er thätiges oder Verwaltungsrathsmitglied. Der Mann, der so großes im Leben betrieb und erreichte, war persönlich eine bescheidene Natur, feinfühlig, gemüthvoll, menschenfreundlich. Sein Haus war eine gastliche Stätte für die ihm befreundeten Schriftsteller und Künstler; auch auf seinem herrlichen Landsitz am Starnberger See in Tutzing, wo er zumeist die Sommermonate verlebte, und wo er am 28. August 1880 das Zeitliche segnete, vereinigte er stets um sich eine Schaar geistreicher Menschen, die seine Gastfreundschaft in angenehmster Weise genießen durften.

Eduard's Bruder Karl H., sein treuer Mitarbeiter im Geschäft, verlebte in jüngeren Jahren einige Zeit in Amerika, um die dortige Betriebsweise kennen zu lernen und trat dann ins Geschäft ein, welches nach dem Tode Eduard's in eine Actiengesellschaft umgewandelt wurde, an deren Spitze Karl stand; er starb zu Frankfurt a. M. am 17. Februar 1890, 66 Jahre alt.

Schw. Merkur 1880, S. 1545; 1890, S. 317. — Gegenwart 18, S. 164 ff. — Börsenblatt f. d. deutschen Buchh. 1880, Nr. 224.

Max Bach.

Haller: Gustav H. studirte in Bern Naturwissenschaften und habilitirte sich nach seiner Promotion als Privatdocent für Zoologie daselbst. Zu seiner weiteren Ausbildung unternahm er verschiedene Reisen in die Mittelmeerländer. Er machte sich namentlich durch seine Arbeit über die Milben: „Die Milben als Parasiten der Wirbellosen, insbesondere der Arthropoden", Halle a. S.

1880, bekannt. Zahlreiche kleinere Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften, namentlich im „Zoologischen Garten“ und „Natur“ zeugen von einem ungewöhnlichen Darstellungstalente. Da es ihm nicht möglich war, in seiner Heimath eine gesicherte Stellung zu erringen, richtete er in Putbus auf Rügen eine Naturalienhandlung ein. Da er jedoch damit keinen Erfolg hatte, wandte er sich wieder nach Bern zurück, um auch hier eine Naturalienhandlung zu beginnen. Am 1. Mai 1886 erlag er in der Blüthe seiner Jahre dem Typhus. In geeigneter Stellung hätte er bei seiner hohen Begabung der Wissenschaft sicher noch erhebliche Dienste leisten können, so aber ließ ihn die Sorge um das tägliche Brot zu einer Entfaltung seiner Fähigkeiten nicht kommen.

W. Heß.

Halm: Karl Felix H., geboren am 5. April 1809 in München als Sohn eines Kunsthändlers, hatte eine harte Jugend; frühe verlor er seinen Vater, und der Stiefvater hielt den kleinen Stiefsohn knapper als es dessen höher strebender Geist verlangte. Nachdem er die deutsche Schule und zur allgemeinen Ausbildung die unteren Classen des Gymnasiums durchgemacht hatte, sollte er in ein Spezereigeschäft als Lehrling eintreten. Aber dagegen sträubte sich sein Geist, der schon Besseres genossen hatte, und durch inständiges Bitten wußte er den Vater zu bewegen, daß er auf dem Gymnasium seine Studien fortsetzen durfte. Dafür mußte er sich dazu verstehen, schon am Gymnasium durch Stundengeben einen Theil der Mittel sich zu erwerben. Aber so sehr ihn auch die Privatlectionen in seinen Studien beengten, so entwickelte er doch einen solchen Grad von Fleiß und Fähigkeit, daß er in dem allgemeinen Fortgang und in den einzelnen Fächern einen Preis nach dem andern gewann. Nachdem er im J. 1826 mit Auszeichnung das Gymnasium absolvirt hatte, machte ihm die Berufswahl nicht viel Kopfzerbrechen: der Beruf eines höheren Lehrers in der classischen Philologie stand ihm von Anfang an fest. Da von dem Besuch einer auswärtigen Universität keine Rede sein konnte, so war er auf seine Vaterstadt München angewiesen, nach der gerade damals die Universität von Landshut verpflanzt worden war. Unter den philologischen Lehrkräften ragte weit vor den andern Friedr. Thiersch hervor; an ihn schloß sich H. zumeist an und ihn hat er zeitlebens als seinen Lehrer verehrt, wiewol er von dessen speciellen Vorzügen, dem feinen Verständniß der antiken Kunst und der großzügigen Erfassung des hellenischen Geistes, wenig sich aneignete. Aber was doch die Hauptsache für jeden Philologen ist und bleibt, die vertiefte Kenntniß der antiken Classiker und die kritische Durcharbeitung der überlieferten Texte, hatte er von Thiersch gelernt und es bildete in der ganzen Folgezeit Ziel und Richtpunkt für seine Studien, wie für seine litterarischen Bestrebungen. — Nachdem er 1830 den philologischen Staatsconcurs mit der Note I bestanden hatte, faßte er, da höhere Ziele zu verfolgen die Beschränktheit seiner Mittel verbot, eine Verwendung an einem Gymnasium ins Auge. Bei seiner Tüchtigkeit gelang es ihm auch trotz der Ungunst der Zeiten, an dem in München neu errichteten Ludwigsgymnasium zuerst eine Verweserstelle und dann eine Professur zu erhalten, und als im J. 1839 das Ludwigsgymnasium dem Benedictinerorden übergeben worden war, nach Speyer ans Gymnasium und Lyceum als Professor berufen zu werden. Die neue Stellung gab H. nach mehreren Seiten Befriedigung: er fand bei kleinerer Stundenzahl größere Muße zur Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Forschungen, er bekam Gelegenheit, durch halbakademische Vorträge am Lyceum seine ausgebreiteten Kenntnisse in der Alterthumswissenschaft zu erweitern, und er erwarb sich bald durch die ungewöhnliche Gediegenheit seiner Leistungen allgemeine Anerkennung in den gebildeten Kreisen der pfälzischen

Hauptstadt. Aber seines Bleibens in dem schönen Speyer sollte doch nicht lange sein. Schon war sein Ruf als scharfsinniger Gelehrter und tüchtiger Lehrer über die Grenzen seiner bairischen Heimath gedrungen, und als die Regierung des Herzogthums Nassau in Hadamar ein neues Gymnasium zu gründen unternahm, dazu aber die nöthigen Lehrkräfte im eigenen Land nicht zur Verfügung hatte, berief sie 1846 H. als Professor an das neue Gymnasium. Baiern hatte wahrlich keinen Ueberfluß an tüchtigen Philologen, gleichwol ließ das Ministerium Abel den angesehenen Schulmann, wie bald darauf auch Leonhard Spengel, ins Ausland ziehen und begnügte sich mit rühmender Anerkennung des scheidenden Gelehrten. In Hadamar fand sich H. nur schwer in die engen Verhältnisse des kleinen Städtchens und die unfertigen Zustände der neugegründeten Anstalt, aber er selbst griff mit frischer Energie seine Aufgabe an, und tiefgehend war der Einfluß, den das markige Wesen und der auf selbständiger Forschung beruhende Unterricht Halm's auf die Gymnasialjugend übte. Lebender Zeuge dessen ist der mitunterzeichnete damalige Schüler des Gymnasiums W. Christ, der später seinem Lehrer auch nach München folgte und ihn im weiteren Verlauf des Lebens Freund und Collegen nennen durfte. In seinen gelehrten Arbeiten fand H. an den Hadamarer Collegen wenig Anhalt, dafür pflegte er um so eifriger den wissenschaftlichen Verkehr mit dem im benachbarten Weilburg wirkenden Freund Alfr. Fleckeisen und trat durch diesen auch mit dem großen Philologen F. Ritschl an der Universität Bonn in Beziehung. — Nicht lange erfreute sich Nassau des trefflichen Schulmanns; im J. 1849, als in München ein neues (drittes) Gymnasium errichtet wurde, und Minister Ringelmann den Ehrgeiz hatte, das neue nach König Max benannte Gymnasium zu einer „Musteranstalt“ zu machen, erfolgte Halm's Rückberufung nach Baiern als Rector des Maxgymnasiums, dem er sieben Jahre, von 1849—1856, mit nachhaltigem Erfolge vorstand. — Inzwischen hatte sich H., dem schon 1844 die Ehre eines Mitgliedes der bairischen Akademie zu Theil geworden war, durch seine litterarischen Arbeiten, namentlich seine Ausgaben von Cicero und Tacitus, einen solchen Ruf in der Gelehrtenwelt erworben, daß er hoffen durfte, die Laufbahn eines Universitätslehrers, die auf dem gewöhnlichen Weg des Privatdocententhums zu erstreben ihm die frühere Enge seiner finanziellen Lage nicht erlaubt hatte, nunmehr durch die Erfolge seiner wissenschaftlichen Thätigkeit sich erschließen zu können. Nachdem zwei Versuche in München und Würzburg nicht zum Ziel geführt hatten, erhielt er 1856 einen glänzenden Ruf an die Universität Wien. Dieses Mal ließ ihn das bairische Cultusministerium, das unter Königs Max II. Auspicien Minister Zwehl verwaltete, nicht ziehen, sondern ernannte ihn zum Professor der classischen Philologie an der Universität München, zugleich aber auch, da die schon anderweitig stark in Anspruch genommenen Mittel der Universität nicht ausreichten, zum Director der königl. Hof- und Staatsbibliothek. Die Doppelstellung erlaubte es begreiflicherweise H. nicht, so enorm auch seine Arbeitskraft war, die volle Thätigkeit eines Universitätsprofessors zu entfalten: er beschränkte sich wesentlich auf die Leitung von stilistischen und textkritischen Uebungen im Seminar und auf exegetische Vorlesungen über lateinische und griechische Classiker. Aber war auch die Ausdehnung seiner akademischen Thätigkeit nicht sehr groß, so hat er doch in erwünschtester Weise bestehende Lücken in dem philologischen Unterricht der Münchener Universität ausgefüllt und durch Ausbildung eines feineren Sprachgefühls, Anleitung zur geschmackvollen Behandlung der Schulautoren, Exactheit der kritischen Methode Ausgezeichnetes für Heranbildung eines tüchtigen Gymnasiallehrerstandes geleistet.

Ausgedehnter war seine Thätigkeit an der Bibliothek, der er auch den weitaus größeren Theil seiner Arbeitszeit widmete. Ueber die größeren Werke, die er hier schuf, und seine Verdienste um die Staatsbibliothek im einzelnen wird weiter unten gehandelt werden; hier sei nur über seine Leistungen im allgemeinen der Ausspruch eines vorurtheilslosen Kenners angeführt, Conrad Bursian's, der ihm, selbst schon todkrank, die Grabrede hielt: „Als Director der kgl. Hof- und Staatsbibliothek hat Halm die seiner Oberleitung unterstellte Anstalt . . . . zu einer Musteranstalt erhoben. Zugleich hat er . . . . durch Heranbildung tüchtiger jüngerer Kräfte zum bibliothekarischen Beruf eine Gewähr geschaffen, daß auch nach seinem Hinscheiden sein Geist in der Verwaltung der Anstalt, deren Wohl ihm vor allem am Herzen lag, fortleben wird“.

Durch seine doppelte Lebensstellung und seine vielfachen litterarischen Unternehmungen war H. so stark in Anspruch genommen, daß er für das gesellige Leben nur wenig Zeit übrig hatte und sich selbst Kunst- und Naturgenuß nur selten gönnte. Aber deshalb war er doch kein Einsiedler; vielmehr suchte er in hohem Grade den Gedankenaustausch mit Fachgenossen: er war ein fleißiger Besucher der Philologenversammlungen, in Augsburg führte er das Vicepräsidium, in Wien gab er durch einen feindurchdachten Vortrag die Anregung zu dem später von Wölfflin weitergeführten Thesaurus linguae latinae; mit gelehrten Freunden unterhielt er einen sehr regen, ausgedehnten Briefverkehr. Größen seiner Wissenschaft wie Ritschl, Mommsen, Madvig erwies er gerne freundschaftlich besondere Aufmerksamkeiten. Charakteristisch war aber auch die Weise, wie er, der so viel aus dem Schatze seines Wissens und den Reichthümern der Staatsbibliothek zu geben hatte und freigebig gab, seinerseits die Fachgenossen, junge und alte, zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten heranzog. Insbesondere waren es Brunn, Wilmanns, Studemund, Wölfflin, Bursian, O. Ribbeck, Zangemeister, Reifferscheid, A. Laubmann, die ihm, zumal in Italien und Frankreich, zeitraubende Handschriften-Collationen anfertigten. Andere lasen seine Correcturbogen mit, so daß in Halm's Ausgaben viele ausgezeichnete Conjecturen von Madvig, Mommsen, L. Spengel, Vahlen, Usener u. v. A. stehen. Unter seinen Schülern war es namentlich Christ, der zu Cicero's philosophischen Schriften, Valerius Maximus, Quintilian und den Rhetores latini viele Beiträge spendete; aber auch von manchem andern sodalis seminarii philologici Monacensis finden sich hübsche Versuche in den Noten seiner Ausgaben erwähnt. Alles dies trug mit dazu bei, daß auf dem Gebiete der Textkritik lateinischer Prosaiker H. in Wahrheit einen Mittelpunkt der philologischen Studien Deutschlands bildete. Unermüdlich thätig blieb H. in der wissenschaftlichen Forschung wie in seinem Berufe bis zu seinem Tode; nur seine Universitätsvorlesungen gab er etwas früher auf, nachdem er schon Jahre lang viel an Kolik, Schlaflosigkeit und Schwerhörigkeit gelitten und in wiederholten Badereisen keine Heilung gefunden hatte. Er starb an Herzbeklemmung am 5. October 1882.

Was Halm's philologische Thätigkeit betrifft, so kennt und preist man ihn vielfach nur als Latinisten und Ciceronianer. Das ist zu einseitig. Die ersten Arbeiten Halm's, mit denen er sich die philologischen Sporen verdiente, betrafen ebensosehr griechische wie lateinische Autoren, ja es überwiegen sogar in den kleineren Anfangsschriften die griechischen Arbeiten, wie „Lectiones Lycurgeae“ (1829), „Aeschyleae“ (1835), „Stobenses“ (1841 und 1842), „Symbolae criticae in Plutarchi Moralia“ (1842). Aber von ungefähr 1842 an wandte er sich mit Vorliebe Cicero und den lateinischen Prosaikern zu, weniger indeß aus einer besonderen inneren Zuneigung, als weil er hier ein

lohnendes Arbeitsfeld für seine philologische Thätigkeit fand, welche aber von Anfang an hauptsächlich der Textkritik zugewandt war und in dieser wiederum zumeist der sogenannten recensio oder Herstellung eines auf Grund der handschriftlichen Ueberlieferung gesicherten Textes. Auf die Verbesserung des Textes durch Conjectur verzichtete er natürlich auch nicht, aber darin lag nicht seine Stärke, sein Hauptverdienst bestand in der Beschaffung eines kritischen Apparates, im Aufsuchen und Abwägen der maßgebenden Handschriften. Echtheitsfragen berührte er nur insoweit als sie mit der Textkritik zusammenhingen und verhehlte dabei gelegentlich, z. B. bezüglich der von F. A. Wolf verworfenen vier Reden Cicero's post reditum nicht sein Mißtrauen in diese ganze Art der Kritik (cfr. Cic. opera II, 1 p. IX); Fragen der Mythologie, Litteraturgeschichte, Archäologie, Sprachvergleichung ging er geflissentlich aus dem Weg. Auch Quellennachweisen und selbst der Worterklärung, die mit der Textkritik nicht zusammenhing, gestattete er in seinen Editionen, von den erklärenden Schulausgaben abgesehen, nur wenig Raum. Zu den Ausgaben ausgewählter Reden Cicero's schrieb er auch sachliche, allgemein geschätzte Einleitungen, während er sonst in den Präfationen sich nur über die handschriftlichen Hülfsmittel und die Geschichte des Textes zu verbreiten liebte. Haben wir auf solche Weise bei der Darstellung der litterarischen Leistungen Halm's vornehmlich mit Ausgaben, Handschriftenverzeichnissen, textkritischen Aufsätzen zu thun, so darf doch eine auf einem anderen Gebiet liegende Jugendarbeit Halm's nicht übergangen werden, die nicht zu den strengwissenschaftlichen Arbeiten zählte, deren sich aber der Verfasser auch in späteren Jahren keineswegs schämte; ich meine das zuerst 1830 erschienene und dann in vielen Auflagen wiederholte „Griechische Elementarbuch“ in vier Theilen und das sich daran anschließende auch stofflich ungemein interessante „Griechische Lesebuch“. Die präcise Fassung der Regeln und die geschickte Auswahl der Beispiele haben ihren guten Dienst geleistet und viel zur Festigung des grammatischen Unterrichts im Griechischen beigetragen. — Unter den Ausgaben und kritischen Untersuchungen verdienen den ersten Platz die auf Cicero bezüglichen. Zusammen mit Baiter hat er in der 2. Auflage der Gesammtausgabe Cicero's von Orelli für die Reden und die philosophischen Schriften die handschriftliche Grundlage geschaffen (Ciceronis opera ex recensione J. C. Orellii. Ed. altera emendatior. Opus morte Orellii interruptum continuaverunt J. G. Baiter et Car. Halm. Vol. II: orationes, 2 partes. Vol. IV: libri philosophici. Turici 1854—1862).

Während Orelli sich wesentlich mit Angabe der Lesarten der älteren Ausgaben begnügt hatte, erkannten es die neuen Herausgeber als eine ihrer ersten Aufgaben, auf die Handschriften zurückzugehen, den Ballast der älteren Ausgaben und schlechtbeglaubigten Varianten über Bord zu werfen und dafür sorgfältige Collationen der besten, maßgebenden Codices zu geben. Das war keine kleine Aufgabe, da die Wege der Ueberlieferung in den einzelnen Reden stark auseinandergehen und die neuen Herausgeber in ihrer Gewissenhaftigkeit sich nicht auf die Angaben älterer Vorgänger verlassen zu dürfen glaubten, sondern durchweg neue Collationen entweder selbst anfertigten oder durch Freunde besorgen ließen. Mit welchem minutiösen Fleiß, zugleich aber auch mit welchem Geschick und Erfolg dieses geschah, kann auch der Fernerstehende aus der lichtvollen Einleitung des ersten Bandes der Reden ersehen. Besondere Erwähnung möge es finden, daß bei der Suche nach Cicerohandschriften es auch gelang, eine alte Tegernseer Handschrift (jetzt cod. lat. Monac. 18787) in Paris bei einem Antiquar aufzustöbern und der bairischen Staatsbibliothek wieder zuzuführen. In ähnlicher Weise wurde auch in den philosophischen Schriften

Cicero's der Text auf Grund der besten Handschriften neu aufgebaut, wenn auch hier H., der in der philosophischen Litteratur wenig zu Hause war, nur einen kleinen Theil der Arbeit selbst ausführte. Außer der großen Gesammtausgabe der Reden besorgte er auch zwei Sonderausgaben ausgewählter Reden mit Commentar, eine in lateinischer Sprache (I, 1—3. II, 1. 2. Lips. 1845—48) und eine in der von Haupt und Sauppe begründeten Sammlung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Die letztere fand eine besonders günstige Aufnahme wegen der sachlich und historisch trefflich orientirenden Einleitungen und der präcisen, Gelehrsamkeit mit pädagogischem Tact verbindenden Noten. Die einzelnen Bändchen (7) erlebten alle zahlreiche Auflagen und werden nach dem Tode des Autors von seinem Schüler und Amtsnachfolger, dem mitunterzeichneten G. Laubmann auf der wissenschaftlichen Höhe erhalten. Natürlich gingen diesen großen Werken viele kleinere Abhandlungen und Aufsätze zur Seite, aber höher als die darin entwickelte Gelehrsamkeit ist die Kunst anzuschlagen, mit der H. sich in die Sprache seines geliebten und bewunderten Autors hineinzuleben verstand. Ohne gerade ciceronisch zu schreiben, hat er die Correctheit und Schönheit der lateinischen Sprache wie kein zweiter nachgebildet; an ihn wandte man sich von allen Seiten bei Abfassung lateinischer Adressen und Diplome, und seine lateinisch geschriebenen Vorreden zu lesen ist ein wahrer Kunstgenuß. — Von den anderen Ausgaben Halm's sind die meisten in dem Teubner'schen Verlag erschienen, mit dessen Leitern er in vertrautem Verkehr stand und die in ihren großen Unternehmungen hauptsächlich auf seinen Rath hörten. In der Bibliotheca Teubneriana ließ er erscheinen den Tacitus (2 Bde. 1850, 4. Aufl. 1883), die Fabulae Aesopicae (1852), den Florus (1854), den Valerius Maximus (1865) und Velleius Paterculus (1876). Alle diese Ausgaben beruhen auf gründlichen handschriftlichen Studien und sind durch Correctheit des Druckes und Sorgfalt der beigegebenen Indices ausgezeichnet. In einem größeren Format, das zum Theil nur aus buchhändlerischen Rücksichten gewählt war, erschienen in dem gleichen Verlag „Cornelius Nepos apparatu critico adiecto“ (1871), „Quintiliani institutionis oratoriae libri duodecim“ (1868/9), „Rhetores latini minores“ (1863). Von diesen Ausgaben ist die subtilste die des Quintilian, in der die Fäden der handschriftlichen Ueberlieferung auf das glücklichste entwirrt sind und für jede weitere Untersuchung das Fundament gelegt ist. Die meiste, zum Theil aber mehr mühsame als fruchtbringende Arbeit steckt in der Ausgabe der kleinen rhetorischen Schriften, die lange vernachlässigt, zum größten Theil mit ganz neuen Hülfsmitteln lesbar gemacht werden mußten. Für einen andern wäre die Bearbeitung dieser 24 Schriften eine Lebensaufgabe gewesen, für Halm's unermüdliche Arbeitskraft bildete sie nur eine Ergänzung anderer wichtigerer Studien auf dem Felde der römischen Beredsamkeit. — Mit den angeführten Ausgaben blieb H. in dem Bereich der classischen Philologie, so daß er nicht nur an den Resultaten seiner gelehrten Untersuchungen seine Freude hatte, sondern durch sie auch zu tieferem Eindringen in die Classiker und zum Genusse wiederholter Lectüre seiner Lieblinge gelangte. Mit der Zeit trat darin eine Aenderung ein, so daß in den späteren Ausgaben Halm's das Interesse an den Schriften selbst zurücktrat und lediglich die Methode und die Routine philologischer Textbearbeitung zur Geltung kam. Anlaß dazu boten die großen philologischen Unternehmungen, die Herausgabe der lateinischen Kirchenväter durch die Wiener Akademie und die Ergänzung der Monumenta Germaniae historica durch Neubearbeitung der Auctores antiquissimi. H. war für die Zweckmäßigkeit jener Unternehmungen, wenn er auch keine innere Beziehung zu den heraus=

zugebenden Schriften hatte, eingenommen, und die Leiter der Unternehmungen auf der anderen Seite bewarben sich um die Ehre den berühmten Philologen, der bereits durch seine Herausgeberthätigkeit auf dem Gebiete der lateinischen Prosa ein ähnliches Ansehen wie Immanuel Bekker auf dem der griechischen Litteratur gewonnen hatte, unter den Mitarbeitern anführen zu können. So bearbeitete er in dem Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum den Sulpicius Severus (1866) und des Minucius Felix Octavius zusammen mit des Jul. Firmicus Maternus liber de errore profanarum religionum (1867), in den „Auctores antiquissimi“ den Salvianus (1877) und des Victor Vitensis historia persecutionis Africanae provinciae (1878). Die Thätigkeit des Herausgebers ist in allen diesen Ausgaben so sehr auf die allerdings mit Virtuosität gehandhabte Technik der philologischen Bearbeitung beschränkt, daß auch in den Einleitungen nur von den handschriftlichen Hülfsmitteln, nicht auch von dem Leben der Autoren und der Stellung der Schriften in der Geistesströmung ihrer Zeit gehandelt ist. Auch für litterarische Unternehmungen seines speciellen Heimathlandes stellte H. seine Kraft gern zur Verfügung und so hat er sich nicht bloß für den Plan einer Ausgabe der Gesammtwerke des großen bairischen Historikers Aventin lebhaft interessirt, sondern auch selbst die Herausgabe von dessen kleineren philologischen und historischen Schriften (1880) übernommen. Besonders aber um die Allgemeine Deutsche Biographie hat er sich die größten Verdienste erworben, nicht nur durch die Abfassung einer Reihe von Beiträgen, sondern vor allem durch seine bibliothekarische Unterstützung, die in Verständniß und Umfang von keiner anderen Verwaltung übertroffen werden konnte.

Als 1869 R. v. Liliencron von der Historischen Commission der Münchener Akademie mit der Leitung dieses jetzt bis zum 50. Band geführten Unternehmens betraut und zu diesem Ende nach München übergesiedelt war, galt es zunächst, einen Entwurf und ein vorläufiges Verzeichniß der in die Biographie aufzunehmenden Namen aufzustellen. Bei dieser Arbeit, welche nur unter Ausnutzung der umfassendsten litterarischen Hülfsmittel gemacht werden konnte und eine Zeit von drei Jahren beanspruchte, ehe an die weitere Ausarbeitung gegangen werden durfte, ermöglichte H. dem Herausgeber nicht nur, soweit es ihm amtlich gestattet war, die freieste Benutzung der Bücherschätze, sondern vermittelte ihm auch beim Ministerium manche wünschenswerth erscheinende weitere Freiheit der Bewegung in der Bibliothek. Er folgte diesen Vorarbeiten stets mit regem Interesse und unterstützte sie mit dem Schatz seiner Einsicht und Erfahrungen. Als es dann an die Ausführung der Biographien selbst ging, übernahm H. in Verbindung mit Bursian die Berathung des Leiters auf dem Specialgebiet der classischen Philologie, und beide Männer haben diese uneigennützig gewährte wichtige Hülfe dem nationalen Werke bis zu ihrem Tode treu geleistet, H. selbst schrieb dazu eine Reihe von 91 Biographien, von Bernh. Abeken bis zu Justus Lipsius reichend. Hier nahm ihm der Tod die unermüdliche Feder aus der Hand; den interessanten Artikel über N. M. Oppel hatte er schon früher fertiggestellt.

Als Director der kgl. Hof- und Staatsbibliothek ist H. trotz seiner Doppelstellung derjenige gewesen, welcher für die selbständige Entwicklung des bibliothekarischen Berufs in Baiern die später weiter verfolgten Bahnen vorgezeichnet hat. Mit zielbewußter Energie trat er am 1. September 1856 die neue Thätigkeit an und hat in seiner 26jährigen Wirksamkeit mit unermüdlicher Arbeitskraft so viel Bedeutendes angeregt und geschaffen, daß seine Direction in der Geschichte der Münchener Hof- und Staatsbibliothek immer eine wichtige Epoche bedeuten wird. Das Hauptverdienst seiner Amtsführung liegt in der großen, wahrhaft wissenschaftlichen Liberalität, die er zum Principe gegenüber

den Benutzern der Bibliothek erhob, in der Pflege der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit der Bibliothekverwaltung, die in dem Handschriftenkatalog ihren klarsten Ausdruck gefunden hat, in der systematischen Umsicht, womit er vorhandene Lücken in den Bücherbeständen ausfüllte, und in der ungewöhnlichen Gewandtheit, womit er die geschäftlichen und technischen Aufgaben seiner Stellung bewältigte und auch Gelegenheiten zu bedeutenden Neuerwerbungen wahrzunehmen verstand.

Um die ihm anvertrauten Schätze für die Forschung zugänglich und nutzbar zu machen, brach er mit den bisher üblichen Beschränkungen im Leihverkehr am Orte und nach auswärts. Wenn er dabei, wie es die Einführung eines neuen Princips leicht mit sich bringt, manchmal zu weit ging und kein Bedenken trug, auch Cimelien aus dem Hause zu geben — sogar die Nibelungenhandschrift A hat er versendet, freilich an einen Gelehrten wie Fr. Zarncke —, so bleibt doch die Durchführung des Grundsatzes, daß die lebendige wissenschaftliche Verwerthung wichtiger ist als die todte Conservirung, ein Fortschritt gegen die geltenden Anschauungen, der nothwendig war, um dem jetzt allgemein systematisch ausgebauten Leihverkehr von Bibliothek zu Bibliothek die Bahn zu brechen. Ebenso wurde eine viel freiere und reichlichere Benützung der Bibliothek an Ort und Stelle freigegeben und dem Bedürfniß der einheimischen Forscher in entgegenkommendster Weise Rechnung getragen. Nicht nur durch neu erscheinende Litteratur hat H. die Bücherbestände vermehrt, sondern nach Maßgabe der vorhandenen Mittel die einzelnen Abtheilungen der Bibliothek der Reihe nach durch antiquarische Einkäufe ergänzt. Er beschränkte sich dabei nicht auf die ihm persönlich naheliegenden Gebiete, sondern mit gleichmäßiger Gewissenhaftigkeit und vielseitigem Verständniß dehnte er seine Sorgfalt und Fürsorge auf alle Fächer aus und bediente sich dabei vorurtheilslos des Beirathes von Fachmännern wie Döllinger, Marcus Joseph Müller (mit dessen Schwester er verheirathet war) u. A., die sich ihm bereitwillig zur Verfügung stellten. Außerdem aber mochte er sich nicht versagen, auch durch größere Erwerbungen der Bibliothek neuen Glanz zu verleihen, so durch den Ankauf der Kolmarer Liederhandschrift, der Thibaut'schen musikalischen Sammlung, der orientalischen Handschriften aus dem Nachlasse von Martin Haug (1876) und, nachdem sich der beabsichtigte Ankauf der Sprenger'schen Sammlung orientalischer Handschriften (1857) zerschlagen hatte, der großen Bibliothek des berühmten Orientalisten Stephan Quatremère (um 340 000 Francs, im Jahre 1858).

Eine so großzügige, weit ausgreifende Führung der Neuanschaffungen war aber nur möglich durch die Erschließung neuer Einnahmen für die Bibliothek, da die laufenden Mittel diesen Bedarf nicht entfernt zu decken vermochten. Hierin ist nun H. mit großer Geschäftsgewandtheit und erfolgreich verfahren, indem er z. B. im Auslande die vortheilhaftesten Commissionäre ausfindig machte und durch directen Bezug nach Möglichkeit die Kosten verringerte. Doch ist er auch vor Mißgriffen beim Beginn seiner bibliothekarischen Thätigkeit nicht bewahrt geblieben. Kein Sachverständiger wird die Art, in welcher H. durch den Verkauf der werthvollsten Doubletten oder solcher Werke, die ihm als Doubletten galten, in kurzer Zeit große Summen zu erlösen verstand, vollständig zu rechtfertigen versuchen, und die schweren Anklagen, die Anton Ruland deswegen im bairischen Landtag (1859) erhob, konnten durch Halm's Vertheidigungsschrift nur abgeschwächt, nicht gänzlich widerlegt werden. Im „Serapeum" vom Jahre 1859 sind die wichtigsten Thatsachen von den beiden großen Auctionen in Augsburg und Paris, die eine Reihe kostbarer Doubletten der Bibliothek unwiederbringlich ins Ausland brachten, mitgetheilt und die Streitschriften von H. und Ruland angezeigt. Jedenfalls steht aber die bona fides Halm's dabei außer allem

Zweifel, und daß er nicht bloß kaufmännische Gesichtspunkte als maßgebend betrachtete, beweisen die großartigen Erwerbungen, die von dem über alle Erwartung hohen Ertrag der Versteigerungen gemacht wurden. Mit einem Deficit hatte H. die Direction angetreten; nun konnte er schon nach wenigen Jahren auf finanzielle Leistungen des ihm unterstellten Instituts hinweisen, die seine ehrlichen Bemühungen, möglichst Großes und Ersprießliches für die Bibliothek zu schaffen, als ungewöhnlich erfolgreich erwiesen. Besonderen Nachdruck legte H. dabei auf den Umstand, daß auch die Kosten für die Herstellung des gedruckten Handschriftenkatalogs aus den laufenden Mitteln zu bestreiten waren, und so ist dieses Monumentalwerk mit der wichtigste Beleg, wie bei allen Finanz- und Verwaltungsmaßnahmen Halm's die großen wissenschaftlich bibliothekarischen Aufgaben von ihm zur Richtschnur genommen wurden. Die 15 Bände dieses „Catalogus codicum manuscriptorum Bibliothecae Regiae Monacensis“ (1858—1881), welche mit Ausnahme der griechischen Handschriften — von diesen lag schon ein älterer gedruckter Katalog vor — und der Codices iconographici den ganzen Reichthum der Hof- und Staatsbibliothek der gelehrten Welt bekannt machten, sind das großartigste Denkmal von Halm's Directionsführung. Wohl fußt diese Riesenarbeit auf den breiten und sicheren Grundlagen, die Schmeller gelegt hatte; aber die Ausführung mit verschiedenartigen, theilweise wechselnden Hülfskräften erforderte immer noch die ganze Energie einer weitsichtigen führenden Persönlichkeit, die mit eigener wissenschaftlicher Bedeutung auch die Fähigkeit verband, andere an die richtige Stelle zu setzen und den weitverzweigten Mechanismus der großen Bibliothek mit ihrem Geiste organisch zu durchdringen und zu leiten.

Eine besondere Neigung, die weit über den Charakter einer bloßen Liebhaberei hinausging, besaß H. für das Sammeln von Autographen. Die große Privatsammlung, die er sich anlegte und liebevoll ausbaute, barg eine Menge der kostbarsten Stücke und gewann einen solchen Umfang, daß dafür bei ihrer Versteigerung nach seinem Tode — den Katalog dafür hatte er noch selbst angefertigt — über 36 000 Mark erlöst wurden. Einige besonders interessante Mittheilungen daraus, einen Brief von Sebastian Brant, von Thomas Murner u. A., veröffentlichte H. im J. 1871 in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie als „Beiträge zur Litteratur und Geschichte aus ungedruckten Briefen“. Ein anderes Mal, bei dem Philologentag in Innsbruck (1874), legte er eine erlesene Ausstellung von Humanisten-Autographen des 16. und 17. Jahrhunderts vor. Aber auch bei der ihm unterstellten Bibliothek begründete er eine bedeutende Autographensammlung, die nach einem von der Regierung genehmigten Aufruf (1858) durch zahlreiche Schenkungen rasch anwuchs. H. selbst hat ihr aus seinem Besitz viele Briefe zugewiesen und sie durch glückliche Ankäufe — leider auch durch Tauschhandel — zu vermehren gewußt. Von seinen Ankäufen waren zwei besonders bedeutungsvoll und von reichem Ertrag für die deutsche Litteraturgeschichte, die Erwerbung des handschriftlichen Nachlasses von Joh. Heinr. Voß (1867) und von Platen (1870). Die wissenschaftliche Ausbeutung der Vossiana hat H. selbst glänzend eingeleitet durch seine kritische Studie „über die Vossische Bearbeitung der Gedichte Hölty's“ (1868) und seine beiden Ausgaben von Hölty's Gedichten und Briefen (1869 und 1870), in denen der Dichter zum ersten Male ohne die zahlreichen willkürlichen Aenderungen seines Testamentsvollstreckers Voß zu Worte kam; Publicationen anderer Gelehrter über Friedrich Leopold von Stolberg, Martin Miller und andere Haingenossen haben den Werth des Vossischen Nachlasses als einer wahren Fundgrube zur deutschen Litteraturgeschichte noch weiter ins Licht gestellt. Daß aber auch die Plateniana, die H. selbst noch nicht allgemein

zugänglich machte, geeignet waren, der Forschung völlig neue Aufschlüsse zu bieten, das haben erst die daraus erfolgten bedeutsamen Publicationen des letzten Jahrzehnts bewiesen.

Es war natürlich, daß bei der hier gekennzeichneten Vorliebe Halm's für Autographen und ihre wissenschaftliche Ausnutzung die Collectio Camerariana der Hof- und Staatsbibliothek ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für ihn werden mußte. Diese große Collection, die nicht bloß die gelehrte und diplomatische Correspondenz der vier berühmten Camerarii, sondern auch eine von Ludwig Camerarius angelegte Sammlung von Autographen und Documenten einschließt, hat H. durch einen genauen Katalog (1874), der fast 200 S. stark einen Band für sich in dem großen Münchener Handschriftenkatalog bildet, beschrieben und damit diese ungeheuer reichen Quellen zur gelehrten und politischen Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts der Forschung eigentlich erst erschlossen. Auch über diese Arbeit, die Schicksale und den Bestand der Sammlung hat er in der Münchener Akademie (1873) berichtet. Ueber einen einzelnen Humanisten aus dem Kreise der Camerarii hat H. gehandelt in der litterarhistorischen Untersuchung „Ueber die Echtheit der dem Justus Lipsius zugeschriebenen Reden“ (1882); auch sie erschien in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie als „das letzte Werk des verewigten Meisters“.

Grabrede des altkatholischen Pfarrers A. Gatzenmeier (Grab- und Gedächtnißreden. München 1890. S. 40—42). — Nekrologe von C. Bursian im Biographischen Jahrbuch für Alterthumskunde. 5. Jahrg. 1882. S. 1 bis 6; W. Christ in der Beilage zur Allg. Ztg. 1882, Nr. 305—306; Gedächtnißrede von Ed. Wölfflin in der öff. Sitzung der Münchener Akademie vom 28. März 1883. W. Christ. — G. Laubmann.

Hälschner: Hugo Philipp Egmont H., Jurist, hauptsächlich Criminalist, ist geboren am 29. März 1817 zu Hirschberg in Schlesien, wo sein Vater, Justizrath H., als tüchtiger Jurist eine weitreichende und erfolgreiche Thätigkeit ausübte. Wenn diesem Vater umfassende Kenntnisse, ungewöhnlicher Scharfsinn und „ungefärbte Redlichkeit“, ausgeprägt religiöser Sinn, dichterische Begabung und „eiserne Treue für seine Freunde“ nachgerühmt werden, so finden sich diese Charakterzüge in seinem zweiten Sohne Hugo in genau derselben Vereinigung bezeichnend wieder.

Nachdem letzterer das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, studirte er 1837—1840 in Breslau und in Berlin die Rechte, hörte aber namentlich an letzterer Universität mit besonderem Eifer auch philosophische Vorträge bei Braniß, Werder und Gans, da ihm offenbar schon damals philosophische Grundlegung für seine wissenschaftliche Erkenntniß unentbehrlich war. Sodann kehrte er nach Breslau zurück, um sich dort für die akademische Lehrthätigkeit vorzubereiten. Er promovirte zu Halle am 26. Mai 1842 mit einer Dissertation „De jure gentium quale fuerit apud populos Orientis“ und war im Begriffe, sich auch ebendort zu habilitiren, als ihn eine Aufforderung des berühmten Bonner Staatsrechtslehrers und Historikers Clemens Theodor Perthes erreichte, die ihn nach Bonn einlud. Dieser Einladung folgend begann H. seine Wirksamkeit an der Bonner Universität, der sein ganzes Leben von da ab ununterbrochen gehören sollte, durch Habilitation dortselbst am 16. Januar 1843 als Privatdocent. Im Hause Perthes' wohnend, wurde der Schlesier gar bald schon an die Rheinlande auch innerlich gefesselt, wie das äußerlich hervortrat durch die Verlobung mit Ottilie Marcus, der wahren Verkörperung rheinischer Thatlust und Heiterkeit, rheinischer Liebenswürdigkeit und Frische, als welche die Greisin heute noch unter uns weilt. Der Ernennung zum außerordentlichen Professor, 31. März 1847, folgte binnen 14 Tagen, am

12. April 1847, der Abschluß der denkbarst glücklich gewordenen, die innigste Verbindung preußischen und rheinischen Wesens geradezu versinnbildlichenden Ehe. Ebenso glücklich entwickelten sich die äußeren Verhältnisse. Am 19. October 1850 nach Ablehnung eines Rufes nach Rostock zum ordentlichen Professor befördert, nahm H. alsbald in akademischen, städtischen, kirchlichen Verhältnissen eine centrale, ja vielfach leitende und maßgebende Stellung ein. So gehörte er seit 1853 mit nur kurzer Unterbrechung fortwährend — eine ganz außergewöhnliche Erscheinung — dem akademischen Senate an, bekleidete bereits im Jahre 1857/58 das Rectorat und vertrat seit 1868 die Universität als Mitglied des Herrenhauses. Berufungen nach Tübingen (1864) und nach Heidelberg (1872) lehnte er ab, wurde 1870 zum preußischen Geheimen Justizrath ernannt, mehrfach mit hohen Orden bedacht und nahm 1873 an der außerordentlichen Generalsynode der evangelischen Landeskirche Theil, wie er denn auch 1879 infolge königlicher Ernennung Mitglied der ersten ordentlichen Generalsynode war. Mit nicht geringerem Eifer und Erfolg aber widmete er sich auch localen kirchlichen Aemtern, der Leitung akademischer und gemeinnütziger Institute; namentlich seine Verdienste um den wohlgelungenen Bau der Bonner protestantischen Kirche seien hervorgehoben. Als er 1887 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, noch in der Vollkraft körperlicher und geistiger Leistungsfähigkeit, weithin berühmt als Lehrer und Gelehrter, anerkannt als Stütze und Säule der Facultät und Universität, als Vertrauensmann der Regierung wie seiner Collegen, sowie als Presbyter seiner Kirchengemeinde, da strömten in seinem allezeit gastlichen Hause zahllose Beweise der Liebe und Verehrung zusammen, deren er sich herzlich erfreut hat. Aus dem Vollbesitze dieser Stellung, nach nur kurzem Leiden, entriß ihn der Tod am 16. März 1889.

H. lehrte in Bonn die Fächer der Rechtsphilosophie, des Völker- und Staatsrechts, des protestantischen Kirchenrechts und des Strafrechts. Litterarisch ist er zuerst als Publicist, dann wesentlich nur noch als Criminalist thätig gewesen.

Zu den publicistischen Schriften gehören, außer der schon genannten Doctordissertation, die Abhandlungen „Zur wissenschaftlichen Begründung des Völkerrechts“ in Eberty's Zeitschrift für volksthümliches Recht, 1844, und „Die Preußische Verfassungsfrage“ u. s. w., 1846. Außerdem eine Reihe von Schriften und Aufsätzen über die Thronerbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein, zunächst 1847, sodann besonders 1863 und 1864 (z. B. auch in den „Preußischen Jahrbüchern“ Bd. 13), Schriften, welche ihm die dankbare Anerkennung des Augustenburgers mit Recht eintrugen. Wenn der spätere Kaiser Friedrich die Rechte dieses Prätendenten stets so besonders bereitwillig anerkannt hat, so mag dabei die streng juristische Denkweise Hälschner's, seines Staatsrechtslehrers, nicht zum wenigsten Einfluß geübt haben.

Indessen mochte gerade diese Strenge und Schärfe juristischen Denkens H. veranlaßt haben, sich dem dafür so viel günstigeren Fache des Strafrechts immer ausschließlicher zuzuwenden. Als Gegenstand litterarischer Bearbeitung wählte er sofort den bedeutsamsten und umfassendsten, die möglichst vollständige, historische und systematische Darstellung des geltenden Preußischen Strafrechts. Von diesem groß angelegten und durchgeführten Werk erschien 1855 der erste Band, unter dem Sondertitel „Geschichte des Brandenburgisch-Preußischen Strafrechts“; bereits 1858 folgte die dogmatische Darstellung des allgemeinen Theils, erst 1868 der dritte Band mit dem besonderen Theil. Damit war denn aber auch H. entschieden an die Spitze der preußischen Criminalistik getreten und vermochte nun in einer Reihe von einzelnen Aufsätzen, theils im „Gerichtssaal“, theils in „Goltdammer's Archiv“ veröffentlicht, zahlreichen

Einzelheiten sich besonders zu widmen. Unter diesen Aufsätzen ragen besonders hervor die rechtsphilosophischen über das Unrecht und seine verschiedenen Formen, von 1869 und 1876, im Gerichtssaal. Inzwischen war an Stelle des Preußischen das Deutsche Strafgesetzbuch getreten, nicht ohne eifrige directe Mitarbeit Hälschner's, vgl. namentlich seine „Beiträge zur Beurtheilung des Entwurfs eines Str.G.B.s für den Nordd. Bund“, Bonn 1870; weit stärker aber war doch noch die mittelbare Beeinflussung durch sein Lehrbuch des Preußischen Strafrechts. So erscheint gewissermaßen als Umarbeitung und als neue Auflage desselben das entsprechende Werk, das H. nun zum Rechte des neuen Deutschen Reichs unternahm und abermals fertigzustellen vermochte, „Das gemeine deutsche Strafrecht, systematisch dargestellt“, Bd. 1, Bonn 1881, Bd. 2 Abth. 1 ebend. 1884, Bd. 2 Abth. 2 ebend. 1887. Mit dieser zweiten großartigen Leistung war Hälschner's Lebensarbeit abgeschlossen; entsprechend dem Gange der Geschichte selbst war sie, in Preußen fest wurzelnd, zur Ausdehnung über ganz Deutschland fortgeschritten und hatte darin ihr Ende gefunden.

In allen diesen seinen Arbeiten zeigt H. sich besonders umfassend und gründlich, sowohl als Historiker wie als Systematiker, stets bemüht und vermögend, den verschiedensten Richtungen der Wissenschaft, älterer Ueberlieferung und neuern Anregungen, philosophischer Begründung und geschlossen dogmatischer Ausführung Rechnung zu tragen. Er gehört weder der historischen, noch der philosophischen Schule an, sondern beiden: das beweisen seine stets maßgebend an die Spitze gestellten rechts- und dogmenhistorischen Forschungen einerseits, seine stets neu versuchten philosophischen Grundlegungen andererseits. Und ebenso vereinigt er in diesen philosophischen Bemühungen Verschiedenes: der Grundrichtung nach bestimmt durch Hegel, steht er diesem Geistesbezwinger doch weit selbständiger gegenüber, als die Mehrzahl der criminalistischen Hegelianer seiner Zeit. Er bemüht sich namentlich darum, die Hegel'sche Form mit juristischem Material auszufüllen und dadurch zu kräftigen, er weiß aber auch die Systeme Trendelenburg's und besonders — nach eigenem Ausspruch — eines so entschieden von Hegel abweichenden Denkers wie Chalybaeus zu verwerthen, um aus allen diesen Elementen seine eigene Strafrechtstheorie aufzubauen. Und auch, nachdem er diese sich hergestellt hatte, hat er sich nie ganz bei ihr beruhigt. Immer hat er weitergeforscht und -gearbeitet, immer genauer seine Unterscheidung thätig-strafbaren und thatenlos-straflosen Unrechts zu fassen und dem positiven Recht anzupassen sich bemüht, selbst im höheren Alter sich keinem neu angeregten Problem verschlossen, keinem Fortschritt, den er irgendwie als solchen anzuerkennen vermochte, versagt. Gerade im Hervorsuchen des Guten und Brauchbaren aus den verschiedensten Richtungen und Werken, im Ausgleiche der dabei sich ergebenden Gegensätze und in der Verbindung theilweise so verschiedener Elemente zum systematischen Ganzen zeigt sich Hälschner's Scharfsinn und Begabung hervorragend.

Das aber war ihm ermöglicht, weil alle diese Verschiedenheiten bei ihm zusammengeschlossen und zur Einheit zusammengehalten werden durch die stets festgehaltenen, unerschütterlich über der Summe wandelbarer Einzelheiten emporragenden letzten Principien, Principien, in welchen Moral und Recht, Mensch und Gelehrter zusammenstimmen. Die Festigkeit des Charakters, die Stetigkeit der Weltanschauung sind es, worauf uns Hälschner's Wesen einheitlich gegründet erscheint, wodurch uns sein Werk als Monument der classisch-strafrechtlichen Schule entgegentritt, bei allen Vermittlungsbestrebungen im einzelnen. Auf streng positiven Ueberzeugungen in staatlichen und kirchlichen Fragen, auf dem Glauben an eine höhere Weltordnung und an den

absoluten Herrschaftsberuf der nackten Gerechtigkeit als solcher hat Hälschner's Wesen und Wirken zeitlebens beruht. Diese Festigkeit hat er bewährt in Wissenschaft und Lebensführung durch treueste Pflichterfüllung und durch weitherzigste Würdigung alles irgendwie damit Vereinbaren, aber auch durch strenge und würdige Ablehnung aller damit unvereinbaren Elemente. Mit der Wucht und der Heiligkeit dieser Ueberzeugung hat er gewußt, seine Schüler zu erfüllen, und so schwebt er uns heute noch vor als Mann aus Einem Gusse, als ein Bild aus früheren Tagen, da man noch wußte, was man glaubte, und da man noch handelte, wie man demgemäß sollte.

Lebenslauf in der Bonner und in der Kölnischen Zeitung vom 18. und vom 17. März 1889. — Eigenhändig-autobiographische Notizen. — „Antikritik" in Nr. 16 des Literarischen Centralblattes, Jahrg. 1859. — Bonner Universitäts-Acten. Ernst Landsberg.

Haltrich: Josef H., siebenbürgisch-sächsischer Volkskundeforscher, geboren am 22. Juli 1822 in Sächsisch-Reen, † am 17. Mai 1886 als evangelischer Pfarrer in Schaas bei Schäßburg. Nach Absolvirung des evangelischen Gymnasiums in Schäßburg studirte H. 1845—1847 in Leipzig Theologie und Philologie (Geschichte), als Famulus W. Wachsmuth's sich auch persönlicher, tiefgehender Anregung erfreuend. Im Kreise der geistig hochstrebenden, gleichzeitig mit ihm studirenden Landsleute weckte der ältere Genosse Fr. W. Schuster, der noch jetzt lebende feinsinnige Dichter und Forscher, die Freude am eigenen Volksthum, dessen Werth ihm durch die Schriften J. und W. Grimm's im vollen Lichte aufgegangen war. H. erzählt darüber: „In den wirrvollen und stürmischen Jahren 1848 und 1849, wo wir Gleichstrebenden meist schon in der Heimath waren, konnte natürlich an eine so stille und friedliche Arbeit, als wir vor hatten, nicht gedacht werden. Kaum war aber die Ruhe hergestellt, so nahmen wir nach einem vorher besprochenen Plane mit Lust und Ernst die Sache in Angriff. Jeder der Freunde sollte zwar Alles sammeln, dessen er in seinem Kreise habhaft werden könnte, allein jeder sollte sein Augenmerk vor der Hand nun auch ganz besonders auf einen Gegenstand richten und von den andern durch einschlägige Beiträge unterstützt werden. So übernahm nach freier Wahl Wilhelm Schuster für sich als Hauptaufgabe die Sammlung sächsischer Volkslieder, Räthsel u. s. w., Friedrich Müller die Sammlung sächsischer Sagen und ich die Sammlung sächsischer Märchen, Johann Mätz die Sammlung der Sitten, Gebräuche, herkömmlichen Reden und Redensarten." H. fand als Lehrer am evangelischen Gymnasium in Schäßburg, dessen Lehrercollegium damals unter der Leitung G. D. Teutsch's (A. D. B. XXXVII, 618) durch das rege Ineinandergreifen hochzielenden wissenschaftlichen Strebens und freudiger pädagogischer Kleinarbeit gekennzeichnet war, vollauf Gelegenheit zur Ausführung seiner Forschungspläne. Schon 1855 veröffentlichte er die Abhandlung „Zur deutschen Thiersage", die eine kurze, leider trügerische Hoffnung erweckte, unter den Deutschen Siebenbürgens die von J. Grimm reconstruirte deutsche Thiersage noch im lebenden Flusse finden zu können. 1856 sodann erschien in Berlin die ebenso durch ihre Reichhaltigkeit wie durch die Treue und den Volkston der Aufzeichnung ausgezeichnete Sammlung der „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen". Wenn auch das zuerst hochgespannte, auch von Forschern wie J. Grimm, K. Simrock getheilte Urtheil über die germanische Originalität dieser Märchen einer nüchterneren Erwägung der Beeinflussung durch die mitwohnenden Nationalitäten, namentlich die Rumänen, den Platz geräumt hat, so behauptet die Sammlung als treffliches Volksbuch doch den sofort in der Werthschätzung der Volksgenossen errungenen Platz (4. Aufl. Wien 1885). Ein größeres Arbeits-

ziel wurde H. durch die Betrauung mit der Leitung des schon von Leibniz angeregten siebenbürgisch-sächsischen Idiotikons gesteckt, an dem zuletzt noch J. K. Schuller (A. D. B. XXXII, 682) richtunggebend gearbeitet hatte. Für neuaufzunehmende Sammlungen gab H. 1865 einen umsichtigen „Plan“ heraus und legte selbst reiche Sammlungen an, die durchwegs durch das scharfe Aufmerken auf die kennzeichnenden Sprachwendungen, auf Gebrauch der einzelnen Stichwörter in stehenden Redensarten u. s. w. gekennzeichnet sind. Die von ihm erhobene Einzelforderung, daß zur Charakterisirung des Wortbestandes einer Mundart auch eine Uebersicht über die sonst im allgemeinen Sprachgebiete gebräuchlichen, in der speciellen Mundart aber fehlenden Ausdrücke gehöre („Negative Idiotismen“, 1866) ist von der allgemeinen deutschen Mundartkunde als zu Recht bestehend anerkannt und aufgenommen worden. Zu diesen größeren Arbeiten kam eine Reihe von Specialuntersuchungen, mit denen sich H. über das ganze Gebiet der Volkskunde ausbreitete („Stiefmütter, Stief- und Waisenkinder in der siebenb.-sächs. Volkspoesie“ 1856; „Zur Culturgeschichte der Sachsen in Siebenbürgen“ 1867; „Deutsche Inschriften aus Siebenbürgen“ 1867; „Die Macht und Herrschaft des Aberglaubens“ 1871; „Sächsischer Volkswitz und Volkshumor“ 1881). Außerdem war H. auch an der gerade damals aufblühenden publicistischen Litteratur Siebenbürgens rege betheiligt. Stellten doch die tiefen Umwälzungen des Lebens, die infolge der Union Siebenbürgens mit Ungarn das gesammte wirthschaftliche, politische, culturelle Leben der Siebenbürger Sachsen ergriffen, an jeden Volksfreund die Anforderung, über die eigentliche Berufsarbeit hinaus mit Feder, Wort und Herzblut für das Volk einstehend den Uebergang in neue Lebensformen zu ermöglichen. Und kann als Schlagwort für diesen Uebergang die Zusammenfassung als Cultureinheit gegenüber der bisherigen politisch-municipalen Einheit gelten, so gebührt H. das Verdienst, durch liebevolle Vertiefung in das alte Erbe der Mundart, der Volksdichtung, des Brauchs, der Sitte, diese Schätze des Volksthums gehoben und sie zum bewußten Gesammtbesitz der siebenbürgisch-sächsischen Volkscultur gemacht zu haben. Er hat damit mitgeholfen, ein Bollwerk zu schaffen, das sich zersetzenden Einflüssen gegenüber als stärker bewährt hat, wie Gesetze und verbriefte Rechte.

In dieser volkserhaltenden Wirksamkeit, mit auch durch das Mittel der wissenschaftlichen Forschung liegt das Schwergewicht der Lebensarbeit Haltrich's. So hat er an der Seite seiner mitstrebenden Freunde den festen Grund zur volkskundlichen Erforschung des siebenbürgisch-sächsischen Volksstammes gelegt (neben J. Haltrich: J. Mätz († 1901), Die siebenb.-sächsische Bauernhochzeit, 1860. G. Schuller, Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Tod und Begräbniß im Siebenb. Sachsenlande, 1863—1865. Fr. Müller, Siebenb. Sagen, 1857 (2. Aufl. 1885). Fr. W. Schuster, Siebenb.-sächs. Volkslieder, 1865 [eine 2. Auflage ist in Vorbereitung]. Vgl. ferner: H. Hillner, Volksthümlicher Glaube und Brauch bei Geburt und Taufe im Siebenb. Sachsenlande, 1877. G. A. Heinrich, Agrarische Sitten und Gebräuche unter den Sachsen Siebenbürgens, 1880. O. Wittstock, Volksthümliches der Siebenb. Sachsen, 1895. A. Höhr, Siebenb.-sächs. Kinderreime und Kinderspiele, 1903). Der eigentlich wissenschaftliche Ertrag seiner Bemühungen selbst wurde allerdings durch seine mit der Zeit nicht mehr ausreichende sprachwissenschaftliche Schulung geschmälert. Das hat er denn selbst eingesehen und hat neidlos seine reichen Sammlungen zur weiteren Verarbeitung jüngeren Strebensgenossen überlassen. Ein Zug der Selbstlosigkeit, der wie Bescheidenheit und Güte des Herzens den Mann kennzeichnete, den nicht nur wissenschaftliches Interesse, sondern das verwandte Wesen seines Gemüthes zur Welt der Kinder und Märchen hinzog.

Die kleineren Schriften Haltrich's hat 1885 zum 100. Geburtstag J. Grimm's J. Wolff (s. A. D. B. XLIII, 765) mit wissenschaftlich weiterführenden Anmerkungen und Excursen unter dem Titel „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Wien, K. Graeser“ neu herausgegeben und damit dem verdienten Manne eine letzte, ehrende Lebensfreude gemacht.

Trausch-Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen IV, S. 168—172. — G. D. Teutsch, Denkrede auf J. Haltrich im Archiv d. V. f. sb. Vkde. Bd. XXI, S. 206 ff. — A. Schullerus, Die Vorgeschichte des siebenb.-sächsischen Wörterbuchs, 1895.

Adolf Schullerus.

Hamerling: Robert H., deutsch-österreichischer Dichter, hieß eigentlich Rupert Hammerling, wählte aber seit dem Jahre 1846, da er schon eifrig poetisch thätig zu werden begann, den oben stehenden Namen, durch welchen er berühmt geworden und den er fortan als Dichter so wie im socialen Leben in solcher Schreibweise beibehalten hat. H. wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren, wo sein Vater ein kleines Häuschen besaß und ein Webergeschäft betrieb. Aber schon zwei Jahre nach Hamerling's Geburt war der Vater, vom Unglücke verfolgt, gezwungen, das Haus zu verlassen, welches nicht mehr sein eigen war und in die Fremde zu ziehen. Die Mutter mit dem Knaben fand ein Unterkommen bei einem verheiratheten Bruder in dem nahen Dorfe Großschönau. Dort erhielt H. denn auch vom 7. Lebensjahre an den ersten Unterricht. Insbesondere der Katechet P. Hugo Traumihler nahm sich des sehr begabten Knaben an, für den auch die Freifräulein v. Geusau auf dem nahen Schlosse Engelstein ein gewisses Interesse bekundeten. Hamerling's Vater war aus der Fremde zurückgekehrt in die Dienste des Freiherrn v. Geusau daselbst getreten, und der Knabe besuchte ihn häufig und verbrachte manche Zeit dort, auch von der freiherrlichen Familie liebenswürdig aufgenommen. Mit zehn Jahren finden wir H., welcher schon Verse dichtete und schöne Anlagen zeigte, im Gymnasium des Stiftes Zwettl, wo sein Großoheim P. Ambrosius Haßlinger als Stiftsbibliothekar waltete, der junge H. war dort als sog. Sängerknabe aufgenommen und verbrachte vier Jahre im Stifte. Eines seiner damals erstandenen Gedichte erregte sogar die Aufmerksamkeit der im Schlosse zu Kirchberg weilenden französischen Prinzessin Luise, Tochter der Herzogin v. Berry, welche ihn während seiner weiteren Studien zu unterstützen versprach, leider aber dieses Versprechens weiter nicht eingedenk blieb. Vorläufig war bestimmt, daß H. Priester werden sollte, wozu er selbst den Beruf in sich zu fühlen glaubte. Um seine Studien fortzusetzen, kam er nach Wien, wo nun auch seine Eltern weilten; er besuchte das Schottengymnasium daselbst von 1844 an. Schon während dieser Schulzeit verfaßte er die Dramen „Columbus“, „die Märtyrer“ und ein Lehrgedicht „Eutychia“. Kaum hatte H. die sog. philosophischen Studien 1846 begonnen, während welcher er fleißig auch die großen Bibliotheken Wiens besuchte, als er den Plan zu einer nationalen Tragödie: „Hermann“ faßte, aber von der Arbeit abstand, deren historische Eigenthümlichkeit ihm überall Fesseln anlegte. Dagegen schritt er bald zum Entwurfe eines anderen Dramas „Aurora“, dessen hier Erwähnung geschieht, weil die sagenhafte Gestalt Ahasvers in demselben vorkam. Aus der damaligen Studienzeit sei eine kleine Liebesepisode mit der Tochter von Hamerling's Oheim erwähnt, in dessen Hause der junge Mann verkehrte, die Episode spielte sich allerdings, wie erhaltene Tagebuchblätter zeigen, mehr in der Einbildung des Poeten ab, trotzdem bleibt sein Liebesempfinden für „Regiswinda“ — diesen Namen gab er dem Mädchen — immerhin bezeichnend.

Ein vertrauter, ebenfalls poetisch veranlagter Freund wurde ihm Anton Bruckner, sein Altersgenosse und Landsmann, mit dem er Briefe wechselte, als Bruckner aber in die Studien nach Wien kam, im Verein mit dem Freunde und einem Collegen Wiesner eine geschriebene poetische Wochenschrift „Aurora" herausgab, in der manche poetische Jugendarbeiten Hamerling's niedergelegt sind. Bruckner war es auch, der mit H. den Freundschaftsbund der „Herakliusbrüder" 1846 schloß, über den ein eigener schriftlicher Contract aufgesetzt wurde und der bezweckte, daß jeder der beiden den Andern in seinem Streben, dichterischen Ruhm zu erlangen, unterstützen möge. Schon daraus ist ersichtlich, wie H. jetzt schon eifrig litterarisch thätig war. Um dieselbe Zeit aber hatte er sich auch zum Aufgeben der geistlichen Berufswahl entschieden. Durch Bruckner wurde H. in den kleinen litterarischen Club junger Leute, der sich als „Dichtergilde Teutonia" zusammengesetzt hatte, eingeführt, woselbst jedes Mitglied poetische Beiträge zum Vortrage brachte. Eine Folge des Verkehres daselbst war es, daß durch Vermittlung eines dieser Mitglieder das erste gedruckte Gedicht Hamerling's: „Am See" in der Brünner Zeitschrift „Morawia" (11. Januar 1848) veröffentlicht wurde.

Im Jahre 1848 bezog H. die eigentliche Hochschule in Wien, er betrieb namentlich philosophische und philologische Studien und las eifrig die älteren und neueren Dichter, unter denen ihn besonders die Romantiker Novalis und Hölderlin fesselten. Aber sein Drang nach allseitiger Bildung veranlaßte ihn auch, sich mit medicinischen Fächern zu beschäftigen, Mineralogie und Chemie pflegte er ebenso wie Sanskrit und orientalische Sprachen überhaupt und alle möglichen philosophischen Disciplinen. Hamerling's nationales und freiheitliches Empfinden bethätigte sich besonders, als nach dem Ausbruche der gewaltigen Wiener Bewegung im Jahre 1848 die Studentenlegion gegründet wurde, welcher er sofort beitrat und in der Uniform mit der Waffe seinen Dienst leistete. Damals hatte er auch ein begeistertes Sonett an Erzherzog Johann und sogar einen philosophisch-politischen Aufsatz in der Zeitschrift „Oesterreichischer Courier" veröffentlicht. Allerdings widerten den edelgesinnten Dichter die Rohheiten an, welche das Revolutionsjahr weiter kennzeichneten, und er zog sich zu seinen wissenschaftlichen Studien zurück, betrieb auch Musik, besuchte Theater, Concerte und Museen und suchte seinen ohnehin für das Schöne so empfänglichen Sinn weiter hierfür auszubilden. In den Ferien pflegte er wol auch mit dem Freunde Bruckner seine liebe Waldheimath zu besuchen. Zahlreiche lyrische Gedichte entstanden während dieser Zeit; schon war auch der Plan zu einem Drama „Ahasverus" entworfen, welcher Stoff den Dichter nicht mehr losließ. Einige Gedichte Hamerling's erschienen 1851 in Gruppe's „Musenalmanach", gingen aber ziemlich spurlos vorüber. Neben seinen poetischen Plänen mußte aber der sich dem Ende seiner Studien Zuneigende nun ernstlich auch auf den Broderwerb bedacht sein. Er beschäftigte sich als Mitglied des philologisch-historischen Seminars nun besonders eingehend mit den classischen Sprachen und wurde 1852 Supplent für dieselben am Wiener Gymnasium der theresianischen Akademie und darauf am akademischen Gymnasium der Residenzstadt. Durch Privatunterricht suchte er seine Einkünfte zu verbessern. Im Jahre 1853 kam H. an das Gymnasium nach Graz, in dessen Programm er die Abhandlung „über die Grundideen der griechischen Tragödie" veröffentlichte und im Herbste 1854 wurde er nach abgelegter Lehramtsprüfung zunächst Gymnasiallehrer in Cilli, jedoch mit der Bestimmung, am Grazer Gymnasium verwendet zu werden; zu Anfang des Jahres 1855 aber erfolgte seine Ernennung zum wirklichen Gymnasiallehrer in Triest, wo ihm nun eine längere Reihe von Jahren zu weilen bestimmt

war. Im Frühjahr 1855 traf H. in Triest ein, aber leider überfiel ihn schon ein Jahr später ein heftiges Unterleibsleiden, das sich stets verschlimmerte. Da zu derselben Zeit in Triest die Cholera ausgebrochen war, erbat sich der Leidende und Aengstliche einen längeren Urlaub, den er vom September 1856 bis April 1857 in der herrlichen Lagunenstadt Venedig zubrachte, ein Aufenthalt, der allerdings für seine poetische Entwicklung von hoher Wichtigkeit wurde. Dort entstand neben vielen lyrischen Gedichten seine erste größere Dichtung „Venus im Exil“, welche aber zunächst keinen Verleger fand. Von Venedig aus besuchte H. auch Padua, Vicenza und Verona und lernte die Schönheiten jenes Gebietes von Oberitalien kennen. Nach Triest zurückgekehrt gab er 1857 seine erste lyrische Sammlung „Ein Sangesgruß vom Strande der Adria“ (Triest 1857) heraus, in welcher auch Bruchstücke aus der genannten größeren Dichtung enthalten waren. Das Büchlein fand eine freundliche Aufnahme und es bot sich bald Gelegenheit, mit der „Venus im Exil“ selbst hervorzutreten, welche 1858 bei Kober in Prag erschien. Spätere Ferienmonate brachte der Dichter sowol in Venedig als auch häufig in Graz zu, wo er mit einem Kreise litterarischer Freunde gern verkehrte, von denen besonders der Dichter und Gelehrte Fritz Pichler genannt sei. Nachdem er inzwischen auch schon in verschiedenen Zeitschriften Gedichte veröffentlicht hatte, gab H. sein schönes Liederbuch „Sinnen und Minnen“ (Prag 1859) heraus, das in der Folge so viele Auflagen erlebte. Daran schloß sich die von deutschnationaler Begeisterung durchwehte, in herrlichen Nibelungenstrophen abgefaßte Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ (Prag 1861), dem das 1862 in Graz verfaßte episch-lyrische Gedicht „Germanenzug“ folgte. Von kleineren Arbeiten seien die im Triester Gymnasialprogramm erschienenen „Proben aus einer Uebersetzung von Dschamis Beharistan“ (1856) und „Ein Wort über die Neuplatoniker nebst Uebersetzungsproben aus Plotin“ angeführt. Hamerling's Besuche in Graz hatten ihn auch mit jener Dame bekannt gemacht, welcher er als „Minona“ so manche seiner glänzenden Verse widmete und die ihm in der Folge wahre Freundschaft und Verehrung auch nach seinem Tode widmete. Im Sommer des Jahres 1862, als der leidende Dichter in dem nadelholzreichen Tobelbade bei Graz weilte, entstand daselbst sein berühmt gewordenes Gedicht: „Vor einer Genziane“. In Triest hatte der Poet auch als Mitarbeiter an der „Triester Zeitung“ gewaltet und namentlich Theaterberichte für dieselbe verfaßt, welche Thätigkeit ihn mit dem dortigen Künstlerleben in manche Berührung brachte. Auch Minona besuchte den übrigens stets mehr oder weniger leidenden Dichter in der schönen Seestadt, von wo er 1864 in ihrer Gesellschaft eine Landreise nach Venedig unternahm, die er selbst in einem Aufsatze seiner „Prosa“ (1884) beschreibt. Um jene Zeit aber beschäftigte ihn schon eifrig die Arbeit an seinem entstehenden Hauptwerke „Ahasverus in Rom“. Gerade damals, als die Herausgabe dieser epischen Dichtung erfolgte, welche 1866 in Hamburg erschien, sollte auch im Leben Hamerling's eine Veränderung vorgehen. Er hatte noch die vortreffliche Uebersetzung der Gedichte Leopardi's (Leipzig 1865) edirt, fühlte aber bald darauf sein körperliches Befinden derart verschlimmert, daß er zunächst um einen längeren Urlaub nachsuchte, dann aber im Jahre 1866 sich genöthigt sah, um seine Versetzung in den Ruhestand einzuschreiten, die ihm 1866 auch mit dem etwas erhöhten Ruhegehalte von 600 fl. bewilligt wurde. Da von einer ihm persönlich unbekannt gebliebenen Dame (Frau Genovefa Müller von Milborn in Wien) dem Dichter aus Verehrung für seine Poesien ein nennenswerthes Capital zugewendet worden war, so konnte seine Lebensstellung wenigstens einigermaßen gesichert genannt werden.

H. übersiedelte 1866 nach Graz und lebte daselbst zurückgezogen ganz seinen dichterischen Bestrebungen. Das Erscheinen seines Epos „Ahasver in Rom“ brachte ihm einen ungeheuren Erfolg und stellte seinen Namen neben die ersten deutschen Epiker. Als er im Jahre 1867 wieder seine Heimath in Niederösterreich besuchte, begann er daselbst eine neue Dichtung, welche unter dem Titel „Der König von Sion“ (Hamburg 1869) erschien und nicht geringeres Aufsehen erregte als der „Ahasverus“. Schon konnte der Dichter von dem Ertrage seiner Werke an den Ankauf eines eigenen Häuschens in Graz denken, welcher auch im J. 1869 erfolgte, das er aber später wieder veräußerte und 1870 jene Besitzung im Stiftingthale bei Graz erwarb, die er so gern bewohnte und die er in seinem Gedichte „Stiftinghaus“ auch poetisch verherrlichte. Das Jahr 1869 war auch insofern bedeutungsvoll für H., als er zu jener Zeit die Sammlung der Dialectgedichte „Zither und Hackbrett von Peter Rosegger“ mit einem Vorworte versah, deren Herausgabe förderte und mit dem Dichter einen Freundschaftsbund schloß, der bis zum Tode Hamerling's währte. Zugleich begann er damals den Plan zu einem Trauerspiel auszuführen, welches, im J. 1870 vollendet, unter dem Titel „Danton und Robespierre“ (Hamburg 1871) erschien, und obwol es für eine eigentliche Aufführung schwer geeignet erschien, durch die gewaltige Anlage und mächtige Darstellung der französischen Revolutionstragödie so wie durch scharfe Charakteristik der Personen und deren hinreißende Sprache des Dichters geniale Begabung nicht verleugnete. Die großen Jahre 1870 und 1871 fanden in H. einen begeisterten Sänger zum Preise des deutschen Namens und der deutschen Siege. Eine überwältigende Wirkung übte ein Prolog aus, welchen er 1870 für eine Akademie zum Besten der Wittwen und Waisen gefallener deutscher Krieger verfaßt hatte und der im Grazer Theater zum Vortrage kam, wo das Publicum begeistert den flammenden Worten des Dichters zujubelte. Auf die deutsche Einigung und den großen Begründer und Förderer derselben bezog sich das Scherzspiel „Teut“, welches H. im J. 1872 veröffentlichte. Schon früher hatte der Dichter dem Componisten A. v. Goldschmidt einen Text für musikalische Behandlung zu verfassen übernommen, welchen er aber zu einer schwungvollen Dichtung erweiterte, die unter dem Titel „Die sieben Todsünden“ (Hamburg 1872) selbständig herausgegeben wurde. Das nächste Werk, zu welchem H. reiche Studien betrieben und für das ihm seine tüchtigen philologischen Kenntnisse zu statten kamen, war eine ideale Verherrlichung des griechischen Schönheitssinnes: „Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas.“ 3 Bde. (Hamburg 1876). Der Dichter schwieg nun eine Reihe von Jahren hindurch, nur einzelne lyrische Stücke von ihm erschienen als vielbegehrte Zierde in verschiedenen Zeitschriften und Gedichtsammlungen. Manche Erstlingspoeten und Schriftsteller wandten sich an den zurückgezogen Lebenden mit der Bitte, ihre Werke zu prüfen oder wol auch ihnen den Eintritt in das Gebiet der Litteratur zu erleichtern, und H. schlug fast nie eine Bitte um Prüfung solcher Werke ab. Mitunter ließ er sich sogar dazu herbei, die Herausgabe zu unterstützen. Wie er schon 1864 „Albert Guzman's, k. k. Lieutenant, Erinnerungen aus dem italienischen Feldzuge des Jahres 1859. Mit lyrischem Anhang“ (Wien 1864) edirt hatte, so beförderte er auch Ludwig Meyer's „Papiere des Philosophen von Rumpelsbach“ (Hamburg 1874) mit einer Vorrede zum Druck. Hamerling's einsames Leben wurde nur am 10. November 1874 durch ein frohes Fest unterbrochen, welches der goldenen Hochzeit seines greisen Elternpaares galt und an dem näher stehende Freunde des Dichters herzlichst theilnahmen. Dagegen war er ängstlich bemüht, seinen in das Jahr 1880 fallenden fünfzigsten Geburtstag möglichst geheim zu halten, was ihm freilich nicht ganz

gelang, da den Feinfühligen doch eine Anzahl von Glückwunschreiben erreichte. Die nächste Veröffentlichung Hamerling's bildete das geistvolle Lustspiel „Lord Lucifer“ (Hamburg 1880), das allerdings von der überkommenen Art von Lustspielen bedeutend abwich und bisher keine Aufführung erlebte. Eine Novelle „Die Waldsängerin“ (Berlin 1881) und die Anthologie „Das Blumenjahr in Bild und Lied“ (Frankfurt a. O. 1881) seien hier nur angeführt. Die schöne Dichtung „Amor und Psyche“ nach dem Märchen des Apulejus (Leipzig 1882) führt H. wieder als Epiker vor, die Sammlung „Prosa“ (Hamburg 1884) zeigt ihn als feinsinnigen Prosaschriftsteller und gewandten Darsteller und die im Band „Hesperische Früchte“ (Wien 1884) in gelungen und künstlerisch übertragenen Gedichten neuerer italienischer Poeten als vortrefflichen Kenner der Sprache und Uebersetzer. Noch sollte dem immer mehr Leidenden und oft mit heftigen Schmerzen Kämpfenden beschieden sein, zwei Werke zu verfassen und herauszugeben, die hohe Aufmerksamkeit erregten. Zunächst das „moderne Epos“ „Homunculus“ (Hamburg 1889), eine scharfe Satyre auf Verhältnisse und Zustände unserer Tage, reich an Geist und Witz, welche, obwol genial abgefaßt, so verschiedenartige Beurtheilung je nach der politischen Richtung der Beurtheiler erfuhr, und seine fesselnde Selbstbiographie: „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ (Hamburg 1889), ein Buch voll Wahrheit ohne Dichtung, in dem H. uns sein ganzes äußeres und inneres Leben vor Augen führt. Während der Zeit seines Grazer Aufenthaltes verkehrte der stets mehr ängstlich und schüchtern auftretende Dichter nur mit einer kleinen Zahl von Persönlichkeiten, deren einigen er seine freundschaftliche Zuneigung widmete. So vor allem mit dem jüngeren Freunde Rosegger, welchen er, wie erwähnt worden, in das litterarische Leben eingeführt hatte und mit dem ihn bald wahre, innige Freundschaft verband. Zumal in Rosegger's „Heimgarten“ war seit dessen Beginne 1876 H. ein getreuer Mitarbeiter, dort sind auch die ersten Bruchstücke jener selbstbiographischen Aufzeichnungen erschienen, die H. später in den erwähnten „Stationen“ ausarbeitete. Zu den alten Freunden, mit denen H. fortwährend in freundschaftlichem Verkehre stand, zählte der schon erwähnte Fritz Pichler und der Dichter Friedrich Marx. Auch zu Anastasius Grün und K. G. R. v. Leitner stand er in freundlichen Beziehungen, solche hatten sich auch zu den Schriftstellern H. Penn und Karl Pröll in Graz herausgebildet, ebenso zu F. Kürnberger, Valentin Pogatschnigg und Em. Hermann, den beiden Herausgebern der Kärntner Volkslieder. Von den Uebrigen, die „auf die Bildfläche des Grazer Lebens“ für H. traten, sind die Redacteure V. A. Svoboda und E. Kleinert, dessen Gattin die Dichterin Sophie v. Khuenberg, der Philosoph Prof. A. Riehl, der Geologe Prof. Peters, der Poet Wilh. Fischer, die Tonkünstler R. Heuberger, Wilh. Kienzl, Rich. Sahla, die Bildhauer Hackstock und H. Brandstetter zu nennen, welch letzterer mehrfach in Büsten Hamerling's charakteristische Gesichtszüge verewigte.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte der Dichter mit großen, ja furchtbaren Leiden zu kämpfen. Wie ihn dieselben angriffen, wie er dagegen ankämpfte, ist in den letzten Blättern seiner Stationen mit erschütternder Wahrheit zu lesen. In seinem „Stiftinghause“ bei Graz erlöste den Dichter am 13. Juli 1889 der Tod von diesen Leiden. Ein schönes, großes Marmormonument Hamerling's hat der hervorragende Bildhauer Prof. Karl Kundmann gefertigt, das an einer passenden Stelle im Grazer Stadtpark aufgestellt ist, wo der Poet sich so gern erging.

Bevor einige andere Mittheilungen über H. und die Charakteristik seiner hervorragendsten Werke folgen, seien noch die aus seinem Nachlasse herausgegebenen Werke desselben hier angeführt. Es sind dies: „Lehrjahre der Liebe.

Tagebuchblätter und Briefe“ (Hamburg 1890), eine wichtige Ergänzung seiner Autobiographie; ferner das große philosophische Lebenswerk: „Die Atomistik des Willens“, 2 Bde. (Hamburg 1891), der lyrische Nachlaß: „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (Hamburg 1894) und „Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen“ (Hamburg 1894).

Das Bild des Dichters der Schönheit und Liebe wäre unvollständig, wenn man nicht auch der Frauengestalten gedächte, welche ihm auf seinem Lebenswege begegneten, Begegnungen, die manches schöne Gedicht in seinen Sammlungen zur Folge hatten und die Entwicklung seiner Dichtung überhaupt beeinflußten. Die „Lehrjahre der Liebe“ geben hierüber manche Auskunft, wenn auch des Dichters erste Huldigungen, die er Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes widmete, eigentlich in den „Stationen“ und nachher in den Tagebuchblättern aus der Jugendzeit enthalten sind, die M. W. Rabenlechner im 1. (bisher einzigen) Bande seiner ausführlichen Biographie „Hamerling“ (Hamburg 1896) veröffentlichte. Der geliebten Regiswindis, welcher der Fünfzehnjährige schon seine Zuneigung in Wien schenkte und die seine Phantasie zu einem Liebesverhältnisse ausschmückte, wurde schon oben erwähnt. Er besuchte sie in der Folge, als sie schon einem Manne die Hand gereicht hatte. In zahlreichen Versen feierte H. später das von ihm „Lilie“ genannte Mädchen aus seiner Waldheimath, wo sich ein kleines Liebesidyll abspielte. Eine Schülerin Rosa in Wien, „jung, hübsch, schönäugig und naiv“ war ihm auch zur Muse geworden, seitdem sie, da sie im Hause wohnte, ihm einst ein „Gläschen Punsch“ gebracht, wodurch er zum Plane des dramatischen Ahasverus begeistert wurde. Freilich war diese Rosa, wie sich zeigte, mehr seinem Freunde Bruckner zugethan, wie er wahrheitsgetreu berichtet, aber sie gab ihm Gelegenheit, „das räthselhafte Leben und Weben eines Frauenherzens zu belauschen“. Eine andere Schülerin, die Polin Jadviga, ist es, die er ebenfalls im Liede besingt und für die er oft „lichterloh glühte“, und im Fasching 1851 lernte er die schöne Sidonie kennen, welcher er einen Cyklus von Liedern sandte, die aber ebenfalls bald aus seinem Gesichtskreise schwand. Alle diese Mädchenbilder bildeten seinen Geist in jenem Sinne, welchen er selbst die „Schule der Charis“ nannte. Ernster war der kleine Roman mit Pauline, den H. in den „Lehrjahren“ aus Graz erzählt, wo er 1853 weilte. Eine geborene Italienerin, nahm sie die Huldigungen und Verse des jungen Poeten gern entgegen und die Beziehungen wurden inniger. Aber H. glaubte selbst nicht, daß sein Glück von langer Dauer sei. So war es auch. Eine vielleicht begründete Eifersuchtsscene veranlaßte die Trennung der Liebenden. In Triest fesselte ihn von 1862 an die Harfenvirtuosin Marie Mösner, die er in Sonetten und in dem längeren Gedicht „Marie“ verherrlichte. Später verkehrte er mit der ihn bestrickenden dramatischen Künstlerin Antoniette Julius, die er als Giulietta besingt. In Graz war es Fanny Schreiber, eine romantisch angelegte, an H. schwärmerisch hängende Frau, in deren Gesellschaft er seit 1861 viele schöne Stunden verlebte, namentlich aber die schon früher genannte „Minona“, Frau Clotilde Gstirner, an welche ihn bis zum Tode wahrhaft freundschaftliche Bande knüpften. Minona's gedenkt der Poet in Gedichten und Briefen, in älteren und neueren Aufzeichnungen, er nannte sie „eine Frau von unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens“, eines seiner schönsten Gedichte „An Minona“ entstand in Pordenone, als er in ihrer Gesellschaft einen Ausflug nach Venedig machte. Frau Minona lebt noch (März 1904) in Stiftinghause, wo der Dichter gestorben ist, weiht ihm ihre Erinnerung und hängt heute noch in schwärmerischer Begeisterung an dem Verklärten.

H. ist in erster Linie Epiker und Lyriker. Was seine lyrischen Gedichte betrifft, so hat er den 1857 zuerst erschienenen „Sangesgruß“ ausgestaltet in „Sinnen und Minnen“, welche Sammlung bis heute 9 Auflagen erlebte. Darin und in seinen „Blättern im Winde“ sind die schönsten Stücke seiner Lieder enthalten. Er besingt in oft hinreißenden Versen die Schönheit und die Liebe, nennt sich selbst „Priester des Schönen“ und erweist in allen diesem Thema gewidmeten Gedichten eine geradezu ideale Begeisterung. Den meisten Liedern merkt man die Entstehung unter der heißen Sonne des Südens an. Prächtige Bilder und Vergleiche schmücken die Verse Hamerling's, welche fließend und wohlgefügt seiner Stimmung und seinem Gedankenfluge Ausdruck geben. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß zahlreiche der Gedichte Hamerling's von verschiedenen Componisten vertont wurden. Stücke wie: „Hebe mich auf weichen Schwingen“ oder „Laß die Rose schlummern“ oder „Wirf in mein Herz den Anker“ gehören zu den edelsten und zartesten Blüthen deutscher Poesie. Aber auch das Naturbild, zumal des südlichen Meeres, findet in ihm einen begeisterten Schilderer. Er schildet die Lenznacht („Prachtvoll ist im Süden die Lenznacht“) und die Sommernacht am Meere, bietet wohllautende Lieder aus Venedig und hat den Zauber des Meeres und der Schönheit desselben alle Reize abgelauscht. Nicht minder aber wendet er sich auch der Natur im Norden zu, preist einen „Waldgang im Herbste“, zeichnet das Gewitter im Walde wie das nächtliche Ungewitter, die Morgenfrische und die Schönheit des Herbstes, und die Sehnsucht nach der nordischen Heimath dringt nicht selten schon in seinen Klängen aus dem Süden durch („Sehnsucht nach dem Norden“). Welche Gedanken ihm oft eine Blume in die Seele ruft, zeigt das Hymnengedicht: „Vor einer Genziane“ („Die schönste der Genzianen fand ich ...“). Ueberhaupt liebt H. die Hymnenform, in welcher er eine ganze Gruppe von Gedichten abgefaßt hat, unter denen die rührenden Stücke „Mein Eichhörnchen“ und „Der geblendete Vogel“ überaus zu Herzen sprechen. Aber auch das Sonett handhabt H. sehr gewandt und in blühender Sprache, Distichen in edelster Form und Epigramme fehlen nicht. Die erzählenden und balladenartigen Stücke, deren er wenige bietet, sind des Dichters schwächste Leistungen, ohne mißlungen zu sein zeigen sie doch, wie ihm auf diesem Gebiete naturgemäß Fesseln auferlegt erscheinen. Dagegen erklingen herrlich die Sänge zum Preise des deutschen Namens und Volkes selbst in den zahlreichen, von ihm verfaßten Gelegenheitsgedichten, die H. stets glänzend durchzuführen verstand und die die gewöhnliche Gelegenheitspoesie thurmhoch überragen.

Den Mottozeilen ... „sing in freudigen Tönen — vom tagenden Morgenrothe — vom kommenden Reiche des Schönen“ entspricht der Inhalt seiner ebenfalls mehr lyrischen Charakter aufweisenden Dichtung „Venus im Exil“, und wie tief innig er für sein deutsches Volk fühlt, erweist der „Germanenzug“, sowie namentlich das „Schwanenlied der Romantik“, dithyrambische, prächtig tönende Nibelungenstrophen, welche in dem Preise des deutschen Vaterlandes ausklingen („Ja Vaterland geliebtes, umströme dich Glück und Heil!“). Kaum jemals hat noch ein Dichter in solcher Begeisterung das deutsche Vaterland verherrlicht.

Ausgezeichnet steht H. mit seinen Epen da, sowohl mit „Ahasverus in Rom“ (1866) wie mit seinem „König von Sion“ (1869), die erstere Dichtung hat bisher 25, die zweite 16 Auflagen aufzuweisen. „Ahasverus“, in reinen formschönen, fünffüßigen Jamben abgefaßt, schildert das glänzende, aber auch wüste und verlotterte Leben Roms in der letzten Neronischen Zeit; der junge Nero, allerdings idealisirt, ist die Hauptperson der Dichtung, neben ihm, dem Verehrer der Schönheit und Lebensluft, taucht stets in Momenten, in denen

der Gegensatz besonders packend hervortritt, die düstere, unheimliche Gestalt Ahasver's auf. Ein pantheistischer Zug weht durch Aeußerungen und wiedergegebene Gedanken in der Rede des ewigen Juden. Die verschiedenen Persönlichkeiten aus Nero's Umgebung sind mit einer bewunderungswürdigen Schärfe gezeichnet, so der Mohr Tigellin, Seneca, die Kaiserin Agrippina u. a. Die Scenen, welche diese „Epopöe des Sinnentaumels, des Genusses . . . des Lasters nah' dem Punkt, wo sichs erbricht", bietet, erscheinen mit einer solchen sinnlichen Farbenpracht und Gluth gezeichnet, die Schilderungen des schwelgerischen Lebens in Rom, der Feste, Spiele, Bacchanale, des Brandes der Weltstadt von solcher Anschaulichkeit und mit so üppigen Farben ausgemalt, daß man nicht umsonst in einer späteren Broschüre H. mit Hans Makart verglichen hat, dessen unnachahmliche feurige Farbengebung uns hier in Versen des Dichters entgegentritt. Dieses Werk hatte einen der gewaltigsten Erfolge aufzuweisen, den je eine Dichtung errungen, es wurde in fast alle Weltsprachen übersetzt und fügte nach seinem Erscheinen H. den ersten deutschen Poeten der Neuzeit an. Um gerecht zu sein, muß allerdings gesagt werden, daß es auch an Widersachern nicht gefehlt hat, denen in den späteren Auflagen H. in einem „Epilog an die Kritiker" antwortete.

Nicht minder bedeutend im ganzen und an einzelnen großartigen Schönheiten hervorragend ist auch „der König von Sion". Diese Dichtung enthält 10 Gesänge, sie erscheint in reinsten und edelsten Hexametern abgefaßt und schildert poetisch verklärt das Treiben der Wiedertäufer in Münster. Jan von Leyden, der jugendlich schöne Mann, anfangs Gaukler, dann König von Sion, nachdem die Anabaptisten zur Herrschaft gelangt sind, tritt als ebenfalls ideale Gestalt in den Vordergrund der Handlung, neben ihm erscheinen die historisch bekannten Gestalten: der Prophet Matthissen, Krechting, Knipperdolling u. a. m. Prächtig treten daraus zwei frei erfundene Frauengestalten uns entgegen, die königliche Zigeunerin Divara und die einstige Nonne Hela in Münster, beide wieder mit den glänzendsten Farben entworfen, welche der Dichter zur Verfügung hat. Obgleich H. erklärt, daß er den „Pinsel getaucht in die kälteren Farben des Nordens", sind doch wieder die Schilderungen und Beschreibungen von fesselnder Schönheit und Großartigkeit, ja, man könnte sagen, sie übertreffen, wenn möglich, noch jene im Ahasver. Natur- und Seelenschilderungen, letztere hier noch vertiefter, fesseln den Leser vom ersten bis zum letzten Gesang. Wie genau und anschaulich der Dichter die Davert, Münsters ganze nähere und weitere Umgebung in die dahinrauschenden Hexameter gefaßt, beschrieben, ist ebenso bewunderungswürdig, als es seine bis ins Kleinste eingehenden Studien des ganzen Stoffes, des Gebietes, der historischen Persönlichkeiten sind. Allerdings wird Niemand aus der prächtigen Darstellung die Mühe dieser Studien herauslesen, welche das Gewand der Dichtung umhüllt. Wenn er in Jan v. Leyden den Verkündiger des Evangeliums des Schönen und Edlen verherrlicht, so verstößt H. allerdings vielleicht einigermaßen gegen die historische Wahrheit, kehrt aber seine Eigenart der Verherrlichung des Idealen hervor. Einzelne Scenen wie die Waldscene in der Davert, die Scene, da Jan die Nonne findet, die Domscene, die lebendig vorgeführten Kämpfe, die üppigen Gelage im Domhofe sind mit ihrem fesselnden Reize musterhaft ausgeführte Darstellungen. Der Tod des Königs, des für Edles so begeisterten Jan, schließt die mächtige Dichtung ab, welche in poetischen Accorden ausklingt, der nach den Stürmen in Münster wiedergekommenen ruhigen Tage gedenkend.

In der Reihe der großen epischen Gedichte Hamerling's schließt sich die gewaltige, als eine Art von Epos behandelte Satyre „Homunculus" (Hamburg

1888) an, welche der Dichter „ein modernes Epos in 10 Gesängen" nennt. An Tiefe der Gedanken und an geistigem Inhalt ist diese merkwürdige Dichtung überreich. Homunkel, der vom gelehrten Doctor in der Retorte erzeugte, ist eigentlich der moderne Mensch mit allen seinen heutigen Bestrebungen. Sein Lebenslauf bildet den Inhalt des Gedichtes. Munkel wird Poet, Gründer einer Zeitung und Actiengesellschaft, kommt allerdings ins Narrenhaus, wird aber durch den Verlust seines Vermögens wieder vernünftig. Mit Hülfe der Lurlei hebt er den Nibelungenhort im Rhein, vermählt sich mit der Nixe und will später das sagenhafte Eldorado entdecken. Er findet es und in ihm ein glückliches Land, welches er zum Musterstaate umändern will, wodurch allerdings die ursprüngliche Einfachheit weicht. Da ihm nur ein todtgeborenes Kind geschenkt ward, adoptirt er zwei Waisen der Insel, Eldo und Dora. Nach der Zerstörung des Reiches kehrt er in die Heimath zurück, und weil er ein anderes Geschlecht heranbilden will, versucht er es, die Affen zu vermenschlichen und erzieht die Affen zu hoher Ausbildung; diese treten mit den Menschen in Kampf, schließlich nimmt das Affenreich ein Ende. Sodann wird Munkel, welcher sich den Juden zuwendet, deren König, doch von denselben gekreuzigt. Gerettet gründet er einen „Weltcongreß der Seinsverächter", um die Welt zu vernichten. Doch scheitert der Plan an dem Liebespaare Eldo und Dora, „das die Finsterniß verlockte, sich zu küssen". Munkel will nun ins Reich der Sterne ziehen mit einem Riesenfahrzeug und rast durch den Weltraum. Eldo und Dora aber verbleiben in dem Erdenthal, „lächelnd, glückumstrahlt, ein Bild der Urkraft", ihnen gab Natur „das Leben durch die Liebe". — Aus diesem knappen Inhalt der in vierfüßigen Trochäen abgefaßten Dichtung ist zu ersehen, daß sich der Dichter alle Gebiete des modernen Lebens erwählt hat, auf denen er seiner scharfen Satyre freien Lauf läßt, die Schäden dieses Lebens geißelt er auf das schärfste, Gründerthum, Judenthum, Staatstheorien, auch neue Litteraturbestrebungen (z. B. in der „litterarischen Walpurgisnacht") verfallen seiner genialen satyrischen Zeichnung. Wenn man auch nicht den „Homunculus" Hamerling's bedeutendstes Werk nennen kann, so ist es von seinen größeren Dichtungen unbedingt das gedankenreichste und unterscheidet sich durch seine Eigenart natürlich außerordentlich von den beiden eben besprochenen Epen.

Eine liebliche, ebenfalls epische Dichtung bietet „Amor und Psyche" (Leipzig 1882), die nach der bekannten Sage bearbeitet sich wieder der Verherrlichung des Schönen und der Liebe zuwendet, aber doch nicht zu den hervorragendsten Stücken des Dichters zählt. — Ueberaus hervorzuheben aber und jedenfalls den glänzendsten Schöpfungen Hamerling's zugehörig erscheint „Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas" (Hamburg 1876. 3 Bde.). Wir finden hier eine prächtige Darstellung des schönheitstrunkenen, griechischen Lebens mit den Gestalten der Aspasia und des Perikles im Vordergrunde. Wenn auch gerade keine fesselnde Handlung des in der edelsten Sprache abgefaßten Romanes zu verzeichnen ist, so hat doch der Dichter alle Seiten des antiken Denkens und Wirkens darin zum geradezu classischen Ausdrucke gebracht. Man muß sich allerdings ganz in das griechische antike Leben hineindenken, um die Beziehungen ganz zu erfassen, welche uns der Dichter hier vorführt, so namentlich das Verhältniß der Aspasia zu Perikles, welches durchaus jedes lüsternen Beigeschmacks entbehrt. Dichter- und Künstlergestalten wie Sophokles, Pheidias u. a., die anmuthige Persönlichkeit des jungen Alkibiades treten uns entgegen, das liebliche Idyll, in dem das arkadische Mädchen Kora und der Hirte Manes eine Rolle spielen, zeigt das anmuthige Hirtenleben im Gegensatze zu den Festlichkeiten und Schauspielen, zu dem Leben und Treiben

auf allen Gebieten in der durch die Werke der Kunst so herrlich geschmückten Stadt. Mit dem Tode des Perikles schließt dieses bedeutende Dichtwerk, welches mehr als irgend eine Schöpfung Hamerling's seiner Begeisterung für Wahres, Gutes und Schönes Ausdruck gibt; die am meisten hervortretende Aspasia im Roman ist die edelste Verkörperung der Schönheit und Liebe unter dem classischen Himmel Griechenlands. Die ganze Dichtung ist gekennzeichnet durch deren Schlußsatz: „Menschlich und edel ist das Gute — göttlich und unsterblich aber das Schöne.“

Wenn auch H. als Dramatiker nicht jenen Rang einnimmt, den er als Lyriker und Epiker beanspruchen darf, so muß doch seine Tragödie „Danton und Robespierre“ (Hamburg 1871) ein höchst beachtenswerthes Werk genannt werden. Das auf eingehenden Studien fußende Revolutionsdrama führt in Robespierre den begeisterten Freiheitshelden vor, welcher im Gegensatze zu dem verweichlichten Danton steht und vor keiner That zurückschreckt, die seinen freiheitlichen Gedanken zum Siege verhelfen soll, freilich war seine Einsicht nur „eitel trotziger Menschenwahn“. Die Volksscenen des ersten Actes und zahlreiche andere Scenen zeugen von einer bedeutenden dramatischen Gestaltungskraft, welche auch der Zeichnung einzelner Charaktere zukommt. Im ganzen aber dürfte wohl an eine Aufführung nicht zu denken sein, da die Länge des Stückes und die Zersplitterung der Handlung einer solchen im Wege stehen. Läßt sich die Wirkung gewisser Theile dieses Dramas übrigens nicht ableugnen, welche bei einmaliger Darstellung des ersten Actes auf der Bühne auch erprobt wurde, so muß ein wahrhaft komischer oder heiterer Eindruck des Lustspieles: „Lord Lucifer“ (Hamburg 1880) unbedingt bestritten werden. Die berühmte Malerin Angelika, welche dem Lord Spiridion keine Liebe entgegenbringt, dagegen in einen Gauner Beppo, vom Lord ihr absichtlich als Marquis verkleidet entgegengeführt, sich verliebt, sieht erst spät ein, wie wenig dem Burschen, der sie sogar bestiehlt, zu trauen war. Zum Schluß öffnet ihr der Sturz einer Lawine, die sie verschüttet, wobei sie vom Lord gerettet wird, die Augen über dessen Zuneigung, die allerdings in seltsamen Scenen, in den Reden des Lords stets mit einem sarkastisch-Schopenhauer'schen Beigeschmack hervortritt. Auch dieses Stück hat geistvolle Seiten, aber die Handlung bietet so viel des Unwahrscheinlichen und Gekünstelten, daß kaum je eine Aufführung dieses sogen. Lustspieles gewagt werden könnte. — Hamerling's Scherzspiel „Teut“ (Hamburg 1872) wird wol auch niemals dargestellt werden, doch ist es eine recht witzige Satyre auf die frühere deutsche Uneinigkeit und enthält eine Menge historischer und litterarischer Anspielungen auf die früheren und späteren Verhältnisse im deutschen Reiche. Die alten Cherusker werden im modern komischen Gewande vorgeführt, mancher auch dialektische Scherz wird den Vertretern der ober- und niederdeutschen Stämme in den Mund gelegt, Polizei- und Vereins-, Gelehrten- und Militärwesen erscheinen in ihren lächerlichen Auswüchsen humoristisch behandelt. Die sagenhafte Figur Teut's, welcher in klangvollen Versen spricht, von den Anwesenden bei seinem Auftreten trotz seiner ernsten Rede stets verspottet, wird schließlich von dem Boten des Wodan ins Götterreich entführt, nachdem er noch gesehen, wie die Stämme seines Volkes einig geworden sind. Mit einer Andeutung auf den Mann, der diese Einigkeit zu Stande gebracht, Bismarck, schließt das tolle, an ernsten und heiteren Gedanken reiche Satyrspiel.

Wie schon die schöne, klare und edle Sprache in der „Aspasia“ gezeigt, ist H. auch ein Meister der Prosa. Dies tritt namentlich auch in den 2 Bänden: „Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien“ (Hamburg 1884) hervor. Der Inhalt dieser Bände ist ein mannichfaltiger, Litterarisches, Ethnographisches,

Reisebilder, kleine philosophische und sprachliche Aufsätze, verschiedene Causerien und Aphorismen sind darin enthalten, Alles aber erweist Gedankenreichthum in virtuoser Sprachdarstellung. Auch die Autobiographie „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ (Hamburg 1889) ist den bemerkenswerthen Prosawerken Hamerling's beizuzählen, man kann sie eine der besten Selbstbiographien unter den bestehenden deutscher Schriftsteller nennen. Nicht nur dem Leser gewährt sie fesselnden Reiz, sie ist auch die beste, weil überall wahrheitsgetreue Quelle von Hamerling's Leben.

Zuletzt muß noch jene ernste Gedankenarbeit erwähnt werden, welche H. unter dem Titel: „Die Atomistik des Willens“ als nahezu vollständiges philosophisches Werk zurückließ. Das Buch wurde in 2 Bänden von A. Harpf 1891 aus Hamerling's Nachlasse herausgegeben. Es bietet ein klares, gemeinverständliches, philosophisches System, das in die 4 Theile: Theorie der Erkenntniß, des Seins, der Wirkung und des Willens zerfällt, zum Theile unter dem Einflusse Kant's steht, aber auch Principien moderner Naturwissenschaft mit der Willenslehre Schelling's, Schopenhauer's und E. v. Hartmann's zu vereinigen sucht. Naturphilosophie, Ethik und Aesthetik finden darin ihre eigenartige Behandlung. So hat H. als Dichter Großes, aber auch als philosophischer Schriftsteller Beachtenswerthes geschaffen.

Eine Volksausgabe der Werke Hamerling's in 4 Bänden, herausgegeben von Dr. Mich. W. Rabenlechner, ist 1900 (Hamburg) erschienen, eine zweite Auflage derselben, welche noch Vermehrungen darbietet, wurde 1902 vorgelegt. In dieser Ausgabe ist auch eine Biographie des Dichters und eine litterarhistorische Skizze beigegeben.

Die besten Quellen zur Lebensgeschichte Hamerling's bieten natürlich die oben genannten selbstbiographischen „Stationen“ und „Lehrjahre der Liebe“. — Aus der reichen Hamerling-Litteratur zu erwähnen sind besonders: K. E. Kleinert, Robert Hamerling. Hamburg 1889. — Aur. Polzer, Robert Hamerling, sein Wesen und Wirken. Hamburg 1890. — Mich. W. Rabenlechner, Hamerling. Sein Leben und seine Werke. I. Bd. Hamerling's Jugend. (Hamburg 1896.) Ein Folgeband dieses außerordentlich reichhaltigen, aber etwas unübersichtlichen Werkes ist leider noch immer nicht erschienen. — Höchst beachtenswerth erscheinen Rosegger's Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. (Wien 1893), sowie der von Rosegger im „Heimgarten“, 26. Jahrg. 1902, zum Abdrucke gebrachte „Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger“. — Ferner sind noch zu verzeichnen: K. Landsteiner, Hans Makart und Robert Hamerling (Wien 1873). — Alfred Marchand, Les poètes lyriques de l'Autriche. 2. Série. (Paris 1886) mit einem Essay von 100 S. über H. — In Ernst Gnad, Litterarische Essays. N. F. (Wien 1895) ist H. als Lyriker und als Dramatiker eingehend behandelt. — Die umfassendste Sammlung der Briefe von H. bieten die 4 Theile der von Josef Böck außerordentlich fleißig zusammengestellten „Ungedruckten Briefe von Robert Hamerling“ (Wien 1897 bis 1901), welche auch in den beigegebenen Erläuterungen reichliches unbekanntes Material und am Ende des 4. Theiles eine genaue Biographie alles dessen, was von H. gedruckt wurde, und das Verzeichniß aller Auflagen seiner einzelnen Werke enthalten. Ebenso findet sich daselbst eine Uebersicht aller Arbeiten, die einzeln oder in Zeitschriften, Zeitungen, Sammelwerken u. s. w. über H. erschienen sind. Das ganz vortreffliche Register macht diese Sammlung sehr brauchbar. Selbstverständlich ist H. in den Litteraturgeschichten von Heinr. Kurz, Rob. König, Otto v. Leixner, R. v. Gottschall, in Brümmer's Lexikon d. deutsch. Dichter d. 19. Jahrhunderts und in andern litterar-

historischen Werken, z. B. bei Leimbach, die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart (III. Bd. Kassel 1886) u. s. w. zumeist sehr eingehend behandelt. Anton Schlossar.

Hamernik: Josef H., Arzt und Professor der Medicin in Prag, geboren zu Patzau in Böhmen am 18. August 1810, studirte und promovirte 1836 in Prag mit einer lateinischen Abhandlung über die Lungenentzündung und ihre sowie der übrigen Lungenkrankheiten objective Zeichen, prakticirte zunächst seit 1838 in verschiedenen böhmischen Städten (Tabor, Budweis), übernahm 1841 die Stellung als Secundärarzt am allgemeinen Krankenhause in Prag unter Oppolzer, wurde 1845 Primärarzt der Abtheilung für Brustkranke, 1849 ordentlicher Professor der Medicin, 1853 jedoch aus politischen Gründen vom Ministerium Thun seiner Professur entsetzt, widmete sich seitdem ausschließlich der ärztlichen Praxis und starb am 22. Mai 1887. Hamernik's Arbeiten rühren sämmtlich aus der Zeit vor seiner Absetzung her, da er seitdem litterarisch nicht mehr thätig war. Dagegen betheiligte er sich sehr lebhaft an der Politik, wobei er als fanatischer Czeche mehrfach im österreichischen Reichstage, dem er seit 1848 längere Zeit angehörte, hervortrat. In wissenschaftlicher Beziehung sind seine Verdienste um den Ausbau und die Erweiterung der physikalischen Diagnostik erwähnenswerth. Besonders pflegte er die Lehre von den Herzkrankheiten, über die er verschiedene Schriften veröffentlicht hat.

Biogr. Lex. hervorr. Aerzte, hrsg. von A. Hirsch u. E. Gurlt III, 38; VI, 841. Pagel.

Hammacher: Rudolf H., geboren zu Osnabrück am 17. August 1528, war der Sohn des Gildemeisters und Glasers Gerhard Hammacher und der Katharina von Leden. Nach dem frühen Tode seines Vaters wurde er von seinem Großvater mütterlicherseits erzogen, erhielt den ersten Unterricht in den Kirchspielschulen an St. Katharinen und St. Johann und der lateinischen Schule am Dom, an deren letzteren beiden sein späterer Schwiegervater Christian Sleibing Rector war, und ging mit diesem nach Hannover, wo Sleibing Prediger an der Aegidienkirche wurde. 1544 folgte er abermals dem vom Rathe Osnabrücks als Rector an die neugegründete Schule im Barfüßerkloster berufenen Sleibing in seine Vaterstadt. 1548 bezog er die Universität Erfurt, 1549 Wittenberg, um sich gelehrten Studien zu widmen. Sleibing mußte 1548 infolge des Augsburger Interims und der Unterwerfung des Bischofs Franz von Waldeck die Stadt verlassen und wurde bald darauf Rector in Herford; dorthin zog er 1550 auch seinen ehemaligen Schüler als seinen Gehülfen, und es hatte den Anschein, als ob dieser dem einmal erwählten Berufe treu bleiben wolle. Aber schon zwei Jahre später, 1552, heirathete er die Wittwe des Leinwandhändlers und Gildemeisters Georg v. Lengerke, Regine geb. Cappelmann, was ihn bewog, sein Amt aufzugeben und sich dem Kaufmannsstande zu widmen. 1556 wurde er Gildemeister des Krameramts, 1558 Rathsherr und Lohnherr und 1565 Bürgermeister, welches Amt er bis 1587 bekleidete. Auch nachher noch nahm er bis zu seinem am 19./29. April 1594 erfolgten Tode an den Angelegenheiten der Stadt und des Landes hervorragenden Antheil. Seine erste Gattin war ihm schon 1588 im Tode vorangegangen; sie hatte ihm drei Kinder geboren, von denen nur eine Tochter ihn überlebte. 1589 verheirathete er sich zum zweiten Mal mit Anna Sleibing, der Tochter seines ehemaligen Lehrers, die ihm 7 Kinder in die Ehe brachte. Seine von dem Prediger an St. Katharinen M. Andreas Ditmar verfaßte Grabschrift findet sich lateinisch und deutsch hinter dem Druck der auf ihn gehaltenen Leichenpredigt, deutsch auch auf einer hölzernen Tafel hinter dem Altar der Marienkirche.

H. ist ohne Zweifel eine bedeutende Erscheinung in der Geschichte seiner Vaterstadt, an deren Spitze ihn das Vertrauen seiner Mitbürger 23 Jahre nach einander berief. Wie er ihre Rechte gegenüber dem Landesfürsten zu wahren, ihre Interessen nach außen hin zu vertreten wußte, so verstand er es auch, in der inneren Verwaltung Ordnung zu schaffen und zu erhalten. Indeß war er völlig ein Kind seiner Zeit; dahin haben wir zu rechnen sein energisches Vorgehen gegen alles, was des Calvinismus verdächtig war, besonders gegen den Prediger Voß, vor allem aber sein rücksichtsloses Verfahren gegen die vermeintlichen Hexen, deren 121 allein im J. 1583 auf sein Betreiben verbrannt wurden: gerade das aber trug ihm mehr als alles andere Ehre und Ansehen und den Ruhm der Thatkraft, Gerechtigkeit und Frömmigkeit ein, und sein Wirken läßt sich noch ein Jahrhundert nach seinem Tode in der Verwaltung der Stadt spüren. Ein bleibendes Denkmal hat er sich durch die Abfassung des im städtischen Archive aufbewahrten sogenannten „Lagerbuchs“ gesetzt, einer Sammlung von Verordnungen und Satzungen, die sich auf die Geschichte der Stadt und des Landes beziehen, von Urkundenabschriften, der ältesten Kirchenordnung des Bonnus u. s. w. Sie reicht bis zum Jahre 1574.

J. C. B. Stüve, Geschichte des Hochstifts Osnabrück, II, S. 88, 202 u. ö. — Mittheilungen des Hist. Vereins von Osnabrück, X, S. 101 ff. u. ö. — Die auf H. von Ditmar gehaltene Leichenpredigt erschien 1594 in Lemgo im Druck. F. Runge.

Handelmann: Gottfried Heinrich H., geboren am 9. August 1827 in Altona, Sohn des Sattlermeisters Johann Konrad Heinrich Handelmann und der Catharine Louise Selle aus Hamburg, besuchte von 1841—1847 das Gymnasium in Altona, studirte 1847—1848 neuere Geschichte in Heidelberg, trat in dem Kriegsjahre 1848 als Freiwilliger ein in das 2. schleswig-holsteinische Jägercorps, setzte seine Studien fort in Kiel (Droysen), 1850—1851 in Berlin (Ranke und Hirsch), 1851—1853 in Göttingen (Waitz). Um Michaelis 1854 wurde er in Kiel auf Grund seiner Dissertation „De Hansa teutonica quomodo illam quam in rebus scandinavicis habuerit auctoritatem amiserit“ zum Doctor der Philosophie promovirt und habilitirte sich dort als Privatdocent für neuere, insbesondere auch Colonialgeschichte. Nachdem er 1861 in den Vorstand der Königl. Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer gewählt worden, wurde er am 10. November 1866 von der preußischen Regierung zum Conservator der vaterländischen Alterthümer in der Provinz Schleswig-Holstein ernannt, und am 12. December desselben Jahres zum Titularprofessor mit der Verpflichtung, über schleswig-holsteinische Geschichte zu lesen. Als dann das Flensburger Museum nordischer Alterthümer und die Sammlungen der schleswigholsteinischen Alterthumsgesellschaft (nach deren Auflösung) in den Besitz der königlichen Universität zu Kiel übergegangen waren, und das aus ihnen gebildete, „mit der Universität verbundene antiquarische Museum“ in den Etat eingestellt war, wurde am 8. September 1873 H. zum Director desselben ernannt mit dem Gehalt eines ordentlichen Professors. Im Jahre 1887 übernahm er nach dem Tode des Professors Pansch den Vorsitz des 1877 gegen seinen Wunsch gegründeten Anthropologischen Vereins für Schleswig-Holstein, den er behielt, bis am 26. April 1891 eine kurze Krankheit sein thätiges Leben endigte.

H. war Historiker. In die neuere Methode der prähistorischen Forschung ist er nie eingedrungen. Seine litterarische Thätigkeit liegt deshalb hauptsächlich auf dem Gebiet der neueren Geschichte und der Volkskunde. Von seinen größeren Werken sind zu nennen: „Die letzten Zeiten Hansischer Uebermacht

im skandinavischen Norden.“ Kiel. Homann 1852. — „Geschichte der Vereinigten Staaten.“ Kiel. Homann 1856. — „Geschichte der Insel Haiti.“ Kiel 1856. — „Geschichte von Brasilien.“ Berlin. Springer 1859. — „Geschichte von Schleswig-Holstein mit Berücksichtigung der nordelbischen Kleinstaaten.“ Kiel 1873. — Mit Theodor Lehmann zusammen gab er heraus die „Jahrbücher für Landeskunde“ Bd. I—VI. Kiel. Akademische Buchhandlung 1858 1863. — Kleinere Aufsätze historischen, politischen und volkloristischen Inhaltes sind in Zeitschriften und Tagesblättern zerstreut. Von seinen Beiträgen zur Volkskunde sind am bekanntesten: „Volks- und Kinderspiele.“ — „Topographischer Volkshumor“, „Weihnachten in Schleswig-Holstein“ u. a. m., zum Theil abgedruckt in den Berichten der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Alterthumsgesellschaft, von welchen Bd. XVII—XXIII und XXXII—XXXIX von H. herausgegeben sind. Mit Dr. Klander (Ploen) gab er ein Verzeichniß der Münzsammlung des Kieler Museums heraus (4 Hefte). — An Schriften anthropologischen Inhaltes sind zu erwähnen: „Die amtlichen Ausgrabungen auf Sylt.“ Kiel 1882. — Handelmann und Pansch, Moorleichenfunde in Schleswig-Holstein. Kiel 1874. — Antiquarische Miscellen in verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift für schleswig-holstein-lauenburgische Geschichte; Vorgeschichtliche Befestigungen und Ueber das Danewerk in Bd. X und XIII derselben Zeitschrift. Ein ausführliches Verzeichniß sämmtlicher von H. verfaßten und herausgegebenen Schriften gibt das Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von Ed. Alberti. Kiel 1866—1882 und 1885.

J. Mestorf.

Handsch: Georg H., Humanist und Arzt des 16. Jahrhunderts, ist am 20. März 1529 in dem nordböhmischen Städtchen Leipa geboren, wo er auch den ersten Unterricht erhielt. Sein Vater Wenzel scheint ein ziemlich wohlhabender Mann gewesen zu sein, wie wir aus dem Umstande schließen, daß er ein von einem italienischen Baumeister aufgeführtes Haus am Marktplatze besaß; seine Mutter starb, als der Sohn zehn Jahre alt war, bei der Geburt des siebenten Kindes. H. nennt sich mit sichtlichem Stolze einen Deutschen, auch zu einer Zeit, als er in Prag fast ausschließlich unter tschechischen Humanisten verkehrte; aber die nationalen Gegensätze, die ein Jahrhundert früher zu so heftigen Kämpfen in Böhmen geführt hatten, waren im Zeitalter der Reformation einer friedlicheren Strömung gewichen; lateinische Gelehrsamkeit stand über dem nationalen Glaubensbekenntniß und in der Sprache seines Volkes zu schreiben, galt fast als ein Zeichen der Unbildung. Im Jahre 1544 sandte der Vater unseren Georg auf die Lateinschule von Goldberg, die damals unter Trotzendorf's Leitung eines ausgezeichneten Rufs sich erfreute. Hier, wo er neben den beiden classischen Sprachen auch das Hebräische lernte, begann sich sein poetisches Talent zu entwickeln; er übte sich in Uebertragungen aus dem Griechischen in lateinische Verse und in der Erzählung von theilweise selbst erfundenen Fabeln in gebundener Rede. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren bezog er die Universität in Prag, wo er zunächst, unschlüssig, welchem Berufe er sich dauernd zuwenden solle, Vorlesungen an der Artistenfacultät hörte; als seinen Lehrer nennt er Johann Schentygar von Choterin, besonders aber Matthäus Collinus, in dessen Dienste er als Famulus eintrat; rasch erwarb er sich dessen Freundschaft; in seinem Testamente vermachte ihm Collinus als Zeichen seines Dankes des Erasmus Epistolae familiares. Durch ihn kam H. in Beziehungen zu dem Prager Humanistenkreise, der sich um die Person des böhmischen Vicerichters Johann Hodiejowsky von Hodiejowa sammelte, eines braven, für die Dichtkunst begeisterten, reichen und freigebigen Mannes, dessen Hauptfehler nur eine ungemessene Eitelkeit war, die ihn nach dem Ruhme

eines von aller Welt gefeierten Mäcens streben ließ. Für seine Freigebigkeit verlangte er unausgesetzt in Gedichten gepriesen zu werden; seine Person, sein Haus in Prag, seine Landgüter, alle die nichtigen und kleinlichen Ereignisse des Tages, die ihn betrafen, stellte er als Themata für die ihn umgebenden Dichter auf. Und sie, die immer bedürftig waren, thaten ihr möglichstes, ihn zu befriedigen, um selbst befriedigt zu werden. Auch H. trat in diesen Kreis ein; es scheint, daß schon in dieser Zeit sein Vater mit dem Zuschuß für seinen Sohn etwas kargte, so daß H. zu der Dichtkunst, die ihm baare Bezahlung versprach, greifen mußte, um sich in Prag erhalten zu können; wenigstens hören wir ihn in dieser Zeit oft über finanzielle Bedrängniß klagen. Vielleicht lag darin auch der Grund, daß er sich von dem wenig aussichtsvollen Studium der schönen Künste dem der Medicin zuwandte; war er doch, wie er selbst in seinem Tagebuche reimt, davon überzeugt: „Recht Arzney künst erlanget günst, lob, ehr vnd gelt in aller welt.“ Es war ein Glück für ihn, daß er im J. 1550 Gelegenheit hatte, eine Reise nach Italien, wohl als Begleiter Karl's von Dietrichstein, anzutreten, die ihn fast volle 3 Jahre der Heimath fern hielt; auf weitem Wege ging es langsam dem Süden zu, über Trient nach Verona, Piacenza, Padua und Venedig. Sein eigentliches Reiseziel war Padua; dort stand die mediciniſche Schule in hohem Ansehen; namentlich Bassianus Landus zog ihn durch seine Vorlesungen über die Aphorismen des Hippokrates und die ars parva des Galenus an; daneben hörte er Victor Trincavella und Musa Brasavolus und betheiligte sich eifrig an anatomischen Uebungen. Im Jahre 1553 wurde er zum Doctor promovirt, dann kehrte er nach Böhmen zurück. Hier begann eine neue Leidenszeit für ihn. Die Zahl der Aerzte in Prag war groß, gering ihr Verdienst; obendrein verweigerte sein Vater ihm jede Unterstützung, so daß H. sich abermals auf die Hülfe guter Freunde und Gönner angewiesen sah. Er nahm die alten, freundschaftlichen Beziehungen zu Hodiejowsky wieder auf, ordnete dessen Bibliothek, sichtete die zahllosen Gedichte von jenem unterstützter Dichter und bereitete sie im Auftrage seines Gönners zur Herausgabe vor (sie erschienen 1561—72 in Prag unter dem Titel „Farragines poematum“ in 4 Bänden). Aber für die Dauer konnte ihn eine solche Beschäftigung nicht befriedigen; so nahm er gern die Gelegenheit wahr, als im J. 1561 die Stelle eines Famulus bei dem berühmten Arzte Andrea Mattioli aus Siena, der seit 1554 Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand von Tirol war, frei wurde und trat in seinen Dienst; er machte damit sein Glück. Vorerst ordnete er Mattioli's großes Herbar, übersetzte sein Kräuterbuch ins Deutsche und überwachte die Drucklegung des Werkes, das, reich illustrirt, 1563 bei Melantrich in Prag erschien. Als sein Herr 1568 sich vom Dienste zurückzog, wurde H. sein Nachfolger als Leibarzt des Erzherzogs und seiner Gemahlin Philippine Welser. Schon 1566 war er, vermuthlich auf Betreiben Hodiejowsky's, zugleich mit anderen Freunden seines Gönners in den Adelstand erhoben worden und nahm das Prädicat von Lymuso nach einer Besitzung Hodiejowsky's an. In seiner neuen Stellung blieb er bis zu seinem Tode, der wohl bald nach 1578 eintrat; in seinem Testamente, das aus diesem Jahre stammt, hatte er den Wunsch ausgesprochen, an der Seite seines Vaters beerdigt zu werden; so dürfte er in Leipa begraben sein.

Seine Dichtungen, von denen nur ein Theil in die Farragines aufgenommen, der größere noch ungedruckt ist, sind ziemlich zahlreich; ihr Werth erhebt sie aber wenig über das Mittelgut der damaligen Zeit, was namentlich von jenen gilt, die er an Hodiejowsky richtet; sie zeigen deutlich den Zwang, unter dem sie niedergeschrieben wurden und nicht selten verleiht er dem Unmuthe darüber deutliche Worte, daß sein Gönner unausgesetzte Verherrlichung

von ihm fordere. Auch die anderen Gedichte bewegen sich im Geleise des Gewöhnlichen; sie besingen Christus und die Heiligen, seine Freunde namentlich in der Heimath, seltener geschichtliche Ereignisse. Zwar werden seine Dichtungen von seinen Freunden gerühmt, aber man weiß, welchen Werth solch Humanistenlob besitzt. Spielereien mit Akrostich und Chronogramm, Gedichte, in denen alle Wörter mit p oder c beginnen, zeigen das Tändelnde und Unwahre dieser Dichtung. Bedeutender ist er wohl als Arzt. Sein Aufenthalt in Italien, seine hervorragende Stellung am Hofe des Erzherzogs Ferdinand, der sich selbst für die Naturwissenschaften interessirte, boten ihm mannichfache Gelegenheit, sein Wissen zu bereichern. Aber es fehlt ihm die Schulung, das Vermögen, sein Wissen systematisch zu ordnen und zu gliedern; er ist vor allem ein Sammler von allerlei wissenswerthem Detail, aber kein Forscher. Wie er alles in Rubriken unterzubringen und unter bestimmte Schlagwörter zu ordnen sucht, zeigt sich z. B. in seiner handschriftlichen Sammlung von deutschen Sprichwörtern, die manches interessante Material bietet, das ausgebeutet zu werden verdiente; wie er hier alles sorgfältig in Abtheilungen und Unterabtheilungen einschachtelt, so auch seine medicinischen Notizen; er legt sich sogar Sammlungen von medicinischen Redensarten für bestimmte Krankheiten an, um dem Kranken auf seine Frage eine möglichst gelehrt klingende und doch inhaltsleere Antwort zu geben. Er hat eine große Menge von Krankheitsgeschichten adeliger Personen aus Oesterreich und Deutschland niedergeschrieben, aber auch das zumeist nur flüchtig; mehr interessiren ihn die Anekdoten und Witzworte seiner Umgebung, und es sind köstliche darunter, die er aufzeichnete, freilich auch viele von unnachahmlicher Derbheit. Auch seine groß angelegte, in 5 Foliobänden uns erhaltene Naturgeschichte des Thierreichs, deren Abfassung er auf Wunsch des Erzherzogs Ferdinand unternahm, hat ihren Wert nur in ihrem culturgeschichtlichen Theil, nicht in dem wissenschaftlichen. Zwar benützt er antike Autoren wie Aelianus, Plinius, Varro, Strabo, Caelius, Athenaeus, Columella, Gellius und Palladius, um seinem Werk einen gelehrten Anstrich zu geben, aber seine Arbeit ermangelt jeder Systematik. In bunter Reihe ziehen die verschiedensten Gestalten des Thierreichs an uns vorüber; vielleicht, daß er gerade in dieser Abwechslung einen besonderen Reiz seines Werkes sah; vielleicht, daß er damit gerade dem Geschmacke des Erzherzogs entgegenkam; denn es ist auffallend, daß er mit Vorliebe bei jenen Thieren verweilt, die für einen Jagdliebhaber von Interesse sind, oder denen der Erzherzog in seinen Sammlungen in Innsbruck und auf Schloß Ambras öfter begegnete. Wo H. aus eigener Erfahrung spricht und eigene Beobachtungen mittheilt, ist er interessant; das Capitel über die Fischzucht in Böhmen bildet einen Glanzpunkt seines Werkes, und was er hier mittheilt, ist auch heute noch lesenswerth.

Die ungedruckten Werke von Handsch in den Codd. 9550, 9607, 9666, 9671, 9821, 11130, 11141—3, 11153, 11158, 11183, 11200, 11204 bis 11208, 11210, 11226, 11231, 11238—40, 11251 der Wiener Hofbibliothek. — Wolkan, Geschichte d. deutschen Litteratur in Böhmen, S. 124 bis 133. — Leop. Senfelder in der Wiener klinischen Rundschau 1901, Nr. 28—30. Rudolf Wolkan.

Hänel: Gustav Friedrich H. ist in Leipzig am 5. October 1792 geboren. Seine Familie, die Hänel von Chronenthal, stammte aus Steier an der Enns in Oberösterreich; sie waren in der Verfolgung der Protestanten während des 30jährigen Krieges nach Sachsen vertrieben. Sein Vater war Großkaufmann in Leipzig und ein hoch angesehenes Mitglied des Magistrates. Er bestimmte seine zwei älteren Söhne zur Fortführung des Seidengeschäftes,

die zwei jüngeren den wissenschaftlichen Berufen. Der jüngste von den „gelehrten Brüdern“, Albert, starb bereits 1833 als Professor der Medicin zum tiefsten, nie verwundenen Schmerze des ältern Gustav, der selbst körperlich gebrechlich war und auch geistig sich spät und mühsam entwickelte. Dieser studirte nach durchlaufener herkömmlicher Vorbildung in Leipzig und Göttingen die Rechtswissenschaft. Dort war es Haubold, hier Hugo, die ersten Häupter der historischen Schule, unter deren Einfluß und Leitung sich das Interesse Hänel's auf die historischen Grundlagen des römischen Rechtes lenkte. Ihre Methode der historischen Entwicklung eines Institutes, ihre Behandlung der Quellen und Litteratur beherrschten die erste wissenschaftliche Arbeit Hänel's, die zwei Dissertationen „De testamento militari“. Auf Grund derselben promovirte er an der Universität Leipzig am 18. April 1816.

In demselben Jahre 1815, in dem H. die erste dieser beiden Dissertationen dem damaligen Herkommen gemäß öffentlich vertheidigte, erschienen die zwei ersten Bände von Savigny's Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter. Aus ihrem Studium entsprang ihm der Plan, der sein langes Leben ausfüllen sollte, die vorjustinianischen Rechtsquellen und die Bearbeitungen derselben auf germanischem Boden zu durchforschen und ihre Ausgaben nach den verschärften Anforderungen der philologischen Kritik zu bewerkstelligen.

Hierauf bereitete sich H. vor während der fünf Jahre, in denen er als Repetent und Docent an der Universität Leipzig fungirte, um alsdann, unmittelbar nachdem er 1821 zum außerordentlichen Professor ernannt worden war, sieben lange Jahre in Italien, der Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugal, England und den Niederlanden die Bibliotheken und Archive, die Antiquariate und Privatsammlungen nach den handschriftlichen Schätzen zu durchsuchen, die seinem Plane dienten oder ihn doch berührten. Mit der das Kleinste nicht übersehenden Pünktlichkeit, mit dem staunenswerthesten Fleiße hat er hier den Grundstock des umfassenden Materials gesammelt, das, wenn auch später noch mannichfach ergänzt, seine Veröffentlichungen verarbeiteten. Die „Catalogi librorum manuscriptorum qui in bibliothecis Galliae etc. asservantur“, die alsbald nach seiner Wiederkehr 1829 erschienen, waren sein wissenschaftlicher Reisebericht.

An diese Rückkehr schlossen sich volle fünfzig Jahre einer deutschen Gelehrtenlaufbahn, die die alte Reiselust, die sich sonst nur in Ferienreisen bethätigte, noch einmal durchbrach, als er, schon im späten Lebensalter stehend, den Orient und insbesondere Palästina durchwanderte. Im Jahre 1838 wurde H. zum ordentlichen Professor der Litterargeschichte und Quellenkunde des römischen Rechtes ernannt. Mit pflichtgetreuer Liebe hat er seines Lehramtes gewaltet. Seine Vorlesungen befaßten Institutionen, Pandekten und Quellengeschichte des römischen Rechtes. Er befolgte dabei die damals herrschende, nur bei überwiegendem, nahezu ausschließlichem Dictat durchführbare Methode, seinen Hörern ein vollständiges Compendium zu geben, das er unter Zuhülfenahme zahlreicher Druckbogen mit reichhaltigem Quellenmaterial und litterarischen Nachweisungen ausstattete. Als ein Verlust darf es noch heute bezeichnet werden, daß er sich trotz vielfachen Aufforderungen nicht dazu entschließen konnte, seine Vorlesungen über Quellengeschichte zu veröffentlichen, die in einer weit über die Bedürfnisse der Studenten hinausgehenden Vollständigkeit den handschriftlichen und litterarischen Apparat der vorjustinianischen und justinianischen Rechtsquellen darstellten. Aber wenn er hiermit an seine Zuhörer hoch gegriffene Anforderungen stellte, so wußte er sich doch deren Verehrung und dauernde Anhänglichkeit in reichem Maße zu erwerben.

Mit den Gelehrten seines Faches im Inlande und Auslande stand H. im

vielseitigsten, mündlichen und schriftlichen Verkehre; kaum irgend ein Name der Romanisten der historischen Schule fehlte in seiner sorgsam registrirten Correspondenz. H. war Mitglied einer Reihe gelehrter Gesellschaften, insbesondere der Königlich sächsischen Akademie der Wissenschaften, deren Berichte in langer Reihe das „Herr Hänel las“ aufweisen und der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Turin. Unterstützt wurde dieser rege wissenschaftliche Verkehr durch einen regen Trieb des Sammelns von Büchern und Handschriften. Seine reichhaltige, für sein Fach nahezu vollständige Bibliothek ist letztwillig der Leipziger Universitätsbibliothek verblieben.

In der juristischen Facultät bekleidete er sechs Mal das Decanat; seit dem Wintersemester 1865/6 war er ihr Senior, als der er 1866 sein 50jähriges und 1876 sein diamantenes Doctorjubiläum feierte. Die Universität wählte ihn zu ihrem Rector und bald darauf für drei aufeinanderfolgende Perioden zu ihrem Vertreter in der ersten Kammer des sächsischen Landtages. H. war kein Politiker in dem Sinne, wie dies durch eine feste Stellungnahme in den Gegensätzen und Kämpfen der Parteien bedingt ist. Nahezu gleichzeitig mit seiner Disputation über die erste Dissertation vom Militärtestament war die Theilung des Königreiches Sachsen erfolgt. Die Generation, die sie erlebte, hat niemals die Empfindung einer harten Ungerechtigkeit gegen ihr Land und gegen die königliche Familie, zu der sie in einem patriarchalischen Treueverhältniß stand, überwunden; für sie, um die tiefe Abneigung gegen Preußen und seine Politik zu mildern, bedurfte es der Aufrichtung des deutschen Kaiserthums; selbst in die constitutionellen Formen der Verfassung von 1831 lebte sie sich schwer ein und ihre Demokratisirung von 1848 stieß sie ab. Allerdings die Octroyirungen des Beust'schen Regimentes verurtheilte der Rechtssinn Hänel's rückhaltlos. So mochte er seine Rolle in der ersten Kammer wesentlich als eine repräsentative auffassen, die er würdig durchführte und mit einer nützlichen Mitwirkung in Rechtsfragen und in den Arbeiten der Commissionen verband. Insbesondere war er Mitglied der Commission, der 1862 die Schlußredaction des bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen überwiesen wurde.

Mit dem Allen ist der Rahmen für ein Leben gegeben, das nicht sowohl das Interesse einer reichen äußeren Bewegung darbietet, wohl aber den vollen Inhalt gewonnen hat, den die in strenger Concentration der Leistungsfähigkeit gethane stille, ununterbrochene, der Zerstreuung unzugängliche Gelehrtenarbeit gewähren kann.

Die Früchte dieser Arbeit sind mit genauester Vollständigkeit aufgezählt in dem Sächsischen Schriftsteller-Lexikon von Dr. theol. Wilh. Haan, Leipzig 1875, S. 117 fg. Von den zahlreichen Decanatsprogrammen und Beiträgen zu den Werken Anderer, ferner von den kleinen Abhandlungen, namentlich über einzelne Handschriften, kleineren Stücken oder Vorarbeiten oder Proben oder Nachträgen seiner größeren Forschungen, kann hier natürlich nicht die Rede sein; vielmehr müssen wir uns auf die immer noch stattliche Reihe seiner umfangreicheren Werke beschränken. Bei ihnen allen handelt es sich um Ausgaben, welche sämmtlich mit rastlosem Fleiße aus Manuscripten und, wo es solche schon gab, älteren Drucken zusammengestellt und mit umfassenden Vorberichten über alle einschlägigen Verhältnisse, kritischen Noten u. s. f. ausgestattet sind.

Offenbar der Anregung durch Savigny's mittelalterliche Rechtsgeschichte entsprießt die erste dieser Editionen, welche unter dem Titel: „Dissensiones dominorum sive controversiae veterum juris romani interpretum, qui glossa-

tores vocantur", Leipzig 1834 erschien. Sie bildet noch heute ein wesentliches Hülfsmittel für Jeden, der sich über die geschichtlich so grundlegend gewordenen Methoden und Anschauungen der Glossatoren=Schule orientiren will. — H. aber hat sich alsdann, wie die ganze ältere historische Schule, von diesen mediävistischen Studien im wesentlichen (zu nennen noch etwa die Ausgabe des sog. Ulpianus de edendo, d. h. einer Glossatorenschrift über Prozeßrecht „Iucerti auctoris ordo judiciarius" 1838) abgewandt, um sich nunmehr ausschließlich den eigentlich römischen Rechtsquellen zu widmen. Den Rahmen dafür bot ihm das sog. Bonner Corpus juris Antejustinianei, in dem die leges, d. h. das weitaus größere Stück, ausschließlich von ihm (das jus hauptsächlich von Böcking) gearbeitet sind. Den Reigen eröffnen 1837 die Bruchstücke des Codex Gregorianus und Hermogenianus, soweit sie uns erhalten sind. Daran reiht sich das Monumentalwerk des Codex Theodosianus, 1837 bis 1842: die beste und vollständigste Ausgabe, die wir bis heute (Ende März 1904; das Erscheinen einer noch von Mommsen besorgten steht ja allerdings wol ganz nahe bevor) besitzen, obschon seither aus dem Turiner Palimpsest neue Ausbeute (durch die Krüger'sche Vergleichung, 1879) erschlossen worden ist und obschon des alten Gothofredus Ausgabe daneben ihren Werth behält. Anhänge dazu sind die Sirmondischen Constitutionen und die Sammlung der Novellen nach Theodosius bis auf Anthemius (gestorben 472) von 1844, beide Editionen von Krüger als die besten und brauchbarsten bezeichnet, nebst den zugehörigen Untersuchungen. Nun folgt als selbständiges Unternehmen 1849 die imponirende Leistung der Lex Romana Visigothorum, hergestellt unter Benutzung von 76 Handschriften, unter Aufnahme von 7 epitomirten Gestaltungen (wovon bis dahin nur zwei gedruckt waren) mit Vorwort, Noten, Anhängen u. s. f. Sie ist die erste selbständige Ausgabe seit der alten, kaum als Hülfsmittel dazu verwerthbaren Sichard'schen von 1528 und seither die letzte geblieben, wozu wesentlich nur eine (unverarbeitete) spanische Publication eines dort neu gefundenen Manuscripts hinzugetreten ist. — Daran reiht sich ein „Corpus legum ab imperatoribus ante Justinianum latarum, quae extra Constitutionum codd. supersunt", Leipzig 1857 (vgl. darüber Krüger, Gesch. d. Quellen u. Litteratur d. Röm. Rechts, S. 231 Note 21); und endlich der Julian: „Juliani epitome latina novellarum Justiniani", nach 20 Manuscripten und älteren Ausgaben gearbeitet, 1873, die letzte Großthat dieses Riesenfleißes. Derselbe war um so gewaltiger, als leider H. noch des Glaubens und der wissenschaftlichen Ueberzeugung lebte, alle irgendwie erreichbaren Handschriften und älteren Ausgaben heranziehen, zu Lesarten im Texte ausbeuten und in fortlaufenden kritischen Noten berücksichtigen zu müssen. Da man damals noch allgemein so verfuhr, noch nicht die Spreu vom Weizen zu scheiden gelernt hatte, so kann man wahrlich H. diese seine Abweichung von der fortgeschrittenen Methode jüngerer Philologie, wie sie wohl Mommsen, Krüger u. A. auf die Behandlung juristischer Quellen übertragen haben, nicht zum Vorwurf machen. Bedauerlich mag es ja sein, daß er infolgedessen mit größerer Mühewaltung weniger Vollendetes geleistet hat, als ihm im Besitze der neuen Methoden möglich gewesen wäre; aber ob man in neuerer Zeit sich überhaupt zu solchen Opfern an Arbeit und Kosten, verwandt auf solche lediglich antiquarischen Texte, entschlossen haben würde? Ob sich da ein Mann von der wissenschaftlichen Beharrlichkeit und Arbeitsfreude Hänel's gefunden haben würde? Dergleichen war eben nur in jener Zeit möglich, als der große Zug der historischen Schule mächtig auf die Gelehrtenwelt wirkte, als die Wissenschaft des Rechts nicht nur um der Praxis zu dienen, sondern um ihrer selbst willen betrieben wurde und das Römische Recht unbedingte Verehrung genoß.

In Anlehnung an diese seine Zeit beherrschenden Ideen hatte H. den Entschluß gefaßt, sein Leben ausschließlich in den kritischen Dienst romanistischer Text- und Quellen-Ausgaben zu stellen, dem Neubau der historischen Schule die mühsamsten und verborgensten Dienste, die Substructions-Arbeit, zu liefern. Und diesem Entschlusse ist er von Anfang bis zu Ende, in der Periode seiner Reise- und Sammler-Thätigkeit wie in der späteren, längeren Periode der Verarbeitung und Drucklegung, treu geblieben.

Der Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen Hänel's schließt sich die Würdigung des Menschen demgemäß auf das engste an. Wie in seiner Gelehrsamkeit, so bethätigte er auch in den Verrichtungen und Geschäften des bürgerlichen Lebens seinen Pflichteifer durch strenge Ordnung, pünktliche Genauigkeit und eine Sorgfalt, die auch die Kleinigkeit noch beachtet. Auch in seiner Gelehrsamkeit trat als ein wesentlicher Zug seiner Persönlichkeit die wahrhaftige und doch selbstbewußte Bescheidenheit hervor, mit der er die Beschränkung seiner Veranlagung und seiner Leistung auf ein eng begrenztes Wissenschaftsfeld anerkannte; — wahrhaftig, weil Niemand mehr wie er freudige Anerkennung und Bewunderung den großzügigen historischen Darstellungen oder den dogmatischen Systemen der Koryphäen der historischen Schule oder der jüngern Generation zollte; selbstbewußt, weil seine Ueberzeugung unerschüttert blieb, daß nur seine Arbeitsmethode die unentbehrliche Voraussetzung und Vorstufe für das höhere Verständniß der historischen Entwicklung und der Weltherrschaft des Römischen Rechtes schaffen könne. Und dieser Charakterzug des Gelehrten floß aus einer seltenen Liebenswürdigkeit des Herzens, die sich über seine ganze Lebensführung in ungesuchten Formen verbreitete. Sie befestigte sich in dem ungetrübten Glücke einer spät geschlossenen, kinderlosen Ehe mit einer Frau aus der Predigerfamilie Bernhardi, die ihm ein Schatz an Liebe und Treue und Frohmuth bis an sein Ende verblieb. Sie bethätigte sich in einem ausgeprägten Familiensinn, der den Verwandten jedes Alters und Geschlechtes mit nie versagendem Rath und That zur Seite stand, in der Beständigkeit und Opferwilligkeit seiner Freundschaft, in der Freude an behaglicher Geselligkeit, in natürlichster Leutseligkeit gegen Jedermann. Erst im spätesten Alter machten sich die Gebrechen geltend, die er geduldig sonst, mißmuthig nur darum ertrug, weil sie ihm das versagten, was sein Leben erfüllt hatte — die rastloste Arbeit. Nach vollendetem sechsundachtzigsten Lebensjahre ist er am 18. October 1878 gestorben. Die Universität hat ihm auf dem Johanniskirchhofe in Leipzig ein Denkmal gesetzt.

A. Hänel. — Ernst Landsberg.

Hanf: Blasius H., Ornitholog, geboren am 30. October 1808 zu St. Lambrecht in Obersteiermark. Nach zurückgelegten Gymnasialstudien entschloß er sich, Priester zu werden und trat in das Benedictinerstift St. Lambrecht ein, bei welcher Gelegenheit er den Taufnamen Karl mit dem Ordensnamen Blasius vertauschte. 1833 wurde er Caplan in Mariahof, 1843 Curat in Zeitschach und 1853 Pfarrer in Mariahof, wo er bis an sein Lebensende verblieb. Mariahof liegt am Westabhang des Zirbitzkogels, in der Einsenkung der kärntnisch-steierischen Alpen zwischen den Thälern der Mur und der Gurk, welche der Neumarkter Sattel heißt; es ist die tiefste Einsenkung (890 m) der Centralalpen vom Mittelmeere bis zum Murdurchbruch bei Bruck, eine lange, schmale Hochebene, umrandet im Westen von den Abhängen des Kalkberges und der Grebenzenalpe, im Osten bis an das Kreuzeck und die Ausläufer des Zirbitzkogels reichend. Dieser Paß, dieser Sattel ist auch historisch bemerkenswerth; 113 v. Chr. zogen höchst wahrscheinlich die Kimbern, als sie durch Pannonien und Norikum nach Italien wanderten und bei Noreja das

Römerheer unter Cnejus Papirius Carbo vernichteten, über diese Einsenkung; nachdem die Ostalpenländer der Herrschaft Roms unterworfen waren, überschritt die Straße von Aquileja nach Ovilava (Wels) an dieser Stelle die Kette der Centralalpen; im Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert ging der wichtigste Handelsweg von der Donau an die Adria, von Wien nach Venedig über den Neumarkter Sattel und wie anderwärts suchte in unseren Tagen auch die Eisenbahn hier die alte Verkehrslinie auf, um entlang derselben ihre Länder und Völker verbindenden Stränge zu legen. Diese Einsenkung ist auch einer der Wege, den die Wandervögel auf ihrem Zuge von Norden nach Süden und umgekehrt zweimal im Jahre benützen, wobei sie an dem auf dieser Hochebene gelegenen Furtteiche und bei der kleineren Hungerlacke Rast halten. H. war von Jugend auf ein großer Vogelfreund, später ein eifriger Jäger und trefflicher Schütze; dies und sein Aufenthalt zu Mariahof, auf jener durch Vogelzüge belebten Gebirgslücke und unfern dem Furtteiche, machten ihn zum Ornithologen. Er schoß zahlreiche Vogelarten, darunter manche ihm unbekannte, und das veranlaßte ihn, von Jahr zu Jahr tiefer in das Studium der Ornithologie einzudringen. Ihm war es aber nicht bloß um das Erlegen der Vögel zu thun, er studirte auch die Eigenthümlichkeiten, die Lebensweise und die durch Alter und Geschlecht bedingten Veränderungen des Gefieders der verschiedenen Arten, und da er großes Geschick im Ausstopfen der Vogelbälge besaß, so gelang es ihm, bald eine reiche ornithologische Sammlung zusammen zu stellen, welche seinen Pfarrhof zierte und jetzt eine der Sehenswürdigkeiten des Stiftes St. Lambrecht ist. All seine freie Zeit neben der Seelsorge, der er eifrigst oblag, widmete er der Ornithologie. Obwol er in dieser seiner Thätigkeit sich nur auf die nähere und weitere Umgebung seines Wohnortes beschränkte, so lieferte er doch den Beweis, daß eine sorgfältige Beobachtung auch auf local beschränktem Raume höchst verdienstliches zu leisten vermag. Er war ein trefflicher Präparator und verstand es, in die oft sehr ansehnlichen Suiten, welche er von vielen Arten besaß, durch abwechselnde, der Natur abgelauschte Stellungen Leben zu bringen. Nicht museumsartig einen Vogel neben den anderen gestellt, sondern zu Gruppen vereinigt, hatte er auf an den Wänden angebrachten Baumästen, auf dem Boden auf imitirtem Felsgestein, neben welchem kleine Moos-, Gras- und Schilfpartien angelegt waren, seine Schätze aufgestellt und so ein sehr hübsches Bild der Mariahofer Ornis geschaffen, das nicht nur den Forscher durch die darin enthaltenen Seltenheiten und großen Reihen, sondern auch dem Laien durch die lebensvollen Stellungen und die natürliche Gruppirung der schönen Objecte Beifall abrang. Seine Sammlung umfaßte circa 234 Arten in ungefähr 2000 Exemplaren; sie war reich an speciellen Seltenheiten und enthielt Exemplare mit bemerkenswerthen Farbenaberrationen. Auf der Wiener Weltausstellung erhielt er den Hamburger Preis für seine taxidermistischen Leistungen. Mit den bedeutendsten Ornithologen seiner Zeit und vielen Freunden der Vogelwelt war er theils in persönlichem, theils in schriftlichem Verkehr, so mit Rudolf und Wilhelm Blasius, Alfred Brehm, Julius Finger, Alexander und Eugen v. Homeyer, Baron Ludwig Lazarini, August v. Mojsisovics, Othmar Reiser, Josef Talsky, Baron Stefan Washington, Baron Ferdinand v. Droste-Hülshoff, August Koch, Baron v. König-Warthausen, August v. Pelzeln, Eduard Seidenrauscher, Victor Ritter v. Tschusi zu Schmidhoffen.

Seine wissenschaftlichen Verdienste wurden durch die Ernennung zum Ehrenmitgliede des ornithologischen Vereins in Wien, der naturwissenschaftlichen Vereine zu Graz und zu Salzburg und vom Kaiser durch Verleihung des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone anerkannt.

H. war ein kleiner, unansehnlicher Mann von rührender Bescheidenheit; seine Verdienste um die Ornithologie wurden von ihm selbst am allerwenigsten gewürdigt. Der Verfasser dieser Skizze erinnert sich sehr wohl einer Scene, die sich in Graz bei der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte 1875 abspielte; H. war zu derselben erschienen, hielt sich in seinem schlichten, abgetragenen Priesterkleide ganz im Hintergrunde, ohne sich zu erkennen zu geben; da bemerkte ihn ein Freund und rief aus: „Hanf ist auch hier“; alle Ornithologen und viele Zoologen stürzten auf ihn zu und begrüßten ihn, er stand verlegen und verschämt da, als ob er auf einer üblen That wäre ergriffen worden. Mich erinnerte jener Vorgang an einen andern historisch berühmten, der sich vor etwa 130 Jahren in der Hofburg zu Wien abgespielt hat. Maria Theresia gab ein großes Fest, Feldmarschall Laudon, der berühmte Feldherr, der auch ein Feind jeder öffentlichen Ehrenbezeigung war, verbarg sich dabei förmlich hinter einem Thürflügel; die Kaiserin bemerkte es, trat auf ihn zu, und führte ihn an ihre Seite mit den Worten: „Sehen Sie, meine Herren, Laudon schämt sich seiner Verdienste.“ —

Die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen veröffentlichte er in folgenden Zeitschriften: Sitzungsberichte des zoologisch-botanischen Vereins in Wien, 1854, S. 18, 120, 122; 1856, S. 91—92; Verhandlungen desselben Vereins: 1856, S. 671—700; 1858, S. 529—548; 1868, S. 961—970; 1871, S. 87—98; 1872, S. 399—404; 1873, S. 469—474; 1874, S. 211 bis 216; 1877, S. 235—240; 1878, S. 11—14; 1880, S. 42. — Mittheilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark, 1863, S. 32 bis 36; 1864, S. 50—56; 1865, S. 32—38; 1875, S. 159—166; 1878, S. 50—56; 1882, S. 1—102; 1883, S. 3—94; 1886, S. 69—73; 1887, S. 101—116. — „Waidmannsheil“, 1892, S. 25—28. — Ornithologisches Centralblatt, 1880, S. 113—114 und 148—149. — Mittheilungen des ornithologischen Vereins in Wien, 1882, S. 71—72; 1886, S. 181—182, 313 bis 314. — Carinthia, 1882, S. 252, 296. —

Außerdem lieferte er ausführliche Zugsbeobachtungen 1882 allein, von 1883—1888 mit P. Roman Baumgartner für die von dem Kronprinzen Erzherzog Rudolf ins Leben gerufenen ornithologischen Beobachtungsstationen in Oesterreich-Ungarn, deren erster Jahresbericht vom „Ornithologischen Vereine“ in Wien, die übrigen vom „Permanenten internat. ornithol. Comité“ in der „Ornis“ veröffentlicht wurden. H. starb am 2. Januar 1892 zu Maria Hof.

R. Wild in „Mittheilungen des ornithol. Vereins“ in Wien, XVI, 1892, S. 15—17. — R. Waizer in „Waidmannsheil“ XII, 1892, S. 15—28. — P. P. in der „Ornithol. Monatsschrift“, XVII, 1892, S. 45—46; in der „Gefiederten Welt“, XXI, 1892, S. 57. — Kriso in der „Grazer Tagespost“ vom 5. u. 6. Jan. 1892; in „St. Hubert“ X, 1892, S. 184. — v. Tschusi Ritter zu Schmidhoffen im „Ornitholog. Jahrbuch“ 1892, S. 87—97. — Schaffer, Bl. Hanf als Ornitholog. St. Lambrecht 1904.

Franz Ilwof.

Hankel: Wilhelm Gottlieb H., geboren am 17. Mai 1814 in Ermsleben, einem kleinen Städtchen am Fuße des Harzes. Sein Vater war dort Cantor und Lehrer an der Knabenschule. H. zeigte früh Verständniß für praktische Dinge; man sah ihn viel in den Werkstätten der Handwerker. Mit 10 Jahren kam er auf das Gymnasium zu Quedlinburg. Mathematiklehrer daselbst war der spätere Rector Schumann, an dem H. besonders hing, und der vermuthlich auf seine spätere Studienrichtung von Einfluß war. Nach Absolvirung des Gymnasiums bezog H. die Universität Halle; er ließ sich als Theologe inscribiren und hörte auch im ersten Semester theologische Collegia.

Bald aber wandte er sich naturwissenschaftlichen Studien zu. Besonders schloß er sich an seinen Lehrer Prof. Schweigger an, dessen Assistent er wurde, und in dessen physikalischem Cabinet er viel gearbeitet hat, sogar während seines Freiwilligenjahres.

H. verlor früh seine Eltern und mußte nun als ältestes Glied seiner Geschwister und ohne andere Verwandten für sich und die Seinen durch Privatstundengeben den Lebensunterhalt erwerben. Zu seiner Freude erhielt er 1836 noch vor Ablegung seines Staatsexamens eine Lehrerstelle an der neu gegründeten Realschule der Francke'schen Stiftungen in Halle. 1839 promovirte er in Halle mit der Dissertation: De thermoelectricitate crystallorum. 1840 habilitirte er sich ebendort als Privatdocent der Chemie, wie es heißt, um seinem Lehrer in der Physik nicht Concurrenz zu machen. Denn seine Habilitationsschrift bildet eine Fortsetzung seiner Dissertation; und als er 1842—43 schwer an einer Pleuritis erkrankte, gab er doch die Chemie auf, um sich ganz der Physik zuzuwenden.

Am 10. April 1838 hatte H., noch als Lehrer an der Realschule in Halle, die Tochter des Ackerbürgers Stegmann aus Croppenstedt bei Halberstadt geheirathet, die als Waise bei einer Schwester in Ermsleben, dem Geburtsort Hankel's, wohnte. Am 14. Februar 1839 entsproß dieser Ehe ein Sohn, Hermann H., der nachmalige bedeutende Mathematiker, der seinem Vater aber bereits 1873 im Tode voranging.

1847 wurde H. in Halle zum außerordentlichen Professor ernannt; 1849 erhielt er einen Ruf als Ordinarius an die Universität Leipzig. Hier wirkte er als Lehrer bis 1887, in welchem Jahre die zunehmende Schwäche seiner Sehkraft ihn zwang, seine Lehrthätigkeit aufzugeben. Seine wissenschaftlichen Arbeiten gab er freilich noch nicht auf. Noch fünf Abhandlungen sandte er nach dieser Zeit der Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig ein; die letzte noch drei Monate vor seinem Tode. Trotz seiner schwankenden Gesundheit, die ihn zwang, sich mancherlei zu versagen, war H. kein Hypochonder, im Gegentheil, eine fröhliche Natur und ein großer Freund der Natur. Gern durchstreifte er Wald und Feld. Auf seine Umgebung, Collegen wie Schüler, hatte er einen großen persönlichen Einfluß; er genoß das größte Vertrauen, was sich u. a. darin zeigte, daß er zu wiederholten Malen zum Rector magnificus der Universität gewählt wurde. Am 10. April 1898, dem Tage der diamantenen Hochzeit, verlor der 84jährige Greis seine treue Lebensgefährtin. Am 18. Februar 1899 folgte er ihr in den Tod.

Hankel's wissenschaftliche Bethätigung war sehr reichhaltig. 1848 erschien ein „Grundriß der Physik" von ihm; 1854—60 erschien die von ihm veranstaltete deutsche Ausgabe von Arago's Werken in 16 Bänden und 1865 in 2. Auflage eine deutsche Ausgabe von desselben Verfassers Astronomie populaire in 4 Bänden. Die Resultate seiner eigenen Forschungen legte er in 62 Abhandlungen nieder, die zumeist in den „Abhandlungen" und den „Berichten" der Kgl. Sächs. Ges. d. Wissenschaft zu Leipzig veröffentlicht sind. Allgemein zu rühmen ist an seinen Arbeiten die peinliche Sorgfalt, mit welcher er den Leser in jedes Detail der Versuche einweihte, zum nicht geringen Vortheil für die, welche weiter auf seinen Resultaten bauen wollen. Mit eben dieser Sorgfalt vertiefte er sich auch vor allem in die historische Entwicklung des behandelten Gebietes. 23 seiner Abhandlungen beschäftigen sich mit der Pyroelektricität der Crystalle (H. nennt diese Erscheinung Thermoelektricität, weil sie schon oft bei geringer Temperaturveränderung der Crystalle bemerkbar ist). Er entdeckte einen Zusammenhang zwischen der pyroelektrischen Erregbarkeit des Crystalls und seiner Fähigkeit, die Polarisationsebene des Lichtes zu

drehen. Er constatirte ferner einen wesentlichen Unterschied zwischen den Crystallen ohne und mit Symmetriecentrum. Bei ersteren ist die Lage der elektrischen Pole nur von der Crystallstructur abhängig, bei letzteren dagegen ist auch die specielle Form des Crystalls von Einfluß, ja das Vorzeichen der elektrischen Pole kann sich umkehren, wenn man nur durch Abschleifen die Form eines Crystalls verändert. Seine Ansichten wurden und werden nicht allgemein getheilt, und er selbst hielt auch die Zeit für eine abschließende und umfassende pyroelektrische Theorie noch nicht für gekommen. Aber Material für sie sammeln wollte er; und das hat er mit einem bienenmäßigen Fleiße gethan. 150 Schwerspathcrystalle untersuchte er allein und von 50 verschiedenen Crystallarten hat er die pyroelektrischen Eigenschaften festgestellt. Er entdeckte ferner die Photoelektricität mancher Flußspathvarietäten. Man verdankt ihm „Spannungsreihen“ für Metalle und Metalle und Flüssigkeiten, Untersuchungen über das elektrische Verhalten der Flammen u. s. w. Auch auf dem Gebiete der Optik hat H. gearbeitet. Auch als Praktiker finden wir ihn bethätigt. 1848 construirte er einen Hitzdrahtstrommesser; 1850 ein Elektrometer; 1866 einen Apparat zur Messung kleiner Zeiträume.

Aber nicht nur Experimentator und Praktiker ist H.; sehr beachtenswerth ist er auch als Theoretiker in seiner „neuen Theorie der elektrischen Erscheinungen“. Diese unterscheidet sich von der alten sehr wesentlich, besonders dadurch, daß in derselben die sogenannten elektrischen Massen ganz fehlen. Sie sind in dieser Theorie durch gewisse Geschwindigkeiten (Rotationsgeschwindigkeiten) ersetzt, der Art, daß z. B. positiv und negativ geladene Conductoren nach dieser Theorie einen ähnlichen Gegensatz zu einander darbieten, wie links- und rechtsgewundene Schrauben. Gerade hierin erblickte H. einen wesentlichen Fortschritt. Denn die Annahme elektrischer Massen, und namentlich auch der Umstand, daß nach der alten Theorie sowol positive wie auch negative elektrische Massen existiren sollten, erschien ihm höchst anstößig und geradezu unhaltbar. Dieses Fallenlassen der elektrischen Massen erinnert ein wenig an die neuere Maxwell'sche Theorie, und zwischen dieser und der Hankel'schen besteht auch noch insofern eine gewisse Aehnlichkeit, als sowol nach der einen wie nach der andern Theorie die elektrischen Wirkungen nicht direct durch den Raum gehen, sondern durch den Aether vermittelt sein sollen.

Worte zum Gedächtniß an Wilhelm Hankel. Gesprochen an seinem Sarge am 21. Februar 1899 von C. Neumann. — Wilhelm Gottlieb Hankel. Von Paul Drude. Beides in: „Berichte über die Verhandlungen der königl. sächs. Ges. d. W. zu Leipzig. Mathem.-physische Klasse. 51. Bd. 1899.“ — Poggendorff, Biographisch-litterarisches Handwörterbuch. (Hierin auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Arbeiten.) — Conversationslexikon von Meyer und Brockhaus. R. Knott.

Hann v. Weyhern: Otto Rudolf Benno H. v. W., königlich preußischer General der Cavallerie, geboren am 23. October 1808 zu Lübben in der Lausitz und im Dresdener Cadettencorps erzogen, trat am 10. October 1824 beim preußischen 3. Husarenregimente zu Düben in den Dienst, wurde am 13. Februar 1827 Officier, machte als Rittmeister und Escadronchef den Krieg im J. 1848 gegen Dänemark mit, nahm nach der Heimkehr, weil die Ansprüche, die er auf Beförderung zu haben glaubte, nicht berücksichtigt waren, den Abschied, trat bald darauf als Oberstlieutenant und Commandeur des 1. Dragonerregiments in die schleswig-holsteinsche Armee, machte in dieser den Feldzug von 1849 mit, erbat, als im Frühjahre 1850 die preußischen Officiere aus den Elbherzogthümern abberufen wurden, seine Entlassung und kehrte nach dem von ihm gewählten Aufenthaltsorte Halle zurück. Am 17. Juli 1852 wurde er als

Major à la suite des 2. Dragonerregiments im preußischen Heere wieder angestellt, am 11. Januar 1853 zum Director der Militärreitschule in Schwedt, am 1. Juni 1856 zum Commandeur der 5. (Blücher'sche) Husaren in Stolp und am 14. Juni 1859 zum Commandeur der 10. Cavalleriebrigade in Posen, bald darauf der 7. in Magdeburg ernannt. Bei Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich erhielt General v. H. das Commando der zum Cavalleriecorps der I. Armee unter dem Prinzen Albrecht von Preußen (Vater) gehörenden, in zwei Brigaden fünf Regimenter und zwei reitende Batterien zählenden 2. Cavalleriedivision, mit welcher er aber nur am Nachmittage des 3. Juli in der Schlacht bei Königgrätz ins Gefecht kam. Doch trat sie hier nicht geschlossen auf. Ihre einzelnen Theile griffen ein, sobald sich ihnen eine Gelegenheit bot. H. selbst betheiligte sich an der Spitze des 4. Ulanenregiments am Kampfe gegen die preußische Dragoner und Husaren verfolgenden Hessenkürassiere, welche zum Haltmachen und zur Umkehr gezwungen wurden. Nach Friedensschlusse ward er zum Generallieutenant und zum Commandeur der 4. Division in Bromberg ernannt. An ihrer Spitze rückte er 1870 zum Kriege gegen Frankreich in das Feld, kam zuerst am Abend des 18. August in der Schlacht von Gravelotte-St. Privat mit dem Feinde in Berührung, nahm an den Einschließungen von Metz und Paris und, während der letzteren, an der Bekämpfung der französischen Ausfallsversuche vom 30. November und 2. December bei Champigny Theil und gehörte dann der Südarmee an. Hier wurde er Ende Januar 1871, als der Haupttheil der Armee des Generals v. Manteuffel sich gegen die Schweizergrenze wandte, beauftragt, mit der badischen Division Degenfeld, der Cavalleriebrigade Willisen und der preußischen Infanteriebrigade Knesebeck Dijon, wo Garibaldi stand, zu beobachten, diesen dort festzuhalten und, wenn es ohne große Opfer geschehen könnte, die Stadt zu nehmen; es wurde ihm dazu auch die vor Dijon befindliche preußische Brigade Kettler unterstellt. Er kam am 30. vor der Stadt an, verschob den Angriff, weil der Tag zu weit vorgerückt war und konnte, ohne Widerstand zu finden, einrücken, weil der Feind freiwillig abgezogen war. Am 22. März 1871 erfolgte seine Beförderung zum commandirenden General des II. Armeecorps in Stettin, am 16. Juni d. J. die zum General der Cavallerie, am 14. September 1872 wurde er Chef des pommerschen Husarenregiments (Blücher'sche Husaren) Nr. 5. Nach den Kaisermanövern vom Jahre 1879 erhielt er den Schwarzen Adlerorden, am 14. Juni 1881 trat er in den Ruhestand, nahm seinen Wohnsitz zu Frankfurt an der Oder und starb dort am 2. November 1890.

Militär-Wochenblatt Nr. 101, Berlin, 26. November 1890.

B. v. Poten.

Hannecker: Anton H., Lycealprofessor, Dompropst, Orientalist, geboren am 4. Juni 1811 zu Vilzbiburg als Sohn eines sog. „Pfragners“, der mit Tuch- und Eisenwaaren einen einträglichen Handel betrieb. Der sehr wohlhabende Mann gab gerne seine Zustimmung, daß seine beiden Söhne den Studien und dem Priesterstande sich widmeten. Der ältere von ihnen, Anton, absolvirte mit Auszeichnung das Gymnasium zu Landshut und oblag der classischen Litteratur mit solchem Feuereifer und Erfolge, daß er bei ungewöhnlichem Gedächtniß, auch noch im späteren Lebensalter, ganze Partien aus Dante, Vergil, Horaz u. A. zu recitiren vermochte. Nach Vollendung der philosophischen und theoretisch-theologischen Vorlesungen an der Universität München 1830—34, erhielt H. zu Regensburg durch Bischof Fr. X. v. Schwäbl (siehe A. D. B. XXXIV, 174), den treuesten Schüler Sailer's, am 25. Juli 1835 die Priesterweihe. H. trat aber nicht in die Seelsorge, sondern kehrte nach München zurück, zur weiteren Verfolgung seiner philologischen Studien, wozu

er noch die hebräische und arabische Sprache mit den damit verwandten Idiomen des Syrischen u. s. w. betrieb. Auch hörte er die Vorlesungen Möhler's, welcher damals „mit der hinreißenden Beredsamkeit eines Paulus und der Milde und Innigkeit eines Johannes die akademische Jugend begeisterte". Auf Allioli's Rath sollte H. sich nach Paris zu Silvestre de Sacy zur weiteren Ausbildung begeben, leider entschied das Loos mit einem für ein Reisestipendium gleichberechtigten Concurrenten gegen H., welcher nun als Nachfolger des zum Universitätsprofessor ernannten neutestamentarischen Exegeten F. X. Reithmayr (s. A. D. B. XXVIII, 165) die Religionslehrerstelle am Neuen Gymnasium in München (womit auch der hebräische Sprachunterricht und das Predigeramt für die Studenten verbunden war) erhielt. Nachdem H. eine Berufung als Hofcaplan König Otto's nach Athen abgelehnt hatte, wurde er zum Inspector und Professor an der kgl. Pagerie ernannt, wo er Gelegenheit hatte, sich auch in den neueren Sprachen auszubilden, was ihm bei den großen mit seinen adeligen Eleven alljährlich wiederkehrenden Ferienreisen nach Rom, Paris, Rußland u. s. w. vortrefflich zu statten kam. Mit der umsichtigsten Sorgfalt bereitete er sich jedes Mal vor, den jungen Leuten ein treuer Cicerone zu sein, um diese Fahrten, die zeitweise auch zu abhärtenden Fußpartien dienten, so nutzbringend wie möglich zu machen. Unablässig bemüht den Wissenskreis zu erweitern, durchzog er den ganzen Gang der Weltgeschichte — so hielt er in einem Semester ausführliche, auf eigenen Quellenstudien basirte Vorträge über die französische Revolution — machte sich außerdem das Gebiet der Botanik, Mineralogie, Physik, Farbenlehre und im eigentlichen Sinne auch die Kunst- und Litteraturhistorie zu eigen. Dem lebensfrischen Mann von mittlerer Größe, die trotz aller Einfachheit doch zu imponiren verstand, mit den kurzen, aber gefälligen Umgangsformen, gelang es in seinen zündenden, häufig peripatetischen Stunden, die Jugend für alles Schöne, Wahre und Gute, für alle die idealen, höchsten Fragen des Lebens zu begeistern. Unzählige Jünglinge (darunter auch der Schreiber dieser Zeilen, welchem frühzeitig das Glück wurde, Hannecker's Privatunterricht zu genießen) erhielten fruchtbringende Anregung und unvergeßliche Directiven. Was H. in vierzehnjähriger Thätigkeit in der Pagerie geleistet, „dafür danken ihm heute noch die hervorragendsten Träger unserer Adelsgeschlechter in und außerhalb Baierns". Als König Max II. einen seiner großartigen Lieblingsgedanken, für jugendliche Talente eine Akademie zu gründen, wo vorzüglich begabte Jünglinge sorgenfrei dem höheren Studium, insbesondere der Jurisprudenz obliegen sollten, 1852 zur Ausführung brachte, wurde H. zum ersten Director des sog. Maximilianeums bestellt. Da der dazu bestimmte, am rechten Ufer der Isar, die Stadt überragende Prachtbau noch nicht bezogen werden konnte, erhielten die Akademiker mit Rücksicht auf die Universität eine (am Eck der heutigen Schelling- und Amalienstraße) günstig gelegene Privatwohnung. In dieser Eigenschaft hatte H., bis ein fester Grund, eine gute Tradition für die Leitung und den Ausbau des Instituts gelegt war, viel unangenehme Erfahrungen durchzumachen, die jedoch sein glänzendes organisatorisches Talent siegreich glättend bestand. Zum Repetitor angelegt, wie kaum ein Anderer, zog H. auch das ganze Bereich der Philosophie, der Historie mit ihren zahlreichen Hülfswissenschaften, ebenso die Jurisprudenz mit den Institutionen und Pandekten in den ergänzenden Kreis seiner neuen Lehrthätigkeit. Daß man an allerhöchster Stelle mit seinen vielseitigen Leistungen zufrieden war, bewies seine 1860 erfolgte Ernennung zum kgl. Rath. Wie ehedem die Pagen hielten ihn nun die Zöglinge des Maximilianeums hoch und werth, ob seiner unermüdlichen Hülfsbereitschaft, Herzensgüte und des wahrhaft väterlichen

Wohlwollens: Viele seiner ehemaligen, jetzt in hohen und höchsten Stellungen befindlichen Scholaren gedenken heute noch seiner in dankbarer Liebe und Freude. Nach der Uebersiedlung in den neuen Prachtbau und dem Tode des Stifters, im Herbste 1864, wurde H. auf die längst gewünschte Stelle eines Domcapitulars nach Eichstädt versetzt. Hier widmete er sich dem längst ersehnten theologischen Lehramt am Lyceum und zwar in den biblischen, exegetischen Fächern, wozu seine linguistischen Kenntnisse, insbesondere der hebräischen und orientalischen Idiome, zur vollen Geltung gelangten, denen H., seit 1870 als Dompropst, unausgesetzt weiter oblag. Trotz seiner Abneigung die Schätze seines polyhistorischen Wissens in die Oeffentlichkeit zu bringen, ließ er sich endlich, um für einen langsamen Collegen in die Lücke zu springen, doch herbei, eine Abhandlung über „Die Philistäer“ als Lycealprogramm (Eichstätt 1872) abzuschließen und ihre südlichen, zwischen Palästina und der Sinai-Insel eingekeilten Ansiedlungen als phönicische Colonien nachzuweisen. Seine stählerne Gesundheit und Arbeitskraft schienen allmählich doch erschüttert; vergebens suchte er in dem hochgelegenen Obladis oder bei den warmen Quellen Gasteins Schutz und Hülfe. Eine raschverlaufende Lungenentzündung endete am 31. Januar 1885 seine edle Lebensthätigkeit.

Vergl. Thalhofer's Nachruf in Nr. 7 „Pastoralblatt“. Eichstätt 1885. XXXII, 29 ff. und H. G. in Nr. 35 d. „Bayr. Kurier“, 5. Febr. 1885.

Hyac. Holland.

Hanneken: Karl August Bernhard Hermann v. H., königlich preußischer Generallieutenant, geboren am 2. Februar 1810 zu Vicheln im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, kam am 27. Juli 1827 aus dem Berliner Cadettencorps als Secondlieutenant in das 2. Garderegiment zu Fuß, wurde zwei Jahre darauf in das 35., 1836 in das 13. Infanterieregiment versetzt, besuchte von 1833—35 die allgemeine Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie), war 1842/45 zum Topographischen Bureau commandirt, wurde 1846 zum Hauptmann im Generalstabe ernannt, in welchem er den Feldzug vom Jahre 1849 gegen die Aufständischen in Baden und in der Pfalz mitmachte, kehrte 1850 als Compagniechef im 29. Infanterieregimente in die Front zurück, erhielt bei der Mobilmachung des Jahres 1859, als er Oberstlieutenant im 17. Infanterieregimente war, das Commando des zugehörigen Landwehrregiments, aus welchem durch die Reorganisation das 57. wurde, ward 1864 zum Commandeur der 8. Infanteriebrigade und zum Generalmajor ernannt, machte als solcher, ohne zu hervorragender Thätigkeit zu kommen, den Krieg von 1866 gegen Oesterreich in Böhmen mit, war dann als Generallieutenant bis 1867 der letzte Commandant der Bundesfestung Luxemburg, vertauschte diese Stellung mit der gleichen zu Mainz, schied nach Beendigung des Krieges gegen Frankreich aus dem Dienste, nahm seinen Wohnsitz in Wiesbaden und starb am 6. September 1886 im Bade Neuenahr. Ohne Nennung seines Namens veröffentlichte er „Der Krieg um Metz“ (Berlin 1870), „Gedanken und Betrachtungen über den Krieg von 1870/71“ (Mainz 1871), „Die allgemeine Wehrpflicht“ (Gotha 1873); auch lieferte er Beiträge zu militärischen Zeitschriften.

B. v. Poten.

Hansen: Theophilos H., Architekt, am 13. Juli 1813 zu Kopenhagen als Sohn von Rasmus H., Kassirer bei der kgl. dänischen Brandassecuranz-Gesellschaft, geboren, verlor schon mit 11 Jahren seinen Vater und mußte sich gleich seinen beiden älteren Brüdern Christian und Peter frühzeitig Geld verdienen. Wie Christian, der als Zeichenlehrer an der Bürgertugendschule zu Kopenhagen begann, dann Etatsrath und Stadtbaumeister wurde und später in Athen thätig war, fühlte sich auch Theophilos schon in jungen Jahren zur

Kunst hingezogen und studirte an der kgl. Bauakademie bei Gustav Hetsch Architektur. Schon in seiner Abgangsarbeit, dem Entwurf zu einer Börse, huldigt er dem griechischen Stil, der späterhin sein erklärter Liebling werden sollte. Schinkel's Geist beginnt die Architektenwelt zu beherrschen; noch als Greis hat H. in Schinkel seinen Meister erblickt. Es ist ja auch die Zeit Thorwaldsen's, die Nachwirkung Winckelmann'scher Theorien. Für H. bleibt auch die schon in Kopenhagen begonnene Verbindung mit dem Kunstgewerbe bezeichnend; selbst diese Möbelentwürfe schließen sich durchaus an griechische Motive an. Sie haben wenigstens in des Künstlers Heimath dem Wechsel der Mode getrotzt, denn nach Jahrzehnten verehrten ihm die Kopenhagener Tischler eine goldene Kette mit den Worten: „Wir haben Ihnen damals wenig gezahlt, und doch arbeiten wir noch heute unsere Möbel nach Ihren Zeichnungen und ziehen unseren Nutzen daraus."

1838 geht H., dem außer Diplom und großer goldener Medaille auch ein Reisestipendium zu theil geworden, über Berlin, München, Venedig nach Athen, wo er am 8. October 1838 eintrifft, von Bruder Christian empfangen, der die dortige Universität zu bauen hatte. Ihm tritt er als Gehülfe zur Seite, bis ihn der erste selbständige Auftrag voll beansprucht. Es ist die Sternwarte in Athen, deren Grundstein 1843 gelegt wurde. Schon hier bethätigt H. seinen ausgesprochenen Farbensinn durch Bemalung des Aeußeren, wobei der gelbe Marmorstuck al fresco mit schwarzem Grund bedeckt wurde, um die beabsichtigte Wirkung zu erzielen. Unter mehreren Wohnhäusern folgt gleichzeitig das des Antonio Dimitrius, jetzt Hotel Bretagne. 1840—43 bekleidete er auch das Amt eines Zeichenprofessors an der polytechnischen Schule daselbst.

1846 trifft H. in Wien ein, um in das Atelier des Professors Ludwig Förster einzutreten, dessen Tochter Sophie er 1850 heirathete, aber schon nach wenigen Monaten durch den Tod wieder verlor. Gleich im ersten Jahre hatte er an zwölf Bauten (Wohnhäusern) mitzuwirken. Da kam der riesige Auftrag des k. k. Arsenalbaus. H. hatte das Waffenmuseum allein zu bauen, da indessen zwischen ihm und Förster ein völliger Bruch eingetreten war. 1856 wurde der Schlußstein gelegt, die reiche malerische Ausstattung durch seinen Freund Karl Rahl und durch Karl Blaas aber erst 1860 vollendet. H. bediente sich hierbei der byzantinischen Formen, die er in Griechenland studirt und dann in Wien auch bei dem für ihn erfolglosen Wettbewerb für die Altlerchenfelder Kirche (1848), dann an der 1849 erbauten evangelischen Kirche im Bezirk Gumpendorf und am Lemberger k. k. Provinzialinvalidenhause verwendete. Doch hat er sich hier ebensowenig wie bei den späteren „griechischen" Bauten als strenger Formalist und einseitiger Stilist erwiesen, denn das für Baron Pereira in jener Zeit erbaute Landhaus in Königstetten mischt auch romanische und gothische Einzelheiten dazu und die Villa Pandchoulitseff zu Traunkirchen (1852) erinnert an italienische Renaissance-Landhäuser.

Sein Ruf war inzwischen über die Mauern Wiens hinausgedrungen, namentlich auch durch seine Restaurierungsentwürfe für das choragische Denkmal des Lysikrates (1845) und für das Erechtheion (1851). Vom griechischen Gesandten in Wien, Baron Simon Sina, 1859 beauftragt in Athen die Akademie der Wissenschaften aus dessen Mitteln zu errichten, kehrte er für kurze Zeit nach Griechenland zurück, erneuerte gleichzeitig darauf den Sina-Palast auf dem Hohen Markt in Wien und beaufsichtigte die Vollendung des Sina-Palastes in Venedig. Der infolge der Vertreibung König Otto's und der politischen und finanziellen Wirren häufig unterbrochene langwierige Bau der Athener Akademie wurde erst 1887 vollendet. Hansen's bedeutungsvollste Wirksamkeit begann jedoch erst mit der Wiener Stadterweiterung. Hier hatte

er inzwischen den Capellenbau auf dem evangelischen Friedhof (1857—58), den Umbau der griechisch-nichtunirten Kapelle und Schule auf dem Fleischmarkt — beide im byzantinischen Stil — und das evangelische Schulhaus mit dreistöckigem glasgedeckten Arkadenhof (1859) durchgeführt und auf der Ringstraße gegenüber der Oper im Heinrichshof, einem im Auftrage Heinrich Drasche's 1861 begonnenen mächtigen Wohngebäude mit drei Durchhäusern, den Typus des Wiener Zinshauses geschaffen. Zahlreiche Paläste — in Wien Tedesco, Epstein (1870—73), Ephrussi (1872—73), die Villa Kratzer in Oberdöbling, das Wohnhaus Genthon in Vevey, der Umbau der Schlößchen Chrastowitz in Mähren und Montpreis bei Cilli, Wohnhaus Prazak und tschechisches Vereinshaus in Brünn, Wohnhaus Schiller in Troppau, der Umbau des Sina'schen Schlosses Rappoltenkirchen, die Villa Giuglia sammt Mausoleum am Gardasee für den Grafen Blome folgten.

Diese vielseitige Thätigkeit erschöpfte seine Arbeitslust indessen keineswegs. Die großen entscheidenden Thaten standen noch aus. Da kam im Jahre vor dem Krieg (1865) an ihn der ehrenvolle Ruf nebst Schmidt und Ferstel, dem Prager Hellmann, A. Essenwein in Graz und Nikolaus Ybl in Pest an einem Wettbewerb für die damals noch getrennt gedachten Bauten des Abgeordneten- und des Herrenhauses theilzunehmen. Auch hier wie so oft kritisirte er zunächst das ihm fehlerhaft erscheinende Bauprogramm, forderte für das Herrenhaus einen Platz an der Ringstraße und für die Abgeordneten die Stelle, auf der er späterhin (1872) die Akademie der bildenden Künste errichten sollte. Erst 1869 jedoch ward das ganze Programm umgestoßen, die Vereinigung beider Bauten beschlossen, erst 1871 H. mit der Ausführung dieses Parlaments betraut, 1874 der Grundstein gelegt, 1884 der Bau vollendet, mit Ausnahme der von H. hartnäckig verlangten Außenpolychromisirung, die erst nach seinem Tode (1891) zu Stande kam. Der plastische Schmuck war bis zum Sommer 1904 noch nicht abgeschlossen. 1903 gelangte vor der Rampe der riesige Minervabrunnen von Kundmann, Haerdtl und Tautenhayn, vorher schon eine Reihe sitzender Gestalten griechischer Historiker auf der Rampenmauer zur Aufstellung. Von Haerdtl und Karl Stern wurden die Giebelfiguren für die Parlamentshalle 1904 fertig, desgleichen die 18 Statuen von Staatsmännern, Politikern und Philosophen für die Sitzungssäle und die von Hugo Haerdtl modellierte Bildnißbüste Hansen's selbst.

Schon ein Jahr nach diesem Auftrage, der ihm zu seinem berühmtesten Werke verhalf, ward er mit Ferstel, Hasenauer und Ministerialrath v. Löhr auch zu einem Wettbewerb für die Hofmuseen aufgefordert, die er sich nicht getrennt, sondern durch einen Verbindungsbau vereinigt dachte. Im Preisgericht ward sein Entwurf jedoch nur von einer Stimme empfohlen und späterhin Semper berufen, um den Plan Hasenauer's umzuarbeiten. Glücklicher erging es ihm bei dem 1864 ausgeschriebenen Wettbewerb um das Musikvereinsgebäude, das er ausführen und Ende 1869 vollenden durfte. Die Akustik des mächtigen, großen Saales ist berühmt. Der wenige Wochen nach der Fertigstellung in der Garderobe ausgebrochene Brand konnte zum Glücke rasch gelöscht werden.

Noch vor der Beendigung dieses in italienischer Renaissance erbauten Palastes beauftragte ihn der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Wilhelm mit dem Entwurf für seinen Palast an der Ringstraße (1868), dessen Grundriß sich den italienischen Bauten der Hochrenaissance nähert. 1873 folgte dann noch die erst in den achtziger Jahren vollendete protestantische Kirche zu Kesmark in Ungarn, die byzantinische Capelle in Filias bei Krajowa, die Grabcapelle für den Fürsten Stirbey zu Bufta in Rumänien. Gleichzeitig

beschäftigten ihn noch zwei monumentale Bauten: die Börse, deren erster Entwurf schon 1868 fertig war, deren Vollendung jedoch erst 1877 erfolgt ist; dann die Akademie der bildenden Künste, deren 1872 entworfener Plan durch die nöthig gewordene Aufsetzung eines dritten Stockwerkes noch während des Baues Veränderungen erfuhr. 1876 entwarf H. eine von ihm verlangte Planskizze für die Basler Rheinbrücke; 1882 nahm er, wenngleich erfolglos, am Wettbewerb des Berliner Reichstagsgebäudes theil, nachdem er das Jahr zuvor auch einen Entwurf für das Victor Emanuel-Denkmal in Rom geliefert hatte. Auf das lebhafteste beschäftigte ihn — „der ich mich einen Schüler Schinkel's nenne, ohne ihn je gesehen zu haben . . . da ich nun der einzige jetzt lebende Architekt bin, welcher sich mit diesem Stile befaßt" — der ebenfalls 1882 ausgeschriebene Wettbewerb für die im griechischen Stil geplante Bebauung der Berliner Museumsinsel.

1883 hatte er die in Oesterreich für die Lehrthätigkeit vorgeschriebene Altersgrenze erreicht, blieb aber zufolge einer Aufforderung des Ministeriums noch ein Jahr in der ihm 1868 an Stelle van der Nüll's übertragenen Professur an der Akademie der bildenden Künste, von seinen Schülern und Kollegen hoch verehrt. Nach Vollendung des Parlaments wurde er in den Freiherrnstand erhoben und von der Wiener Universität zum Ehrendoctor ernannt. 1884 berief ihn seine Vaterstadt zum Wiederaufbau des abgebrannten Schlosses Christiansburg und zur Planung eines mit dem Schlosse zu vereinigenden Reichstagsgebäudes. 1885 gelangte er endlich dazu, den schon unter König Otto für Athen entworfenen Bibliotheksbau durchzuführen, der als Gegenstück zu seiner Akademie mit ihr und dem Universitätsgebäude seines Bruders Christian die sogenannte Trilogie bildet. 1887 entstehen noch zwei nicht zur Ausführung gelangte Denkmalsentwürfe für Radetzky und Mozart, 1888 der Entwurf für das bisher nicht erbaute Museum in Athen und die Idealentwürfe zu einem hellenischen Schloßbau, einem Rathhaus für Kopenhagen und einer Villa auf der Insel Korfu. Von seiner Schwester Marie, die ihm den Haushalt führte, auf das treueste gepflegt, ist H. am 16. Februar 1891 im 78. Jahre gestorben.

Was H. erstrebt, ist eine hellenische Renaissance, nicht ohne Zugeständnisse selbstverständlich an die Anforderungen einer neuen Zeit. Er ist sich in dieser Hinsicht immer treu geblieben. Die Riesensäulen als Schornsteine am Parlamentsbau seines gereiften Alters haben ihr Vorbild in der Schülerarbeit, mit der er von der Kopenhagener Akademie schied, dem Entwurf zu einer Börse in griechischem Stile, deren Dach von einer mächtigen Säule getragen wird, die dem ganzen Hause zugleich als Rauchfang der Centralheizung dient. Selbst wo er „gothisch" bauen mußte wie im erzherzoglichen Schloß Hernstein beanspruchte er doch wenigstens für die innere Ausstattung das Griechische und verschmolz beides ungescheut. Merkwürdig frei zeigt sich H., dem Drange einer stärkeren Zeit folgend, in den Inneneinrichtungen seiner Bauten, denen er besonderes Interesse widmet und oft zu großartiger Erscheinung zu verhelfen weiß. Fresken, Marmor und Vergoldung, Holzvertäfelung, Stuckmarmor und Stuccolustro und erlesenes kunstgewerbliches Geräthe sind in tiefen Farbentönen festlich zusammengestimmt. Dergleichen hatte das 19. Jahrhundert vor H. nicht gewagt. Es fehlte ihm freilich nicht an Malern, die auf seine Wünsche eingingen: Rahl, den er am meisten liebte, dessen Schüler Griepenkerl, Bitterlich und Eisenmenger, dann Hoffmann und schließlich (an dem Akademiebau) noch der zu früh verstorbene Feuerbach. Dem Kunstgewerbe trat er namentlich durch seine Freundschaft mit Ludwig Lobmeyr nahe, für den er nicht bloß Glaswaren sondern auch Bronzen im Renaissancestil und die ganze Wohnungs-

einrichtung entwarf. Köchert führte von ihm gezeichneten Schmuck aus, Kunstguß und Thonindustrie verdankten ihm vielfache Anregungen. H. galt ja allen Jüngeren, wie Ferstel noch sterbend gestand, „als Vorbild und Lehrer“.

George Niemann und Ferd. v. Feldegg unter Mitwirkung des Hansen-Clubs: Theophilos Hansen und seine Werke. Wien 1893. Daselbst die gesammten Quellen. — Ludwig Hevesi, Oesterr. Kunst im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903. — V. Förster, Der Bau der Akademie der Wissenschaften zu Athen. Z. f. bild. Kunst 1880. — C. v. Lützow, Feuerbach's Deckengemälde für die Aula der Wiener Akademie in der Zeitschr. f. bild. Kunst, Neue Folge, IV. Jahrg. (1893). — C. v. Lützow, Zur Charakteristik Theophil Frhr. v. Hansen's. Zeitschr. f. bild. Kunst XX. Bd. (1885). — Für die Vollendungsarbeiten insbes. des Parlaments mußten die Nachrichten der Wiener Tagesblätter herangezogen werden. Julius Leisching.

Hansgirg: Karl Victor Ritter v. H., deutsch-böhmischer Dichter, wurde am 5. August 1823 zu Pilsen in Böhmen geboren. Sein Vater, Gubernialrath und Kreishauptmann, ein philosophischer Kopf und Encyklopädist, und seine Mutter, eine Schwester des berühmten Dichters Karl Egon Ebert, unterstützten die früh hervortretende Neigung des Knaben für Poesie. Dieser hatte in Gitschin, wohin der Vater 1831 versetzt worden war, das Gymnasium besucht und auch absolvirt und bezog 1842 die Universität Prag, an der er nach Beendigung des philosophischen Cursus die Rechte studirte. Hier veröffentlichte er seine ersten lyrischen Dichtungen, theils in dem bekannten Klar'schen Taschenbuche „Libussa“, dem er durch alle Jahrgänge von 1842—1861 treu blieb, theils in der Prager Zeitschrift seines Oheims Rudolf Glaser „Ost und West“. Ebenso besorgte er noch als Student die Herausgabe seiner ersten Gedichtsammlung „Heimathstimmen“ (1844), die der Verherrlichung Gitschins und seiner nächsten Umgebung galt und, wie fast alle nachfolgenden Veröffentlichungen, humanitären oder doch gemeinnützigen Zwecken dienen sollte. In Wien beendete H. seine Studien und trat nach vorzüglich bestandenen Prüfungen im November 1846 als Staatsbeamter in die politische Laufbahn ein. Damals herrschte in Wien trotz der politisch gedrückten Luft ein äußerst reges litterarisches Leben, und der junge Dichter verkehrte gern mit den hervorragendsten Poeten Wiens, mit Hebbel, Stifter, Frankl, J. Rank, Castelli u. a.; aber die Wahl seines Berufes als politischer Beamter entführte ihn bald aus der Hauptstadt und verwies ihn in die kleinen Provinzialstädte. Zuerst kam H. als Conceptspraktikant nach Jungbunzlau in Böhmen, wurde aber schon 1847 wegen Einsendung eines Gedichts in die „Grenzboten“ gemaßregelt und an das Landesgubernium in Prag versetzt. Hier war er bis 1850 nicht nur amtlich, sondern auch als Journalist thätig, schrieb namentlich in den Revolutionsjahren politisch freie, national und religiös versöhnende Leitartikel für die „Bohemia“ und die selbständige Broschüre „Die Physiognomie der Stadt Prag in den März- und Apriltagen des Jahres 1848“. Infolge der Neuorganisirung der politischen Behörden (1850) wurde H. als Conceptsadjunkt an die Bezirkshauptmannschaft in dem kleinen Städtchen Plan bei Marienbad versetzt. Auf seine Wünsche, bei der Landesstelle in Prag verbleiben zu dürfen, ging man nicht ein, da der damalige Besetzungsreferent entschieden bestrebt war, H. von den litterarischen Cirkeln zu isoliren. Nachdem H. dann seit 1852 als Bezirkscommissar in Kaplitz bei Budweis und seit 1854 in Winterberg im Böhmerwalde thätig gewesen, wurde er 1855 zum Bezirksamtsadjunkten in Joachimsthal in Böhmen befördert, wo er sich noch in demselben Jahre sein erstes Heimwesen einrichtete. Die Umgebung

dieser Stadt regte ihn zu Natur- und Sittenschilderungen, zu litterarischen Landschaftsmalereien und culturhistorischen Studien an und lenkte seine prosaische Production von dem Felde der historischen Novelle, das er früher cultivirt, mehr der Betrachtung des Volksthums und der Gegenwart zu. Die bedeutendsten Zeitschriften damaliger Zeit brachten Beiträge in dieser Richtung aus der Feder des Dichters. Ende 1857 kam H. als Kreiscommissär nach seiner Vaterstadt Pilsen, wo er bis 1864 in verschiedener Weise thätig war. Der Eisenbahnbau, an dessen administrativem Zustandekommen er als Kreiscommissar betheiligt gewesen war, gab ihm Anlaß zu Abhandlungen über denselben, die er in verschiedenen Blättern durch beschreibende Darstellung verwerthete. Durch seinen Einfluß wurde ferner 1861 zur Stärkung des bedrohten deutschnationalen Elements in Pilsen die deutsche Zeitschrift „Westbahn" inaugurirt, deren Redaction er bis 1864 führte. Auch seine rein poetische Thätigkeit fand zur Production äußere Anlässe. So wurde er 1858 nach Prag citirt, um für die dortige Bühne zur Radetzkyfeier das Festgedicht zu schreiben, das auch unter allgemeinem Beifall und in Anwesenheit des Kaiserpaares vorgetragen wurde. Gleichzeitig veröffentlichte er seine „Lorbeer- und Eichenblätter. Poetische Festgabe zur Prager Radetzkyfeier" (2. Aufl. 1859), die einzelne Episoden aus dem Leben des greisen Feldherrn enthalten. Im Jahre 1861 schrieb H. seinen Roman „Begebnisse auf einem böhmischen Grenzschlosse" (1863), welcher Reminiscenzen von Eindrücken aus dem Böhmerwalde enthielt und eine Reihe von geheimnißvollen Geschichten zusammenfaßte, die sich auf demselben Schlosse zugetragen und stets seine rasch wechselnden Besitzer in tragische Conflicte verwickelt hatten. 1863 schuf H. ein Festspiel „Des Kaisers Gnadenquell" mit localer Grundlage einer in Pilsen spielenden Begebenheit, und dann auf Dotzauer's Anregung sein „Liederbuch für Deutsche in Böhmen", das schon 1865 als „Deutsches Liederbuch für Männergesang" mit den Compositionen namhafter Tondichter erscheinen konnte. Viele der darin enthaltenen Lieder sind Gemeingut zahlreicher Gesangvereine in Böhmen und Oesterreich geworden. Im Jahre 1864 kam H. als Bezirksvorsteher nach Bergreichenstein im Böhmerwalde, wo er zum Besten des Wiederaufbaues des dortigen Kirchleins seine patriotischen Dichtungen „Kaiserkronen und Schwertlilien" (1868. 4. Aufl. 1869) herausgab, und 1868 als Bezirkshauptmann nach Joachimsthal, wo er schon einmal gelebt hatte. Während des großen Brandes, der am 31. März 1873 diese alte Bergstadt völlig in Asche legte, hatte er die schwierige Mission der Hülfe und die Leitung der Unterstützungen. In Würdigung seines Verhaltens in dieser Richtung, sowie mit Rücksicht auf seine sonstige humanitäre und litterarische Thätigkeit gestattete der Kaiser von Oesterreich die Uebertragung des Ritterstandes von der Person seines Oheims Karl Egon Ritter von Ebert auf H. An Dichtungen brachte H. noch an die Oeffentlichkeit „Glockenstimmen" (1871), deren Ertrag die Gemeinde Wiesenthal von ihrer Schuld für drei Kirchenglocken befreien sollte, den Roman „Ich oder Du" (1871), das Sonettenbuch „Liebe und Leben" (1873), zur Verschönerung des Friedhofs in Joachimsthal dargeboten, und die epischen Dichtungen in „Orient und Occident" (1876), von deren Reinertrag sich die alte, einsame Bergstadt Abertham ein Krankenhaus erbauen konnte. „H. ist ein beachtenswerther, wenn auch kein großer Dichter. Am wohlthuendsten berührt in seinen lyrischen Dichtungen der freie Mannesmuth, der kerndeutsche Patriotismus, die Lebens- und Schaffensfreude und in den epischen Dichtungen die Schilderung der Seelenstimmungen und der Naturereignisse." Er starb nach kurzer Krankheit an einem gastrischen Fieber am 23. Januar 1877. Seine Gattin Therese,

geb. Tobisch; geboren am 28. März 1833 in Budweis, hat sich gleichfalls als Schriftstellerin und besonders als Novellistin bekannt gemacht.

Persönliche Mittheilungen. — Wurzbach's Biographisches Lexikon, VII. Bd. S. 332. — Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart, III. Bd. S. 205. — C. F. Kastner, Böhmens deutsche Poesie und Kunst. Illustr. Jahrbuch, 6. Jahrg. 1896, S. 1247.

Franz Brümmer.

Hanstein: Johannes Ludwig Emil Robert H., Botaniker, geboren am 15. Mai 1822 in Potsdam bei Berlin, † am 27. August 1880 in Bonn. Als H. 8 Jahre alt war, starb sein Vater, bis dahin zweiter Prediger an der Nicolaikirche in Potsdam, und so siedelte die Mutter mit ihm nach Berlin über. Hier bezog er 1834 das Gymnasium zum Grauen Kloster, das er indessen mit Rücksicht auf seine schwächliche Gesundheit schon nach 4½ jährigem Besuche wieder verließ, um zu seiner Kräftigung die Gärtnerei zu erlernen. Auf der Gärtnerlehranstalt seiner Vaterstadt vorgebildet, entwickelte er sich nicht nur körperlich in erfreulicher Weise, er faßte auch, durch seine Beschäftigung angeregt, eine entschiedene Neigung zur Botanik, der er sich nunmehr ganz zu widmen beschloß. Nach fünfjähriger praktischer Thätigkeit bezog H. 1844 die Berliner Universität zum Studium der Naturwissenschaften. Gleichzeitig füllte er die Lücken in seiner wissenschaftlichen Bildung durch fleißige Beschäftigung mit den gymnasialen Fächern aus, so daß er schon nach drei Semestern die Reifeprüfung am Friedrichsgymnasium in Berlin bestehen konnte. Seine Universitätsstudien brachte er 1848 zum Abschluß. Sie erstreckten sich über das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, daneben noch auf Philosophie, Geschichte und Mathematik. Seine botanischen Lehrer waren Link, Kunth und C. H. Schultz-Schultzenstein und auf zoologischem Gebiete der berühmte Physiologe Johannes Müller, dessen Vorlesungen ihn in hohem Grade anregten. Persönliche Freundschaft verband ihn mit dem Botaniker Klotzsch (s. A. D. B. XVI, 233), der damals Custos am königlichen Herbar war. Auf Grund seiner Dissertation: „Plantarum vascularium folia, caulis, radix utrum organa sint origine distincta, an ejusdem organi diversae tantum partes“ wurde H. im Mai 1848 zum Dr. phil. promovirt. Ein Jahr darauf bestand er die Staatsprüfung für das höhere Lehramt und habilitirte sich, nachdem er eine Zeit lang an einigen Berliner Schulen als Lehrer thätig gewesen war, 1855 als Privatdocent für Botanik an der Universität. Nach Klotzsch's Tode 1861 rückte er in dessen Custodenstelle ein. In ein besonders freundschaftliches Verhältniß trat H. zu Alexander Braun (s. A. D. B. XLVII, 186), der 1851 von Gießen nach Berlin übergesiedelt war und der auf seine wissenschaftliche Richtung bestimmenden Einfluß übte; mit Ehrenberg verknüpften ihn verwandtschaftliche Beziehungen dadurch, daß eine Tochter desselben 1857 seine Gattin wurde. Als nach dem Tode Hermann Schacht's (s. A. D. B. XXX, 482) im J. 1864 die Bonner Professur frei geworden war, wurde ihm diese neben der Direction des botanischen Gartens ein Jahr darauf übertragen. Beide Stellungen bekleidete H. 15 Jahre hindurch bis zu seinem Tode, mit seltener Willenskraft die Schwächen seines zarten Körpers überwindend. In seinen Mannesjahren hatte sich allerdings sein körperliches Befinden wesentlich gebessert. Aber ein hitziges Fieber, das ihn anfangs 1875 befiel, zehrte an seinen Kräften, so daß er, wenn er auch zeitweise sich immer wieder erholte, doch nie mehr in den Vollbesitz seiner Gesundheit gelangte. Nur wenige Monate über 58 Jahre alt verschied H. nach längeren Leiden gerade in dem Jahre, für welches ihn die Universität Bonn zu ihrem Rector gewählt hatte. Seinen Amtspflichten als solcher konnte er noch zu einem Theile genügen.

Hanstein's Bedeutung für die wissenschaftliche Botanik liegt in seinen Leistungen auf morphologischem Gebiete. Seine Dissertation gibt bereits die Richtung an, nach welcher sich seine späteren Arbeiten entwickelten. Sie suchte die alte Frage nach der morphologischen Natur von Wurzel, Stengel und Blatt auf anatomisch-entwicklungsgeschichtlichem Wege zu lösen. Das Resultat, zu dem er gelangte, gipfelt darin, daß als Grundgebilde der Pflanzen das Blatt anzusehen sei und die ganze Pflanze nur ein Conglomerat von Blättern darstelle. Namentlich führte ihn das genaue Studium des Gefäßbündelverlaufes im Stamm und in den Blättern zu seiner Ansicht. Ueberhaupt war er es, welcher zuerst in seiner Dissertation eine durch Abbildungen erläuterte Darstellung des Verlaufes der Gefäßbündel bei dicotylen Pflanzen gab. Eine Fortsetzung dieser histologisch-anatomischen Studien brachten seine im J. 1853 erschienenen „Untersuchungen über den Bau und die Entwicklung der Baumrinde“, welche an eine über denselben Gegenstand veröffentlichte Abhandlung H. v. Mohl's anknüpften und diese theilweise erweiterten. In einer im 1. Bande von Pringsheim's Jahrbüchern zum Druck gelangten trefflichen Arbeit über den Bau des dicotylen Holzringes wies H. unter Bestätigung älterer Angaben Nägeli's für dicotyle Gewächse und Nadelhölzer überzeugend nach, daß der primäre Holzkreis in dem Stamme aus einer Anzahl von Gefäßbündeln entsteht, die mit denen der Blätter identisch sind und im Urmeristem der Knospe ihren Ursprung nehmen. Auf einem anderen Gebiete bewegt sich die 1860 erschienene wichtige Abhandlung Hanstein's über die Bewegung der Säfte im Pflanzenkörper, durch welche er eine Reihe von früheren irrthümlichen Vorstellungen auf experimentellem Wege aufklärte. Im Anschluß an diese Versuche studirte er auch die Säftebewegung in den Milchsaftgefäßen der Pflanzen. Eine von der Pariser Akademie preisgekrönte ausgedehnte Arbeit über „die Milchsaftgefäße und die verwandten Organe der Rinde“ gibt im ersten Theile eine genaue Darstellung des Baues der genannten Organe sowie der Siebröhren, Schlauchgefäße u. s. w. und bespricht deren Vorkommen in den verschiedenen Familien, während der zweite, mehr physiologische Theil von der eigentlichen Bewegung des Milchsaftes handelt. Eine andere physiologische Arbeit gibt Aufschluß über die Befruchtung und Entwicklung der Kryptogamengattung Marsilia. Alle diese genannten Arbeiten fallen noch in die Berliner Zeit Hanstein's. Die nach seiner Uebersiedlung nach Bonn entwickelte Thätigkeit darf als die wissenschaftlich bedeutendste bezeichnet werden. Vor allem waren es seine 1868 publicirten „Untersuchungen über die Anordnung der Zellen in den Vegetationspunkten der Phanerogamen“ und die als Ergänzung dazu 1870 veröffentlichte Arbeit „über die Entwicklung des Keimes bei Mono- und Dicotylen“, welche durch die genaue Feststellung der Wachsthumsunterschiede im Bau der Phanerogamen und höheren Kryptogamen bahnbrechend geworden sind. Mit systematischen Arbeiten hat sich H. weniger beschäftigt. Eine Monographie der Gesneraceen des Berliner Herbars, woran sich die Bearbeitung der südamerikanischen Arten dieser Familie für die Flora brasiliensis schloß, dürften die einzigen Arbeiten in der bezeichneten Richtung sein, die H. geschrieben hat. Doch widmete er seine litterarische Thätigkeit noch der Herausgabe einer heftweise erscheinenden periodischen Zeitschrift: „Botanische Abhandlungen aus dem Gebiet der Morphologie und Physiologie“, die er selbst mit seiner schon erwähnten Abhandlung über die Entwicklung des Keimes eröffnete. Später erschien in derselben aus seiner Feder noch ein Artikel über „Parthenogenesis bei Coelebogyne ilicifolia“ auf Grund von Beobachtungen, welche er seiner Zeit gemeinsam mit Alex. Braun angestellt hatte und als

letzte, erst nach seinem Tode veröffentlichte Arbeit eine nicht ganz vollendete Untersuchung über Lebenserscheinungen im Protoplasma besonders in Bezug auf das Verhalten des Zellkernes. Die Fertigstellung der von ihm geplanten Bearbeitung eines Handbuches der pflanzlichen Morphologie erlebte er nicht mehr.

Hanstein's Naturauffassung, die seinem durchaus idealistisch angelegten Charakter entsprang, deckt sich vielfach mit A. Braun's naturphilosophischem Standpunkt. Wie dieser führte auch er alle Lebenserscheinungen auf eine den organischen Wesen innewohnende Zweckthätigkeit zurück. Blindwirkende Naturkräfte allein, so meinte er, könnten niemals zur Erklärung der Vervollkommnung im Reiche des Lebendigen herangezogen werden, denn es fehlte ihnen die Freiheit zur Erreichung einer bestimmten Idee. So war H. wol ein Anhänger der Descendenztheorie, suchte aber die Ursachen der Entwicklung in inneren Momenten, nicht im zufälligen Kampfe ums Dasein, dem er nur eine nebensächliche Rolle in der organischen Natur zuwies. Außer durch seine wissenschaftliche Thätigkeit hat sich H. auch als Director der botanischen Institute in Bonn bleibende Verdienste erworben. Dem botanischen Garten gab er nach einem von ihm aufgestellten Plan eine völlige Umgestaltung und Neuordnung des Pflanzensystems und für die von ihm geleiteten mikroscopischen Curse schuf er zweckmäßig eingerichtete Arbeitsräume, die nach und nach immer weiter ausgebaut wurden. Hier inmitten seiner Praktikanten zeigte sich Hanstein's Lehrbefähigung, namentlich in der Unterweisung im Mikroscopiren, aufs glänzendste; wie er denn überhaupt zum Lehrer nicht nur Neigung, sondern auch ungewöhnliche Begabung mitbrachte. Ebenso hoch stand H. nach der rein menschlichen Seite. Auf Grund seiner vielseitigen humanistischen Bildung und seines lebhaften Interesses für alle wichtigen Tagesfragen ein anregender Gesellschafter, besaß er auch ein warmes, tief empfindendes Gemüth, das in seinem, nach harmonischer Einheit strebenden Inneren wurzelte.

Nachruf von H. Vöchting: Bot. Zeitg. 39. Jahrg. 1881. — Sachs, Geschichte der Botanik.

E. Wunschmann.

Fries *): Lorenz F. (Phryes, Frisius) „von Kolmar“. Ueber Kindheit Jugend und erste Mannesjahre dieses Arztes fließen die Quellen sehr dürftig, doch läßt sich die von Pantaleon zuerst in Umlauf gebrachte und heute noch immer wiederholte, durch seinen Familiennamen veranlaßte Legende, daß er in den Niederlanden geboren und erzogen worden sei, durch mehrfache eigene Zeugnisse über Kindheitserlebnisse im Elsaß und der Schweiz einwandfrei widerlegen. Er ist zweifellos im Elsaß geboren, wahrscheinlich in Kolmar; denn er nennt sich selbst auf dem Titel der beiden ersten Auflagen seines „Spiegels der Arznei“ und der „Synonyma“ von 1519 „Laurentium Phryesen von Colmar“ und „Phrisius Argentarie“. Der Name „Fries von Kolmar“ ist ihm denn auch im Munde seiner Landsleute geblieben, trotzdem er ihn, durch vermeintlichen Undank seiner Vaterstadt verbittert, selbst später nie mehr gebraucht hat; noch 1528 nennt ihn Hohenheim in einem Briefe an einen Baseler Freund „Phrusius de Colmaria“. Eine Familie Fries läßt sich urkundlich in jener Zeit zu Kolmar zwar nicht nachweisen, wohl aber in dem nahen Mülhausen. Da er sich noch im J. 1520 „einen Jungen“ nennt, dürfte er kurz nach 1490 geboren sein.

*) Zu Bd. VIII, S. 84.

Seine erste wissenschaftliche Erziehung mag er in Schlettstadt erhalten haben, wohin die Widmung seines „Spiegels“ weist. Seine medicinische Ausbildung verdankt er wol vorwiegend der Universität Montpellier, die er neben Piacenza und Pavia mit besonderer Auszeichnung nennt. Von einer dieser drei Hochschulen mit dem Doctorhut geschmückt, nahm er die ärztliche Thätigkeit in der Vaterstadt Kolmar auf, wo er viel im Augustinerkloster verkehrte und noch zu Ende des Jahres 1518 und zu Anfang 1519 nachweislich prakticirt hat. Schon aus den Jahren 1514 und 1516 erwähnt er eigene ärztliche Beobachtungen. Im März 1519 verließ er, durch mangelnde Anerkennung gekränkt, die Vaterstadt und ging zunächst nach Straßburg, wo er aber, einem Rufe als Stadtarzt nach Freiburg in der Schweiz folgend, nur kurze Zeit verweilte. Seinen Freiburger Aufenthalt erwähnt er selbst, und aus den dortigen Stadtrechnungen ist heute noch zu ersehen, daß ein „Dr. Laurentius“ im J. 1519 für acht Monate „143 livres“ Gehalt erhielt, seine Thätigkeit aber zu Ende des Jahres schon wieder aufgab. F. kehrte nach Straßburg zurück und schritt dort gegen Ende 1520 zur Ehe. Am 23. October 1520 wurde er ins Bürgerbuch eingetragen als Gatte der Straßburger Bürgerstochter Barbara Thun, doch schon am 11. Mai 1525 sagte er das Bürgerrecht wieder auf. Was ihn so schnell wieder diese Stätte fleißigen Arbeitens verlassen ließ, ist in Dunkel gehüllt, ebenso der Ort seines Weilens in den nächsten drei Jahren. Im Februar 1528 treffen wir ihn und seine Familie in Kolmar, von wo er kurz darauf nach Diedenhofen übersiedelte: die Vorrede seiner „Mantia“ ist Ende Juli 1528 aus Villa Theonis datirt. Auch dort war seines Bleibens nicht lange; er zog nach Metz, wo sich sein Schicksal erfüllen sollte. Dort ließ er spätestens in den ersten Wochen des Jahres 1529 sein „Sidéral devinement“ erscheinen „calculé par Maistre Laurent Frisè [!], docteur médecin et mathématicien d'Allemagne, pour le présent demeurant à Metz“. Dort waren ihm noch zwei Jahre Rastens und Schaffens beschieden, doch läßt es sich kaum annehmen, daß er neben Jean Dupont dort als Stadtarzt angestellt gewesen sei, wenn sich beide auch in ihrer Schrift über den englischen Schweiß als „inclytae civitatis Metensis medici“ bezeichnen. Zu Ende des Monats Juli 1530 begegnet uns das letzte Lebenszeichen Friesens und schon zu Anfang des Jahres 1532 weiß der Herausgeber der besten Ausgabe seines „Spiegels“, Otto Brunfels, von seinem Tode zu berichten. Er dürfte kaum das 40. Lebensjahr erreicht haben, und was hat er nicht alles in der kurzen Spanne von kaum 15 Jahren geschrieben und drucken lassen! Besonders erstaunlich ist die Vielseitigkeit seiner Schriften.

Die schriftstellerischen Sporen hat er sich mit einer lateinischen Schrift über die Syphilis erworben, „De morbo gallico opusculum“, die im Originaldruck von ca. 1515—1517 völlig untergegangen zu sein scheint, aber in einer „Epitome“ von 1532 (Basel) auf uns gekommen ist. Die Schrift bewegt sich durchaus in den alten Bahnen ohne eine Spur von Originalität, dagegen zeigt uns eine zu Ende des Jahres 1517 oder zu Anfang 1518 erschienene und bis zum Jahre 1575 mindestens 9mal, meist ohne Friesens Namen zu nennen, wiedergedruckte deutsche Guajakschrift den wackeren Mann schon von seiner besten Seite, als denkenden Arzt voll klaren, praktischen Blickes und hoher Begeisterung für seinen Beruf, als treuen Freund der Armen und Bedrückten, als offenen Bekämpfer ärztlicher Mißstände. Es ist als ob er mit der lateinischen Sprache auch den Schulzwang abgestreift hätte, als ob der neuen Guajakcur gegenüber alle Rücksichten wegfielen, welche die altheilige Schulmedicin verlangte. Der erste sicher datirte Druck dieser Fries'schen Guajakschrift ist am 10. Januar 1525 erschienen: „Ein clarer bericht, wie

man alte scheden, löcher und bülen heylen soll mit dem Holtz Guaiaco", offenbar ein unbefugter Nachdruck. Beide Schriften zur Syphilis, die lateinische und die deutsche, erwähnt F. als im Druck ausgegangen am Ende seines „Spiegels der Arznei", der am 1. September 1518 zu Straßburg zum ersten Mal die Presse verließ, um bis zum Jahre 1546 in weiteren sieben Drucken ins Volk zu gehen. Dies sein größtes und bedeutendstes Werk, den „gemeinen armen Kranken" zugeeignet, das ihm einen dauernden Ehrenplatz in der volksthümlichen medicinischen Litteratur errungen hat, sollte die gesammte innere Medicin seiner Tage zur Kenntniß weiter Kreise bringen, einen sachverständigen Vermittler zwischen Arzt und Publicum bilden. Wie recht und billig, macht der Verfasser darin keinerlei Concessionen, sondern hält streng fest an seinem wissenschaftlichen Standpunkte und geht mit ärztlich verwerflichen Volksgebräuchen und Volksmeinungen ebenso scharf ins Gericht, wie mit jeder Art von ärztlichen Charlatanerien, kein Schmeichler um Volksgunst, sondern ein Belehrer und Erzieher in ärztlichen Dingen — für seine Zeit. Seine kräftige, kernige, oft derbe Sprache weiß den Volkston vorzüglich zu treffen; in den vielen aus dem Leben gegriffenen Beobachtungen ein Sittenschilderer von großer Unmittelbarkeit, bietet er culturgeschichtliches Material in Fülle, oft voll köstlicher Kleinmalerei.

Gleichfalls noch in Kolmar geschrieben, aber erst am 29. November 1519 in Straßburg erschienen sind die „Synonima vnd gerecht vßlegung der wörter so man dan in der artzny . ." gebraucht, ein „gelehrtes" Werk, welches der Verwirrung, die damals bei den Autoren in der Benennung der einfachen Arzneistoffe herrschte, steuern sollte. Der Versuch ist zu loben, aber mit völlig unzureichenden Mitteln unternommen worden; schon die zeitgenössische Kritik hat das Werkchen ziemlich abfällig aufgenommen, das trotzdem 1535 eine neue Auflage erlebte. Dagegen führt der später verfaßte, aber schon am 24. Juli 1519 erschienene „Tractat der Wildbäder" ein schon im „Spiegel" berührtes und späterer eingehenderer Behandlung empfohlenes Thema mit Geschick aus und wurde denn auch noch mehrmals aufgelegt. Als eifriger Kämpe für die, neben der Heilkunde und als ihre wichtigste Stütze und Helferin, von ihm am meisten geliebte Astrologie trat F. zu Ende des folgenden Jahres ins Feld mit seiner „Kurtzen schirmred der kunst Astrologiae", welche sich namentlich gegen Luther wendet, der in seiner Auslegung der 10 Gebote die astrologischen Irrlehren bekämpft hatte. Das mit Wärme geschriebene Büchlein erschien am 28. November 1520, wie alle früheren Schriften Friesens bei Johannes Grüninger in Straßburg, der unsern federgewandten, kenntnißreichen Arzt in den nächsten Jahren im Dienste seines Verlags eifrig beschäftigte.

In seinem Auftrage gab F. zunächst den Ptolemäus mit dem Text und den Karten Waldseemüller's neu heraus mit allerhand eigenen Zuthaten. Als Arbeitsleistung eines Jahres ist dieser Fries'sche Ptolemäus immerhin recht beachtenswerth; er wäre noch genießbarer, wenn die Eile des Druckes (ein ständiger Fehler der Grüninger'schen Officin) das zweifelhafte Latein Friesens nicht noch mit den unglaublichsten Druckfehlern verunziert hätte. Neu gearbeitet hat F. ein Register der Städte, Länder, Flüsse u. s. w. mit vielen historisch-antiquarischen Notizen, neu gezeichnet sind zwei Theilkarten Asiens (Hinterindien und China), sowie eine Weltkarte, auf der sich der Name „Amerika" mit zum ersten Male eingetragen findet und die drei ostindischen Halbinseln auf zwei reducirt sind. So ist das Kartenmaterial des Ptolemäus auf 50 Karten erhöht, welche in der Pirkheimer'schen Ausgabe von 1525 und den beiden Michael Servet's von 1535 und 1541 in gleicher Weise wiederkehren und erst durch die Karten Sebastian Münster's verdrängt werden. Bei den

27 alten und den meisten modernen Karten hat F. des Weiteren eilig zusammengeraffte Schilderungen von Land und Leuten hinzugefügt, die noch völlig mittelalterlichen Geist athmen, aber von Pirkheimer und Servet doch wieder aufgenommen wurden, ein Beweis, daß sie den Zeitgeschmack glücklich getroffen hatten. Die einzige Stelle, die etwas modern-kritischen Geist verräth, die Ausführungen über die Oede und Unwirthlichkeit von Palästina, sollte Servet sehr zu Unrecht in seinem Genfer Processe als schweres Vergehen angerechnet werden! — Zum Schlusse noch mit einer Einführung in die geographische Wissenschaft aus Friesens Feder ausgestattet, verließ dieser den Zeitbedürfnissen entsprechend ausgearbeitete Ptolemäus am 12. März 1522 die Presse und wurde eifrig gekauft.

Ein weiteres geographisches Werk, das F. in Grüninger's Auftrag herausgab, ist die neu bearbeitete Seekarte des Waldseemüller, eine Wandkarte in 12 Blättern, mit erklärendem Texte, die in fünf Jahren drei Auflagen erlebte. Die „Uslegung der Mercarthen oder Chartha Marina“ ist mehr auf praktische Zwecke zugeschnitten; sie enthält aber gleichfalls, neben Schilderungen über die Lage der Städte und Länder und Angaben über volkswirthschaftliche und commercielle Verhältnisse, allerlei Mittheilungen über die „seltzamen wunderparlichen ding in dieser welt“, welche durch den von Grüninger reichlich beigegebenen phantastischen Bilderschmuck noch mehr ins Licht gerückt werden, namentlich in der ersten Auflage vom 7. September 1525, während er in der zweiten vom 3. Juni 1527 und mehr noch in der dritten Auflage vom 22. April 1530 sich sehr vermindert zeigt. Zugleich mathematisch, astrologisch und medicinisch ist ein kleines Büchlein, das zwischen Ptolemäus und die Meerkarte fällt, die „Expositio vsusque Astrolabii“ vom 8. September 1522, worin die vielfache Verwendbarkeit dieses Universalinstruments des Mittelalters knapp und präcise auseinandergesetzt wird. In der Medicin sollte es zur Bestimmung der kritischen Tage Verwendung finden, anscheinend eine Neuerung Friesens, da sein Zeitgenosse Tansteter (Collimitius) zu diesem Zweck noch die Himmelsfigur der zwölf Häuser verwendet. Abermals ein neues Gebiet betrat F. zu Anfang des Jahres 1523 mit der Veröffentlichung einer mnemotechnischen Schrift, gleichzeitig in deutscher und lateinischer Sprache. Sein „Kurzer bericht wie man die gedechtniß wunderbarlichen stercken mag“ knüpft gleichfalls an ein Capitel des Spiegels inhaltlich an und gibt nach einer allgemeinen Diätetik der geistigen Thätigkeit und arzneilichen Vorschriften zur Stärkung des Gedächtnisses allerlei Rathschläge und Anweisungen zur Uebung der Gedächtnißkunst; der „aberglaub Lulli oder andere dergleichen dorechte vffmerkung“ werden verworfen. Im April 1523 erschien das Büchlein in lateinischer Bearbeitung „Artis memorativae naturalis et artificialis, facilis et verax traditio“; beide Ausgaben sind mit dem Bildnisse Friesens geziert.

Selbstverständlich griff F. auch in den aufgeregten Streit, ob die Welt im J. 1524 untergehen werde, beruhigend ein. Sein „Trostliche bewerung das der jüngst tag noch in vil jahren nitt kume. Auch das sein zeit niemanß wysse dann got“ ist im J. 1523 geschrieben und erschienen, wenn auch Druckort und -jahr nicht angegeben sind, vielleicht, weil sich das Büchlein gegen Luther's „Christliche vnd vast Wolgegrünte beweysung von dem Jungsten tag“ wendet, die es aus der heiligen Schrift und der Astronomie zu widerlegen sucht. Das wichtigste astronomische Argument nimmt F. aus der Umlaufszeit der 9. Himmelssphäre, die 49 000 Jahre betrage und wenigstens einmal sich erfüllen müsse; der jüngste Tag sei also vor 42 279 Jahren nicht zu erwarten. Uebrigens macht F. hier noch gegen die Theologen „von beyderley secten, Papisten und Euangelisten“ bis zu einem gewissen Grade Front,

während er später energisch auf die katholische Seite tritt, was auch seinen Wegzug von Straßburg mit veranlaßt haben mag. — Für das große Jahr 1524, dessen 25. Februar man mit so banger Sorge erwartete, hat F. noch eine besondere Prognostication erscheinen lassen, die erste, die mir bis heute von ihm bekannt geworden ist: „Ein zůsamen gelesen vrteil . . über die grossen zůsamenkunfft Saturni vnnd Jouis“. In seiner „Judenpractica“ von 1525, einer scharfen Strafpredigt für das auserwählte Volk, spricht er aber ausdrücklich von „mynen vrteylen der gestirn, so ich järlich vßgon laßs“, hat also diesen Gebrauch schon länger geübt; die kleinen Flugschriften aus früherer Zeit sind aber bis heute verschollen. Bekannt geworden sind mir noch: „Prognostication vff das iar, so man zellet 1526“, „Mantia sive Prognosticatio ad annum 1529“ (in Köln gedruckt bei Serv. Cruphtanus), „Sidéral devinement ou pronostique pour l'an de J. C. 1529“ (in Metz gedruckt), „Pronostication Auff das jar so man zelet 1530“ und „Prognostication oder Weissagung auß des hymmels lauff Gemacht Auff das jar 1531“, die in zwei Straßburger Drucken von Hans Knoblauch dem jungen und von der Grüninger'schen Officin auf uns gekommen ist.

Der Metzer Aufenthalt hat noch zwei Schriften Friesens gezeitigt, mit denen sein schriftstellerisches Wirken abschließt, das Büchlein über den englischen Schweiß und die Vertheidigung des Avicenna, beide von Hans Knoblauch dem Jüngeren in Straßburg in Verlag genommen. Im Verein mit dem Metzer Stadtarzt Jean Dupont (Nidepontanus) ließ er Ende September 1529, also zu einer Zeit, als die gewaltige Fluth dieser Seuche in Deutschland schon völlig zu ebben begonnen hatte, die kleine Schrift erscheinen: „Sudoris Anglici exitialis, pestiferique morbi ratio, praeservatio, et cura“, die ohne eigenen Augenschein verfaßt und rein schulmäßig gehalten ist. Freilich will F. im J. 1519 zu Freiburg in der Schweiz einen Ausbruch dieser Seuche erlebt haben, über welche die Acten dieser Volkskrankheit völlig schweigen. Die Verfasser versteigen sich im Gefühl ihrer fadenscheinigen Darlegungen zu dem Satze: „Sin vero et nobis nunquam visa fuisset, medici non essemus appellitandi, si de non tractatis tractare atque rationabiliter operari nesciremus“. Die kleine Schrift ist in die Gruner-Häser'sche Sammlung der „Scriptores de sudore anglico superstites“ (Jena 1847 S. 157—178) aufgenommen.

Die „Defensio medicorum principis Avicennae, ad Germaniae medicos“, der Schwanengesang des rastlos Thätigen, wendet sich gegen die in seinen Tagen zu hoch eingeschätzte stilistische Eleganz, der er als „elegantia ingenii“, die Erforschung der Naturkräfte entgegenstellt; der Canon des Avicenna habe in seiner barbarischen Uebersetzung mehr zum Heile der Kranken geleistet als die elegante Latinität eines Plinius und anderer. Welch jämmerliche Rolle spielten die gelehrten „Graeculi“ oft am Krankenbett mit ihren Guajaktränklein, Quecksilber- und verkehrt angewendeten Bäder-Curen, auf welch thörichte Abwege seien sie mit ihrer Harnschau gerathen. Mit einzelnen eleganten Uebersetzungen Galenischer Werke sei nicht viel gethan, man müsse den ganzen Galenos inne haben, und in wie trefflicher Kürze finde sich alles Werthvolle, von Galenos und Hippokrates Ueberlieferte bei Avicenna wieder. Vivat Avicenna, vivantque eius imitatores in eo quod cunctos sanat languores! So kommt bei ihm die Erkenntniß zu energischem Ausdruck, daß die gelehrten, expurgatorischen Bestrebungen der philologischen Mediciner seiner Tage zum Heile der Kranken wenig geleistet hätten. Von der wahren Erkenntniß freilich, daß nicht die Rückkehr zum Studium der griechischen Urtexte, sondern zur erneuten Erforschung der Natur die fortschreitende Entwicklung der Heilkunde gewährleiste, dämmerte dem Zeitgenossen eines Vesalius und Paracelsus kaum

ein entfernter Schimmer! — Der scharfe Angriff gegen die stolzesten Größen seiner Zeit blieb nicht ohne Antwort. Symphorien Champier und der heißblütige Leonhard Fuchs zogen energisch vom Leder, aber ihr Poltern und Stürmen erreichte sein Ohr nicht mehr; der wackere Streiter für die Wahrheit, wie er sie sah, war in den ewigen Frieden eingegangen. Der von Champier ihm früher verliehene Ehrentitel „Avicennista insignis“ ist ihm aber bei den Historikern der Medicin geblieben, die allerdings viel mehr von ihm nicht zu sagen wissen als diesen Titel. Die von F. genannten Gleichgesinnten sind wenig hervorragend, auch von brieflichem Verkehr mit seinen Zeitgenossen ist wenig bekannt, doch stand er bei Agrippa von Nettesheim in hoher Werthschätzung, wie dessen Brief an einen Freund vom 16. October 1526 darthut. Und wenn wir auch keine seiner wissenschaftlichen Arbeiten besonders hoch bewerthen können, so haben doch seine populären Schriften viel Gutes gewirkt; an Reinheit der Begeisterung für seinen ärztlichen Beruf wird er kaum von einem seiner Zeitgenossen übertroffen. Sudhoff.

Gull *): Josef G. wurde am 5. December 1820 in Schäßburg geboren und starb daselbst am 23. Juni 1899. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt begab er sich nach Neumarkt (Maros-Vásárhely), um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Im Jahre 1844 legte er zunächst in Neumarkt vor der kgl. Tafel und bald darauf auch vor der sächsischen Nationsuniversität in Hermannstadt die Advocatenprüfung ab. Vorläufig übte er jedoch nicht die Advocatur aus, sondern trat als Honorärsecretär bei dem Stadt- und Stuhlsmagistrate seiner Vaterstadt in den Dienst. Nach bemerkenswerther publicistischer Thätigkeit besuchte er den 1848er Klausenburger Landtag als gewählter Stellvertreter des Abgeordneten des Schäßburger Stuhles Karl Gooß d. Ae. (siehe S. 684). Mit diesem und dem Abgeordneten der Stadt Schäßburg, dem späteren Bischof der evangelischen Landeskirche in Siebenbürgen G. D. Teutsch (s. A. D. B. XXXVII, 618), erklärte sich G. für die bedingte Union Siebenbürgens mit Ungarn und begleitete Gooß und Teutsch in gleicher Eigenschaft als gewählter Stellvertreter auf den Landtag nach Pest. Mit den anderen sächsischen Abgeordneten verließ G., da der Landtag in die von den Sachsen in Bezug auf die Durchführung der Union gestellten Forderungen nicht eingehen wollte, Pest und trat mit Beginn des Bürgerkrieges in die auf kaiserlicher Seite stehende Schäßburger Bürgerwehr ein. Als Adjutant des Commandanten derselben hat er an der Schlacht bei Elisabethstadt Theil genommen. Die Absicht Gull's, St. L. Roth (A. D. B. XXIX, 341), als dieser gefesselt durch Schäßburg dem sicheren Tode zu nach Klausenburg geführt wurde, zu befreien, scheiterte an der Erklärung Roth's, er fliehe nicht. Nach Abschluß der Revolution führte G. zunächst sein Amt im Schäßburger Magistrate weiter, legte dasselbe jedoch aus Anlaß der neuen Verwaltungsorganisation durch den Absolutismus im J. 1851 nieder und übte die nächsten zehn Jahre hindurch die Advocatur in Schäßburg aus. Mit der Wiederherstellung der sächsischen Verfassung im J. 1861 wurde G. zum Senator und Stadthann und 1866 zum Bürgermeister in Schäßburg gewählt. Als solcher wirkte er bis zu seinem freiwilligen Amtsaustritte im J. 1881. In hervorragender Weise ist er in dieser Zeit für das Wohl seiner Vaterstadt thätig gewesen. Die Ordnung der städtischen Wirthschaft und die Ueberführung der Verwaltung in moderne Bahnen ist vor allem Gull's Werk. Doch damit ist Gull's Arbeitskraft keineswegs erschöpft gewesen; ein großer Theil derselben ist auch dem politischen Leben seines Volkes gewidmet worden. Von 1861 bis 1891 hat es kaum

*) Zu S. 623 oben.

eine politisch wichtige Verhandlung im Leben des sächsischen Volkes gegeben, an der G. nicht Antheil genommen hätte. Bemerkenswerth ist da zunächst seine Thätigkeit in der sächsischen Nationsuniversität, der er von 1861—1875 als Vertreter Schäßburgs angehörte. Dieser obersten, politischen, sächsischen Behörde war am Anfange der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die wichtige Aufgabe zugefallen, eine neue Organisation des Sachsenlandes anzubahnen. Für die neu zusammengetretene Nationsuniversität schuf G. die Geschäftsordnung, in deren Einleitung er den sächsischen „Rechtsstandpunkt" darlegte. (Verhandlungen der sächs. Nationsuniversität. Hermannstadt 1861.) Sicherung einer nationalen Entwicklung des sächsischen Volkes war das Ziel, das G. in der Universität wie auf dem Landtag (1863—64) und im Reichsrath in Wien (1863—65) anstrebte. Ueberall trat er jetzt als ausgesprochener Anhänger eines einheitlichen Gesammtösterreich und entschiedener Gegner der Union Siebenbürgens mit Ungarn auf. Auf dem Klausenburger Landtage des Jahres 1865 suchte er zum mindesten feste Unionsbedingungen im sächsischen Interesse zu erwirken. Alle Mühe ist bekanntlich umsonst gewesen. Der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn wurde geschlossen, die Union Siebenbürgens mit Ungarn kam zu Stande, ohne jene Bedingungen, die die Sachsen gefordert hatten, die sächsischen Deputirten wurden auf den Reichstag nach Pest gerufen. Auch G. fehlte hier nicht. Mit kurzer Unterbrechung hat er ihm bis 1895 angehört. Immer wieder ist er hier mannhaft für sein Volk eingetreten, insbesondere als es sich um die Zertrümmerung des Königsbodens (1874) und um ein neues Mittelschulgesetz (1883) im Reichstage handelte. Der Kampf war um so ehrenvoller, als er aussichtslos war. Neben die Thätigkeit Gull's im wirthschaftlichen Leben seines Volkes tritt in ebenbürtiger Weise seine Arbeit im Dienste der evangelisch-sächsischen Kirche. Er ist ein eifriger Mitarbeiter und Förderer der neuen Kirchenverfassung gewesen, wie er kaum in einer Landeskirchenversammlung gefehlt hat. Die dritte Landeskirchenversammlung wählte ihn 1865 in das Landesconsistorium, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Dabei war er auch Mitglied des Schäßburger Bezirksconsistoriums und Bezirkskirchencurator, sowie Mitglied des Hauptvorstandes des siebenb. Gustav Adolf-Vereins. G. war seit 1896 von einem Schlagflusse gelähmt.

G. hat für den ersten Band des Urkundenbuches der evangelischen Landeskirche von G. D. Teutsch die Uebersetzung der ungarischen Stücke besorgt. Seine Reden in der sächsischen Nationsuniversität, in Land- und Reichstagen und die von ihm in seiner Eigenschaft als Abgeordneter dieser Vertretungskörper entworfenen sonstigen Schriftstücke sind, insbesondere was zwingende juristische Darlegung anbelangt, von litterarischer Bedeutung.

Karl Hoch, Die Entwicklung unserer Politik seit 1848 im Rahmen eines politischen Lebensbildes Josef Gull's. Schäßburg 1899. — Fr. Teutsch, Josef Gull, im Kalender des Siebenbürger Volksfreundes für das Jahr 1900. 31. Jahrgang. Hermannstadt. — Fr. Schuller, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen. 4. Bd.; daselbst auch ein Verzeichniß der Land- und Reichstagsreden Gull's. Fr. Schuller.

Hagn *): Charlotte v. H., Schauspielerin, geboren in München am 23. März 1809, † daselbst am 23. April 1891, war die Tochter eines bairischen Beamten, der ihr eine gute Erziehung angedeihen ließ. Schon in ihren Mädchenjahren zeigte sich bei den Kinderaufführungen, an denen sie sich betheiligte, ihre große Begabung für die Bühne. Sie selbst kannte damals kein

*) Zu S. 704.

größeres Verlangen, als zur Bühne zu gehen, fand aber für ihren Plan bei ihrem Vater energischen Widerstand. Dennoch wußte es die Hofschauspielerin a. D. Marianne Lang, geb. Boudet, durchzusetzen, daß sie seiner Tochter dramatischen Unterricht ertheilen durfte. Nach vierjähriger Vorbereitung betrat Charlotte am 29. August 1826 als Afanasia in Kotzebue's „Grafen Benjowsky" die Bühne des bairischen Hoftheaters, der sie seitdem bis zum Jahre 1833 angehörte. Weshalb sie damals ihr Verhältniß zur Münchener Bühne eigenmächtig löste, obwol sie sich großer Beliebtheit im Publicum erfreute und von ihren Collegen, unter denen sich Künstler wie Eßlair, Vespermann und Sophie Schröder befanden, mit Rath und That unterstützt wurde, ist nicht recht klar. Der Tod ihres Vaters, der sich selbst entleibte, eine unglückliche Neigung zu einem Prinzen und die durch einen Zufall verscherzte Gunst des Königs Ludwig I. sollen, wie man damals munkelte, sie zu diesem Schritt bestimmt haben. Sie wandte sich an Berlin, wo sie, nach einem zwanzigmaligen Auftreten als Gast, engagirt wurde. Diesen Wechsel hatte sie nicht zu beklagen, da ihr wahrer Ruhm erst in Berlin begründet wurde und von dort aus sich auch nach dem Auslande verbreitete. Besonders erfolgreich war ihr Gastspiel am Wiener Hofburgtheater, an dem sie im J. 1835 in dreiundzwanzig Gastrollen ihr Talent als naiv-sentimentale Liebhaberin, namentlich in Conversationsstücken, bewährte. Aehnliche Triumphe erzielte sie bei ihrem Auftreten in Petersburg, Hamburg, Leipzig und Pest. Ihre seltene Schönheit und Anmuth mögen dazu beigetragen haben, die Begeisterung, die sie überall erweckte, zu verstärken. Keiner hat sie mehr gefeiert, als Gustav zu Putlitz. Er erklärte sie für „die glänzendste Erscheinung im deutschen Lustspiel" und meinte, daß sie „vielleicht die einzige deutsche Schauspielerin gewesen sei, die es vermocht hätte, sich auch in Paris eine glänzende Künstlerlaufbahn zu erringen, um neben einer Mars, sicher neben einer Madeleine Brohan Triumphe zu feiern". Trotz ihrer Vorliebe für ihren theatralischen Beruf vermählte sie sich im März 1846 mit dem Gutsbesitzer Alexander von Oven, aber wiewol die Ehe bereits im J. 1851 gelöst werden mußte, betrat sie die Bühne nie wieder, da eine lange, lähmende Krankheit die Erfüllung ihres Wunsches unmöglich machte. Sie lebte seitdem einige Jahre auf einem Landgute in Schlesien, zog sich dann nach Gotha zurück und verbrachte ihre letzten Jahrzehnte in ihrer Vaterstadt München.

Vgl. Biographisches Taschenbuch deutscher Bühnen-Künstler und Künstlerinnen. Hrsg. von L. v. Alvensleben. II. 1837. Leipzig o. J. S. 56—61. — Illustrirte Zeitung, Leipzig 1846. VII. Bd. Nr. 162. S. 93. — J. V. Teichmann's Litterarischer Nachlaß, hrsg. von Franz Dingelstedt. Stuttgart 1863. S. 176. — G. zu Putlitz, Theater-Erinnerungen. Berlin 1874. 1. Bd. S. 234—236. — Ed. Wlassack, Chronik des k. k. Hof-Burgtheaters. Wien 1876. S. 196. — Franz Grandaur, Chronik des kgl. Hof- und Nationaltheaters in München. München 1878. (Register.) — C. Schiffer und C. Hartmann, Die kgl. Theater in Berlin. Berlin 1886. (Register.) — Deutscher Bühnen-Almanach. 56. Jahrgang. Hrsg. von Th. Entsch. Berlin 1892. S. 320—322. — 1892. Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Gesellschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 3. Jahrg. Berlin 1892. S. 91. — Friedrich Haase, Was ich erlebte. 1846—1896. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J. S. 55. — Lebenserinnerungen von Agnes Wallner. Bearbeitet von Hans Blum. Berlin 1900 (Register). — Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903. S. 383, 384.

H. A. Lier.

Hagn*): Ludwig v. H., Genremaler, geboren am 23. Novbr. 1819 zu München, † am 15. Januar 1898 ebendaselbst. Ein jüngerer Bruder der ihrer Zeit so berühmten Heroine Charlotte v. Hagn, erhielt, anfänglich zum Militär bestimmt, eine darauf bezügliche Erziehung, wendete sich durch den Marinemaler Wilhelm Krause (1803—1864) zur Kunst, besuchte die Münchener Akademie, gesellte sich aber alsbald zu den Jüngern des nachmals so berühmten Albert Zimmermann (1809—88), die im nahe gelegenen Eberfing und Polling landschaftliche Studien betrieben. Die weitere coloristische Ausbildung, auch im Figurenfach, förderte eine Reise nach Antwerpen, wo er bei Gustav von Wappers und Eugen Frans de Block Aufnahme fand. Nach kurzem Aufenthalt in Brüssel besuchte er Berlin (1851), woselbst ihn, nach Menzel's Vorgang, Interieurstudien in den Schlössern Potsdam und Sanssouci zum Rococogenre leiteten. Nach zweijährigem Aufenthalte in Paris kam H. 1855 nach München zurück, wo er unter den Sittenbildmalern der erste, eigentliche Colorist der Schule wurde und besonders das feinere Conversationsstück in die Mode brachte. Dazu gehörte das „Letzte Kleinod der Wittwe“ (1857), ein „Antiquar“ (1861) und „Alchymist“. Nebenbei kamen auch andere Bilder mit sehr harmlosen, landläufigen Scenen, wie „Eindringliche Ermahnungen“ (gegen Vogelnest-Raubgelüste), oder die damals sinnig als „Interieur (!) einer Bauernhütte“ betitelte Studienverwerthung. Neuen Zuwachs erhielt sein Repertoire durch mehrfache Reisen nach Oberitalien und durch einen längeren Aufenthalt zu Rom und Florenz (1863—65). Nun folgten seine bedeutendsten Leistungen: „Eine musikalische Parkgesellschaft“ (Neue Pinakothek), der „Vorlesende Dichter“, die meisterhafte, mehrfach wiederholte „Römische Bibliothek“ (radirt von W. Unger), die „Gründonnerstag-Feier in einer römischen Basilika“ (Nr. 29 „Ueber Land und Meer“ 1886), das virtuos durchgebildete „Cavalier-Duell“, die „Fahrenden Musikanten“, viele Interieur- und Gartenscenen im Stil des vorigen Säculums, darunter auch ein großes „Münchner Sommervergnügen“, eine echt culturhistorische Novelle aus dem 18. Jahrhundert, mit kegelnden und charmirenden Herren und Damen; die „Contraste“ (Bettler vor einem Schlosse), dann im Auftrage des Magistrats zur Zierde des Rathhauses die Darstellung der „Fronleichnams-Procession zu München im Jahre 1760“ — eine sorgfältig durchgeführte und trotz der wimmelnden Fülle von Figuren doch in Farbe und Stimmung höchst einheitlich wirkende Leistung (vgl. Lützow's Zeitschrift 1884, XIX, 352 und „Gartenlaube“ 1885 S. 356 und 357). Mit einem „Kircheninterieur“, worin ein Geistlicher zweien fremden Eminenzen ein kunstvolles „Sacramentgehäuse“ zeigt (1883), betrat H. das ihm übrigens längst geläufige Gebiet der Architekturmalerei. Dazu gehört auch eine mit vielen Porträts ausgestattete „Audienz im Vatican“ (1881), ein in seiner Scuola di S. Rocco arbeitender „Tintoretto“ und eine köstliche, von feinster Courtoisie belebte „Italienische Parkscene“ (Galerie Schack). — Nach einer harten Jugend hatte sich der Künstler zu einer glücklichen Unabhängigkeit durchgerungen, die ihm ein stilles, nur Wenigen bekanntes Maecenatenthum ermöglichte. Ein vorzügliches Portrait Hagn's malte Franz Lenbach, welches 1867 in Paris prämiirt wurde.

Vgl. Eggers, Deutsches Kunstblatt 1856. VII, 391. — Julius Grosse in Nr. 27 u. 128 der Neuen Münchener Ztg. 1857 u. 1858. — Münchener Propyläen 1860. S. 625—28. — Graf Schack, Meine Gemäldesammlung 1881. S. 173. — Berggruen, Die Graphischen Künste 1883. — Pecht, Gesch. der Münch. Kunst“ 1888. S. 248. — Fr. v. Bötticher, Malerwerke

*) Zu S. 704.

1895. I, 446. — Nekrolog im Morgenblatt Allgem. Ztg. 10. Januar 1898. — Rechenschaftsbericht des Münchner Kunstvereins. 1898. — Kunst für Alle, 15. Februar 1898. — Bettelheim, Jahrbuch 1899. III, 141.

Hyac. Holland.

Hahn*): Emil H., Schauspieler, geboren am 2. März 1832 in Nürnberg, † am 12. September 1897 in Regensburg. H. war der Sohn des Sängers und Malers Eduard Hahn und seiner Gemahlin, der Sängerin Caroline Hahn geb. Möwes. Ursprünglich für das Forstfach bestimmt, kam er jedoch frühzeitig zur Bühne. Er debütirte in Stettin und wurde dann in Karlsruhe engagirt, wo sich Eduard Devrient seiner annahm. Nachdem er einige Jahre mit reisenden Gesellschaften umhergezogen war, kam er im J. 1858 als erster Liebhaber an das Thaliatheater in Hamburg. In den Jahren 1861—62 war er Oberregisseur in Riga, 1863—1870 Director des Stadttheaters in Würzburg und 1870—1871 Director des Thaliatheaters in Graz. Nach dem Tode Hermann Hendrichs' pachtete er das Victoriatheater in Berlin, das unter seiner zehnjährigen Leitung (1871—1881) seine Glanzzeit erlebte. Damals blühte das Ausstattungsstück nach der Art der „Reise um die Welt“ oder der „Kinder des Capitäns Grant“. Als H. aus dieser Stellung schied, um zuerst die Leitung des Berliner Ostendtheaters (1882—1883) und dann die der Hamburger Centralhalle (1884—1885) zu übernehmen, fing es mit ihm an bergab zu gehen, so daß die weiteren Stufen seiner Thätigkeit als Schauspieldirector kein Interesse mehr haben. Als Schauspieler hat er sich namentlich in den Rollen des Wilhelm Tell und des Hermann in Kleist's „Hermannsschlacht“ einen Namen gemacht. Ihnen verdankte er die Ehrenmitgliedschaft des Meininger Hoftheaters.

Vgl. Josef Lewinsky, Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des deutschen Theaters. Berlin 1881. S. 111—116. — 1899. Neuer Theater-Almanach. Hrsg. von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger. 10. Jahrg. Berlin 1899. S. 157, 158. — Ludwig Eisenberg's Großes Biographisches Lexikon der Deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert. Leipzig 1903. S. 384, 385. H. A. Lier.

Hahn**): Georg H., Landschafts- und Genremaler, ein sehr anziehender, vielbegabter, von der Kunstgeschichte bisher arg vernachlässigter Künstler. Geboren am 12. Juli 1841 zu Nürnberg, oblag derselbe anfangs dem Thierstück und der Landschaft, dazu gehört z. B. (1873) das „Mühlsturzhorn am Hintersee“, der „Hohe Göll“, ein „Motiv aus dem Altmühlthal“ und in froher Frühlingsstimmung eine „Dorfparthie aus Franken“. Auch religiösen Stoffen scheint er nicht fremd geblieben zu sein, wie ein „Christus im Gespräch mit der Samariterin“, das „Scherflein der Wittwe“ und die Bearbeitung der Parabel „Von den klugen und thörichten Jungfrauen“ beweist. In München besuchte H. die Kupferstecherateliers von Raab und Thäter und die Malschule bei W. Diez. Dann ging er mit sehr innigen Darstellungen aus der Kinderwelt seine eigene Bahn. Darunter die „Rückkehr vom Markt“, wo ein von ihren kleinen Geschwistern umringtes Mädchen unsere Sympathie gewinnt (Nr. 35 „Gartenlaube“ 1885, S. 572); eine herzige „Kinder-Frühlings-Lust“ (1880), die „Waisen“, die Scene „Vor dem Dorfe“ (in Nr. 2206 „Illustr. Ztg.“ 1885) und das herrliche Weihnachtsbild (im Decemberheft „Vom Fels zum Meer“ 1885). Als ganz meisterhafte Leistungen reihen sich an: der Cyklus „Kinderleben“ (Nr. 922 der „Münchener Bilderbogen“ von Braun

*) Zu S. 705.
**) Zu S. 706.

und Schneider 1887) und „Kinder-Zeitvertreib“ (Nr. 961 ebendaselbst 1889): Hier steht der Künstler ebenbürtig unmittelbar zwischen Ludwig Richter und Oskar Pletsch, neben Benjamin Vautier und Albert Hendschel, nicht als ihr Schüler und Nachtreter, sondern mit congenialer Selbständigkeit. Ebenso glücklich ist er in der „Tiroler Küche“ (3. Heft „Vom Fels zum Meer“ 1889). Nachträglich seien noch zwei größere Bilder erwähnt: die in mittelalterliches Costüm gekleidete Scene „Vor der Kirchenpforte“ (schon im October 1884 in „Vom Fels zum Meer“) und ein „Bilderhausirer“. — Unerwarteter Weise setzte der Tod seinem fleißigen Schaffen ein jähes Ende. Im Begriffe auszugehen traf ihn Abends, unmittelbar an der Thüre seiner Wohnung, ein Schlagfluß, in dessen Folge der Künstler über die Treppe herabstürzte; in das Krankenhaus verbracht, starb er noch an demselben Tage, ohne zum Bewußtsein gekommen zu sein. Das war am 1. October 1889. — Bei seinem feierlichen Begräbniß legte Freiherr v. Bechtolsheim im Namen der Münchener Künstlergenossenschaft einen Kranz auf sein Grab, ebenso erwiesen ihm die Gesellschaft „Allotria“ und das Corps „Germania“ die gleiche Ehre.

Vgl. Fr. v. Bötticher, Malerwerke, 1895. I, 447. — Singer, Lexikon 1901. V, 223. Hyac. Holland.

Halbig*): Johann H., Bildhauer, geboren am 13. Juli 1814 in Donnersdorf (Bezirksamt Gerolzhofen in Franken), † am 29. August 1882 als Professor der Plastik an der früheren polytechnischen Schule zu München. H. stammte aus einer altfränkischen Künstlerfamilie. Sein Großvater Christian war zwar nur ein schlichter Bauer in Heinert bei Haßfurt, baute aber doch, ohne der Musik kundig zu sein, vortreffliche Geigen, Claviere und Stahlharmoniken, lieferte nebenher alle möglichen Tischlerarbeiten und bethätigte sich als Bildhauer und Architekt, wie ein Paar Altäre in der Pfarrkirche seiner Heimath und das Grabmal einer Frau v. Zurwesten in der Kirche zu Haßfurt beweisen. Von seinen drei Söhnen widmeten sich zwei der Kunst: Johann Adam und Joseph, welche mit Erfolg in Bamberg und Ebrach arbeiteten. Des Letztgenannten Sohn war unser Johann, der frühzeitig in Erde und Teig zu kneten begann und siebenjährig im Kreise seiner Spielgenossen allerlei Figuren und Bestien in Thon formte. Der vom Vater ertheilte Unterricht im Zeichnen und Holzschneiden schlug gut bei dem Jungen an, welcher fast unbewußt alle Handgriffe der Technik sich aneignete. Damit hatte H. schon einen tüchtigen Vorsprung, als er 1831 auf die polytechnische Schule nach München kam, wo Ernst Mayer aus Ludwigsburg (1796—1844), welcher als Restaurator der Antiken in der Glyptothek, als guter Lehrer und Künstler (von seiner Hand sind z. B. die vor der Münchener Hof- und Staatsbibliothek sitzenden Statuen des Homer und Thukydides) den begeisterten Kunstjünger schulte. Von da führte der Weg in die Akademie. Bald zog H. nach Italien, welches er im fröhlichen Wanderzug durchstürmte, mit gleichem Eifer die Antike und die Werke der Cinquecentisten studirend. Das Reiterbild des Condottiere Gattamelata von Donatello zu Padua und Verrocchio's stolz und prächtig dahintrabender Colleoni zu Venedig, nebst den ernsten Dogengräbern und den lebensprühenden Porträtbüsten des Mino da Fiesole zu Florenz müssen einen nachhaltig-mächtigen Eindruck geübt und alle verwandten Empfindungen seiner Seele wachgerufen haben. In München conditionirte H. als Gehülfe bei seinem vorgenannten Lehrer Ernst Mayer und wagte sich mit dem kühnen Muthe der Jugend an große Aufgaben. So machte er die Gypsmodelle zu den Reiterstatuen des Grafen Solms und des Ingenieurs Daniel Speckle, welche ehedem

*) Zu S. 721.

die Festungsbauten zu Ingolstadt leiteten und deshalb im Auftrage König Ludwig I. eine ehrende Stelle über dem Haupteingang eines dortigen Thores fanden; zwei weitere Reiterbilder der Generäle Becker und Streiter folgten. Ebenso entstanden die Figuren der „Roma" und „Athene" über dem Ausgangsthore des Münchener Hofgartens, die kaum bemerkbaren Karyatiden am Thurm des benachbarten Brunnenhauses, mehrere Heiligenstatuen für die Kirche zu Eltmann und viele kleinere decorative Arbeiten. Halbig's Name erhielt bald guten Klang. Leo v. Klenze bestellte das Modell eines Atlanten, nach welchem mehrere sechs Meter hohe Träger für die Vorhalle des kaiserlichen Museums in St. Petersburg ausgeführt wurden (1841); da Halbig's Project dort außerordentlich befriedigte, so erfolgte 1843 eine Bestellung von zwölf Modellskizzen für die colossalen Figuren von Raphael, Tizian, Rubens u. s. w. für dasselbe Gebäude. Nun kamen Aufträge von dem Herzog von Leuchtenberg: zwei Gruppen mit der Kaiserin Felicitas und ihrem wiedergefundenen, inzwischen von einer Löwin genährten Söhnlein, dazu eine Reiterstatue des hl. Georg (1846) und die Porträtbüste des hohen Auftraggebers. Dann lieferte H. das colossale Viergespann von Löwen zu der nach Martin v. Wagner's Entwurf für das Siegesthor in München bestimmten „Victoria" (letztere modellirt von Brugger). Es war damals immer ein Aufsehen erregender Transport, wenn einer dieser Gypslöwen, 90—100 Centner schwer, auf einem massiven, eigens dazu erbauten Wagen mit vier Pferden, nach der kgl. Erzgießerei gefuhrwerkt wurde. Einer derselben, in Ferdinand v. Miller's Erzguß, erschien sogar auf der ersten Weltausstellung 1851 zu London. Die Modelle sind in der Vorhalle der Neuen Pinakothek untergebracht und erschienen noch 1882 auf der Nürnberger Kunstausstellung. Damit war das Programm von Halbig's Thätigkeit der größeren Hälfte nach vorgezeichnet: Gruppen, Reiterstatuen, Thierbilder, Porträtbüsten und Werke der religiösen Kunst schuf der erfindungsreiche, nimmer rastende Mann, wozu später noch antike Stoffe, Bacchanten und Grabdenkmale kamen — eine fast unübersehbare Menge von Arbeiten, worüber hier nur eine kurze Charakteristik und Zusammenstellung genügen mag.

Von seiner Hand porträtirt zu werden, galt für eine Ehre, nachdem König Ludwig I. begonnen hatte, die berühmtesten Künstler, Gelehrte, Staatsmänner und andere Zeitgenossen in Büstenform modelliren zu lassen. Ein großer Theil wurde in Marmor ausgeführt, der bairischen Ruhmeshalle und der Walhalla einverleibt. Man bestaunte damals außer der selbstverständlichen Aehnlichkeit die „realistische" Behandlung, die frische, flotte Mache, Vorzüge, die auch an den Oelbildern von Bernhardt und Gräfle bewundert, in der Folgezeit aber durch Bildhauer, wie A. v. Wahl, Chr. Roth u. A., oder die jüngsten Malervirtuosen weit überboten wurden. Die Originalmodelle dazu und viele andere, welche nicht bestimmt waren, in Stein übersetzt zu werden, sammelte nach König Ludwig's I. Ableben Hofrath Hüther für einen eigenen Saal der Neuen Pinakothek. — Außer den Gliedern der kgl. Familie modellirte H., nach Wien berufen, auch die Büsten des österreichischen Kaiserpaares sammt allen Erzherzogen und deren Damen und Prinzen; sie wurden insgesammt in Carraramarmor ausgeführt. In St. Petersburg fertigte H. die Büsten des Kaisers Alexander und der schönen Großfürstin Helene; in Monza die des greisen Helden Radetzky (1849), in Berlin das Bildniß des Philosophen Schelling. H. stand allen Koryphäen der Macht, des Geistes und der Schönheit gegenüber, studirte mit sicherem Auge verständnißvoll ihre Züge und überlieferte dieselben der Nachwelt. Man bewunderte die Treue und Naturwahrheit der Wiedergabe und das Erfassen des ganzen Menschen; kluge

Kritiker schüttelten das Haupt über diesen „gefährlichen Realismus“ und erhoben die warnende Stimme, glücklicherweise vergeblich und ohne den Meister zu beirren, welcher indessen doch erleben mußte, weit überflügelt zu werden von der jüngeren Generation, welche jenes die damalige Welt in Feuer und Flammen bringende Princip jetzt als „haubenstöckerne Langeweile“ belächelt. Ebenso mußten Kaulbach's Porträtgemälde und Bildnißzeichnungen dasselbe Urtheil theilen. Beide Meister werden jedoch immer zur Charakteristik dieser Kunstepoche dienen.

Die Büsten führten zur Wiedergabe der ganzen Gestalt. So entstanden jene Ehrendenkmale an öffentlichen Plätzen, z. B. das über den vier allegorischen Figuren (Landwirthschaft, Handel, Kunst und Wissenschaft) wohlaufgebaute Standbild König Max II. zu Lindau; das durch freiwillige Beiträge (König Ludwig I. schenkte das dazu nöthige Bronze) aufgebrachte Denkmal für den Grafen Platen zu Ansbach; jenes des Erzherzog Josef Palatinus von Ungarn zu Pest (1869); die Statuen des Optikers Fraunhofer und des Generals Graf Deroy zu München; ebenso die Standbilder der Könige Ludwig I. im Krönungsornat und Max II. in der Tracht des Hubertusordens, welche die Stadt Kelheim aus Dankbarkeit diesen Herrschern errichtete.

Den eingangs erwähnten Reiterbildern folgten noch mehrere: für Don Pedro (1846), Radetzky (Prag 1849) und der colossale „König Wilhelm“ für Canstatt (Abbildung in Nr. 5 „Ueber Land und Meer“. 35. Bd. 1875). — Weiteren Anlaß, seine schöpferische Phantasie spielen zu lassen, boten die Bestellungen von Thierstücken. Dazu gehören die Löwen und geflügelten Sphinxe an der Ein- und Ausfahrt des Erlanger Tunnels (1844), die beiden Löwen vor dem Wittelsbacher Palais (1848), der 20 Fuß hohe Riesenlöwe am Molo zu Lindau (1855), welcher sitzend, als Symbol wachsamer Landeshoheit, von seinem hohen Sockel in den See hinauslugt. Das Modell dazu lieferte dem Meister ein prächtiges Exemplar der damals gerade in München anwesenden Kreuzberg-Menagerie; das königliche Thier herbergte deshalb in seinem wohlvergitterten Wagen vierzehn Tage lang im Atelier Halbig's, welcher daran seine Studien zu machen nicht ermüdete. Der Kelheimer Marmorblock hielt 2200 Cubikfuß und das daraus gewonnene Bild wog noch 1400 Centner. Aehnliche Massen waren auch bei den allegorischen Figuren zu bewältigen, welche, 18 deutsche Provinzen repräsentirend, die Streben am Frontispiz der Kelheimer Befreiungshalle krönen. Jeder dieser, in ihrer Höhe von 80 Fuß freilich sehr verjüngten, übrigens ganz uniformen Colosse benöthigte 800 Cubikfuß Marmor. Es ist nützlich, dergleichen Ziffern und Verhältnisse bisweilen in Betracht zu ziehen, um ähnliche Leistungen antiker Vorbilder näher zu würdigen. Diesen monumentalen Decorationsstücken gegenüber erfreute sich der Künstler auch an anderen Aufträgen, welche, in das Gebiet der Cabinetsbildnerei gehörig, seinem Meißel zur virtuosen Durchbildung willkommenen Stoff boten. Dazu gehören die classischen Schöpfungen einer sich „das goldene Band umschlingenden Venus“ (1865), die „im Bade überraschten Mädchen“ (1867) und die Gruppe auf die „Emancipation der Sklaven“ (1868), welche ein reicher Kunstfreund für New-York bestellte. Seinen höchsten Triumph aber feierte H. (1869) mit der „auf einem Tiger zum Feste ziehenden Bacchantin“ (im Auftrage der Großfürstin Helene Paulowna in St. Petersburg): ein wahrer Hochgesang der Frauenschönheit.

Damit ist freilich nur ein Theil von Halbig's Thätigkeit angedeutet. Der rastlose Mann wurde vielseitig um Projecte zu Grabdenkmälern angegangen, welche er auch in überraschender Anzahl, meist mit Verbindung von Architektur, Büsten, allegorischen Figuren und symbolischer Ornamentik lieferte. Die beiden

damaligen Friedhöfe zeigen in diesem Gebiete großartige Leistungen, darunter die Standbilder für Freiherrn v. Kesling, General Leistner, die Medicinalräthe v. Breslau und Walther, die beiden Maler Ainmiller und Vermeersch, den Nationalökonomen und Staatsrath v. Hermann (ein zu schönen Hoffnungen berechtigender, aber früh verstorbener Sohn desselben zählte zu Halbig's Schülern), dann die Denkmale für Oberstudienrath Benedikt von Holland (errichtet im Auftrage des Herzogs Maximilian von Baiern), die Fürstin Narischkyn (große Carraramarmorgruppe mit einer „Charitas"), die Familien Schmauß, Brey, Neresheimer, Carnot und Schönlein, Feßler, Una und Troglauer, Graf Viieregg u. s. w. Dazu gehören auch das Mausoleum des Prinzen Karl bei Starnberg und die Capelle zwischen Rottach und Tegernsee an der Stelle, wo den Prinzen auf seinem Morgenritt am 16. August 1875 der Tod ereilte. In Starnberg fand auch Generalarzt und Medicinalrath Dr. v. Haßreiter, der Leibarzt des Prinzen, sein mit einer Colossalbüste von H. auf einem Sockel von Syenit geziertes Grab (1877). Kein Jahr verging, ohne daß an jenem, dem Andenken unserer theueren Geschiedenen gewidmeten Spätherbsttage neue Arbeiten von Halbig's Hand in den Münchener Friedhöfen enthüllt wurden. Auch sein eigenes, in romanischem Stil gehaltenes und nicht gerade zu seinen besten Arbeiten zählendes Grabmal besorgte H. im voraus auf dem südlichen Camposanto, worauf er auch seiner Mutter Bildniß anbrachte und damit ein Zeugniß der Pietät setzte. Aus manchen seiner allegorischen Gestalten spricht wol ein conventionell-erkältender Hauch, doch waltet in den beiden großen Crucifixen, welche 1850 und 1870 im südlichen und nördlichen Camposanto nach Halbig's Modellen errichtet wurden, eine echt religiöse Empfindung. Ein ähnliches, durch seinen Schüler Grabichler in Holz sculpirtes Werk hängt im Chorgewölbe der 1859 restaurirten Münchener Frauenkirche; eine beiläufige Wiederholung ziert den neuen Friedhof in Starnberg. In ganz außerordentlicher Weise überboten wurden alle diese Leistungen durch die Ammergauer Gruppe.

Schon 1850 hatte H. den damals fünfjährigen Kronprinzen modellirt. Derselbe bewies nach seiner Thronbesteigung dem Meister fortwährend eine besondere Werthschätzung. Im Jahre 1869 besuchte der junge König Halbig's Atelier, um die im Auftrage der russischen Großfürstin Helene vollendeten Arbeiten zu besichtigen. Bald darauf erfolgte die Bestellung eines colossalen Kreuzbildes mit Maria und Johannes als Seitenfiguren; Alles in Stein und von so ungewöhnlichen Verhältnissen, daß der granitene Unterbau allein eine Höhe von 40 Fuß erforderte, die auf 17 Fuß berechnete Figur des Crucifixes einen Block von 900 Centner und die beiden Seitengestalten 240 Centner Marmor beanspruchten. Die Lieferung des benöthigten Rohmateriales, der Transport der vollendeten Gruppe, insbesondere aber die Ueberbringung nach dem Ort der Bestimmung erforderte neue Straßen- und Brückenbauten und die Anwendung von Dampfmaschinen und besonderer sinnreicher Constructionen, worüber nachträglich eine eigene Schrift berichtete.

Unter Halbig's übrigen Arbeiten sind noch hervorzuheben der „Deutsche Reichspokal" (1848), die „Franconia" im Glaspalast zu Sydenham (1851), die Figuren der „Architektur" und „Gartenbaukunst" auf der Frontseite des kgl. Münzgebäudes, welche gerade am Eingange der Maximilianstraße in sinniger Beziehung zu den Bauten König Max II. und dessen reizenden Gartenanlagen am Gasteig stehen; eine Riesenbüste des Grafen Széchényi für Pest. Ein mehr als lebensgroßes Brustbild König Ludwig II. modellirte H. für das von Heerdegen erbaute Lyceum in Freising.

Seine äußeren Verhältnisse waren sehr einfach. Im Jahre 1845 trat

H. an die Stelle seines Lehrmeisters Ernst Mayer als Professor der Modellirschule und Bildhauerkunst am kgl. Polytechnikum; er behielt sein liebgewordenes Atelier im alten „Damenstiftsgebäude“ bei, als die polytechnische Hochschule in verjüngter Gestalt nach dem glänzenden Neubau in der Arcisstraße übersiedelte. Im Jahre 1851 erhielt er das Ritterkreuz I. Classe des Verdienstordens vom hl. Michael, dann den österreichischen Franz-Joseforden und neben den anderen Decorationen auch den seltenen württemberger Kronorden mit der Krone. Seinem Heimathlande diente H. unter drei Königen, welche ihm unverwandt die gleiche Gnade und Gunst bewährten. In Starnberg hatte er sich ein sehr einfaches Haus erbaut, nur die (heute noch erhaltenen) Statuen wiesen auf ein Künstlerheim. Sein Münchener Atelier war ebenso wie sein Hauswesen einfach, eine Werkstätte vom alten Schlag; Luxus, Comfort und den jetzt beliebten Decorationskram kannte er nicht. Die einzige Zier bildeten zwischen etlichen Bretterkisten, Papierrollen und Sesselfragmenten (von welch' letzteren der Künstler wegen beständigen Zeitmangels niemals Gebrauch machte) die in langen Reihen über-, durch- und hintereinander, aus allen Winkeln hervorquellenden, staubüberdeckten Gypsmodelle seiner Schöpfungen. H. kannte nichts als ehrgeizige Arbeit; sie allein machte ihm wohl; ihr gehörte sein Leben. Mit dem Wunsch nach Ruhe erlosch auch dasselbe. Der stämmige, baumstarke, wetterfeste und ganz sonnengebräunte Mann starb ohne Krankheit in der Nacht vom 28. auf den 29. August 1882. Wenige Tage vorher hatte er sein Gesuch um Versetzung in den Ruhestand abgefaßt, aber noch nicht eingereicht! Ohne gerade eine abgeschlossene Natur genannt zu werden, verkehrte er doch wenig mit anderen Kunstgenossen. Ganz charakteristisch hatte ihn Kaulbach auf den inzwischen vom Wetter vernichteten Fresken an der Langseite der Neuen Pinakothek in ganzer Figur abconterfeit: die Büste des damaligen Ministerpräsidenten v. d. Pfordten modellirend. — Seine Gattin war ihm schon 1877 nach kinderloser Ehe vorangegangen. Ein Theil seines gewiß nicht unbeträchtlichen Vermögens war durch allerlei Schickungen wieder zerflossen. Eigentliche Schüler bildete er nicht. Doch haben der nachmals berühmt gewordene Caspar Zumbusch, welcher sich von 1848—1853 Halbig's Unterweisung erfreute, auch Heinrich Ruf († 1883) und Peter Lutt ihn immer als ihren Lehrer bekannt. Außer diesen hielt er mehrere gute Gehülfen, unter welchen der wackere Joh. Graf dreißig Jahre lang aushielt und sich immerdar als die rechte Hand seines Meisters bewährte. Leider ist dessen Name in Halbig's letzter Willenserklärung vergessen, wo der seltsame Herr sogar seine Lieblingskatzen bedachte.

Besondere Erwähnung verdient ein älterer Bruder des Vorgenannten: Andreas Halbig (geboren am 24. April 1807 zu Donnersdorf in Unterfranken, † am 3. Mai 1869 zu Penzing bei Wien). Er lernte bei Professor Konrad Eberhard in München, arbeitete für viele bairische Kirchen und besorgte die Restauration der Mariencapelle in Würzburg. Im Jahre 1856 übersiedelte derselbe nach Wien, fertigte im Auftrage des Erzherzogs Ferdinand Max den Hochaltar für die Votivkirche in Wien und die 60 Fuß hohe Dreifaltigkeitssäule zu Pest. — Sein Grabdenkmal setzte ihm sein Bruder Johann Halbig.

Vgl. Vincenz Müller, Universalhandbuch von München 1845 S. 210. — Nekrolog in Lützow's Zeitschrift, IV. Bd. 1869 (Kunstchronik) S. 219.

Ueber Johann H. vgl. außer Vincenz Müller den Nekrolog in Beil. 260 „Allg. Ztg.“ 17. Septbr. 1882. — Kunstvereins-Bericht 1882, S. 69 ff. — Singer, 1896. II, 120. — Halbig's Porträt (mit Biographie) in Nr. 47 „Ueber Land und Meer“, XXVIII. Bd., 1872, und in Nr. 2047

„Illustr. Ztg.", Leipzig, 23. September 1882. — Ein Verzeichniß seiner Werke erschien in München 1879 (bei Knorr u. Hirth, 21 S. kl. 4°) als Manuscript für Freunde, nicht im Handel (auch ohne den Namen des Verfassers Prof. Dr. A. Kuhn). Hyac. Holland.

Halbreiter *): Adolf H., Bildhauer und Ciseleur, geboren am 13. Mai 1839 zu Rosenheim, † am 28. Juni 1898 zu München. Sein Vater war der damals als Arzt thätige Dr. Michael Halbreiter, welcher infolge seines immer veränderungsbedürftigen, unruhigen Wandertriebes ein gut Stück Welt kennen lernte und für seine im Sanitätsfach bei der Belagerung von Sebastopol den Russen geleisteten Dienste die silberne Kriegsmedaille, den Stanislausorden und Titel eines kaiserlich russischen Hofraths erhielt († am 14. März 1881 zu München). Adolf H. lernte zuerst bei seinem Oheim, dem gleichfalls weitgereisten Historienmaler Ulrich Halbreiter (s. A. D. B. X, 403), welcher sich schließlich auch als Silberarbeiter in München angesiedelt hatte. In dieser Werkstätte erfaßte der äußerst strebsame junge Mann den ganzen Umfang der Technik, insbesondere die Perlen- und Edelsteinfassung und die Behandlung des Email. Mit solchen praktischen Vorkenntnissen besuchte er die unter Hermann Dyck (1812—1874) blühende Kunstgewerbeschule und bethätigte sich außerdem als Bildhauer an der Akademie im Wetteifer mit Fritz v. Miller, Anton Heß, Lorenz Gedon u. A. Nach solcher Vorbereitung ging H. nach Paris und arbeitete vier Jahre lang in den besten Ateliers als Ciseleur. Nach seiner Rückkehr gründete H. in München für kunstgewerbliche Metallarbeiten eine eigene Werkstätte, aus welcher die trefflichsten Erzeugnisse: Brochen, Nädelchen, Tafelzier, Pokale aller Art, Lüsterweibchen, im eigentlichen Sinne wahre „Schatzkästchen" hervorgingen, darunter ein vielbewunderter Brautschmuck (1875) — Alles voll reizender Erfindung, künstlerischer Feinheit im Aufbau und subtilster Ausführung und Durchbildung. Infolge dieser Leistungen erhielt H. 1878 einen Ruf als Professor und Leiter der Modellir- und Ciseleurabtheilung an die Kunstgewerbeschule in Dresden. König Ludwig II. aber wünschte, daß eine so hervorragende Kraft für Baiern erhalten bleibe, ertheilte ihm Titel und Rang eines königlichen Professors und fesselte den Künstler durch eigene Aufträge. Dazu gehörte z. B. der herrliche Tafelaufsatz, welchen König Ludwig II. der Universität Würzburg zur dritten Säcularfeier stiftete (Abbildung in der Zeitschrift des Münchener Kunstgewerbevereins 1886, Taf. 1, 2 und in Pecht's Geschichte der Münchener Kunst 1888, S. 473). Obwol H. gerne größeres Interesse für den ornamentalen als den figürlichen Theil hegte, so waren hier die in Silber gegossenen Figuren der thronenden Alma Julia nebst den reichbeschwingten weiblichen Repräsentanten der vier Facultäten vortrefflich gearbeitet. Für Riedinger in Augsburg fertigte H. (nach der Zeichnung des Architekten Hauberrisser) in stilvoller, reichster Gothik einen gewaltigen Kronleuchter mit 24 Armen und 120 Flammen (1880). Andere Arbeiten waren ein „Halsgehänge" (1880), ein schmiedeiserner Lüster (entworfen von Rudolf von Seitz 1881), ein Lüster in Glas für Commerzienrath J. C. Schön in Worms (nach G. Seidl, das Figürliche von Cramer); ein Cocosnußbecher, ein anderer aus einer Muschel; ein Portal im Stile der Frührenaissance als Ehrengabe des Prinzen Ludwig von Baiern zum deutschen Bundesschießen (1881); zwei Pokale als Ehrengeschenk einer Kegelgesellschaft, einmal in Form eines Kegels (nach R. Seitz) und dann in Gestalt einer Kugel (nach F. Barth und L. Gedon); ein Lüsterweibchen mit Hirschgeweih und einem

*) Zu S. 712.

syringenspielenden Meerfräulein (nach L. Herterich); im Auftrage des Kaisers von Oesterreich der Schmuck- und Ordensschrein für Prinz Leopold von Baiern (1882); für den Prinzregent Luitpold die Prachtgruppe mit dem im Jagdhabit neben seinem aufgezäumten Roß vor dem Edelhirsch knieenden S. Hubertus (1883): Lauter Arbeiten von bewunderungswerther Sicherheit, in weichen Formen, die den Meißel und das Material ganz vergessen lassen. Abbildungen davon enthalten die Hefte der „Zeitschrift des Kunstgewerbevereins“ in den genannten Jahrgängen. Ebendaselbst finden sich die Zeichnungen zu silbernen Leuchtern (1883 für Prinz Leopold); die Diplomdecke zur Adresse für den hochverdienten Erzgießer Ferdinand von Miller (1884); ein getriebener Lüsterarm mit Verzierungen von ausgeschliffenem Crystall (1885), ein Kronleuchter für elektrische Glühlichter (1889), ein Tafelaufsatz aus oxydirtem Silber mit Lapislazuli und Crystallglas (1889) und viele andere ganz originelle Schöpfungen, welche das Können des erfindungsreichen Künstlers ehrenvoll in die Welt trugen. Die weitere Ausführung seiner Pläne und Projecte lähmte ein bösartiger, immer weiter greifender Gelenkrheumatismus, welcher nach langen Leiden den Künstler seinem glücklichen Familienleben und seinen zahlreichen Freunden durch einen allzufrühen Tod entriß. Stets neidlos, offenherzig und wahr hatte er keinen Feind.

Vgl. Fr. Pecht, Gesch. der Münchener Kunst 1888, S. 472. — Das geistige Deutschland (1898), S. 264. — Nr. 185 „Allgem. Ztg.“ 7. Juli 1898. — Münchener Kunstvereinsbericht 1898, S. 70. — Bettelheim, Biograph. Jahrbuch 1899, S. 171. — Max Fürst, Biograph. Lexikon für das Gebiet zwischen Inn und Salzach 1901, S. 153.

Hyac. Holland.

Haller*): Josef H., Dr., Publicist, Gelehrter und k. b. Hofrath. Geboren am 5. October 1810 zu Scheinfeld in Unterfranken als der Sohn eines bäuerlichen Uhrmachers, † am 28. November 1886 zu München. Von früher Jugend auf sich selbst angewiesen, studirte H. zu Würzburg die Philologie, die er mit Auszeichnung absolvirte, trat als Erzieher in die Familie des Advocaten Dr. v. Hornthal in Bamberg, wirkte als Assistent an der dortigen Studienanstalt und promovirte 1836 zu Erlangen. In demselben Jahre wurde H. durch Heinrich Zschokke als Rector der Bezirksschule nach Muri (im Aargau) berufen, kehrte aber bald als Chefredacteur des „Fränkischen Merkur“ nach Bamberg zurück. Müde der ärgerlichen Censurplackereien, mit dem Ministerium Abel gründlich verfeindet und deshalb ohne Aussicht auf eine Staatsanstellung ging H. 1839 mit Hülfe einiger Gönner nach Paris, wo er sich erst gründlich in den neueren Sprachen bildete, und nachdem er sein Terrain gründlich kennen gelernt, als Berichterstatter für deutsche Zeitschriften, insbesondere für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ eine ergiebige Existenz und Thätigkeit entwickelte. Hier schloß er Bekanntschaft mit vielen ausgezeichneten Persönlichkeiten, zählte zu den Gründern des „Deutschen Hülfsvereins“ wurde Secretär und Vicepräsident dieser wohlthätigen Einrichtung und entrichtete dazu in der Folge zeitlebens alljährlich seinen Beitrag. Von hier aus unternahm H. mehrfache Reisen nach der Schweiz, Spanien und Portugal (1843), auch nach Algier und Alexandrien (1847). Der Ausbruch der Februarrevolution 1848 vertrieb ihn nach England, wo er die Familie Louis Philipp's zu Claremont besuchte und einem großen Charlisten-Meeting auf Kennington-Green nächst London beiwohnte. Durch den Minister Freiherrn v. Lerchenfeld wurde H. als Chefredacteur der „Neuen Münchener Zeitung“

*) Zu S. 723.

berufen, gleichzeitig erging an ihn eine ehrenvolle ähnliche Einladung aus Berlin unter glänzenden Anerbietungen. H., welcher es vorzog seinem engeren Vaterlande zu dienen, begab sich über Brüssel, Aachen, Köln und Frankfurt nach der Isarstadt, wo er, gemeinsam mit dem Dichter J. B. Vogl (A. D. B. XL, S. 166) eine außerordentliche Thätigkeit entfaltete und als Redner in dem unter Bluntschli's Vorsitz florirenden „Constitutionellen Verein für Freiheit und Gesetzmäßigkeit“, nach schwerer Redactionsarbeit oft noch in später Nacht erschien, um die neuesten Ereignisse mitzutheilen. Obwohl kein glänzender Redner, trat H. auch in sogenannten Volksversammlungen auf, wo er sich durch Besonnenheit und Schlagfertigkeit des Geistes auszeichnete und ebenso als Landwehrofficier bei höchst tumultuösen Auftritten mit unerschrockenem Muthe bewährte. Sieben Jahre mühte er sich unter dem damals fast unerträglichen Druck und den zahllosen Schwierigkeiten eines officiellen Journals, welches er in leidenschaftsloser, würdiger und vornehmer Weise redigirte. König Max II. verlieh ihm 1854 eigenhändig und unter ausdrücklicher Anerkennung seines Wirkens das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienstordens vom hl. Michael. Ein Jahr darauf schied H. aus der Redaction dieses Blattes, welches in den Privatbesitz seines früheren Eigenthümers überging, womit für H. die früher versprochene Pension oder anderweitige Verwendung im Staatsdienst verloren war. H. nahm seine Correspondenzen theilweise wieder auf, machte Reisen nach Hamburg und Amsterdam und vergrub sich gänzlich in nationalökonomische und statistische Studien, nachdem er auch an den Bestrebungen des großdeutschen Vereins u. A. mit einer in 50 000 Exemplaren verbreiteten Flugschrift über „Handelsvertrag und Zollverein“ (1863) sich betheiligt hatte. Zuletzt ging er ganz auf culturhistorische und linguistische Forschungen über; als Frucht davon erschien nach mehrjähriger angestrengter Arbeit die Sammlung, Erläuterung und sozusagen physiologische Vergleichung „Altspanischer Sprüchwörter“ (Regensburg 1883, in 2 Bänden), ein „opus aere perennius“, welches in Ermangelung eines opferwilligen Verlegers, der Verfasser auf eigene Kosten erscheinen ließ. Das Buch war eigentlich schon im voraus bestimmt, ein Torso zu bleiben. H. wählte als Ausgangspunkt das in alphabetischer Ordnung 4300 Sprüchwörter bietende „Libro de Refrances“ des Mosen Pedro Valles (Saragossa 1549) und entnahm demselben nur die unter dem Buchstaben A mitgetheilten 555 Sprüchwörter, die er nun nach allen Seiten und mit der ihm zugänglichen Litteratur zu commentiren und zugleich ihre internationale Verwandtschaft darzulegen beschloß. Was H. hier leistete war eigentlich nur eine Probe, ein Vorbild für einen etwaigen Nachfolger, dessen adäquate Leistung und Fortsetzung jedenfalls eine mehr als vierfache Lebenszeit beanspruchen müßte. Und das alles nur aus Liebe zur Sache, aus reiner Begeisterung für Forschung und Wissenschaft. Es war die Frucht von 1223 Tagen und Nächten, da der Verfasser, des freien Gebrauchs seiner Augen sich erfreuend, gewöhnlich sechs Stunden Nachtarbeit obendrein darauf verwendete! H. beleuchtete sozusagen die ganze Genesis eines jeden einzelnen Sprich- und Wahrwortes, wie selbige schon bei den Griechen und Römern (nach Indien, China und Aegypten, nach Babylon, Arabien und Persien wagte er sich nur ausnahms- und andeutungsweise), bei den Mittel-Latinern, Italienern, Basken, Portugiesen, durch Frankreich bis nach Norwegen und Island hinauf geographisch und historisch nachweisbar erschien. Dazu versah er jedes einzelne Fundstück mit einer Fülle von sprachlichen, biographischen, geo-, topo- und ethnographischen, statistischen, geschichtlichen und litterarhistorischen Notizen und Erläuterungen. Fast möchte man in den Ruf „tant de bruit pour une omelette“ ausbrechen! Dafür erblühte ihm freilich wieder Anerkennung und Auszeichnung; er wurde Ehren-

mitglied von gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Noch auf seinem schmerzhaften Krankenlager in den letzten Lebenstagen kamen erfreuliche Kundgebungen aus Peru. Weitere Arbeiten über die Litteratur der Basken und eine Abhandlung über die Dichter des italischen Mittelalters blieben unvollendet. Obwohl der geistig ungeschwächte Mann alljährlich seine Badereise unternahm und noch 1886 sein liebes Würzburg und die letzten trauten Genossen aus der Jugendzeit wieder besuchte, meldeten sich plötzlich die Leiden des Alters. Er trug selbe mit bewunderungswerther Geduld. Seine Angelegenheiten waren bis ins kleinste geordnet: seine längst ausgearbeiteten letzten Verfügungen umfaßten 40 Folioseiten! H. war ein ehrenhafter Charakter von seltener Reinheit und Tadellosigkeit, dem auch seine politischen Gegner immer Anerkennung zollten; ein Feind unnützer Polemik, ein treuer, uneigennütziger, unverbrüchlicher Freund, ein gewandter Publicist und achtbarer Gelehrter; seine Citate galten ebenso zuverlässig wie jedes Wort, das er sprach oder schrieb. — Seine Gattin Amalia Haller, eine Tochter des Augsburger Kupferstecher Bodenehr, starb 1883 zu Zürich; ihr beiderseitiger Sohn war schon in zarter Jugend an den Folgen eines Falles den Eltern vorangegangen.

Vgl. Beilage 186 „Allgemeine Ztg.“ v. 7. Juli 1886 und Nr. 334 „Neueste Nachrichten“ v. 30. Nov. 1886. Hyac. Holland.

Halske *): Johann Georg H., der Mitarbeiter von Werner v. Siemens, wurde geboren zu Hamburg am 30. Juli 1814 und starb zu Berlin am 18. März 1890 (andere Daten sind falsch!). Im J. 1844 errichtete er in Berlin unter der Firma Böttcher & Halske eine Werkstätte für chemische Apparate. Zu seinen Kunden gehörten bald die Mitglieder der jungen Physikalischen Gesellschaft, darunter der damalige Artillerielieutenant Werner Siemens, ferner du Bois-Reymond, Brücke, Helmholtz, Clausius, Wiedemann, Ludwig, Beetz, Knoblauch und Andere.

H. hatte für Siemens dessen Zeiger- und Drucktelegraphen gebaut und ihm auch das Modell seiner ersten Guttaperchapresse angefertigt. 1847 trennte sich H. von seinem bisherigen Theilhaber und begründete mit Siemens eine Telegraphenbauanstalt, den Anfang des heutigen Welthauses. Da beide keine disponiblen Geldmittel besaßen, so liehen sie sich von dem in Berlin wohnenden Vetter von Siemens, dem Justizrath Georg Siemens, 6000 Thaler gegen 6jährigen Gewinnantheil. Im August 1847 theilt Siemens diesen Entschluß seinem Bruder Wilhelm in England mit: „Ich habe mit dem Mechanikus Halske, der sich schon von seinem Compagnon getrennt hat, definitiv die Anlage einer Fabrik beschlossen . . . Halske, den ich völlig gleich mit mir gestellt habe in der Fabrik, bekommt die Leitung der Fabrik.“ In dem Hinterhause Schönebergerstraße 19 wurde eine Werkstätte gemiethet, mit den Fenstern gegen den Anhalter Bahnhof. Siemens wohnte dort parterre, die Werkstätte eine Treppe, H. zwei Treppen hoch. Die Miethe betrug insgesammt 300 Thaler jährlich. Am 12. October 1847 waren 3 Drehbänke aufgestellt und die Arbeit begann. Rasch entwickelte sich das junge Unternehmen, ohne weitere fremde Gelder in Anspruch nehmen zu müssen. Durch die schwierigen Zeiten hindurch leitete H. die Firma, während Siemens in den Dänischen Krieg zog; erst im Juni 1849 nahm Siemens seinen Abschied vom Militär und arbeitete fast 20 Jahre lang mit H. gemeinsam. 1848 trat H. aus der Firma aus, da er in dem großen Betriebe keine Befriedigung mehr fand. Er widmete sich ganz den Interessen der Berliner Stadtverwaltung, war bis 1875 Stadtverordneter, seit 1880 Stadtrath von Berlin. Siemens sagte 1891 von H. (Siemens,

*) Zu S. 734.

Lebenserinnerungen, S. 256): „Die Erklärung (für den Austritt Halske's) liegt in der eigenartig angelegten Natur Halske's. Er hatte Freude an den tadellosen Gestaltungen seiner geschickten Hand, sowie an allem, was er ganz übersah oder beherrschte. Unsere gemeinsame Thätigkeit war für beide Theile durchaus befriedigend. H. adoptirte stets freudig meine constructiven Pläne und Entwürfe, die er mit merkwürdigem mechanischen Taktgefühl sofort in überraschender Klarheit erfaßte, und denen er durch sein Gestaltungstalent oft erst den rechten Werth verlieh. Dabei war H. ein klardenkender, vorsichtiger Geschäftsmann, und ihm allein habe ich die guten Resultate der ersten Jahre zu danken." Von den zwei Söhnen Halske's starb der eine mit ungefähr 25 Jahren, der andere war seit 1879 in der Firma Siemens & Halske thätig, starb jedoch schon 1894.

W. v. Siemens, Lebenserinnerungen. — Dr. Howe, Siemens & Halske, ein Rückblick am Tage des 50jährigen Bestehens. Berlin 1897. — Briefliche Mittheilungen der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin an den Unterzeichneten. — Poggendorff's biographisch-litterarisches Wörterbuch III, 578.

F. M. Feldhaus.

Hamberger*): Julius H., Professor, Philosoph und Gottesgelehrter, geboren am 3. August 1801 zu Gotha, † am 5. August 1885 zu München, stammte aus einer alten Polyhistor-Familie. Sein Vater J. Wilhelm Hamberger amtirte als Bibliothekar des Herzogs von Gotha; die Mutter Marie Luise Braun aus Kassel bekleidete das Amt einer Kammervirtuosin und Lectrice bei der Herzogin Charlotte von Gotha; ihr seelenvoller, innig ergreifender Gesang erregte die Aufmerksamkeit der Tondichter Spohr und Fr. Heinrich Himmel. Acht Jahre alt kam H. mit seinem als Hofbibliothekar nach München berufenen Vater in die bairische Hauptstadt und erhielt in einer Privatanstalt den ersten gründlichen Unterricht mit einer Anzahl von gleichen Altersgenossen, welche insgesammt hier gute Namen erwarben, darunter der nachmalige Oberbibliothekar Heinrich Konrad Föringer, Adolf Julius Niethammer, Alfred Schlichtegroll, Emil Jacob, Simon Quaglio und die Söhne des berühmten Rechtsgelehrten Anselm Feuerbach. Da der Vater infolge geistiger Umnachtung bald in Ruhestand versetzt wurde, gestalteten sich nach seinem am 8. Juni 1813 erfolgten Ableben die Verhältnisse der Familie ziemlich ungünstig, so daß Julius durch Zeichnen und Malen, seine Schwester M. A. Charlotte (welche nachmals den Kaufmann G. Schulze heirathete und eine renommierte Handlungsfirma begründete) durch Putzarbeit, der Mutter beistanden. Aufgemuntert durch einen bei Hambergers als „Zimmerherr" wohnenden Maler cultivirte der junge Julius den in der Lateinschule gelehrten Zeichnungsunterricht, wodurch er zufällig dem berühmten Porträtmaler Joseph Karl Stieler (s. A. D. B. XXXVI, 189 ff.) vorgestellt wurde, welcher den vielversprechenden Knaben zum fleißigen Besuche seines Ateliers einlud. Noch mehr förderte diesen die durch einen Schulkameraden bewerkstelligte Bekanntschaft mit dem badischen Gesandten v. Harnier, welcher sich mit Pastellmalerei befaßte. Fast allwöchentlich fertigte H. nun ein Porträt in dieser Technik, das bei sonstiger Unvollkommenheit doch eine befriedigende Aehnlichkeit bot. Der günstige Zufall führte den angehenden Künstler in die Steindruckerei H. J. Mitterer's, des Erfinders der sogenannten Kreidemanier, und dieser weckte eine solche Freude an der Lithographie, daß H. eine Zeitlang mit dem Gedanken umging, sich ganz derselben zu widmen. So zeichnete er beispielsweise das Bildniß eines alten Mannes (eines am Gründonnerstag zur „Fuß-

*) Zu S. 736.

waschung" ausgewählten sogenannten „Apostels") und copirte zu der gleichnamigen akademischen Abhandlung Fr. v. Schlichtegroll's „die bei Rosette in Aegypten gefundene Inschrift" (München 1818), welche durch Hamberger's lithographische Reproduction — heutzutage auch eine Incunabel des Steindrucks — den Weg in die gelehrte Welt fand und unter Champollion's Händen den Schlüssel zur Lösung der Hieroglyphen bot. Ein Kistler aus Poessenbacher's Werkstätte construirte ihm eine kleine Presse, worauf H. seine Erzeugnisse druckte, wovon sich jedoch schwerlich weitere Proben erhalten haben, da H. durch die bald folgende Confirmation wiederum den gelehrten Studien, insbesondere der Theologie, zugewendet wurde. Seine Kunstbestrebungen hatten indessen auch den nachhaltigen Nutzen, daß er die Freundschaft der edlen Malerin Louise Wolf (s. A. D. B. XXXXII, 779 ff.) gewann und des als Mensch wie Künstler gleich liebenswürdigen und achtungswerthen Fr. Hoffstadt (s. A. D. B. XII, 618) welcher, obwohl in die juristische Laufbahn gezwängt, doch der deutschen Spitzbogen-Architektur sein Leben widmete und ihre Geheimnisse und Constructionen tiefer ergründete und durchforschte als mancher Baumeister. Der Dritte im Bunde war der feinfühlige Lyriker Friedrich Beck (s. A. D. B. XXXXVI, 296 ff.), der Sänger der „Theophanie" und theoretischer Historiker der schönen Künste. Beide blieben, obwohl vielfach verschiedener Ansicht, doch einträchtigen Sinnes in unwandelbarer Freundestreue, immerdar im Wetteifer an Güte und Reinheit des Herzens.

Nachdem H. unter dem Rector Johann Fröhlich das Gymnasium und unter Weiller, Thiersch und Späth das Lyceum zu München absolvirt hatte, ging er als Candidat der Theologie nach Erlangen und brachte es durch Fleiß und Ausdauer dahin, daß er schon nach fünf Semestern seine Prüfung zur Anstellung bestehen und darauf zu Ansbach die Ordination erhalten konnte (1825). In München befliß er sich des Predigens und Katechisirens und ertheilte Privatunterricht, bis er 1828 als Religionslehrer am Cadettencorps und an der Kgl. Pagerie, nachmals an ersterer Anstalt auch als Professor der deutschen Sprache und Litteratur, angestellt wurde — eine Thätigkeit, welcher H., obwohl mit einiger Einschränkung, bis zum J. 1881 getreu blieb; sein Amt an der Pagerie legte er erst 1884 nieder! In dieser weit über ein gewöhnliches Leben gehenden Wirksamkeit waltete H. wie ein guter, gewissenhafter Säemann: Hunderte von Männern in allen Lebensphasen dankten ihm, daß er, wie ehedem der treffliche Dichter und Moralist Chr. F. Gellert, die Keime zum Guten und Rechten, zum Schönen und Wahren begeistert in ihre jungen Herzen pflanzte. Jeder fühlte, daß die Worte des Lehrers aus tiefster Seele und heiligster Ueberzeugung kamen, wozu auch die äußere Erscheinung des Mannes wesentlich mitwirkte, denn obwohl klein und unscheinbaren Körpers sprach doch aus dem herrlich modellirten Haupte, aus der leuchtenden Stirne und den schönen Augen ein eigenartiger Zug und jenes gewinnende Wohlwollen echter Humanität — kurz ein überraschend mächtiger Ausdruck, welchen Christian Roth auf seiner Büste (1862) zum congenialen Ausdruck brachte. Neben dem Lehramte übte H. eine weitere Wirksamkeit durch seine zahlreichen philosophisch-theologischen Schriften. Abgeschreckt durch die Dürre des damals herrschenden Rationalismus flüchtete H. zu Schelling und Franz Baader und glaubte schließlich in Jakob Böhme's feierlichem Urwalddunkel den universalen Heilquell entdeckt zu haben. Diese Gedankenwildniß zu durchforsten und wenigstens durch einige Gangsteige zugänglicher zu machen, und das erfrischende Wasser Anderen zur geistigen Brunnenkur zu empfehlen, schien ihm eine dankbare Arbeit, welche er in einem eigenen Buche „Die Lehre Jakob Böhme's in einem systematischen Auszug aus dessen sämmtlichen Schriften" (Stuttgart 1844,

Cotta) nach Möglichkeit löste. Dazu gehört auch die Bearbeitung von Franz Baader's „Vorlesungen und Erläuterungen zu Jakob Böhme's Lehre" (Leipzig 1855, als XIII. Band der durch Franz Hoffmann veranstalteten Gesammtausgabe von Baader's Werken). Das brachte ihn nun in den Ruf eines Mystikers und Theosophen, was für manch scholastischen Hasenfuß mit Geisterbanner und Zauberer gleichbedeutend schien. In Summa verlor H. nie die Erde unter den Füßen, wenn sein Auge auch schwindelfrei den überirdischen Erscheinungen folgte. Während G. H. v. Schubert das damals bekannte Bereich der Naturgeschichte im weitesten Sinne beherrschte und auch die Nachtseiten derselben weiterer Excursionen würdigte, kostete der mehr contemplative H. an den Blüthenkelchen der gottinnigen Seher und hoffenden Denker; das beiderseitige Bestreben ging aber dahin: die Lehre des Christenthums in ihrer vollen Ausdehnung als einzig und allein der Vernunft Befriedigung gewährend nachzuweisen und diese Lehre in ihrem wirklichen Verhältnisse zu Natur, Geschichte, Kunst und Poesie darzustellen. In diesem Sinne nun verfaßte H. eine zahlreiche Reihe von Schriften: über „Gott und seine Offenbarungen in Natur und Geschichte" (München 1839, 2. Aufl. Gütersloh bei Bertelsmann). Dann vertiefte er sich nach Herder's und Molitor's Vorgang in alttestamentarische Probleme, in „Die hohe Bedeutung der altjüdischen Tradition, der sogenannten Kabbalah" (Sulzbach 1844), gab die Selbstbiographie des württembergischen Prälaten F. Ch. Oetinger (mit Vorwort von G. H. v. Schubert, Stuttgart 1845), ebenso dessen „Biblisches Wörterbuch" (1849) und eine Uebersetzung und Erläuterung von Oetinger's „Theologia" heraus (1852), dann verfaßte er die beiden kleinen Schriften über „Die Cardinalpunkte der Franz Bader'schen Philosophie" (1855) und „Die Fundamentalbegriffe von Franz Baader's Ethik, Politik und Religionsphilosophie" (1858), welche das Verständniß des großen Philosophen für weitere Kreise anbahnen sollten. „Für Freunde des inneren Lebens und der tieferen Erkenntnß" sammelte H. die „Stimmen aus dem Heiligthum der christlichen Mystik und Theosophie" (Stuttgart 1877, in 2 Bänden); seine Arbeitskraft schien unermüdlich. — H. gab keine Gastvorstellungen im Gebiete der Thaumaturgie; er hat auch keine Thäler ausgefüllt und keine Berge versetzt. Aber er saß auf der Warte wie ein Templeise mit der blanken Waffe des Geistes und dem blanken Schilde des Glaubens, als Hüter bei der heiligen Oriflamme, alle Ungeweihten und Heiden mit ernster Stimme abzuweisen und auf die von ihm erkannten Steige zu leiten. Dabei war es auch nicht die Tiefe oder die Gewalt der Idee, auch nicht die fascinirende Schönheit von Schelling's Vortrag, noch Franz Baader's grandiose Wucht und phantastische Speculation, sondern nur die kunstlose Einfalt seines Wortes und der Eindruck seiner persönlichen friedfertigen Erscheinung. Er hat keine Schule gegründet und keine Jünger gezogen, kein neues System ausgeheckt, aber wie ein guter Arbeiter unverdrossen im Weinberge gejätet, gegraben und aufgebunden. In diesem Sinne schrieb H. viele Essays, Studien, Kritiken und Charakterbilder, z. B. über „Daniel Chodowiecki als Mensch und Künstler", über „Goethe's und Schiller's Freundschaftsverhältniß", über Mozart, Albrecht v. Haller, Schelling und Baader, Joh. Karl Passavant, Meister Eckart, Swedenborg, Justus Möser, Fr. Thiersch, H. Steffens, Franz Hoffmann, über allerlei Zeitfragen und wissenschaftliche Erscheinungen. Das alles ordnete er unter dem Titel „Christenthum und moderne Cultur" in drei Bänden (Erlangen 1863, 1867 und 1875), darinnen die schöne Schilderung über „König Maximilian's II. von Baiern Liebe zur Wissenschaft", welcher auch H. in besondere Affection genommen und denselben vielfach in philosophischen Fragen consultirt hatte. In die ersten

Bände der Allg. Deutsch. Biogr. lieferte H. aus dem reichen Schatzbehälter seiner Erinnerungen einen oder den anderen Charakterkopf und manches Porträtbild, bis das zunehmende Alter auch diese ihm höchst angenehme Mitarbeiterschaft unmöglich machte.

Zu Hamberger's weiterer schriftstellerischer Thätigkeit zählte ein „Lehrbuch der christlichen Religion“ (zuerst 1839, in 3. Aufl. 1877), ein kleiner handsamer „Grundriß der Geschichte der deutschen Prosa und Poesie“ (1847; in 2., vermehrter Auflage von Fr. Beck 1866); dann überarbeitete er Tauler's Predigten (Frankfurt 1864) und veranstaltete eine Blüthenlese aus F. H. Jacobi's und Johannes von Müller's Werken (Gotha 1869 und 1870); zuletzt schrieb H. seine autobiographischen „Erinnerungen“ (Stuttgart 1883) und legte dann Lehramt und Feder nieder, um die langverdiente Ruhe zu genießen. Alle seine Organe waren so gesund und frisch — er kannte z. B. zeitlebens keinen Kopfschmerz — daß er scherzweise äußerte, er sei selbst begierig, welcher Krankheit er einst erliegen sollte; es müßte wohl ein Unfall sein Ende herbeiführen. Das ängstliche Vorgefühl überfahren zu werden, ließ ihn nicht los; dessenungeachtet duldete er eigensinnig keine Begleitung. Und dieses Schicksal erreichte ihn auch im September 1884, daß er dem, einer Militärparade vorauswogenden Menschenstrom ausweichend, umgestoßen wurde und unter die Räder eines Wagens gerieth. Trotz des für seine hohen Jahre sehr bedenklichen Blutverlustes schien sein Leben anfänglich nicht bedroht. Dann aber begann sein Geist doch zu verdämmern, bis er, ohne besondere Leiden, am 5. August 1885 das morsche Gebein abstreifte. Aus einer langjährigen, glücklichen Ehe stammte nur eine an den trefflichen Componisten und Musikprofessor Fr. Riegel verheirathete Tochter. — H. besaß, und diese Striche dürfen an einem sorgfältig und möglichst ähnlich gezeichneten Charakterbilde nicht fehlen, allerlei Eigenzüge. Daß er seinen Freunden, deren Kreis sich natürlich bei zunehmendem Alter immer mehr lichtete, in unverbrüchlicher Weise ergeben blieb, daß er beispielsweise täglich seine im vierten Stockwerke gelegene Wohnung verließ, um den in gleicher Höhe hausenden erblindeten Dichter Fr. Beck aufzusuchen, im Gespräche zu erheitern und ihm stundenlang vorzulesen, ist gewiß ein rührender Zug echter Freundesliebe. Obwohl den überirdischen Dingen im contemplativen Sinne zugewendet, hatte er doch auch für diese Welt ein offenes Auge, und ein schönes Drama und der Genuß einer classischen Oper — König Max II. hatte ihm deshalb für Lebenszeit einen doppelten Freiplatz im Hof- und Nationaltheater verliehen — gehörte zu den stillen, tief und dankbarst empfundenen Freuden seines Herzens, welches nebenbei nicht gerade an den Schätzen dieser Erde hing, wenn er auch wie ein guter Hausvater seine in unausgesetzter Arbeit schwer verdienten Ersparnisse überwachte. Eine von Jugend auf anhaftende Eigenthümlichkeit war ferner, daß H. viel und mit der größten Lust las; er blieb aber fast immer bei denselben Büchern und Fr. Chr. W. Jacobs' „Briefe aus Rosaliens Nachlaß“ bildeten mit den Geschichten von Jung-Stilling, Chr. G. Salzmann und anderen vergilbten Autoren ein wonniges Labsal holder Schwärmerei, welche ihn jedoch nicht hinderte, rechtzeitig mit energischer Freimüthigkeit und in alter Schärfe aufzutreten, wo der Dünkel des Unverstandes oder der Böswilligkeit sich breit machen wollte. Wie er bei dem knapp und eng gezogenen Kreis seiner belletristischen Lectüre der älteren und neueren Litteraturgeschichte gerecht werden konnte, ist ein unerfindliches Räthsel. Ob er Wolfram's „Parcival“ mehr als durch Hörensagen kannte, bleibt sehr fraglich; Shakespeare hatte er nie gelesen, sondern nur aus einzelnen Bühnenvorstellungen beurtheilt; zu Dante's Divina Commedia bequemte er sich ziemlich spät und kurz. Den Erzeugnissen der dermalig neuesten deutschen Dichter ging

er sorgsam aus dem Wege. Auch sonst hegte er allerlei Schrullen. Unterbeinkleid und Unterleibchen kannte er nicht; erst nach langen Kämpfen brachte man ihn dazu, in den letzten Monaten seines Lebens den Fuß in Socken und Strümpfe zu stecken, da er seither nur Kleie in den Schuhen gewohnt war und einen Bogen Löschpapier auf der Brust zu tragen. Seine äußere Erscheinung war immer sorgfältig und sauber, mit dem unverkennbaren Ausdruck des Büchergelehrten, wozu der allzeit tief in den Nacken gesetzte Hut und darunter ein violettes Käppchen trefflich paßten. Man hätte die Katakombeninschrift auf sein Grab setzen können: Ave pia anima et vale!

Vgl. Beil. 268 „Allg. Ztg." v. 27. September 1885 u. W. Preger in Nr. 49 d. Allg. Evangel.-Luth. Kirchenzeitung v. 11. Dec. 1885.

Hyac. Holland.

Verzeichniß

der im 49. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.